This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

Moſes Mendelsſohn's
geſammelte Schriften.

Vierten Bandes
erſte Abtheilung.

Moſes Mendelsſohn's
geſammelte Schriften.

Vierten Bandes
erſte Abtheilung.

10995

Inhalt

der ersten Abtheilung des vierten Bandes.

	Seite
Kleine Schriften. 1. Bereits gedruckte. Fortsetzung.	1 — 58
Versuch, eine vollkommen gleichschwebende Temperatur durch die Construction zu finden (1761) ..... (Zu dieser Abhandlung gehört eine lithographirte Zeichnung.)	3 — 11
Aus der Neuen Berlinischen Monatsschrift vom Jahre 1810	12 — 37
1. Brief an Resewitz, über den Selbstmord (1 Mai 1756)	12 — 24
2. Vorschläge zu einer Aufgabe in der Beredsamkeit (1758)	25 — 26
3. Beantwortung einiger Fragen in der Schauspielkunst (c. 1770)	26 — 28
4. Von der lyrischen Poesie (1777)	28 — 35
5. Über den Reih (1769)	35 — 36
6. Über einige deutsche sinnverwandte Wörter	36 — 37
Von der Herrschaft über die Neigungen (c. 1755) ...	38 — 45
Zufällige Gedanken über die Harmonie der inneren und äußeren Schönheit (c. 1755)	46 — 53
Gedanken Verschiedener bei Gelegenheit einer merkwürdigen Schrift (1783)	54 — 58

	Seite
Kleine ungedruckte Schriften, Bemerkungen und Fragmente	59 — 153
Von den ohngefähren Zufällen (16 März 1753)	61 — 63
Gedanken und Bemerkungen (11 Apr. 1754)	63 — 64
Gedanken, und über einen Lehrsatz des Euclides (10 Juli 1757)	64 — 65
Über Vorsehung (29 Juni 1758)	65 — 66
Über reverentia, Ehrfurcht (c. 1760)	66
Briefe über Kunst	66 — 76
Recension der: „Beurtheilung der Schrift, die im J. 1755 den Preis von der Academie zu Berlin erhalten hat, nebst einem Schreiben an den Verf. der Dunciade für die Deutschen. Frkf. u. Lpz. 1757."	76 — 78
Verwandtschaft des Schönen und Guten (c. 1757 — 1760)	78 — 82
Anmerkungen über Bayle's „Pensées diverses sur les Comètes", und Gedanken von der Vergleichung zwischen der Abgötterei und dem Atheismo.	83 — 88
Gedanken vom Ausdrucke der Leidenschaften	88 — 92
Recension von: (Herder) „über die neuere deutsche Litteratur, 1ste und 2te Sammlung" (1767)	93 — 101
Über freie und freiwillige Handlungen starker und großer Geister (28 Aug. und 28 Sept. 1769)	101 — 102
Über Cochius von den Neigungen (1769)	102 — 105
Über Garve von den Neigungen (1769)	105 — 112
Von dem Worte Kunst	112 — 113
Zu den Briefen über die Empfindungen (1770)	113 - 114
Notizen zu Stosch's Synonymen, Frkf. a. O. 1770	114 — 118
Anhang einiger Synonymen	118 — 119
Stammbuchs-Inschrift aus Dorow (26 Oct. 1771)	119
Inschrift in Brockmann's Stammbuch (7 Jan. 1778)	120
Über (Hemsterhuys) Lettre sur la sculpture (März 1776)	120 — 121
Objective und subjective Unterhaltungsfähigkeit (Juni 1776)	121 — 122
Über das Erkenntniß-, Empfindungs- und Begehrungsvermögen (Juni 1776)	122 — 124
Über einen schriftlichen Aufsatz des Hrn. de Luc, die Immaterialität der Seele betreffend (Mai 1778).	124 — 127
Wahrheit, Schein (Nov. 1781)	127 — 128
Von vollkommenen und unvollkommenen Rechten und Pflichten (Nov. 1781)	128 — 131
Modus conjunctivus	131
Über die Freiheit, seine Meinung zu sagen (23 Mai 1784)	132 — 134

Seite

über Prof. Selle's Satz, daß es keine reinen Vernunftbegriffe gebe ..... 134 — 135
über vollkommene und unvollkommene Pflichten, mit Beziehung auf Zöllner's Schrift über M. M.'s Jerusalem (1784) ..... 135 — 145
über Dieterich's Bemerkungen in Beziehung auf Kant's „öffentlichen und Privatgebrauch der Vernunft" ..... 146 — 148
Sonderung der Ämter und Stände ..... 148 — 150
über die beste Staatsverfassung ..... 150 — 153

Moses Mendelssohn's Antheil an der Bibliothek der schönen Wissenschaften und der freyen Künste ..... 155 — 496

Ersten Bandes erstes Stück, 1756.

Aufmunterungen in moralischen Gedichten, von Joh. Lorenz Withof ..... 157 — 170
Lowth de sacra poesi Hebraeorum (im 2ten Stücke fortgesetzt) ..... 171 — 210
Drey Gedichte von dem Verf. der vermischten Werke in verschiedenen Arten der Dichtkunst (Dusch) .. 210 — 218

Zweiten Bandes erstes Stück, 1757.

Lehrbuch prosaischer und poetischer Wohlredenheit, von Joh. Bernh. Basedow .. .. 218 — 240
The pleasures of imagination, a poem by Akenside ..... 240 — 262
Historische Lobschrift des Frhrn. von Wolf, von Joh. Christoph Gottsched ..... 262 — 267

Zweiten Bandes zweites Stück, 1758.

Principes pour la lecture des orateurs, 3 Tomes; Grundsätze und Anweisung die Schriften der Redner zu lesen, aus dem Französ. übersetzt von C. L. R., 3 Theile (im 1sten Stücke des dritten Bandes fortgesetzt) ..... 267 — 289

Aus dem II. Theil.

XVI. Den 19 April 1759.

Seite

34ſter Brief. — Frid. Adami Widderi dissertatio de hylozoismo et Leibnitianismo; Gliſſonius; Vertheidigung Leibnitzens gegen den Hylozoismus; Spinoza und Strato von Lampſacus ..... 524 — 529

XVII. Den 26 April 1759.

35ſter Brief. — Von des Caplans Rabe verſprochener Überſetzung der Miſchnah und von dem Werthe des Talmuds ..... 529 — 531

XVIII. Den 3 Mai 1759.

37ſter Brief. — Eſchenbach's Metaphyſik, und Vertheidigung Wolf's dagegen ..... 531 — 534

38ſter Brief. — Eſchenbach's philoſophiſches Syſtem..... 534 — 537

XXIII. Den 7 Juni 1759.

42ſter Brief. — Die Newton'ſche und Leibnitziſche Philoſophie; Boſcovich, philosophiae naturalis theoria P. I. (Schluß in der folgenden No.).. 537 — 543

XXIV. Den 14 Juni 1759.

Schluß des 42ſten Briefes ..... 543 — 545

Aus dem III. Theil.

I. Den 5 Juli 1759.

45ſter Brief. — Boſcovich, philosophiae naturalis theoria P. II.; Anwendung der Naturphiloſophie auf die Mechanik; neue Art des Beweiſes, daß jede Maſſe einen Schwerpunkt haben müſſe (Schluß in der folgenden No.)..... ..... 545 — 551

II. Den 12 Juli 1759.

Schluß des 45ſten Briefes ..... 551 — 555

XI. Den 13 Sept. 1759.

Seite

54ſter Brief. — Boſcovich, philosophiae naturalis theoria P. III.; ſeine Hypotheſe von der Durchdringlichkeit feſter Körper; Beweis wider Boſcovich, daß man mit dem Ausdrucke „Figur der Erde" wirklich einen beſtimmten Begriff verbinde (Schluß in der folgenden No.) ..... 556 — 562

XII. Den 20 Sept. 1759.

Schluß des 54ſten Briefes ..... 562 — 563

55ſter Brief. — Die Inconſequenz und Mängel in Boſcovich's allgemeinem Verfahren; Leibnitz gegen einige ſeiner Einwürfe vertheidigt..... 563 — 565

56ſter Brief. — Über Boſcovich's Abhandlungen von Gott und der Seele, dem Raume und der Zeit..... 566 — 569

Aus dem IV. Theil.

II. Den 11 Oct. 1759.

60ſter Brief. — Nutzen und Nutzloſigkeit geiſtloſer Köpfe; „Grundſätze und Regeln der ſchönen Künſte" von Sulzer in Ausſicht, Gottſched's „Handlexikon der ſchönen Wiſſenſchaften" erſchienen .... 569 — 571

61ſter Brief. — Sulzer's „Begriff aller Wiſſenſchaften und andrer Theile der Gelehrſamkeit, 2te Aufl. 1759"..... 571 — 573

62ſter Brief. — Fortſetzung über Sulzer's Schrift; beſonders über eine philoſophiſche Grammatik, über eine allgemeine Sprache und Schrift, eine allgemeine Algebra; von der Malerkunſt, von der practiſchen Philoſophie (Schluß in der folgenden No.) 573 — 576

III. Den 18 Oct. 1759.

Schluß des 62ſten Briefes ..... 576 — 578

VI. Den 8 Nov. 1759.

66ſter Brief. — Über die Idealſchönheit in den ſchönen Wiſſenſchaften..... 579 — 582

Seite

67ster Brief. — Iselin's Versuch über die Gesetzgebung ..... 582—585

XI. Den 13 Dec. 1759.

72ster Brief. — Es scheint schwer, über den Ursprung der Sprachen etwas zu sagen; Preisaufgabe der Berliner Academie über den Einfluß der Sprachen auf die Meinungen und der Meinungen auf die Sprachen; Michaelis Preisschrift; ein Punkt der Aufgabe fordert etwas zu viel ..... 585 — 588

73ster Brief. — Einige fernere Bemerkungen über Michaelis Preisschrift; Vertheidigung des Cicero wegen des Wortes voluptas, und Einwürfe gegen das summum bonum der Epikuräer ..... 588 — 592

XII. Den 20 Dec. 1759.

74ster Brief. — Fortgesetzte Bemerkungen aus Michaelis Preisschrift; weitere Anmerkungen über das summum bonum; über das Verhältniß des Naturrechts zum Naturgesetz und zur Moral; über einen paradoxen Satz von Schmauß ..... 592 — 596

75ster Brief. — Über die anonyme Preisschrift, welche in einer vorausgeschickten Betrachtung den Ursprung der Sprachen in den nachahmenden Lauten sucht; Beispiele von des Verfassers Etymologien 596 — 599

Kleine Schriften.

1. Bereits gedruckte.

(Fortsetzung.)

Verſuch, eine vollkommen gleichſchwebende Temperatur durch die Conſtruction zu finden *).

(Aus Marpurg's hiſt.-krit. Beyträgen zur Aufnahme der Muſik. Bd. V. Stück 2. Berl. 1761. S. 95—109.)

Man hat ſich ſeit vielen Jahren Mühe gegeben, eine gleichſchwebende Temperatur in Zahlen auszudrücken. Die Unmöglichkeit, dieſes ganz genau bewerkſtelligen zu können, leuchtete zwar

*) Der Streit über den Vorzug dieſer oder jener ungleich ſchwebenden Temperatur hat aufgehört, ſeit uns Reidhardt mit der gleichſchwebenden Temperatur bekannt zu machen angefangen. Man hat gefunden, daß weder die eine, noch die andere etwas taugt; und daß in einer Tonleiter, wo die kleinen und großen halben Töne in einerlei Klanggrößen ausgeübt werden, nothwendig alle Töne zwiſchen eins und zwei in einer ſtetigen geometriſchen Proportion zuſammenhangen müſſen. Man iſt alſo auf verſchiedene Art eine gleichſchwebende Temperatur zu berechnen bemüht geweſen, z. B. 1) vermittelſt der Ausziehung der Wurzeln, 2) durch Vergleichung des Quinten- und Quartenzirkels, 3) durch die geometriſche Zerfällung des ditoniſchen Commatis, 4) durch die arithmetiſche Theilung deſſelben, 5) durch die geometriſche Zerfällung des ſyntoniſchen Commatis in elf Theile, 6) durch die arithmetiſche Zergliederung deſſelben in eben ſo viele Theile, 7) durch die Rationalzahlen des Mollaccords 6 : 5 : 4 : 3. (Krit. Briefe über die Tonkunſt, 39. 40. 41. Stück), 8) durch die arithmetiſche Zergliederung der Dieſis 125 : 128, 9) durch die geometriſche Theilung derſelben, 10) durch die arithmetiſche Zerfällung des kleinen Terzencommatis 625 : 648, 11) durch die geometriſche Theilung deſſelben, u. ſ. w.

in die Augen; allein man begnügte sich, es durch die Näherung zur Wahrheit dahin zu bringen, daß der Fehler nicht zu merken war. Nun ist zwar ein geübtes Ohr im Stande, einen ungemein kleinen Unterschied zu bemerken; allein so scharf ist der geübteste Sinn nicht, daß er nicht sollte betrogen werden können. Man hat also leichtlich einen harmonischen Canon finden können, der dem feinsten Gehör gleichschwebend deuchtet. An die mathematische Construction hat man selten gedacht. Man wußte, daß sie möglich sei, und daß man durch dieselbe die verlangten Längen, ohne die mindeste Abweichung, finden könne; allein man hielt sie für unbequem, vermuthlich weil zu einer vollkommenen geometrischen Construction der verlangten Längen höhere krumme Linien vonnöthen sind, welche nun freilich in der Ausübung unsägliche Schwierigkeiten verursachen. Neidhardt, der sich um die Temperatur sehr verdient gemacht, spricht folgendergestalt davon. „Was die geometrische Construction betrifft, so wird eine geometrische Mittelproportionallinie insge-

---

Obgleich eine auf solche Art berechnete gleichschwebende Temperatur dem Gehör alle mögliche Genugthuung giebt, so kann man doch, wegen der am Ende vorkommenden Brüche, nicht behaupten, daß eine einzige davon das Auge gänzlich befriedige; es müßte denn die von Nro. 7 seyn. Ich übergehe die Differenzen, die sich, wegen der verschiedenen Arten der Solution, in den letztern Ziffern finden, ob man selbige gleich wegwirft. Der Herr Kirnberger, einer unsrer besten Tonkünstler hieselbst, dem diese Unvollkommenheit unserer gleichschwebenden Temperatur bekannt war, und der gerne eine gleichschwebende Temperatur auf dem Monochord zu sehen wünschte, die zugleich das Ohr und das Auge vergnügte, bekam dasjenige zu lesen, was Neidhardt in seiner Sect. canon. harmon. von der geometrischen Construction in Absicht auf die Temperatur schreibt. Er nahm Gelegenheit, mit einem scharfsinnigen Mathematiker hieselbst, dessen Namen zu nennen ich nicht die Erlaubniß habe, hierüber zu sprechen, und denselben zu fragen: ob dasjenige, was der Herr Neidhardt nur so obenhin berührt hatte, sich nicht näher untersuchen und vielleicht mit mehrerer Genugthuung, als die arithmetische Annäherung, auf einen Canon zur Ausübung bringen ließe. Der gelehrte Freund des Herrn Kirnberger übernahm diese Untersuchung, und hatte nach einer kurzen Bemühung das Vergnügen, das Räthsel aufzulösen und die von dem Herrn Neidhardt gelassene weite Lücke auszufüllen. Hier ist sein Aufsatz über diesen Gegenstand, der seinen vortrefflichen Einsichten so viel Ehre macht, als er nicht nur allen Kennern der gleichschwebenden Temperatur, sondern auch den Mathematikern selbst gewiß angenehm seyn wird. (Anm. von Marpurg.)

mein durch die Lineam und den Circulum, zwo aber durch den Circulum und parabolam, durch den Circulum und die hyperbolam intra asymptotas, durch den Circulum und hyperbolas, oder auch Ellipses, infinitas, u. s. w. gefunden". „Uns geht die ganze Sache nichts an", setzt Neidhardt hinzu, „weil die arithmetische Annäherung bei dem canone harmonico viel, viel bequemer kann angewendet werden; wiewohl sich zwar das Ohr, der Verstand aber ganz und gar nicht damit befriedigen läßt."

Wie aber? wenn man beides, Verstand und Ohr, befriedigen könnte, und zwar eben so leicht und bequem, wo nicht noch leichter, als man durch die arithmetische Annäherung das Ohr allein befriedigt? Eine geometrische Construction der mittlern gleichverhaltenden Linien kann ohne Hülfe der höhern krummen Linien nicht vollzogen werden, und diese haben ihre Schwierigkeiten; allein es giebt eine Art von Construction, die man die mechanische nennt, welche leicht auszuführen, und eben so richtig ist, als die geometrische. Der Meßkünstler verwirft sie, nicht ihrer Unrichtigkeit halber, sondern aus geometrischem Eigensinn. Er will nicht blindlings suchen, kein Instrument blindlings anlegen, und dann zusehen, ob er es recht angelegt; sondern allezeit vorher wissen, wo er das Begehrte finden, und an welche Stelle er seine Instrumente anzubringen hat. Bei den sogenannten mechanischen Constructionen aber muß man öfter das Instrument auf's Gerathewohl hinlegen und so lange hin- und herrücken, bis man den rechten Ort findet. Wer so eigensinnig nicht seyn will, kann sich der mechanischen Construction mit Nutzen bedienen; und ich glaube, der Musikus habe am wenigsten Ursache, es zu seyn. Wenigstens kann man den Versuch machen, ob die verlangte, gleichschwebende Temperatur nicht durch die Construction weit leichter und richtiger zu finden sei, als durch die gemeine arithmetische Annäherung. Ich werde vorerst die mathematischen Gründe auseinandersetzen, welche die Richtigkeit der Construction beweisen, und sodann für den mechanischen Künstler die Regeln kurz und deutlich vorschreiben, nach welchen er diese Construction ins Werk zu richten hat.

Zu einer gleichschwebenden Temperatur gehören 13 gleich dicke und gleich gespannte Saiten, deren letzte die Octave der ersten ist, alle übrige aber, die gleich weit von einander abstehen, denselben Ton hervorbringen, d. h. das nämliche Verhältniß gegen einander haben. Man erlangt dieses, wenn man 13 Längen

findet, die ſtetig proportionirt ſind, und deren erſte zur dreizehnten wie 2 zu 1. Denn in dieſem Falle geben alle Saiten, die gleich weit von einander abſtehen, den nämlichen Ton, und die erſte mit der dreizehnten ſtimmt die Octave an.

Man nenne die erſte C, die dreizehnte c; ſo ſucht man zwiſchen C und c 11 Mittelproportionallinien a, b, d, e u. ſ. w. dergeſtalt, daß C : a = a : b = b : d = d : e = e : f = f : g = g : h u. ſ. w. = l : m = m : c. — Da ſich die erſte zur ſiebenten verhält, wie die ſiebente zur dreizehnten, ferner die erſte zur vierten, wie die vierte zur ſiebenten, und die ſiebente zur zehnten, wie die zehnte zur dreizehnten; ſo findet man die ſiebente, wenn man zwiſchen der erſten und dreizehnten, die vierte, wenn man zwiſchen der erſten und ſiebenten, und endlich die zehnte, wenn man zwiſchen der ſiebenten und dreizehnten die Mittelproportionallinie ſucht. Der Muſikus nennt die erſte C, die vierte dis, die ſiebente fis, die zehnte A und die dreizehnte c.

Die Conſtruction dieſer Linien geſchieht vermittelſt der geraden Linie und des Zirkels, bisher noch vollkommen geometriſch. Denn es ſei AB die Länge der Saite C (Fig. 1.). Beſchreibt aus der Mitte c den Halbkreis ADEB und richtet in c die Linie cD ſenkrecht auf. Ziehet die Linie AD; ſo verhält ſich AB : AD = AD : Ac. Traget AD in F und richtet die Linie FE ſenkrecht auf. Ziehet AE; ſo verhält ſich abermals AB : AE = AE : AF. Über AF beſchreibt aus der Mitte G den Halbkreis AHF, richtet in c die Linie cH ſenkrecht auf und ziehet AH; ſo iſt FA : AH = AH : Ac; welches alles aus geometriſchen Gründen bewieſen und bekannt iſt. Daher iſt AB die Länge der Saite C, AE die Länge der Saite dis, AD oder AF die Länge der Saite fis, AH die Länge der Saite A, und Ac, oder cB, oder auch cD die Länge der Saite c; und dieſe gehen in einer ſtetigen Proportion fort, dergeſtalt, daß C : dis = dis : fis = fis : A = A : c. Denn

AB : AE = AE : AF.

daher AB : AF = AE^2 : AF^2.

ferner AF : AH = AH : Ac.

daher AF : Ac = AH^2 : Ac^2.

Da nun aber auch überdem erwieſen, daß

AB : AF = AF : Ac (weil AF = AD),

ſo iſt AE^2 : AF^2 = AH^2 : Ac^2,

folglich AE : AF = AH : Ac.

Daher AB (= C) : AE (= dis) = AE : AF (= fis) = AE : AH (= A) = AH : AC (= c). Welches erwiesen werden sollte.

Wir haben also den ersten, aber auch den leichtesten Schritt gethan, nämlich zwischen C und c vorerst drei Mittelproportionallinien gefunden. Die Schwierigkeit ist nunmehr, in jede von diesen Intervallen wiederum zwei Mittelproportionallinien einzutheilen, und dadurch die gefundenen fünf stetig gleichverhaltenden Linien in dreizehn zu verwandeln. Denn wenn man zwischen alle Glieder einer stetigen Progression eine gleiche Anzahl Mittelproportionalglieder setzt, so gehen auch diese in einem stetigen Verhältnisse fort, welches aus folgenden Gründen zu ersehen ist. Gesetzt a : b = b : c, und man setzt zwischen a und b sowohl, als zwischen b und c eine Anzahl Mittelproportionalglieder = m; das letzte Glied vor b sei = e, und das erste nach b = f, so ist

$$a : b = e^{m+1} : b^{m+1}$$

ferner $b : c = b^{m+1} : f^{m+1}$

Da nun $a : b = b : c$, so ist $e^{m+1} : b^{m+1} = b^{m+1} : f^{m+1}$

und folglich $e : b = b : f$; und also rückt die Proportion ununterbrochen fort.

Wenn wir also in jede von den gefundenen vier Intervallen zwei Mittelproportionallinien eintheilen könnten, so hätten wir die verlangten dreizehn Linien, und folglich die gleichschwebende Temperatur gefunden.

Es kömmt also bloß auf das bekannte problema deliacum an, das in dem Alterthum so viel Aufsehen gemacht hat. Plato, Hero von Alexandrien, Philo, Apollonius, Diocles, Pappus, Sporus und Eratosthenes haben zu verschiedenen Zeiten Auflösungen davon geliefert, die man beim Eutokius und im Deutschen in Sturm's Übersetzung der Archimedischen Werke nachlesen kann. Diese großen Leute haben bloß mechanische Wege gefunden; denn eine geometrische Construction zweier Mittelproportionallinien möchte wohl, ohne Hülfe der höheren krummen Linien, unmöglich seyn. Nicomedes war der Erste, der zum Behuf dieser Aufgabe die Muschellinie erfand; und nach ihm hat man sich auch der andern krummen Linien dazu bedient. Da wir aber hier mit den krummen Linien nichts zu thun haben, sondern alles vermittelst des Zirkels und der geraden Linien ausführen müssen, so möchte wohl der Weg des Hero von Alexandrien unter allen denen, die Eutokius anführt, der leichteste seyn; doch werde ich noch eine Construction hinzuthun, die man beim

Newton in ſeiner Arithmetica universali finden kann, und die mir zur Ausführung die bequemſte ſcheint.

Nach Heron's Vorſchrift verfährt man auf folgende Weiſe. Geſetzt, wir wollten zwiſchen C und dis zwei Mittelproportionallinien finden. Setze die beiden Linien AB (=C) und AE (=dis) rechtwinklicht auf einander (Fig. 2.), und vollende das Rechteck ABFE. Ziehe AF und BE, welche einander in D halbtheilen werden. Lege eine Regel an den Punkt E, und bewege ſie um dieſen Punkt ſo lange hin und her, bis DC ſo groß wird als DG. Sodann ziehe die Linie CEG; ſo ſind CF und GA die beiden verlangten Mittelproportionallinien, und folglich FC die Länge der Saite cis, GA aber die Länge der Saite D. Den Beweis hiervon kann man bei Sturm nachleſen.

Verfährt man nun mit dis und fis, fis und A, und A und c auf die nämliche Weiſe, wie vorhin mit C und dis geſchehen, ſo bekömmt man E und F, G und gis, B und H, und folglich alle verlangte Längen. Man nennt dieſen Weg mechaniſch, weil man die Regel nicht für ſicher anlegen kann, ſondern erſt die Stelle ſuchen muß, wo DC = DG. Man ſieht aber leicht, daß dieß die Richtigkeit der Operation nicht hindert.

Newton hat in ſeiner Arithmetica universali*) einige andere, gleichfalls mechaniſche Conſtructionen eben derſelben Aufgabe, davon folgende zur Ausführung noch bequemer ſcheint, als die Heron's.

Er theilt die Linie AB, die erſte von den beiden gegebenen Linien (in unſerm Falle = C), in zwei gleiche Theile in E (Fig. 3.). Aus dem Mittelpunkte A beſchreibt er mit dem Halbmeſſer AE den Kreis EC, in welchen er die zweite gegebene Linie EC (in unſerm Falle = dis) als eine Sehne anpaßt; ſodann zieht er die beiden Linien EC und BC, ohne beſtimmte Gränzen, weiter hinaus. An A legt er die Regel an, rückt ſie zwiſchen den gezogenen beiden Linien ſo lange hin und her, bis GF ſo groß wird als AE oder EB, und zieht die Linie FGA. Wenn dieß geſchehen, ſpricht er, ſo ſind CF und AG die beiden Mittelproportionallinien zwiſchen AB und EC,

*) Vid. Append. de Aequationum construct. lineari.

nd in unserm Falle CF = cis und AG = D. Constructio ota est, setzt Newton hinzu.

Es sei mir erlaubt, dasjenige zu beweisen, was Newton s bekannt voraussetzt. Große Genies erreichen das Ziel mit inem Schritt, wohin sich gemeine Geister durch eine lange eihe von Schlüssen müssen leiten lassen. Der Satz war dieser: an beschreibe mit AE = EB aus dem Mittelpunkte A einen irkel, und ziehe die Sehne EC sowohl, als die Linie BC un- dlich weit hinaus, und die Linie FA dergestalt, daß FG = AE; verhält sich AB : CF = CF : GA = GA : CE.

Beweis.

Vollendet den Zirkel, und verlängert FA bis in H (Fig. 4.), s A aber zieht die Linie AK parallel zu EC.

Weil AK parallel zu EC, so ist BA : BE = AK : EC. un ist BE = ½ AB, deswegen ist auch EC = ½ AK. Fer- r in den beiden Triangeln FGC, KGA, die gleiche Winkel ben (denn FC ist vermöge der Construction parallel zu KA), CF : FG = KA : GA;

folglich CF : 2FG = ½ KA : GA.

un ist aber 2FG = AB (per hypoth.), ½ KA = CE (per monstr.); daher CF : AB = CE : GA, und durch die Um- hrung AB : CF = GA : CE.

leichergestalt AB + GA : CF + CE = AB : CF = GA : CE. un ist AB + GA = FH, denn AH + FG = AB, CF + CE = E; daher FH : FE = AB : CF = GA : CE.

rner ist (per prop. XXXVII. L. 3. Eucl.) FH : FE = FC : L. Da nun FL = AG, denn AL = FG (per hypoth.), so FH : FE = FC : GA.

olglich, da vermöge des vorhin erwiesenen FH : FE = AB : CF = GA : CE,

ist CF : AG = AB : CF = GA : CE,

d endlich AB : CF = CF : AG = AG : CE;

elches der Satz war, der erwiesen werden sollte.

Sucht man nun auf eben dieselbe Weise die beiden Mittel- oportiallinien zwischen dis und fis, fis und A, A und c; so kömmt man E und F, G und gis, und B und H. Doch nn dieß auf eine weit leichtere Manier geschehen. Denn so- ld man die Seiten C und cis gefunden, so ist auch die Ent- rnung C — cis bekannt. Da nun C : cis = cis : D, so ist

auch C—cis:C=cis—D:cis. Ebenso verhält sich D—dis: D, dis—E:dis, E—F:E, F—fis:F, fis—G: fis, G—gis: G, gis—A:gis, A—B:A, B—H:B und H—c:H; welches alles auf die nämliche Weise bewiesen werden kann. Richtet man also die gefundene Entfernung C—cis (Fig. 6.) auf die Saite C senkrecht in die Höhe, und vollendet den Triangel, so lassen sich alle übrige Entfernungen cis—D, D—dis, dis—E, E—F u. s. w. gar leicht finden, und die letzte Entfernung H—c muß, wenn alles richtig beobachtet worden, auf den Punkt c, als die Hälfte der größten Saite, einfallen, welches jedem Anfänger in der Mathematik bekannt ist.

Ich glaube nunmehr alles gesagt zu haben, was zum Verständnisse der vorgeschlagenen Construction nöthig ist. Der mechanische Künstler kann dieß auf Glauben annehmen, wenn er sich mit den mathematischen Gründen nicht abgeben will. Er hat aber alle mögliche Sorgfalt anzuwenden, daß er alles genau vollstrecke, was ihm vorgeschrieben wird. Ich werde ihm die Arbeit soviel als möglich abzukürzen suchen, und zugleich einen Weg an die Hand geben, da sich am Ende bald zeigen wird, ob er vorsichtig genug gewesen.

Über die Länge der Saite AB beschreibt er (Fig. 1.) aus der Mitte C den Halbkreis ADEB, richtet in C die Linie CD senkrecht auf, und zieht AD. Diese Linie AD trägt er aus A in F, richtet in F die Linie FD senkrecht auf, und zieht AE. Über AF beschreibt er aus der Mitte G den halben Zirkel AHF, richtet in C abermals die Linie CH senkrecht auf, und zieht AH (Fig. 5.). Alsdann trägt er AE aus A in dis, AD aus D in fis, AH aus A in A, und Ac aus A in C.

Ferner theilt er die Linie AB in E in zwei gleiche Theile (Fig. 3.) und beschreibt aus A mit dem Halbmesser AE den Kreisbogen EC, trägt die Länge der Saite dis (aus der 5ten Fig.) aus E in C, und verlängert sie, soviel als nöthig seyn kann. Gleichergestalt zieht er aus B durch C eine gerade Linie unbestimmt hinaus. Sodann legt er eine Regel in A, und verschiebt sie so lange hin und wieder, bis der Theil der Regel FG, der zwischen den beiden verlängerten Linien eingepaßt ist, ganz genau mit AE oder EB übereinkömmt, und beschreibt die Linie FGA.

Die beiden Linien CF und AG trägt er (in der 5ten Fig.) aus A in cis und in D. Will er diese beide Linien CF und

auch nach der Fig. 2. suchen, so kann er sich oben, Fol. 4.,
s erholen, wie solches zu bewerkstelligen ist. Er kann
rgestalt desto sicherer gehen, wenn er findet, daß die in bei-
Constructionen gefundenen Linien GA und CF vollkommen
inkommen; doch dürfte diese Weitläuftigkeit unnöthig seyn,
man bei der Einpassung der Linie FG nur vorsichtig genug ist.
Hat man aber die Entfernung C — cis so genau als mög-
gefunden, so weiß jeder Künstler schon, wie er die übrigen
zu suchen hat; und braucht es weiter keines mühsamen Auf-
us der dritten Figur, die sonst viermal mit der größten Sorg-
gezeichnet werden müßte. Er zieht nämlich die Linie CD
6.) so groß, als die Saite C, richtet in C die Linie CE
— cis senkrecht auf, und zieht ED. Die Länge C — cis
er ferner aus C in A, und richtet die Linie AB senkrecht
diese ist = cis — D. Gleichergestalt trägt er AB aus A in
nd richtet FG senkrecht auf; so ist FG = D — dis; und eben
findet er dis — E, E — F, F — fis, fis — G, G — gis u. s. w.
Da er nun die Punkte D, dis, fis, A, c (Fig. 5.) bereits
die vorige Construction herausgebracht hat, so hat er eine
igliche Probe, ob er alles nach Vorschrift genau vollzogen
nicht. Denn da er vermittelst der einzigen Entfernung
cis durch den Triangel CDE (Fig. 6.) alle übrige ohne
rrigkeit finden kann, so wird sich's bald zeigen, ob die
Fig. 6. herausgebrachten Punkte D, dis, fis, A, c auf die
5.) durch andere Wege bestimmten Punkte D, dis, fis, A,
llen oder nicht. Im ersten Falle kann der Künstler ver-
t seyn, die vollkommenste Temperatur herausgebracht zu
n, die nicht nur dem Gehör gleichschwebend deuchtet, son-
auch dem Verstande Genüge leistet, und in der That, so-
unsere Hände und Instrumente zuwege bringen können,
schwebend ist. Im letztern Falle hingegen sieht er gar
ch, daß er von der Wahrheit abgewichen, und muß die
t von neuem wieder vornehmen.

Aus der Neuen Berliniſchen Monatsſchrift *).

1. Brief an Reſewitz **), über den Selbſtmord.

(Aus der Neuen Berl. Monatsſchrift Bd. 24. Sept. 1810. S. 168—192.)

Verehrteſter Freund!

Ihre Freunde, ſagen Sie, reden Ihnen nach, Sie wären zu ſchreibſüchtig. Wenn dieſes mehr als ein Scherz iſt, ſo müſſen Ihre Freunde ſelten ſolche Briefe von Ihnen bekommen haben, als derjenige iſt, den ich jetzt beantworten will. Ich ſage: beantworten; denn ob ich die Gründe widerlegen werde, die darin enthalten ſind, muß ich Ihrem Urtheil überlaſſen. So viel iſt gewiß: in der Schreibſucht beſtehe ich meinen Mann; und wenn

*) Die hier folgenden Aufſätze ſind in dem Jahrg. 1810 der Neuen Berliniſchen Monatsſchrift von Fried. Nicolai mitgetheilt worden, der ſie (Bd. 23. S. 40.) mit folgenden Worten einleitet: „Als ich kürzlich in meinen alten Papieren nachzuſuchen hatte, fand ich mit wehmüthigem Vergnügen auch manches von der Hand meines verewigten Freundes. Etwas davon will ich hier bekannt machen, vielleicht künftig einmal noch etwas. Es iſt nur wenig, aber von einem Manne, der nicht wenig war."

**) In einer Anm. S. 168—9. redet Nicolai von dem Briefwechſel, den Moſes Mendelsſohn mit Reſewitz unterhalten hat.

(Anm. des Herausg.)

Ihnen meine Geschwätzigkeit damals beschwerlich gewesen ist, als wir uns vornahmen, Ihren langweiligen Gast durch die Metaphysik zu vertreiben, so möchte es Ihnen bald leid seyn, daß Sie meine Feder in Gang gebracht haben. Wir wollen sehen, ob sie, oder das verdrießliche Fieber, Ihre Geduld mehr auf die Probe stellen wird.

Ich kann unmöglich an einen Beweis wider den Selbstmord denken, ohne das wehmüthige Andenken jenes rechtschaffenen Freundes in meinem Gemüthe zu erneuern, der mir seine Einwürfe dawider am ersten mitgetheilt hat. Er genießt nun den Lohn seiner Tugend in jener herrlichen Welt, wo er die Wahrheit in einem ungleich hellern Glanze schaut; und sieht vielleicht von seiner Höhe mit einem stillen Vergnügen auf uns herab, wie ein Kämpfer, der den Preis errang und jetzt zwei Jünglinge im Thale sich üben sieht. Ich werde den Abschied nie vergessen, den er bei seinem letzten Hierseyn von mir nahm, nachdem wir uns bei unserm Herrn Müchler zum erstenmal gesehen und geliebt hatten. „Leben Sie wohl," sagte er zu mir, als er unter den Linden von mir ging; „wir wollen uns lieben, aber nicht, wie sich die Weltlichen lieben!" — Da er nunmehr die Ewigkeit angetreten hat, so erkennt er mit der lebhaftesten Überzeugung, wie ungereimt jene Hypothese sei, die wir bei unsrer Streitsache voraussetzen müssen. Wer in einer Gesellschaft von lauter Seligen lebt, der darf an den unmöglichen Fall nicht einmal gedenken, daß die Seele sterblich sei. Nur uns geziemt es, aus Menschenliebe öfter von dem Wege der Wahrheit abzuweichen, um Irrende in die Heerstraße einzulenken; und dieß thun wir, wenn wir nach der Hypothese der Ungläubigen streiten.

Sie beklagen sich gleich im Eingange Ihrer Widerlegung über das Verfahren der Weltweisen, die das bloße Wesen eines eingeschränkten Geistes zum Grunde legen, und aus dieser nackten Abstraction Folgen ziehen, die sie dem Menschen zur Ausübung vorlegen zu können glauben. Ihre Vorschriften, sagen Sie, sollten zwar von bloß vernünftigen Wesen, von Bürgern der Geisterwelt, nach aller Strenge ausgeführt werden; aber warum verdammen sie den Menschen, der sich nie ohne außerwesentliche Umstände, ohne körperliche Zufälligkeiten befindet, in dem jeder Zeit Sinne und Affecten in Bewegung sind? warum verdammen sie dieses schwache Geschöpf, fragen Sie, wenn es

seinen Lebenswandel nicht nach den Vorschriften einer abstracten Vernunft einrichten kann? Weit billiger scheint Ihnen die menschenfreundliche Nachsicht der bürgerlichen Richter, welche den Menschen nach den Schwachheiten beurtheilen, die von seiner Menschheit unzertrennlich sind, und ihren Untergebenen oft solche Vergehen verzeihen, die ein strenger Weltweiser auf das schärfste geahndet haben würde.

Ich will mich bei dieser allgemeinen Anklage wider alle systematischen Sittenlehren ein wenig aufhalten, bevor ich zu der Anwendung komme, die Sie davon auf meinen Beweis machen.

Philosophen und bürgerliche Richter haben sich einerlei Absicht zum Ziel gesetzt; nur in den Mitteln, deren sie sich zu dieser Absicht bedienen, weichen sie von einander ab. Sie haben sich einerlei Absicht zum Ziele gesetzt: sie wollen Blödsinnige, denen es sowohl an Einsicht, als an Geschmack fehlt, die innere Schönheit der rechtschaffnen Handlungen wahrzunehmen, zu ihrer Pflicht anhalten, und das moralisch Gute auf Erden befördern. Nun kann dieses auf zweierlei Art geschehen. Man verändert entweder die Beschaffenheit der Handlungen, indem man gewisse, willkührlich angenehme oder unangenehme Empfindungen mit ihnen verbindet, und dadurch dem innerlichen Werthe oder Unwerthe der Handlungen ein größeres Gewicht giebt; oder man läßt die Natur der Handlungen, wie sie ist, und verändert die Vorstellung, die sich derjenige von ihnen macht, der sie ausüben oder unterlassen soll. Jenes thut der Richter; und die sinnlichen Schmerzen, die durch willkührliche Satzungen mit gewissen Handlungen verbunden werden (haben Sie immer Geduld mit meinen metaphysischen Distinctionen!), werden bürgerliche Strafen genannt. Man sieht also, daß diese Art, die Menschen zu ihren Pflichten anzuhalten, für sich betrachtet, die Anzahl der Übel in der Natur vermehrt; allein sie ist löblich; sie ist unentbehrlich, weil sich der größte Haufen der Menschen von keiner vernünftigen Vorstellung lenken läßt, und nothwendig durch gewaltsame Mittel angetrieben werden muß. Wo der Begriff, den man sich von der Beschaffenheit der Handlung macht, nicht verbessert werden kann, da muß die Sittlichkeit der Handlung selbst thätiger gemacht werden.

Wird also eine jede Abweichung von dem Gesetze der Natur zu bestrafen seyn? Keinesweges! nur solche, die durch kleinere

physische Übel zu hintertreiben sind. Die Summe des wirklichen Guten muß durch die willkührlichen Strafen vermehrt werden; und wer außer diesem Falle die Menschen mit seiner Strafgerechtigkeit plagt, der muß an dem physischen Übel ein wildes Gefallen finden. Wollten wir diesen einen Weltweisen nennen?

Wo wird also der Fall hingehören, wenn unsre Leidenschaft z. B. durch einen gerechten Schmerz in Flammen gesetzt wird? Nothwendig zu der Zahl derjenigen Abweichungen und Sünden wider die Gesetze der Natur, wovon der größte Haufen der Menschen nicht anders als durch größere physische Übel abzuhalten ist. Jene reichen also über die Gränzen der Strafgerechtigkeit hinaus; und es ist nicht ein bloßer mitleidiger Trieb, es ist ein Vernunftschluß, der die bürgerlichen Richter abhält, solche Schwachheiten mit Strafe zu belegen.

Sollte aber die innerliche Sittlichkeit da aufhören, wo die bürgerliche Strafgerechtigkeit aufhört? Ist eine Handlung, wozu uns ein gerechter Schmerz (justus dolor) antreibt, deswegen anständig? ist sie tugendhaft? ist sie richtig? Oder ist sie deswegen rechtschaffen, weil sie nicht zu bestrafen ist? Keinesweges! Das Gebiet der innern Sittlichkeit ist unumschränkt; es erstreckt sich auf alle unsere Handlungen ohne Ausnahme; auf die innern, auf die äußerlichen, auf die kleinern Handlungen, woraus andere zusammengesetzt sind; und sogar auf die entferntesten, die auf unsern gegenwärtigen Wandel nur den mindesten Einfluß haben, weil die kleinsten Umstände zu der völligen Rechtschaffenheit einer Handlung das Ihrige beitragen. Ja ich will beweisen, daß ein Weltweiser, der die innere Sittlichkeit in ihrem ganzen Umfange betrachtet, etwas mehr vorhat als eine bloße Speculation, wenn man ja alle Speculationen aus der Sittenlehre verbannen will.

Bei einer jeden moralisch bösen Handlung, die wir mit Vorsatz unterlassen, machen wir stillschweigend folgenden Vernunftschluß: „diese Handlung läuft wider das Gesetz der Natur, also will ich sie verabscheuen." Der theoretische Sittenlehrer macht die Handlungen namhaft, die mit den Gesetzen der Natur streiten; und er beweist nach aller Strenge, in welchem Falle eine Handlung richtig, anständig, erhaben und tugendhaft sei; ohne sich zu den menschlichen Schwachheiten herunterzulassen, ohne dem Sünder Beweggründe an die Hand zu geben, die nach seiner elenden Denkart zugeschnitten sind. Er beschäftigt sich mit der wahren Würde der menschlichen Natur; und seine Vorschriften

müſſen sowohl von dem bürgerlichen Richter, als von dem practiſchen Sittenlehrer angenommen, ja ſogar, wie ich erweiſen werde, vorausgeſetzt werden.

Indeß ſind ſeine abſtracten Lehren in manchen Fällen zwar richtig, aber nicht wirkſam; zwar erweiſend, aber nicht thätig genug, die Menſchen mit Beweggründen zu ihren Handlungen zu verſehen. Wenn ſich Sinn und Affecten wider unſre Vernunft zuſammenrotten, wenn ſie ſich vereinigen, durch dunkle Empfindungen dem Laſter einen Schein der Schönheit anzuſtreichen; ſo unterliegt die Speculation, die noch in unſerm Gemüth nicht rechte Wurzel geſchlagen, die ſich noch nicht, ſo zu ſagen, unſerm Blute einverleibt hat. Hier erſcheint der bürgerliche Richter und der practiſche Weltweiſe; ſie erregen Empfindungen wider Empfindungen. Sie vermehren die Anzahl oder verſtärken den Nachdruck der Beweggründe zum Guten, und unterſtützen die Wahl, die der theoretiſche Weltweiſe zwiſchen unſern Handlungen getroffen hat. Der bürgerliche Richter zerſchneidet den Knoten. Wir haben geſehen, daß ſeine Hülfe mit den gewaltſamen Operationen eines Wundarztes verglichen werden kann, die in manchen Fällen den Kranken mehr Schmerzen verurſachen, als ſie wirklich heilen.

Ganz anders verfährt der practiſche Weltweiſe. Er vermehrt nicht eine Art von Übel, um ein anderes zu vermindern; nein! er bedient ſich gelinderer Mittel. Er verordnet uns: die abſtracten Lehren, die der theoretiſche Sittenlehrer herausgebracht, öfter zu überdenken, täglich mit andern Wahrheiten zu verbinden, und in nüchternen Tagen, wenn uns keine Leidenſchaft widerſteht, unſere Handlungen danach einzurichten. Hierdurch erlangen wir eine Fertigkeit, uns nach dieſer erkannten Wahrheit zu beſtimmen. Unſere Wahl des Guten wird zu einer Art von Inſtinct; und wenn alsdann die Leidenſchaften in uns ſtürmen, ſo iſt dieſe moraliſche Wahrheit nicht mehr eine bloß abſtracte Speculation, die in unſerer Seele einzeln zur Gegenwehr dahingeſtellt iſt, ſondern ſie ſtellt ſich unſerm Gemüthe in Verknüpfung mit unzähligen andern Wahrheiten, mit unzähligen kleinen Handlungen vor, die wir nach ihrer Veranlaſſung ausgeübt haben. Alle dieſe Vorſtellungen zuſammen verwandeln ſich in einen Affect; es ſtehen Empfindungen wider Empfindungen auf; und wenn die Leidenſchaft nicht allzu heftig iſt, ſo kann ſie ſo ſehr durch die Gegenwirkung des guten Affects geſchwächt werden,

daß ihr nicht mehr Thätigkeit bleibt, als sonst einer bloßen Speculation.

Es ist wahr, kein Mensch kann alle seine moralischen Gesinnungen zu einer Fertigkeit erheben. In der kurzen, in der unstäten Zeit, die ihm auf Erden bestimmt ist, müssen nothwendig bei ihm manche Wahrheiten unfruchtbar, und die Erkenntniß derselben todt bleiben. Ja es kann in gewissen Fällen eine ungewöhnliche Leidenschaft entstehen, die desto gefährlicher ist, je weniger man sie erwartet, und die dadurch dem besten Vorsatze Trotz bieten kann. In diesem Falle ist seine Schwachheit eine menschliche Schwachheit, und sein Fehler ein unüberwindlicher Fehler. Wollen wir aber, aus Herablassung zu unserer verdorbenen Natur, uns ein falsches Ziel setzen? Wollen wir nicht unser Augenmerk auf eine vollkommne Sittlichkeit richten, und ihr mit allen Kräften immer näher zu kommen ringen? Haben sich nicht alle große Genies in den schönen Künsten wohl dabei befunden, daß sie sich eine vollkommene Schönheit eingebildet, ob sie sie gleich in der Ausübung nie völlig erreicht haben? Nur seichte Geister stellen sich menschliche Kunststücke zum Muster vor, die niemals ohne alle Fehler sind, und ahmen sie bis auf ihre Schwachheiten nach. Was Künstlern Vortheil gebracht hat, dessen kann sich der Sittenlehrer mit mehrerem Rechte bedienen. Man beschuldigt die Weltweisen, sie setzten allzu viel auf die Vernunft; und wahrlich! der muß mehr Zutrauen zu seinen Einsichten haben, der sich von der abstractesten moralischen Wahrheit zu behaupten getrauet, es würde sie nie ein Mensch erkennen; d. h. es könnte Niemand aus derselben Beweggründe zu seiner Handlung hernehmen.

Vielleicht habe ich dieses ohne Nutzen so weitläuftig ausgeführet. Ich kann sicher voraussetzen, Sie, mein Freund! sind in allen diesen Stücken mit mir einig; Sie sind ebenso sehr von der Vortrefflichkeit der theoretischen Sittenlehre überzeugt, als ich es zu seyn glaube. Wenn dieses aber ist, wie haben Sie von mir fordern können, ich hätte Empfindung gegen Empfindung, Hoffnung gegen Hoffnung, und Furcht gegen Furcht zu Felde stellen sollen? Wie hätte ich eine Wahrheit practisch ausführen können, bevor ich außer Zweifel gesetzt, daß sie theoretisch richtig sei? Würde ich nicht schnurstracks wider meine Absicht gehandelt haben?

Ehe der Sittenlehrer sich bestreben darf, unsere Empfindungen zum Besten einer guten Handlung in Bewegung zu

ſetzen, muß er erſt ſelbſt überzeugt ſeyn, daß die Handlung gut ſei. So lange ſeine Begriffe noch ſchwankend ſind, muß er ſich hüten, die Triebfedern der Empfindungen rege zu machen, wenn er nicht Gefahr laufen will, wider ſeine Abſicht eine böſe Handlung zu befördern. Ihr Gleichniß ſelbſt ſoll mir zum Beiſpiel dienen. Man kann keinen Wollüſtling von ſeiner viehiſchen Lebensart entwöhnen, ohne ſeiner Luſt eine überwiegende Furcht einer bevorſtehenden Unluſt, oder eine gewiſſe Hoffnung eines höhern Vergnügens entgegenzuſtellen. Muß ich aber nicht, der ich einen Wollüſtling von ſeiner niedrigen Lebensart abbringen will, erſt ſelbſt überzeugt ſeyn, daß es Sünde ſei, ein wollüſtiges Leben zu führen? Und muß ich dieſe Überzeugung nicht in der demonſtrativen Sittenlehre ſuchen? Es iſt alſo gewiß: eine jede practiſche Wahrheit ſetzt eine theoretiſche voraus, die auf triftige Gründe gebaut, und unumſtößlich bewieſen ſeyn muß; und die Theorie in der Sittenlehre iſt eben ſo unentbehrlich, als die Theorie in der Meßkunſt, ob ſie uns gleich beide noch die Kunſtgriffe nicht zeigen, wie ihre abſtracten Lehren in der Ausübung anzuwenden ſind.

Und dieſes war meine Abſicht, als ich mir vornahm, die Zuläſſigkeit des Selbſtmordes aus metaphyſiſchen Gründen zu beſtreiten. Ich wollte in dieſer Sache nur gleichſam den Grundſtein zur völligen Überzeugung legen. Ich wußte es, daß mein Beweis, und wenn er auch völlig richtig iſt, von einer practiſchen Wahrheit noch weit entfernt ſei; aber ich hielt dafür, eine jede moraliſche Wahrheit müſſe erſt theoretiſch richtig ſeyn, bevor ſie der practiſche Sittenlehrer zur Ausübung bequemen darf. — Andere mögen nun für eine jede Art von Unglück neue Troſtgründe ausfindig machen und ſie mit der nachdrücklichſten Beredſamkeit unterſtützen; Andere mögen in die verſchiedenen Gemüther der Menſchen eindringen, um die Wunden, welche die Leidenſchaften darin geſchlagen haben, durch bequeme Mittel zu heilen. Die dieſes unternehmen und ausführen, verdienen, Wohlthäter der Menſchen genannt zu werden; ſie leiſten ungleich mehr, als ich geleiſtet habe; und ich geſtehe es, daß es mir ſowohl an Einſicht in die einzelnen Charaktere der Menſchen und in die Welthändel, als an Geſchicklichkeit gefehlt hat, mich ſo nahe an die ausübende Sittenlehre zu wagen. Indeß muß doch immer der Unterſatz zum Grunde gelegt werden: „der Selbſtmord ſtreitet wider die Geſetze der Natur;“ weil dieſes die

eoretische Wahrheit ist, worauf sich der practische Sittenlehrer ützt, wenn er die Empfindung wider den Selbstmord einneh- en will; und ich bin zufrieden, wenn man mir einräumt, daß ese gewaltsame Handlung mit dem Gesetze der Natur streitet.

Da Sie dieses gethan haben, da Sie an einer Stelle hres Schreibens ausdrücklich gestehen, daß eine Vernunft durch re Natur verbunden sei, dem Menschen im Selbstmorde das ben zu erhalten, so wären wir in dieser Sache einig, und ich nnte hier schließen; aber Sie scheinen mir zuletzt auch diese einigkeit nicht einräumen zu wollen; und ich gestehe es, daß einen Vortheil, den man mir einmal zuerkannt hat, nicht rn wieder abtrete. Ich werde also noch ein paar Worte hin- thun müssen.

Sie dringen gegen das Ende Ihres Schreibens mit größe- m Nachdruck darauf: ich hätte den verzweiflungsvollen Selbst- örder mit Trostgründen aufrichten sollen. Wenn das Gemüth n einem gegenwärtigen Schmerze angefochten wird, und wenn eser Schmerz so peinlich ist, daß wir unser Daseyn verwün- ben, so kann uns nichts anders heilen, als das anschauende rkenntniß einer Vollkommenheit, die das quälende Gefühl gleich- m überwältigt. Der bloße Begriff des Daseyns, sagen Sie, ein abgesonderter Begriff, der niemals in das Herz übergeht; n trockenes Gerippe, das mit Fleisch und Adern bekleidet werden uß, wenn uns seine Schönheit einnehmen soll; und ich ge- he es, daß ich Ihnen nichts zu antworten wüßte, wenn ich e Absicht gehabt hätte, den Selbstmörder durch trockene Schlüsse das Leben zurückzurufen. Wo die Vorurtheile tief Wurzel faßt haben, wo die Irrthümer in das Herz gedrungen, und urch lange Gewohnheit in eine schädliche Fertigkeit ausgeartet nd; da dringt die lautere Wahrheit nicht tiefer ein, als der feil eines kraftlosen Priamus in das Schild des Pyrrhus ge- rungen ist. Sollten in einem so entscheidenden Augenblicke rostgründe die erwünschte Wirkung thun, so befiehlt die Klug- eit, daß sich der Tröster selbst nach den Vorurtheilen des Elen- n bequeme; daß er ihm das anschauende Erkenntniß einer ollkommenheit vorlege, die er, ohne von seinem Irrthum ab- weichen, für eine Vollkommenheit erkennt. Man predige einem arpagon, der jetzt die ganze Stadt foltern lassen will, weil m sein summum bonum, sein Geldkästchen, ist entwendet wor- n; man predige dem die Nichtigkeit der irdischen Güter und

die mehr als kindiſche Eitelkeit der überflüſſigen Reichthümer vor; er wird gewiß noch raſender werden, und vielleicht den leidigen Tröſter am erſten foltern laſſen wollen. Sagen Sie ihm hingegen: man hätte irgendwo ein graurothes Käſtchen geſehen, das — —; den Augenblick wird ſich ſein Geſicht aufheitern, und er wird Sie noch freudiger umarmen, als der trübſinnige Weiſe, der vor ſeiner Vernichtung geſchauert, und der jetzt von Ihnen ſeiner Unſterblichkeit verſichert worden wäre. Haben aber deswegen alle moraliſche Gründe, die uns die elende Thorheit des Geizes lehren, gar keinen Nutzen? oder ſind ſie immerdar unkräftig, einen Menſchen von dieſem verderblichen Laſter abzuhalten, auch wenn er ſie ſich in gleichmüthigen Stunden eingeprägt und durch eine wiederholte Übung gleichſam in ſein eigen Blut verwandelt hat? Das Daſeyn, das ich der Zernichtung entgegenſetze, iſt nur in der Demonſtration, wo ich nothwendig allgemeine Formeln brauchen muß, ein abſtracter Begriff. In der Anwendung auf beſondere Fälle, die ich dem practiſchen Sittenlehrer überlaſſe, kann es niemals von allen Vollkommenheiten leer ſeyn. Wo Mängel ſind, da müſſen auch Realitäten anzutreffen ſeyn. Das Gefühl der Schmerzen ſelbſt zeigt auf einen gewiſſen Grad der Realität, der durch die Unvollkommenheit eingeſchränkt, aber nicht gänzlich aufgehoben wird; und ich glaube bewieſen zu haben, daß der mindeſte Grad der Vollkommenheit, in Vergleich gegen eine Zernichtung, unſrer Wahl den Ausſchlag geben müſſe. Nach meinen Begriffen werden angenehme und unangenehme Empfindungen durch keine beſtimmte Gränzen getrennt, weil beide nichts, als relative Begriffe ſind, die ſich von dem kleinſten Grade der Realität in einer langen Reihe bis an das Unendliche erſtrecken; und die Zernichtung iſt ihr Abgrund.

Sie fragen mich irgendwo in Ihrem Schreiben: „ſoll das Gefühl meines Daſeyns angenehm oder ſchmerzhaft ſeyn?“ — Zergliedern Sie dieſe Frage. Soll ich mir die Begriffe, die ich habe, gern vorſtellen wollen, oder ungern? Sollen ſie mich vollkommener oder unvollkommener machen? Sollen ſie die Gränzen meines Daſeyns näher einſchränken, oder erweitern? Erinnern Sie ſich hierbei, daß hier die Frage nicht iſt, ob ich dieſe Begriffe, oder irgend andere wählen ſoll. Nein! To be or not to be, that is the question. Die Frage iſt, ob mein Daſeyn die Gränzen meiner Realität mehr oder weniger erweitern wird, als

eine Zernichtung. Wird es noch nöthig seyn, hierauf zu ant-
orten?

Ich komme zu einer Stelle in Ihrem Schreiben, wo ich
rsorge, Ihren Sinn nicht recht getroffen zu haben. Ich werde
ir also eine nähere Erklärung darüber ausbitten müssen. Sie
gen mir eine Vertheidigung in den Mund, die nicht besser hätte
usgedrückt werden können. „Das Gefühl des Daseyns", sagen
ie in meinem Namen, „besteht in der Deutlichkeit, Wirksamkeit
nd dem Umfange der Kraft, sich die Dinge vorzustellen; und
ieses ist für keine Kleinigkeit zu achten." Wohl! dieses sei
eine Antwort. Wenn Sie aber, um mir auch diese Ausflucht
u benehmen, die Frage aufwerfen: „macht uns unsere Vorstel-
ungskraft deswegen glücklich, weil sie viel deutliche und vollstän-
ge Begriffe hervorbringt; oder darum, weil sie von solchen
egenständen viel deutliche Begriffe hervorbringt, die uns Ver-
nügen erwecken?" u. s. w.; so gestehe ich, daß ich nicht mit
hnen geantwortet hätte: „mich däucht, es ist das Letztere."
ch würde mich vielmehr auf alle Briefe des Theokles an
uphranor berufen *), worin ich ausgemacht zu haben glaube,
aß uns diejenigen Vorstellungen angenehm sind, die unserm
rsprünglichen Bedürfnisse, unserm Bestreben nach Erkenntnissen
uträglich sind. Die Gleichnisse, die Sie zu Bestätigung Ihres
atzes angeführt, scheinen mir nichts weniger als überzeugend.
er menschliche Körper geräth wirklich in einen bessern Zustand,
. h. er wird gesünder, wenn die Wirksamkeit aller seiner Kräfte
n einem gleichmäßigen Verhältnisse zunimmt. In einem hitzigen
ieber werden nur die Lebensbewegungen heftiger, die natürlichen
ngegen nehmen ab; die Verdauung geht nicht vor sich, die
usdünstung wird unterbrochen u. s. w. Wundert man sich
ch, daß ein hitziges Fieber eine Krankheit sei?

Die lebhafte Erkenntniß des Fiebers, die Sie sich auf Ihre
osten erworben haben, ist Ihnen unangenehm, weil sie im
enauen Verstande vielmehr ein Mangel des Erkenntnisses zu
ennen ist. Sie erkennen nichts, als eine Unvollkommenheit in
hrem Körper, eine Mißstimmung in seinen Fibern, wodurch
re eigene Realität auf eine Zeit lang eingeschränkt, und Ihr
anzes Wesen unvollkommner wird.

---

*) Bd. I. Seite 107.

Wenn ein Weſen, das in widrige Leidenſchaften verwickelt iſt, deutliche Vorſtellungen erlangt, ſo verſchwinden die Leidenſchaften, weil ſie nothwendig dunkle Begriffe zum Grunde haben müſſen; und ein Arzt, der eine vollkommene Einſicht hat von einer Krankheit, in welche er ſelbſt verfallen iſt, muß deſto mißvergnügter ſeyn, je mehr dieſe Wiſſenſchaft ſeine Furcht vergrößert, und je gewiſſer ſie ihm den nahen Tod vor Augen legt. Was Sie von den böſen Geiſtern ſagen, iſt mir völlig unbegreiflich. Ich glaube, der T... ſelbſt kann nichts begehren, nisi sub ratione boni. Das Widerſpiel hiervon ſtreitet mit den erſten Gründen unſeres Erkenntniſſes. Wenn ein Geiſt eine deutliche und lebendige Erkenntniß von dem Guten und Böſen hat, ſo muß er das Gute wollen, oder er wird von dem Schöpfer urſprünglich zum Böſen beſtimmt ſeyn, d. h. Gott muß ihn urſprünglich beſtimmt haben, an ſeiner eigenen Vernichtung zu arbeiten. Ein ungeheurer Begriff, der nur in einer poetiſchen Welt für möglich angenommen werden kann! Jedoch auch die Dichter erlauben ſich keine ſolche ungebundene Freiheit; ſie laſſen den König der Hölle ſelbſt nie etwas ohne Bewegungsgrund beſchließen; er ſchmiedet die entſetzlichſten Anſchläge, er ſinnt auf Bosheit, bloß aus eitler Ruhmbegierde:

> He trusted to have equal'd the most High,
> If he oppos'd.

Es liegt alſo lauter Unwiſſenheit, lauter falſche Urtheile liegen zum Grunde, die ihm ſein Vorhaben als wirklich gut vorſtellen; und wenn die Dichter an manchen Stellen hiervon abgewichen zu ſeyn ſcheinen, ſo kann ihr Verſehen der Wahrheit keinen Eintrag thun. Nach den Begriffen, die wir uns von Gott und von dem Weſen eines Geiſtes machen müſſen, iſt der ärgſte Schalk, von einer gewiſſen Seite betrachtet, ein Thor; und wenn Satans Erkenntniß ſo lebendig als groß, wenn ſeine Faſſungskraft ſo deutlich als ſchnell wäre, ſo wäre Satan moraliſch nothwendig ein Engel.

Der zweite Tadel, den Sie wider meinen Beweis vorbringen, beruht auf der Gleichgültigkeit, mit welcher, nach Ihrer Meinung, ein Ungläubiger das größte Übel, das der Zernichtung, anſehen muß. Sie nehmen über ſich, zu beweiſen, daß der, welcher ſeiner Meinung nach der Zernichtung höchſtens nur eine Zeit lang entrinnen kann, durch die Vernunft verbunden ſei, ſich

iten und in allen Umständen, in Glück und Unglück,
und Leid, das Leben zu nehmen. Hier ist es eigent-
Sie dasjenige wieder bestreiten, was Sie mir Anfangs
gegeben zu haben. Was soll ich hierauf antworten? —
Sie meine Hartnäckigkeit! Ich glaube, Ihre Art, den
n ad absurdum zu bringen, wird meinem Beweise
achdruck geben, der ihm sonst gefehlt hätte. Ich ge-
benswürdiger Gegner! Sie haben mir in dem System
tung eine Aussicht gezeigt, die ich nicht genug bewun-
genug verabscheuen kann. Hätte ich diesen Gedanken
deutlich eingesehen, als er mir jetzt in die Augen
würde ich dem Ungläubigen meine Schlingen näher
n.

gestehest es", hätte ich ihn angeredet, „daß alle deine
alle Bestimmungen deines Willens auf eine wahre
are Vollkommenheit abzielen. Entweder du fühlst es,
Vollkommenheit, dieser Endzweck aller deiner Begierden
eit in sich faßt, weil eine Realität von einer einge-
Dauer unwürdig ist, dem Bestreben eines vernünftigen
m Ziele gesetzt zu werden; oder du nennst die Ewig-
ufälligen Dinges ein Hirngespinnst, und glaubst, eine
llkommenheit interessirt dich genug, um sie einer Un-
heit vorzuziehen." Denn wahrlich, eines von beiden
nehmen, wenn er Geduld genug hat, auf sich selbst
ben.

t, er behaupte das Erstere, so wäre er durch einen
rnunftschluß auf die häßlichste Behauptung zu bringen,
ist gedacht worden, und von welcher Sie mit Recht
sie die Natur eines jeden vernünftigen Wesens auf-
Er wird nichts wünschen, nichts wollen, nichts ver-
nen; und sowohl das wahre, als das scheinbare Gute
nen Augen alle Vorzüge verlieren, wodurch sie fähig
n, seine Wahl zu bestimmen. Kurz! er wird in Glück
k, in Freude und Leid verbunden seyn, sich die Kehle
n.

er also in seinem Unglauben beharren, so muß er zu
Falle seine Zuflucht nehmen. Er muß sagen: „las-
lkommenheit, die ich erreichen kann, immer von einer
ten Dauer seyn. Das Loos eines endlichen Wesens
lso mit sich. Es würde nach Unmöglichkeiten streben,

wenn es ſich in allen ſeinen Begierden eine Ewigkeit zum Ziele ſetzen wollte. Meine Vorſtellungskraft iſt auf eine ſolche Vollkommenheit beſtimmt, die ſowohl der Dauer, als dem Grade nach endlich iſt. Dieſe innerliche Beſtimmung iſt meiner eingeſchränkten Natur gemäß, und ich kann immer noch eine zeitliche Vollkommenheit einer ewigen Unvollkommenheit vorziehen." Nimmt er dieſes an, ſo kann ich beweiſen, daß ihm vermöge ſeiner Natur kein Augenblick verächtlich ſeyn muß, um welchen er ſeine Realität verlängern kann. Das Mehr und Weniger kann hier in der Natur der Sache nichts ändern. Zieht er ein fröhliches Leben von 100 Jahren ſeiner Zernichtung vor, ſo muß ihm die kürzeſte und mit den größten Qualen verknüpfte Dauer dieſen Vorzug verdienen. Glück und Unglück, Freude und Leid muß ihm vollkommen einerlei ſeyn, wenn zwiſchen Seyn und Nichtſeyn gewählt werden ſoll; denn ein einziger Augenblick iſt für ihn eine Ewigkeit.

Ich bin müde, aus dieſem Tone zu ſprechen. Wie müde müſſen Sie nicht ſeyn, mir in dieſem Tone zuzuhören! Ich will alſo ſchließen, und nur noch eine einzige Bitte hinzuthun. Seien Sie verſichert, daß ich keine andere Tugend an meinen Freunden zu mißbrauchen pflege, als ihre Geduld, und daß mich nichts mehr vergnügen wird, als wenn Sie fortfahren werden, mir Ihre vortrefflichen Gedanken mitzutheilen.

Berlin d. 1 Mai 1756.

Ich bin Zeit Lebens

Ihr

unveränderlicher Freund

Moſes.

2. Vorschläge zu einer Aufgabe in der Beredsamkeit*).

Im J. 1758.

(Aus der Neuen Berl. Monatsschrift. Bd. 23. Jan. 1810. S. 44—46.)

1.

Ist eine der drei einfachen Regierungsformen, vermöge ihrer innern Einrichtung, der Aufnahme und dem Fortgange der schönen Künste und Wissenschaften zuträglicher, als die andere? und welche ist es?

2.

Da die Empfindung des Schönen überhaupt mit der Empfindung des Schönen in den Sitten so genau verwandt ist; woher kommt es, daß beide nicht allezeit in einem Subject bei nander sind?

Man findet nämlich sehr Viele, die in den Werken der önen Künste den feinsten und richtigsten Geschmack haben, und noch in ihren Sitten das Häßliche und Unanständige nicht rken, das ein Anderer, dessen Geschmack sonst vielleicht sehr ebildet ist, mit der größten Sorgfalt zu vermeiden sucht. n läßt sich zwar einigermaßen begreifen, wie die Neigung zur Ust und zur Weichlichkeit sich mit dem allerfeinsten Geschmacke en schönen Wissenschaften verträgt. Wie aber dieses in An- s des Geizes, der Mißgunst und anderer unmenschlichen nschaften angeht, scheint ein Räthsel zu seyn.

---

*) Ich hatte 1757, als ich anfing die Bibl. der schönen Wissen- herauszugeben, einen Preis auf das beste einzusendende Trauer- tsgesetzt. Ich war nun Willens, einen ähnlichen Preis für einen a auszuführenden Gegenstand zu bestimmen. Dazu entwarf M. M. rschläge. Die Sache unterblieb, weil ich und Moses die Bibl. B. nicht fortsetzten.

1. Anmerk. von Fr. Nicolai.

3.

Woher es kommt, daß die schönen Wissenschaften, wie bereits vielfältig bemerkt worden, in ihrem Fortgange nur einen gewissen Grad der Vollkommenheit erreichen, alsdann plötzlich aus der Art schlagen, und mit noch geschwinderen Schritten sich dem Verfall zu nahen scheinen, als sie vorhin zur Vollkommenheit gelangt sind?

Man glaubt nämlich insgemein, die Begierde zur Neuerung und, es seinen Vorgängern zuvorzuthun, sei die Ursache der bemerkten Revolutionen. Könnte es aber nicht auch seyn, daß die schönen Wissenschaften an ihrer innern Intensität verlieren, wenn der Geschmack an denselben allzu sehr ausgebreitet wird?

4.

Giebt es ein allgemeines Kriterium der Schönheit? und worin besteht es?

---

3. Beantwortung einiger Fragen in der Schauspielkunst.

Um das J. 1774.

(Aus der Neuen Berl. Monatsschrift. Bd. 24. Jul. 1810. S. 11—17)

Erste Frage. Kann man durch Regeln, ohne innere Empfindung, ein guter Schauspieler werden? Und hatte jene Actrice Recht, die ihre Schülerinn für ungeschickt hielt eine verliebte Rolle zu spielen, weil sie ihr gestand, daß sie in ihrem Leben nicht verliebt gewesen sei?

Antwort. Daß man es in gewissen Stücken durch die Übung bis zu großer Fertigkeit bringen könne, ist unstreitig. Wir sehen das täglich an unsrer Fertigkeit im Lesen und Schreiben, und an den überaus leichten und hurtigen Kriegsübungen der Preußen. Wie viel Regeln, die wir Anfangs langsam und mit Mühe erlernt haben, müssen hier fast auf einmal executirt

werden! Die Empfindung thut nichts dabei; und dennoch merkt man hier nichts von jener Unbiegsamkeit, die man mit Recht manchem ältern Künstler vorwirft, weil er bloß aus Kenntniß der Regeln und ohne Empfindung malte.

Die Ursache ist leicht zu finden. Eine jede Bewegung unsrer Gliedmaßen, die wir in ihre Theile auflösen können, kann auch vermittelst gewisser Regeln hervorgebracht, und uns durch die Wiederholung der Regeln gleichsam natürlich werden. — Allein es giebt Bewegungen in den Muskeln unsers Körpers, von denen wir bloß klare Begriffe haben. Diese können nicht vermittelst der Regeln hervorgebracht werden. Man versuche es einmal, die Bewegungen alle zu machen, die dazu nöthig sind, folgende drei Worte auszusprechen, ohne sich die Töne dabei stillschweigend zu denken: Arma virumque cano. Sobald man aber die Töne sich denkt, so erfolgen alle dazu nöthige Bewegungen gleichsam ohne Mühe.

Gleicherweise verhält es sich mit den Ausdrücken der Affecte. Die Bewegungen der äußeren Gliedmaßen, mit welchen sie begleitet zu werden pflegen, können durch die Übung vollkommen fertig nachgeahmt werden. Aber die Bewegung der Gesichtsmuskeln, die Inflexionen der Stimme, die sich in's Kleine verlieren, können unmöglich anders hervorgebracht werden, außer wenn diejenigen Begriffe in unserer Seele erregt werden, die mit denselben correspondiren. Da nun die Kennzeichen der Affecte durch keine symbolische Erkenntniß einer Gemüthsbewegung, sondern durch die wirkliche Anschauung, durch die Begeisterung derselben hervorgebracht werden, so wird es für einen Schauspieler nicht genug seyn, wenn er es weiß: ich soll einen zornigen Affect ausdrücken; sondern er muß diesen Affect intuitiv fühlen.

Zweite Frage. Was thut die Illusion zur Begeisterung eines Schauspielers?

Wir haben gesehen, daß die Affecte, die der Schauspieler ausdrücken soll, wirklich in ihm entstehen müssen. Nun kann dieses anders nicht geschehen, als vermittelst einer Illusion, indem er sich stillschweigend beredet, er sei die Person, die er vorstellt. Diese Illusion braucht aber kein deutlicher und lauter Vorsatz des Schauspielers zu seyn; ja, es kann seiner anschauenden Erkenntniß hinderlich werden, wenn er allzu deutlich an diesen Vorsatz gedenkt. Allein er muß seine untern Seelenkräfte walten lassen. Die Menge der Begriffe, denen er sich nach und nach

überläßt, werden eine Art von anschauender Illusion in ihm hervorbringen; und er muß sich nur hüten, mit seinen obern Seelenkräften zu widersprechen. Er muß ausdrücklich an keinen Gegenstand gedenken, der ihn überzeugen kann, er sei die Person nicht, die er vorstellen soll. Kleider und Decoration helfen dem Schauspieler gar nichts. Diese äußerlichen Gegenstände muß er zehnmal ansehen können, ohne dadurch in seiner anschauenden Illusion gestört zu werden.

Man wirft hierwider ein: „wenn der Schauspieler wirklich zornig ist, so agirt er schlecht." — Allein soll uns dieß wundern? Wenn der Acteur zornig ist, so agirt er seine eigene Person, und nicht die des Helden, den er vorstellen soll; denn die Ursachen seines Zornes halten ihn ab, in alle die Begriffe einzugehen, die zu seiner intuitiven Begeisterung nöthig sind. Wo er aber, den Charakteren unbeschadet, seine eigene Empfindung ausdrücken kann, da wird man allezeit den Sieg der Natur über die Kunst wahrnehmen.

Wir haben Exempel hiervon: 1) an dem Schauspieler, der die Elektra des Sophokles vorstellte; 2) an einer Stelle in dem Prolog zu Thomson's Coriolan. 3) Man sieht es auch auf der komischen Schaubühne, wenn der Schauspieler einem Frauenzimmer Liebe ausdrücken soll, das er wirklich liebt. — —

---

4. Von der lyrischen Poesie*).

Im J. 1777.

(Aus der Neuen Berl. Monatsschrift. Bd. 23. Mai 1810. S. 298—311.)

Die Begriffe stehen mit einander entweder in Real-Verbindung, so wie ihre Urbilder, die wirklichen Dinge außer uns,

---

*) Moses Mendelssohn hatte diese Gedanken über die psychologische Beschaffenheit der lyrischen Poesie seinem Freunde Engel zu Gefallen aufgesetzt, aber schriftlich nicht ganz geendigt, weil sich beide mündlich über diesen Gegenstand unterhielten.

Anmerk. von Fr. Nicolai.

Absicht auf ihr Daseyn in Zeit und Raum mit einander ver-
nden sind; oder in Ideal-Verbindung; und zwar a) als
rund und Folge, d. i. National-Verbindung, b) durch Ge-
einschaft der Merkmale, welches die Verbindung der Einbildungs-
aft ausmacht.

Wenn in der Masse des Bewußtseyns die Real-Verbin-
ng die herrschende ist, so sind wir im wachenden Zustande,
d bei uns selbst. So lange das Bewußtseyn der National-
erbindung herrscht, meditiren wir, d. i. wir lösen Begriffe auf,
er setzen sie zusammen; gehen von Grund auf Folge, oder
n Folge auf Grund. Im Traume ist die Verbindung nach
r Gemeinschaft der Merkmale (Ähnlichkeit, Gleichheit u. s. w.)
herrschende. Wenn alle diese Arten der Verbindung sich
nander die Waage halten, und keine merklich hervorsticht, so
rt das Bewußtseyn auf: wir schlafen.

In Absicht der Folge der Begriffe wird die Aufmerksamkeit,
soweit sie nicht von der Freiheit des Willens abhängt, geleitet:
von der Stärke des Eindrucks; 2) von dem Antheil, den
r daran nehmen; 3) von dem Vorsatz, den wir gefaßt haben,
ne gewisse Idee zu verfolgen. Die Stärke der unfreien Auf-
erksamkeit ist also nach diesem dreifältigen Verhältniß zu
ätzen.

Man kann die Freiheit des Willens, mit welcher wir die
ufmerksamkeit zu lenken im Stande sind, die subjective Gewalt;
wie die Kraft der Vorstellungen selbst auf die Aufmerksamkeit,
Gegensatz mit jener, die objective Gewalt nennen. Die sub-
tive Gewalt ist desto größer, je mehr objective Gewalt sie zu
siegen vermag, je mehr sie im Stande ist die Aufmerksamkeit,
er Hindernisse ungeachtet, nach Gutfinden zu lenken.

Mit jedem Fortschritt der Begriffe gleitet die Seele in
maginations-Verbindungen aus, sobald eine Nebenidee die
rkste objective Gewalt erlangt. Sie kömmt von derselben in
Real-Verbindung zurück durch die Stärke des Eindrucks wirk-
her Gegenstände; und in die National-Verbindung durch die
aft des Vorsatzes, oder auch durch die Freiheit des Willens,
lcher sie sowohl auf jene, als auf diese zurückrufen kann.

So lange wir es in unserer Gewalt haben, die Gedanken
n jeder andern Reihe, bei der mindesten Veranlassung, in die
al-Verbindung zurückzurufen, so lange besitzen wir Gegenwart

des Geistes (Besonnenheit). In den Augenblicken, in welchen wir dieser Freiheit beraubt sind, sagt man: wir seien abwesenden Geistes. Und zwar, wenn uns die Stärke des Vorsatzes, eine gewisse Idee zu verfolgen, überwältigt, so sind wir in Betrachtung vertieft. Ist es die Gewalt der Theilnehmung, die uns verhindert gegenwärtig zu seyn, so sind wir in Empfindung verloren, oder durch Gemüthsbewegung außer uns. Reißt uns aber die Lebhaftigkeit der Einbildungen mit sich fort, so sind wir in Verzückung, Begeisterung u. dgl. — Wer keinen festen Vorsatz hat eine Idee zu verfolgen, auch keiner starken Theilnehmung, so wie keiner lebhaften Einbildung fähig ist, kann leicht gegenwärtigen Geistes seyn. Je fester hingegen jener Vorsatz ist, desto mehr Kraft der Seele wird zur Besonnenheit angestrengt werden müssen.

Aus der Real-Verbindung findet sich leicht ein Übergang in die Reihe des Vorsatzes; denn diesen gefaßten Vorsatz haben wir sehr oft mit dem Begriffe der Real-Verbindung zusammen gedacht, und also in Association. Es giebt also im wachenden Zustande mehr Übergänge aus den Nebenwegen der Imagination in die Reihe des Vorsatzes. Im Traume muß uns bloß die Stärke des Vorsatzes selbst zurückführen; im Wachen aber geschieht es durch die Stärke des Vorsatzes unmittelbar, und durch die Real-Verbindung, die in diesem Zustande herrschend ist, mittelbar.

Dieses mag die Ursache seyn, warum wir eine Meditation im Traume nur selten gehörig ausführen, und warum sie im wachenden Zustande besser von statten geht. Wir werden im Traume durch die herrschende Verbindung, vermittelst der Gemeinschaft der Merkmale, zu oft von unserm Vorsatz abgeleitet; und der äußere Eindruck ist nicht mächtig genug, uns in die Real-Verbindung und vermittelst derselben auf den Vorsatz zurück zu führen.

Nach dieser psychologischen Einleitung komme ich zum lyrischen Gedichte.

Das lyrische Gedicht soll die Veränderungen darstellen, die in einem von der Theilnehmung beherrschten Gemüthe vorgehen.

Die Veranlassung dazu ist allezeit eine Begebenheit in der Real-Verbindung der Dinge. Diese kann also mit dargestellt werden.

Aber keine topische Beschreibung, auch keine chronistische. —

Diese setzen Bewußtseyn der Real-Verbindung und Gegenwart des Geistes voraus.

Auch kein deutliches Bewußtseyn eines bestimmten Vorsatzes, diese oder jene Idee zu verfolgen. Wenn der Dichter einen solchen Vorsatz hat, so muß er gleichsam tief in seiner Seele verborgen liegen, und durch die Theilnehmung gleichsam bedeckt seyn.

Die Folge der Begriffe auf einander geschieht nach der Verbindung der Theilnehmung. Bei jedem Fortschritt eine kurze oder längere Abschweifung in gleichartige Nebenbegriffe. Die Rückkehr geschieht durch Gemeinschaft der Merkmale, oder durch die Gewalt der Haupt-Theilnehmung, die in der Seele herrscht; niemals durch den Vorsatz, noch weniger durch die Real-Verbindung. Sobald die Haupt-Theilnehmung nicht mehr lebhaft genug ist in Worte sich zu ergießen, so schließt sich das lyrische Gedicht.

Alle Nebenideen, die durch das stärkere Licht der Hauptideen in dem von der Theilnehmung beherrschten Geiste verdunkelt werden, muß der lyrische Dichter verschweigen. — Daher die Sprünge, die plötzlichen Übergänge, die versteckte Ordnung. Dieses ist eigentlich die Ordnung des Vorsatzes, die der Dichter zu verbergen sucht.

In keiner Dichtungsart kömmt die Natur der Kunst so nahe, als in der lyrischen. Denn wenn der Dichter wirklich in dem besungenen Gemüthszustande sich befindet, so ist er sich selbst Gegenstand, also causa objectiva und causa efficiens zugleich.

Alle Völker haben lyrische Gedichte, selbst die ungebildetsten nicht ausgenommen.

Die lyrischen Gedichte der Kunst unterscheiden sich durch die verborgene Ordnung des Vorsatzes (den Plan).

Untergattungen.

Lied. Der Gegenstand der Theilnehmung ist unbestimmt. — Noch keine wirkliche Gemüthsbewegung, nur Anlage und Bereitschaft dazu. — Die Ordnung ist zum Theil Ideal-Verbindung, durch die Association gleichartiger Empfindungen; zum Theil National-Verbindung; jedoch nicht ohne Theilnehmung. — Keine völlige Abwesenheit des Geistes. — Keine eigentliche Ab

ſchweifung; denn ihre Reihe und Ordnung ſchließt keine Nebenidee aus.

Elegie. Der Gegenſtand der Theilnehmung beſtimmt. — Die Veranlaſſung nicht mehr neu. — Die Theilnehmung iſt zwar in Affect übergegangen, hat aber durch die Zeit von ihrer ſtürmiſchen Gewalt verloren. Sie hat ſich vielmehr tief in den Grund der Seele geſenkt, und mit allen dunklen Begriffen und verborgenen Triebfedern derſelben auf das genaueſte verbunden. — In dem entfernteſten Nebenbegriffe findet die Seele Gleichartigkeit mit dem herrſchenden Intereſſe. Daher die ſanften Übergänge. Kein Aufbrauſen, keine Verwunderung, keine plötzliche Abſchweifungen und Rückkehr; ſondern alles iſt durch das Band der Theilnehmung auf's innigſte verbunden.

Ode. Der Gegenſtand höchſt beſtimmt. Der Dichter kann nicht ſagen:

Welche Gottheit ſoll auch mir
Heute einen Wunſch gewähren?
Unentſchloſſen irr' ich hier
Zwiſchen den Altären.

Dieſes iſt der Anfang eines Liedes, keiner Ode. Pindar, der eine ſeiner Oden mit einer ähnlichen Frage anfängt, hat die ſehr gute Entſchuldigung für ſich, daß der Held, den er zu loben hatte, von ſo manchen Göttern und Halbgöttern abſtammte, daß er natürlich in Zweifel ſeyn muß, welchen von deſſen Ahnherrn er zuerſt preiſen ſoll. Die Ungewißheit entſprang alſo bei ihm gerade aus der Beſtimmtheit des Gegenſtandes. Inwieweit ſich dieſe Entſchuldigung auch bei Horaz und bei unſerm Ramler, welche beide dieſen Anfang nachgeahmt, anbringen läßt, mag ich nicht entſcheiden. — Die Veranlaſſung neu, unerwartet, Verwunderung erregend. Der Dichter unterliegt der Gewalt des Affects. — Abweſenheit des Geiſtes — Verzückung — Begeiſterung. Er ſieht erſtaunliche Dinge, verſpricht Wunder, und iſt nicht an die Regel der Beſcheidenheit gebunden, die Horaz jedem andern Dichter, und vornehmlich dem Heldendichter vorſchreibt:

ex fumo dare lucem.

Der Anfang der Ode iſt mehrentheils da, wo die Begriffe lebhaft genug geworden, und ſich aus der Seele gleichſam hervordrängen; zuweilen gleich nach dem erſten Staunen, ſobald

Affect in Worte auszubrechen bemüht ist. Daher bei allen endichtern der entferntesten Völker die Redensarten: Ich thue nen Mund auf! Mein Geist beginnt erhabene Dinge! Ich l reden, höret mich!

Der Fortgang . . . —

Der Schluß zuweilen im höchsten Grade des Affects; in= n dieser nämlich durch Nebenbegriffe so vermehrt werden kann, ß ihm Worte fehlen, und der Dichter gleichsam in sich selbst ückkehren muß; zuweilen mitten in der Abschweifung: wenn Bilder und Begriffe, welche der Dichter auf dem Neben= ge antrifft, wichtig genug sind, ihn von dem Hauptgegen= nde völlig abzuführen, und ihm nun kein anderer Rückweg r offen ist, als durch die ihm verbotene Ordnung der Real= bindung.

Beispiele aus den Psalmen.

Psalm 123.

Zu dir erheb' ich meine Augen,
Der du im Himmel thronest! . . —
Erbarm' dich, Ewiger! erbarm' dich unser!
Wir sind des Schmaches viel zu satt.
Ja, viel zu satt ist unsre Seele
Des Spotts der Übermüthigen,
Der trotzigen Verachtung.

Der Affect verschließt hier dem Dichter gleichsam den Mund.

Psalm 126.

Wann aus dem Elend Gott noch Zion führet;
So sind wir wie vom Traum erwacht.
Voll Lachens ist dann unser Mund,
Frohlockens voll die Zunge.
Und alle Heiden sprechen:
Für sie hat Wunder Gott gethan!
Ja, Wunder thut der Herr für uns;
Des sind wir herzensfroh
Ach, führ' uns aus dem Elend, Herr!
Wie Wasserströme in dürres Land.
Die mit Thränen säen,
Sammeln ein mit Freuden.
Er gehet hin und weinet,
Der Säemann mit seiner Last;
Jauchzend kommet er zurück,
Trägt seine Garben ein.

Psalm 129.

Oft hat man mich gedrängt,
Von meiner Jugend auf:
So singe Israel!
Oft hat man mich gedrängt,
Von meiner Jugend auf,
Jedoch nicht übermocht.
Auf meinem Rücken haben sie gepflügt,
Gezogen ihre langen Furchen.
Gerecht ist er, der Ewige!
Zerhieb der Frevler Seile.
Zu Schanden werden, weichen
Müssen alle Feinde Zions,
Und seyn wie Gras auf Dächern,
Das, eh' man's ausrauft, welkt.
Kein Schnitter füllet seine Hand,
Kein Garbenbinder seinen Arm.
Vorübergeher grüßten nicht:
„Der Segen Gottes über euch!
„Wir grüßen euch im Namen Gottes!"

Dieser Psalm ist von Herrn Ramler*) sehr glücklich übersetzt. — Der Schluß ist mitten in der Abschweifung, die den Dichter auf eine sehr angenehme Vorstellung geführt und den traurigen Affect gleichsam in ein liebliches Bild aufgelöst hat.

Psalm 133.

Sieh, wie fein, wie lieblich ist es,
Wenn in Eintracht Brüder leben!
Wie vom Haupte köstlich Salböl
Fleußet in den Bart herab:
Aarons ehrenhaften Bart,
Wallend auf des Kleides Borte;
Wie auf Hermon Morgenthau,
Thau auf Zions Berge träufelt.
Dort befiehlt der Ew'ge Segen,
Lebensfreude hin, auf ewig.

Der Dichter ist von seiner Hauptidee nunmehr allzu weit entfernt, und die Ode schließt sich mitten in der zweiten Digression.

*) Im 3. Bande seines Batteux.

Anmerk. von Fr. Nicolai.

Wenn unsere Sinne lebhaft gerührt werden, so bemerken wir in dem Fortgange der Begriffe eine dreifache Periode. In der ersten beherrscht der Totaleindruck die Seele so völlig, daß sie ihr die Macht benimmt, die Theile einzeln zu betrachten und zu bezeichnen. Dieses ist der Zustand der Betäubung. Unterdeß arbeitet die Real-Verbindung immer fort, und vermindert die Lebhaftigkeit des Totaleindruckes nach und nach, bis die Seele in derselben einen Übergang auf einen besondern Umstand findet, der alsdann aus dem betäubenden Gefühl gleichsam hervorspringt, und sich auszeichnet. Dieser führt die Seele alsdann durch die Ordnung der Theilnehmung auf die übrigen Theile des Totaleindruckes. Das ist der Zustand der Verwirrung. Endlich wird die Rationalordnung die herrschende. Die Seele kann ihre völlige Aufmerksamkeit auf die Theile richten, die ihrem Vorsatze gemäß sind, und kann sie in der gleichen Ordnung auf einander folgen lassen. — — (Das Übrige fehlt.)

---

5. Über den Neid *).

1780.

(Aus der Neuen Berl. Monatsschrift. Bd. 23. Jan. 1810. S. 46—47.)

Nein, ihr gutherzigen Männer, Opitz und Ramler! ihr kennt den Feind eurer Verdienste nicht recht, und beschreibt ihn

---

*) Ramler schrieb in das Stammbuch eines berühmten Schauspielers folgendes, vermuthlich auf irgend eine Veranlassung:

Opitz.

Neid ist ein schlimmes Ding; dies Lob bleibt ihm indessen:
Er pflegt dem Neider Herz und Augen abzufressen.

Seinem Freunde, dem Schauspieler ***
bei dessen Durchreise durch Berlin
von
K. W. Ramler.
d. 30 März. 1780.

Daneben schrieb Moses Mendelssohn obiges.
Anmerk. von Fr. Nicolai.

eurem Freunde S. ſehr unphyſiognomiſch. Der Unhold beſucht und belauſcht euch zwar oft, aber allezeit vermummt oder verkappt. Nach meinem Berichte, hat er vielmehr lange, lange Ohren, und geſunde Augen. Scheel ſieht er, aber ſcharf, und hat auch nur die Augenlieder zerfreſſen. Daher kann er keinen Schlaf gewinnen, und hört und ſieht, auch wenn's ihm wehe thut.

Berlin, d. 30 März 1780.

Moſes Mendelsſohn.

---

6. Über einige deutſche ſinnverwandte Wörter.

(Aus der Neuen Berl. Monatsſchrift. Bd. 23. Jan. 1810. S. 41—43.)

Abbinden, abtrennen, ablöſen. Man bindet eine Sache ab, die irgend woran angeknüpft war. Man trennt ſie ab, wenn man die Knoten nicht auflöſt, ſondern zerſchneidet. Man löſet ſie hingegen ab, wenn ſie vorhin, wie ein Theil an ſeinem Ganzen, befeſtigt war.

Abbinden, losbinden. So auch **abkaufen, loskaufen.** Das Erſtere (1 und 3) ſagt man von lebloſen Dingen, das Letztere (2 und 4) von lebendigen, oder auch von ſolchen lebloſen, die eine Bemühung anwenden, ſich von dem Gegenſtande zu entfernen, mit welchem ſie verbunden ſind.

Abtheilen, eintheilen, vertheilen. Das Erſte wird gebraucht, wenn ein Theil vom Ganzen getrennt wird, ohne daß man vorher das Ganze überſehen hat; beide letzte, wenn man das Ganze vorgenommen hat, und es in ſeine Theile zerlegt. Er theilt jährlich von ſeinen Einkünften ein Kapital von 500 Thalern ab, welches er wiederum in 5 Maſſen eintheilt, und für gewiſſe Ausgaben oder auf gewiſſe Zeiten vertheilt. Eine Stadt hat 5 Abtheilungen; zuſammen genommen, nennt man ſie eine Eintheilung.

Ablernen, verſchieden von **lernen:** wenn man, ohne Vorwiſſen des Lehrers, ihm ſeine Kunſtgriffe abſieht.

Ab vor einem Verbum activum oder neutrum — bedeutet: durch eine gewisse Handlung eine Schuld abtragen. So: abarbeiten, abpflügen, abschwören u. s. w.

Abbilden, abschildern; abreißen, abzeichnen. Jenes (1 und 2) heißt: ein Ding durch die Nachahmung so vorstellen, wie es sich dem Gesichte und dem Gefühle darstellt; dieses (3 und 4) hingegen bloß, wie es sich den Augen darstellt. Ein Bild heißt ein sinnlicher Ausdruck eines Gegenstandes. Viele Bilder, die zusammengenommen ein Ganzes ausmachen, heißen ein Gemälde.

Abfinden, abthun, entscheiden, beilegen, ausmachen. Eine Zwistigkeit wird entschieden, wenn darin vorgeht, was Rechtens ist. Beigelegt wird sie, wenn, ohne auf die Gerechtigkeit zu sehen, beide Partheien auf eine oder auf die andre Weise sich wozu verstanden haben. Abgethan ist sie, wenn der gegenseitigen Forderung Genüge geschehen ist. Der Befriedigte, der seine Forderung gegen eine Leistung aufgiebt, ist abgefunden. Ausmachen heißt, wenn etwas außer Zweifel gesetzt wird; es ist ausgemacht, daß ein jeder Rechtshandel sowohl vom Richter entschieden, als von guten Freunden beigelegt werden kann.

Böse, schlecht, schlimm, arg, übel. Was an und für sich nicht gut ist, nennt man schlecht; in Ansehn seiner Folgen und Wirkungen, böse; in Ansehn der Absichten, arg; insoweit es mit unsern Wünschen nicht übereinstimmt, schlimm; und insoweit eine widrige Empfindung damit verbunden ist, übel. — Die Fabel von den Bienen (von Mandeville) ist kein schlechtes Buch; hier und da findet man zwar böse Lehren darin, der Verfasser scheint es aber nicht so arg gemeint zu haben. Ein böses Geschwür. Ein schlechter Kopf. Ein böses Herz. Ein übler Geruch, Geschmack; Übellaut. Sagt man auch: ein übler Anblick? — Übelgesinnt scheint unsrer Erklärung zu widersprechen. Vielleicht aber heißt es so viel als Leute, die widrige Gesinnungen hegen, z. B. mißvergnügte Leute, die mit den Einrichtungen unzufrieden sind (Malcontenten). Eine böse Unternehmung kann einen nicht schlechten Fortgang haben, und dennoch ein schlimmes Ende nehmen. Das Wetter kann eigentlich nicht schlecht, aber wohl für Einen, der reisen will, schlimm seyn.

Von der Herrschaft über die Neigungen.

(Um das J. 1755.)

(Aus J. Heinemann's Moses Mendelssohn. S. 48—56.)

---

§. 1.

Ein jeder Begriff, der vermöge seiner Beschaffenheit unsern Willen bestimmen kann zu handeln oder nicht zu handeln, heißt ein Bewegungsgrund.

a) Dieser Begriff muß uns die Vorstellung einer Schönheit oder Vollkommenheit gewähren, wenn er uns zu Handlungen antreiben will, et vice versa.

b) Was uns Lust gewährt, wenn es gegenwärtig ist, das erregt abwesend ein Verlangen in uns, welches nichts anderes ist, als eine Vermischung von Lust und Unlust; von Lust über die Güte des Gegenstandes, und von Unlust über dessen Abwesenheit.

c) Gleichgültigkeit, Wollen, Verlangen, Begierde, Sehnsucht sind die Stufen der Begehrlichkeit, oder desjenigen Affects, der in uns erregt wird, wenn der vollkommene Gegenstand abwesend ist; so wie Gleichgültigkeit, Behaglichkeit, Lust, Vergnügen, Wollust, Entzückung die Grade der Empfindung ausdrücken, die durch den Genuß des vollkommenen Gegenstandes erregt werden.

§. 2.

Je mehr Gutes in der Vorstellung einer Sache enthalten ist, je deutlicher wir das Gute einsehen, und je weniger Zeit erfordert wird, es völlig zu übersehen, desto größer ist die Begierde, desto angenehmer der Genuß.

a) Die Quantität der Motiven verhält sich also zusammengesetzt wie die Menge des Guten, wie seine Deutlichkeit; und umgekehrt wie die Zeit, welche zum Überdenken erfordert wird.

b) Man setze die Menge des Guten = m,
die Deutlichkeit = p,
die Zeit = t;
so ist die Quantität des Bewegungsgrundes = $\frac{m\,p}{t}$.

§. 3.

Eine Vorstellung kann also weniger deutlich seyn, und dennoch eine größere Gewalt haben, in unsern Willen zu wirken: 1) wenn sie eine größere Menge des Guten enthält; 2) wenn diese Menge geschwinder überdacht werden kann.

§. 4.

Ja wenn die Zeit, die zum Überdenken erfordert wird, sehr gering ist, so können die Begriffe so dunkel werden, daß sich die Seele weder des Bewegungsgrundes, noch ihrer eigenen Entschließung bewußt ist, und dennoch in dem Körper solche Bewegungen hervorbringen, die zu einer andern Zeit einen überlegten Rathschluß erfordert hätten. Denn obgleich die Kürze der Zeit die Deutlichkeit vermindert, dergestalt, daß öfters gar das Bewußtseyn aufhört; so bleibt dennoch die Quantität der Motiven einerlei, weil an der Zeit gewonnen wird, was von der Deutlichkeit abgeht.

§. 5.

Aus den beiden vorigen §§. lassen sich unzählige Erscheinungen erklären, die für viele Weltweise ein Stein des Anstoßes gewesen sind. Ich will einige davon anführen.

1) Video meliora proboque etc. Wer kennt diesen Spruch, ohne zu wissen, wie schwer er sich mit irgend einem

philosophischen Systeme verträgt? — Nach meinen Begriffen ist nichts natürlicher. Die Seele kann durch einen richtigen Vernunftschluß einsehen, A sei gut; und sich dennoch zu B entschließen, wenn ihr die untern Seelenkräfte in B zwar dunkel, aber doch eine größere Menge des Guten, und in einer geringern Zeit vorstellen, wie solches in einer Leidenschaft, — als von welcher der Dichter redet, — jederzeit wirklich geschieht.

2) Warum fährt Mancher vor Schrecken auf, wenn eine Kanone abgefeuert wird, ob er gleich schußfrei steht, und auch vorher überlegt hat, daß ihn die Kugel nicht treffen kann? Weil die überlegte Sicherheit durch einen langsamen symbolischen Schluß, die Idee der Gefahr aber anschauend in uns entsteht. Die anschauenden Begriffe folgen schneller auf einander, als die symbolischen; daher ist die Quantität ihrer Wirkung größer.

3) Man sieht auch, wie die Seele beim Reden, Schreiben, Klavierspielen u. s. w. vieles verrichten kann, ohne sich dessen bewußt zu seyn.

§. 6.

Sollen wir zu einem tugenhaften Wandel aufgemuntert werden, so muß man sich nicht begnügen, uns die Löblichkeit der Tugend nach aller Strenge demonstrirt zu haben, sondern man muß uns mit einer großen Menge von Bewegungsgründen bekannt machen; und wir müssen lernen, diese Menge von Motiven schnell zu überdenken.

a) Durch die Demonstration wird die Deutlichkeit vermehrt; die Menge der Motiven vermehrt die Anzahl der Vollkommenheiten; und die Fertigkeit, sie schnell zu überdenken, vermindert die Zeit.

b) Das Erstere geschieht in Princip. philosoph. practicae univers.; das Zweite in der Ethik; das Dritte hingegen wird erhalten: 1) durch die Gewohnheit, 2) vermittelst der anschauenden Erkenntniß.

Von der Gewohnheit.

Was die Gewohnheit auf unsern Körper vermag, überlasse ich den Physikern zu erklären. Ich will für dieses Mal nur einige ihrer erstaunlichen Wirkungen in unsere Seele betrachten, und einige Anmerkungen darüber machen.

§. 7.

Durch die Übung (welche mit der Gewohnheit einerlei Wirkung hat) wird eine jede Fähigkeit in unserer Seele zu einer Fertigkeit.

Eine Fertigkeit besteht in einem Vermögen, etwas so geschwind zu verrichten, daß wir uns nicht mehr alles dessen bewußt bleiben, was wir dabei vorgenommen. Nun wird zu einer jeden Verrichtung eine Folge von Begriffen erfordert, mit welcher in dem Körper eine Reihe von willkührlichen Bewegungen übereinstimmen. Diese Reihen von Begriffen folgen desto schneller auf einander, je genauer sie mit einander verbunden sind. Je mehr Ähnlichkeiten, Beziehungen und Verhältnisse unsere Seele zwischen den Begriffen wahrnimmt, die zu einer Handlung erfordert werden, desto schneller eilt die Imagination, von Einem auf das Andere zu kommen. Je öfter wir eine Reihe von Vorstellungen gehabt, desto mehr Verhältnisse und Beziehungen wird unsere Seele zwischen ihnen gewahr. Also können wir eine Reihe von Begriffen, die wir öfter gehabt, schneller überdenken, bis sie endlich in einer so kleinen Zeit auf einander folgen, daß sich unsere Seele derselben nicht mehr deutlich bewußt ist. Und alsdann sagen wir, unsere Fähigkeit sei zu einer Fertigkeit geworden.

a) Daher erschrickt man nicht, wenn man öfters Kanonen hat abfeuern sehen; weil es die Gewohnheit dahin gebracht, daß das Urtheil: die Kugel wird mich nicht treffen, so schnell entsteht, als die Idee der Gefahr, die durch den entsetzlichen Knall erregt wird.

b) Wer die Schlüsse der allgemeinen practischen Weltweisheit öfters überdacht, in ihrem Zusammenhange betrachtet, und in vorkommenden Fällen angewendet hat; der wird bei wichtigen

Vorfällen Wunder zeigen, wie viel die demonſtrative Sittenlehre über die Neigungen und Leidenſchaften vermag. Hat er es aber an Übung fehlen laſſen, ſo folgen die Begriffe, die zu ſeinem moraliſchen Schluſſe erfordert werden, nicht ſchnell genug auf einander, wodurch ihre Wirkſamkeit in den Willen merklich verringert wird.

c) So wie der Künſtler die ihm vorgeſchriebenen Regeln ſo oft ausüben muß, bis er ſich in währender Ausübung der Regeln nicht mehr bewußt iſt; eben ſo muß es der moraliſche Menſch mit dem Geſetze der Natur machen, wenn er ſeine untern Seelenkräfte mit den obern in Harmonie bringen will.

Von der anſchauenden Erkenntniß.

§. 8.

Wenn wir die ſymboliſchen Schlüſſe der practiſchen Sittenlehre in eine anſchauende Erkenntniß verwandeln, d. h. wenn wir ſie von den abſtracten Begriffen auf einzelne Begebenheiten in der Natur zurückführen und die Anwendung derſelben aufmerkſam beobachten, ſo erlangen ſie dadurch eine größere Gewalt, in den Willen zu wirken.

a) In der Anwendung der allgemeinen Schlüſſe auf beſondere Fälle überſehen wir alle Theile und Folgen dieſer Schlüſſe auf einmal, die wir in der Theorie nur nach und nach überdenken können; wir vermindern alſo die Zeit, wodurch die Wirkſamkeit vermehrt wird (§. 2.).

b) Die anſchauende Erkenntniß erlangen wir: 1) durch die Erfahrung, d. i. wenn wir die ſymboliſche Erkenntniß in beſondern Fällen ſelbſt angewendet oder von Andern haben anwenden ſehen; 2) durch Beiſpiele, oder wenn uns die Anwendung der allgemeinen Lehren auf gewiſſe wahrhafte Begebenheiten aus der Geſchichte gezeigt wird; und endlich durch Erdichtungen, die öfters beſſere Wirkungen thun können, als die Beiſpiele, weil ſie 1) durch die Nachahmung angenehmer werden, und 2) wahrſcheinlicher, und nicht ſo ſehr mit fremden Begebenheiten untermiſcht ſeyn müſſen, als die wahrhaften Begebenheiten in der Natur.

§. 9.

Wer die symbolische Erkenntniß von dem Werthe der ugend mit der anschauenden Erkenntniß verbindet, der hat ine untern Seelenkräfte mit den obern übereinstimmend ge- acht, und ist vollkommen tugendhaft.

a) Wer sich mit der symbolischen Erkenntniß begnügt, der ird sich entschließen, tugendhaft zu seyn; allein sein Entschluß eicht seine Wirkung nicht, wenn sich ihm eine sinnliche Lust iberſetzt, deren Quantität größer ist, als die Quantität der sym- olischen Erkenntniß.

b) Die bloße anschauende Erkenntniß giebt erstlich nicht e völlige Gewißheit, die den Tugendhaften tenacem propositi acht; zweitens ist sie trüglich, weil unsere Urtheilskraft leicht rführt werden kann, wenn sie sich mit Exempeln ohne Be- eis begnügt; drittens kömmt sie nicht so leicht in das Gedächt- ß zurück, wenn ihr Gegenstand abwesend ist, und vielmehr s Object einer sinnlichen Lust, eines Scheinguts auf die inne wirkt.

c) Die symbolische Erkenntniß kommt bei jedem Vorfalle chter in das Gedächtniß zurück, und giebt unserm Urtheile den harakter der Untrüglichkeit; die Einbildungskraft erinnert uns r öfters damit verknüpften intuitiven Erkenntniß, und diese rmehrt die Quantität der Motiven.

§. 10.

Die sittliche Empfindlichkeit besteht in einer schnellen Vor- ellung des wahren oder scheinbaren Guten, das in einem Gegen- ande anzutreffen ist.

a) Sie ist also, ohne Hülfe der Urtheilskraft, gegen tugend- afte und lasterhafte Neigung gleichgültig.

b) Wer die Empfindlichkeit eines Menschen vermehrt, hat n dadurch noch nicht tugendhaft gemacht, wenn er nicht gleich seine Urtheilskraft gebessert hat.

c) Das Temperament kann den Menschen weder tugend- aft, noch lasterhaft machen; sondern es vermehrt oder vermin- rt bloß den Grad der angebornen sittlichen Empfindlichkeit.

Von der Illusion.

§. 11.

Wenn eine Nachahmung so viel Ähnliches mit dem Urbilde hat, daß sich unsere Sinne wenigstens einen Augenblick bereden können, das Urbild selbst zu sehen, so nenne ich diesen Betrug eine ästhetische Illusion.

Der Dichter muß vollkommen sinnlich reden; daher müssen uns alle seine Reden ästhetisch illudiren.

§. 12.

Soll eine Nachahmung schön seyn, so muß sie uns ästhetisch illudiren; die obern Seelenkräfte aber müssen überzeugt seyn, daß es eine Nachahmung, und nicht die Natur selbst sei.

Denn das Vergnügen, das uns die Nachahmung gewährt, besteht in der anschauenden Erkenntniß der Übereinstimmung desselben mit dem Urbilde. Es gehören also folgende beide Urtheile dazu, wenn wir an einer Nachahmung Vergnügen finden wollen: „dieses Bild gleicht dem Urbilde;" — „dieses Bild ist nicht das Urbild selbst." — Man sieht leicht, daß jenes Urtheil vorangehen muß; daher muß die Überzeugung von der Ähnlichkeit intuitive, oder vermittelst der Illusion; die Überzeugung hingegen, daß es nicht das Urbild selbst sei, kann etwas später erfolgen, und daher mehr von der symbolischen Erkenntniß abhangen.

§. 13.

Da uns die Nachahmung an und für sich selbst nicht so sehr vergnügt, als die Geschicklichkeit des Künstlers, der sie zu treffen gewußt hat, so setzen wir uns bei der Beurtheilung der schönen Künste über alles hinweg, wozu keine größere Geschicklichkeit von Seiten des Künstlers erfordert worden wäre, es nachzuahmen.

a) Daher sind die äußerlichen Verzierungen bei einer dramatischen Vorstellung nur zufällig, und öfters schädlich, wenn sie durch ihre eigene Schönheit unsere Aufmerksamkeit von der Vorstellung abwenden. Es ist genug, wenn die Verzierungen nicht durch einen offenbaren Widerspruch der Illusion schaden.

b) Ja es ist nicht einmal nöthig, daß ein dramatisches Stück aufgeführt würde, um zu gefallen. Wer beim Lesen urtheilen kann, ob der Dichter sein Stück mit der gehörigen Kunst ausgearbeitet, und ob er es so gemacht hat, daß es durch die lebendige Vorstellung eines höheren Grades der Nachahmung fähig werden kann; der kann die äußere Vorstellung leicht entbehren.

§. 14.

Das beste Mittel, uns intuitive von dem Werthe der Nachahmung zu überzeugen, ist, wenn vermittelst der Illusion unangenehme Leidenschaften in uns erregt werden.

a) Wenn wir eine gemalte Schlange plötzlich anblicken, so gefällt sie uns desto besser, je mehr wir uns davor erschreckt haben. Aristoteles glaubt, wir ergötzten uns, weil wir von der vermeinten Gefahr befreit worden wären. Allein wie unnatürlich ist diese Erklärung! Ich glaube vielmehr, der kurze Schrecken überführt uns intuitive, daß das Urbild getroffen sei.

b) Daher gefallen uns alle unangenehme Affecten in der Nachahmung. Der Musikus kann uns zornig, betrübt, verzweiflungsvoll u. s. w. machen, und wir wissen ihm Dank für die unangenehmen Leidenschaften, die er in uns erregt hat. Man sieht aber, daß in diesen Fällen das zweite Urtheil: diese Affecten sind nur nachgeahmt, unmittelbar auf den Affect folgen muß; weil sonst die unangenehme Empfindung, die aus dem Affecte entspringt, größer seyn würde, als die angenehme, die eine Wirkung der Nachahmung ist.

c) Aus diesen Gründen lassen sich die Gränzen des bekannten Gesetzes bestimmen: die schönen Künste sind eine Nachahmung der Natur, aber nicht die Natur selbst.

Zufällige Gedanken über die Harmonie der inneren und äußeren Schönheit.

(Um das J. 1755.)

(Aus J. Heinemann's Moſes Mendelsſohn. S. 57—66.)

Die Maſchinen der Natur ſind von den Kunſtmaſchinen darin unterſchieden, daß bei jenen das Innere und Äußere, Materie und Form, Kraft und Schein, allezeit in der genaueſten Verbindung ſtehen; welches aber bei den Werken der Kunſt nicht ſtatt findet. Die Baukunſt macht eine Ausnahme. Die Gebäude müſſen den Schein der Feſtigkeit und Bequemlichkeit haben. Die Materie verhält ſich bei den Werken der Kunſt bloß leidend, und der Künſtler drückt ihr durch eine fremde Kraft eine ihr gleichgültige Form ein; dahingegen die Natur durch innere Kräfte die Materie in die gehörige Form bringen, und alſo durch innere Kraft den äußern Schein wirken läßt. Es wird ſich alſo bei den Naturmaſchinen, durch dieſe Harmonie des Innern und des Äußern, von dem Einen auf das Andere ſchließen laſſen; bei den Kunſtmaſchinen aber nicht. Mit andern Worten: die Naturmaſchinen haben eine Phyſiognomik, die Kunſtmaſchinen aber nicht.

Zwiſchen Güte und Schönheit findet dieſelbe Harmonie ſtatt, wie zwiſchen Kraft und Schein; denn die Schönheit iſt nichts anderes, als ſichtbar gewordene Güte und Tüchtigkeit.

Da aber die Güte etwas objectivisches ist, bei der Schönheit hingegen viel subjectivisches mit unterläuft, so kann diese Harmonie nicht vollständig seyn. Mancher Gegenstand kann Schönheit lügen, mancher seine Schönheit zu sehr verbergen, wenn nämlich die innern Eigenschaften außer dem Gebiete des ästhetischen Gefühls liegen.

Die Vorsehung hat dafür gesorgt, mehrentheils innere Tüchtigkeit durch äußere Schönheit, Güte durch Annehmlichkeit zu erkennen zu geben. Da aber dieses nur eine Nebenabsicht gewesen, so hat sie zuweilen höheren Absichten weichen müssen, wenn sie mit ihnen in Collision gekommen. Hierher gehört der Geschmack der Speisen und ihre Gesundheit oder Zuträglichkeit für den menschlichen Körper.

Das Symbol der äußern Schönheit mit bösem und gefahrvollem Innern verknüpft, ist das Haupt der Meduse, das mit Schlangen geziert ist, weil auch diese Schönheit in Form und Bewegung mit innerem Schädlichen verbinden. Hingegen war die Hermessäule nach der Beschreibung, die, wo ich nicht irre, Alcibiades im Gastmale des Plato davon macht, ein Sinnbild der inneren Vortrefflichkeit, mit äußerer Häßlichkeit verbunden. Der Elephant verbirgt mehr als thierischen Verstand und eine feine, beinahe edle Empfindsamkeit unter einem plumpen äußeren Wesen, das nicht den mindesten Geist verspricht.

Jede Naturmaschine ist in doppelter Rücksicht der Schönheit und Häßlichkeit fähig: 1) als Form, und 2) als Ausdruck; als Form, insoweit die Maschine sich in Linien und Flächen endigt, die sowohl in Ruhe, durch Wendung und Farbe, als zum Theil in Bewegung, an und für sich betrachtet, schön, reizvoll, erhaben u. s. w. seyn können. Man kann dies die todte Schönheit der Naturmaschine nennen. Da aber auch das Äußere derselben ein natürlicher Ausdruck des Inneren ist und die guten und bösen Eigenschaften, die Vollkommenheiten und Mängel der Dinge sichtbar macht, so machen sie auch in dieser Betrachtung einen angenehmen oder widrigen Eindruck, erregen Gefallen oder Mißfallen, sind schön oder häßlich.

Die lebendigen Schönheiten sind von verschiedener Art. 1) Die organischen oder sinnlichen Merkmale, welche die innerlichen organischen Vollkommenheiten natürlich ausdrücken; z. E. die äußerlichen Kennzeichen von Gesundheit der Pflanze, von ihrer Fähigkeit zum Wachsthum, Nahrung und Fortpflanzung.

2) Die thierische Schönheit, oder sinnlichen Merkmale der inneren thierischen Vollkommenheiten, als der Empfindung, Willkühr und des Naturtriebes. 3) Menschliche oder geistige Schönheit, d. i. sinnliche Merkmale, welche Vernunft, Freiheit des Willens, Empfindsamkeit, Sittlichkeit, und die übrigen Eigenschaften eines vernünftigen Wesens auf eine natürliche Weise ausdrücken.

Es giebt auch zufällige Schönheiten, d. i. Merkmale, welche gewisse innerliche Eigenschaften nicht durch natürliche Verbindung, sondern bloß durch zufällige Association der Begriffe andeuten, und also nur gewissen Personen eigen seyn können. So nehmen uns zuweilen gewisse Gesichtszüge ein, die an und für sich unbedeutend sind, uns aber gefallen, weil wir sie an gewissen Gegenständen unserer Liebe und unserer Hochachtung wahrgenommen haben. Die Nachahmung äußerlicher Fehler und Mängel großer verehrungswerther Männer ist daher zu erklären. Es ist nicht immer bloß niederträchtige Schmeichelei, wie Mancher zu glauben geneigt ist.

Aus der harmonischen Verbindung und Vereinigung aller dieser Schönheiten entspringt die Schönheit des Menschen.

Zwischen der todten und lebendigen Schönheit findet abermals eine Harmonie statt, insoweit die Natur die innere Vollkommenheit des Lebens mehrentheils durch schöne Formen, Farbe und Bewegung zu erkennen zu geben pflegt. Jedoch finden auch hier häufige Ausnahmen statt.

Die unmittelbare Vorstellung einer Sache, d. h. wie sie sich uns ohne Zergliederung, Überlegung u. s. w. darstellt, heißt ihr Schein.

Angenehm ist eine Vorstellung, wenn sie uns mehr unsere Kräfte, als ihre Einschränkung empfinden läßt, d. h. wenn sie unsere Kräfte ohne Anstrengung beschäftigt.

Eine Sache, die einen angenehmen Schein hat, ist schön.

Es giebt kein absolutes Ideal der Schönheit; sondern jedes Subject erfordert, nach dem Maaße seiner Kräfte und Fähigkeiten, ein anderes Ideal, das demselben entspricht. Ein absolutes Ideal würde alle vorhin angeführte Schönheiten in dem höchsten Grade und in der vollkommensten Übereinstimmung verbinden. Dieses ist so wenig möglich, als daß sich ein Körper mit der allergrößten Geschwindigkeit, oder nach allen Richtungen zugleich bewege.

Selbst unter den Hogart'schen Schönheitslinien giebt es keine, die an und für sich die schönste wäre. Jeder menschliche Sinn erfordert nach dem Grade seiner Schärfe und Blödigkeit einen größeren oder kleineren Schwung. Da aber alle gesunde, unverfangene menschliche Sinneskräfte innerhalb bestimmter Gränzen der Schärfe und Stumpfheit bleiben, so wird das Ideal in der Mitte zwischen den äußersten Gränzen gleichsam schwimmen.

Jedes Subject hat eine ihm eigene Mischung von Fähigkeiten und Neigungen, welche sein Genie und seinen Charakter ausmachen. In dieser Mischung wird mehrentheils eine Eigenschaft gleichsam hervorstechen, und den Hauptzug des Genies oder Charakters ausmachen; diesem werden die übrigen Eigenschaften untergeordnet seyn. So wird auch das Ideal, das jedem dieser Subjecte entspricht, jedes seine eigene Mischung von todten und lebendigen Schönheiten aller Art haben müssen, nebst einem, in derselben nicht selten hervorstechenden Ausdruck des Guten, welches den Charakter des Ideals ausmacht. Im Herkules z. B. wird der Ausdruck der Kraft den Hauptcharakter ausmachen, im Jupiter die Majestät, in der Venus die Wollust, im Merkur Behendigkeit, in der Minerva Weisheit u. s. w. Alle übrige Schönheiten oder sinnliche Ausdrücke des innern Guten haben eine Beziehung auf diesen Hauptcharakter, und sind demselben untergeordnet. Der Apoll allein scheint nach der Beschreibung, die von demselben gemacht worden, alle diese Schönheiten in der besten Übereinstimmung, ohne daß eine derselben merklich hervorsteche, zu besitzen. Indessen kann er doch nur die Schönheiten des männlichen Geschlechts haben, obzwar in dem blühendsten Lebensalter, das Kraft und Unschuld mit Erfahrung und Weisheit verbindet. Für die Schönheiten des weiblichen Geschlechts wird ein anderes Ideal aufgesucht werden müssen, in welchem nicht Thätigkeit, sondern Liebreiz der herrschende Charakter seyn wird.

Da die Schönheit eine unmittelbare Empfindung ist, die nicht von unsern Urtheilen und Vernunftschlüssen abhängt, so findet auch in Ansehung derselben kein Irrthum, kein Vourtheil statt. Was irgend einem Menschen gefällt und schön dünkt, muß einen Grund des Wohlgefallens enthalten, muß Eigenschaften besitzen, die wenigstens diesem Subjecte angemessen sind, und der Mischung seiner Fähigkeiten eine angenehme Beschäftigung darbieten. Wenn auch Jemand einem Gegenstande, der

dieſe Eigenſchaften nicht beſitzt, ſie aus Irrthum oder Vorurtheil zuſchriebe, ſo würde doch das Vorurtheil nicht das Phänomenon der Schönheit erzeugen können. Überhaupt hat alle ſinnliche Erkenntniß die untrüglichſte ſubjective Wahrheit; und da dieſes auch von der Schönheit gilt, ſo läßt ſich davon auch mit Gewißheit ſchließen, daß der Gegenſtand, der dieſe ſubjective Erſcheinung wirkt, auch die dazu erforderlichen Eigenſchaften, wenigſtens in Beziehung auf dieſes Subject, beſitzen müſſe. Der allerausſchweifend. nigen Grund in dem Gegenſtande. Die Di me Seiten, aus welchen ſie betrachtet werden nt auf Gewohnheit, Übung, angeborne und e Neigungen, Gemüthsbeſchaffenheit, Winkel ele an, wohin die Aufmerkſamkeit bei Erbl landes ſich lenken, und auf welcher Seite ſie paſſen ſoll. Und nach dieſem Geſichtspunkte richtet ſich Schatten und Licht des Gegenſtandes, und auch unſer Urtheil von ſeiner Schönheit oder Häßlichkeit. Der Begriff des ekelhaften Schmutzes überwiegt bei einem verzärtelten Frauenzimmer alle andere Betrachtungen, in welcher uns etwa der Anblick ſchön gewundener Därme angenehm ſeyn könnte. Der Naturforſcher unterdrückt die Idee des Schmutzes, und findet die Därme intereſſant. Der Wilde hat kein Gefühl von Ekel, und hängt ſie ſich zum Putze um den Hals. Gemeine Augen können eine bunte Fläche mit einem wallenden Umriſſe ſchön finden. Geübtere Sinne hingegen fordern eine der Wahrheit gemäße Vermiſchung von Schatten und Licht, und einen Umriß, der ſich zu verlieren ſcheint.

Mich dünkt, die Urtheile der Menſchen in Abſicht auf die todte Schönheit weichen nicht ſo ſehr von einander ab, als in Abſicht auf die lebendige Schönheit oder den Ausdruck, und insbeſondere, wenn Colliſionen entſtehen. Dieſer liebt bräunliche, jener blonde Geſichter. Jene drücken mehr Lebhaftigkeit, dieſe mehr Seelenruhe aus. Dieſer liebt Keckheit, jener Beſcheidenheit; ein Anderer offenes, freimüthiges Weſen; Mancher hingegen Verſchwiegenheit; dieſer mannhafte Feſtigkeit, jener Empfindſamkeit u. ſ. w. Jede dieſer Eigenſchaften hat ihre beſondere Phyſiognomie, die zuweilen mit den Erforderniſſen der todten Schönheit in Colliſion kömmt. Daher die verſchiedenen Urtheile der Völker und Zeiten in Abſicht auf die Schönheit, die erſtaunliche Mannigfaltigkeit des Geſchmacks, die man ſonſt dem Eigenſinne,

urtheile, oder andern zufälligen Ursachen zuzuschreiben
e aber, meines Erachtens, in der Verschiedenheit der
nd Fähigkeiten, und in der Mannigfaltigkeit ihrer
und Verhältnisse gegen einander ihren zureichenden
ben. Diese müssen nothwendig nach Zeit, Raum, Klima,
, Nahrung, Religion und Regierungsform veränderlich
her auch die Dinge, die dieser Mischung von Kräften
Verhältnisse angemessen seyn sollen, die Schönheiten,
Veränderlichkeit unterworfen seyn müssen.
n hat also, von dieser Seite betrachtet, guten Grund,
gemeinen Sprichworte zu sagen: „ein jeder hat seinen
t;" und: „über Sachen des Geschmacks läßt sich nicht
In der That, nur ich allein kann sagen, welcher
neinen Fähigkeiten angemessen ist und diese ohne Er-
beschäftigt. Vernunftgründe und Autoritäten vermögen
ts wider die innere Überzeugung. Man kann einen
igen zwar überführen, daß die Gegenstände, die ihm
nen, es in der That nicht sind, insoweit man die
r etwas objectives, für die Eigenschaften der Oberfläche
Augen eines gesunden Menschen auf eine bestimmte
afficiren. Insoweit aber die Farben als etwas sub-
betrachtet werden, findet auch in Absicht auf dieselben
ten und Überführen statt. Mit der Schönheit hat es
Bewandtniß. Durch Vernunftgründe und Autoritäten
dem Menschen keine unmittelbare Erkenntniß bei. Er
stens Regeln herplappern lernen, die er nicht versteht,
eile nachbeten, wovon sein Innerstes nicht überführt ist.
aber? sind deswegen alle Kritiken vergeblich, alle
rundlos, alle Vernunftgründe in Sachen des Geschmacks
eschwätz? — Nichts weniger! Unter allen Arten des
s muß vielmehr ein einziger der Vollkommenheit und
keit der Menschen am zuträglichsten seyn. Dieses wird
, richtige Geschmack seyn, den zu erlangen alle Men-
bestreben müssen. Und insoweit der Mensch, wenig-
irect, auch über die Mischung seiner Fähigkeiten einige
hat, und ihnen nach Wohlgefallen Ausbildung und
geben kann; so steht es auch in seiner Macht, sich
zigen wahren Geschmacke mehr oder weniger zu nähern,
Empfindung der Schönheit so auszubilden, wie sie

seiner Bestimmung und dem Endzwecke seines Daseyns am meisten angemessen ist.

Dieses ist das hohe Amt der Kritik. Sie soll uns zeigen: 1) welcher Geschmack der beste sei, d. h. nach obigem Grundsatze, welche Empfindung des Schönen der wahren Bestimmung des Menschen, dem Endzwecke seines Daseyns am zuträglichsten sei, am besten entspreche; und 2) wie wir unsere Kräfte und Fähigkeiten, insoweit es bei uns steht, zu bilden und zu richten haben, um dieses Geschmackes theilhaft zu werden. Führet einem Menschen, der das Groteske liebt, und an der Erhabenheit eines Apoll keinen Geschmack findet, tausend Vernunftgründe und eben so viele Autoritäten an, daß der Apoll vortrefflich sei; ihr werdet ihn zum Schweigen, vielleicht zum Nachplaudern bringen, aber nicht überführen. Zeigt ihm aber erstlich, daß die Empfindung des Erhabenen und Großen dem Endzwecke unsres Daseyns, der wahren Glückseligkeit des Menschen zuträglich sei, ja derselben weit mehr entspreche, als die Empfindung des lächerlichen Grotesken, an welcher er sich zu ergötzen gewöhnt hat. Thut dieses aber nicht eher, bevor ihr untersucht habt, ob die Seele desselben der Empfindung des Erhabenen fähig sei, und durch gehörige Ausbildung ihrer theilhaft werden könne. Sonst gereichen eure Bemühungen, wenn sie nicht fruchtlos sind, mehr zum Schaden, als zum Vortheil dieses Menschen. Sodann zeiget ihm die Weise, wie er seine Fähigkeiten ausbilden soll, um zu dieser Empfindung des Erhabenen zu gelangen, von der er nunmehr einsieht, daß sie seine Glückseligkeit befördern werde. So und nicht anders läßt sich der Geschmack der Menschen ausbilden; so und nicht anders kann man ihm eine unmittelbare Erkenntniß der Schönheit beibringen, deren er ganz unfähig zu seyn schien.

Einzelne Schönheiten können ins Gedränge kommen und einander hinderlich seyn. Das Natürliche und das Sinnreiche, Anständigkeit und Wahrheit, Kühnheit und Bescheidenheit, Eifer und Sanftmuth u. s. w. schränken sich wechselsweise einander ein. Und nun kömmt es auf die subjective Mischung der Kräfte an, welche von beiden sich widersprechenden Schönheiten obsiegen

nterliegen ſoll. Die Franzoſen ſcheinen mehr Anſtand als
heit zu lieben, mehr feine Lebensart als Erhabenheit, mehr
Sinnreiche als die Natur; die Engländer das Gegentheil.
Nation hat offenbar ihre eigene Miſchung von Kräften,
h ihr Geſchmack beſtimmt wird. Welcher Geſchmack iſt
er Beſtimmung des Menſchen am zuträglichſten? Unſtrei-
jenige, nach welchem man ſich durch ekelhafte oder lächer-
lebenbegriffe nicht abhalten läßt, das Schreckliche, Erha-
Kühne, Naive in ſeiner ganzen Stärke zu fühlen, bei
Gelegenheiten aber, wo die Colliſion vermeidlich iſt, ſich,
einen und Anſtändigen ſich zu ergötzen, geübt hat. Je
man ſich dieſem Ideale nähert, deſto vollkommener und
r iſt unſer Geſchmack. Man ſieht aber auch, wohin man
mühung zu lenken habe, wenn man ſeinen Geſchmack
en will.

Gedanken Verſchiedener bei Gelegenheit einer merkwürdigen Schrift*).

(aus dem deutſchen Muſeum. Januar 1783. S. 3—9.)

Die Erſcheinung des Etwas, das Leſſing geſagt hat, hat mich an zwei intereſſante Briefe erinnert, welche dem ſel. Leſſing ehemals mitgetheilt wurden und durch andere Wege noch in mehrere Hände gekommen ſind. Ich gebe ſie in der Urſprache, um ſie vollkommen unverfälſcht zu liefern.

M..... le 20. Juin, 1779.

..... Vous me faites la guerre sur ce que je ne Vous ai point communiqué l'ordonnance qui a paru chez nous pour réformer les études des moines. C'est par discrétion que nous en voulions faire un secret; mais les moines eux-mêmes en ayant donné des copies, cette ordonnance fut réimprimée à B.... et H.... Ainsi je Vous envoye tout ce qui m'en reste d'exemplaires, et je me propose de la faire réimprimer à mon tour. — Pour le Votum de .... que Vous m'avez communiqué, c'est une pièce très bien travaillée; mais il porte sur des principes un peu différens des miens. J'eus un entretien sur cette matiere avec feu le Comte de Buckebourg la dernière fois que je vis ce grand homme,

---

*) Im Januar 1783 waren im deutſchen Muſeum unter dem Titel: Gedanken Verſchiedener über eine merkwürdige Schrift, Einwürfe gegen mein Etwas, das Leſſing geſagt hat (Berlin bei C. J. Decker 1782) erſchienen. An jenen Gedanken Verſchiedener hatte Mendelsſohn den größten Antheil, und von den Worten an: „Auch geht unſer Verfaſſer über alles dies ſehr ſchnell hinweg", bis ans Ende, gehören ſie ihm allein zu. Dieſen Gedanken ſetzte ich im Februar des Muſeums Erinnerungen entgegen ꝛc.

Anmerk. von Friedr. Heinr. Jacobi
(in ſeinen Werken. Bd. 4. Abtheil. 1. 1819. S. 38.).

et j'eus la satisfaction de trouver qu'il envisageoit cet objet sous le même point de vue à peu près que moi.

Je ne voudrois pas extirper les moines, cela fut-il en mon pouvoir? Ils ont fait du bien et du mal. Quant au mal, il est très-facile dans ce siècle de les empêcher d'en faire; et il me paroît qu'on ne songe pas assez aux services, qu'ils pourroient rendre pour peu qu'on s'y prît bien. Privés volontairement de la plûpart des jouissances des sens, éloignés de la dissipation des frivolités, et des *sert-à-rien* si bien appréciés par W—r, il faut nécessairement qu'ils s'attachent à ce qui leur reste; et c'est par là qu'ils acquièrent cette énergie qui a produit et le bien et les grands maux dont ils ont été la cause. Je connois leur caractère par expérience. L'histoire les représente héros, apôtres, martyrs, fanatiques, scélérats etc.; c'est-à-dire que sur le même nombre d'hommes il s'est trouvé parmi eux beaucoup plus de cette énergie, que ni la volupté ni les illusions de l'ambition n'ont affoiblie, que dans les autres classes des hommes. Mais cette énergie a été différemment conduite par la vérité ou par l'erreur. Il y en a eu des essaims qui, croupissant dans l'ignorance et dans la crapule, ont nui à la société et par le scandale qu'ils ont donné et par les erreurs qu'ils ont entretenues: et s'ils n'ont pas fait d'autre mal à l'état, c'est qu'ils n'avoient pas assez d'énergie pour en faire. On en a vu d'autres religieux ou bigots, selon qu'ils étoient plus ou moins instruits. Pour cette raison le premier point à mon avis, c'est de travailler à leur instruction; le second, de rendre leurs supérieurs responsables de leur discipline. Il faudroit pour cet effet ne jamais se mêler du gouvernement intérieur des couvens; il ne faudroit pas le faire surtout pour soutenir des individus, à moins que les supérieurs n'abusassent absolument de leur autorité et ne s'arrogeassent une espèce de jurisdiction qui ne leur appartient point. Dans ce dernier cas il faudroit user de sévérité et procéder contre ces supérieurs avec toute la rigueur. — Pour ce qui regarde le nombre des moines: c'est un calcul dont je n'ai jamais su me tirer; mais s'il faut une approximation, voici la mienne. S'ils sont méchans ou ignorans, ils sont de trop, dût-il n'y en avoir qu'un seul: mais s'il est possible de les former, comme j'espère qu'ils le seront chez nous, j'en employerois utilement tout le nombre actuel. Il n'est cependant guères probable qu' avec nos arrangemens ils restent si nombreux parce qu'ils trouveront difficilement assez de bons sujets.

Quant à la manière de les faire subsister, je suis de l'avis de l'auteur du Votum, et je crois comme lui qu'il vaudroit mieux abolir la quête: mais encore, s'ils sont bons, le mal n'est pas à beaucoup près si grand. Dans quelques années d'ici je compte qu'ils prêcheront le bien et qu'ils faciliteront les mesures d'une bonne administration autant qu'ils les ont contrariées jusqu'ici. Mais pour que cela arrive, ils ne doivent pas supposer à

l'administration cette haine, qu'on leur témoigne généralement, et il leur faut faire sentir que c'est pour leur propre bien qu'on les réforme. Il y a dans ce pays-ci un couvent de Capucins où les jeunes frères sont aussi heureux et aussi satisfaits que si on leur avoit opéré le cataracte; et bien loin de s'opposer à nos vues, il y a eu des ordres de religieux qui ont reçu l'ordonnance avec les expressions d'une vive reconnoissance.

Le grand mal que les moines ont produit, ils l'ont produit en autant qu'ils se regardoient comme uniquement dépendans de la cour de Rome. Cependant je remarque, que les princes qui en veulent aux moines, adoptent souvent avec une contradiction manifeste les principes de cette cour. .... Nous autres de ce pays-ci, nous n'avons jamais été ni Fébroniens, ni Anti-Fébroniens. Nous nous contentons d'être orthodoxes, sans aucune distinction de parti. Mais que tout ceci etc. etc.

Réponse.

P.... le 5. d'Octobre 1779.

Je ne Vous ai point encore remercié de la lettre intéressante et vraiment philosophique que Vous m'avez fait l'honneur de m'écrire le 20. de Juin. Il falloit tout Votre esprit pour espérer d'en donner aux moines; et le projet de les rendre utiles, me paroît surpasser toutes les bonnes intentions qu'on a jamais eues. Mais permettez-moi de Vous faire un couple d'observations. C'est fort bien quand Vous remarquez qu'il est assez facile dans notre siècle d'empêcher les moines de faire beaucoup de mal; mais je crois que Vous auriez dû remarquer en même tems, qu'il est très-difficile dans notre siècle de les employer à faire beaucoup de bien. „L'histoire", dites Vous, „les représente héros, apôtres, martyrs, fanatiques, scélérats; c'est-à-dire, que sur le même nombre d'hommes il s'est trouvé parmi eux beaucoup plus de cette énergie que ni la volupté ni les illusions de l'ambition n'ont affoiblie"; mais, de grace, ce qui servoit à leur donner cette énergie, l'avons-nous encore au milieu de nous? Et quand nous l'aurions, pensez-Vous que nous puissions faire des héros, des apôtres, des martyrs à notre usage avec les mêmes ingrédiens qui servoient à leur composition dans les tems dont Vous parlez? S'il y a eu de grands hommes parmi les moines, c'étoit quand de grands hommes pouvoient embrasser cet état, ou s'y trouver malheureusement engagés. Alors tout le monde croyoit de bonne foi ne vouloir qu'aller au ciel, dont il savoit décidamment la route; aujourd'hui — nous avons changé du noir au blanc à cet égard, ou, si Vous l'aimez mieux, du blanc au noir. — Quant au mépris des voluptés, c'est une très-belle chose, et j'espère qu'elle se trouve dans les couvens; mais quant au mépris des distinctions, on m'a très-positivement assuré qu'il ne falloit pas

chen das Gerücht als den Verfasser des Etwas nennt, und
n wir auch eine sehr frappante Vergleichung zwischen
ten und Katholiken in Deutschland haben, welche nichts we-
einen künftigen Vertheidiger der päbstlichen Hierarchie ver-
ließ.

nn ich diese Widersprüche hier vor Augen lege, so geschieht es
s, um diesem Manne wehe zu thun; sondern ich habe viel-
Absicht, ihn gegen sich selbst zu vertheidigen, indem ich seine
Meinung einer vermuthlich nur angenommenen und zufälligen
entgegenstelle.

ng selbst mag wohl im Ernste nicht geglaubt haben, daß die
contra papam doppelt und dreifach gegen die Fürsten gälten,
chstens nur einfach dagegen gelten können. Das Interesse
schlichen Gesellschaft und des Fürsten sind nicht so geradezu
Fällen widersprechend und sich aufhebend, als das Interesse
schheit und des römischen Clerus. Zwischen jenen, recht ver-
läßt eine Übereinstimmung sich denken, zwischen diesen nie-
n darf man nicht durchaus ein Schmeichler heißen, wenn
gegen die Tyrannei der Hierarchie schreibt, und mancher
Tyrannei nicht erwähnt, weil man, nach seinen Umständen,
findet, diese nicht zu berühren. Seine Meinungen in ihrem
mfang und nach allen Beziehungen öffentlich nicht zu sagen,
viele Ursachen haben, ohne gerade schmeicheln zu wollen,
n nur nicht gerade das Gegentheil dieser Meinung vertheidigt.
ja Jedem frei, die Anwendung von Einem auf das Andere
n, ohne daß der Schriftsteller sie erst vormacht. Ich billige
Reform, die wir jetzt in - zu Stande kommen sehen, und
fahren bei derselben. Ich halte manches für offenbare Un-
eit und Eingriff in die jura singulorum, und bin weit ent-
ater gute Absichten dabei zu sehen; aber ich applaudire doch
en dem Sturz der römischen Hierarchie, von deren Vortheilen

als sollte nur von Pabst und Fürst die Rede seyn; und im Grunde wird darin nur von Fürst und Volk gehandelt.

Lessing war der Meinung, man müsse einer im Schwunge seienden Übertreibung eine andere Übertreibung entgegensetzen, Aus diesem Grundsatze getraue ich mir alle Paradoxa zu erklären die in seinen Schriften vorkommen; und vielleicht sind alle Paradoxa, die jemals behauptet worden sind, aus keiner andern Quelle entsprungen. Auch unser Verfasser scheint von diesem Grundsatz, eingenommen zu seyn; denn im Grunde sind seine Beweise für die Volksregierung ziemlich übertrieben, und bloß darauf calculirt, der Waage auf der andern Seite den Überschwung zu geben, welchen sie auf der einen genommen hat. Mich dünkt aber dieses Principium gelte nur für die Conversation, wo es die Unterhaltung belebt, wenn jede Parthei, wie man zu sagen pflegt, etwas über die Schnur haut. Sobald der schlichte Menschenverstand eintritt und sein Richtscheit anlegt, verschwindet der Disput, und die Unterhaltung hat ein Ende. So aber nicht der Schriftsteller, der nicht bloß unterhalten, sondern belehren will. Dieser suche deutliche und reine Begriffe, und halte sich fest an denselben. Die populäre Meinung wird ihm zwar langsamer, aber, nach einem sehr richtigen Gedanken unsers Verfassers von aller Verbesserung überhaupt, desto sicherer folgen. Wir wollen auch hier das Gute nicht übereilen.

Daß vollkommen tugendhafte Charaktere sich leichter unter einem Despoten bilden können, scheint mir ein sehr richtiger und fruchtbarer Gedanke. Lessing hat in dieser Rücksicht sehr wohl gethan, seinen Nathan in die Türkei zu setzen. Sokrates selbst hat sich zu Athen gebildet, als sich die Regierungsform zur Tyrannei neigte.

Gerne möchte ich die Antwort unsers Verfassers auf diese Frage wissen: „können wir unsere Monarchien in Volksregierungen verwandeln? und wenn wir können, sollen wir es?" Mich dünkt, wir würden das Übel entsetzlich verschlimmern. Wozu also alle Declamation, die zu nichts führen kann, zu nichts führen soll? Wir sagen dem Kranken bloß mit aller Verschönerung der Rhetorik, daß er gefährlich krank sei; nicht, was er zu thun habe, um gesund zu werden, oder nur weniger zu leiden. Lieber mag er sich gesund dünken, als eine Wahrheit hören, die ihm nicht nützen kann.

Kleine Schriften.

2. Moſes Mendelsſohn's kleine ungedruckte Schriften, Bemerkungen und Fragmente.

Von den ohngefähren Zufällen.

(16 März 1753.)

Man macht insgemein diesen Einwurf wider den weisen Urheber der Natur: würden wir nicht glücklicher seyn, wenn wir nicht den ohngefähren Zufällen unterworfen wären? d. i. nach seinem rechten Verstande: wenn uns nichts unerwartetes begegnet wäre? Denn das Unerwartete oder Unvorhergesehene nennen wir ein Ohngefähr. Allein soll uns nichts unvorhergesehenes begegnen, so müssen entweder unsere Wünsche, oder die Natur und Verknüpfung der Dinge geändert werden. Das Unerwartete ist dasjenige, dessen Erfolg wir nicht aus dem, was in unserer Seele anzutreffen war, haben vorher schließen können. Wir hätten also im ersten Falle den ganzen Zusammenhang der Dinge einsehen müssen, d. h. Gott hätte uns allwissend machen sollen. Im andern Falle aber sieht ein Jeder ein, daß die Natur nach den Wünschen aller Menschen zusammen genommen hätte gebildet werden sollen. Wäre wohl in einer solchen Welt Wahrheit anzutreffen gewesen? — Nein! Wir hätten Gottes Allmacht bewundert, ohne uns von seiner Weisheit belehren zu lassen.

Die Glücksfälle, die natürlichen Begebenheiten nämlich, die uns unerwartet zu unserm Zwecke leiten, sind von der Natur der Wunderwerke. Diese sind Begebenheiten in der Welt, welche die Allmacht, nicht aber jederzeit die Weisheit Gottes verkündigen. Ein Weiser also, der von dem Daseyn einer obersten

Fragt ein Laſterhafter, wie es in einer Welt ausſehen würde, in der man den Schmerz nicht fühlte, ſo ſei die Antwort: ſo wie in der moraliſchen Welt, wo die Kranken ſich nicht fühlen und kränker zu ſeyn wünſchen.

Die Bewegungen, die in einem Körper auf vorhergehende Empfindungen erfolgen, ſind der Lebhaftigkeit der Empfindungen, und nicht der Deutlichkeit proportional.

Die Lebhaftigkeit nimmt, nachdem ſie durch die Wiederholung ſo zu ſagen das Maximum erreicht, allmälig wieder ab, und wird endlich = 0; in welchem Falle auch das Bewußtſeyn aufhört.

Den 10 Juli 1757.

Man kann in Beobachtung der Pflichten zu viel thun, wenn ſich die moraliſche Obliegenheit nicht ſo weit erſtreckt, als die phyſiſche Möglichkeit; daher iſt in Anſehung ſolcher Tugenden die Mittelſtraße anzurathen. Hingegen kann in Anſehung ſolcher Pflichten niemals zu viel geſchehen, die als rationes determinantes omnium officiorum angeſehen werden können. Dergleichen ſind amor Dei, cultus ejus internus, appetitio perfectionis verae, studium se ipsum perficiendi etc.; weil dieſe allgemeinen Pflichten alle unſere freien Handlungen determiniren ſollen, und daher die phyſiſche Möglichkeit unmöglich weiter geht, als die Obliegenheit.

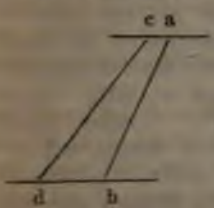
Folgender Lehrſatz iſt von Euclides ſo vielfältig gebraucht und mit Nutzen angewendet worden, daß es vielleicht nicht völlig unnützlich wäre, denſelben allgemein feſtzuſetzen. Ja ich glaube ſogar, er dürfte in der Lehre von den Differential-Größen einiges Licht anzünden, wenn man ihn darauf anzuwenden ſuchte.

Wenn sich von zweien Größen, A und B, mehr als die Hälfte von A verhält zu mehr als der Hälfte von B = e : d, und mehr als die Hälfte des Überrestes von A zu mehr als der Hälfte des Überrestes von B gleichfalls = e : d und so weiter; so verhalten sich auch die Größen A : B = e : d.

Der Beweis hiervon kann aus dem Euclides l. XII. prop. 1. und 5. ohne sonderliche Mühe abgezogen werden.

Ich glaube, man kann sich hierdurch einen Begriff von der Differential-Größe machen, wenn man sich einbildet, sie entstehe, indem man von einer gewissen Größe immer mehr als die Hälfte abnimmt; denn nach prop. 1. l. X. Eucl. wird zuletzt eine Größe übrig bleiben, quae quacunque magnitudine minor erit; und dieses ist die Definition der Differential-Größe. Es erhellt also hieraus die Ursache, warum eine Differential-Größe rationem totius magnitudinis mutare nequit.

In der Lehre von den körperlichen Größen hat Wolf (in seinen Anfangsgründen) die allerunzulänglichsten Beweise gewählt. Wenn er erweisen will, daß Pyramiden, Parallelepipeda und Prismen, die gleiche Höhen und Basen haben, einander gleich seien, so beruft er sich auf die gleiche Anzahl gleich großer Durchschnitte; da doch so wenig ein Körper aus einer größern Anzahl von Durchschnitten, als eine Fläche aus einer größern Anzahl von Linien, oder eine Linie aus einer größern Anzahl von Punkten besteht. Tschirnhaus in Medicina mentis führt einen größern Schriftsteller an, der sich eben dieses Beweises in Ansehung des Triangels bedient. Allein er merkt mit Recht an, daß aus eben diesen Gründen folge, die Linie a b = c d.



Den 29 Juni 1758.

Man kann dreierlei Grade der natürlichen Vorhersehung unterscheiden. Entweder man erwartet einen gewissen Erfolg

bloß durch ein Spiel der Einbildungskraft; wenn man z. B. die beiden Begriffe A und B ſo oft zu gleicher Zeit gehabt, daß ſie ſich nachher allezeit einander begleiten, ſo kann man nachher B aus A, oder A aus B vermuthen, nicht weil ſie in einander gegründet ſind, ſondern weil der begleitende Begriff die erſte Vorſtellung iſt, auf welche wir natürlicher Weiſe gerathen. Expectatio casuum similium.

Oder man ſchließt per regulam probabilitatis, daß A und B entweder unmittelbar oder mittelbar in einander gegründet ſeyn müſſen, weil ſie ſich in der Natur beſtändig begleiten. Hierzu wird ſchon das Vermögen zu abſtrahiren erfordert.

Der dritte Grad iſt die Vorherſehung aus der Kenntniß der Urſachen und ihres Verhältniſſes gegen einander.

Reverentia, Ehrfurcht, iſt eine Furcht oder ein Abſcheu, Jemanden zu mißfallen, den man verehrt. Dieſes Wort faßt im Deutſchen die philoſophiſche Definition in ſich.

Briefe über Kunſt.

Erſter Brief.

Es iſt wahr, Agathocles, wir haben die Gränzen aller Wiſſenſchaften und Künſte ſeit einiger Zeit ſo ſehr erweitert, daß man ſich endlich genöthigt geſehen, jeder Kunſt, jeder Wiſſenſchaft einen eigenen Bezirk abzuſtechen. Jede erfordert unſern ganzen Fleiß, unſre ganze Aufmerkſamkeit, unſer ganzes Leben. Die Polyhiſtors unſrer Zeit müſſen entweder Leibnitze ſeyn, oder ſich mit der Geſchichtskunde der Wiſſenſchaften begnügen, ohne in ihr inneres Weſen zu dringen und alle ihre Geheimniſſe zu durchforſchen. Auf neue Entdeckungen müſſen ſie ſchlechterdings Verzicht thun. Sie ſind nur den Geiſtern vorbehalten, welche die Natur mit einer herrſchenden Neigung zu einer einzigen

ner einzigen Wissenschaft begabt hat. Dieser Nei-
sie sich mit dem Eigensinn eines Verliebten ganz
Ihre Lieblingswissenschaft muß zu Hause ihre Be-
auf Reisen ihr Endzweck, in Widerwärtigkeiten ihr
n bessern Zeiten ihr einziges Vergnügen seyn. Als-
nnen sie hoffen, die große Laufbahn der Entdeckun-
von ihren Vorgängern gemacht worden, zu durch-
as Ziel, bei welchem jene stehen geblieben, weiter
.

Du aber glaubst, unsern Zeiten zu dieser gränzenlosen
Glück wünschen zu können, Freund, so gestehe ich,
diesen schmeichelhaften Glückwunsch noch nicht ein-
n. Du erstaunst, Agathocles! Du kannst diese be-
Sprache nicht mit der Liebe zu den Wissenschaften
mir angeboren ist; und es wundert Dich vielleicht,
in unserer letzten Unterredung nicht widersprach, da
ntzücken von dem Wachsthum der Wissenschaften
Geduld! den anscheinenden Widerspruch in meiner
zu heben, ist dieser Brief bestimmt; und eine münd-
bung schien mir ungeschickt, eine Meinung zu be-
seltsam scheint und, wenn sie auch eine Wahrheit
nders, als eine unangenehme Wahrheit seyn kann.
ir den Streitpunkt untersuchen, wollen wir einige
oraussschicken, über welche wir einig sind. Diese
n das Ziel, von welchem wir unsern Wettlauf an-
er es am ersten wieder erreicht, der kann sicher
n.
stehst, daß alle unsre Bemühungen, wenn sie nicht
r sträflich seyn sollen, unsere Glückseligkeit zum End-
müssen.
umst mir ferner ein, daß diese Glückseligkeit nicht
Zufriedenheit, — welches die Glückseligkeit eines
en ist; nicht bloß in einer kaltsinnigen und begierde-
hsart, — welche auch die Glückseligkeit eines Stein-
nt werden kann; und endlich nicht bloß in dem
Vergnügens, welchen wir mit Thieren und In-
n haben, sondern in einem ununterbrochenen Fort-
heren Vollkommenheiten bestehen müsse.
ollkommenheit des Menschen besteht, trotz allem, was
r der Weisheit dawider spotten mögen, außer dem

bloß durch ein Spiel der Einbildungskraft; wenn man z. B. die beiden Begriffe A und B ſo oft zu gleicher Zeit gehabt, daß ſie ſich nachher allezeit einander begleiten, ſo kann man nachher B aus A, oder A aus B vermuthen, nicht weil ſie in einander gegründet ſind, ſondern weil der begleitende Begriff die erſte Vorſtellung iſt, auf welche wir natürlicher Weiſe gerathen. Expectatio casuum similium.

Oder man ſchließt per regulam probabilitatis, daß A und B entweder unmittelbar oder mittelbar in einander gegründet ſeyn müſſen, weil ſie ſich in der Natur beſtändig begleiten. Hierzu wird ſchon das Vermögen zu abſtrahiren erfordert.

Der dritte Grad iſt die Vorherſehung aus der Kenntniß der Urſachen und Wirkungen und ihres Verhältniſſes gegen einander.

---

c. 1760.

Reverentia, Ehrfurcht iſt eine Furcht oder ein Abſcheu, Jemanden zu mißfallen, den man verehrt. Dieſes Wort faßt im Deutſchen die philoſophiſche Definition in ſich.

Briefe über Kunſt.

Erſter Brief.

Es iſt wahr, Agathocles, wir haben die Gränzen aller Wiſſenſchaften und Künſte ſeit einiger Zeit ſo ſehr erweitert, daß man ſich endlich genöthigt geſehen, jeder Kunſt, jeder Wiſſenſchaft einen eigenen Bezirk abzuſtechen. Jede erfordert unſern ganzen Fleiß, unſre ganze Aufmerkſamkeit, unſer ganzes Leben. Die Polyhiſtors unſrer Zeit müſſen entweder Leibnitze ſeyn, oder ſich mit der Geſchichtskunde der Wiſſenſchaften begnügen, ohne in ihr inneres Weſen zu dringen und alle ihre Geheimniſſe zu durchforſchen. Auf neue Entdeckungen müſſen ſie ſchlechterdings Verzicht thun. Sie ſind nur den Geiſtern vorbehalten, welche die Natur mit einer herrſchenden Neigung zu einer einzigen

unst, zu einer einzigen Wissenschaft begabt hat. Dieser Neigung müssen sie sich mit dem Eigensinn eines Verliebten ganz verlassen. Ihre Lieblingswissenschaft muß zu Hause ihre Beschäftigung, auf Reisen ihr Endzweck, in Widerwärtigkeiten ihr Trost, und in bessern Zeiten ihr einziges Vergnügen seyn. Alsdann nur können sie hoffen, die große Laufbahn der Entdeckungen, welche von ihren Vorgängern gemacht worden, zu durchlaufen und das Ziel, bei welchem jene stehen geblieben, weiter hinauszusetzen.

Wenn Du aber glaubst, unsern Zeiten zu dieser gränzenlosen Erweiterung Glück wünschen zu können, Freund, so gestehe ich, daß ich in diesen schmeichelhaften Glückwunsch noch nicht einstimmen kann. Du erstaunst, Agathocles! Du kannst diese befremdende Sprache nicht mit der Liebe zu den Wissenschaften reimen, die mir angeboren ist; und es wundert Dich vielleicht, daß ich Dir in unserer letzten Unterredung nicht widersprach, da Du mit Entzücken von dem Wachsthum der Wissenschaften redetest. — Geduld! den anscheinenden Widerspruch in meiner Denkungsart zu heben, ist dieser Brief bestimmt; und eine mündliche Unterredung schien mir ungeschickt, eine Meinung zu behaupten, die seltsam scheint und, wenn sie auch eine Wahrheit ist, nichts anders, als eine unangenehme Wahrheit seyn kann.

Ehe wir den Streitpunkt untersuchen, wollen wir einige Grundsätze vorausschicken, über welche wir einig sind. Diese sind gleichsam das Ziel, von welchem wir unsern Wettlauf anfangen. Wer es am ersten wieder erreicht, der kann sicher „Sieg!" rufen.

Du gestehst, daß alle unsre Bemühungen, wenn sie nicht eitel oder gar sträflich seyn sollen, unsere Glückseligkeit zum Endzweck haben müssen.

Du räumst mir ferner ein, daß diese Glückseligkeit nicht bloß in der Zufriedenheit, — welches die Glückseligkeit eines Schlafsüchtigen ist; nicht bloß in einer kaltsinnigen und begierdelosen Gemüthsart, — welche auch die Glückseligkeit eines Steinbildes genannt werden kann; und endlich nicht bloß in dem Genusse des Vergnügens, welchen wir mit Thieren und Insecten gemein haben, sondern in einem ununterbrochenen Fortgange zu höheren Vollkommenheiten bestehen müsse.

Die Vollkommenheit des Menschen besteht, trotz allem, was die Verächter der Weisheit dawider spotten mögen, außer dem

Wohlbefinden des Körpers in einem gereinigten Verstande, einem rechtschaffenen Herzen, und in einem feinen und zärtlichen Gefühl der wahren Schönheit, oder in der Übereinstimmung der untern Seelenkräfte mit den obern. Es gilt mir zu meinem Vorhaben gleich viel, ob Du die äußern Umstände als Nebendinge, oder als wesentlichen Theil unserer Vollkommenheit betrachten willst.

Ich räume Dir auf der andern Seite ein, daß alle Künste, alle Wissenschaften, insoweit sie einige Seelenkräfte beschäftigen, einigen Bedürfnissen Genüge thun, zu unserer Vollkommenheit etwas beitragen. Sie bessern unsern Verstand, reinigen unser Herz, lenken unsre Leidenschaften, vermehren die Zärtlichkeit unsrer Empfindungen, und verbreiten über unser Leben einen solchen Reiz, eine so sanfte Zufriedenheit, die weder der Eroberer, noch der Wollüstling kennt: sie sind Mittel zur Glückseligkeit. Aber sie sind auch nichts als Mittel, Agathocles! Man verfehlt die wahre Absicht, wenn man bei ihnen stehen bleibt, und sie selbst für den Endzweck ansieht, nach welchem wir streben. Und was thut derjenige anders, der eine einzige Wissenschaft, eine einzige Kunst aus der Verbindung reißt, und sein ganzes Leben ihr einzig und allein widmet? Was thut der anders, der einige seiner Seelenkräfte wunderthätig verbessert, die übrigen gleichsam unterdrückt? der einige Bedürfnisse bis zum Überflusse sättigt, die übrigen unbefriedigt läßt? Vermehrt er seine Vollkommenheit, die Übereinstimmung aller seiner Kräfte und Fähigkeiten? Hat er die Glückseligkeit erreicht, nach welcher er strebte? O nein! Er hat ein Mittel für den Endzweck gewonnen. Er hat die Wissenschaft vollkommener gemacht, nicht sich. Unser Theophrast nannte einst einen Solchen ein Opfer für das menschliche Geschlecht; ich würde ihn viel lieber ein Opfer für seine Schooßwissenschaft nennen.

Zweifle nicht, o mein Agathocles! Nur diejenigen Theile der Künste und Wissenschaften, welche wechselsweise in einander einen Einfluß haben, haben auch einen Einfluß in die Glückseligkeit des Menschen. Sobald sie sich von den Gränzen allzu weit entfernen, die gleichsam in einander fließen, so entfernen sie sich auch von dem gemeinschaftlichen Endzwecke, der sie verbindet, von der Glückseligkeit des Menschen, die sie befördern sollen; und der Liebling der Musen, der sich ohne Rücksicht auf ihren gemeinschaftlichen Endzweck bloß in den eigenthümlichen Gränzen

einzigen Kunst oder einer einzigen Wissenschaft einschließt,
tet an der Vollkommenheit dieser Kunst, aber nicht an der
kommenheit der Menschen.

Welcher Vorwitz treibt euch, o ihr Sterblichen! die Huld-
nnen von einander zu sondern, deren Hände nicht umsonst
inander verschränkt sind. Betrachtet sie in dieser freundschaft-
n Stellung, in welcher sich ihre Schönheiten einander er-
n, so wird der sanft vermischte Strahl ihres Liebreizes Wun-
in euch wirken; folget ihren gemeinschaftlichen Tritten, so
en sie euch zu ihrer Mutter, zu der Glückseligkeit führen,
die Liebe zu ihren Töchtern mit unsterblichem Segen er-
et. Sobald ihr sie aber eifersüchtig trennt, so irrt eine
in abführende Nebenwege; ihre Mutter verkennt sie, versagt
ihren Segen, und ihr seid in euren Hoffnungen betrogen.
Beispiele, welche wir in der Geschichte der Wissenschaften
Augen haben, bestätigen alle diese allgemeine Bemerkung.

Die Weltweisheit beschäftigt sich mit den erhabensten Wahr-
n, mit den wichtigsten Lehren, welche in die Seligkeit des
schen den stärksten Einfluß haben. Diese hohen Wahrheiten
nicht ohne einige Spitzfindigkeit zu ergründen. Bald nahm
das Mittel für den Endzweck. Man verlor sich ganz in
findigkeiten, und brachte Schulgeschwätz statt der gehofften
heit hervor.

Man erkennt Gott nicht, wenn man nicht seine Werke
t. Man kennt aber seine Werke nicht, wenn man nicht
Natur der Dinge erforscht. Hierzu ist die Naturkunde ein
ehrliches Mittel. Allein man vergaß den Endzweck, trieb
Naturkunde mit einer unmäßigen Emsigkeit, schaffte sich ein
heures Namenregister von Steinen, Kräutern, Würmern
Thieren, und verkaufte diesen Wörtervorrath für Weisheit.

Die gründlichsten Wahrheiten sind zwar vermöge ihrer
r überzeugend und unläugbar, aber überredend sind sie nicht.
herrschen über den Verstand, aber nicht über die Empfin-
en, über die Triebe und über die Neigungen. Die Wahr-
muß von den Huldgöttinnen das sanfte Feuer, die göttliche
de borgen, welche in die Gemüther eindringt, die Neigungen
t, die trockensten Schlüsse mit dem Feuer der Empfindung
t, und die Empfindungen selbst in Entschließungen und
lungen ausbrechen läßt. Hierzu wird von Seiten dessen,
überredet werden soll, einige Vorbereitung erfordert. Der

der Vorschrift des Dichters zu folgen, und sich gleichsam nun die zweite Stelle anweisen zu lassen genöthigt wird.

Sowohl die Erregung, als die Besänftigung der Affecte sind für die Ausübung der Tugend von der äußersten Wichtigkeit.

Daher glaubst Du unumstößlich bewiesen zu haben, daß die Tonkunst an und für sich selbst, und wenn sie auch nicht die Poesie zum Führer hat, die Ausübung der Tugend erleichtern und also die Glückseligkeit des menschlichen Geschlechts befördern helfe.

Du sagst f[illegible] Schöpfer habe die Natur mit unendlich viel [illegible]sgeziert, und uns mit der Fähigkeit begabt, [illegible]nen; die Nachahmung der Natur sei also ei[illegible] digsten Bestimmungen. Und hierauf fragst Du [illegible], die mich befremdet: „ahmt die Tonkunst die Natur weniger nach, als die übrigen Künste? und ist diese Nachahmung nicht getreuer und merklicher, wenn die Tonkunst sich selbst die Gegenstände wählt, ohne von der Vorschrift der Dichtkunst abzuhangen?"

Der dritte Beweis, welcher in Deinem Schreiben zerstreut liegt, droht mein ganzes System umzustürzen. Wer die angenehmen Empfindungen der Menschen vermehrt, sagst Du, der befördert ihre Glückseligkeit. Der ist glückselig, der in seinem Leben mehr angenehme als unangenehme Empfindungen gehabt hat. Ein jeder Augenblick also, den die Tonkunst dem Unmuth, der Langenweile und der natürlichen Unzufriedenheit des Menschen entreißt, ist eine Wohlthat von Seiten des Tonkünstlers, und ein unschätzbares Geschenk für den Liebhaber, der am besten dafür dankt, wenn er es am besten genießt. Nicht genießen, wäre grausame Selbstpeinigung; und die Wohlthat verkleinern, nachdem man sie genossen hat, boshafte Unerkenntlichkeit.

So weit Deine Gründe. Ich schreite, sie zu wiederlegen, und folge deren Ordnung.

Die künstliche Erregung und Besänftigung der Affecte kann entweder unmittelbar oder mittelbar in das Thun und Lassen der Menschen einen Einfluß haben. Sie hat einen unmittelbaren Einfluß in dieselben, wenn für eine gewisse bestimmte Handlung, in dem Augenblicke, in welchem man es verlangt, eine Begierde oder ein Abscheu erregt, und der Mensch dadurch angetrieben wird, dieselbe zu thun oder zu unterlassen. Ein Beispiel hiervon ist die Gewalt der Beredtsamkeit bei öffentlichen Berath-

stürzen. Der Weise hingegen sieht mit Verdruß, daß man die Gränzen überschritten, die Ohren allzu sehr an leere, verstandlose Töne gewöhnt, und dadurch verursacht hat, daß man kaum auf die Worte mehr merkt, welche man sich auszudrücken vorgenommen hat. Der Gesang allein erfüllt unsre Ohren, die Worte schleichen unvermerkt vorüber, und scheinen nur da zu seyn, einen unvernehmlichen Laut mit einem vernehmlichen abwechseln zu lassen. Die Musik hat also durch ihren vermeinten Fortgang ihre Würde, ihre Bestimmung, und den wahren Nutzen verloren, den man sich von ihr versprechen konnte. Seitdem ihre Gränzen so weit hinausgesetzt worden sind, hat sie aufgehört, ein Mittel zur Glückseligkeit zu werden.

Zweiter Brief.

Ich hatte mich auf Widerstand gefaßt gemacht, Agathocles! auf heftigen Widerstand. Aber gewiß, ich habe nicht vermuthet, von Seiten der Tonkunst den stärksten anzutreffen. Was hat Dich für diese Kunst so sehr eingenommen, mein Wertheſter, daß Du sie mit so vielem Eifer vertheidigst? Kamst Du irgend eben von einem vortrefflichen Concerte zurück, so daß die frischen und lebhaften Eindrücke Dich in laute, entzückungsvolle Ausrufungen ausbrechen ließen? Dieses wäre Beweises genug von den starken Empfindungen, welche die Tonkunst in uns zu erregen vermag; aber auch ein Beweis, daß diese Empfindungen blinde Führer sind, wenn sie nicht von dem Verstande geleitet werden. Deine Gründe sind nicht so überzeugend; und selbst die Ordnung, in welcher Du sie vorbringst, ist nicht so einleuchtend, als ich sonst in Deinen Briefen zu finden gewohnt war. Mein kälteres Blut wird mich in den Stand setzen, die Schlüsse zu entwickeln, die unter Deinen feurigen Ausdrückungen verborgen liegen.

Wenn ich nicht irre, so lassen sie sich in folgende kurze Sätze zusammenziehen.

Du setzest einmal als ausgemacht voraus, daß die Erregung der Affecte weit stärker, lebhafter und feuriger sei, die Besänftigung derselben aber das aufgebrachte Gemüth weit mehr beruhige und zu einer stillen Zufriedenheit zurückführe, wenn der Tonkünstler seiner eigenen Stärke überlassen wird, als wenn er

der Vorschrift des Dichters zu folgen, und sich gleichsam nun die zweite Stelle anweisen zu lassen genöthigt wird.

Sowohl die Erregung, als die Besänftigung der Affecte sind für die Ausübung der Tugend von der äußersten Wichtigkeit.

Daher glaubst Du unumstößlich bewiesen zu haben, daß die Tonkunst an und für sich selbst, und wenn sie auch nicht die Poesie zum Führer hat, die Ausübung der Tugend erleichtern und also die Glückseligkeit des menschlichen Geschlechts befördern helfe.

Du sagst ferner, der allgütige Schöpfer habe die Natur mit unendlich vielen Schönheiten ausgeziert, und uns mit der Fähigkeit begabt, dieselben nachzuahmen; die Nachahmung der Natur sei also eine von unsern würdigsten Bestimmungen. Und hierauf fragst Du mit einer Zuversicht, die mich befremdet: „ahmt die Tonkunst die Natur weniger nach, als die übrigen Künste? und ist diese Nachahmung nicht getreuer und merklicher, wenn die Tonkunst sich selbst die Gegenstände wählt, ohne von der Vorschrift der Dichtkunst abzuhangen?"

Der dritte Beweis, welcher in Deinem Schreiben zerstreut liegt, droht mein ganzes System umzustürzen. Wer die angenehmen Empfindungen der Menschen vermehrt, sagst Du, der befördert ihre Glückseligkeit. Der ist glückselig, der in seinem Leben mehr angenehme als unangenehme Empfindungen gehabt hat. Ein jeder Augenblick also, den die Tonkunst dem Unmuth, der Langenweile und der natürlichen Unzufriedenheit des Menschen entreißt, ist eine Wohlthat von Seiten des Tonkünstlers, und ein unschätzbares Geschenk für den Liebhaber, der am besten dafür dankt, wenn er es am besten genießt. Nicht genießen, wäre grausame Selbstpeinigung; und die Wohlthat verkleinern, nachdem man sie genossen hat, boshafte Unerkenntlichkeit.

So weit Deine Gründe. Ich schreite, sie zu wiederlegen, und folge deren Ordnung.

Die künstliche Erregung und Besänftigung der Affecte kann entweder unmittelbar oder mittelbar in das Thun und Lassen der Menschen einen Einfluß haben. Sie hat einen unmittelbaren Einfluß in dieselben, wenn für eine gewisse bestimmte Handlung, in dem Augenblicke, in welchem man es verlangt, eine Begierde oder ein Abscheu erregt, und der Mensch dadurch angetrieben wird, dieselbe zu thun oder zu unterlassen. Ein Beispiel hiervon ist die Gewalt der Beredtsamkeit bei öffentlichen Berath-

Künstler alle diese Leidenschaften in seiner Gewalt hat
Erregung derselben seine einzige Absicht seyn läßt.
llen wir nicht untersuchen, o Agathocles! woher diese
ft der Tonkunst rührt? Es wird nicht schwer seyn,
e Geheimnisse zu kommen, wenn wir die Natur der
ften und ihre Wirkungen auf die Menschen betrachten.
usgemacht, daß eine jede Vorstellung in der Seele von
issen Veränderung in dem Gehirn begleitet werde, welche
körperliche Vorstellung zu nennen pflegt. So wie aber
liche Vorstellung nur eine gewisse Kraft der Seele vor-
schäftigt; eben so erstreckt sich die körperliche Vorstellung,
hr übereinkömmt, nur auf gewisse Fibern, gleichsam auf
sse Gegend des Gehirns, in welcher sich die Verände-
züglich äußert. Je deutlicher die Vorstellung wird, desto
ird dieser Theil bewegt, desto ruhiger und unwirksamer
uch die übrigen Lebensbewegungen in dem menschlichen
ein Umstand, aus welchem Boerhave die Beschwerlichkeit
nnigen Nachdenkens, den starken Zufluß nach dem
und die schrecklichen Folgen, die daraus entstehen können,
n sucht.
dunkeln und nachdrücklichen Vorstellungen aber, der-
uns in dem Augenblicke des Affects übereilen, setzen
die geheimsten Triebfedern unserer Seele, sondern auch
n des Gehirns, und vermittelst derselben alle Theile des
die mit ihnen in Gemeinschaft stehen, in Bewegung.
ze Bau des Menschen empfindet den gewaltigen Ein-

weiſe mit einander verknüpft ſind, daß nicht ſelten die Wirkungen zu Urſachen, und die Urſachen zu Wirkungen werden können. Wende dieſen allgemeinen Grundſatz auf unſern einzelnen Fall an, ſo iſt folgender Satz unläugbar: „So wie die Vorſtellungen der Leidenſchaften in der Seele von gewiſſen Veränderungen der Leibesbeſchaffenheit begleitet werden, eben ſo ſetzen dieſe Veränderungen des Körpers den Geiſt in die Verfaſſung derjenigen Leidenſchaft, welche mit ihnen übereinkömmt.“ — Die Erfahrung wird unſre Schlüſſe bekräftigen. Das Schrecken, die Vorſtellung einer entſtehenden Gefahr bringt unſern Körper in eine gewaltſame Erſchütterung; der Zorn, die Betrübniß äußern ihre Wirkungen in alle Theile unſres Körpers. Dieſe Leidenſchaften ſetzen die Vorſtellung einer Gefahr, einer Beleidigung, oder eines zugeſtoßenen Unglücks voraus; und dennoch giebt es Krankheiten des Körpers, bei welchen die Seele geneigt wird, ſich über ein Nichts zu erſchrecken, über eine Kleinigkeit zu entrüſten und gleichſam ohne Urſache zu betrüben. Ja den Milzſüchtigen iſt eine Krankheit bekannt, die ſie zum Lachen und öfters zu einer ausgelaſſenen Freude belebt. (Unvollendet.)

Entwürfe.

1. Brief.

1) Von der Harmonie der körperlichen Vorſtellungen mit den Vorſtellungen des Geiſtes.

2) Alle angenehme Affecte bringen, wenn ſie gemäßigt ſind, auch angenehme Bewegungen in dem Körper hervor.

3) Endabſicht dieſer weiſen Einrichtung.

4) Hebt die wirkende Urſache derſelben nicht auf.

2. Brief.

1) Die Muſik bringt ohne Beihülfe der Poeſie in unſerer Seele keine Affecte unmittelbar hervor;

2) ſondern ſie bringt ſolche Bewegungen in unſerm Körper hervor, welche ſonſt auf die Affecte zu folgen pflegen.

3) Dieſe aber erzeugen in der Seele, kraft der wechſelsweiſen Verbindung des Leibes mit der Seele, die Vorſtellungen der reſpondirenden Affecte.

4) Daher hat die Musik, wenn sie von der Poesie getrennt wird, keinen Nutzen in der Moral;

5) mit der Poesie aber vereinigt, hat sie den größten Einfluß in die Sittenlehre.

3. Brief.

6) Glückseligkeit der Zeiten, da das Mechanische in den Künsten noch nicht so hoch getrieben ward; da noch die Dichtkunst und die Musik in Einer Person beisammen wohnen konnten, und öfters Maler zugleich Weltweise seyn konnten.

7) Nachdem das Mechanische so hoch getrieben ward, mußten die Künste getrennt werden. Nunmehr zeigt man mehr Geschicklichkeit, aber weniger Geist.

8) Nunmehr, da man die Nebenabsichten in Hauptabsichten verwandelt hat, verfehlen die Künste ihres wahren Endzwecks.

4. Brief.

1) Man kann die Künste entweder als unschuldige Ergötzlichkeiten betrachten, oder als nützliche Beschäftigungen.

2) Die Baukunst ist niemals mehr als das Erstere.

3) Die Musik kann auch das Letztere werden, wenn man sie bloß als eine Hülfskunst betrachtet.

4) In der Natur ist keine schöne Musik.

5) Die Gegenstände, welche in der Musik nachgeahmt werden, sind nicht schön.

6) Der Geschmack in derselben ist veränderlich, weil man Fortschreitungen haben will, die man mit einiger Wahrscheinlichkeit vermuthen, aber nicht errathen soll.

7) Vielleicht hat die Natur deswegen die Schönheit in der Musik auch nicht einmal eine Nebenabsicht seyn lassen.

8) Schönheiten, welche bloß in der Ordnung bestehen, müssen veränderlich seyn.

9) Bloß der Geschmack an der Nachahmung und an dem Ausdrucke der Leidenschaften ist unveränderlich.

10) Daher ist der Geschmack in der Malerei und Bildhauerkunst weit beständiger.

11) Aus keiner andern Ursache ist der Witz veränderlich, aber nicht die Schönheiten der Sentiments.

Beurtheilung der Schrift, die im Jahre 1755 den Preis von der Academie zu Berlin erhalten hat, nebst einem Schreiben an den Verfasser der Dunciade für die Deutschen. Frankfurt und Leipzig 1757. 24 S. in 8.

Die Herren Schweizer (denn ein Schweizer ist der Verfasser dieser kleinen Brochüre, wenn gleich Frankfurt und Leipzig auf dem Titel stehen) fangen endlich an, mit ihrer Kritik in das philosophische Feld kleine Streifereien vorzunehmen. Dieses Mal trifft ihre Geißel des Herrn Reinhard's Schrift unter dem Titel: „Système de Mr. Pope sur la perfection du monde, comparé à celui de Mr. de Leibnitz, avec un examen de l'optimisme", welche von der Academie zu Berlin gekrönt worden. — So wenig uns sonst Hrn. Reinhard's Gedanken gefallen, und so unerheblich auch seine Einwürfe wider das Leibnitzische System immer seyn mögen, so kann doch kein Vernünftiger die ungemeine Bitterkeit billigen, mit welcher er in dieser Beurtheilung angegriffen wird. Die philosophischen Stümper des vorigen Jahrhunderts haben ihre Gegner verketzert; und die jetzigen bedienen sich einer Art von kahler Ironie, wodurch sie den Pöbel der Leser eben so gut einzunehmen wissen, als jene durch ihre Verketzerung. Dieser Vorwurf trifft sowohl die jetzigen Gegner der Wolf'schen Weltweisheit, als ihre Vertheidiger; denn niemals wird die Wahrheit mehr gemißhandelt, als wenn sie stümperhaften Vertheidigern in die Hände fällt, die sich ihrer Stärke nicht zu bedienen wissen, und ihre eigene Blöße mit dem Mantel der Ironie und des unzeitigen Witzes zu bedecken suchen müssen.

Wir können von der gegenwärtigen kleinen Schrift weiter nichts sagen, als daß sie eine gute Sache schlecht vertheidigt, so schlecht sie auch von Hrn. Reinhard ist angegriffen worden. Wir finden überhaupt kein Räsonnement darin, außer an folgender Stelle, die wir unsern Lesern ganz hersetzen wollen. Reinhard sagt: „Es ist hier nicht so fest um die Frage zu thun, ob eine Welt mehr Realitäten in sich fasse, als eine andere, als um diese, ob eine Welt um einer möglichen Vollkommenheit willen, die sie haben mag, einer andern soll vorgezogen werden? und ich

hält, um die Gott würdigen Absichten zu erlangen, welche
zuletzt in seiner höchst möglichen Verherrlichung auflösen."—
Wir glauben, daß weder Reinhard, noch sein Widerleger
ins Meinung recht eingesehen haben. Leibnitz, Wolf,
arten und alle übrigen Lehrer des sogenannten Optimismi
en wirklich, daß diejenige Welt die beste sei, in welcher
sie Realität anzutreffen ist; allein man muß auch wissen,
unter Realität verstehen, sonst schließt ein Jeder aus einer
Definition, und der Streit kömmt niemals zu Ende.
nicht unsres Berufs, uns in metaphysische Streitigkeiten
ickeln; wir wollen uns also begnügen anzuführen, daß
alles, was einem Dinge außer uns, unabhängig von
tande unsres Körpers in der Welt, zukömmt, Realität
Ihr wird die Erscheinung entgegengesetzt, insoweit diese
Dinge nicht wirklich zukömmt, sondern nur, so lange unser
diese und keine andere Beschaffenheit hat. Beispiele von
en Art sind alle Kräfte unsrer Seele und eines jeden
n Dinges; von der letzten die Farbe, die Bewegung und
igen Eigenschaften des Zusammengesetzten nach Leibnitzens
g. Zu dieser Realität kömmt bei zufälligen Dingen die
Inkung hinzu; und Leibnitz nennt die Realität, wenn
on ihrer Einschränkung abstrahirt, Vollkommenheit.
rwäge diese Definitionen und nehme sich nachher die
die oben angeführte Stelle noch einmal zu lesen; wird
icht abermals ein Exempel von Lessing's Blinden
die sich mit Steinen werfen wollen, und von denen der

beste sei; und daß diese Welt die beste sei, berufen sie sich auf den bon-sens.)

Von dem Schreiben an den Verfasser der Ankündigung einer Dunciade sagen wir nichts, weil uns die Ankündigung selbst zwar nicht schlecht, aber doch nicht wichtig genug geschienen hat, so spät nachgeholt zu werden.

Verwandtschaft des Schönen und Guten.

Rousseau hat alles Böse zusammengetragen, dessen man jemals die schönen Künste und Wissenschaften beschuldigt hat, und daraus geschlossen, daß sie die Sitten verderben.

Montesquieu würde ihm antworten: dieses ist der Weg nicht, den Werth einer so wichtigen Sache zu untersuchen. Ich will alle die Gräuel sammeln, zu welchen die Liebe zur Freiheit Gelegenheit gegeben, alle die Verderbnisse, die aus der unschuldigen Empfindung des Mitleidens entsprungen; und ihr werdet euch entsetzen.

Aus der Erfahrung läßt sich in dergleichen Fällen schließen, was man nur will. Die Veränderungen in den Sitten eines Volks hangen niemals von einer einzigen bestimmten Ursache ab, sondern sind allezeit allmälige Wirkungen vieler zusammentreffender Ursachen, wovon die wenigsten der Nachkommenschaft aufbehalten werden. — Die Üppigkeit ist eine Folge der schönen Künste. Wie man will; öfters sind beide unvermeidliche Folgen des Wohlstandes einer Nation, öfter noch hat die Üppigkeit die schönen Künste verdorben. Aber wenn der Charakter aus wesentlichern Ursachen zur Verderbniß eilt, so verwandelt das Gute selbst, das sie hat, seine Natur, und wird zu einem Gifte. Nichts ist einem Volke, das auf dem Abschuß zu seinem Verderben steht, schädlicher, als Freiheit und heroische Tugend.

Bevor wir die Geschichte befragen, was für Wirkungen die schönen Künste und Wissenschaften in die Sitten gehabt haben, laßt uns erst untersuchen, was für Wirkungen sie haben können. Einen Versuch von dieser Art will ich hier wagen. Ich werde aber nicht mehr als die allgemeinen Verwandtschaften und Verbindungen anzeigen, in welchen das Schöne mit dem

Guten, und vermöge derselben die schönen Wissenschaften mit den Sitten stehen.

Sokrates wollte untersuchen, was allgemeine Gerechtigkeit sei. Da sich dieß bei einem einzelnen Menschen nicht so leicht entdecken ließ, so betrachtete er die allgemeine Gerechtigkeit in Absicht auf einen ganzen Staat, um sie hernach durch die Reduction auch bei einem einzelnen Menschen vorzunehmen. Er fand, daß die allgemeine Gerechtigkeit eines Staats eine Verfassung sei, in welcher alle Mitglieder zur Vollkommenheit der Gesellschaft übereinstimmen. Auf eine ähnliche Weise, schloß er, besteht die allgemeine Gerechtigkeit oder Rechtschaffenheit eines einzelnen Menschen in einer Verfassuug, in welcher alle seine Kräfte und Fähigkeiten zur Vollkommenheit des Ganzen übereinstimmen. Er betrachtet nämlich die verschiedenen Fähigkeiten des Menschen wie die Bürger einer Republik. Der Staat muß sorgen, daß jeder Bürger Mittel finde, so glückselig zu seyn, als mit der Glückseligkeit des Ganzen bestehen kann. Der Mensch muß jede seiner Fähigkeiten so ausbilden, als zur Vollkommenheit des ganzen Menschen gehört. Die Glückseligkeit eines Staats besteht in einem zusammengesetzten Verhältnisse der Glückseligkeit der einzelnen Bürger und ihrer Übereinstimmung zum Ganzen. Die Vollkommenheit des Menschen besteht aus der Vollkommenheit seiner einzelnen Kräfte und Fähigkeiten, und aus ihrer Übereinstimmung zum Ganzen. Alle Pflichten gegen uns selber reducirt er auf das Gesetz: sei gerecht gegen dich selbst!

In dieser Betrachtung muß jeder venünftige Mensch an sich selbst die Frage thun, die Rousseau in Absicht auf ganze Nationen beantwortet haben will. Wenn die Erkenntniß des Schönen mich von der Liebe zum Guten abführen kann, so kann ich meinen Geschmack vielleicht auf Unkosten meiner Sitten ausbilden, und ich bin ungerecht gegen mich selber.

Doch was ist Geschmack? was sind Sitten? Es giebt auch einen Geschmack in den Sitten, denn auch die Sitten haben ihr Schönes und Häßliches. Wie, wenn ich durch den Geschmack das Gute vom Bösen unterscheiden lernte? Würde dieser Geschmack anders wählen, als die Vernunft? und in welcher Verwandtschaft steht dieser moralische Geschmack mit dem Willen?

Mit unsrer Vernunft unterscheiden wir das Wahre vom Falschen, das Gute vom Bösen, das Schöne vom Häßlichen. Wir besitzen aber auch bon-sens, Empfindung und Geschmack,

vermittelſt welcher wir ohne deutliche Schlüſſe das Wahre, Gute und Schöne gleichſam fühlen. Die Schönheit in den äußern, ſinnlichen Empfindungen hängt von den Schranken unſerer Fähigkeit ab. Hätten wir andere Sinne, ſagt Montesquieu mit Recht, etc. (Dissertation sur le goût.) Nicht ſo die ſittliche Empfindung. Unſere Seelenkräfte mögen beſchaffen ſeyn, wie ſie wollen, ſo ſind allezeit Großmuth, Liebe, Dankbarkeit nothwendig Gegenſtände des Wohlgefallens.

Es iſt alſo die Schönheit in den äußerlichen ſinnlichen Empfindungen allzu wandelbar, als daß man ſie als unumſtößliche Gründe ſollte herleiten können. Der Geſchmack muß hier die Vernunft zurechtweiſen; dahingegen die Vernunft allezeit den bon-sens und die ſittliche Empfindung leiten muß.

In Anſehung des bon-sens iſt man völlig überzeugt, daß ſich die Urtheile deſſelben in richtige Vernunftſchlüſſe auflöſen laſſen; bon-sens iſt eine geübte Vernunft. Vernunft und bon-sens wirken nach ähnlichen Regeln; jene langſamer, ſo daß wir die Verbindung der Mittel-Begriffe wahrnehmen; dieſer ſo ſchnell, daß wir von der ganzen Folge der Begriffe nichts behalten, als Anfang und Ende.

Unſere Urtheile vom Guten und Schönen hingegen ſollen ſich, wie Einige wollen, auf keine Vernunftſchlüſſe reduciren laſſen. Hutcheſon ſagt, Gott habe uns einen von dem Verſtande und von allen übrigen Fähigkeiten ganz unterſchiedenen Sinn gegeben, mit welchem wir das Schöne und Gute erkennen und lieben. So wie wir die Qualitates sensibiles nicht durch den Verſtand wahrnehmen, ſondern empfinden, eben ſo unterſcheiden wir das Angenehme vom Widrigen, das Schöne vom Häßlichen, das Gute vom Böſen durch einen unmittelbaren Sinn, deſſen Ausſprüche ſich in keine einfachere Begriffe auflöſen laſſen. Dieſe Theorie hat ihren guten Grund, bedarf aber Erläuterung.

Mit jedem ſinnlichen Gefühl ſtrömt ein Meer von Begriffen in unſere Seele. Die Seele denkt, wenn ſie einige von dieſen Begriffen deutlich wahrnimmt; und ſie empfindet, ſobald ſie ſich dem Eindruck überläßt und ſie alle faßt. Die Elemente ſind eben dieſelben, wir mögen ſie mit der Vernunft oder mit den Sinnen begreifen; und eine ſinnliche Empfindung iſt nichts andres, als die Wahrnehmung unendlich vieler Wirkungen und Gegenwirkungen, die an und für ſich von den deutlichen Begriffen

Verstandes nicht unterschieden sind. Indem sie sich aber Seele auf einmal darstellen, bringen sie eine Wirkung her- die von der Wirkung einzelner Begriffe des Verstandes z unterschieden ist, und daher Phänomena genannt wird. Begriffe des Verstandes verhalten sich zur sinnlichen Em- dung wie etwa der Ton einer Saite zum Brausen des Mee- oder wie die Stimme eines vernehmlich redenden Menschen Geräusch und hohlen Murmeln eines versammelten Volks.— n aus der Vermischung vieler Begriffe entsteht eine zusam- gesetzte Erscheinung, die von den Elementen, aus welchen sie ht, völlig unterschieden ist, so wie etwa zwei Körper, die zu- mentreten, einen dritten erzeugen, der ganz andere sinnliche nschaften zeigt, als diejenigen, aus welchen er besteht.

Die Menge der Begriffe, die eine sinnliche Empfindung machen, ist die Ursache ihrer Lebhaftigkeit. Die Freiheit ver- unmittelbar nichts über die Sinne.

Facultas determinandi voluntatem pro lubitu dicitur li- as. Lubitus est cognitio, qua substantia pollet, ex qua ndum leges appetitionis aversationisque cognosci potest, sic, non aliter se determinet circa actionem liberam ra- e executionis. Daher kann die Quantität der Triebfedern Beweggründe öfters zu gering seyn, die Lebhaftigkeit eines nwärtigen sinnlichen Eindrucks zu überwältigen oder die Auf- samkeit auf sich zu ziehen.

Wenn wir die Gegenstände nicht wahrnehmen wollen, so sen wir sie auf die sinnlichen Werkzeuge nicht wirken lassen, durch außerordentliche Übung ein Phantasma lebhafter zu en gelernt haben; in welchem Falle wir freilich nichts em- den. Zum Beispiele können die Enthusiasten dienen.

Diese Lebhaftigkeit vermehrt auch ihre Wirkung in das Be- ungsvermögen, aber nur, so lange sie gegenwärtig bleiben. ald sie aber abwesend sind, verliert sich der Eindruck ver- e seiner Dunkelheit. Man bereut öfter den Genuß, als die säumung einer sinnlichen Wollust.

Eine ähnliche Beschaffenheit hat es mit Geschmack und sitt- r Empfindung. Ihre Urtheile lassen sich in vernünftige und liche Gründe auflösen; aber so wie sie sich in der Seele ellen, sind sie von den Wirkungen deutlicher Vernunftgründe z unterschieden. Es sind Phänomena, die sich zu den

Vernunftgründen, in welche sie aufgelöst werden, verhalten s
die Farben zu den Winkeln, unter welchen sich die Lichtstrahl
brechen; dem Scheine nach von einer ganz andern Natur, al
im Grunde eben dasselbe. Der musikalische Dreiklang ist, w
bekannt, im Grunde nichts andres, als eine sinnliche Wahrn
mung gewisser Verhältnisse. Aber was wir bei Anhörung d
Dreiklangs empfinden, ist weit von der Betrachtung einiger V
hältnisse unterschieden; denn hier hat sich die Empfindung dur
alle Nerven vervielfältigt und ist zur Erscheinung geworden. E
erregt eine regelmäßige Bildsäule ganz andere Empfindungen, a
die Verhältnisse, aus welchen sie zusammengesetzt ist; und sel
die moralischen Tugenden empfinden wir anders, als wir
mit der Vernunft begreifen.

Wer von der Natur keinen Geschmack empfangen, wi
die Regeln des Schönen begreifen wie Sanderson Newtor
Theorie der Farben, als Vernunftgründe, nicht als Phänomen
Aber so wie sich die Nachurtheile der Seele durch lange, wied
holte Übungen in die Empfindungen mischen und die sin
lichen Urtheile verbessern, eben so können die Regeln des Sch
nen den Geschmack reinigen, verbessern.

Unsere Urtheile von den Größen, Entfernungen, Figur
und Bewegungen der körperlichen Dinge sind ebensowohl, als u
ser Begriff von der Schönheit und Ordnung, von den sinnlich
Eindrücken unterschieden, stehen ebensowenig unter der Freihe
und kommen aller Beziehung und Gewohnheit zuvor. De
wegen aber nehmen wir keinen besondern Sinn an, vermitte
dessen wir die Entfernung u. s. w. wahrnehmen

Wie die äußerlichen Sinne, sind sie der Freiheit nur m
telbar unterworfen, indem wir durch Übung, Gewohnheit u
Erziehung unsern Geschmack sowohl, als unsre moralische Em
pfindung verändern können.

Die Wahrheit streitet sehr oft mit dem bon-sens; und
diesem Falle kann sie nur durch die Vernunft erreicht werde
z. B. die Gestalt der Erde, ihre Bewegung, die Entfernung d
Fixsterne, die unendliche Theilbarkeit der Materie. Eben al
streitet sehr oft die sittliche Empfindung mit der Pflicht.

Anmerkungen über Bayle's „Pensées diverses sur les Comètes."

§. 13. 14.

Unrichtige Begriffe von der Schwere. Die Carteſianer ſollen einem jeden Körper eine Kraft zueignen, ſich vom Mittelpunkte zu entfernen.

§. 15.

Rem. Man iſt auf ſehr viel Irrthümer verfallen, indem man gewiſſe abgeſonderte Begriffe für Weſen gehalten, die für ſich beſtehen können; z. B. den mathematiſchen Körper, das Chaos, die mitgetheilten Eigenſchaften der Peripatetiker u. ſ. w.

§. 18.

— — qui louoit la belle Daphné d'avoir réfuté la superstition des oracles d'Apollon, en faisant échouer les entreprises amoureuses de ce Dieu, qui se vantoit tant de savoir l'avenir.

§. 19.

Rem. Wie kommen die Chineſen zu unſern Himmelszeichen, um ſie in ihrer Aſtrologie adoptirt zu haben?

§. 31.

C'est une superstition la plus basse et la plus grossière du monde, que de prétendre, que parceque St. Clair s'appelle St. Clair, Dieu lui ait accordé la vertu de guérir le mal des yeux plutôt qu'à un autre etc. Vielleicht hat dieſes Niemand geglaubt. Man kann ſich vielmehr beredet haben, Gott habe es gefügt, daß dieſer Herr St. Clair genannt werden ſoll, um den Menſchen die Tugend anzuzeigen, die er ihm beigelegt.

§. 34.

Les raisons de Palingenius (in Capricor.) à l'avantage de la guerre.

§. 59.

Dieſer Schluß hängt nicht zuſammen. Die Cometen können die Wirkungen der causarum secundarum, und zugleich zu

Zeichen beſtimmt ſeyn, wenn man bedenkt, daß Gott das ganze Syſtem ſeiner Abſichten durch wirkende Urſachen hat ins Werk gerichtet, und alſo auch die Erſcheinung dieſer Zeichen mit ſeinen Abſichten verbunden haben kann.

§. 115.

L'imperfection est aussi contraire pour le moins à la nature de Dieu, que le non-être. — C'est là la première de Mr. Bayle, que l'athéisme n'est pas un plus grand mal, que l'idolàtrie.

Die Schwierigkeit hierbei iſt nur, daß man die Gränzen nicht weiß, wie weit ſich dieſes erſtrecke. Die mindeſte Unvollkommenheit iſt der Natur Gottes ſo ſehr zuwider, als das Nichtſeyn; und alſo wird derjenige z. B., der da glaubt, Gott exiſtire in der Zeit und in dem Raum, eben ſo ſchlimm daran ſeyn, als ein Atheiſt. Was für ein Unglück, wenn ſich dieſes alſo verhielte!

Jedoch die Gründe des Plutarch ſind nicht die bündigſten. J'aimerois bien mieux, ſagt er, que tous les hommes du monde disent, que Plutarque n'a jamais été, que s'ils disoient: Plutarque est un homme inconstant, léger etc. — Dieſes läßt ſich vom Plutarch gedenken, der um ſeinetwillen gekannt ſeyn will. Gott aber will von uns unſerer Glückſeligkeit halber gekannt ſeyn. So lange alſo die Erkenntniß, die wir von Gott haben, mehr Vergnügen an ſeinen Vollkommenheiten, als Furcht und Abſcheu vor den ihm zugeſchriebenen Unvollkommenheiten gewährt; ſo lange wie noch, im Ganzen betrachtet, mehr Bewegungsgründe zu guten als zu böſen Handlungen aus der übel zuſammenhangenden Idee, die wir uns von Gott machen, hervorgehen; ſo lange iſt die Abgötterei noch immer der Atheiſterei vorzuziehen. Man ſetze niemals den Endzweck, warum Gott verlangt, daß ſein Name auf Erden verherrlicht werde, aus den Augen. Dieſer iſt: 1) damit wir uns an der anſchauenden Erkenntniß des allervollkommenſten Weſens vergnügen, und 2) daraus Bewegungsgründe zu unſern Handlungen hernehmen mögen. — Eine jede Erkenntniß alſo, welche dieſe beiden Abſichten mehr befördert, als verhindert, iſt löblich.

§. 118.

IV. Preuve. La connoissance de Dieu ne sert à un idolâtre, qu'à rendre ses crimes plus atroces. — C'est un

Was man von der Hauptleidenschaft sagt, daß sie unser Thun und Lassen regiere, sind bloße Grillen. Was ist eine Hauptleidenschaft? Wird sie nicht erst durch die Erziehung, durch die Gewohnheit und durch das Temperament gebildet? Die Grundsätze haben unstreitig wenigstens einen mittelbaren Einfluß in dieselbe.

Die Religion (ich rede sowohl von der natürlichen, als von der geoffenbarten) soll niemals die Bewegungsgründe zu den Handlungen unmittelbar hergeben; außer wenn von heroischen Tugenden die Rede ist, wovon man nicht verlangen kann, daß sie zu Fertigkeiten werden sollen. Es ist eine wahre gottselige Lebensart, wenn man eine solche Fertigkeit in der Tugend erlangt hat, daß man sich der Bewegungsgründe nicht mehr zu erinnern weiß, sondern vielleicht sich selbst bloß dem Antriebe des Temperaments und der dunklen Neigungen zu folgen scheint. Die Theologen mögen dawider sagen, was sie wollen, so hat Bayle doch kein Recht, sich ihrer Waffen zu bedienen, so lange er nicht zu ihrer Fahne schwört. Dem Weltweisen ist die Kreuzigung des Fleisches keine größere Tugend, als eine jede andere Fertigkeit, welche man durch Überlegung und Gewohnheit erworben. Die heroischen Tugenden sind sehr selten; ich meine die Fälle, da man, um tugendhaft zu seyn, wider eine große sonst tugendhafte Handlung handeln muß; oder da man sich genöthigt sieht, eine Neigung zu überwinden, die man sich aus einem unüberwindlichen Irrthume zugezogen. Hier müssen die Grundsätze unmittelbar wirken.

Wir haben andere Triebfedern zur Tugend, als die Religion; wir haben auch andere Bewegungsgründe, uns Fertigkeiten zur Tugend anzuschaffen. Wohl! aber die Religion ist eine der vornehmsten; und da man findet, daß die Menschen, der Religion, der Ehre und der innerlichen Schönheit der Tugend ungeachtet, noch immer lasterhaft genug sind, so muß man alle diese Triebfedern der Handlungen heilig halten.

Die Religion ist nicht mächtig genug, ihre Anbeter in der Keuschheit zu erhalten. — Hierwider kann man zweierlei antworten. Erstlich ist nicht alles Unkeuschheit, was man so nennt. Der Philosoph kann sich freilich nicht ohne sonderliche Schwierigkeit überreden, daß dasjenige mit der Ehre Gottes streite, was den Menschen oder vielleicht nur gewissen Gesetzgebern beliebt Unkeuschheit zu nennen. Zweitens: wenn die Religion gleich

nicht mächtig genug ist, eine verliebte Neigung zu dämpfen, wenn sie sich bereits unsres Gemüths bemächtigt hat; so kann sie doch von fern her gegen gewisse Gegenstände solche dunkle Verabscheuungen in der Seele erzeugen, daß man nachher in Ansehung dieser Gegenstände wider alle verliebte Anfälle gesichert ist. Warum wären sonst die Fälle so selten, daß sich Jemand in seine Blutsfreunde verliebt? Hat uns die Natur irgend einen Abscheu dafür eingepflanzt? Wie hat es denn Nationen geben können, welche dergleichen Heirathen unter sich zugegeben haben?

Ich gebe endlich, diesem allem ungeachtet, Bayle gern zu, daß eine Gesellschaft von Atheisten bestehen könne; daß sie vielleicht so tugendhaft seyn könnten, als eine gläubige Gesellschaft, wenn sie das Glück hat, so beschaffen zu seyn, daß die übrigen Triebfedern der Tugend mächtig genug in sie wirken. Caeteris paribus aber fehlt ihnen ein mächtiger Bewegungsgrund, sich tugendhafte Neigungen zu erwerben, und in der Bestrebung zur Tugend fortzufahren. Eine jede Bestrebung in unserer Seele ist in dem Augenblicke, wo sie entsteht, viel zu schwach, eine Leidenschaft zu überwältigen. Sie nimmt aber immer an Kräften zu, wenn es nicht an Bewegungsgründen fehlt, sich darin zu erhalten. (Unvollendet.)

Gedanken vom Ausdrucke der Leidenschaften.

Die Begriffe folgen in einer Leidenschaft so schnell auf einander, daß die Zeichen, durch welche sie ausgedrückt werden, öfter zu langsam sind, und die Kürze selbst, deren man sich beim Ausdrucke eines Affects befleißigt, öfter nicht zureicht, sie mit der gehörigen Geschwindigkeit zu verfolgen. Man muß also in der Folge der Begriffe, die man auszudrücken hat, diejenigen übergehen, welche der Leser oder Zuschauer selbst hinzudenken kann. Daher entstehen in dem Ausdrucke der Affecte öfters Sprünge *), die in der Seele selbst nicht statt finden. Man

*) Malo ducis avi domum,
Quam multo repetet Graecia milite,
Conjurata tuas rumpere nuptias
Et regnum Priami vetus.
Eheu quantus equis! quantus adest viris
Sudor! etc. Lib. 1. Od. XV.

hat aber bei diesen Sprüngen zu beobachten, daß man den Faden der Gedanken, den man unterbrochen, an einer solchen Stelle wieder ergreifen muß, aus welcher die Lücke von den beschäftigten Gedanken der Leser ausgefüllt werden kann.

Hieraus lassen sich die schöne Unordnung in einer Ode *), die plötzlichen Anfänge und die unvermutheten Schlußfälle erklären. Besonders bezeugen die odenmäßigen Schlußfälle, daß der Dichter allhier nicht zu denken aufgehört, sondern durch die allzu große Gewalt des Affects plötzlich zum Schweigen gebracht worden sei. Vielleicht läßt sich hier der Begriff des Unendlichen durch die Kunst anbringen, deren der Verfasser der englischen Schrift „Essay on sublime" gedenkt.

Da aber in einer Ode mehr Begeisterung (die Anstrengung aller Seelenkräfte zugleich), als wahrer Affect herrscht, so wird der Dichter durch die Gewalt der Einbildungskraft auf associirte Begriffe gebracht, die mit seinem Affecte in keiner nahen Verbindung stehen **). So lange sich der Dichter auf diesen Nebenwegen aufhält, werden seine Begriffe von keiner Leidenschaft gleichsam beflügelt; daher folgen die Gedanken in den Digressionen ordentlicher auf einander, und die Sprünge finden hier weniger statt. Desto plötzlicher aber erfolgt der Übergang von der Digression zu dem Hauptgegenstand ***), weil die Leidenschaft den Dichter schnell und gleichsam durch einen Sprung von dem Nebenwege, auf welchen er sich verirrt, in den Hauptweg zurückzieht. Die erste Ode des 4ten Buches ist ein vortreffliches Exempel hiervon. Es herrscht ein einziger Affect darin. Facunda inter verba cadit lingua silentio, sagt der Dichter.

Öfters verliert sich der Dichter ganz in einer Digression, ohne zu seinem Gegenstande zurückzukehren; dieß geschieht in

---

*) Definitio. Wenn wir bei einer gewissen Gelegenheit in Begeisterung gerathen, und die Folge von Gedanken, welche wir dabei haben, poetisch beschreiben, so heißt das Gedicht eine Ode. Ihr Unterscheidungs-Charakter liegt nicht nur in der Begeisterung allein, sondern auch darin, daß sie vielmehr eine Folge von Gedanken, als einen gewissen Gegenstand beschreibt. Cowley's Auferstehung ist keine ausführliche Beschreibung von dieser Begebenheit, sondern eine Folge von Gedanken, die er gehabt, indem er an die Auferstehung gedacht hat.

**) L. II. Od. 4. Arsit Atrides medio in triumpho etc.

***) L. I. Od. 35. Serves iturum Caesarem etc. — Eheu cicatricum etc., eine Digression. — O utinam nova etc. die Rückkehr.

solchen Oden, in welchen vergleichungsweise mehr Begeisterung und weniger Affect herrschen soll *).

In Trauerspielen, wo die Personen zwar in Affect, aber in keiner Begeisterung seyn sollen, finden keine Digressionen statt. Desto häufiger aber erfolgen Sprünge in der Folge der Gedanken, welche Figur die allerbequemste ist heftige Leidenschaften zu erregen. Shakespeare hat sich derselben vortrefflich zu bedienen gewußt.

Wenn sich aber ein anhaltender Affect in eine Art von Raserei verwandelt, so thut die Raserei die Wirkungen der Begeisterung, und macht, daß Digressionen erlaubt werden. Exempel aus Phädra und Hippolyt, aus King Lear und Hamlet.

Die schrecklichste Raserei ist diejenige, in welcher der Rasende sich bei einem Nebenbegriff aufhält, und den Gegenstand seines Affects völlig vergessen zu haben scheint. Exempel: Herodes beim Voltaire, der in der Raserei glaubt, Marianne lebe noch. Clementina beim Richardson, die den Grandison, den Gegenstand ihrer Liebe, vor Augen sieht, ohne ihn zu kennen.

Die anscheinende Ruhe bei einem innern heftigen Affecte hält das Mittel zwischen dem gewaltigen Ausbruch und der Raserei, welche bei einer scheinbaren Gelassenheit zu besorgen steht. Die erste Hitze der Leidenschaft erfordert eine Anstrengung der Kräfte, auf welche eine proportionirte Erschlaffung zu erfolgen pflegt; daher man vermuthet, sie werde sich bald verrauchen. Haben sich aber die heftigen äußerlichen Bewegungen gelegt, und die Seele fährt fort innerlich von dem Affecte gequält zu werden, so fangen wir an, für die Zukunft besorgt zu werden, indem wir nicht wissen, worin sich dieser Zustand endigen wird. Dieses hat abermals eine Ähnlichkeit mit dem Unendlichen durch die Kunst. Daher ist die anscheinende Ruhe bei einem Affect

---

*) L. II. Od. 1. Mit dem 13ten Vers fängt sich die Begeisterung an. Diese verwandelt sich V. 29. in Affect. Die Rückkehr V. 37. sed ne mildert nur die Heftigkeit des vorhergehenden Verses, eigentlich aber kehrt der Dichter nicht zum Pollio zurück.

Die 13te Ode des zweiten Buches ist voller Affect, und dennoch schließt sie sich mitten in der Digression. Allein hier war die Digression dem Affecte schnurstracks entgegengesetzt, und konnte also keine Rückkehr statt finden. Wie vortrefflich lösen sich V. 21. u flgd. die Bewegungsgründe zum Zorn in andere, entgegengesetzte Gründe auf!

ters schrecklicher, als die Raserei selbst, in welcher sie sich zu digen pflegt. Die Furcht vor einem Übel beunruhigt uns ehr, als die Gegenwart desselben. Hingegen findet bei einer aserei mehr Mitleiden statt, indem die Seele, welche in diesem ustande der Freiheit völlig beraubt ist, an dem Unglück nicht ehr schuld zu seyn scheint; daher das Übel, welches wir bemern, mehr ein physisches als moralisches Übel wird.

Wir haben also drei verschiedene Stufen des Affects: den ötzlichen Ausbruch, die anscheinende Stille, und die Raserei.

Die beiden ersten Stufen können uns nicht zum Weinen ingen, wenn sie nicht Traurigkeit, plötzliche Freude, Mitleiden er Großmuth zum Gegenstande haben. Hingegen bringt der itte Grad einer Leidenschaft die Zuschauer allezeit zum Weinen, eil er nie ohne Mitleiden seyn kann.

Ich weiß nicht, ob die Maler und Bildhauer mehr als den sten Grad des Affects schildern können.

In der Poesie wird der Ausdruck des ersten Grades feurig, achdrücklich, und durch Sprünge des zweiten Grades frostig, achdrücklich und ordentlich, des dritten Grades hingegen wild d voller Ausschweifungen geschehen müssen.

Die Musik scheint nur den ersten und dritten Grad ausücken zu können.

Die Tanzkunst hingegen kann, wie die Poesie, sich aller ei Grade bedienen.

Der Ausdruck der Leidenschaften durch natürliche Zeichen regt ähnliche Bewegungen in den Gliedmaßen der Sinne, und nkle und unbestimmte Begriffe in der Seele. Der Ausdruck r Leidenschaften durch willkührliche Zeichen erregt klare Vorstelngen in der Seele, und vermittelst dieser auch Bewegungen in n Gliedmaßen der Sinne, die aber nicht so stark sind, als jenigen, welche durch natürliche Zeichen erregt werden. Die Raserei kann vermittelst der natürlichen Zeichen, deren sie sich dient, Bewegungen in den Gliedmaßen der Sinne, vermittelst r Composition aber klare Begriffe von dem Gegenstande der idenschaften in der Seele hervorbringen. Da aber diese Kunst cht mehr als einen einzigen Augenblick vorstellen kann, so sind e Eindrücke nicht stark genug, sehr heftige Leidenschaften zu erzen, wenn man nicht eine Reihe von Gemälden, die die Foln und Wirkungen der Leidenschaften vorstellen, nach einander trachten kann. Dieses geschieht in der Tanzkunst, welche Kunst,

wenn sich große Genies damit beschäftigten, alle Arten von Leidenschaften in der Seele sowohl, als in den sinnlichen Gliedmaßen erregen könnte.

Wenn eine Person, die jetzt nicht im Affect ist, die Ursachen einer Leidenschaft erzählt, so kann der Ausdruck geschmückt und ordentlich seyn. Erzählt sie aber die Wirkungen der Leidenschaften, so muß sie nachahmen, und eben so unordentlich, so kurz und so feurig sich ausdrücken, als die Person, welche in einem Affecte begriffen ist. Exempel: der beschriebene Untergang der Stadt Troja im 2ten Buch der Äneis.

Der Ausdruck in der Poesie muß aus willkührlichen Zeichen bestehen. Diese können aber durch natürliche Zeichen unterstützt werden, damit sie sinnlicher und anschaulicher werden mögen, welches in Poesien durch den Wohlklang und auf der Schaubühne durch theatralische Action geschieht. Indessen müssen in der Dichtkunst die willkührlichen Zeichen herrschen und nicht von den natürlichen Zeichen völlig verdunkelt werden. Daher sind auf der Schaubühne solche Handlungen zu verwerfen, die durch den heftigen Eindruck, welchen sie auf die Zuschauer machen, den Eindruck der willkührlichen Zeichen völlig verdunkeln. Man sieht auch hieraus, warum die abscheulichsten Handlungen in der Malerei gefallen, die auf der Schaubühne einen sehr widrigen Effect haben.

Wenn beim Shakespeare die abscheulichsten Handlungen weniger mißfallen, so geschieht es deswegen, weil seine willkührlichen Zeichen immer noch einen stärkern Eindruck machen, als die mechanische Handlung selbst, durch welche er sie unterstützt.

Über die neuere deutsche Litteratur. Erste und zweite Sammlung von Fragmenten, als eine Beilage zu den Briefen, die neueste Litteratur betreffend. 1767. (von Herder.) *)

Die Verfasser der Litteraturbriefe haben den eingeschränkten Vorsatz gehabt, dem Publikum vorzulegen, was die Deutschen während des letzten Krieges zum Besten der Litteratur gethan. Dieses ungenannten Verfassers Absicht geht weiter. Er will den jetzigen Zustand der deutschen Litteratur in ihrem ganzen Umfange betrachten, und den deutschen Musen anzeigen, was sie bisher geleistet und was sie noch leisten können. Alle zu dieser Absicht dienliche Anmerkungen und Beobachtungen, die ihm die Litteraturbriefe an die Hand gegeben, hat er in seine Sammlung eingerückt, vieles unverändert beibehalten, manches verbessert, und manches auch völlig verworfen. Daß er seine Sammlungen für bloße Beilagen zu den Litteraturbriefen ausgiebt, ist eine Bescheidenheit, welcher der Leser gar bald widerspricht; denn er erkennt den Verfasser gar bald als einen Mann, der keines fremden Schutzes bedarf. Sein Name ist auch der Neugier nicht lange unbekannt geblieben, so sehr er vielleicht gewünscht, sein Kunstrichteramt in der Stille ausüben zu können. Man weiß nunmehr, daß Hr. Herder aus Riga der Urheber dieser unschätzbaren Fragmente ist. Er zeigt in denselben vertraute Bekanntschaft mit den Alten, wohlverdaute Philosophie, durchdringende Scharfsinnigkeit und gesunde Beurtheilungskraft. — Vielleicht ist, wie ein anderer Kunstrichter schon vor uns bemerkt, sein Gefühl nicht das sicherste. Allzu lebhaftes Bewußtseyn der richtigsten Grundsätze kann den Geschmack unversehens irre führen, wenn er Grundsätze entscheiden läßt, wo die Empfindung entscheiden sollte.

Wir legen unsern Lesern keinen Auszug aus diesem Werke vor. Wenn ihnen die deutsche Litteratur nicht ganz gleichgültig

*) Diese Recension war für die Allgemeine deutsche Bibliothek bestimmt. Anmerk. des Herausgebers.

ist, so werden sie eine so merkwürdige Schrift nicht ungelesen lassen. Die aber durchaus Quintessenzen haben wollen, werden solche in andern deutschen Journalen nach beliebigem Geschmacke zubereitet finden. Wir begnügen uns, die Anmerkungen, die wir bei öfterer Durchlesung dieses kritischen Werkes gemacht, unsern Lesern mitzutheilen.

Das System des Verfassers von den verschiedenen Lebensaltern einer Sprache (S. 27. und flgd.) paßt vollkommen auf die griechische Sprache, und scheint von derselben abgezogen zu seyn. Aber auch nur auf diese. Die Römer hatten vielleicht zuerst Weltweise, sodann Redner, und endlich Dichter. Die Hebräer hatten entweder keine Prosa oder keine Poesie. Ihr gemeiner historischer Styl war ungebildet. Wollen wir ihren hohen prophetischen Styl geschmückte Prosa nennen, so bleibt ihnen keine Poesie. In der zweiten Sammlung entwirft der Verfasser selbst ein sehr richtiges Gemälde von der hebräischen Litteratur. Das älteste Monument der hebräischen Dichtkunst ist vielleicht ein sehr philosophisches Lehrgedicht. Die Veränderungen der neuern Sprachen binden sich ebensowenig an ein System. Hier bildet sich die Sprache zur Dichtkunst, dort zur Metaphysik, und an einem dritten Orte zur schönen Prosa zuerst. Wir wissen wohl, daß der Verfasser seine Hypothese auf ursprüngliche Sprachen einschränken kann, auf solche, die sich selbst überlassen geblieben und in ihrem natürlichen Fortgange durch keine äußerlichen Mittel unterbrochen worden. Die römische Sprache hat sich nach der griechischen, und die neuern Sprachen haben sich nach jenen beiden gebildet; daher der natürliche Fortgang bei ihnen nothwendig hat abgeändert werden müssen. In Absicht auf die hebräische Sprache fehlt es auch nicht an Entschuldigungen. Allein alles dieses zugegeben, so bleibt zur Gewährleistung für diese Hypothese nichts mehr, als die einzige griechische Sprache mit ihren Veränderungen; und es scheint sehr mißlich, von einem einzigen Beispiele sich eine Theorie abzusondern.

Wie sind die Synonyme in den Sprachen entstanden? Der Verfasser meint (S. 55.), die Erfinder der Sprachen hätten das durch ein neues Wort ausgedrückt, was sie noch nicht unter einen andern Begriff zu ordnen wußten. So wären Synonymen entstanden, die dem Dichter so vortheilhaft waren, als sie dem grammatischen Weltweisen zum Ärgerniß gereichen. In der Folge hatte man die Begriffe mehr unter einander ordnen

gelernt, und das mit einer Bestimmung (adjectivum, participium, adverbium) ausgedrückt, wozu man erst ein neues Wort setzte. Hierdurch wären schon zum Nachtheil der Dichtkunst eine Menge Synonymen ausgemerzt worden. Den Überrest suchte der Philosoph durch hineingelegte feine Unterschiede, als neue, nicht gleichbedeutende Wörter zu gebrauchen, wodurch der dichterischen Sprache vollends ihr Reichthum entzogen worden.

Diese Geschichte der Synonymen scheint uns weder natürlich, noch der Erfahrung gemäß. Wahrscheinlicher ist es vielleicht, daß die gleichbedeutenden Wörter entstanden, indem man einem Dinge in verschiedenen Provinzen verschiedene Namen gegeben, die in der Folge in die Hauptsprache sind aufgenommen worden oder, wo keine Hauptsprache gewesen, von den Dichtern mit gleichem Rechte haben gebraucht werden können. Nach dem Charakter dieser Provinz, und nach dem Grade der Achtung, in welcher sie bei der Nation gestanden, hat auch das von ihr entlehnte Wort eine edle, niedrige, komische oder ernsthafte Nebenbedeutung erhalten können. Auch wird man sich in den verschiedenen Provinzen dasselbe Ding wahrscheinlicherweise gleich mit verschiedenen Nebenzügen vorgestellt haben, welches abermals Gelegenheit giebt, die Synonymen durch Nebenzüge zu unterscheiden. — Nicht der Weltweise hat Synonymen abgeschafft. Seine Machtsprüche haben bei dem Volke wenig und bei den Dichtern noch weniger zu bedeuten. Wo hat auch jemals der Philosoph den verkehrten Einfall haben können, eigene Wörter auszumerzen und an ihre Stelle allgemeine Wörter mit adjectivis, participiis oder adverbiis einzuführen? z. E. statt laufen: sehr geschwind gehen; statt Thal: eine Ebene zwischen Gebirgen; oder statt Sonne: den allergrößten Stern einzuführen? — Wenn Synonymen abgeschafft werden, so thut es der Hof, die Modewelt, die sich gewisser Worte, deren sich das geringere Volk bemächtigt, enthalten, wodurch sie nach und nach aus dem Gebrauch kommen. Daher die Sprachen sich schleuniger verändern, wo eine Hauptstadt ist und der Hof sich in der Landessprache ausdrückt.

Wenn der Sprachforscher Synonymen unterscheidet, thut er dem Dichter dadurch Abbruch? — Wir glauben nein! Die verschiedenen Nebenzüge der Synonymen sind es ja, aus welchen der Dichter den größten Vortheil zieht. Der Herr Verfasser bemerkt selbst (S. 56.), daß die Wiederholungen in den orientalischen

Gedichten, die uns Tautologien scheinen, den Morgenländern nichts weniger als Tautologien waren; indem ihre synonymischen Gegensätze durch Nebenzüge verschiedene Wendungen und Neuheit bekamen. Wenn diese Nebenzüge verloren gehen, so ist es um den Reichthum des Dichters geschehn. Seine Schätze werden beschwerlicher Überfluß und sein Aufwand artet in Verschwendung aus. Mithin ist es eine Wohlthat für den Dichter, wenn diese feinen Nebenzüge festgesetzt und bestimmt werden. Wenn wir sie in den orientalischen Sprachen zu bestimmen im Stande wären, so würden wir Poesie finden, wo wir jetzt verdrießliche Tautologien sehen.

Ja, wenn die Philosophen die Unterschiede der Synonymen angeben, so hören diese dadurch nicht einmal auf Synonymen zu seyn. In allen Fällen, wo es nur um den Hauptbegriff zu thun ist und auf den Nebenbegriff nicht gesehen wird, bedient man sich derselben ohne Unterschied. Auch hat sich noch selten ein Dichter abhalten lassen, von den Vorschriften des logischen Sprachforschers zuweilen abzuweichen, wenn es Wohlklang, Nachdruck, Kühnheit oder Abwechselung erfordern; und der Philosoph muß so billig seyn, diese Ausnahmen gelten zu lassen. Daß bei den Franzosen die Richtigkeit der Sprache dem Reichthume derselben so sehr geschadet hat, kömmt wahrscheinlicherweise daher, weil dieses Volk niemals eine poetische Sprache gehabt und seine kühnsten Dichter allezeit in den Schranken der Prosa gehalten hat. Man mache aber hieraus keine Regel für andere Völker.

Von der Constructionsordnung hegt der Verfasser eine ähnliche Hypothese. „Alle alte Sprachen," heißt es (S. 98.), „die ursprünglich sind und das Gepräge der ersten sinnlichen Lebensart führen, sind voll Inversionen; eine grammatikalische Construction ist noch nicht eingeführt. So wie die Sprache sich in der Folge der Zeit zur Büchersprache bildete, wurde auch ihre Construction nach und nach an eine bestimmte Ordnung gebunden und die Inversionen aufgehoben." In Absicht auf die neueren Sprachen heißt es (S. 101.): „je mehr eine derselben von Grammatikern und Philosophen gebildet worden, desto härtere Fesseln trägt sie; je mehr sie ihrem ursprünglichen Zustande näher ist, desto freier wird sie seyn." — Dieses alles scheint uns willkührlich und ohne genugsamen Grund für allgemein ausgegeben zu werden. Die hebräische Sprache trägt mehr als eine das Gepräge der ersten sinnlichen Lebensart, und hat sehr

wenig Inversionen. Die Inversionen der griechischen und lateinischen Sprache haben sich auch mit der Zeit nicht vermindert, vielleicht gar vermehrt. Pindar hat mehr davon als Homer, und Lucan mehr als Virgil. Im Deutschen haben in den letzten Zeiten durch die Bemühung großer Schriftsteller die Inversionen mehr zu- als abgenommen. — Es scheint hier alles auf die Fall-Endungen anzukommen. In Sprachen, welche die Casus nicht genug unterscheiden, muß die Ordnung der Wörter zu Hülfe genommen werden, und eine Inversion würde Undeutlichkeit verursachen. Hieraus erklärt es sich, warum die Hebräer so wenige Inversionen, und die Deutschen mehr als die Franzosen, weniger aber als die Griechen und Römer haben. — Je bekannter wir mit der Litteratur anderer Völker werden, desto mehr lernen wir unsere Gedanken von verschiedenen Seiten betrachten; wir gewöhnen uns, die Ordnung derselben nach Belieben und Erforderniß umzukehren und die Construction von ihren Fesseln zu befreien. Solchergestalt kann die Construction mit der Zeit vielmehr freier werden.

Da eine jede Inversion eine Abweichung der Ordnung in den Worten von der logischen Ordnung der Begriffe ist, so kann diese Abweichung entweder frei und dem Bedürfnisse des Redners überlassen, oder an eine bloß grammatische Ordnung gebunden seyn. Inversionen von der ersten Art sind, wenn die Deutlichkeit nicht ganz vernachlässigt worden, eine große Vollkommenheit der Sprache. Dieses hat der Verfasser sehr wohl auseinandergesetzt. Aber die von der zweiten Art, da die Ordnung der Wörter an willkührliche grammatische Regeln gebunden ist, ohne mit der metaphysischen Ordnung der Begriffe überein zukommen, — diese sind bloße Capricen der Sprache, die ihr zu keinen Tugenden angerechnet werden können. — Zieht schon der Virtuose, der im Nachahmen Gottes auch das Böse zum Guten wenden kann, manchmal aus diesem Eigensinn selbst seine Vortheile, so geschieht dieß doch nur zufälligerweise; und es würde ihm angenehmer seyn, wenn ihm freie Hände gelassen würden. Wenn ein Ausländer die Inversionen in unsrer Sprache tadelt, so meint er nur die von der letzten Art, und hat in so weit Recht. Wir können zwar die Beschuldigung zurückschieben und, wenn es angeht, in seiner Muttersprache, die er erheben will, gleichen Eigensinn bemerken; aber wir müssen nicht aus Fehlern Tugenden machen wollen. Die freie Constructionsordnung,

die nach allen unsern Bedürfnissen und Endzwecken eingerichtet werden kann, ist noch von Niemanden getadelt worden.

S. 115. wird Hr. Ramler für den vermuthlichen Verfasser einer Abhandlung in den Litteraturbriefen ausgegeben. Wir erinnern uns, auch anderswo gelesen zu haben, daß man so manches Stück in den Litteraturbriefen diesem würdigen Gelehrten zugeschrieben, wodurch er sogar den Anfällen mancher ergrimmten Schriftsteller ausgesetzt worden. Wir können das Publikum im Namen unsers Verlegers, so wie im Namen des Hrn. Ramler selbst hiermit versichern, daß er nicht den geringsten Antheil an den Briefen, die neueste Litteratur betreffend, hat, und niemals weder ordentlicher, noch außerordentlicher Mitarbeiter an dieser periodischen Schrift hat seyn wollen. In Ansehung unserer Bibliothek können wir dasselbe versichern.

Das Bild der orientalischen Litteratur, das der Verfasser in der zweiten Sammlung (Fragm. 23.) entwirft, hat viele treffende Züge. In den Folgen aber, die er daraus für die Nachahmung zieht, scheint er zu weit zu gehen. Auf solche Weise können wir uns alle Schönheiten wegräsonniren. Können wir in unserer Dichtkunst keinen Engel des Todes, keinen Gott, der Blitze schleudert, keine Veste des Himmels, wo der Thron Gottes ruht, brauchen? Sind uns die Winde nicht mehr Engel des Herrn, die Flammen des Feuers nicht mehr seine Diener? Und warum dieses? weil uns die Naturkunde über diese Punkte ungläubig gemacht? Wenn dieses ist, so können wir nur den ganzen Plunder Poesie abschaffen, denn solche unglaubhafte Dinge machen ihre ganze Nahrung aus. Die griechische Mythologie streitet nicht weniger mit unserm Besserwissen, als die hebräische oder scandinavische. Was ist die Muse? Eine Eigenschaft der menschlichen Seele. Was ist der Gott der Liebe? u. s. w. — Die nördliche Mythologie, ob sie gleich auf unserm Grund und Boden gewachsen, findet noch mehr Unglauben zu bestreiten, weil wir mit derselben noch weniger bekannt sind, als mit der griechischen. Von Gerstenberg's „Lied eines Skalden" widerstrebt, seiner Vortrefflichkeit ungeachtet, doch immer noch weit mehr, als die schwärmendste Dithyrambe, wenigstens bevor man sich überwunden, mit seiner nordischen Fabellehre nähere Bekanntschaft zu machen. Wie kann also der Verfasser S. 223. den Vorschlag thun, die Mythologie der alten Skalden und Barden einzuführen? er, der in

unserer jetzigen Denkungsart Unglauben genug findet, die poetischen Bilder der hebräischen Sprache, die uns vermittelst der Religion in unserer ersten Kindheit eingeprägt und beinahe zur Natur geworden sind, für unbrauchbar zu halten?

Überhaupt aber ist dieses der Gesichtspunkt nicht, aus welchem wir die Schönheiten der Poesie zu betrachten haben. Wer wird sich durch das Vernünfteln um ein unschuldiges Vergnügen bringen? Die Dichtkunst ist in unsern Tagen bloß Nachahmung, nicht mehr Natur. Auch ihre Empfindungen sind nur nachahmende, nicht mehr natürliche Empfindungen. Nach dem Endzwecke, den wir uns bei der Dichtkunst vorsetzen, kann und soll sie nichts anders als nachahmende Empfindungen erregen; und diese kehren sich selten an Glauben und Unglauben des Naturforschers. Wohin sie wollen, können sie uns durch ihre Täuschungen versetzen, und was sie wollen, trotz unsres Besserwissens glauben machen. „Wilde Einfalt," sagt der Verfasser (S. 229.), „ist das Feld der Dichtkunst." — O ja! als ein Gegenstand der Nachahmung; denn sie ist reich an Illusion. So lange aber diese wilde Einfalt noch Natur ist, giebt es noch keine Dichtkunst.

Was wollen wir mit der Poesie? Liebe zur wilden und rauhen Lebensart erzeugen? — O nein! wir schreiben es vielmehr dieser Kunst zum Theil zu, daß wir der Barbarei entkommen und gesitteter geworden sind. Unsere Poesie soll nunmehr ein gesittetes Volk rühren, die Empfindungen gesitteter Menschen durch angenehme Täuschung beleben und in anständiger Übung erhalten. Die Lebensart und die Bildersprache rauher Zeiten können zu dieser erwünschten Täuschung den schicklichsten Stoff hergeben; sie sind also zu unserm Endzweck fruchtbare Gegenstände der Nachahmung, aber auch mehr nichts. Sie müssen die feinere Politur nicht verdrängen und sich als die Zeiten der ächten Poesie anbieten wollen. Die übertriebene Empfehlung rauher Zeiten und Völker zum Vortheil der Dichtkunst kömmt uns vor, als wenn man zum Kunstgärtner sagen wollte: „alle eure Blumen und Früchte stammen doch ursprünglich von Wiesen und Wäldern her; euer Kunstgarten wird also am vortrefflichsten seyn, wenn ihr nichts als Wald und Wiesen anzubringen sucht."

Bilder und Metaphern wachsen auf dem wilden Boden einer unbearbeiteten Sprache. Das Ungestüme in dem Ausbruch

des Affects wird nur bei rauhen, wenig gesitteten Menschen angetroffen; dieß kann nicht geläugnet werden. Aber diese Eigenschaften allein machen noch keine wahre Poesie, sind nur einige Elemente, deren sich der Dichter mit Vortheil bedienen kann, und von dem schönen Ideal der Poesie noch weit entfernt. Wo bleibt der weise Gebrauch dieser Schönheiten selbst, die richtige Zeichnung, die Anordnung des Ganzen, die Bildung der Charaktere, die Behandlung der Leidenschaften nach ihrer wahren Natur u. s. w.? An alle diese höheren Schönheiten kann in ungesitteten Zeiten nicht gedacht werden. Sie erfordern die feinste Cultur der Sitten, der Begriffe und des Ausdrucks, und können ohne wechselweise Hülfe aller schönen Künste und Wissenschaften, ohne Denken und Philosophiren nie zur Vollkommenheit gedeihen. Warum denken sich die Kunstrichter unter Philosophie allezeit metaphysische Grübelei? Die Metaphysik ist eine Wissenschaft, von der man im Stande der Wildheit nichts weiß; von einer Nation aber, die in Barbarei zurückgefallen, kann sie vielleicht noch ziemlich erhalten werden; denn sie erfordert Tiefsinn, aber wenig Feinheit der Sitten und der Empfindungen, die eine Frucht erleuchteter Zeiten ist. Allein wenn auch die Anstalten, die der Weltweise machen muß, metaphysische Wahrheiten zu erforschen, wie auch seine Methode und Art zu schließen, dem schönen Geiste nicht günstig sind; so sind ihm doch die Resultate mehrentheils sehr willkommen, indem sie ihn bereichern und seinen Vorrath von Erkenntnissen und Begriffen erweitern. Sodann ist auch nicht alle Philosophie logische Subtilität. Es giebt auch eine freie, heitere Art von Philosophie, die den Menschen selbst und seine Gemüthskräfte, seine Sitten, Neigungen, Schwachheiten und Tugenden angeht; eine Weisheit, die unmittelbar in unsere Glückseligkeit Einfluß hat. Diese macht das Wesen der Dichtkunst aus, und ist zum wahren Ideal in allen schönen Künsten und Wissenschaften unentbehrlich. Ohne dieselbe ist der Dichter höchstens ein hochtrabender Schwätzer; ohne dieselbe sind alle schönen Künste und Wissenschaften geistloser Tand, der Kinder ergötzen kann, Männern aber unanständig ist.

Wir sind weit entfernt, dem Hrn. Verfasser diese alltägliche ästhetische Vorlesung zu halten. Wir wissen, daß die Paradoxa eines guten Kopfes nicht nach dem Compendio beurtheilt werden müssen. Wenn die herrschende Meinung sich allzu sehr auf die eine Seite neigt, so verzeiht man es dem Verbesserer

ern, daß er den entgegengesetzten Gründen, die man übersehen at, etwas mehr Gewicht giebt, als sie wirklich haben, um urch die Neuheit desto mehr Aufmerksamkeit zu erregen. Auf olche Weise sind vielleicht die mehrsten Paradoxa entstanden, die Wirkung mitgerechnet, die zuweilen die Neuheit auf das Gemüth es Erfinders selbst hat. Einem solchen Schriftsteller die Stellen nführen, wo er von der Wahrheit abgewichen, heißt einem Spaziergänger die Landstraße zeigen. Allein für unsere gewöhnchen Haufen der Nachbeter ist uns bange. Diese nehmen sehr st die Irrgänge des Genies für gebahnte Landstraßen, wenn sie nicht ei jeder Abweichung gewarnt werden. Wir sind überdem der Meinung, daß man die Vereinigung der schönen Wissenschaften nit der Philosophie nicht eifrig genug empfehlen könne, und ch einer jeden Meinung widersetzen müsse, welche diese verschienen Erkenntnißarten einander entgegensetzt. Unser Verfasser ist hiloſoph und schöner Geist zugleich; und wenn dieser das Phisophische beständig im Streit mit dem Schönen und Erhabem aufführt, so ist man geneigt ihm zu glauben.

---

ber freie und freiwillige Handlungen starker und großer Geister.

(Den 28 August 1769.)

Wir unterscheiden im Deutschen nachdrücklich genug freie andlungen (physische) von freiwilligen Handlungen (morachen). Wir können auch substantive Freiwilligkeit und reiheit brauchen. — Der Mensch kann seiner Freiheit, aber cht seiner Freiwilligkeit beraubt werden. Wenn wir doch auch der bürgerlichen Freiheit ein besonderes Wort hätten! Eine andlung, die ihren Grund in dem Willen hat, ist freiwillig. enn ihrer Ausführung kein physischer Widerstand entgegen ist, ist sie frei (physisch). Wenn sie der Willkühr eines Andern cht unterworfen ist, so heißt sie bürgerlich frei. Die Handngen des Menschen sind sittlichen Gesetzen unterworfen, hangen er, ohne Vertrag, in Absicht auf ihre Bestimmung, bloß von ner eigenen Willkühr ab, sind also frei. Durch den Vertrag

werden ſie der Willkühr eines Andern unterworfen; alſo wird durch jeden Vertrag ein Theil der Freiheit vergeben. Alle Pflichten gründen ſich auf Geſetze. Völlig beſtimmte Geſetze geben vollkommene, unbeſtimmte Geſetze unvollkommene Pflichten. Die poſitiven Pflichten gegen Andere hangen mehrentheils von näheren Beſtimmungen ab, die von Natur unſerer eigenen Willkühr überlaſſen ſind. Wenn wir durch einen Vertrag einem Andern das Recht abtreten, dieſe Beſtimmungen nach ſeiner Willkühr hinzuzuthun, ſo verwandeln wir unvollkommene Pflichten in vollkommene.

(Den 28 September 1769.)

Der ſtarke Geiſt verfolgt ſeine Abſichten mit unermüdetem Eifer; der große Geiſt weiß außerordentliche Abſichten durch außerordentliche Mittel zu erhalten. Der erhabene Geiſt hat nur weiſe Abſichten.

Cochius von den Neigungen.

Berlin 1769, bei Haude.

S. 23. Ein Object. — Dieſe Objecte ſind zuweilen notiones universales, als z. E. Neigung zur Trägheit, zur Weichlichkeit, zum Tiefſinn u. ſ. w. — Iſt Object auch der ſchicklichſte Name für die Arten der Beſchäftigung, auf welche die Neigung gerichtet iſt?

Alle Seelen haben dieſelben Neigungen, nur nicht in gleichem Grade wirkſam. Das Verhältniß der Wirkſamkeit aller Neigungen eines Menſchen macht ſeinen Charakter, ſo wie das Verhältniß aller Seelenkräfte ſein Genie aus.

S. 24. Vorſtellungen und Neigungen verhalten ſich wie Ausdehnung und Bewegung. Keines entſpringt aus dem andern. Die Neigungen verändern, die Vorſtellungen werden verändert.

Alle drei, S. 23. angeführten Merkmale unterſcheiden die Neigungen nicht von den Begierden, den habitum nicht von

der Action. S. 25. wird die Lebhaftigkeit allein für das Unterscheidungszeichen der Begierden angegeben; male. (S. 29.) Neigungen sind keine Applicationen des Grundtriebes auf ein Object, sondern der Seele beiwohnende Fertigkeiten, ihren Grundtrieb auf eine gewisse Gattung oder Art von Beschäftigung stärker, als auf andere zu richten. Diese Fertigkeiten müssen zum Theil angeboren seyn, weil der Seele keine Fähigkeit beiwohnen kann, der nicht wenigstens ein geringer Grad von Fertigkeit zukömmt; und da sie nicht alle von gleicher Stärke seyn können, so werden einige vorzüglich den Namen Fertigkeit verdienen, und also angeborene Neigungen genannt werden können. Die durch Übung und Gewohnheit verstärkten Fertigkeiten werden den angebornen entgegengesetzt und erworbene genannt. (Was bei den Neigungen natürlich und unnatürlich sei, hat Hr. Cochius gar nicht untersucht.) Wie die Handlungen in ihre Arten eingetheilt sind, so sind auch die Neigungen verschieden. Wiederholte Handlungen von einer Art verstärken die ihnen zukommende Neigung. Diejenigen Neigungen sind verschieden, die durch wiederholte Handlungen ganz verschiedener Art erworben oder verstärkt werden.

S. 29. „Unsre Natur selbst ist Trieb, ohne ein bestimmtes Object"; Abstracte, aber niemals in concreto.

S. 30. No. 4. Die Übereinstimmung des Mannigfaltigen ist Vollkommenheit. Den Trieb zum Mannigfaltigen nennt Hr. Cochius Ausdehnung. Die Übereinstimmung muß er gleichfalls hinzusetzen, denn mit der Abwesenheit des Widerspruchs ist es nicht genug; die Umkehrung, deren Hr. Cochius gedenkt, läßt sich schwerlich rechtfertigen. Wenn der Widerspruch abschreckt, so kann vielleicht dasjenige gefallen, worin weder consensus, noch dissensus wahrgenommen wird.

S. 32. Hr. Cochius hält auch hier Abwesenheit des Widerspruchs und Übereinstimmung für einerlei. S. 48. noch deutlicher.

Daselbst vom Selbstmorde. — Aber das Nichtseyn ist ein Zustand, der mit der ausdehnenden Kraft am wenigsten übereinstimmt; gewiß weniger, als jedes geplagte Daseyn.

Die Neigungen, welche nach dem ordentlichen Laufe der Natur zu entstehen pflegen, heißen natürlich; deren Entstehung aber außerordentliche Umstände voraussetzt, heißen unnatürlich.

S. 36. 37. Vortrefflich!

S. 39. Charakter des Sylla. Die Erklärung desselben zu allgemein. Die bloße Geschäftigkeit nach Empfindungen bestimmt weder Wollust, noch Kriegeswuth.

Die Eintheilung der Neigungen in ihre Classen und Verwandtschaften fehlt überhaupt.

Unnatürliche Neigung kann auch heißen: die Fertigkeit, das Wahre oder anscheinende Gute an einem gewissen Objecte, das sehr verborgen und mit vielen widrigen Umständen verbunden ist, sinnlich zu begehren. — Nein! Blutschande ist vornehmlich eine unnatürliche Neigung.

S. 45. No. 1. Ein näherer Grund zur Entwickelung des oben S. 39 angeführten Charakters des Sylla. — Blutige und wollüstige Scenen gewähren beide Sinnenlust.

S. 57. Von der Dunkelheit bis zur Klarheit ist das Steigen in Absicht 1) auf die Menge oder 2) auf die Kraft der Merkmale extensive oder intensive Klarheit; so wie die deutlichen an Leben und an Deutlichkeit zunehmen können.

S. 64. So lange die Beziehung eines Gegenstandes auf uns noch nicht festgesetzt ist, macht ihn die Neuheit angenehm. Ist sie aber einmal festgesetzt, so kann die Neuheit sowohl das Vergnügen als den Abscheu lebhafter machen. Ist die Neuheit verschwunden, so geht abermals eine Crisis vor. Angenehme Gegenstände können aus den Ursachen, die Hr. Cochius anführt, unangenehm, und unangenehme angenehm werden. Behalten die Gegenstände aber, wenn sie aufhören neu zu seyn, noch immer die vorige Beziehung auf uns, so wird diese durch die Gewohnheit immer stärker; die angenehmen Gegenstände werden uns unentbehrlich, und die unangenehmen unausstehlich. Die erste Bekanntschaft einer Person hat zuweilen einen lebhaften Reiz. Ein näherer Umgang kann uns ihre Fehler entdecken und sie unangenehm machen. Ist aber diese Crisis überstanden und die Vollkommenheiten überwiegen, so entsteht mehrentheils eine Freundschaft, die durch die Gewohnheit immer verstärkt wird und die Fehler selbst beinahe lobenswerth macht. Eine ähnliche Beschaffenheit hat es mit dem Abscheu. Die Gegenstände sind unangenehm 1) durch Ermüdung, 2) durch Unthätigkeit. Jene können durch die Gewohnheit angenehm, diese höchstens nur erträglich werden.

S. 67. „Nicht die Übereinstimmung in Dingen, sondern das Zunehmen" etc. Die bloße Übereinstimmung erregt

Wohlgefallen, Lust; das Zunehmen aber Vergnügen, indem es die Aufmerksamkeit an sich zieht und die Empfindung lebhafter macht.

S. 68. Die angenommene Lehre ist: das anschauende Bewußtseyn einer Übereinstimmung macht Vergnügen, nicht die Übereinstimmung an und für sich. „Die Nebenvorstellungen verhütet werden"; ungleichartige verhütet, und gleichartige hervorgebracht werden.

Die größere Lebhaftigkeit entsteht auch, wenn die Seele sich vorher in dem Zustande entgegengesetzter Empfindungen befunden, die durch den gegenwärtigen aufgehoben werden. Durch den Gegensatz.

S. 70. 1) Von der Allgemeinheit der Neigung. Alle einzelnen Handlungen, welche die Kraft der besondern Neigungen vermehren, verstärken auch die allgemeinen Neigungen. Wenn C eine Gattung, A und B die Arten sind, so wird die Neigung a von den einzelnen Handlungen A, die Neigung b nur durch Handlungen von der Art B, die Neigung c aber durch beide verstärkt; daher sie schwerer zu verändern seyn muß.

Ferner: Neigungen werden bloß durch Bewegungsgründe regiert, und nicht anders als durch Collision der Motive verändert. Je bestimmter also die Neigung, desto mehr Gelegenheit zu Collisionen.

Definition. Die Fertigkeit des Gemüths, das Gute von einer gewissen Art vorzüglich zu begehren, heißt Neigung. Gewohnheit erzeugt natürliche, und Übung künstliche Fertigkeiten, also auch Neigungen. Ist der Grad der Fertigkeit den Kräften, oder das Object den Absichten der Natur nicht gemäß, so ist die Neigung unnatürlich, und zwar in dem ersten Falle über-, in dem letzten widernatürlich.

Garve von den Neigungen.

S. 100. Das Nützliche wird durch die Gewohnheit angenehm, und kann in so weit auch Begierden und Neigungen erregen. Neigungen zum Nützlichen, nicht insoweit es nützlich, sondern insoweit es durch die Gewohnheit angenehm geworden,

arten in unnatürliche Neigungen aus, weil das Object, nur insoweit es nützlich ist, den Endzwecken der Natur gemäß ist. Die Mittel, welche als Endzwecke begehrt werden, machen eine Art der unnatürlichen Neigungen aus, erschöpfen aber die Gattung nicht. Überhaupt giebt es so viel fehlerhafte Neigungen, als Trugschlüsse in der Vernunftkunst.

1) Mittel für Endzweck: Geiz, Pedanterie.

2) Endzweck für Mittel: Wohlthun aus Eigennutz, da das Gute selbst nicht um des Guten halber geschieht; so auch aus Ruhmbegierde.

3) Vom Besondern auf das Allgemeine: Neigung zur Menschenfeindschaft, Mißtrauen.

4) Das Geschlecht für die Art: Spielsucht; da man diese leichte Beschäftigung der Affecte für die einzige hält.

5) Die Art für das Geschlecht: die Neigung, sich durch allerlei Mittel zu bereichern; da nur die erlaubten dem Endzweck der Natur entsprechen.

6) Post hoc, ergo propter hoc, sive non causa pro causa: Ekel vor gewissen Dingen, die zu einer andern Zeit zufälligerweise von widrigen Empfindungen begleitet worden sind.

7) Verwechslung der Objecte: unnatürliche Liebe u. s. w.

8) Fehler der mathematischen Erkenntniß: Wollust, Ehrgeiz, Prachtliebe, Hochmuth.

9) Zeichen für die Sachen: Eitelkeit, Liebe zur Schmeichelei, weichliches Mitleiden.

10) A posse ad esse: Jähzorn, da jeder Blick, welcher Verachtung zum Grunde haben kann, für Verachtung gilt; Argwohn.

S. 101. Natürliche Neigung unrichtig erklärt. — Auch die Eigenschaften des Objects gehören zur natürlichen Neigung; und was sind dieses für *gewisse* Beschaffenheiten der Seele, in welchen die natürlichen Neigungen ihren Grund haben sollen? — Vermuthlich will Hr. Garve sagen: Neigungen, die ihren Grund in dem haben, was einem Subjecte eigen ist, heißen *unnatürlich*; d. i. insoweit sie bloß in den Bestimmungen des einzelnen Dinges gegründet sind. Diese Erklärung gefällt mir besser als alle vorhergehenden. Man sieht daraus, warum gewisse Neigungen bei einer Nation *natürlich*, bei einer andern *unnatürlich* heißen können.

S. 105. 6. Sehr schön! — Aber warum redet Hr.

Garve bloß von den Gliedmaßen der Sinne? warum nicht überhaupt von dem Zustande des Nervengebäudes? von den Temperamenten?

Von Bild und Ursache. Ich halte dafür, die körperlichen Veränderungen seien bloß die Ursache unsrer sinnlichen Vorstellungen. Mit dem Worte **Bild** verbinde ich überhaupt an dieser Stelle keinen deutlichen Begriff.

S. 107. „Die Psychologie hat keinen andern Weg, die verschiedenen" etc. — Wenn ich diese Begriffe nach meiner Art entwickle, so sagen sie ungefähr dieses: die Psychologie hat keinen andern Weg, die verschiedenen unsichtbaren Veränderungen, welche in einem sinnlichen Empfindungsvermögen ohne Bewußtseyn vorgehen, zu unterscheiden, als indem wir die analogischen Veränderungen betrachten, die durch dasselbe Object in einem andern sinnlichen Vermögen der Seele hervorgebracht werden. Noch mehr: „alle unsere Ideen, die wir von geistigen oder von abstracten Gegenständen haben, sind fast durchgängig durch eine gewisse Analogie mit körperlichen Gegenständen gebildet worden." — Setzet: durch eine Analogie mit sinnlichen Empfindungen; so beweiset diese Instanz nichts.

S. 108. „Hat die Seele eine Kraft, die empfangenen Bilder durch sich selbst zu verändern?" Da die körperliche Veränderung nicht eher ein Bild wird, als nachdem sie zur Seele gelangt, so hat diese Frage nach meinen Begriffen keine andere Bedeutung, als diese: würde eine Seele A, wenn sie an der Stelle der Seele B wäre, und im Körper alles unverändert bliebe, eben dieselben oder andere sinnliche Vorstellungen haben? — Bonnet würde sagen: **eben dieselben**; wir sagen: **verschiedene**. Nun wird Hr. Bonnet nicht läugnen, daß der vorhergehende Zustand der Seele, und vornehmlich ihre geheimen Winkel und Falten, auf die gegenwärtigen sinnlichen Empfindungen einen Einfluß haben. Allein er läugnet vielleicht, daß dieses von etwas, das der Seele beiwohne, herrühre, und schreibt es vielmehr dem Gehirn zu.

S. 110. 111. Was hier von Handlungen und Modificationen der Seele gesagt wird, verstehe ich nicht. Die Seele ist in beständiger Action. Alles, was in der Seele vorgeht, ist Handlung; aber ihre vergangenen Wirkungen und Handlungen verursachen in den gegenwärtigen gewisse Veränderungen und Modificationen, die man gar wohl zurückbleibende Spuren derselben

nennen kann. — Daß zum Bewußtſeyn der Seele ein zweiter Actus erfordert wird, dürfte ſchwerlich geläugnet werden können. Von dieſem Bewußtſeyn können auch Merkmale in der Seele zurückbleiben, inſoweit es auf alle folgenden Veränderungen der Seele einen Einfluß hat. — Daß die vergangenen Ideen in der Seele gar nichts verändern ſollten, und bloß deswegen durch materielle Begriffe reproducirt werden müſſen, läßt ſich gar nicht behaupten. Das Vergangene kömmt niemals ohne Veranlaſſung von Seiten des Gegenwärtigen in die Seele zurück. — Vergangene Ideen ſtehen mit den gegenwärtigen in Verbindung und Verwandtſchaft, durch den wirklichen Einfluß, den ſie auf das Gegenwärtige haben. So wie im Gehirn verwandte Bewegungen ſich einander reproduciren, und deſto leichter reproduciren, je genauer ſie verbunden und je öfter ſie beiſammen geweſen; eben alſo reproduciren ſich in der Seele die dieſen Bewegungen zuſagenden Ideen.

Erdichtungen von dieſer Art, wie hier eine vorkommt, von einer begriffloſen Seele, die plötzlich einen vollſtändig gebildeten Körper beſeelen ſoll, verwirren mich allezeit. Anſtatt die Frage einfacher und leichter zu machen, glaube ich vielmehr, daß ſie ſolche ſchwerer und verwickelter mache. Alles, was ich von der Seele weiß, verſchwindet, ſobald ich ſie ohne alle Begriffe, indem ſie den erſten Eindruck von außen empfängt, denken ſoll.— Dieſer Eindruck ſoll noch immer der einzige ſeyn, den ſie hat.

So viel ich von dieſem ganzen Räſonnement (S. 113.) verſtehe, ſo will Hr. Garve ſagen: ohne Phantasmata finden keine Begierden ſtatt. Wer läugnet dieſes?

S. 114. Der nisus gehört nicht mehr zum Vergnügen. Das anſchauende Bewußtſeyn einer ſtärkern Thätigkeit iſt Vergnügen. Das Phantasma davon erregt einen nisum, der das Element der Begierde iſt.

S. 117. Wenn die Antwort nur richtig wäre, bedeutend würde ſie allenfalls noch ſeyn. Für's erſte wäre es ſchon genug, wenn ſie den beſondern Fall nur auf einen allgemeineren zurückführte, wie alle Antworten in der Naturlehre thun. — Wenn in den Wiſſenſchaften ſelbſt einiges mehr klare und das andere mehr deutliche Begriffe erforderte, ſo würde mich die Antwort ſchon lehren, die Fähigkeiten näher zu beſtimmen. Allein ſie hat auch außerdem in dieſem Falle eine philoſophiſche Bedeutung. Wir haben geſehen, daß die Arten der Fähigkeiten von

der Classification der Begriffe und Handlungen abhangen. Wiederholte Handlungen von Einer Art vermehren die ihnen zusagende Fertigkeit. Handlungen von verschiedener Art vermehren die ihnen zusagenden Fertigkeiten wechselsweise, nicht insoweit sie verschieden, sondern insoweit sie von Einer Gattung sind. Da alle Handlungen der Seele unter einer Hauptgattung begriffen sind, so ist niemals in der Seele eine Fähigkeit ohne irgend einen Grad von Fertigkeit gewesen; auch keine Fertigkeit, die nicht durch Gewohnheit verstärkt worden wäre. Die Antwort fällt also dahin aus: diese Seele hat seit ihrem Daseyn mehr Gelegenheit gehabt, Handlungen von dieser oder einer ihr verwandten Art zu verrichten, wodurch die ihr zusagende Fertigkeit verstärkt worden ist. — Die Classification der Begriffe ist hier nicht bloß Hülfsmittel zum Denken, sondern in der Natur gegründet; die Handlungen, die zu Einer Classe gehören, erleichtern sich einander wechselsweise. Wer sich in einer Wissenschaft geübt hat, kömmt auch in einer andern leichter fort. Woher dieses, wenn die Classification bloß willkührlich ist?

S. 124. 5. Außer der Befriedigung gegenwärtiger oder künftiger Bedürfnisse der Natur, liegt auch bei dem Geldgeize ein gewisser Ehrgeiz zum Grunde, indem man sich ein gar wichtiges Ansehen geben kann, wenn man Andern von seinem Überflusse mittheilen kann. Es versteht sich, daß auch hier die Begierde zum Mittel so stark werden kann, daß der Endzweck selbst darüber versäumt wird. Indessen giebt es auch Geizige, die nicht karg sind, die vielmehr Pracht und Gefolge lieben.

S. 130. Die Betrachtungen über den Geiz sind sehr gut. Ich wünschte, daß Hr. Garve untersucht hätte, warum der Besitz ohne den Genuß beim Geldgeizigen allezeit niedrig, beim Ehrgeize aber meistens edel und erhaben sei?

Vor Einführung des Geldes war auch der Ackerbau eine Quelle des Geizes, indem dadurch ein festes Eigenthum eingeführt und die Begierde, solches zu erweitern, rege gemacht wurde. Die Begierde, viele schöne und nützliche Dinge zu besitzen, hatte damals nichts niedriges, nichts verächtliches, und scheint vielmehr als eine gute Eigenschaft angesehen worden zu seyn. Achilles sagt zum Agamemnon beim Homer (Iliad. I. 121.):

Ἀτρεΐδη κύδιστε, φιλοκτεανώτατε πάντων!

Er scheint hier noch nicht in der Laune zu seyn, Vorwürfe machen zu wollen, welches das *κύδιστε* beweist.

S. 131. „Leute von großen und weitaussehenden Anschlägen sind niemals geizig." — Wenn das Mittel zu vielerlei möglichen Endzwecken führt, so ist es dem Menschen sehr natürlich, das Augenmerk bloß auf das Mittel zu richten und die Endzwecke unbestimmt zu lassen. Alsdann können alle diese Endzwecke, so viel ihrer sind, einzeln verrichtet oder verabsäumt werden, und das Mittel behält dennoch seinen Werth. Wir opfern für unsern Freund so viele, und zuweilen noch größere Vortheile und Vergnügungen auf, als uns seine Freundschaft je verspricht. Daß in diesen Fällen die Freundschaft edel und der Geldgeiz unedel sei, kömmt daher, weil dieser selbstsüchtig ist. Die Freundschaft ist nicht bloß Mittel, sondern auch wahrer Endzweck der Natur. Die Neigung, sich an Anderer Glückseligkeit zu vergnügen, ist selbst eine Vollkommenheit.

S. 133. Die Ehre ist nicht nur als Mittel, sondern auch als Absicht begehrlich, insoweit die Übereinstimmung Anderer Meinung von unserm Werthe mit diesem Werthe selbst und unserer Meinung davon eine Realität, und folglich begehrlich ist. Wenn die äußerlichen Dinge mit unsern Absichten übereinstimmen, so sind sie nicht als Beförderungsmittel dieser Absichten nützlich, sondern auch als Übereinstimmung an und für sich angenehm und gut.

„Unsern Bedürfnissen zu Hülfe zu kommen, und für unser Vergnügen zu arbeiten." — Man schränke nur den Begriff der Bedürfnisse nicht zu sehr ein, denn die Ehrliebe gehört vornehmlich mit dazu. Auch das Wort Vergnügen muß nicht in einem gar strengen Sinne genommen werden.

Daselbst: „einen Zuwachs von Kraft, oder mit einem andern Worte, von Vollkommenheit wünschen, um —"; kein um weiter, sobald wir das letzte Ziel erreicht haben. Es muß doch etwas als Absicht begehrlich seyn. Sagt man, wie Hr. Garve zu sagen scheint: die Befriedigung unserer Bedürfnisse; so frage ich weiter: wohin zielen unsre Bedürfnisse?

S. 134. Alles, was Hr. Garve hier von der Entstehung der Ehrbegierde sagt, scheint aus dem Helvetius genommen zu seyn, und ist meines Erachtens grundfalsch. Abermals Bedürfniß? und welches? bloß Essen, Trinken und Beischlaf? Wenn der Ehrbegierige nur dieser Bedürfnisse halber geehrt seyn möchte, warum ist denn der Ehrende so willig, dem Geehrten einen

Theil seiner Bedürfnisse aufzuopfern? Warum gönnt er ihm manchen Bissen, den er wohl selbst verschlucken könnte?

„Alle Vortheile des Sieges ohne die Beschwerlichkeiten des Kampfes". — Wer hat diese jemals gewünscht? So philosophirte Cyneas mit dem Pyrrhus, und ward von dem Abenteurer mit Recht für einen Sophisten gehalten.

S. 138. So richtig Hrn. Garve's Schlüsse in Absicht auf den Geiz gewesen, so übel zusammenhangend scheinen sie mir in Absicht auf die Ehre. Was für eine Kette von der Befriedigung der Bedürfnisse bis auf die Verachtung des Todes! Wie wenig ist sie der Natur gemäß!

Ich frage nochmals: woher entsprang denn die Neigung, einem Menschen, der irgend einen Vorzug hat, mehr Vergnügen zu verschaffen?

S. 140. „Es giebt Seelen" etc. Hier lenkt Hr. Garve wieder in das Gleis der gesunden Philosophie.

S. 149. „Der Zorn setzt eine Unmöglichkeit voraus, die unangenehme Empfindung der Beleidigung auf eine andere Art wegzuschaffen, als durch die Vernichtung dessen, der diese Empfindung in uns veranlaßt hat." Hr. Garve sollte auch gegen den Zorn nicht ungerecht seyn. Die Begierde, sich zu rächen, ist nicht immer einerlei mit der Begierde, seinen Gegner zu vernichten.

S. 156. 7. Ich finde keinen so großen Unterschied zwischen den angenehmen und unangenehmen Empfindungen. Beide verdunkeln, wenn sie herrschend sind, alle schwächeren Nebenbegriffe, und werden von den gleichartigen verstärkt, von den ungleichartigen geschwächt. Beide verstärken, wenn sie nicht herrschend sind, die Empfindungen, die von ihrer Art sind. In einem Anfalle heftiger Schmerzen wird man niemals neidisch oder traurig, so wenig man während eines sinnlichen Vergnügens, wenn es heftig ist, gegen die sanften Vergnügungen des Wohlwollens empfindlicher wird. Aber ein mäßiger, anhaltender Schmerz macht zu allen Verdrießlichkeiten aufgelegt; so wie ein stilles Vergnügen, das bloße Behagen, die Abwesenheit alles Schmerzes, die Menschen gar wohl zu den Empfindungen der Liebe und des Wohlwollens geschickter machen kann. — Daß körperlicher Schmerz in seiner größten Heftigkeit die Entstehung des Zorns erleichtern kann, wird nicht geläugnet; aber nur alsdann, wenn wir glauben, daß eine Milderung des Schmerzes uns

verweigert wird, welches natürlicherweiſe den Zorn erregen muß; oder wenn Jemand einen Grad der Aufmerkſamkeit fordert, den wir ihm ohne Zwang nicht gewähren können, weil der gegenwärtige Schmerz uns ganz beſchäftigt.

S. 158. „Verlangen nach Genuß und Verlangen nach Beſtrebung". Ich kenne keine ſolche Eintheilung. Es giebt keine Beſtrebung ohne Genuß, und keinen Genuß ohne Beſtrebung. Der Arbeitsmann beſchäftigt ſeine Hände, wenn er arbeitet, ſeinen Mund, wenn er ißt, und ſeinen Magen, wenn er verdaut. Nennt Hr. Garve etwa eine mindere Thätigkeit Genuß?

Nicht in jedem Grade können unangenehme Leidenſchaften andere unangenehme erwecken. Im Zorne empfinden wir zuweilen körperliche Schmerzen nicht, in der äußerſten Betrübniß keinen Zorn. Furcht und Zorn vertreiben ſich einander. Schmerz vermindert den Ekel, Verachtung den Neid.

S. 162. 3. Vortrefflich! ſo auch 163. 4. 5. 6. — 181 — usque ad finem.

Von dem Worte Kunſt.

Man ſagt, ſie ſei subjective eine Fertigkeit, objective aber der Inbegriff der Regeln etc.; allein auch die Wiſſenſchaft iſt eine Fertigkeit (Wolf's Logik §. 2.). — Man unterſcheidet 1) Kunſt von Natur, 2) Kunſt von Wiſſenſchaft. Ich möchte alſo ſagen, complexus propositionum practicarum compossibilium in uno convenientium, sed sese non determinantium ſei eine Kunſt; ſo wie complexus propositionum theoreticarum compossibilium in uno convenientium eine Wiſſenſchaft ſei. Wer ſich eine Fertigkeit erworben, jene ohne Fehl zu verrichten, und dieſe gewiß zu erkennen, der *beſitzt* die Kunſt oder die Wiſſenſchaft. Was von Natur hervorgebracht wird, iſt deswegen von der Kunſt unterſchieden, weil die hervorbringenden Urſachen ſich einander determiniren, und nicht nach practiſchen Vorſchriften handeln. Dieſes gilt nur, ſo lange von causis secundariis die Rede iſt; in Rückſicht auf Gott aber ſagt man freilich, er habe unendliche Kunſt gezeigt.

Eine Kunst kann zur Wissenschaft werden, so wie man einen jeden practischen Satz in einen theoretischen verwandeln kann, wie aus der Logik bekannt ist. Wer aber die Wissenschaft einer Kunst besitzt, der besitzt noch deswegen die Kunst nicht. Denn wenn er gleich eine Fertigkeit besitzt, gewiß zu erkennen, so hat er doch deswegen noch die Fertigkeit, ohne Fehl zu thun, nicht in seiner Gewalt.

Zu den Briefen über die Empfindungen.

(1770.)

S. 28. „Daß die Seele die Vorstellung einer Vollkommenheit lieber haben, als nicht haben, und die Vorstellung" etc. — Falsch! Die Abneigung geht nicht immer auf das Nichthaben der Vorstellung, sondern zuweilen auf die Mißbilligung des Objects. Die Unvollkommenheit ist objectiv böse und erzeugt Mißbilligung, aber subjectiv als Vorstellung ein praedicatum ponens, und also gut. Wenn dasjenige, was wir lieben, in Gefahr oder Elend ist, so wünschen wir, wenigstens der Empfindung nach, nicht, dieses nicht zu wissen, sondern dem Übel abzuhelfen. Die Vorstellung der Unvollkommenheit erregt also eine vermischte Empfindung; sie ist objectiv mit einer Mißbilligung, subjectiv hingegen mit einer angenehmen Empfindung verknüpft.

S. 48. 49. Das Vergnügen hätte nicht mit dem Wollen verglichen werden sollen. Jenes ist ein inneres Bewußtseyn, daß die Vorstellung A unsern Zustand verbessere; das Wollen hingegen ein Bestreben der Seele, diese Vorstellung wirklich zu machen. Das Vergnügen ist gleichsam ein günstiges Urtheil der Seele über ihren wirklichen Zustand; das Wollen hingegen ein Bestreben der Seele, diesen Zustand wirklich zu machen. Das Verlangen, von welchem das Vergnügen begleitet zu werden pflegt, gehört nicht wesentlich zum Genusse des Vergnügens.

S. 85. Ich bin bloß bei der objectiven Vollkommenheit stehen geblieben, die die Seele (während eines sinnlichen Genusses) wahrnimmt. Ich hätte aber hinzuthun sollen, daß durch

dieſe harmoniſche, innerliche Empfindungen auch die Kräfte der Seele auf eine ihr zuträgliche Weiſe beſchäftigt werden, wodurch auch eine ſubjective Realität in der Seele geſetzt wird. Überhaupt erzeugt jede anſchauende Betrachtung einer objectiven Vollkommenheit auch eine ſubjective Vollkommenheit, die der Seele nicht anders als angenehm ſeyn kann.

Eine ähnliche Beſchaffenheit hat es mit dem Schmerze (S. 87.). Die Seele nimmt nicht nur die Übel wahr, die dem Körper drohen; ſondern ihre eigenen Empfindungskräfte werden durch viele mißſtimmende Empfindungen auf eine unharmoniſche Weiſe beſchäftigt.

S. 91. Die Möglichkeit möchte wohl geläugnet werden können.

Eigenhändige Notizen von Moſes Mendelsſohn in Stoſch's Synonymen. Frankfurt a. O. bei Braun, 3 Bände. 1770.

(Das Original im Beſitze des Herrn J. Muhr in Berlin.)

gleichgültig, gleichgeltend. Was weder Luſt, noch Unluſt bezeigt, iſt gleichgültig. Zwei Dinge, die einen gleichen Werth haben, ſind gleichgeltend.

glücklich, glückſelig. Beide werden ſowohl ſubjectiv, als objectiv gebraucht. Was durch einen Zufall wohl von ſtatten geht, iſt glücklich; ſo wie auch die Perſon, der alles nach Wunſch ausſchlägt und die ſich im äußerlichen Wohlſtande befindet, glücklich genannt wird. Was unſer inneres Wohl nicht weniger befördert als das äußere, heißt glückſelig, ſo wie die Perſon, welche ſich in dieſem zweifachen Wohlſeyn befindet, glückſelig genannt wird.

beweiſen, erweiſen. Wer Gründe vorträgt, etwas zu behaupten, der beweiſet. Wenn er dadurch ſeinen Satz wirklich wahr macht, ſo erweiſet er.

Gränzen, Schranken. Die äußern Enden der Ausdehnung heißen Gränzen; dasjenige, welches verhindert, daß sie sich nicht weiter erstreckt, heißt Schranken.

Stolz hat auch einen guten Verstand, und bedeutet das Gefühl von unserm eigenen Werthe, welches sowohl richtig als unrichtig seyn kann. Man sagt: ein edler Stolz.

laufen, rennen, jagen. Man läuft bloß mit den Füßen; man rennt aber auch zu Pferde oder mit einem Wagen. Jagen zeigt aber nur die Geschwindigkeit des Pferdes oder des Wagens an.

Wo eine Eintheilung geschieht, ohne daß man sich dabei eine intensive Höhe vorstellt, da wird das Wort Grad gebraucht.

Unwissenheit, ein Mangel der erworbenen Kenntniß.
Unverstand, Unrichtigkeit der Erkenntniß.
Dummheit, Mangel der natürlichen Erkenntniß.

zufrieden, vergnügt. Mais ce n'est que le goût de ce que nous possédons qui puisse nous rendre contents, sagt Girard.

abtragen, niedrig machen, niedrigen, erniedrigen.
a) Ein Berg wird abgetragen, wenn er der Erde gleich gemacht wird; und niedrig gemacht oder geniedrigt, wenn von der Höhe etwas abgenommen wird.
b) Niedrigen in eigentlicher Bedeutung, erniedrigen in metaphorischer. Die Berge niedrigen und den Hochmuth erniedrigen.

Aufmerksamkeit, Achtsamkeit, Bedacht, Bedachtsamkeit. Die Richtung unserer Ideen auf einen Gegenstand, so wie die Fähigkeit dieses zu thun, heißt Aufmerksamkeit. Die Richtung unserer Verstandeskräfte auf einen gewissen Gegenstand: Achtsamkeit, Achtung; jenes habitus, dieses actus.
Der Gebrauch der Überlegung bei den freien Handlungen heißt Bedachtsamkeit. Man hat auch das Wort beachten

in philosophischen Schriften angenommen, und dieses bedeutet das Achtung Geben, oder die Richtung unseres Bewußtseyns auf alle Theile eines Gegenstandes, um keinen derselben aus der Acht zu lassen.

Geschlechte, Geschlechter. Hier sagt Stosch: in diesem Verstande braucht man es uneigentlich von allen Geschöpfen, welche einerlei Ursprung haben und zu einerlei Art gehören; Moses Mendelssohn aber:

die von verschiedener Art sind, aber doch eine wesentliche Ähnlichkeit mit einander haben.

krumm, gebogen. Gebogen hat auch die Bedeutung einer runden oder rundlichen Krümmung, so wie sie durch die Action des Biegens zu entstehen pflegt. Was aber eine eckigte oder geschlängelte Krümmung hat, kann nicht gebogen genannt werden, ist aber doch krumm.

bequem, geschickt, tüchtig. Stosch sagt: diese Worte geben den Begriff von einer solchen Beschaffenheit einer Sache wodurch sie fähig wird, den Zweck ihrer Bestimmung zu erreichen; Moses Mendelssohn dagegen:

wodurch ein gewisser Zweck erreicht werden kann.

Bequem der Figur, Lage und äußeren Umständen nach; Geschickt der innern Fertigkeit nach.

vorschießen, vorstrecken, auslegen. Von vorschießen: Vorschuß, von auslegen: Auslage. Von vorstrecken ist mir kein n. s. bekannt.

Vorschießen scheint den Begriff mit sich zu führen, daß Jemand etwas bezahlt, das er erst nach einiger Zeit schuldig seyn wird.

Stosch sagt: z. B. es reiset Jemand von meinen Freunden auf eine Messe, und ich trage ihm auf, verschiedene Sachen für mich zu kaufen. Da ich aber den Preis nicht weiß, so bitte ich ihn, das Geld vorzuschießen, welches ich ihm bei seiner Rückkunft wiedergeben werde.

Hier setzt M. M.: In diesem Beispiele scheint mir vorstrecken besser.

Stosch sagt: es sind auf einem adligen Gute einige Verbesserungen zu machen; der Edelmann schreibt an seinen Pächter, er solle nur alles in guten Stand setzen lassen und das Geld dazu vorschießen, welches er hernach von seiner Pacht wieder abrechnen kann.

Hier sagt M. M.: hier ist vorschießen richtig, weil es der Pächter hernach abrechnen wird.

Stosch sagt: z. E. wenn ich binnen vier Wochen eine Summe Geldes zu heben hätte, selbiges aber jetzt gleich gebrauche, so könnte ein guter Freund mir solche vorschießen.

Hier sagt M. M.: der Schuldner selbst würde mir das Geld vorschießen, ein anderer Freund aber vorstrecken.

Stosch sagt: oder ich empfehle meinen Sohn, welcher gegenwärtig auf Reisen ist, einem guten Freunde, und bitte ihn, im Falle derselbe Geldes benöthigt seyn sollte, ihm solches vorzuschießen.

Hier sagt M. M.: hier würde ich vorstrecken sagen.

Da von vorstrecken kein n. s. gebräuchlich ist, so wird das n. s. Vorschuß in allen Fällen gebraucht; auch alsdann, wenn es keine künftige Schuld betrifft. In Vorschuß stehen; einen Vorschuß bewilligen, welches ein Darlehn ohne Zinsen andeutet. Beim Auslegen wird das Geld einem Dritten bezahlt, welches aber beim Vorschießen und Vorstrecken nicht nöthig ist.

schmeicheln, liebkosen. Wir schmeicheln einer Person, wenn wir ihr einen größern Werth beilegen, als sie wirklich hat, um sie dadurch zu gewinnen. Wir liebkosen, wenn wir durch Reden, Geberden und Handlungen unsere Liebe zu erkennen geben.

Glied, Gliedmaß. Stosch sagt: diese Wörter bedeuten in dem eigentlichen Verstande einen solchen Theil des Leibes, welcher durch ein Gelenk mit einem andern zusammengefügt.

Hier sagt M. M.: das Gelenk ist unnöthig. Die Nase ist auch ein Glied. Ein jeder Theil des menschlichen Körpers, der sich von dem andern sinnlich unterscheidet, heißt ein Glied. Inseweit dieser Theil eine eigene Function hat, heißt er Gliedmaß. Die Gliedmaßen der Sinne; membrum, organum.

Stosch sagt: wir brauchen diese Worte nur von den äußern Theilen des Leibes. Die innerlichen wird man nicht innerliche Glieder, sondern Theile nennen.

Hier sagt M. M.: weil sie nicht als besondere Theile in die Sinne fallen.

Stosch sagt: man sagt: ein Glied am Finger, aber nicht ein Gliedmaß am Finger.

Hier sagt M. M.: weil der Theil eines Fingers keine ihm eigene Verrichtung hat.

Stosch: Glied im uneigentlichen Verstande: für einen Theil einer Gesellschaft oder Gemeinde.

M. M.: vermuthlich aus der Erdichtung, nach welcher man eine jede Gesellschaft als eine Person betrachtet.

säumen, zaudern. Wer ein Geschäft nicht sogleich vornimmt, der säumt. Wer in Verrichtung desselben langsam ist, der zaudert.

schief, schräge, zwerch. Schief fällt eine Linie auf die andere, wenn sie mit ihr Winkel macht, die sich einander nicht gleich sind. Die Enden dieser Linie liegen sich einander schräge gegen über. Was aber nicht gerade ist, nennt man krumm (s. krumm, gebogen). Wenn die Linie die andere durchschneidet, so sind die Winkel rechte oder schiefe. In dem vorstehenden Falle geht sie in die Quere, in dem andern aber zwerch.

Stosch sagt: uneigentlich sagt man: es steht schief mit dieser Sache.

M. M. sagt: sehr eigentlich: sie nahet sich dem Falle und ist nicht mehr aufzuhalten.

Stosch sagt: man sagt nicht: eine Zwarchflöte, sondern: eine Querflöte; nicht: zwarch über das Feld reiten, sondern: quer über das Feld reiten.

M. M. sagt: dieser anscheinende Eigensinn der Sprache läßt sich nach obiger Erklärung rechtfertigen.

---

abändern, verändern. Eine Sache, die andere Bestimmungen erhält, wird geändert, und wenn dieses die wesentliche Bestimmung betrifft, verändert. Die Veränderung der Zufälligkeiten ist eine Abänderung der Sache; z. E.:

Cajus hat seinen Plan verändert, da er ihn doch nur nach den Umständen hätte abändern dürfen.

Ordnung, Unterordnung. Die Glieder einer einfachen Ordnung sind nach einer einzigen Regel geordnet. Die Glieder einer zusammengesetzten Ordnung sind einfache Ordnungen, die dem Ganzen untergeordnet sind.

Ordnung und Anordnung — wie Zahl und Anzahl.

schonen, verschonen. Einem Dinge das Widrige nicht zukommen lassen, das ihm zugedacht war, heißt verschonen; nicht in dem Grade zukommen lassen, schonen.

reden, sagen, sprechen. Wer seine Gedanken durch Worte zu verstehen giebt, der redet. Insoweit diese Gedanken von einer bestimmten Beschaffenheit sind, sagt man dieses oder jenes. Insoweit man aber auf eine bestimmte Weise sich ausdrückt, so spricht man. Z. E. Er redete von der Freundschaft, und sagte, daß sie das höchste Gut zu nennen sei. „Denn", sprach er, „ohne diese Tugend" u. s. w. — Ich sprach zu ihm: rede mit mir, wie du denkst; sage die Wahrheit, und sprich, wie es dir um's Herz ist.

Mit Jemanden reden, mit Jemanden sprechen, Jemanden sprechen.

Stammbuchs-Inschrift.

(aus Wilh. Dorow's „Facsimile von Handschriften berühmter Männer und Frauen". Heft 3. Berl. 1837. No. 11.)

Lehrsprüche der Rabbiner.

Wer ist reich?	der Zufriedene.
Wer ist tapfer?	der seine Begierden zwingt.
Wer ist weise?	der gute Lehren von Jedem annimmt.
Wer ist ehrwürdig?	der Andere ehrt.

Berlin, 26 Oct. 1771.

Zum Andenken schrieb's
Moses Mendelssohn.

Stosch sagt: wir brauchen diese Worte nur von den äußern Theilen des Leibes. Die innerlichen wird man nicht innerliche Glieder, sondern Theile nennen.

Hier sagt M. M.: weil sie nicht als besondere Theile in die Sinne fallen.

Stosch sagt: man sagt: ein Glied am Finger, aber nicht ein Gliedmaß am Finger.

Hier sagt M. M: weil der Theil eines Fingers keine ihm eigene Verrichtung hat.

Stosch: Glied im uneigentlichen Verstande: für einen Theil einer Gesellschaft oder Gemeinde.

M. M.: vermuthlich aus der Erdichtung, nach welcher man eine jede Gesellschaft als eine Person betrachtet.

säumen, zaudern. Wer ein Geschäft nicht sogleich vornimmt, der säumt. Wer in Verrichtung desselben langsam ist, der zaudert.

schief, schräge, zwerch. Schief fällt eine Linie auf die andere, wenn sie mit ihr Winkel macht, die sich einander nicht gleich sind. Die Enden dieser Linie liegen sich einander schräge gegen über. Was aber nicht gerade ist, nennt man krumm (s. krumm, gebogen). Wenn die Linie die andere durchschneidet, so sind die Winkel rechte oder schiefe. In dem vorstehenden Falle geht sie in die Quere, in dem andern aber zwerch.

Stosch sagt: uneigentlich sagt man: es steht schief mit dieser Sache.

M. M. sagt: sehr eigentlich: sie nahet sich dem Falle und ist nicht mehr aufzuhalten.

Stosch sagt: man sagt nicht: eine Zwarchflöte, sondern: eine Querflöte; nicht: zwarch über das Feld reiten, sondern: quer über das Feld reiten.

M. M. sagt: dieser anscheinende Eigensinn der Sprache läßt sich nach obiger Erklärung rechtfertigen.

---

abändern, verändern. Eine Sache, die andere Bestimmungen erhält, wird geändert, und wenn dieses die wesentliche Bestimmung betrifft, verändert. Die Veränderung der Zufälligkeiten ist eine Abänderung der Sache; z. E.:

Cajus hat seinen Plan verändert, da er ihn doch nur nach den Umständen hätte abändern dürfen.

Ordnung, Unterordnung. Die Glieder einer einfachen Ordnung sind nach einer einzigen Regel geordnet. Die Glieder einer zusammengesetzten Ordnung sind einfache Ordnungen, die dem Ganzen untergeordnet sind.

Ordnung und Anordnung — wie Zahl und Anzahl.

schonen, verschonen. Einem Dinge das Widrige nicht zukommen lassen, das ihm zugedacht war, heißt verschonen; nicht in dem Grade zukommen lassen, schonen.

reden, sagen, sprechen. Wer seine Gedanken durch Worte zu verstehen giebt, der redet. Insoweit diese Gedanken von einer bestimmten Beschaffenheit sind, sagt man dieses oder jenes. Insoweit man aber auf eine bestimmte Weise sich ausdrückt, so spricht man. Z. E. Er redete von der Freundschaft, und sagte, daß sie das höchste Gut zu nennen sei. „Denn", sprach er, „ohne diese Tugend" u. s. w. — Ich sprach zu ihm: rede mit mir, wie du denkst; sage die Wahrheit, und sprich, wie es dir um's Herz ist.

Mit Jemanden reden, mit Jemanden sprechen, Jemanden sprechen.

Stammbuchs-Inschrift.

(aus Wilh. Dorow's „Facsimile von Handschriften berühmter Männer und Frauen". Heft 3. Berl. 1837. No. 11.)

Lehrsprüche der Rabbiner.

Wer ist reich?	der Zufriedene.
Wer ist tapfer?	der seine Begierden zwingt.
Wer ist weise?	der gute Lehren von Jedem annimmt.
Wer ist ehrwürdig?	der Andere ehrt.

Berlin, 26 Oct. 1771.

Zum Andenken schrieb's
Moses Mendelssohn.

In Brockmann's Stammbuch.

Er ſtrebt auf der Bühne, ſo wie im Leben, Jedwedem,
Begnügt ſich aber, dort Wenigen, hier Einem zu gefallen.

Lettre sur la sculpture. A Mons. Théodore de Smeth. Amsterdam 1769.

(März 1776.)

Der Verfaſſer nennt ſich Hemsterhuys le fils. — Die Schönheit, ſagt er mit Recht, beſteht in einem Maximo der Ideen, in einem Minimo der Zeit; nur iſt das Maximum der Ideen richtig zu erklären. Es iſt nämlich nicht nur extensive (die Menge der Begriffe), ſondern auch intensive (die Klarheit, Wirkſamkeit u. ſ. w.) zu verſtehen. Das Maximum der Ideen entſpricht der Mannigfaltigkeit, und das Minimum der Zeit der Einheit. Dieſes Minimum geht auch nicht nur auf die Zeit, ſondern auch auf die Kraft der Anſtrengung. Man kann aber nicht ſagen, die Schönheit verhalte ſich direct wie die Quantität der Ideen, und indirect wie die Zeit. Denn wenn auch $q : Q = T : t$, ſo kann doch die Schönheit $qt >$ oder $<$ als QT ſeyn. Richtiger: die Schönheit verhält ſich wie die Quantität der Begriffe in einer gegebenen Zeit.

Auch die Bemerkung iſt richtig, daß in der Bildhauerkunſt mehr Einheit (Minimum der Zeit), in der Malerei mehr Mannigfaltigkeit herrſchen müſſe; daher in der Bildhauerkunſt weniger Handlung, mehr Ruhe, auch weniger Compoſition ſtatt findet. Dieſe Bemerkung hat Nicolai ſehr oft gegen Leſſing's Laokoon zu behaupten geſucht.

Herr Hemſterhuys ſucht den Grund davon in der Koſtbarkeit der zur Bildhauerkunſt brauchbaren Materien, als des Marmors, des Geldes u. dgl. — Dieſen Grund finde ich ſonderbar.

Die Malerei iſt beſtimmt, aus einem einzigen Punkte des Raumes angeſehen zu werden. Sie drückt daher auch von dem Tranſitoriſchen nur einen Augenblick der Zeit aus; und der

hin, die objectivischen Eigenschaften mit unsern Begriffen von Güte, Ordnung und Schönheit übereinstimmend zu machen. Dieses Object ist je zuweilen in uns selbst, wenn wir uns bemühen, unsre Gedanken und Empfindnisse selbst nach der Regel der Güte, Schönheit u. s. w. abzuändern.

Daher in dem Menschen die sich entgegengesetzt scheinenden Neigungen zur Wahrheit und zur Erdichtung; zur Wahrheit, so oft das Erkenntnißvermögen beschäftigt werden soll; zur Erdichtung hingegen, so oft wir nur die Absicht haben, unser Empfindnißvermögen in Übung zu erhalten. — In dem ersten Falle ist es uns gleich viel, was die Objecte für Prädicate haben, wenn wir sie nur so und nicht anders erkennen, als sie wirklich sind — Mathematik, Naturgeschichte. In dem letztern Falle hingegen ist es uns nicht so viel um unser Wissen und Erkennen, als um die objectivische Beschaffenheit der Sache zu thun, die wir uns bemühen nach unserm Begriffe von Ordnung, Schönheit und Vollkommenheit einzurichten. Nicht das Wahre, sondern das Gute ist alsdann unser Ziel. — Bei allen Angelegenheiten des Herzens gehen unsre Wünsche und Bestrebungen auf die Beschaffenheit der Objecte, nicht auf unsere Vorstellungen. Wir wünschen, unsre Freunde sollen glücklich seyn, nicht bloß um ihr Unglück nicht zu wissen, sondern um solches abzuwenden.

Bei Untersuchung der Wahrheit müssen wir kein anderes Interesse haben, als für die Wahrheit. Sobald die Neigungen mit in das Spiel kommen, und uns für den einen oder den andern Theil interessiren, so suchen wir nicht unsre Begriffe nach den Sachen, sondern, wo möglich, die Sachen nach unsern Neigungen zu bequemen; d. h. wir lassen das Empfindungsvermögen mitwirken, da das Erkenntnißvermögen ganz allein und unvermischt wirken sollte.

Wer bei der Vorstellung des Schönen allzu sehr auf das Wahre sieht, begeht ebenfalls den Fehler, daß er sein Erkenntnißvermögen wirken läßt, wo bloß das Empfindungsvermögen wirken sollte; und macht sich dadurch aller Täuschung unfähig.

Jedes Empfindniß ist mit einem Begehren verbunden, die Eigenschaften des Objects mit unsern Begriffen in Harmonie zu setzen. Dieses Begehren ist das Element des Bestrebens. Das Moment seiner Wirksamkeit steht im zusammengesetzten

Verhältniſſe ſeiner 1) erkannten Güte (nach ihrer Extenſion und Intenſion) 2) Möglichkeit (innern und äußern) 3) Schwierigkeit.

Dasjenige Moment, welches in dieſem Augenblicke das größte iſt, geht aus der gleichſam todten Kraft des Begehrens in die lebendige Kraft der Thätigkeit über, die entweder bloß innerlich iſt, d. i. wenn bloß die Achtſamkeit und das Augenmerk der Seele regiert wird; oder äußerlich, wenn Gliedmaßen bewegt werden, nachdem ihr Ziel iſt, Gedanken oder Dinge abzuändern.

Das Wünſchen geht auch auf das Unmögliche. Wir wünſchen fliegen zu können, Beherrſcher des ganzen Erdbodens zu ſeyn, niemals zu ſterben, an verſchiedenen Orten zugleich ſeyn zu können, u. dgl. — Aber ein ſolcher Wunſch wird in der Seele eines vernünftigen Menſchen niemals ein Maximum, und erzeugt keine Thätigkeit. Ein Glied des erwähnten Verhältniſſes iſt auch die Möglichkeit, die Beſchaffenheit der Objecte nach unſerm Empfindniſſe abändern zu können. Wo dieſe = o wird, da iſt auch das Moment ſelbſt = o, und es bleibt bei der todten Kraft des Wunſches.

Über einen ſchriftlichen Aufſatz des Herrn de Luc, die Immaterialität der Seele betreffend. Eingeſandt von Zimmermann.

(Mai 1778.)

Malebranche, ſagt ein franzöſiſcher Schriftſteller, hat mit der glänzendſten Einbildungskraft von der Welt wider die Einbildungskraft declamirt. Herr de Luc eifert wider die Subtiligkeit der Metaphyſiker mit den ſubtilſten metaphyſiſchen Gründen. Ich halte dafür, daß keine Weiſe, die Wahrheit zu unterſuchen, völlig zu verwerfen ſei. Jede Methode hat ihre Vortheile, zeigt die Wahrheit in einem andern Lichte; und ſie muß in jedem Lichte ſich als Wahrheit zeigen; denn darin unterſcheidet ſie ſich eigentlich vom Scheine, der nur aus Einem Geſichtspunkte betrachtet werden will.

Und im Grunde bedient ſich Hr. de Luc derſelben Gründe, deren ſich verſchiedene Metaphyſiker wider die Materialität der Seele zu bedienen pflegen. Er findet, daß das Bewußtſeyn,

ffe der Ausdehnung und Bewegung das Denken oder Be-
eyn (beim Carteſius gleichbedeutende Wörter) nicht enthalten
nd ſchloß daraus, daß dieſes Eigenſchaften eines nicht aus-
nten Weſens ſeyn müßten.

Die Dunkelheit, die Einige in den Vorderſätzen des Carteſius
gefunden, hat Hr. de Luc, wie mich dünkt, nicht nur un-
hellt gelaſſen, ſondern noch vermehrt. Nach ſeinen Grund-
gehört auch die Bewegung, die Elaſticität, die Schwere
zu den Proprietäten der Materie. Dieſes kann im Grunde
geläugnet werden. Allein nunmehr werden die Materialiſten
nden, mit dem Bewußtſeyn verhalte es ſich wie mit der
gung, Schwere u. ſ. w. — Es iſt eben ſo wenig als
eine Eigenſchaft der Materie; und gleichwohl iſt es die
ie, welche ſich bewußt iſt, ſo wie die Materie ſich bewegt,
h werden kann u. ſ. w. — Hr. de Luc hat alſo noch zu zeigen,
as Bewußtſeyn hierin von der Bewegung verſchieden ſei.

Nun will ſich zwar Hr. de Luc in die Unterſuchung, ob
eele materiell oder immateriell ſei, nicht einlaſſen, und das
ufhören der Seele unmittelbar aus der Bemerkung, daß
Bewußtſeyn, die Empfindung der Seele mit den Erſcheinun-
er Materie in keiner nothwendigen Verbindung ſtehe, zu
wagen. Allein ich muß geſtehen, daß mir dieſe Behaup-
nicht recht einleuchten will. Die gemeine Erfahrung ſcheint
hr dieſe Verbindung außer Zweifel zu ſetzen; und man iſt
t, dem bon-sens zufolge, jede Empfindung, jedes Bewußt-
ohne alle phyſiſche Veränderung, für ein Unding zu halten.

niſch zu philoſophiren, entſtanden ſei. — Die erſte Beſtimmung dieſer Methode iſt, Qualitäten durch Qualitäten zu erklären. In Anſehung der ſogenannten qualitatum primariarum (Ausdehnung und Bewegung) geſchieht dieß 1) durch Auflöſung zuſammengeſetzter Erſcheinungen in einfache, 2) durch Reduction der beſonderen und einzelnen Erſcheinungen auf allgemeine. Dieſe letztere Weiſe giebt ſchon eine minder vollſtändige Erklärung, iſt doch aber nicht ganz zu verwerfen, wie Hr. de Luc ſehr wohl erinnert.

Die qualitates secundarias (Licht, Schall, Geruch, Geſchmack, Gefühl) ſucht man auf die primarias zu reduciren, d. h. in Veränderungen der Ausdehnung und Bewegung aufzulöſen. Dies iſt ein treffliches Hülfsmittel im Denken, ſo oft wir die mathesin jener Qualitäten entdecken, d. i. ihre intenſive, extenſive und protenſive Stärke, Geſchwindigkeit, Richtung u. ſ. w. ausmeſſen wollen. Eigentliche Erklärung aber kann dieſe Methode ſchwerlich geben. Das hieße das Licht mit den Händen greifen oder den Schall ſehen wollen.

Selbſt nach der Hypotheſe einiger Weltweiſen, die bloß Ausdehnung und Bewegung für objective attributa erklären, die secundarias aber für phaenomena, d. i. für ſubjective modificationes dieſer attributorum halten, — ſelbſt nach dieſer Vorausſetzung, ſage ich, läßt ſich durch die letztberührte Reduction nur das Objective in den ſinnlichen Vorſtellungen, nicht aber das Subjective derſelben erklären. Durch alle objective Verſetzung der Ausdehnung und Bewegung kann man nicht hoffen, die ſubjectiven modificationes zu erklären, wodurch die ſinnlichen Vorſtellungen derſelben zu Empfindungen des Lichts, Schalls, Geſchmacks u. ſ. w. werden.

Nun gehen die Lehrer der Vibration offenbar noch viel weiter. Nicht nur das Subjective in den ſinnlichen Vorſtellungen, ſondern ſogar die Operationen der Seele ſelbſt wollen ſie durch Ausdehnung und Bewegung erklären. Dieſes heißt, wie ich glaube, nicht allein den Schall und Geruch, ſondern die Operationen der Seele ſelbſt ſehen und betaſten wollen.

Verſetzt die Theile der Materie ſo oft und ſo vielfältig ihr wollt, ihr werdet dadurch das Sichtbare und Fühlbare in mancherlei Formen bringen, aber niemals in das Sehende und Fühlende verwandeln.

Alle Theorien von Schwingungen und Bewegungen der Fasern im Gehirne führen höchstens auf Wahrscheinlichkeit, die Veränderungen im Sichtbaren der Organe zu bestimmen, von welchen gewisse Veränderungen des denkenden Wesens begleitet werden. Sie werden aber nie die objectiven Veränderungen des Sichtbaren in subjective Veränderungen des Sehenden verwandeln.

Wahrheit, Schein.

(Nov. 1781.)

Heraklit behauptete, daß wir alle nur so lange, als wir wachen, eine einzige gemeinschaftliche Welt hätten, und daß ein Jeder im Schlaf und Traum gleichsam in seiner eignen Welt verkehre (Plut. VI. 634. Reiske); ferner, daß nur das wahr sei, was mit der allgemeinen Vernunft, und worin alle Menschen übereinstimmten, und das falsch, was nur dem Verstande einzelner Menschen wahr scheine.

Dieß kömmt mit meinen Begriffen so ziemlich überein. Jede Erkenntniß, insoweit sie in der positiven Kraft der Seele gegründet ist, heißt Wahrheit. Das Gegentheil davon ist unwahr. Eine Unwahrheit, die wir für wahr halten, ist ein Irrthum; wenn der Grund dieses Dafürhaltens in der Beschaffenheit der Sinne zu finden ist, ein Schein.

Wahrheit hat einen objectiven Grund, Schein einen bloß subjectiven. — Die Wahrheit würde jedes denkende Wesen eben so finden, wenn es nicht durch seine Einschränkung verhindert wird. Der Schein wird einer anders modificirten Sinneskraft anders vorkommen. — Sinnliche Erkenntniß hat subjective den höchsten Grad der Gewißheit und Evidenz.

Objective beruht ihre Gewißheit bloß auf Harmonie. Wenn alle Menschen mit verschiedenen Sinnen, zu verschiedenen Zeiten, durch verschiedene Mittel u. s. w. eben dasselbe wahrnehmen; so ist der Grund zuvörderst nicht bloß individuell, nicht bloß local oder temporal, sondern wenigstens in dem gegründet, was die Menschen unter allen diesen gemeinschaftlichen Umständen gemein haben; also entweder in der positiven Denk- und Vorstellungskraft

(alſo Wahrheit), oder wenigſtens in der allgemeinen Einſchränkung der menſchlichen Seele.

Daher die Wunder, ſo gern ſie gegaubt werden, doch von Seiten ihrer objectiven Wahrheit ſo vielen Schwierigkeiten ausgeſetzt ſeyn müſſen. Die objective Gewißheit ſinnlicher Gegenſtände und Thatſachen beruht auf Harmonie; und der Wundererzähler ſetzt voraus, daß ſeine Geſchichte nicht durch Harmonie beſtätigt werden könne.

Was Heraklit eines Jeden eigene Welt nennt, iſt die bloß ſubjective oder gar individuelle Ideenverbindung, die im Traume prädominirt. Heraklit (Meiners Geſchichte der Wiſſenſchaften S. 627.) war der Meinung, daß die feurigen Dünſte, die aus der Erde heraufſteigen, ſich in gewiſſen ausgehöhlten Gefäßen oder Trichtern ſammelten, und daß aus dieſen Klumpen feuriger Dünſte die Sterne entſtänden. Sonnen- und Mondfinſterniſſe erklärte er aus den Umdrehungen der Gefäße, in welchen ihr Licht eingeſchloſſen ſei, oder aus den Abwendungen der offenen Seiten der Sonnen- und Mond-Trichter. Ich muß hier einer Mißdeutung der Meinung des Heraklit begegnen. Er ſoll ſich poetiſch und bilderreich ausgedrückt haben. Vielleicht hat er den Schattenkegel des Mondes, den er der Erde während der Finſterniß zukehrt, in ſeiner bildlichen Sprache einen Trichter genannt. Es kömmt alſo darauf an, ob man authentiſche Zeugniſſe hat, daß er auch der Sonne einen ſolchen Trichter zugeſchrieben. — Nach Brucker hat ſchon Jacob Thomaſius (in Diss. de loco animae post mortem et scaph. lunae c. V. §. 10. T. I. hist. sap. et stult. 3.) dafür gehalten, daß dieß ein allegoriſcher Ausdruck des Heraklit geweſen, quod tamen vix videtur verosimile.

Von vollkommenen und unvollkommenen Rechten und Pflichten.

(November 1781.)

Die Erlaubniß (das ſittliche Vermögen), ſich eines Dinges als Mittels zu ſeiner Glückſeligkeit zu bedienen, heißt ein Recht.

Die Schuldigkeit (sittliche Nothwendigkeit), etwas zu thun oder zu unterlassen, heißt *Pflicht*.

Jeder *Pflicht* entspricht ein *Recht*.

Beide, sowohl Pflicht als Recht, lassen sich durch allgemeine Sätze ausdrücken, unter welchen die vorkommenden Fälle subsumirt werden müssen.

Die Bedingung des Subjects, unter welcher das Recht oder die ihm entsprechende Pflicht prädicirt werden kann, hängt zuweilen bloß von dem Rechthaber, zuweilen aber mit von dem Wissen und Gutfinden des Pflichtträgers ab. — In dem ersten Falle wird das Recht ein *vollkommenes Recht*, und die ihm entsprechende Pflicht eine *vollkommene Pflicht* genannt. Im zweiten Falle aber sind beide *unvollkommen* zu nennen. Z. B. jeder Arme hat ein vollkommenes Recht zu betteln. Denn die Bedingung des Subjects, unter welcher dieses erlaubt oder gar nothwendig ist, hängt von dem Wissen und Gewissen des Rechthabers allein ab. Er kann aber Niemand zwingen, ihm Almosen zu geben. Denn die Pflicht, Andern mitzutheilen, setzt in der Anwendung Bedingungen voraus, die zum Theil auf Umständen, welche dem Pflichtträger allein bekannt sind, zum Theil aber auch, der Natur der Sache gemäß, auf seiner Willkühr beruhen müssen.

Da der Mensch verbunden ist, nicht das bloß Gute, sondern allezeit das Beste zu thun, die Kenntniß dessen aber, so in dem Zeitpunkte für jede handelnde Person das Beste ist, von Umständen abhängt, die der handelnden Person allein bekannt und bestimmbar seyn können; so giebt es von Natur keine *positiven Zwangspflichten*, keine *vollkommene Pflicht, etwas zu thun*; und alle *Zwangspflichten* sind bloß *negative Pflichten*, Pflichten zu *unterlassen*. Neminem laede! — Die positiven Pflichten und Rechte im Stande der Natur sind bloß unvollkommen.

Durch pacta können wir das Recht, die näheren Bestimmungen hinzuzuthun, auf den Rechthaber übertragen, und dadurch *unvollkommene* Rechte und Pflichten in *vollkommene* verwandeln. Denn nunmehr ist dieses Recht das Eigenthum eines Andern geworden, das ich ihm nicht wieder entziehen kann, ohne eine Unterlassungspflicht (neminem laede) zu übertreten; die Unterlassungspflichten aber sind auch im Stande der Natur vollkommen. Das einzige Gesetz: pactum est servandum

ist im Stande der Natur vollkommen verbindlich, weil es im Grunde nur ein anderer Ausdruck ist für den negativen Satz: ne agas contra jus alius, oder neminem laede.

Ich bin verbunden, meine Kräfte zum Nutzen und Vergnügen der Menschen anzuwenden. Wie aber und wozu ich diese Kräfte anwenden will, auch welchen bestimmten Menschen sie zum Nutzen und Vergnügen dienen sollen; diese näheren Bestimmungen hangen im Stande der Natur bloß von mir selbst, zum Theil von der mir allein möglichen Kenntniß gewisser Umstände, zum Theil auch von meiner Willkühr, von meinem Gutfinden ab. Habe ich mich aber gegen Jemanden durch ein pactum verbindlich gemacht, d. h. habe ich ihm einmal das Recht abgetreten, diese näheren Umstände, das Wem, Wie und Wenn nach seiner Willkühr zu bestimmen; so hört meine Concurrenz zur Festsetzung der Bedingung des Satzes auf, und die Pflicht wird vollkommen.

Der Stand der Natur ist derjenige Zustand des Menschen, in welchem alle seine positiven Pflichten gegen Andere bloß unvollkommene Pflichten sind.

Durch die bürgerlichen Gesetze wird ein großer Theil der unvollkommenen, positiven Pflichten in vollkommene, Liebespflichten in Zwangspflichten verwandelt.

Wenn auch die Gesetze keine Strafen und Belohnungen mit den Handlungen verbinden, so sind sie dennoch zur menschlichen Glückseligkeit unentbehrlich, weil diese mit dem Mangel aller positiven Zwangspflichten nicht bestehen kann.

Es ist aber nicht gut, alle Liebespflichten in Zwangspflichten zu verwandeln, damit die Menschen im gesellschaftlichen Leben Gelegenheit finden mögen, sich im Wohlthun und Erzeigung der Liebesdienste zu üben. Wo der Staat mir durch ein Gesetz Almosen abfordert und vertheilt, da finde ich keine Gelegenheit, meine Theilnehmung und mein Erbarmen werkthätig zu üben; und wenn sogar die Werke der Großmuth, der Erkenntlichkeit, der Freundschaft u. s. w. durch Gesetze bestimmt seyn sollen, da verlieren alle diese Tugenden ihren Werth.

Jede positive Zwangspflicht setzt ein abgetretenes Recht voraus. Ein Recht, das soll abgetreten werden können, muß beweglich seyn; daher Niemand vollkommen verpflichtet seyn kann, z. B. für das Vaterland zu sterben; denn kein

pactum kann diese unvollkommene Verbindlichkeit in eine vollkommene verwandeln.

Modus conjunctivus.

Zuweilen macht ein ganzer Nebensatz einen Theil des Hauptsatzes aus, und ist entweder ein Hauptheil oder ein Nebentheil desselben. In beiden Fällen kann es nöthig seyn, in dem Nebensatze die Person zu bestimmen, oder nicht.

Der Infinitiv ist declinabel und zeigt durch seinen Casum das Verhältniß an, in welchem er mit dem übrigen Theile des Haupsatzes steht; z. B. der Nebensatz ist Subject: die Jugend an Arbeit nnd Unterwürfigkeit gewöhnen, ist eine Bemühung, deren u. s. w.; Prädicat: die Tugendhaften lieben ist selbst tugendhaft seyn; das Object — in Fällen, wo die Handlung des Nebensatzes der Gegenstand des Haupt-Prädicats seyn kann; als will, kann, mag, darf, muß — הצדדים —; der Infinitiv des Nebensatzes steht hier im Accusativ. Siehe Meiners philosophische Sprachlehre, der diese Regel nicht eingesehen. Dativ und Ablativ: von rechtschaffen denken bis zum rechtschaffen handeln; begierig alles zu wissen, Ruhm zu erlangen. Genitiv: des langen Nachforschens müde; des Bücherschreibens ist kein Ende.

Die andern Modi zeigen ihre Abhängigkeit von dem Theile des Hauptsatzes durch die Conjunction ut, quod, daß etc. an; und einige Sprachen geben zu mehrerer Deutlichkeit auch dem Verbo eine andere Gestalt, welche daher modus conjunctivus genannt wird. Der modus conjunctivus ist also nichts anders, als die Form, die das Zeitwort annimmt, wenn der Satz, in welchem es Prädicat ist, einen Nebentheil des Hauptsatzes ausmachen und dabei die Person andeuten soll.

Der Infinitiv kann nur in dem Nebensatze, niemals aber im Hauptsatze vorkommen. Im Hauptsatze muß das Subject bestimmt seyn.

Über die Freiheit, seine Meinung zu sagen. *)

(Den 23 Mai 1784.)

Wenn die Frage von der Freiheit, seine Meinung zu sagen, bei einer Nation öfters vorkömmt und öffentlich untersucht werden darf, so ist dieß kein zweideutiger Beweis, daß diese Nation entweder schon aufgeklärt sei, oder im Begriff stehe es nächstens zu werden. Die Untersuchung selbst setzt den Gebrauch der Freiheit schon voraus; und die Streitigkeiten, die darüber geführt werden, die Urtheile dawider sowohl, als die Urtheile dafür, sobald sie nur mit Gründen abgefaßt sind, — geben dem Triebe zum Nachdenken, der uns beiwohnt, einen solchen Sporn, dem ihr umsonst nachher durch Gründe zu widerstehen sucht. Wenn die Freiheit des Menschen, seine Meinung zu sagen, eingeschränkt werden soll, so muß die eiserne Macht es thun, nicht die Vernunft.

Ich habe aus ähnlichen Gründen die Frage über die Volksvorurtheile jederzeit für einen unschicklichen Gegenstand der öffentlichen Untersuchung gehalten. Wer nur auf diese Frage öffentlich zu antworten wagt, der räumt eben dadurch ein, daß es nicht erlaubt sei, das Volk zu hintergehen. Behauptet er, es sei erlaubt dieses zu thun, so handelt er seinem eigenen Grundsatz zuwider. Wenn dem Volke irgend etwas verschwiegen werden soll, so muß ihm vor allen Dingen das Geheimniß nicht entdeckt werden, daß man die Absicht habe, dieses zu thun. Wer mich durch Unwahrheit hintergehen will, der muß dieses Vorhaben am meisten zu verbergen suchen; und man findet in der That, daß Niemand so sehr mit seiner Wahrheitsliebe prahlt und sie im Munde führt, als der Lügner, der sein Handwerk versteht. Wie hat also Jemand in einer durch den Druck bekannt gemachten Schrift behaupten können: es sei erlaubt, das Volk durch falsche Vorurtheile zu leiten?

Dergleichen Untersuchungen gehören bloß für das Closet, für geschlossene Gesellschaften, wie die unsrige, wo der aufklä-

*) Dieser und die folgenden fünf Aufsätze scheinen für eine litterarische Gesellschaft (die philomathische) bestimmt gewesen zu seyn.
Anmerk. des Herausgebers.

rende Theil der Nation unter sich in Freundschaft und gegenseitigem Zutrauen ihre Meinungen vorbringen und die Schranken verabreden können, innerhalb welcher dasjenige bleiben muß, was man verschweigen zu müssen glaubt. Sollte die Gesellschaft jemals den Entschluß fassen, ihre Mémoires drucken zu lassen, so wären es Untersuchungen dieser Art, die am ersten ausgenommen werden müßten. Sollte es nicht aus eben diesem Grunde unschicklich seyn, Censurgesetze, sie mögen so gelinde oder so strenge seyn, als man will, öffentlich bekannt zu machen?

Censurgesetze überhaupt setzen voraus, daß es nicht erlaubt sei, alles öffentlich zu sagen, was man im Herzen für wahr hält; daß also manches wahr sei, was aus Absichten verschwiegen werden müsse. Ist aber dieses, so muß kein Geheimniß heiliger seyn, als eben diese nothwendige Duldung der Unwahrheit und des Vorurtheils; und die Gesetze selbst unterstehen sich, dieses Geheimniß zu divulgiren?

Auf den Alpen soll es zwischen den Schneegebirgen eine Gegend geben, wo die Reisenden gewarnt werden, keinen Laut von sich zu geben, weil sie dadurch in die größte Gefahr kommen, die großen Schneemassen zu erschüttern und über sich herstürzen zu machen. Gesetzt, der Führer, der sie begleitet, riefe ihnen unaufhörlich auf dem Wege diese Warnung mit lauter Stimme zu; würde er nicht ungereimt und seinem eigenen Verbot zuwider handeln? Auf solche Weise würden bloß die Censurgesetze, welche die Form angehen, öffentlich bekannt gemacht, und von der Inconsequenz frei bleiben können, weil hier der gerügte Einwurf nicht statt findet. Censurgesetze aber, welche die Materie der Schriften angehen, und bei Materien von gewisser Art die Freiheit, darüber seine Meinung zu sagen, einschränken sollen, müßten so geheim als möglich gehalten werden.

Was die vorliegende Untersuchung selbst betrifft, bin ich sehr der Meinung des Hrn. Assistenz-Raths Klein, daß der Verfasser der Abhandlung den Grundsätzen und Meinungen eine gar zu geringe Gewalt auf die Neigungen und Handlungen der Menschen zuzuschreiben scheine. Wenn Resultate von Erfahrungen und Beobachtungen, wie er selbst anführt, die höchste Evidenz mit sich führen, so ist der mächtige Einfluß auf Meinungen und Handlungen, den er zu bestreiten sucht, über allen Zweifel hinweg; nur daß mir das Gleichniß, dessen sich Hr. Klein am Ende seiner Anmerkung bedient, nicht völlig passend zu seyn

ſcheint. Der ſich in Wein betrinkt, ſchadet unmittelbar nur ſich. Dem Schaden, den er Andern zu thun im trunkenen Muthe aufgelegt iſt, kann auf andere Weiſe, als durch das Verbot des Weins, ſchicklicher vorgebeugt werden. Wer aber eine ſchädliche Meinung öffentlich vorträgt, der ſchadet Andern unmittelbar und geradezu; daher ihm gar wohl die Geſetze zuvorkommen und Einhalt thun können.

Wenn die alten Skeptiker ihre Meinung vortrugen, daß alles dem Zweifel unterworfen ſei, ſo pflegten ſie aus Vorſicht hinzuzuthun: und auch dieſer Satz, daß alles ungewiß ſei, iſt ſelbſt noch ungewiß.

So wünſchte ich Hrn. Prof. Selle's Erklärung zu wiſſen, ob er den Satz ſelbſt: daß es keinen reinen Vernunftbegriff gebe, nicht für einen Vernunftbegriff halte? Oder ſchließt er ihn deswegen von reinen Vernunftbegriffen aus, weil er mathematiſch demonſtrirt werden kann, und alſo identiſch iſt?

Wenn alle mathematiſch erweislichen Sätze, als identiſch betrachtet, nicht als reine Vernunftbegriffe gelten ſollen, ſo bleiben freilich keine andere Sätze zurück, als ſolche, die ſich ganz oder zum Theil auf Erfahrung gründen; und der Satz: es giebt keine reine Vernunftbegriffe, inſoweit Hr. Prof. Selle eigentlich Vernunftſätze darunter verſteht, iſt im Grunde ſelbſt identiſch, und will nur ſo viel ſagen: alle Wahrheiten ſind entweder mathematiſch erweislich, alſo auf identiſche Sätze zu reduciren, oder gründen ſich auf Erfahrung, oder ſind aus beiden Arten zuſammengeſetzt. Ich denke nicht, daß Jemand wider dieſe Behauptung etwas einzuwenden haben kann, er möchte mit der Art und Weiſe, wie ſich Hr. Selle über den Satz des * * ausdrückt, zufrieden oder nicht zufrieden ſeyn.

Verſchiedene Einwürfe des Hrn. Zöllner beruhen, wie mich dünkt, auf einem bloßen Wortſtreite. Er nimmt z. B. die Worte Syntheſis und Analyſis in einer andern Bedeutung als Hr. Selle, und führt die Mathematik zum Beweiſe an, daß es von der Erfahrung unabhängige Syntheſe gebe. — Ihre Syntheſe, wird Hr. Selle antworten, aber nicht die meinige. Es kömmt hier nicht darauf an, auf

wessen Seite der Sprachgebrauch sei Genug, Hr. Selle nennt einen Satz nur alsdann synthetisch, wenn das Prädicat nicht aus dem Subjecte erwiesen werden kann; und dergleichen kann es in der reinen Mathematik nicht geben.

Noch hätte ich gewünscht, Hr. Prof. Selle hätte eigentliche Begriffe von Urtheilen und Sätzen unterschieden. Sein Thema ist: es giebt keine reine Vernunftbegriffe, und sein Beweis spricht nur von Sätzen; wiewohl die Begriffe als Materiale des Denkens offenbar ihren Ursprung nicht von der reinen Vernunft haben können, welche sich bloß auf das Formale des Denkens bezieht.

Indessen kann die Seele das Formale selbst zum Gegenstande ihres Nachdenkens nehmen, und in so weit reine Vernunftschlüsse herausbringen, die aber, wie in der Logik, abermals identisch seyn werden.

Überhaupt habe ich die größte Verehrung für identische Sätze dieser Art. Wenn man sich in metaphysischen und moralischen Dingen nach mathematischer Evidenz sehnt, was will man anders, als die Sätze in denselben auf Identität dieser Art hinführen zu können?

(1784.)

Wenn Weltweise von entgegengesetzten Grundsätzen ausgehen, nach den Regeln der Vernunftkunst richtig fortschließen, und im Resultate gleichwohl sich näher kommen; wenn ihre Schlußsätze einander nicht so entgegengesetzt sind, als ihre Vordersätze; so muß die Verschiedenheit Anfangs mehr in der Sprache, als in den Gedanken, mehr im Gebrauch der Wörter, als in den Begriffen gelegen haben. Man verwirft oft mit Recht den Zwang der Schulsprache, und vermeidet die Kunstwörter, die in einer Wissenschaft eingeführt sind; weil diese auf zu sehr gebahnte Wege führen, immer auf der Heerstraße zu bleiben zwingen, das Genie aber gern abschweift, um neue Wege zu suchen. Allein eben dadurch verliert man auf der andern Seite auch den Vortheil, den die Kunstsprache mit sich führt, die Bestimmtheit und den festen Umriß der Begriffe, dessen Gränzen schwankend werden

und ſich dem Auge entziehen. Es ſei mir erlaubt zu ſagen, daß ich im vorliegenden Streite über die Grundſätze der Regierung etwas ähnliches zu finden glaube; mehr Einſtimmung im Reſultate, als in den Grundmaximen, und alſo vermuthlich mehr Streit im Gebrauch der Kunſtwörter, als in den Begriffen. Im Vorbeigehen geſagt, mich dünkt auch, Herr Prof. Zöllner befindet ſich mit dem Verf. „des Jeruſalems", wenigſtens in Einem ihrer Streitpunkte, in einem ähnlichen Fall. In ſeinem vorigen Aufſatze ſcheint er die ganze Theorie von vollkommnen und unvollkommnen Pflichten, dem Inhalte und den Gedanken nach, nicht nur zuzugeben, ſondern auch mit guten Gründen zu beſtätigen; dieſelbe Theorie, die er in ſeiner Abhandlung über „Jeruſalem" beſtritten und verworfen hat. Er hat alſo bloß die Kunſtwörter vollkommne und unvollkommne Pflichten und Rechte für unſchicklich gehalten; und ſtimmt in der Sache, ſo viel ich einſehen kann, mit dem Verfaſſer „Jeruſalems" völlig überein. — Jedoch hier iſt der Ort nicht, dieſes zu erörtern. Ich kehre zu dem vorliegenden Streite zurück, und bitte mir die Erlaubniß aus, einige zum Grunde liegende Hauptbegriffe meiner Meinung vorzutragen.

Wenn ich weiß, daß der Genuß eines Guts nur unter einer gewiſſen Bedingung gewährt wird, und ich ſchicke mich an, dieſes Gut zu genießen; ſo gebe ich eben dadurch zu verſtehen, daß ich mir die damit verbundene Bedingung gefallen laſſe. Wenn mir bekannt iſt, daß gewiſſe Rechte nur unter der Bedingung eingeräumt worden, daß ich mich gewiſſen damit verbundenen Pflichten unterziehe, und ich gebe durch Worte oder durch Handlungen zu verſtehen, daß ich mir die Rechte anmaße; ſo iſt offenbar, daß ich mich eben dadurch verbindlich gemacht habe, die Pflichten zu erfüllen, unter welchen jene eingeräumt ſind. Dieſe moraliſche Verpflichtung, ſie mag ausdrücklich verabredet oder bloß aus den Handlungen abzunehmen ſeyn, gründet ſich offenbar auf ein pactum; und wird in dem letzten Falle ein pactum tacitum genannt: ein Vertrag, der nicht ausdrücklich verabredet, aber doch aus dem Betragen und den Handlungen der Paciscenten mit Gewißheit anzunehmen iſt.

Daß das moraliſche Band der Geſellſchaft an dieſem Grundſatze hange, leidet wohl keinen Zweifel. Was haben die Glieder eines Staats für Verbindlichkeit gegen das Ganze? Offenbar entſpringt dieſe aus den Vortheilen des geſellſchaftlichen Lebens,

die sie zum Theil genießen, zum Theil sich versprechen. Der Bürger eines Staats, der sich die Rechte und Vortheile anmaßt, die aus den Gesetzen und der Staatsverfassung ihm zufließen, unterzieht sich eben dadurch den Pflichten, die ihm das Vaterland auferlegt. Wer auf alle Vortheile des gesellschaftlichen Lebens Verzicht thun, oder das Vaterland für die Nutzung derselben schadlos halten kann, dem muß es frei stehen, sich auch den Pflichten des Bürgers zu entziehen und das Land zu verlassen. „Bedenke, Sokrates", — läßt dieser Weise die Gesetze seines Vaterlandes sprechen, im Falle er gesonnen wäre sich der Todesstrafe zu entziehen, die ihm, zufolge der vaterländischen Gesetze, zuerkannt worden ist, — „bedenke, Sokrates, ob du nicht unbillig gegen uns verfährst. Wir haben dich gezeugt, erzogen und unterrichtet; wir haben dich und jeden athenienſischen Bürger, so viel bei uns gestanden, aller Wohlthaten theilhaftig gemacht, die das gesellschaftliche Leben gewähren kann. Und gleichwohl haben wir dir, und jedwedem, der sich zu Athen niedergelassen, die Erlaubniß gegeben, wenn ihm unsere Staatsverfassung nach einer hinlänglichen Prüfung nicht ansteht, mit den Seinigen davonzugehen und sich, wohin er will, zu begeben. Die Thore von Athen stehn einem Jeden offen, dem es in der Stadt nicht gefällt; und er kann das Seinige ungehindert mitnehmen. Wer aber gesehn, wie es bei uns zugeht und wie wir Recht und Gerechtigkeit handhaben, der geht stillschweigend (d. i. nicht mit ausdrücklichen Worten, sondern durch eben so bedeutende Handlungen) einen Vertrag ein, sich alles gefallen zu lassen, was wir ihm befehlen; und wenn er ungehorsam ist, begeht er eine dreifache Ungerechtigkeit. Er ist ungehorsam gegen seine Ältern, ungehorsam gegen seine Zucht- und Lehrmeister, und er übertritt den Vertrag, den er so gut als ausdrücklich mit uns eingegangen ist." Das moralische Band der Gesellschaft, die Verpflichtung eines jeden Gliedes gegen das Ganze, beruht also, im Allgemeinen betrachtet, offenbar auf der Verknüpfung zwischen Genuß und Preis des Genusses, zwischen Rechten und Pflichten; einer Verknüpfung, die die moralische Kraft des Vertrages mit sich führt, sie mag übrigens ausdrücklich verabredet oder durch Handlungen zu verstehen gegeben worden seyn; d. h. in der Schulsprache: sie beruht auf einem ausdrücklichen oder stillschweigenden Vertrage. Eine andere Frage ist es: worauf gründet sich die obrigkeitliche Gewalt *in jedem Staate* insbesondere?

Wie wird dieſes allgemeine ſittliche Band der Geſellſchaft durch nähere Beſtimmungen eingeſchränkt und abgeändert?

Jede Geſellſchaft erfordert ihren Beitrag. Jedes Glied derſelben muß auf einen Theil ſeiner Rechte und Freiheiten, zum Beſten des Ganzen, Verzicht thun; die Obliegenheit des Menſchen, in Geſellſchaft zu treten und ſich einen Theil ſeiner natürlichen Rechte zu begeben, beruht hauptſächlich darauf, daß er als Mitglied mehr gewinnt, als er als Menſch verliert; und zwar in doppelter Rückſicht: einmal wird die Macht der einzelnen Theile durch den Zuſammenhang zum Ganzen vergrößert; und alſo iſt von dieſer Seite ſchon der Antheil jedes Mitgliedes an den öffentlichen Gütern, wenn die Vertheilung im gehörigen Verhältniſſe geſchieht, größer als der Beitrag. Zweitens iſt das Beitragen und die Aufopferung, ſelbſt wenn es freiwillig geſchieht, eine Äußerung des Wohlwollens, die einen Theil der Glückſeligkeit ausmacht. Wenn Andere durch meinen freiwilligen Beitrag gewinnen, ſo habe ich von dem Überſchuſſe meiner Kräfte den glücklichſten Gebrauch gemacht. Dieſe Beiträge zum allgemeinen Beſten, ſo wie die Antheile der Mitglieder an demſelben, machen einen Inbegriff von Rechten und Pflichten, wodurch die Geſellſchaft zu einer moraliſchen Perſon wird. Geſellſchaftlicher Beitrag alſo und geſellſchaftlicher Antheil, öffentliche Rechte und öffentliche Pflichten, wer ſoll dieſe handhaben? wo ſollen ſie niedergelegt werden? wer ſoll die allgemeinen Regeln feſtſetzen, nach welchen ſie beſtimmt werden ſollen, und wer die Macht, dieſe Regeln in beſondern Fällen in Ausübung zu bringen? welchen Perſonen im Staate ſoll die geſetzgebende, und welchen die ausübende Macht anvertraut werden?

Vergebens würde man ſich auf den geſellſchaftlichen Vertrag berufen, wenn die Frage iſt: wie ſind die verſchiedenen Staatsverfaſſungen entſtanden? Ausdrückliche Verträge ſind nur an wenigen Orten in der Geſchichte anzutreffen; und ſtillſchweigende ſind nur da anzunehmen, wo die Regierungsform bereits eingeführt iſt, inſoweit ſich Jemand derſelben unterwirft. Allein hier iſt die Frage von dem Urſprung der verſchiedenen Regierungsformen ſelbſt; was bewog die Menſchen dazu, ihre geſellſchaftliche Beiträge bei gewiſſen Perſonen niederzulegen, und dieſe damit ſchalten zu laſſen?

Man ſieht, daß man hier zu dem Grundſatze des Herrn Selle ſeine Zuflucht nehmen, und anerkennen muß, daß alle

obrigkeitliche Gewalt auf der Verpflichtung beruhe, sich der Führung eines Weisern zu überlassen; und daß daher die Menschen verbunden sind, insoweit sie durch gemeinschaftliche Veranstaltung zur Glückseligkeit gelangen wollen, sich die Bessern und Einsichtsvollern leiten zu lassen. Allein nunmehr entsteht die Frage: muß es meiner Einsicht überlassen werden, wen ich für den weisern und bessern Menschen halte, oder kann sich ein Anderer mir zum Führer aufdringen? Dieses kann zerfällt wegen seiner Vieldeutigkeit in drei verschiedene Fragen: 1) ist es physisch möglich, mich zur Glückseligkeit zu zwingen? 2) ist es sittlich erlaubt, einen Andern durch Zwang zur Glückseligkeit zu bringen? und 3) wird es auch zuweilen nothwendig, d. h. ist nicht zuweilen der Weise verpflichtet, mich zur Glückseligkeit zu zwingen? Es kömmt hier vieles auf eine deutliche Bestimmung des Worts Glückseligkeit an. Es giebt Dinge, wodurch die Glückseligkeit der Menschen befördert wird; und Dinge, die zur Glückseligkeit selbst gehören und einen Theil derselben ausmachen. Wenn jenes die Mittel sind zur Glückseligkeit, so sind diese die Glückseligkeit selbst. Jenes sind die nützlichen Dinge, und es kann von ihnen gefragt werden: wozu? Diese hingegen werden nicht als nützlich, sondern als Selbstgut begehrt, und die Frage wozu? findet bei ihnen nicht statt. Sie gehören unmittelbar zum höchsten Endzwecke, machen das finis bonorum aus, um dessen willen alles übrige begehrlich wird, das aber selbst nicht wieder um eines andern willen begehrt wird. Jenes sind bona secundum quid, dieses bona absoluta.

Im Grunde sind zwar alle nützliche Dinge zugleich Selbstgut. Die Eigenschaft, die sie haben, zur Glückseligkeit gebraucht werden zu können, giebt ihnen einen innern Werth, eine eigene Realität, wodurch sie als bona absoluta angesehen werden können. So sind auch von der andern Seite alle Selbstgüter auch als nützlich zu betrachten; denn das Gute ist nie ohne gute Folgen, d. h. nie ohne Nutzen. Allein es kömmt sehr viel darauf an, in welcher Rücksicht dasselbe Ding begehrt wird; ob als Mittel oder aus Absicht? als nützlich oder als Selbstgut? Groß und richtig ist der Unterschied zwischen dem Arzt, der das Wiederherstellen der Gesundheit für Selbstgut, und den Marktschreier, der es für nützlich hält. Es kömmt nicht wenig darauf an, ob die Regenten Aufklärung und Duldsamkeit

als Selbſtgut befördern, oder ob ſie ſich immer noch fragen: wozu?

Nach Herrn Selle's richtiger Bemerkung iſt die Erweiterung der Thätigkeit das letzte Ziel der menſchlichen Glückſeligkeit. Hierzu wird unſtreitig Freiheit und Selbſtbeſtimmung erfordert; und alſo findet in Abſicht auf das höchſte Gut offenbar kein Zwang ſtatt. Ich kann Niemand zwingen, zu hoffen, zu lieben, großmüthig, enthaltſam zu ſeyn; und alſo iſt in Abſicht auf diejenigen Güter, die das höchſte Gut ausmachen, der Zwang phyſiſch unmöglich. In Abſicht der Mittel hingegen, inſoweit ſie bloß als Mittel anzuſehen ſind, läßt ſich gar wohl der Zwang phyſiſch denken. Der Arzt kann einen Kranken, dem das kalte Bad zuträglich iſt, mit Gewalt ins Waſſer ſtürzen. Man kann einen Menſchen einſperren, um ihn von Ausſchweifungen abzuhalten; man kann ihn zu Leibesübungen nöthigen, um ihm athletiſche Stärke beizubringen. Aber inſoweit die nützlichen Dinge auch an und für ſich begehrlich ſeyn können, läßt ſich auch hier kein phyſiſcher Zwang anbringen. Freiwillige Leibesübungen, ſelbſtgewählte Mäßigkeit ſind zugleich nützlich und Selbſtgut; nützlich in Abſicht auf die Folgen, und Selbſtgut als eine zweckmäßige Äußerung der Freiheit.

Das Recht meines Nebenmenſchen alſo, mich zu meinem Beſten zu zwingen, kann nur in Abſicht auf die Mittel ſtatt finden; und auch hier führt es den Nachtheil mit ſich, daß durch den Zwang die Mittel bloß secundum quid, nicht an und für ſich ſelbſt begehrliche Dinge werden. Der Sklave kann aus Furcht höchſtens nur nutzenbringende Geſchäfte verrichten; der freie Menſch thut aber daſſelbe; und was er verrichtet, iſt nicht nur nützlich, ſondern auch gut und ſelbſtbegehrlich.

Daß dieſes Recht des Weiſen, Andere zu leiten, bloß ein innerliches Recht, und die Verpflichtung zum Gehorſam im Stande der Natur eine bloß innerliche Verpflichtung ſei, iſt von meinem Vorgänger bereits hinlänglich dargethan worden. Die Frage iſt: auf welche Weiſe kann dieſe innere Pflicht, dieſes innere Recht in äußeres übergehn? auf wie vielerlei Art können dieſe unvollkommenen Pflichten und Rechte in vollkommene verwandelt werden? wie entſtehen auch hier aus Gewiſſenspflichten Zwangspflichten? aus Recht der Billigkeit Recht der äußerlichen Gewalt?

Nach meiner Theorie gründen ſich die unvollkommenen Rechte

und Pflichten auf die Möglichkeit der Collisionsfälle, deren Entscheidung bloß dem Pflichttragenden zusteht. Sie gehen also in vollkommene Pflichten über: 1) so oft die Collisionsfälle moralisch unmöglich sind; oder 2) wenn der Pflichttragende durch einen ausdrücklichen oder stillschweigenden Vertrag auf sein Entscheidungsrecht Verzicht gethan; oder 3) wenn er augenscheinlich in der Verfassung ist, von seinem Entscheidungsrechte keinen vernünftigen Gebrauch machen zu können. Ich kann Jemanden, der zum Selbstmorde entschlossen ist, mit Gewalt davon abhalten, weil sich kein Collisionsfall denken läßt, in welchem der Selbstmord erlaubt wäre. Ich darf einen Freund, der in der Heftigkeit einer Leidenschaft etwas gewaltsames beginnt, davon allenfalls mit Gewalt abhalten; und bin sogar sittlich verpflichtet es zu thun, wenn sein Unvermögen, vernünftig zu handlen über allen Zweifel weg ist. Gesetzt, ein Staat ließe sich die Gründe jenes italiänischen Schriftstellers verführen, die Menschen für Thiere zu halten, die bestimmt sind auf allen Vieren zu gehen, und wollte diese Art zu gehen durch öffentliche Gesetze einführen; oder gesetzt, ein Volk ließe sich einfallen, die Köpfe der neugebornen Kinder, wie die Caraiben thun sollen, zwischen Brettern einzuschrauben; so glaube ich, sei ein jeder benachbarte Staat vollkommen berechtigt, dieses thörichte Beginnen durch Gewalt zu verhindern. Denn hier lassen sich keine Collisionsfälle denken, deren Entscheidung nicht offenbar am Tage liegt und jedem vernünftigen Wesen nicht mit gleichem Rechte zusteht.

Hierauf beruht auch die Autorität der väterlichen Gewalt. Es ist offenbar kein Collisionsfall moralisch möglich, dessen Entscheidung den Kindern allein zustehen sollte. Die Verpflichtung zum Gehorsam, die an und für sich bloß innerlich und Gewissenspflicht ist, wird bei ihnen wegen der Schwäche ihrer Vernunft Zwangspflicht; und das Recht der Ältern, sie ihrer Führung zu unterwerfen, geht in ein äußeres vollkommnes Recht über. Interessen ist, wie wir gesehn, jeder Zwang an und für sich ein Übel. Wenn er auch zur Glückseligkeit führt, so werden doch dadurch die Mittel zur Glückseligkeit, welche Selbstgüter seyn können, in bloße Mittel, das Gute, Nützliche in bloß nützliches verwandelt, und dadurch schon wahre Glückseligkeit vermindert. Also von der einen Seite ist das Übel gewiß; von der andern Seite hingegen das Übel, welches von dem Mißbrauch der Freiheit zu besorgen, bloß vermuthlich. *Je größer die* Wahrscheinlichkeit

reift zur aristokratischen oder monarchischen Regierung; zu jener, so oft noch beim edlern Theil des Volks die Verwaltung der öffentlichen Angelegenheiten Selbstglückseligkeit ist. Sobald sie auch bei diesem bloß Mittel geworden ist; sobald sie in der Führung der öffentlichen Angelegenheiten selbst nicht mehr ihre Glückseligkeit finden, und bloß auf den Nutzen sehen, den sie davon haben; so ist keine andere Hülfe, als Eigennutz mit dem öffentlichen Nutzen auf das festeste zu verbinden; d. h. den Staat einem uneingeschränkten Einzelherrn zu unterwerfen, der das Ganze als sein Eigenthum ansieht und also, wenn er sich auf seinen Nutzen versteht, bloß das gemeine Beste nützlich finden kann. Von dieser Seite betrachtet, hat man schon öfters das Betragen des Julius Cäsar gerechtfertigt, und die Anmaßung der Einzelherrschaft, die ihm schuld gegeben worden, so ungerecht nicht gefunden, als Brutus und seine Anhänger sie ausgegeben. Das römische Volk, sagt man, war in den damaligen Zeiten so ausgeartet, daß die Gefahr des Mißbrauchs offenbar größer war, als das Elend des Zwanges; vorausgesetzt, daß Cäsar selbst nicht an diesem Verderbnisse des Volks großentheils schuld gewesen, und den Zustand vorsätzlich hervorbringen geholfen, den er sich so sehr hat zu Nutze machen wollen.

Indessen wird die Nothwendigkeit der Veränderung in einem freien Staat öfter vorkommen, als in despotischen Regierungen. Unter einem eigenmächtigen Herrn bildet sich das Volk selten zur Freiheit. Es verlernt nicht nur den Gebrauch seiner politischen Kräfte, und wird gleichsam unfähig, auf eigenen Füßen zu stehen; sondern es verkennt auch durch die Länge der Zeit den Werth derselben. Wenn es Freiheit als nützlich wünscht, wünscht es dieselbe nur als Mittel zu andern Bedürfnissen; und scheuet im Grunde mehr das Ungemach der Selbstregierung, als das Elend des Gehorsams. Ist der Despotismus auf's höchste gestiegen und die Tyrannei macht eine Veränderung nöthig, so trifft die Veränderung nur die Person, nicht die Verfassung. Der Despot wird, in der Empörung, auf die Seite geschafft, und der Despotismus bleibt. Je freier aber der Staat ist, desto inniger sind die regierenden Personen mit der Verfassung verknüpft. Eine Veränderung der Personen verändert zugleich die Form. Wenn in einer Volksregierung das politische Verderbniß so hoch gestiegen, daß eine Veränderung nothwendig wird, so können die Regenten nicht abgesetzt oder entfernt werden, ohne

daß die Verfassung darunter leide. Daher manche Staatsrevolution, die in der kleinsten Volksregierung nicht ohne heftige Erschütterungen vorgenommen werden kann, in großen despotischen Reichen, oft ohne alles Ungemach, das Spiel einer Viertelstunde seyn kann.

Man sieht hieraus, wie der Begriff von stillschweigenden Verträgen und der Grundsatz von der Verpflichtung zum Gehorsam nicht nur gar wohl neben einander bestehen können, sondern auch sich einander bestimmen und ins Licht setzen. Wer in einer Gesellschaft bleibt und sich die Vortheile und Rechte der Gesellschaft zu Nutze macht, der versteht sich eben dadurch stillschweigend zur öffentlichen Verbindlichkeit, und übernimmt die gesellschaftlichen Pflichten. Ja er versteht sich eben dadurch zur Unterwürfigkeit und zum Gehorsam, im Falle die durchgängige Einstimmung nicht zu erhalten oder ohne größere Gefahr nicht abzuwarten ist. Durch diese stillschweigende Einwilligung geht also die innere Verpflichtung, sich der Führung eines Bessern zu überlassen, in eine äußere vollkommene Verpflichtung über; und ein Nothfall macht denjenigen zum Tüchtigsten, der die Gewalt in Händen hat, und dem sie ohne Gefahr nicht entrissen werden kann. Denn in diesem Falle ist der Zwang des Gehorsams ein geringeres Elend, als der unzeitige Gebrauch der Freiheit. Die Frage: ob und wie weit es einem Cardinal Richelieu oder Mazarin erlaubt gewesen wäre, sich die Oberherrschaft anzumaßen, läßt sich nach diesen Grundsätzen leicht entscheiden. Der Regent mag durch Überredung oder Macht, durch List oder Zufall zur Regierung gelangt seyn; sobald jedes Mitglied der Gesellschaft sich die Vortheile gefallen ließ, die aus dieser Verfassung entspringen, so hat die Nation stillschweigend in die Bedingung eingewilligt, und das unvollkommene Recht des Regenten ist in ein vollkommenes Zwangsrecht übergegangen. Der Fall ergiebt sich von selbst, in welchem eine Revolution unvermeidlich wird, und jedem Staatsglied, das die Macht hat, auch die Befugniß zuwächst, der Gesellschaft einen bessern Führer zu geben.

Ich habe diesen Aufsatz länger als gewöhnlich aufgehalten, um mir Zeit zu lassen, etwas ausführliches über diese weit um sich greifende Materie zu sagen. Am Ende habe ich mir dennoch selbst nicht Genüge gethan, und muß sowohl um Nachsicht, als um Verzeihung bitten.

Die Bemerkungen des Hrn. O. C. R. Dieterich über den in der That paradoxen Aufsatz des Hrn. Prof. Kant sind eben so richtig als gründlich, und verdienen es, daß man den von Hrn. Kant freigegebenen öffentlichen Gebrauch davon mache. Indessen dünkt mich, daß einiges davon dem Hrn. Kant nicht gänzlich entgangen sei. Er ist vielleicht mehr im Ausdrucke, als in den Gedanken paradox.

1.

Was Hr. Dieterich Aufklärung heißt, nennt Hr. Kant Aufgeklärtheit, und unterscheidet es ausdrücklich von der Aufklärung. Der Unterschied scheint in der That nicht umsonst in der Sprache zu liegen. Aufklärung ist der Zustand, in welchem die Bemühung, sich von Vorurtheilen zu befreien und in wichtigen Dingen des Lebens vernünftigen Grundsätzen zu folgen, herrschend geworden ist. Aufgeklärtheit aber verdient der Zustand genannt zu werden, in welchem die Vorurtheile abgeschafft und die vernünftigen Grundsätze selbst herrschend geworden sind. Beide Hauptwörter scheinen der französischen Sprache zu fehlen, und machen einen Vorzug unserer Muttersprache aus, die dergleichen Abstracta nach Gefallen bilden kann. Zustand der Aufklärung ist zuweilen besser, als Zustand der Aufgeklärtheit. Wenn der Widerstand gehoben ist, so erschlafft die Federkraft. Der Trieb zur Wahrheit verliert seinen Sporn, und die herrschenden Grundsätze verkennen die Vernunft, von der sie herstammen, und hören auf vernünftig zu seyn. Ohne Kampf mit Vorurtheilen verwandelt sich die Vernunft selbst in eine frostige Nachahmung, und der Trieb zur Originalität führt wieder zu Vorurtheil und Aberglauben zurück.

2.

Was Hr. Kant öffentlichen und Privatgebrauch der Vernunft nennt, hat bloß etwas fremdes im Ausdrucke. Wenn ich ihn recht verstehe, so unterscheidet er bloß Berufsgeschäfte von Außerberufsgeschäften. Berufsgeschäfte sind diejenigen öffentlichen Verrichtungen, die mir von der Gesellschaft aufgetragen sind. In Ansehung dieser bin ich verbunden, mich der Mehrheit der Stimmen zu unterwerfen, weil ich sonst, wie Hr. Klein richtig bemerkt, einen Eingriff in die Freiheit Anderer thun und meine Vernunft Andern aufdringen

würde. Die Berufsgeschäfte können nur auf Eine Weise verrichtet werden, entweder nach der Gesinnung der Mehreren oder nach der Gesinnung der Wenigern. Jenes also muß geschehen, wenn die Gesellschaft bestehen soll. Außerberufsgeschäfte aber sind solche Verrichtungen, in welchen jedem Bürger seine Freiheit und Willkühr gelassen werden muß, sobald die Nation im Zustande der Aufklärung ist. Diese Freiheit in Außerberufsgeschäften nennt Hr. Kant öffentlichen Gebrauch der Vernunft. Er will sie aber, so viel ich einsehen kann, nicht bloß auf Freiheit der Presse und des Schriftstellers einschränken, sondern wird gern einem jeden Volkslehrer die Freiheit gönnen, Vorurtheile zu bekämpfen und Wahrheit auszubreiten, so oft er nicht in Amt und Beruf ist.

3.

Aber auch alsdann, wenn der Lehrer in Amt und Beruf ist, wird er sehr oft berechtigt seyn, den Grundsätzen zu widersprechen, auf welche er angenommen worden, und Neuerung einführen. „Es ist wider den Vertrag," sagt man, „den er mit der Gemeine eingegangen." — Ich antworte: es muß mir zuweilen erlaubt, ja sogar meine Schuldigkeit seyn, wider einen Vertrag zu handeln, und zwar unter folgenden Bedingungen. 1) Ich muß überführt seyn, daß es zum Besten des Gegentheils selbst geschehe, und er bei besserer Einsicht mein Verfahren billigen werde. 2) Sobald diese bessere Einsicht nicht erfolgt, und von Seiten der Gegenparthei auf Haltung des Vertrages gedrungen wird, so muß ich willig seyn, von meinem Vorhaben abzustehen, und mir nicht das Recht anmaßen, ihr meine Einsicht aufzudringen. 3) Endlich muß ich die feste Entschließung haben, alle Folgen und Gefahren der eingeführten Neuerung, Schadloshaltung und Bestrafung, Verachtung und Verfolgung über mich ergehen, und keinen Dritten darunter büßen zu lassen.

Unter diesen Bedingungen, sollte ich glauben, haben sich die weisen Volkslehrer, die wir alle in Gedanken haben, in ihrem öffentlichen Berufsvortrage selbst erlauben können, Neuerung einzuführen. Sie waren bei sich überführt, daß es zum Besten der Gemeine selbst geschehe, die sie angenommen, und konnten voraussehen, daß es ihnen gelingen werde, sie davon zu überzeugen. Gelang es ihnen nicht, und es erfolgte Verwehrung von Seiten der Obrigkeit oder desjenigen Theils, der sie

verpflichtet hatte, so waren sie willig, abzustehen und ihr Amt niederzulegen. Endlich trauen wir alle ihnen den festen Muth zu, alle Folgen geduldig zu ertragen, die eine Neuerung in Religionssachen mit sich führt, wenn das Volk dazu nicht vorbereitet oder der Lehrer nicht behutsam genug dabei verfahren ist. Sie hatten im Falle des Widerspruchs die völlige Schadloshaltung übernommen, jeden Ersatz, jede Ahndung und Bestrafung sich gefallen lassen, welche die Gegenparthei darauf setzen werde; und waren also berechtigt, so lange wider den Vertrag zu handeln, bis es ihnen mit gehörigem Nachdruck untersagt wurde.

Sonderung der Ämter und Stände.

Ich las den Aufsatz des Hrn. B., und war von seiner Meinung völlig überführt; allein des Hrn. S. Gegengründe schienen eben so einleuchtend, und nun war ich wieder ungewiß. Sollten sich beide Partheien nicht mit einander vergleichen lassen? — Ein paar flüchtige Gedanken will ich hinwerfen, die vielleicht etwas dazu beitragen können.

Zuvörderst dünkt mich, müsse man Ämter und Stände unterscheiden. Was für die Ämter nützlich ist, kann für die Stände schädlich seyn, und umgekehrt. In großen Staaten, wo die Geschäfte sich häufen, ist es nützlich, sie immer mehr und mehr abzusondern; aber die Stände müssen desto mehr in Verbindung gebracht werden, je mehr die Ämter sie zur Trennung geneigt machen. Sowohl das Interesse des Staates, als das Interesse der Menschheit scheint dieses vorzuschreiben. Tyrannen suchen die Menschen zu vereinzelnen, weise Regierungen begünstigen alle Arten von Vereinigung.

Die Menschen scheinen von je her das Ungemach, welches aus der Sonderung der Ämter entsteht, empfunden zu haben; sie sind zu allen Zeiten darauf bedacht gewesen, die Stände durch allerlei Verbindungen wieder näher zusammenzubringen; daher die Brüderschaften, Orden, Gilden u. s. w., in welchen die getrennten Stände wieder in Verbindung gebracht wurden. Ich halte dafür, solche Verbindungen seien der Menschheit nützlich, wenn sie auch keinen unmittelbaren Zweck haben, auf

elchen sie losgehen, oder dieser mit der Zeit sich verloren hat. n der Berlinischen Monatsschrift wurden letzthin die Schützen- ilden lächerlich gemacht, welche in Berlin und andern Städten Deutschlands eingeführt sind. Ich kann dieses nicht billigen. Sie haben in unsern Zeiten keinen nützlichen Endzweck mehr, gt man, und sollten abgeschafft werden. — Sie haben keinen hädlichen, antworte ich, und sollten daher beibehalten werden. Stört keine Verbindung unter den Menschen; nehmt ihnen keine elegenheit, sich einander zu sehen, und in Gesellschaft allen- lls ein eitles Spiel zu treiben. Hat die Verbindung nur nichts hädliches zur Absicht, so ist sie bloß als Verbindung schon nütz- h. Was das Interesse der Gesellschaft von der einen Seite rennt hat, mag das Bedürfniß der Geselligkeit von der an- rn wieder zusammenfügen. Gebt der Verbindung einen bessern ndzweck, wenn es möglich ist, aber löst sie nicht auf, wenn auch gar keinen hat.

Ferner läßt sich in den Ämtern selbst ein Unterschied be- erken, der auf den Vortheil und Nachtheil der Trennung nicht ne Einfluß ist. Die Geschäfte des menschlichen Lebens sind n dreierlei Art. Einige derselben erfordern bloß Routine. Die beiten sollen nach einem festgesetzten Plane und nach bestimm- n Regeln gleichsam mechanisch verrichtet werden. Je größer Abtheilung, desto leichter finden sich die Subjecte, die zu esem niedern Grade von Fertigkeit aufgelegt sind. Andere hin- gen erfordern schon mehr Anstrengung des Geistes und Erfin- ngskraft. Man soll nicht sowohl nach einem bestimmten lane arbeiten, als Plane selbst entwerfen oder ausbessern. Ein ches Amt erfordert Übersicht des Ganzen, und Routine ist dem- den öfters schädlich. Das Simplificiren in den Fabriken selbst gt mehr zur Vervielfältigung der Erzeugnisse als zur Vervoll- mmnung der Kunst bei. Es vermehrt die Kunstsachen, indem die Arbeit erleichtert; aber die Kunst selbst wird durch das mplificiren nicht verbessert. Selten wird ein Handwerksmann, einen Theil von einer Uhr mit Leichtigkeit verfertigen gelernt, e neue Maschine dieser Art erfinden oder die Uhrmacherkunst ebessern. In den Wissenschaften selbst haben wir die wenigsten findungen solchen Männern zu verdanken, die sich auf ein iges Fach eingeschränkt haben. Erweiterung und Ausbreitung Wissenschaft ist ihr beschiedenes Loos; zur Erfindung ist ihr esichtspunkt zu eingeschränkt.

Eine dritte Art von Geschäften erfordert nicht sowohl Routine oder Erfindungskunst, als vielmehr ausgebreitete Menschenkenntniß und Erfahrenheit. Das hierzu erforderliche Talent kann weder durch Übung, noch durch Anstrengung des Geistes allein erhalten werden. Gesunder Menschenverstand und Menschenliebe, vieljähriger Umgang mit Menschen aus allen Ständen, und genaue Bekanntschaft mit ihren Bedürfnissen, Neigungen und Schwachheiten, — diese allein geben die Fähigkeit, ein solches Amt zu führen; und Menschenliebe giebt die Neigung, sie zum Guten anzuwenden; und hier scheint die Absonderung und Einschränkung auf einzelne Fächer am schädlichsten zu seyn. Je näher das Geschäft mit der practischen Philosophie in Verbindung steht, je unmittelbarer es Tugend und Weisheit zum Ziele hat, desto weniger läßt es sich auf diesen oder jenen Stand, auf diese oder jene Classe der Menschen anweisen und ausschließungsweise einschränken.

Ich finde im Plato eine Stelle, die einen ähnlichen Gedanken enthält und die ich zum Schlusse hier hersetzen will: „Jupiter befahl dem Merkur", läßt Plato den Protagoras in dem Gespräche dieses Namens sagen, „den Menschen Schamhaftigkeit und Gerechtigkeit beizubringen."

Über die beste Staatsverfassung.

Ich werde mich begnügen, über diese reichhaltige Materie einige zerstreute Gedanken hinzuwerfen, die ich für jetzt in Verbindung zu bringen die Muße nicht habe.

Glückseligkeit besteht im Ebenmaaße zwischen Bestreben und Erhalten, Erwerben und Genießen. Der Sklave arbeitet ohne Genuß, der orientalische Despot genießt ohne Arbeit; und beide sind nicht glücklich.

Ohne Übung der Kräfte können weder Staaten, noch einzelne Personen glücklich seyn. Die Kräfte aber müssen Widerstand haben, wenn sie rege werden sollen. Sobald die Feder den Widerstand überwunden und sich entwickelt hat, so ist ihre Spannung dahin, und sie hört auf, rege zu seyn. Der Zirkellauf liegt also in der Natur der Sache. Haben die Väter Ehre

stand oder Rückfall unvermeidlich. Der höchste Grad der
mmenheit droht Rückfall, damit die Feder wieder einige
nung erhalte.

In Absicht auf einzelne Personen ist dieses so ausgemacht
Zwar haben, was den Körper betrifft, die Ärzte den be-
n Canon: die vollkommenste Gesundheit ist selbst
Krankheit, oder derselben sehr nahe. Auch hier
giebt es einen höchsten Punkt der Vollkommenheit, eine
, die die Maschine nicht erreichen kann, ohne Gefahr,
schlagen und zu stürzen. Ob dieses aber auch in Absicht
e Seele statt finde, und ob auch hier die Harmonie aller
ikräfte, so wie dort die Übereinstimmung aller körperlichen
onen, in ihrer höchsten Vollkommenheit mit Gefahr ver-
n sei? Ich zweifle.

Alles beruht auf der großen Frage: was ist die Bestim-
des Menschen, und was soll er hier auf Er-
— Ist seine Bestimmung Fortgang zu höherer Vollkom-
it, so ist der Mensch Zweck, die Gesellschaft Mittel. Die
hen werden verschiedene Arten von gesellschaftlicher Ver-
g zu ihrem Fortgange brauchen, je nachdem sie selbst ver-
n sind. Diese Menschen hier werden in häuslichen Ver-
gen, jene in kleineren Gesellschaften, und wiederum andere
ßen Staaten besseres Fortkommen finden. Der End-
ist nicht Fortgang der Gesellschaft, sondern
Menschen. Da also immer andere Menschen die Bühne
n und den Staatskörper ausmachen, da diese verschiedenen

oder auch Rückfall der Menschheit gar wohl bestehen, ja zuweilen nothwendig verbunden seyn.

Die Glückseligkeit hat eine dreifache Ausmessung: eine Extension, eine Intension und eine Protension. Je mehr Güter, je stärker und je länger sie genossen werden, desto größer ist die Glückseligkeit. Wenn wir also die Güte der Staatsverfassung berechnen wollen, so müssen wir nicht auf ihre Dauer allein sehen. Eine Verfassung von kürzerer Dauer kann der Bestimmung des Menschen, und also auch den Absichten der Vorsehung angemessener, und der Glückseligkeit zuträglicher seyn, als eine schwächere von der längsten Dauer. Hätten die Griechen und Römer nicht lieber wie die Beduinen leben sollen? Nein! Fortgang zu höheren bürgerlichen Vollkommenheiten war hier Zweck der Vorsehung, Bestimmung dieser Menschen; also auch der Glückseligkeit dieser Menschen angemessener, als jenes einfältige nomadische Leben, das einige Jahrtausende hindurch der Glückseligkeit der Beduinen zuträglich seyn kann. Allein was half es? Mußten nicht Griechen und Römer am Ende unter Barbaren sinken?

Wer? Sicherlich nicht jene großen Männer, die in der Geschichte glänzen und uns noch jetzt zum Muster dienen. Jene Blumen der Schöpfung sind nicht umsonst hier auf Erden verblüht. Sie haben einen Wohlgeruch hinterlassen, der uns jetzt noch behaglich ist; und sie selbst dauern als Früchte vielleicht in einem höheren Zustande der Vollkommenheit immer noch fort. Aber ihre Verfassung hat einen Rückfall leiden müssen. Die Kinder fanden nicht mehr dieselbe Gelegenheit zur Kraftübung, nicht mehr denselben Widerstand, auch nicht mehr dieselbe Aufmunterung. Die Lage der Sache hatte sich verändert, und mit ihr auch die Bestimmung der einzelnen Menschen. Hier war Rückfall der Menschen nothwendig, und also Zweck der Vorsehung. Auch die Gesundheit hat ihre Protension; und sie ist desto größer, je länger des Menschen Leben erhalten wird. Aber wer wird deswegen in seiner Diät bloß auf Protension sehen? Wir alle würden unser Leben um ein Merkliches verlängern können, wenn wir die Vermehrung unserer Lebenstage das einzige Ziel unserer Bestrebungen seyn ließen.

Der allgemeine Plan der Vorsehung, die Bestimmung des Menschen in ihrer größten Allgemeinheit, umfaßt alle mögliche Staatsverfassungen, ja alle Zustände des menschlichen Lebens in

kleinere und größere Gesellschaften, nach Verschiedenheit ihrer Lage und Beschaffenheit; und leidet mit derselben unendliche Abwechslung. — Ist der Mensch sich selbst Mittelpunkt der Vollkommenheit, beziehen sich alle seine Bedürfnisse und Bestrebungen bloß auf sein eigenes Ich, so lebt er im Stande der Wildheit, oder wenn man will, im Stande der Natur, außer aller Verbindung und Gesellschaft, lebt nur sich allein. — Schon der häusliche Zustand giebt seinen Kräften eine andere Richtung. Mann und Frau bedürfen anderer Eigenschaften zu ihrer Vollkommenheit, haben andere Erfordernisse zur Glückseligkeit, als der einzelne Mensch.

Die Eigenschaften des Menschen zertheilen sich in männliche und weibliche. Der Inbegriff der männlichen und ihre Übereinstimmung zur Glückseligkeit bestimmen den Charakter des Mannes, der weiblichen des Weibes. Charakter ist nichts anderes, als das Maaß, der Inbegriff und das Verhältniß aller Eigenschaften einer sittlichen Person zu ihrer Glückseligkeit, oder zu ihrer Lage und Bestimmung.

Das Verhältniß als Sohn und Vater ändert abermals die Richtung, und mit ihr auch den Charakter des Menschen. In größeren Gesellschaften ist die Mannigfaltigkeit noch weit größer; jede derselben hat einen eigenen Punkt der Vollkommenheit, ein eigenes Maaß und Übereinstimmung der Kräfte, die ihrer Lage und Beschaffenheit angemessen sind und ihren Charakter ausmachen.

In dieser Betrachtung ist also die Vertheilung nach Provinzen, deren der Hr. Assistenzrath Klein erwähnt, allerdings anzurathen. Einem jeden Districte werde der politische Charakter gegeben, der seiner Lage und Verbindung mit den übrigen angemessen ist; denn dieser ist bei ihr Punkt der Vollkommenheit.

---

oſes Mendelsſohn's Antheil an der Bibliothek der ſchönen Wiſſenſchaften und der freyen Künſte.

Aufmunterungen in moralischen Gedichten von Joh. Lorenz Withof, J. H. fils. aus Duisburg, der Arzney Doktorn auf der hohen Schule zu Hamm, Mitglied der deutschen Gesellschaft in Göttingen, wie auch von der Königl. Großbrit. Academie der Wissenschaften. Dortmund 1755. bey Bödeckern.

(aus der Bibliothek der schönen Wissenschaften und der freyen Künste Bd. I. Stück I. 1757. S. 86—106.)

Je mehr sich die ernsthafte Weltweisheit von dem Sinnlichen entfernt und auf ihrem Lehrstuhle nichts als die Sprache der lautern Wahrheit zu vertragen scheint, desto angenehmer muß es uns seyn, wenn ein schöner Geist alle seine Kunst erschöpft, ihre abgezogenen Begriffe vollkommen sinnlich vorzutragen. Um in diesen Arten von Gedichten zu gefallen, bedarf es weder der Erdichtung, noch der Nachahmung; weder der Fabel, noch der Charaktere und Gesinnung. Wenn der Dichter nur Geschicklichkeit genug besitzt, die trocknen Lehren der Weltweisheit bald durch Bilder und Gleichnisse zu beleben, bald in der Verbindung mit andern Wahrheiten uns gleichsam zum sinnlichen Anschauen vorzulegen, bald einen Satz mit Exempeln und Folgerung zu berühren, bald verschiedene dergestalt in einander zu concentriren,

daß wir in wenig Worten von einer großen Menge von Begriffen übereilt werden; — wenn er dieſes Kunſtſtück nur inne hat, ſo kann er den Ruhm eines großen Dichters verdienen, und wenn ſich auch ſeine Gedichte mit der Definition nicht vertragen, die hier und da ein Kunſtrichter von dem Weſen der Dichtkunſt gegeben hat.

Pope war der Erſte in den neuern Zeiten, der die tiefſinnigſten Gedanken mit poetiſcher Schönheit zu verbinden gewußt. Sein Schwung iſt mäßig, niemals ausſchweifend, auch niemals niedrig; ſein Feuer brennt immer ſich ſelber gleich; und der Reichthum an Anmuth, den er über ſein Werk ausgeſtreuet, macht, daß man ihn immer beneiden, aber ſelten erreichen wird. Young iſt weder ſo correct, noch ſo anmuthig als er; aber er übertrifft ihn weit an Feuer, Schöpfung neuer Begriffe, und tiefer Einſicht in die Verbindung, in welcher ſie mit andern wichtigen Wahrheiten ſtehen. Jener war ein Dichter, der ſeiner Poeſie durch den Ernſt der Weltweisheit ein Anſehn geben will; dieſer hingegen ein tiefdenkender Kopf, dem die Menge der erkannten Wahrheiten ſelbſt ſtatt der Begeiſterung dienen muß.

Unter den Deutſchen würde Haller ein Mittel zwiſchen dieſen beiden großen Geiſtern getroffen haben, wenn ihn nicht ſolidere Wiſſenſchaften abgehalten hätten, ſeine männlichen Jahre den Muſen zu widmen. Indeſſen wird die kleine Sammlung von Gedichten, die er geliefert hat, nie aufhören von uns bewundert zu werden; und wir glauben unſern Withof nicht beſſer anpreiſen zu können, als wenn wir ſagen, er habe Hallern, den er ſich einzig und allein zum Muſter vorgeſetzt, in vielen Stücken recht glücklich nachgeahmt. Er hat zwar das Schickſal derer nicht vermieden, die ſich ein einziges Muſter zum Vorbilde wählen; er hat die Flecken ſelbſt mit beibehalten, die ſein Urbild entſtellen. Seine Verſe ſind nichts weniger als wohlklingend, ſein Ausdruck iſt hart und öfters ſehr dunkel, ſeine Wortfügung fremd und unbiegſam; und überhaupt hat er die Sprache und das Mechaniſche in der Poeſie nicht genug in ſeiner Gewalt. Ja in der Schönheit ſelbſt, dadurch uns Haller für dieſe Fehler ſchadlos hält, hat er ihn nicht völlig erreicht. Sein Feuer iſt ſich ungleich; er weiß ſeine Gedanken nicht ſo künſtlich vorzubereiten, und ſeinen Plan vielleicht noch weniger anzulegen, als ſein Muſter, der große Haller. Allein bei allen dieſen Fehlern bleibt ihm eine Menge von vorzüglichen Schönheiten, die uns

öfters mitten im Lesen alle seine Rauhigkeiten vergessen läßt. Diese „Aufmunterungen" sind eigentlich eine Nachlese zu einer andern Sammlung, die im Jahre 1753 von eben diesem Verfasser herausgekommen ist; und haben das seltne Schicksal, daß sie ihre Vorgänger an innern Werthe übertreffen. Wir wollen die kleinen mittelmäßigen Stücke übergehen, und uns bei denjenigen aufhalten, die unsere Aufmerksamkeit vorzüglich verdienen.

Der Sieg des Heilandes ist eine sehr feurige Ode, welche die Haller'sche Ode über die Tugend, mit der sie dem Äußerlichen nach einige Ähnlichkeit hat, weit übertrifft. Nur scheint uns das Sylbenmaaß unglücklich gewählt zu seyn. Der männliche Abschnitt, darauf ein unmittelbarer Trochäus folgt, nöthigt uns, alle Verse in zwei kleinere abzutheilen, dadurch das Feuer der Ode allzu sehr unterbrochen wird. Welch ein Bild!

Siegreich stand der Held! dicht gerollte Flammen
Schlungen sich zum Kranz um sein Haupt zusammen,
Die der Söhnaltar, da er fallen hieß,
Ihm zum Siegeszeichen ließ.

Welch eine würdige Erdichtung in folgender Beschreibung des Triumphwagens, darauf sein Held einherzieht!

Der vereinte Duft, der seit tausend Jahren
Von dem Opferheerd, wolkigt aufgefahren,
Ward zum Wagen ihm an des Cedrons Strand,
Zum Triumph herabgesandt.

Noch eine vortreffliche Abschilderung:

Unsers Schicksals Buch ward ihm übergeben;
Vor ihm liegt der Tod; nebst ihm steht das Leben;
Macht stützt seinen Arm; Güte ruht bey ihr;
Solchem Fürsten dienen wir.

Der medicinische Patriot hat vortreffliche Stellen, die gedrängt von Gedanken, voll kühner Beschreibungen und tiefsinniger Betrachtungen sind. Bei Gelegenheit des platonischen Lehrsatzes, daß ein Übel in den Theilen dieser Welt nothwendig eine Vollkommenheit im Ganzen befördern müsse, sagt der Dichter:

So hilft die Weisheit nur den Jammer fortzupflanzen,
Sie, die mit öftrer Reu, und doch nicht seltner fehlt.
Was sie vom Schönen zeigt, ist Schönheit nur im Ganzen,
Uns plagt es eben so, wie wahres Übel quält ꝛc.

Eine ſtarke Beſchreibung in der 34ſten Strophe:

Nur dann erſt, wenn der Tod den eiſenharten Rücken
Dem abgenutzten Trieb allmächtig widerſetzt,
Da ſieht der Geiſt, halb frey von ſeines Leibes Stricken,
Die Angeln, die nur ſtets verwundend ihn ergötzt,
Sieht Reu den Schlangenhals um ſeinen Nacken winden,
Und bebt und hofft und ſtirbt; wir erben ſeine Sünden.

Von der knechtiſchen Nachahmung der Franzoſen in der 40ſten Strophe:

Man ahme Frankreich nach! Doch traun! was mag es helfen?
Daß man ein franzes Herz für deutſche Brüſte pacht.
Für Spanier ward es ſchwer, am zärtlichſten für Guelphen,
Für Engelländer ſtark, für Franzen leicht gemacht.
Die Kunſt iſt nicht für uns franzöſiſch liebzukoſen,
Um die vorhin umſonſt der Römer griechiſch ſprach.
Wer Deutſchlands eignen Geiſt, nicht Minen der Franzoſen,
Auf deutſch verſchönern kann, ahmt Frankreich glücklich nach.

Nur ſehr ſelten entwiſchen ihm ganz leere Verſe, als:

Gerecht für andre ſeyn, und züchtig für ſich ſelber,
Lehrſt du (Paulus), ſo lehreſt du, du lehrſt gottſelig ſeyn.

Der Plan von dieſem Gedichte ſcheint uns beinahe poſſierlich. Der Dichter will einen mediciniſchen Vorſchlag thun: wir ſollen die Kinder lieber mit Milch von der Heerde ernähren, wenn die Mutter entweder ſiech oder laſterhaft iſt; und in den erſten zwei Dritteln ſeines Gedichtes widerlegt er die verſchiedne Meinung der Weltweiſen von dem höchſten Gute, und von den Mitteln, dadurch man es erlangen kann. Ziemlich weit ausgeholt!

Weit ausgearbeiteter iſt das 7te Stück, die „ſinnlichen Ergötzungen", an den Hrn. geh. Rath Withof in Berlin. Wir wollen dieſes ſchöne Gedicht etwas näher betrachten, weil wir mit nächſtem vielleicht Gelegenheit haben werden, es mit einem engländiſchen Gedichte, faſt eben dieſes Inhalts, zu vergleichen.

„Die Eintheilung dieſes Werkchens in ſieben Verſuche „iſt bloß willkührlich", ſagt der Verfaſſer in dem angehängten Verzeichniſſe. „Eine Poeſie von dem Umfange in einer ununter„brochnen Zeit zu verfertigen, iſt keine Sache für uns, denen „die Poeſie zu nichts weiter als zur edlen und anſtändigen Er„götzung einer arbeitvollen Jugend gedient hat. Ich habe alſo „oft anfangen und oft wieder aufhören müſſen. Und da dieſes

„zu siebenmalen geschehen ist, so habe ich auch so viele Theile „daraus gemacht." In dem ersten Versuche werden der allgemeine Endzweck der sinnlichen Begierden und ihre Wirkungen überhaupt beschrieben:

Des Himmels noch nicht werth, und doch für ihn gemacht,
Wird der noch leere Mensch in diese Welt gebracht.
Mit Kenntniß soll er hier den Geist noch erst erfüllen,
Begierig lernen seyn, nicht die Begierde stillen.

Wir sollen durch sinnliche Lust und sinnlichen Schmerz gewohnt werden, uns nach dem Guten zu sehnen und das Böse zu verabscheuen:

Begierde kommt von Lust, und Abscheu folgt der Pein —
Dort hebt ein lockend Spiel die Sehnsucht nach dem Guten,
Hier stärkt den trägen Haß die herbe Zucht der Ruthen.

Das Kind erwächst; und wo nun nicht durch die Zucht der Abscheu für das Böse immer mehr gestärkt wird, so wird diese Welt in kurzer Zeit

— — dem Geist zu dürftig werden.
Er reift zu größrer Lust, und wachsenden Beschwerden.
Verschwendung, ihre Magd die Habsucht, und der Wein,
Stürmt in das größre Herz, mit stärkrer Lust hinein.

Der Mensch will die heftigen Begierden durchaus befriedigen; er sehnt sich nach Zufriedenheit, und findet sie nicht; er versucht seine eigenen Kräfte, und findet sie zu schwach:

Er wünschet sich ein Gott, schwärmt hinter alle Sonnen,
Sucht Allmacht, die ihm fehlt; so wird ein Gott ersonnen.

So lehrt uns die Begierde endlich die Tugend kennen, und

Die Unzufriedenheit führt uns *) die Weisheit zu.

Jedoch der Endzweck der Sinne würde nicht so stark in unser träges Herz wirken, wenn nicht innere Kräfte die Empfindung der Lust und des Abscheues erhielten und gleichsam in uns ausbreiteten. Das was ein Sinn gefühlt, das empfindet der ganze Mensch:

---

*) Der Dichter hätte lieber sagen sollen: die Unzufriedenheit führt uns der Weisheit zu, sonst könnte man diese Stelle auf zweierlei Art verstehen; eine kleine grammatikalische Anmerkung!

So fühlt der ganze Menſch den feuerreichen Wein
Und nicht die Naſe nur, und nicht der Mund allein;
So weit verbreitet ſich ein Blick geneigter Schönen;
Das Ohr durchſtrömt uns ganz mit muſikal'ſchen Tönen;
Die ganze Menſchheit tobt, wann nur ein Tröpfchen Gifft,
Nur ein Tarantelſtich den kleinſten Nerven trifft.

Zweiter Verſuch.

Indem die Menſchen alle ſich nach der Zufriedenheit ſehnen, ſo fällt ein Theil derſelben auf das Sinnlichreizende, und glaubt darin ſein Element und die Quelle ſeiner Glückſeligkeit zu finden:

Verſtreute Gott die Luſt, er (der Menſch) ſammelt ſie zu Hauf,
Und ſtellt ein Fratzenſpiel zu ſeinen Götzen auf.
Der Thorheit fehlt es nie an witzigen Erfindern.

Ein Verliebter ſucht alles auf, was in der Natur lieb-reizendes anzutreffen iſt, und ſetzt es in ſeiner Einbildungskraft zuſammen;

Die Schöne, der er lebt, ſchmückt er mit dieſen Schätzen,
Und ſchwört, hier ſoll der Trieb ſich nun zur Ruhe ſetzen.

Nach langer Sehnſucht, nach vielen ausgeſtandenem Ungemach erlangt er endlich den ſchmachtenden Genuß:

Was ihm ſo himmliſch ſchien, der allererſte Kuß,
Dehnt die bedrängte Bruſt, und wickelt ſeine Triebe
Aus tiefen Falten los. Er ſchlingt den Trank der Liebe,
Der Seligkeit gewiß, mit langen Zügen ein.
Unendlich wird der Reiz, die Wolluſt endlich ſeyn.

So betrügt die Wolluſt ſich ſelbſt; ſo betrügen ſich Stolz und Geiz, wenn die Lüſternheit einmal rege wird;

Da wälzt man Luſt auf Luſt Cyclopen gleich zuſammen.

Der ſchlaue Selbſtbetrug giebt dem Laſter die Farbe der Tugenden; und ſo lange es nach Wunſche geht, glaubt man ſeine Glückſeligkeit auf ſichern Grund gebauet zu haben; wenn aber die Hoffnung betrügt, ſo ſchilt man auf Schickſal, Gott und Sterne.

Ein anderer Theil der Menſchen ſieht die Schädlichkeit der ſinnlichen Lüſte ein, und will ſie ganz aus ihrer Bruſt verbannen;

— „Suche nur dein Herz, durch überird'sches Denken,
„Im bodenlosen Meer der Zukunft zu versenken,
„Dein Kerker ist dein Leib, die Welt ein Natternhaus;
„Mein Geist zerfließt in Gott!" ruft Böhmens Schüler aus.

Allein tadeln wir auch nicht des Schöpfers Hände, wenn wir alles, was seine Herrlichkeit verkündigt, keines Anblicks würdigen?

Der Sinnen längste Lust eilt freylich schnell vorbey:
Wer lehrt, daß sie das Ziel des ew'gen Geistes sey? — —
Aus Güte, nicht aus Haß, ist Schönheit, Kunst und Pracht,
Ergötzung zum Gebrauch, und nicht zum Fluch gemacht.

Ein Mensch, der bei äußerlichen Reizen die innere Pflicht aus den Augen setzt, mißbraucht zwar der herrlichsten Güter zu seiner eignen Schande:

Der unsichtbare Geist entläuft dem weisen Zügel;
Doch wenn die Mücke brennt, wer schilt auf Licht und Flügel?

In dem dritten Versuche beschreibt der Dichter die reine Lust der Sinne, die er einst an einem Morgen gefühlt, als er am Ufer der Ruhr spazieren ging. Alle seine Gemälde sind ausgesucht, stark, und dennoch nach der Natur geschildert. Schade! daß unser Ohr öfters durch eine unangenehme Härte im Ausdrucke allzu empfindlich beleidigt wird. Niemals wollen unsere Sinne so sehr geschmeichelt seyn, niemals scheint ihnen die geringste Rauhigkeit so anstößig, als wenn die angenehmen Gegenstände der Natur geschildert werden sollen. Sie fordern alsdann von dem Gemälde eben die sanfte Wirkung, die sie an der liebreichen Natur gewohnt sind. — Wir wollen uns indessen bei den Fehlern unsers Dichters nicht so lange aufhalten, weil sie den meisten Lesern vielleicht mehr in die Augen leuchten werden, als seine vorzügliche Schönheiten.

Welch ein großer Gedanke liegt in folgender Beschreibung!

Wie funkelnd war der Glanz, der durch die Bäume ging,
Und zitternd sich am Rand bethauter Blätter hing! —
Die Sonne quoll hervor, wie Ruh' aus Tugend quillt.

Der Ausdruck „die Sonne quoll" ist hart und ungewöhnlich; allein das folgende vortreffliche Gleichniß macht diesen kleinen Fehler wieder gut:

Du Sonne, wärst mein Gott, wann Gott nicht göttlich wäre.
Ihr Lebens schwangrer Strahl befruchtete den Duft;
Der wallt langsam *auf, umschwemmt mit* der Luft

Begeistrend meine Brust, lag brütend auf dem Grase;
So fuhr des Schöpfers Hauch dem Adam in die Nase.

Die Gedanken: „du Sonne wärst mein Gott" u. s. w. hat Young weit kühner ausgedrückt; „es wäre Sünde von den „Heiden gewesen", sagt er, „wenn sie sie nicht angebetet hätten."

Noch eine sehr feine Erdichtung können wir nicht mit Stillschweigen übergehen. Kurz vorher, ehe sich die Ruhr in den Rhein ergießt, befinden sich in ihrem Bette ziemliche Tiefen. Der Dichter verfolgt den Lauf der jüngern Ruhr, wie sie dem männlichen Strome entgegeneilt:

Dem stolzen Rhein getreu, taucht sie die volle Hüfte
In das geheime Bett nie durchgesehner Klüfte.

Der vierte Versuch handelt von den Ergötzungen des Geschmacks und des Geruchs.

Wer im Genusse der Speisen bedächtlich ist und allen nöthigen Überfluß zu verachten weiß, wer sich durch Mangel, durch den Hunger selbst die Speisen schmackhaft macht; der wird das Nöthige immer mit Wollust verzehren, dem wird kein Überdruß die mäßige Kost vergällen; denn:

Des Schattens todte Nacht muß Bildern, Licht und Leben,
Und Nothdurft jeder Brust die volle Stärke geben.

Umsonst entgeht der Lüsternheit kein Kunststück, den Geschmack der Speisen zu erhöhen; umsonst wünscht sie dem Leibe, wenn er essen soll, die tausend Zungen der virgilischen Fama;

— — Die Schwelgerey, der Götze reicher Zonen,
Säumt nicht den Übermuth mit Ekel zu belohnen.
Nicht nur was theuer ist, nicht was ein fremd Gestirn,
Mit andern Strahlen treibt, nicht nur Fasanenhirn,
Nein, auch einheimischen gesunden Gastereyen
Gab die Natur die Kraft, den Menschen zu erfreuen;
Eh' Welschlands Weichlichkeit in Frankreichs Küche fuhr,
Und Deutschland gleich bethört der Väter Kost verschwur,
Konnt' auch die Zärtliche mit Milch sich frölich machen,
Und ohne Bieberbrüh unekelhaft erwachen.

Der Reiz des Geruchs ist weit stärker, und dem schädlichen Mißbrauche weniger unterworfen. Ein Weiser genießt dieser Lust mit dankbarem Gemüthe;

Wie athmet jener Baum, vom Wasser durchgedrungen,
Sein flüchtig Cedern Öl aus Balsamvollen Lungen;

Aus Erde saugt der Bast, aus Luft und Sonnenschein,
Ein Etwas, mischt es tief in feines Wasser ein;
Das gährende Gemisch gerinnt zu zarten Oelen;
So bauen Pflanzen selbst, sich selbst balsamsche Seelen.
Der Pflanzen Wunderbau bereitet selbst den Duft — —
— — Noch kennt man, wie an Sprüchen
Die Weisen Griechenlands, die Kräuter an Gerüchen.

Wenn es auch eine wollüstige Cleopatra gegeben, die

Sabäisch Balsamöl, mit wiehernden Begierden
Der Lust zum Köder macht;

so kann doch der Übermuth den wahren Nutzen nicht aufheben.

Schon aus der Sünde selbst, läßt sich der Werth vermuthen,
Was gar nichts Gutes hat, das schadet nie dem Guten.

Der fünfte Versuch, von Wein und Liebe.

Hier zeigt sich der Dichter und Philosoph in seiner Stärke; tiefer hat Haller selbst nie in Versen gedacht;

Zu größerm Wohl und Weh, gebiert die Fröhlichkeit,
Vom starken Wein besaamt, die Selbstzufriedenheit. —
Frey von Unmöglichkeit braucht hier kein Wunsch zu fliehen;
Paläste steigen auf, in lichten Phantasien.
Der Geist wird sich zur Welt — — —

Die Betrachtung eines Weltweisen, der, die erstaunliche Wirkung des Weins in unsere Seele zu erklären, beinahe in Versuchung kömmt, die Seele für ein feines materielles Wesen zu halten, verdient ganz hierher gesetzt zu werden:

Mischt sich mit unserm Geist vielleicht der Geist des Weins,
Zwar ehedem getrennt, im Wesen aber eins?
So ist's denn einerley, was in dem Weine spielet,
Was in dem Lichte scheint, und in den Thieren fühlet?
Trägt wo dieselbe Kraft, zum Schlechtern erst verdammt,
Jetzt hier, dann dort vermählt, bald dieß, bald jenes Amt?
Und scheint dann nicht der Mensch, in dem der Wein die Sinnen,
So wie den Geist verstärkt, mehr Seele zu gewinnen?
Wie oder ist der Duft des Weines zu gering,
Und zwischen Leib und Geist, dennoch ein Mittelding?
Muß sich nicht so die Fluth, der wachen Lebensehnen,
Halb für den gröbern Leib, halb für den Geist gewöhnen?
Die in ein Naß zerrinnt, wann sie vom Haupte fließt,
Und in den äußern Leib bewegend sich ergießt;
Dann geistig sich zertheilt, wenn von den äussern Sinnen
In ein Gefühl verdünnt, die Bilder kopfwärts rinnen.

Der Gedanke, der in den letzten fünf Versen enthalten ist, konnte seiner metaphysischen Subtilität halber schwerlich poetischer ausgedrückt werden. Der Dichter läßt den Weltweisen den Wein für ein Mittelding zwischen Geist und Materie halten, und er nimmt die Analogie von dem Nervensafte her, der nach seiner Meinung bald geistig, bald materiell werden muß. Denn er scheint eine körperliche Kraft zu erlangen, wenn er, dem Entschlusse der Seele gemäß, in die Bewegungsnerven fließt, um die äußern Glieder zu bewegen; hingegen scheint er die Natur eines Geistes anzunehmen, wenn er in den Empfindungsnerven die Bilder der äußerlichen Gegenstände in die Seele hinüberträgt. Indessen verlängern die beiden halben Verse: „die in ein Naß gerinnt — Dann geistig sich zertheilt" den Perioden allzu sehr, und machen ihn fast prosaisch; ein Fehler, den der Dichter leicht hätte vermeiden können, wenn ihm das Mechanische der Dichtkunst etwas geläufiger gewesen wäre.

Noch etwas metaphysisches:

Doch wer versteht die Art, Verstehn ist kein Verneinen,
Wie Geist und Körper sich verwandt zu werden scheinen?

Wenn unter diesen Worten: „Verstehen ist kein Verneinen" nicht ein metaphysischer Gedanke verborgen liegt, so ist der Vers vielleicht eben so schwer zu verstehen, als die Vereinigung zwischen Leib und Seele.

Die Beschreibung der Gewalt der Liebe ist sinnreich:

Noch eh' die junge Welt die alten Weine sah,
So bald der Mensch erschien, war schon die Liebe da:
Die untre Schöpferinn, um deren theure Lüfte
Der zum Fantasten wird, und der ein Atheiste.
Wie selig, spricht Aminth, wird die Vernunft berückt,
Wann der Geliebte nur, die Hand der Schönen drückt?
Ein Etwas, eine Kraft, das Mark von allen Kräften,
Dampft durch die zarte Haut aus den erhitzten Säften,
Stark wie ein Lilienduft, sanft wie ein Nelkenstraus,
Unsichtbar wie ein Geist, reich wie ein Strohm heraus.

Der sechste Versuch betrachtet die Ergötzungen der Ohren und der Augen.

Gleich im Eingange lesen wir einen kühnen Machtspruch:

Hat denn kein Weiser noch dieß harte Wort gesprochen,
Daß, wer die Tonkunst haßt, die klärste Harmonie,
Nichts gründlich lieben kann, so wenig als das Vieh?

Eine ſtarke Beſchreibung in der 34ſten Strophe:

Nur dann erſt, wenn der Tod den eiſenharten Rücken
Dem abgenutzten Trieb allmächtig widerſetzt,
Da ſieht der Geiſt, halb frey von ſeines Leibes Stricken,
Die Angeln, die nur ſtets verwundend ihn ergötzt,
Sieht Reu den Schlangenhals um ſeinen Nacken winden,
Und bebt und hofft und ſtirbt; wir erben ſeine Sünden.

Von der knechtiſchen Nachahmung der Franzoſen in der 40ſten Strophe:

Man ahme Frankreich nach! Doch traun! was mag es helfen?
Daß man ein franzes Herz für deutſche Brüſte pacht.
Für Spanier ward es ſchwer, am zärtlichſten für Guelphen,
Für Engelländer ſtark, für Franzen leicht gemacht.
Die Kunſt iſt nicht für uns franzöſiſch liebzukoſen,
Um die vorhin umſonſt der Römer griechiſch ſprach.
Wer Deutſchlands eignen Geiſt, nicht Minen der Franzoſen,
Auf deutſch verſchönern kann, ahmt Frankreich glücklich nach.

Nur ſehr ſelten entwiſchen ihm ganz leere Verſe, als:

Gerecht für andre ſeyn, und züchtig für ſich ſelber,
Lehrſt du (Paulus), ſo lehreſt du, du lehrſt gottſelig ſeyn.

Der Plan von dieſem Gedichte ſcheint uns beinahe poſſierlich. Der Dichter will einen mediciniſchen Vorſchlag thun: wir ſollen die Kinder lieber mit Milch von der Heerde ernähren, wenn die Mutter entweder ſiech oder laſterhaft iſt; und in den erſten zwei Dritteln ſeines Gedichtes widerlegt er die verſchiedne Meinung der Weltweiſen von dem höchſten Gute, und von den Mitteln, dadurch man es erlangen kann. Ziemlich weit ausgeholt!

Weit ausgearbeiteter iſt das 7te Stück, die „ſinnlichen Ergötzungen", an den Hrn. geh. Rath Withof in Berlin. Wir wollen dieſes ſchöne Gedicht etwas näher betrachten, weil wir mit nächſtem vielleicht Gelegenheit haben werden, es mit einem engländiſchen Gedichte, faſt eben dieſes Inhalts, zu vergleichen.

„Die Eintheilung dieſes Werkchens in ſieben Verſuche „iſt bloß willkührlich", ſagt der Verfaſſer in dem angehängten Verzeichniſſe. „Eine Poeſie von dem Umfange in einer ununter„brochnen Zeit zu verfertigen, iſt keine Sache für uns, denen „die Poeſie zu nichts weiter als zur edlen und anſtändigen Er„götzung einer arbeitvollen Jugend gedient hat. Ich habe alſo „oft anfangen und oft wieder aufhören müſſen. Und da dieſes

Die Farbe, ſo vorhin ein todtes Chaos war,
Stellt nun, durchaus belebt, den ganzen Haller dar.

Eben ſo ſchnell eilt er über die Baukunſt weg; und was er davon ſagt, iſt ſchwach und ohne Geiſt. Die moraliſchen Betrachtungen ſind eigentlich ſein Feld, und er weiß ſehr geſchickt die Lücken mit denſelben auszufüllen. Bei Gelegenheit der ſchönen Gebäude, die oft durch Thorheit groß werden, ſagt er:

Das ſtolze Vatican, mit tauſenden Gemächern,
Iſt doch noch viel zu klein, für Frevler eingericht,
Denn ach! die ganze Welt faßt ihren Kummer nicht.

Wir bemerken hier eine Zweideutigkeit; „die ganze Welt faßt ihren Kummer nicht" kann eben ſo wohl von dem Kummer, den ſie leiden, als von dem Kummer, den ſie Andern verurſachen, verſtanden werden. Wie leicht wäre dieſes zu vermeiden geweſen!

Im ſiebenten Verſuche kömmt der Dichter wieder auf allgemeine Betrachtungen des Vergnügens. Sein Plan, der nur auf die eigentlich ſogenannten ſinnlichen Ergötzungen eingeſchränkt iſt, ſcheint ihm nicht verſtattet zu haben, der Dichtkunſt einen Platz darin einzuräumen; allein die Tanzkunſt und die Bildhauerkunſt hätten doch wenigſtens mit Recht zu den ſinnlichen Ergötzungen gehört?

Man wird auch in dieſem letzten Verſuche glänzende Stellen finden, die von dem Genie des Dichters zeugen; allein die Übergänge, auf die der Dichter nirgend die gehörige Sorgfalt gewendet hat, ſind in dieſem Verſuche faſt völlig verabſäumt worden; man lieſt nichts als einzelne ſtarke Züge, die, wenn ſie an den gehörigen Orten angebracht wären, eine gute Wirkung gehabt hätten; als:

Wer will, wird überall nur Ordnung, auch in Sünden,
In Sünden Schönheit ſehn, in Schönheit Freude finden.

— — — —

Noch wird kein ekler Gram ihm (dem Weiſen) den Geſchmack verſchließen.
Wenn auch Ergötzungen in ſeine Sinne fließen,
Er ſchämt ſich ſtets ein Kind, nicht, ſtets ein Menſch zu ſeyn.

Wir haben uns vielleicht allzu lange bei dieſem Gedichte aufgehalten; allein es geſchah theils der Vergleichung halber, die wir zwiſchen unſerm Withof und einem engländiſchen Dichter anzuſtellen verſprochen; und theils weil dieſes Gedicht die Denkungsart des Dichters am meiſten verräth, und weil wir uns vorgenommen

oder auch Rückfall der Menſchheit gar wohl beſtehen, ja zuweilen nothwendig verbunden ſeyn.

Die Glückſeligkeit hat eine dreifache Ausmeſſung: eine Extenſion, eine Intenſion und eine Protenſion. Je mehr Güter, je ſtärker und je länger ſie genoſſen werden, deſto größer iſt die Glückſeligkeit. Wenn wir alſo die Güte der Staatsverfaſſung berechnen wollen, ſo müſſen wir nicht auf ihre Dauer allein ſehen. Eine Verfaſſung von kürzerer Dauer kann der Beſtimmung des Menſchen, und alſo auch den Abſichten der Vorſehung angemeſſener, und der Glückſeligkeit zuträglicher ſeyn, als eine ſchwächere von der längſten Dauer. Hätten die Griechen und Römer nicht lieber wie die Beduinen leben ſollen? Nein! Fortgang zu höheren bürgerlichen Vollkommenheiten war hier Zweck der Vorſehung, Beſtimmung dieſer Menſchen; alſo auch der Glückſeligkeit dieſer Menſchen angemeſſener, als jenes einfältige nomadiſche Leben, das einige Jahrtauſende hindurch der Glückſeligkeit der Beduinen zuträglich ſeyn kann. Allein was half es? Mußten nicht Griechen und Römer am Ende unter Barbaren ſinken?

Wer? Sicherlich nicht jene großen Männer, die in der Geſchichte glänzen und uns noch jetzt zum Muſter dienen. Jene Blumen der Schöpfung ſind nicht umſonſt hier auf Erden verblüht. Sie haben einen Wohlgeruch hinterlaſſen, der uns jetzt noch behaglich iſt; und ſie ſelbſt dauern als Früchte vielleicht in einem höheren Zuſtande der Vollkommenheit immer noch fort. Aber ihre Verfaſſung hat einen Rückfall leiden müſſen. Die Kinder fanden nicht mehr dieſelbe Gelegenheit zur Kraftübung, nicht mehr denſelben Widerſtand, auch nicht mehr dieſelbe Aufmunterung. Die Lage der Sache hatte ſich verändert, und mit ihr auch die Beſtimmung der einzelnen Menſchen. Hier war Rückfall der Menſchen nothwendig, und alſo Zweck der Vorſehung. Auch die Geſundheit hat ihre Protenſion; und ſie iſt deſto größer, je länger des Menſchen Leben erhalten wird. Aber wer wird deswegen in ſeiner Diät bloß auf Protenſion ſehen? Wir alle würden unſer Leben um ein Merkliches verlängern können, wenn wir die Vermehrung unſerer Lebenstage das einzige Ziel unſerer Beſtrebungen ſeyn ließen.

Der allgemeine Plan der Vorſehung, die Beſtimmung des Menſchen in ihrer größten Allgemeinheit, umfaßt alle mögliche Staatsverfaſſungen, ja alle Zuſtände des menſchlichen Lebens in

Ihm warf ein Ahornbaum gekühlte Schatten zu — —
Er sange lächelnd froh, in wunderbaren Tönen,
Und Phädon hörte zu, vom allgemeinen Schönen ꝛc.
— — — — — —

Licht! Schönheit! höchster Plan! Natur! selbständig Wesen!
Geist! oder was du dir für Namen sonst erlesen;
Beweger! Tugend! Kraft! Du, die in allem lebt!
Wie stark bist du? wie groß? Wie vielfach ausgegossen?
Auch ich bin deiner Art und aus dir hergeflossen,
Und flüß' in dich zurück, wann sich mein Geist erhebt.
Ach! ich bescheide mich und decke meine Blöße;
Um dich allein gefall' ich mir.
Nur bloß ein Theil der ungeheuren Größe,
Ein Theil, jedoch ein Theil von dir.

* * *

Ganz herrlich, ewig jung, nie fähig zum Veralten,
In täglich sterbenden, stets werdenden Gestalten,
Bleibst du das, was du warst, stets voll und immer neu.
Hier treten Wesen auf, dort gehen Wesen unter,
Du tilgst und zeugest stets; stets wirkend und stets munter,
Sorgst du, daß jeder Tod ein Brunn des Lebens sey.
Dort schwindt die flüchtige Pracht, der abgelebten Floren;
Doch Floren folgt Pomona nach:
Und jene wird von dieser neu gebohren,
Das Grabmahl wird ein Brautgemach u. s. w.

* * *

Rühmt, Unersättliche, des Reichthums schwere Bürde!
Was ist das Flittergold vor Schimpf erkaufter Würde?
Was bringt die Wollust doch in falschen Erndten ein?
Wie fällt es hier so schwer, nicht stets aus Furcht zu wachen?
Noch schwerer, durch Verdienst des Glücks sich werth zu machen,
Am schwersten, fromm im Glück, im Unglück froh zu seyn.
Wo so viel Böses schreckt, bleibt das geringe Schöne
Noch kaum der mindsten Mühe werth;
Schau Phädon! schau wie Griechenlandes Söhne
Ihr Fall, noch mehr ihr Glück beschwert!

Zuletzt folgt ein kurzes Gedicht auf die Freundschaft und ein Abschied von der Dichtkunst, Gedichte, darin er dem Jüngling, der nach ihm wird dichten wollen, einige Lehren giebt. Wir wollen folgende Strophe daraus anführen:

Den Geist muß Helle dir, und Rom den Wohlklang zeigen,
Und Frankreich, wie man sie verneut,
Denn mache dir den Schatz der Britten eigen,
Den deutscher Fleiß den Dichtern leiht.

dieſem Werke gewachſen ſeyn will, muß freilich etwas mehr als die hebräiſche Grammatik inne haben; er muß mit der Erkenntniß der Sprache einen ſichern philoſophiſchen Geſchmack verbinden, und das Genie verſchiedener Völker gegen einander zu halten und zu unterſcheiden wiſſen. Wir getrauen uns zu behaupten, daß man beides an unſerm Robert Lowth nicht vermiſſen wird. Das Werk, das wir hier anzeigen, enthält vier und dreißig Vorleſungen, die er auf der hohen Schule zu Oxford über die Dichtkunſt der Hebräer gehalten hat, und in welchen ſich durchgehends mehr Geſchmack und Kenntniß der Schönheiten als pedantiſche Gelehrſamkeit zeigt. Er hält ſich eben ſo wenig bei grammatikaliſchen Grübeleien, als bei unnützen kritiſchen Diſtinctionen auf; er geht gerades Weges auf den Geſchmack, und weiß ihn in allen Arten von Schönheiten jederzeit feſtzuſetzen.

Sein Werk iſt zu wichtig, als daß wir uns mit einer kurzen Anzeige begnügen könnten; wir wollen ihm alſo Schritt vor Schritt folgen und, ſo weit es unſere Abſicht erlaubt, dem Leſer einen vollſtändigen Begriff von dieſer wohlgerathenen Schrift zu machen ſuchen.

Die erſte Lection handelt von dem Nutzen und Endzweck der Dichtkunſt. Man glaubt insgemein, ſagt Lowth, die Abſicht der Dichtkunſt ſei, nützlich zu ſeyn, oder zu ergötzen, oder auch beides zugleich zu verrichten; er aber hält den Nutzen für die letzte Abſicht derſelben, und das Vergnügen für ein Mittel, dadurch ſie ihren Endzweck erreicht. Man kann alſo ſagen: die Dichtkunſt ſtiftet Nutzen vermittelſt des Vergnügens, das ſie uns gewährt. Hierin liegt der Unterſchied zwiſchen dem Dichter und dem Weltweiſen. Beide wollen unterrichten; aber jener bringt ſeine Lehren deutlich, tief und bündig, dieſer hingegen angenehm, geſchmückt und zierlich vor. Jener zeigt uns den nächſten und kürzeſten Weg zur Tugend und Wahrheit; dieſer hingegen führt uns auf anmuthige Nebenwege, ohne dennoch ſeines Zieles zu verfehlen. Ja er behauptet ſogar, man müſſe den Gedichten einen größern Nutzen einräumen, als den philoſophiſchen Schriften, weil ſie angenehmer ſind (welcher Satz aber unſers Erachtens einer großen Einſchränkung bedarf). Die Schüler des Epikurs werden gewiß Lucrezens Gedicht öfter und mit mehr Vergnügen geleſen haben, als die Schriften eines Catius Amafanius oder ihres Lehrmeiſters ſelbſt. Die Epopee iſt vorzüglich geſchickt, Empfindungen der Tugend in uns rege zu machen. Wer iſt ſo

wenn wir den Einfluß bedenken, den ſie in den Glauben und in das Heiligthum der Religion hat. Ihr Urſprung ſelbſt iſt nirgend anders, als in der Religion zu ſuchen. Das menſchliche Gemüth läßt ſich natürlicherweiſe von hohen, kühnen und feurigen Ausdrückungen einnehmen, beſonders wenn es in Freude oder Verwunderung begriffen iſt. Was war aber geſchickter, die noch nicht verderbten Menſchen in eine von dieſen Leidenſchaften zu ſetzen, als die Begriffe von einem gütigen Weſen und allmächtigen Schöpfer? Was iſt wahrſcheinlicher, als daß das erſte Gedicht nichts anders als der Ausbruch eines vom Lobe des Schöpfers entzückten Gemüths geweſen iſt?

Die 2te Lection zeigt den Inhalt des ganzen Werks, und die Ordnung, in welcher die Materien auf einander folgen ſollen. — Aller übrigen Künſte Anfang iſt klein, und beſchäftigt ſich mit geringſchätzigen Dingen. Die göttliche Dichtkunſt hingegen erſcheint in ihrer erſten Grundlage ſchon in ihrer Vollkommenheit. Sie iſt kein Werk der Menſchen, das nach und nach zunimmt, ſondern gleichſam vom Himmel gekommen; und gleich nach ihrer Geburt hat ſie ihre völlige Reife erlangt. (Dieſes Lob wird der Verfaſſer ſelbſt, wie wir glauben, für übertrieben halten.) Man merke überhaupt, daß faſt überall in der heiligen Schrift die Prophezeiungen in einer beſtimmten Versart und richtigem Metro abgefaßt ſind, worin ſich die Begeiſterung in ihrer völligen Stärke ausnimmt. Die erhabenſten Dinge, die alle menſchlichen Begriffe überſteigen, ſollten auch mit einem göttlichen Äußern begleitet werden. — Man hat auf dreierlei zu ſehen, wenn man die Schönheiten unterſuchen will, die in der heiligen Schrift vorkommen: 1) auf die Sache ſelbſt, und auf die Anlage, Ordnung und Einrichtung derſelben, die nach den verſchiedenen Arten von Gedichten verſchieden ſeyn müſſen; 2) auf den Ausdruck oder Styl; darunter ſind begriffen: erhabene und feurige Gedanken, wohlangebrachte Sittenſprüche, ſchöne und mannigfaltige Figuren, wie nicht weniger die Kraft, der Nachdruck und die Zierlichkeit der Worte ſelbſt; und endlich 3) auf die Annehmlichkeit und Harmonie des Gedichts, die nicht nur das Ohr ergötzen, ſondern, die Sachen ſelbſt vortrefflich auszudrücken und die Leidenſchaften zu erregen, vieles beitragen können.

Die 3te Lection, von dem hebräiſchen Metro. Dieſe Unterſuchung hat vielen Gelehrten ſchon vergebene Mühe gemacht,

und Lowth wäre sie gern übergangen, wenn es der Poesie nicht wesentlich wäre, daß der Dichter ein bestimmtes Metrum beobachten müsse, davon er nicht abweichen darf, ohne vieles von seiner Schönheit zu verlieren. Es ist vielfältig darüber gestritten worden, ob die Hebräer ein bestimmtes Sylbenmaaß gehabt haben. Lowth bejahet es, und bedient sich der Beweise, die von Don Isaak Abrabanell und von andern jüdischen Lehrern angeführt werden. Diese sind erstlich diejenigen Gedichte, da die Anfangsbuchstaben den Zeilen oder Strophen (vermuthlich, um dem Gedächtnisse zu Hülfe zu kommen) in alphabetischer Ordnung auf einander folgen; alle diese Zeilen sind gleichsam abgemessen und zwischen bestimmte Gränzen eingeschränkt, dergestalt, daß Wort auf Wort und fast Sylbe auf Sylbe paßt, wenn sie eine unter die andere geschrieben werden. Es sind ferner die kühnen Abweichungen von den gewöhnlichen Regeln, die öfters in einem Capitel allzu häufig vorkommen, als daß sie für bloße Ausnahmen gehalten werden könnten; dergleichen sind Worte, die um eine Sylbe verkürzt oder verlängert worden; gewisse Partikeln, von welchen man es merkt, daß sie der gebundenen Rede eigen sind; fremde Worte und ungewöhnliche Redensarten, dadurch nicht nur der Numerus vollständig wird, sondern auch die Harmonie erhöht, und dem Styl gleichsam eine neue Farbe angestrichen wird. Alle diese Freiheiten verunzieren ein prosaisches Werk; aber der poetischen Begeisterung stehen sie sehr wohl an, und man weiß, wie glücklich sich die griechischen Dichter dieselben zu Nutze gemacht haben. Indessen ist aus denjenigen Gedichten, deren Zeilen sich durch Anfangsbuchstaben unterscheiden, zu ersehen, daß nicht alle Verse von einerlei Länge sind. Die kürzesten bestehen aus sechs bis sieben Sylben, und die längsten enthalten ihrer ungefähr zweimal so viel. Doch sind sich die Verse eines und eben desselben Gedichts nicht sehr ungleich; und sie endigen sich durchgehends da, wo sich der völlige Sinn schließt. Von der Beschaffenheit ihres Sylbenmaaßes hingegen läßt sich nichts gewisses bestimmen. Diese Sprache, die schon seit mehr als zweitausend Jahren zu den todten Sprachen gehört, ist seit der Zeit so sehr veraltet, daß wir jetzt in vielen Fällen nicht einmal die Anzahl der Sylben, aus welchen die Worte bestehen, geschweige denn ihr Zeitmaaß und ihre Quantität bestimmen können; und die Natur der Sache leidet es nicht, daß man je eine sichere Kenntniß darin *zu erlangen hoffen* kann.

Indeſſen haben die hebräiſchen Dichter etwas eigenes, davon man bei den griechiſchen und römiſchen Dichtern gerade das Widerſpiel findet. Wir haben oben ſchon berührt, daß ſich der Sinn in allen hebräiſchen Gedichten mit den Verſen völlig ſchließt; dadurch wird ein jedes Gedicht gleichſam von ſelbſt in die gehörigen Perioden, und die Perioden größtentheils wiederum in zwei Verſe abgetheilt. Dieſes iſt ein eigener und allgemeiner Charakter der hebräiſchen Gedichte, dadurch ihr Numerus vermuthlich eine ungemeine Annehmlichkeit erlangt haben muß. Die Gedichte der Hebräer erhalten auch durch dieſe Eigenſchaft den Vorzug vor den griechiſchen und römiſchen Gedichten, daß man den poetiſchen Geiſt ſelbſt in einer Überſetzung noch immer erkennt, wenn ſie nur genau nach den Worten eingerichtet iſt. Sofern nur die Ordnung und die Abtheilung der kurzen Sprüche, daraus ihre Poeſie größtentheils beſteht, nicht verrückt werden, ſo zeigen ſich allenthalben

disjecti membra poetae.

Die Überſetzungen, die man davon in einigen lebendigen Sprachen hat, beſtätigen dieſes zur Genüge.

Zweiter Theil.

Die 4te Lection unterſucht den Urſprung, Gebrauch und Charakter des paraboliſchen Styls (משל).

משל bedeutet einen ſpruchreichen, figürlichen und erhabenen Ausdruck. In dieſen drei Eigenſchaften liegt das Weſen des poetiſchen Styls, der ſich im Hebräiſchen vorzüglich durch häufige Figuren, und überaus kühne Züge von der Proſa unterſcheidet. Das älteſte Gedicht, das in der heiligen Schrift angetroffen wird, iſt die Rede Lamechs an ſeine Weiber; und ſo dunkel ſie auch immer iſt, weil man die Gelegenheit nicht weiß, bei welcher ſie gehalten worden, ſo iſt dennoch aus der Conſtruction, aus der Abtheilung der Diſtichen, und aus den Parallelſprüchen, die in einem jeden Diſtichon auf einander paſſen, zu erſehen, daß es ein Gedicht ſei. Noahs Fluch auf ſeinen Sohn Cham, und der Segen, den er ſeinen übrigen Kindern giebt, auch überhaupt Iſaaks, Jakobs und aller Patriarchen letzter Segen, den ſie ihren Kindern gaben, alle Stellen, die in der heiligen Schrift aus gewiſſen, jetzt unbekannten poetiſchen Schriften angeführt werden; ſind ebenfalls an dieſen Eigenſchaften für Ge-

dichte zu erkennen. Man sieht hieraus, daß diese Dichtungsart weder vom Mose, noch vom jüdischen Volke erfunden worden, sondern gleichsam die erste Frucht des menschlichen Genies gewesen sei, welche nachher sowohl die Hebräer, als die übrigen orientalischen Völker angenommen haben. Die vornehmste Eigenschaft der hebräischen Gedichte ist die spruchreiche Schreibart. Man findet sehr viel erhabene, sehr viel figürliche Stellen darin; aber der Reichthum an Sprüchen wird nirgend vermißt. Sie sind allenthalben kurz, feurig und nachdrücklich, zwischen bestimmte Gränzen eingeschlossen, gehäuft, unter verschiedenen Gestalten gezeigt, und durch Gegensätze erläutert. Diese Eigenschaft giebt der hebräischen Poesie öfters eine ungemeine Zartheit, öfters auch Kraft und einen erhabenen Schwung, dadurch das Gemüth immer in Bewegung erhalten, und gleichsam von Welle zu Welle fortgetrieben wird.

Die 5te Lection, von dem figürlichen Styl. Ein Ausdruck ist figürlich, wenn ein oder mehr Worte oder Bilder, die mit andern von ihrer Art eine Ähnlichkeit haben, entweder an ihre Stelle gesetzt, oder sie zu erläutern angewendet werden. Wenn die Ähnlichkeit nur mit wenigen Worten gleichsam angezeigt wird, so heißt die Figur eine Metapher; wird sie ausgeführt, eine Allegorie; werden die verglichenen Bilder aber ausdrücklich gegen einander gehalten, so heißt die Figur ein Gleichniß. Auch die Prosopopöie ist eine Art von einer kühnen Metapher, weil man erdichteten und leblosen Geschöpfen eine Person und Handlung, wirklichen Personen aber eine wahrscheinliche Rede zuschreibt.

Bei der Metapher hat man auf zweierlei zu sehen: 1) auf die Ähnlichkeit der mit einander verwechselten Bilder, darauf die Metapher beruht; 2) auf die Schönheit, die dadurch erhalten wird, wenn ein Bild statt des andern gesetzt wird. Will man also die Metapher gründlich abhandeln, so muß erstlich die Beschaffenheit der poetischen Bilder überhaupt, und die Art, wie sich die hebräischen Dichter derselben bedient haben, untersucht werden.

Die ganze Natur ist gleichsam ein Wald von Gegenständen und mannigfaltigen Gestalten, daraus sich der Dichter den Stoff holt, seine Bilder auszuschmücken. In diesem weitläuftigen Bilderſaale stechen diejenigen, die in unsere Sinne wirken, am meisten hervor. Die Bewegungen der Seele und ihre in-

neren Empfindungen ſind deutlicher, aber eben deswegen weniger lebhaft. Unter den Bildern, die uns von den Sinnen zugeführt werden, ſind diejenigen abermals die ſtärkſten, die vermittelſt der Farben in unſere Augen wirken. Der Dichter wird ſich alſo am meiſten mit dieſer letzten Art von Bildern beſchäftigen, weil die lebhafteſten zu ſeinem Endzwecke am dienlichſten ſind. Ferner laſſen ſich alle Bilder aus vier beſondern Quellen herleiten. Sie ſind entweder 1) aus natürlichen Dingen, oder 2) aus ſittlichen, künſtlichen, und im gemeinen Leben vorkommenden Sachen, oder 3) aus heiligen Sachen, und endlich 4) aus Begebenheiten und geſchehenen Sachen hergenommen.

Die 6te Lection. Von poetiſchen Bildern, die aus natürlichen Sachen hergenommen ſind. Der poetiſche Ausdruck muß deutlich ſeyn, ohne ins Niedrige zu fallen, ſagt Ariſtoteles. Gemeine und alltägige Redensarten ſind deutlich, aber auch ſeicht. Ein Poet, der Figur auf Figur häuft, ſeine Bilder weit herholt, und fremde und ungewöhnliche Redensarten braucht, wird erhaben, aber unverſtändlich. Nimmt man in der heiligen Schrift diejenigen Stellen aus, bei welchen unſere Ohren vielleicht allzu verzärtelt ſind, die orientaliſche Kühnheit zu vertragen, oder wo die Sachen ſelbſt, von welchen die Bilder hergenommen werden, längſtens untergegangen ſind; ſo muß man über die Deutlichkeit erſtaunen, die mitten aus den kühnſten Figuren und bilderreichſten Beſchreibungen, damit die heiligen Gedichte angefüllt ſind, noch jetzt hervorleuchtet. Die Urſache von dieſer ſeltenen Erſcheinung iſt dieſe. Erſtlich haben die hebräiſchen Dichter ihre Bilder und Gleichniſſe aus gemeinen, leichten und faſt Jedermann bekannten Dingen hergenommen, wodurch der verglichene oder figürlich vorgetragene Gedanke eine ungemeine Deutlichkeit erlangt hat. Zudem haben ſie einem jeden Bilde eine ſichere und beſtimmte Bedeutung zugeeignet, davon ſie nachher ſelten abgewichen ſind. So wie in der gemeinen Sprache ein jedes Wort einen beſtimmten Sinn ausdrückt, ſo hat in dem paraboliſchen Styl der heiligen Dichtkunſt ein jedes Bild ſeine beſtimmte Bedeutung, dergeſtalt, daß ihre Parabeln zuſammengenommen gleichſam eine neue Sprache ausmachen. Endlich bedienen ſie ſich ſolcher Bilder mit mehrerer Freiheit, welche in dieſem figürlichen Verſtande zu ihren Zeiten angenommen und durch den Gebrauch bekannt geworden ſind. Dieſe Anmerkungen werden durch Exempel erläutert.

Ferner sind die Bilder, deren sich die heiligen Dichter bedient haben, von einer solchen Beschaffenheit, daß sie gewissermaßen der Natur ihres Landes, und der Weltgegend, welche sie bewohnt haben, eigen gewesen sind. Schwere und plötzlich einbrechende Landplagen werden von den heiligen Dichtern fast durchgehends als überschwemmende Gewässer vorgestellt, und diese traurigen Bilder hatten sie öfters vor Augen. Der Jordan trat jährlich aus seinen Ufern und verheerte das benachbarte Land, wenn er von dem zerschmolzenen Schnee angeschwollen war, der plötzlich von umliegenden Gebirgen stromweise herunterstürzte. Es ist merkwürdig, daß diese, den heiligen Dichtern so gewöhnliche Metapher im Hiob, darin sie dem Inhalte nach sehr oft vorkommen könnte, nicht mehr als ein oder zweimal nur gleichsam berührt wird. Der Verfasser dieses Gedichts muß eine ganz andere Gegend vor Augen gehabt haben. Die Meinung der Gelehrten, die ihn für einen Araber halten, scheint der Wahrheit am nächsten zu kommen, wie aus derjenigen Stelle abzunehmen ist, da Hiob (c. 6, 15—20.) seine Freunde mit einem betrüglichen Flusse vergleicht. Die ganze Stelle ist mit Schilderein angefüllt, die aus den dürren arabischen Gegenden hergenommen zu seyn scheinen.

Eine besondere Art von Bildern ist den hebräischen Dichtern eigen. Zwei von den berühmtesten Gebirgen in Palästina waren der Libanon und der Carmel. Der erste war durch seine ungemeine Höhe sowohl, als die Menge und die Größe der auf ihm gestandenen Cedern geschickt, ein Sinnbild der Macht und der Majestät vorzustellen; dieser hingegen war reich an Ölbäumen, Weinstöcken und übrigen fruchttragenden Bäumen, und stellte sich dem Auge als das vollkommenste Bild der Annehmlichkeit und reizenden Schönheit vor. Dieser beiden Gebirge haben sich die heiligen Dichter sehr oft bedient, die entgegengesetzten Begriffe von Macht und Schönheit auszudrücken. Salomon eignet dem Libanon eine männliche Würde, und dem Carmel eine weibliche Schönheit zu. Libanon wird gebraucht, den Zustand des Volks und der Kirche (s. Jes. 33, 9 und 35, 2.), die Einwohner zu Jerusalem (Jes. 10, 34.), den Tempel (Hesek. 11, 1.) anzudeuten; Carmel hingegen wird gebraucht, einen Überfluß, einen Reichthum, eine Zierde oder eine Schönheit auszudrücken. Wenn sich also die hebräischen Dichter hier auch etwas erlauben, was kein Grieche oder Römer hätte wagen dürfen; so hat diese Frei-

heit dennoch der Deutlichkeit des Ausdruckes nichts entzogen, weil ihre kühnſten Gleichniſſe gemein, bekannt und durchgehends eingeführt geweſen ſind.

Die 7te Lection. Von den Bildern aus dem gemeinen Leben. Allhier werden die Beſchreibungen und Gemälde vertheidigt, die uns für die Würde der hebräiſchen Dichter allzu niedrig ſcheinen. Wir müſſen unſer gekünſteltes und faſt unnatürliches Leben nicht mit der einfältigen, freien und in allen Ständen gleichen Lebensart der alten Hebräer vergleichen. Beſchäftigungen, die uns jetzt niedrig und ſklaviſch ſcheinen, waren damals den Vornehmſten unter dem Volke nicht unanſtändig. Wenn wir nicht unbillige Richter ſeyn wollen, ſo müſſen wir ſie nach ihren Gewohnheiten, nach ihren Zeiten, und nach allen den Umſtänden beurtheilen, in welchen ſie gelebt haben. (Hat man nicht auch in den griechiſchen und römiſchen Gedichten viel unanſtändiges zu finden geglaubt, bloß weil man ſo unvorſichtig geweſen iſt, ſie nach unſern Sitten zu beurtheilen?) Aus einer Menge von vortrefflichen Exempeln, die Lowth zur Beſtätigung dieſes Satzes anführt, wollen wir uns begnügen das kürzeſte zu wählen. Jeſaias vergleicht (c. 63, 1.) das Strafgericht Gottes mit einer Weinkelter; und die Umſchreibung dieſes an ſich einfältigen Gleichniſſes iſt in der Urſprache ſo prächtig und ſo erhaben, daß ſie faſt unmöglich in einer andern Sprache würdig genug ausgedrückt werden kann:

Wer kömmt von Edom daher,
Mit röthlichen Kleidern von Bozra?
Der iſt geſchmückt in ſeinem Gewande,
Und tritt einher mit großer Gewalt.
„Ich, der Gerechtigkeit liebet,
„Ein Meiſter zu helfen.
Warum iſt dein Gewand roth,
Und deine Kleider wie eines Treters der Kelter?
„Ich trat die Kelter allein,
„Und von den Völkern keiner mit mir.
„Ich zertrat ſie in meinem Zorne,
„Und zerquetſchte ſie in meinem Grimme;
„Da ſpritzte ihr Saft auf mein Gewand,
„Da wurden alle meine Kleider beſudelt.

(Wir haben uns in der Überſetzung dieſer Stelle etwas genauer an den Text gehalten, weil Lowth ohne Noth davon abgewichen zu ſeyn ſcheint. Ein Exempel von dem ungemeinen Nachdrucke der hebräiſchen Worte ſei hier das Wort חֲמִיץ.

Wir haben es gegeben durch röthliche; allein es bedeutet eine röthliche Farbe, die von einer gegohrnen Säure entstanden ist; — ein Umstand, der, wenn es möglich gewesen wäre, in der Übersetzung nicht hätte ausgelassen werden sollen.)

Die 8te Lection. Von den Bildern aus den heiligen Sachen. In natürlichen und aus dem gemeinen Leben hergenommenen Sachen haben die Hebräer vieles eigen, aber auch vieles mit andern Völkern gemein. In heiligen und die Religion betreffenden Sachen hingegen gehört ihnen alles eigen zu; und die Bilder, die daraus hergenommen sind, müssen bei denjenigen sehr vieles verlieren, die von ihren Gesetzen, Ceremonien und Gebräuchen nicht hinlänglich unterrichtet sind. Unser Verf. macht hier eine umständliche Beschreibung von dem andächtigen Leben der alten Hebräer, und von dem Einflusse, den die Religion in ihr Thun und Lassen gehabt hat. Er rettet dadurch verschiedene Stellen in den heiligen Dichtern, die uns niedrig und unanständig scheinen dürften, nach dem wahren hebräischen Genie aber ungemein erhaben und nachdrücklich sind. Unter andern gehört hierher der 38ste Psalm, wo der göttliche Dichter sein beklemmtes und von vielen heftigen Gemüthsbewegungen gedrängtes Herz vor dem Herrn ausschüttet, und über Krankheit, Wunden, Beulen und heftige Schmerzen klagt. Wer sich nur einigermaßen mit den hebräischen Ausdrückungen bekannt gemacht hat, der wird leicht begreifen, daß der Dichter hier nichts anders als die Wirkungen der Reue beschreiben will, die sein Innerstes nagt und ihn alle Arten von heftigen Schmerzen fühlen läßt. Man hat die Frage aufgeworfen, mit welcher Krankheit der göttliche Dichter damals mag behaftet gewesen seyn? Allein es ist eben so ungereimt, nach dem Namen dieser Krankheit, als nach dem Namen des Flusses zu fragen, in welchen er gestürzt sei, als er sagt: alle deine Wellen fahren über mich weg.

Die 9te Lection. Von den Bildern aus der heiligen Geschichte. Wenn die hebräischen Dichter eine große wunderbare Begebenheit beschreiben wollen, so pflegen sie die Bilder dazu aus ihrer uralten Geschichte, und aus andern großen Begebenheiten, die sich lange Zeit vorher zugetragen hatten, herzunehmen. Die heilige Schrift fängt sich mit dem Chaos und der Schöpfung an; und die Dichter bedienen sich dieser Bilder, so oft sie den Umsturz oder die Einrichtung eines Staats besingen wollen. Dadurch erhebt sich der Styl, und erlangt einen kühnen prophe-

tiſchen Schwung, der ihn in unſern Augen ehrwürdig macht. Wenn einem Lande der Untergang gedrohet wird, ſo malen ſie ihr Geſicht mit ſolchen Zügen, als wenn die ganze Natur bereit wäre, in das vorige Chaos zurückzufallen. Die ganze Erde iſt öde und die Himmel ſcheinen nicht mehr. Die Berge erbeben, und die Höhen fallen durch einander. Der Carmel wird zur Wüſten (ſ. die 6te Lection) und ſeine Städte verheert, von dem Angeſichte Gottes und ſeinem brennenden Zorn (Jer. 50, 23.). Wenn den Iſraeliten hingegen die Erlöſung verkündigt wird, ſo heißt es (Jeſ. 51, 15. 16.):

Und ich bin Jehova, dein Gott,
Der das Meer (*) ſtillet, wenn ſeine Wellen brauſen;
Jehova der Heerſcharen iſt ſein Name.
Ich lege mein Wort in deinen Mund,
Und ſchütze dich unter dem Schatten meiner Hand,
Die Himmel zu pflanzen, die Erde zu gründen,
Und zu Zion zu ſagen: du biſt mein Volk.

Oder (ebendaſ. v. 3.):

Denn Gott tröſtet Zion,
Tröſtet alle ihre öden Plätze;
Machet ihre Wüſten wie Eden,
Und ihre einſame Thäler, wie die Paradieſe Gottes.
Da findet man Freude darin,
Dank und der Lieder Geſang.

Die 10te Lection. Von der Allegorie. Es giebt drei verſchiedene Arten von Allegorie. Sie iſt entweder eine etwas länger fortgeſetzte Metapher, und hiervon findet man häufige Exempel in den heiligen Dichtern, als welche ſich ſelten mit einer

*) So erklärt Lowth dieſen Vers. Seine Auslegung paßt ſehr wohl auf die Gedanken, ob wir gleich geſtehen, daß die Worte eben ſo leicht einen gerade entgegengeſetzten Sinn haben könnten. רגע bedeutet ſowohl ſtillen, beruhigen, als auch ſpalten, wie aus vielen ähnlichen Stellen der heiligen Schrift zu beweiſen iſt. Es kann alſo auch heißen: der das Meer ſpaltet, daß ſeine Wellen brauſen. Ja aus einer ähnlichen Stelle im Hiob (26), da es nothwendig heißen muß: mit ſeiner Macht theilte er das Meer, kann unwiderſprechlich bewieſen werden, daß unſere Erklärung die richtigſte ſei. Ganz unnatürlich ſcheint uns aber die Bedeutung dieſes Worts, die man in den Relationibus de libris novis vom Jahr 1754 aus einer Ähnlichkeit mit einem gewiſſen arabiſchen Worte ableiten will, da רגע ſo viel heißen ſoll, als revertere. Wenigſtens leidet dieſes Wort in keiner einzigen ähnlichen Stelle dieſe geſuchte Auslegung.

kleinen Anspielung begnügen, und öfters eine ganze Folge von Gedanken in Bildern ausdrücken. Die zweite Art von Allegorie kann im eigentlichen Sinne eine Parabel, oder mit dem Aristoteles eine Fabel genannt werden. Sie besteht in einer erdichteten Erzählung, die allenthalben auf die Wahrheit eine gewisse Anspielung hat. Die hebräischen Dichter, und vornehmlich Hesekiel, haben sich dieser Art von Allegorie sehr häufig bedient. Eine von ihren vornehmsten Eigenschaften besteht darin, daß das Bild dazu aus einem bekannten und verständlichen Gegenstande hergenommen seyn muß, damit die Bedeutung faßlich sei und desto heller in die Augen leuchte. Die hebräischen Dichter haben dieses vollkommen geleistet. Sie bedienen sich entweder solcher Bilder, die an und für sich selbst deutlich sind, oder wenigstens solcher, denen sie allenthalben einerlei Bedeutung zuschreiben. Ein falscher Weinberg (Jes. 5, 1—7.), ein unfruchtbarer Weinstock, den man der Flamme übergiebt (Hesek. 19, 10.), bezeichnet die Undankbarkeit des Volks. Die Ceder, die auf Libanon grünet, in die Höhe schießt und ihren Wipfel in die Wolken verbirgt, endlich aber umgehauen wird und auf dem Boden liegt (Hesek. 31.), stellt die Majestät und den Fall des egyptischen Königs so vortrefflich vor, daß sie kein Maler besser auf der Leinwand hätte ausdrücken können.

Es ist aber nicht genug, daß das Bild deutlich und angemessen ist; es muß auch schön seyn. Die Absicht des Dichters ist nicht nur, den Gegenstand gut zu treffen, sondern vornehmlich, ihn auszuschmücken und von seiner schönsten Seite zu entwerfen. Wenn die hebräischen Dichter hierwider in einigen Stellen gefehlt zu haben scheinen, so muß man, bevor man sie verurtheilt, zuerst wohl überlegen, ob die Sachen, von welchen sie die Bilder entlehnt, nicht erst nach der Zeit ihre Würde und zugleich ihre Annehmlichkeit verloren haben, nachdem andere Sitten, andere Gebräuche und eine ganz andere Lebensart ist eingeführt worden. Eine besondere Eigenschaft dieser zweiten Art von Allegorie ist, daß die Wahrheit nicht mit in die Erdichtung, oder die Sache, auf welche die Anspielung geschieht, mit in das Gleichniß kommen muß. Hierin ist sie von der ersten Art unterschieden, in welcher die Allegorie nicht durch das ganze Argument ausgeführt wird. Jene schließt einen solchen Übergang von der Vergleichung auf die verglichene Sache, und von dieser auf

jene, gar nicht aus. Wenn der Pſalmendichter Israel mit einem Weinſtocke vergleicht, ſo ſagt er:

Aus Ägypten entführſt du den Weinſtock,
Vertreibeſt Völker, und pflanzeſt ihn ein.
Du räumeſt vor ihm weg u. ſ. w.

Allhier geht der Dichter wechſelsweiſe von dem Weinſtocke auf das Volk, und von dem Volke auf den Weinſtock über. Hingegen führt Jeſaias (5, 1—7.) eben dieſelbe Vergleichung nach der zweiten Art aus, und miſcht nichts von dem Gegenſtande in die Vergleichung.

In der 11ten Lection wird die dritte Art von Allegorie beſchrieben, die der Verf. die myſtiſche Allegorie nennt. Sie beſteht in einer Rede, die einen zweifachen Sinn hat, die auf zwei Begebenheiten deutet, welche ſich an verſchiedenen Orten, zu verſchiedenen Zeiten zugetragen, und gar nichts mit einander gemein haben. Man nennt eine von dieſen zweifachen Bedeutungen den wörtlichen, und die andere den myſtiſchen Verſtand. Die Allegorie iſt der Prophezeiung eigen und hat ihre ganz beſondern Regeln. Weil ſie aber ſo ſchwer zu entwickeln ſind, und überhaupt die ganze Unterſuchung mehr zur Auslegung der Propheten, als zur Zergliederung ihrer Schönheiten beiträgt; ſo wollen wir den Raum für ſolche Materien erſparen, welche näher zu unſrer Abſicht gehören.

Die 12te Lection. Von den Gleichniſſen. Die Gleichniſſe dienen entweder, die vorhabende Sache zu erläutern oder zu bereichern; oder ſie ſind bloß zur Abwechslung und zum Vergnügen da. Die von der erſten Art müſſen deutlich, bekannt und der Sache angemeſſen ſeyn. Es iſt aber nicht nöthig, daß ſie erhaben, ſchön und prächtig ſeyn müſſen; wenn nur die Ähnlichkeit leicht in die Augen fällt, ſo iſt das Gleichniß ſchon geſchickt, die Abſicht zu erfüllen, den Gegenſtand deutlicher zu machen. Es iſt bekannt, daß ſich Homer und Virgil bei ſolcher Gelegenheit öfters ſehr niedriger Gegenſtände zu ihren Gleichniſſen bedient haben; und der Prophet Jeſaias (10, 14.) läßt den König der Aſſyrier, der ſich ſeiner Siege mit Ungeſtüm rühmt, ſagen:

Meine Hand ergriff der Völker Gut, wie ein Neſt,
Und wie man verlaſſene Eier einſammelt;
Alſo ſammlete ich Länder ein.

Und keines regte den Fittich,
Und keines öffnete mit Piepen *) den Mund.

Die Vergleichungen von der zweiten Art erfordern gerade das Gegentheil hiervon. Sie müssen, wenn sie die Sache bereichern oder erheben sollen, prächtig, groß, schön, nicht allzu gemein seyn; sie brauchen hingegen auch nicht immer anpassend zu seyn. Sie sollen zur Deutlichkeit nichts beitragen. Die Absicht des Dichters ist nur, die Erhabenheit des Gegenstandes anzuzeigen, und dem Leser, vermittelst der Gleichnisse, zu verstehen zu geben, es fehle ihm an eigentlichen Worten, die Größe des Gegenstandes in seinem ganzen Bezirke zu umschreiben.

Die griechischen und römischen Dichter hatten eine Menge fabelhafter Erdichtungen in Bereitschaft, dadurch sie ihre Bilder bereichern und ihre Begriffe personificiren konnten. Allein der göttlichen Dichtkunst wäre dieser poetische Kunstgriff unanständig gewesen; daher haben die hebräischen Dichter ihre Bilder aus der Natur selbst hernehmen müssen. Die dritte Art von Gleichnissen hält gleichsam das Mittel zwischen der ersten und der zweiten; sie ist nicht so niedrig als jene, aber auch nicht so erhaben als diese, und beschäftigt sich bloß mit anmuthigen und ergötzenden Bildern, um den Leser eine Zeit lang angenehm zu unterhalten. Soll des Lesers Gemüth angenehm beschäftigt werden, so müssen ihm entweder zwei Gegenstände zur Vergleichung vorgelegt werden, die sich, überhaupt genommen, ähnlich, insbesondere betrachtet aber, in einigen Stücken von einander unterschieden sind; oder solche, die im Gegentheil, überhaupt betrachtet, nichts mit einander gemein haben, darin man aber dennoch eine Ähnlichkeit bemerkt, wenn sie genauer untersucht werden (d. h. man muß den Leser entweder ähnliche Dinge von einander unterscheiden, oder verschiedene Dinge mit einander vergleichen lassen, man muß seinen Witz oder seine Scharfsinnigkeit üben). Daher sind diejenigen Gleichnisse von der dritten Art die vollkommensten, welche von der verglichenen Sache, überhaupt betrachtet, völlig unterschieden sind, in einigen Umständen aber mit derselben etwas ähnliches haben. Diese sehr feine Anmerkung erläutert unser Schriftsteller durch ein Exempel aus dem Virgil

*) So niedrig dieses Wort im Deutschen klingen mag, so hat man doch kein anderes, das hebräische צפצף auszudrücken.

und verschiedene aus der heiligen Schrift. Wir müssen uns aber der Kürze halber begnügen, ein einziges aus dem Jesaias (45, 10.) anzuführen. Der Prophet vergleicht die göttliche Gnade mit einem fruchtbaren Regen. Die Sachen sind verschieden, aber die Ähnlichkeit in den Theilen leuchtet in die Augen:

So wie der Regen fällt,
Und der Schnee vom Himmel,
Der nicht dahin zurückkehrt,
Bis er die Erde befruchtet,
Befruchtet und sprossen gemacht;
Bis er den Säenden Saamen gereicht, und den Essenden Brod;
So ist das Wort, das aus meinem Munde gehet;
Es kehret nicht müßig zu mir zurück,
Es verrichte denn, was ich gewollt,
Und vollführe glücklich, was ich befohlen.

Wir müssen hier abbrechen, und einige schöne Anmerkungen von der Natur der hebräischen Gleichnisse übergehen, wenn wir nicht die ganze sehr lesenswürdige Lection übersetzen wollen.

Die 13te Lection. Von der Prosopopöie. Man hat oben berührt, daß es zwei Arten der Prosopopöie gebe; denn man eignet entweder erdichteten oder leblosen Dingen Person und Handlung zu, oder man legt einer wirklichen Person eine erdichtete Rede in den Mund. Von der ersten Art treffen wir vortreffliche Beispiele in der heiligen Schrift an. Die hebräischen Dichter haben dieses mit den römischen und griechischen Dichtern gemein, daß sie öfters allgemeine abstracte Begriffe mit vielem Nachdrucke redend einführen. Was kann erhabener, prächtiger und zugleich zierlicher seyn, als die Stelle, da Salomon (Spr. 8, 27—31.) die Weisheit sich den Menschenkindern empfehlen läßt?

Als er die Himmel bereitete, da war ich zugegen,
Als er über den Abgrund einen Kreis gezeichnet,
Als er den Äther oben befestiget ꝛc. *)

Die hebräischen Dichter wagen diese Figur öfters sehr kühn, aber auch sehr glücklich, sogar bei solchen Dingen, von welchen

*) Eine vortreffliche Nachahmung von dieser Prosopopöie findet man in einem Sendschreiben des Rabbi Jedajah an den Rabbi Salomon ben Adereth, darin die Vortrefflichkeit der Weltweisheit sehr weitläuftig und in dem erhabensten orientalischen Styl abgehandelt wird; von welchem Sendschreiben wir vielleicht bei einer andern Gelegenheit reden werden.

man sich fast gar nicht bereden kann, daß ihnen Leben und Empfindung zukommen könnte. Folgendes lebhafte Gespräch (Jerem. 18, 6. 7.) ist unter andern von dieser Art:

O, wie lange noch, Schwerdt Gottes! wirst du nicht ruhen?
Kehr' in die Scheide zurück, harre und raste allda.
„Wie kann es rasten, da ihm Gott den Befehl gab?
„Nach Askalon hin, und über die Gestade des Meers hat er es verheißen.

Die zweite Art der Prosopopöie, nämlich wenn wirklichen Personen eine wahrscheinliche Rede in den Mund gelegt wird, ist nicht so kühn und so voller Begeisterung als die vorige. Allein eben deswegen, weil sie der Wahrheit näher kömmt, giebt sie der Sache mehr Gewicht, Autorität und Glaubwürdigkeit. Auch hiervon findet unser Schriftsteller vortreffliche Exempel in den Gedichten der heiligen Schrift. Debora führt in ihrem Gedichte die Mutter des Feldherrn Sissera redend ein, welche, indem sie ihren Sohn schon allzu lange erwartet, endlich voller Ungeduld zwischen Furcht und Hoffnung schwebt. Sie sieht durch das Fenster und ruft aus:

Warum scheuet sich sein Wagen zu kommen?
Warum säumen die Schritte seines Gespannes?

Die weisen Matronen, welche sie begleiten, sprechen ihr Trost ein; und sie selbst scheint sich zu bedenken und wieder Muth zu fassen. Sie können nichts anders als einen gewissen Sieg erwarten, und freuen sich dessen ganz zuversichtlich zum voraus. Was glaubt man aber, daß sie von diesem eingebildeten Triumphe erwähnen? Irgend die Niederlage der Feinde, die Menge der Gefangenen oder die Tapferkeit des Siegers? Nein! sie reden ihrem Charakter gemäß. Sie überschlagen das Gold, die Kleinodien und die Sklavinnen, die man ihnen zuführen wird, weil sich ihre Eitelkeit auf diese Dinge am meisten zu gute thut. Die Dichterinn schließt mit einer erhabenen und unerwarteten Apostrophe:

So sollen alle deine Feinde verderben, o Jehova!

Die 14te Lection. Von dem Erhabenen im Ausdrucke. Das Erhabene liegt entweder in dem Ausdrucke oder in den Gedanken. Zwar müssen Ausdruck und Gedanken allezeit übereinstimmen, eine wahre Erhabenheit auszumachen; allein der Bequemlichkeit halber soll von jedem insbesondere gehandelt wer-

den. Der Verf. erklärt die Eigenschaften des poetischen Ausdrucks überhaupt, durch welche er sich von dem gemeinen und prosaischen unterscheidet; und kömmt endlich auf die merklichen Kennzeichen, daran in der hebräischen Sprache Poesie und Prosa von einander unterschieden werden. Nichts ist planer, deutlicher und ungeschmückter, als ihre ungebundenen Reden; nichts hingegen erhabener, feuriger, körnichter und bilderreicher als ihre Poesie. Wenn man den historischen Theil des Hiobs gelesen hat und die gebundene Rede zu lesen anfängt, so ist es nicht anders, als wenn man plötzlich in eine andere Sprache gerathen wäre. Ganz andere Redensarten, ein anderer Ausdruck, andere Wendungen, andere Gedanken, kurz! alles scheint sich auf einmal erhöht, und zu einer Würde emporgeschwungen zu haben, die uns in Bewunderung setzt. Die Zergliederung, welche Lowth hier von der ersten Rede des Hiobs macht, verdiente ganz hierher gesetzt zu werden, wenn es die Gränzen, die wir uns bei diesem Auszuge vorgeschrieben haben, zulassen wollten.

Die 15te Lection. Von dem Erhabenen im Ausdrucke. Der Unterschied zwischen der hebräischen Poesie und ihrer Prosa bleibt auch alsdann noch eben so merklich, wenn in beiden einerlei Gegenstand bearbeitet wird. Man lese die sehr nachdrückliche Rede, die Moses (5. Buch 28—32.) an das Volk gehalten hat, darin er sie die Gesetze Gottes heilig zu halten vermahnt, und ihnen die entsetzlichen Strafen vorstellt, welche sie zu erwarten haben, wenn sie solche übertreten; man lese nachher eben dasselbe Argument in seinem göttlichen Gedichte (das. c. 32.); so wird der Unterschied in den Gedanken, in den Bildern, in der Anlage und Ordnung, und in der Einkleidung sogleich in die Augen leuchten. Die Anmerkungen, die der Verf. hier über zwei gewöhnliche Figuren in der hebräischen Sprache, die Verwandelung der Personen und der Zeiten, macht, beziehen sich allzu genau auf dieß Eigenthümliche dieser Sprache. Wir haben diese Verwandelungen in unsern Übersetzungen der angeführten Exempel größtentheils beibehalten, und lieber deutsche Ohren ein wenig beleidigen, als von der hebräischen Heftigkeit allzu sehr abweichen wollen.

Die 16te Lection. Von dem Erhabenen in den Gedanken. Das Erhabene in den Gedanken entspringt entweder aus einer innern Hoheit der Seele, und glücklichen Kühnheit, Begriffe zusammenzusetzen, oder aus dem heftigen Triebe eines von star-

ken Leidenschaften bewegten Gemüthes. In Ansehung der grossen Würdigkeit und Erhabenheit der Begriffe thun es die hebräischen Dichter allen andern zuvor. Die Macht Gottes, seine Gerechtigkeit, die Unendlichkeit seiner Gnade, und die unermeßliche Weisheit seiner Rathschlüsse sind in keiner Sprache so oft und so würdig besungen worden, als in der hebräischen. Man hat die ungekünstelte Erhabenheit nicht genug bewundern können, mit welcher der heilige Geschichtschreiber die Schöpfung des Lichts beschreibt (1. Buch 1, 3.):

Da sprach Gott: es werde Licht! und es ward Licht.

Kann die unumschränkte Idee der göttlichen Allmacht besser concentrirt, oder durch die weitläuftigste Umschreibung vortrefflicher ausgedrückt werden, als hier in sechs Worten geschieht? Der Psalmendichter muntert die Geschöpfe zu dem feierlichsten Lobe des Herrn auf, und spricht (148, 5.):

Sie sollen preisen den Namen Jehova,
Denn er befahl, und sie wurden geschaffen.

Und wiederum (33, 9.):

Denn er sprach, und es wurde;
Er befahl, und es stund da.

Eben denselben Gedanken findet man etwas ausführlicher im Hiob (38, 4—11.) und im Jes. (40, 12.)

Ganz anders verhält es sich hingegen, wenn die göttlichen Eigenschaften abgesondert, und nicht in Absicht auf ihre Wirkungen, dadurch sie sichtbar werden, beschrieben werden sollen. Hier scheint sich die nachdenkende Seele in die Tiefe des Gegenstandes zu verlieren; vergebens strengt sie alle ihre Kräfte an, den weiten Umfang mit ihren Begriffen zu umfassen; und aus dieser mißlungenen Arbeit selbst schließen wir auf die unendliche Größe des Vorwurfs. Die Bilder, deren sich die heiligen Dichter bei einer solchen Gelegenheit bedienen, sind dem Gegenstande zwar nicht angemessen genug, allein sie enthalten alles, was in der Natur großes angetroffen wird:

Deine Gnade, Jehova! reichet in die Himmel,
Deine Wahrhaftigkeit in die Wolken.
Deine Gerechtigkeit, wie die Berge Gottes,
Deine Urtheile, eine unabsehliche Tiefe.
(Ps. 34, 6—7.)

Noch erhabener ist folgende Beschreibung, worin ausdrücklich an-

gedeutet wird, daß alle menſchliche Begriffe zu eingeſchränkt ſind, die Unendlichkeit der göttlichen Eigenſchaften zu umfaſſen:

Willſt du die Geheimniſſe Gottes ergründen?
Willſt du des Allmächtigen Vollkommenheit erforſchen?
Die Höhe der Himmel! was kannſt du ausrichten?
Tiefer als die Hölle! was kannſt du erkennen?
(Hiob 11, 7—9.)

Wir müſſen hier abermals abbrechen, und einige Exempel einer ungemeinen Erhabenheit übergehen, die unſer Verf. aus den Büchern Moſes, aus den Pſalmen und aus dem Hiob anführt. Zuletzt rettet er die heiligen Dichter von einer Beſchuldigung, die Longin dem Homer zur Laſt legt, und welche von einigen unbedachtſamen Leſern auch auf die Dichter der alten Hebräer gezogen werden könnte. Longin ſagt, Homer habe ſeine Götter zu Menſchen, und vielleicht zu noch niedrigern Geſchöpfen als Menſchen gemacht. Allein Homer hat ſeinen Göttern Schwachheiten zugeſchrieben, die gar nicht allegoriſch ausgelegt werden können, im eigentlichen Verſtande aber ungereimt und gotteslästerlich ſind. Wenn die heiligen Dichter hingegen göttliche Dinge mit menſchlichen Farben zeichnen, ſo giebt ſich die Allegorie ſogleich von ſelbſt zu erkennen. Man merkt es, daß ſie genöthigt waren, für menſchliche Ohren ſich menſchlich auszudrücken; und der Verſtand kann ohne Mühe Schatten von Wirklichkeit, und den äußern Anſtrich von Wahrheit unterſcheiden.

Die 17te Lection. Von dem Erhabenen der Affecten. So wie der Urſprung der Dichtkunſt in den heftigen Gemüthsbewegungen zu ſuchen iſt, ſo erreicht ſie auch ihren Endzweck alsdann am beſten, wenn ſie Affecten ausdrückt, und dadurch Affecten erregt. Alle Nachahmungen können uns bloß als Nachahmungen ſchon gefallen; das Gemüth wird aber niemals ſo ſehr bewegt, als wenn Affecten nachgeahmt werden. Ein jeder Affect iſt eine innere Wirkung unſers Geiſtes, eine Bewegung, welche in uns ſelbſt entſteht; daher muß ſie uns mehr rühren, als die Vorſtellung von andern Dingen, die uns nicht ſo nahe angehen.

Der Endzweck der Dichtkunſt iſt, wie man in der erſten Lection geſehen hat, vermittelſt des Vergnügens, das ſie uns gewährt, nützlich zu ſeyn; und die durch eine glückliche Nachahmung erregten Affecten können in einem höhern Grade nützlich ſeyn und Vergnügen gewähren; ſie können nützlich ſeyn, wenn ſie

von der Beschaffenheit sind, daß sie mit der Natur und mit der Wahrheit übereinstimmen, d. i. wenn sie uns das Gute zu lieben, und das Böse zu verabscheuen antreiben. Ein Dichter, der wider diese Vorschrift handelt, mißbraucht seine Kunst auf eine sehr schimpfliche Weise.

Allein die durch die Kunst erregten Affecten sind auch überaus angenehm. Selbst solche Gemüthsbewegungen, die ihrer Natur nach unangenehm sind, werden in der Nachahmung von einem ungemeinen Vergnügen begleitet, welches theils von der Nachahmung selbst, theils von der Vergleichung herrührt, die wir zwischen unserer Glückseligkeit und Anderer Elend anstellen. Größtentheils aber entspringt dieses Vergnügen aus einem innerlichen moralischen Gefühle. Es ist dem Menschen eine gewisse natürliche Großmuth angeboren, die seine Eigenliebe einschränkt, und ihn antreibt, an dem Schicksal anderer Menschen Theil zu nehmen. Es ist billig, anständig und dabei angenehm, sich über Anderer Wohlergehen zu erfreuen, und sich über ihr Elend zu betrüben, Gütigkeit und Großmuth zu lieben, und Grausamkeit und Unmenschlichkeit zu verabscheuen. (Wer sieht hier nicht, daß sich Lowth selbst widerspricht? Wie kann die Vergleichung unsers Wohlergehns mit Anderer Elend angenehm seyn, wenn uns eine gewisse Großmuth angeboren ist, vermöge welcher wir uns selbst gleichsam in unsern Nebenmenschen fühlen? Wie können also die beiden Ursachen, die er von der Annehmlichkeit der nachgeahmten Affecten angiebt, mit einander bestehen? Allein man denkt allzu unedel von diesem Vergnügen, wenn man seinen Ursprung einer fast grausamen Eigenliebe zuschreibt; ein innerliches Gefühl widerspricht der Behauptung einiger Gottesgelehrten, welche glauben, das Vergnügen über unsere Glückseligkeit würde vermehrt werden, wenn uns der Spiegel eines ewigen Elendes vorgehalten würde, in welchem unsere Nebenmenschen seufzen.)

Kaum wird es nöthig seyn, die Anwendung von diesen Betrachtungen auf die heilige Dichtkunst zu machen. Sie erregen die angenehmsten und heftigsten Leidenschaften in uns, aber sie lassen die Leidenschaften immer nach dem besten und würdigsten Endzwecke abzielen. Wenn sie uns in Verwunderung dahin reißen, so geschieht es zum Lobe der Gottheit; wenn sie Freude, Hoffnung und Liebe in uns erregen wollen, so führen sie uns auf die Betrachtung der göttlichen Gnade, auf seine Verheißungen und unendliche Barmherzigkeit; und sollen wir erschrecken,

uns fürchten oder betrüben, so stellen sie uns unsere Sünden, unsere Hartnäckigkeit und die unausbleiblichen göttlichen Strafen vor:

Heulet, denn des Herrn Tag ist nahe;
Wie eine Verwüstung vom Allmächtigen kömmt er daher;
Darum werden Aller Hände matt seyn,
Und aller Menschen Herz zerschmelzen.
Sie werden erschrecken, Angst und Weh kömmt sie an,
Und ihnen ist bange, wie einer Gebärerinn.
Ein Mann wird sich vor seinem Freund entsetzen,
Und ihr Angesicht ist flammenroth.
Siehe! der Tag Gottes, er kömmt!
Grausam und zornig und grimmig,
Das Land wüste zu machen,
Und die Sünder vertilgt er daraus.
Denn die Gestirne am Himmel und ihre Planeten
Streuen ihr Licht nicht mehr aus.
Die Sonne ist finster im Aufgange,
Und der Mond verbreitet seinen Glanz nicht mehr.
Ich will die Bosheit auf Erden bestrafen,
Und der Gottlosen Sünden.
Ich will den Hochmuth der Stolzen unterdrücken,
Und die Hoffart der Gewaltigen erniedrigen:
Daß ein Mann theurer sei als gediegen Gold,
Und ein Mensch als Stücken aus Ophir u. s. w.
(Jes. 13, 6.)

Der dritte Theil: von der prophetischen Dichtkunst.

(aus Bd. 1. Stück 2. der Bibl. der sch. Wiss. 1761. S. 269—297.)

Wir wollen von dieser Abhandlung nur den Inhalt der Lectionen kürzlich anzeigen, weil sie nicht so sehr zu unsern Absichten gehört, ob wir gleich sonst gestehen, daß sie sehr viel lesenswürdiges enthalte.

In der 18ten Lection wird bewiesen, daß die meisten Schriften der Propheten in gebundener Rede abgefaßt sind. Es herrscht in ihren Wahrsagungen eben der Geist, eben die Schreibart und eben die Construction, dadurch sich alle übrige Poesien der heiligen Schrift unterscheiden. Zuletzt wird die genaue Verwandtschaft der Wahrsagung mit der Dichtkunst gezeigt, und einige Orakelsprüche aus der heidnischen Geschichte, welche gleichfalls in gebundener Rede abgefaßt sind, angeführt.

In der 19ten Lection wird bewiesen, daß die prophetische

Dichtkunst auch spruchreich sei. Die Hymnen der alten Hebräer wurden von zwei Chören gegen einander gesungen; daher es denn gekommen, daß sich ihre Perioden in parallele Verse abtheilen lassen, die sich größtentheils genau auf einander schicken.

Die 20te Lection beschreibt den allgemeinen Charakter der propheтischen Dichtkunst. Mit diesem werden die Propheten Jonas und Daniel, wie nicht weniger einige Stellen aus den übrigen Propheten verglichen, und ihre Schreibart nach genauer Prüfung entweder für prosaisch oder für Gedichte von einer andern Art gehalten.

In der 21ten Lection werden die besondern Charaktere der Propheten, und was ein jeder derselben eigenes hat, untersucht. Jesaias geht sowohl in der Ordnung, als in dem innern Werthe allen übrigen vor. Er ist erhaben, zierlich und voller Nachdruck. Dem Jeremias fehlt es zwar an diesen Eigenschaften nicht; allein seine Gedanken sind nicht so hoch, seine Sprüche nicht so gedrängt, und er scheint mehr zu gelindern und wehmüthigern Affecten aufgelegt zu seyn. Hesekiel ist nicht so zierlich als Jeremias, aber in der Erhabenheit kömmt er fast dem Jesaias bei. Er ist wüthend, tragisch gewaltig und voller Heftigkeit. Diesen dreien Propheten wird unter den hebräischen Dichtern der Rang gegeben, in welchen man den Homer, Simonides und Äschylus bei den Griechen zu setzen gewohnt ist. Hingegen können die Orakel der Griechen mit den prophetischen Gedichten der alten Hebräer gar nicht in Vergleichung gesetzt werden; indem die wenigen Sprüche, die von ihnen noch übrig sind, so mittelmäßig sind, daß sie, gegen die hebräischen gehalten, gar nicht verdienen, in Betrachtung zu kommen. In der vierten Ekloge des Virgils glaubt unser Schriftsteller vieles von dem prophetischen Geiste angetroffen zu haben, den wir in den wahren Propheten für unnachahmlich halten; und er hält dieses Gedicht für dunkler und unverständlicher, als man insgemein zu glauben pflegt.

Die 22te Lection, von dem Ursprunge und der Beschaffenheit der hebräischen Elegie, und besonders von den Klageliedern des Jeremias. Die Elegie ist eine Art von Gedichten, in welcher durchgehends der Ton der Klagen und der Traurigkeit herrscht. Sie scheint unter den Hebräern bei Gelegenheit der feierlichen Leichenbegängnisse, die bei ihnen Sitte waren, entsprungen zu seyn. Die Angehörigen des Erblaßten folgten mit Weinen und Trauern *hinter der Leiche her*, und gaben ihre

wehmüthigen Empfindungen durch ungekünstelte Thränen zu erkennen. Die Stimme des wahren Trauerns ist einfach, kläglich, abgebrochen, und mehr ein bloßes Winseln als eine ordentliche Rede.

Ach Vater! ach Vaterland! ach Priamus Haus!

ruft Andromache in der Tragödie aus. Eben so kläglich trauert in der heiligen Geschichte der König David um seinen Sohn Absalom, den er, seines Ungehorsams ungeachtet, dennoch zärtlich liebt:

Ach mein Sohn Absalom! Ach Absalom, mein Sohn! mein Sohn!

dieses ist die Sprache der ungekünstelten Natur.

Wenn aber die Staatskunst mit an unsern Empfindungen Theil hat; wenn es die Umstände erfordern, daß nicht nur das volle Herz für sich selber ausbrechen, sondern auch Andere zu gleichen Empfindungen einladen und allen Anwesenden Thränen auslocken soll; so erhebt die Elegie ihre Sprache, und drückt die Empfindungen der Wehmuth nachdrücklicher, pathetischer und geschmückter aus. So weint eben derselbe König bei dem Grabe Abner's, dessen Tod er, gewisser politischer Umstände halber, an dem Thäter nicht rächen kann. Er erhebt seine Stimme, und alles Volk weint mit ihm:

So ist denn Abner gestorben, wie ein Schalk stirbt?
Deine Hände waren nicht sklavisch gebunden,
Deine Füße nicht in ehrne Fesseln gesetzt.
Du trautest schmeichelnden Worten, und fielest,
Wie vor Buben ein Redlicher fällt.

Und alles Volk weinte abermals mit ihm.

Es war auch bei den Hebräern gebräuchlich, daß sie gewisse Leute dazu bestellten, hinter den Leichen her zu klagen. Man ließ dieses meistens von Weibern verrichten, weil das weibliche Geschlecht, seiner natürlichen Weichlichkeit halber, zum Kläglichen mehr aufgelegt zu seyn scheint. Die Lieder, die sie bei solcher Gelegenheit absangen, wurden von Flöten begleitet. Sie waren mit einigem Fleiße ausgearbeitet, aber doch so, daß sie von der Natur nicht allzu weit abwichen. Die Sprüche waren kurz, kläglich, pathetisch, aber nicht allzu geschmückt. Nach diesen Mustern scheinen alle Elegien der alten Hebräer ausgearbeitet zu seyn. Die Klagelieder des Jeremias sind die vortrefflichsten, die wir in dieser Art aufzuweisen haben.

Das ganze Werk besteht aus 5 Theilen. In dem ersten, zweiten und vierten redet der Poet, oder führt Jerusalem redend ein. In dem dritten redet das Chor der Juden, unter einer einzigen Person vorgestellt, wie solches auch bei den Griechen üblich gewesen. Der fünfte Theil ist eine Art von Epilogus.

Die Anfangsbuchstaben der Perioden in den ersten vier Theilen gehen in alphabetischer Ordnung fort, welche Gewohnheit von den orientalischen Dichtern allezeit beobachtet zu werden pflegt, wenn ihre Gedanken, oder die Materien, die sie abhandelten, nicht genug zusammenhingen.

Die Verse sind in diesen Elegien fast um die Hälfte länger als in allen übrigen hebräischen Gedichten. Sie bestehen größtentheils aus zwölf Sylben, wenige ausgenommen, die entweder nicht so viel, oder zwei und vielleicht drei Sylben mehr haben. Doch kann dieses in der Ungewißheit, darin wir wegen der Anzahl der Sylben stehen, nicht genau genug bestimmt werden. Es scheint indessen, daß dieses längere Sylbenmaaß der hebräischen Elegie eigen gewesen sei.

Der Inhalt dieses Gedichtes ist die Einäscherung des heiligen Tempels, der Untergang des jüdischen Königreichs, und die Wegführung des Volks. Der Prophet bedauert das Elend seines Vaterlandes so wehmüthig und so rührend, daß unser Verfasser sein Gedicht für das vollkommenste Muster von Elegien hält, die jemals gemacht worden sind. Was kann poetischer und rührender seyn, als die Beschreibung der blühenden Stadt, der Fürstinn der Völker, die jetzt als eine Wittwe sitzet, einsam, betrübt, verlassen, von ihren Freunden, und von ihren Angehörigen selbst verrathen! Vergebens breitet sie die Hände aus und fleht um Hülfe; da ist Keiner, der sie tröstet. Oder was kann beweglicher seyn, als diese sanfte und wehmüthige Klage?

Euch rührt das nicht, die ihr vorübergehet? O schauet! sehet!
Ob irgend ein Schmerz sei, wie mein Schmerz, der mich getroffen,
Da mich Gott voll Jammers macht, am Tage seines grimmigen Zorns.
Darum weine ich so; mein Auge, mein Auge fließt von Wasser,
Denn der Tröster ist von mir entfernt, der meine Seele erquicke.
Nun sind meine Kinder dahin, denn ach! es sieget der Feind.
(c. 1, 12. 16.)

Die 23te Lection. Von den übrigen hebräischen Elegien. Man findet weit mehr Exempel von dergleichen vortrefflichen

Elegien in der heiligen Schrift. Alle pathetiſche Reden Hiobs ſind, wenn ſie aus dem Zuſammenhange genommen und einzeln betrachtet werden, vollkommene Elegien; und ein großer Theil der Pſalmen kann zu dieſer Art von Gedichten gerechnet werden. Der 42. Pſalm hat alle Kennzeichen einer wahren Elegie, und unterſcheidet ſich beſonders durch einen Rhythmus, der mit dem Rhythmus in den Klageliedern des Jeremias eine merkliche Ähnlichkeit hat. Den Beſchluß von dieſer Lection macht eine Überſetzung der Trauerode Davids auf den Tod des Königs Saul und ſeines Sohnes Jonathan, in ſehr ſchönen lateiniſchen Verſen.

Die 24te Lection. Von didactiſchen Gedichten. Zu alten Zeiten hatten alle Völker die Gewohnheit, durch Sprüche zu lehren. Ihre Weisheit war damals noch nicht in Ordnung gebracht, und ihre Wiſſenſchaft nicht nach den Regeln der Kunſt ausgeführt; daher ſtanden die größten Geiſter auf, und trugen alles, was ſie wußten oder durch lange Erfahrung herausgebracht hatten, gleichſam in einen kurzen Auszug zuſammen, um das Volk von ihren Grundſätzen zu unterrichten, die ſie ihnen mehr anzurathen, als durch Beweiſe einleuchtend zu machen ſuchten. Um ihnen aber dieſe Vorſchriften nicht allzu ſtreng und unangenehm vorzutragen, wurden ſie in kurzen und ſinnreichen Sätzen ausgedrückt, mit kleinen Annehmlichkeiten geſchmückt, mit Figuren, Bildern und Gleichniſſen durchwirkt, wodurch die Gemüther des rauhen Volks zum Beſten der Tugend eingenommen wurden. Bei den Hebräern iſt dieſe Lehrart beſtändig im Schwange geweſen. Von dieſer Gattung ſind die vortrefflichen Sprüche Salomons, in welchen größtentheils eine zierliche, erhabene und vollkommen poetiſche Schreibart herrſcht; und der Prediger Salomons, welcher ſowohl der Einrichtung als dem Ausdrucke nach von den Sprüchen ſehr unterſchieden iſt. Es herrſcht eine ſo ungemeine Dunkelheit in dieſer Schrift, daß man weder von der Abſicht, noch von der Dispoſition der Theile in derſelben etwas gewiſſes beſtimmen kann. Die Schreibart iſt ganz ſonderbar, gemein, öfters ausſchweifend, aber niemals poetiſch. Zwei Gedichte von dieſer Art gehören mit zu der hebräiſchen Dichtkunſt, ob wir ſie gleich jetzt nicht anders als griechiſch leſen: der Spruch, welcher von einem Enkel des Verfaſſers aus der hebräiſchen Sprache überſetzt iſt; und die Weisheit Salomons, welche von einem Juden als eine Nachahmung der Sprüche Salomonis

abgefaßt worden. Da die hebräische Urschrift jetzt verloren ist, so hat Lowth einen Versuch gemacht, aus der griechischen Übersetzung die Urschrift zu errathen; und in der Probe, die er davon liefert, ist ihm dieses Unternehmen ziemlich gelungen. Sein Ausdruck ist größtentheils vollkommen hebräisch, und nur an einigen Stellen sind ihm kleine Sprachunrichtigkeiten, oder matte und ungewöhnliche Redensarten entwischt. Wer aber das Genie der hebräischen Sprache nur ein wenig kennt, der wird leicht den Unterschied einsehen zwischen der ungekünstelten Schreibart eines Lowth, und dem geschraubten, räthselhaften Styl eines Professors in Helmstädt, der vor einiger Zeit hebräische Oden herausgegeben hat.

Die 25te Lection. Von der Ode; der erste Charakter der hebräischen Ode. Die Ode ist nichts anders als der Ausbruch fröhlicher und heftiger Affecten, als der Freude, der Bewunderung, des Zorns und der Liebe. Alle gesittete Völker haben das Lob der Gottheit in Hymnen und Lobliedern gefeiert; allein die Hebräer haben es ihnen besonders in dieser Art von Gedichten zuvorgethan. Für eine jede glückliche Begebenheit, für einen Sieg, den das Volk davon trug, wurde dem Herrn in freudigen Liedern gedankt. In den Schulen der Propheten, die noch lange Zeit vor den Königen geblühet haben, wurden die Jünger vornehmlich in der Musik und heiligen Dichtkunst unterrichtet. Unter dem Könige David ist die Tonkunst und Poesie im höchsten Flore gewesen. Viertausend Sänger und Musikverständige wechselten mit einander ab, in dem Tempel Hymnen zu singen, und den Gesang mit vielfältigen Instrumenten zu begleiten. Bei dieser Gelegenheit wurden die meisten Psalmen verfertigt, die sich bis zu unsern Zeiten erhalten haben. Allein sie sind ihres vornehmsten Schmuckes beraubt, weil wir weder von ihren Instrumenten, noch von ihrer Musik die geringste Kenntniß haben. Wir können also von diesen göttlichen Oden nichts weiter sagen, als was die Poesie betrifft. Hier wird der Charakter der Ode überhaupt, ihre bekannte schöne Unordnung, der feurige Styl und der ungebundene Übergang von einer Figur auf die andere beschrieben, dadurch sie sich von allen andern Arten von Gedichten merklich unterscheidet. Allein wir eilen der Kürze halber auf die Anwendung, die Lowth von diesen Regeln auf die hebräischen Oden macht. Er theilt sie in drei Classen

ein: ſie ſind entweder angenehm, oder erhaben, oder ſie halten ein Mittel und haben etwas von beiden Charakteren.

Ob ſich gleich die hebräiſche Ode niemals ſo ſehr herunterläßt, daß ſie ſich mit unerheblichen Dingen beſchäftigen ſollte; ſo fehlt es ihr dennoch nicht an gelindern und gefälligern Affecten, an reizenden Bildern und an einem ſanftfließenden Ausdrucke, dadurch ſie öfters in die Claſſe der angenehmen Oden verſetzt zu werden verdient. Die Gemüthsbewegungen, welche darin am meiſten ſtatt haben, ſind Liebe, Hoffnung, Verlangen, eine gemäßigte Freude, und ein gelinder Schmerz. In dem 63. Pſalm herrſcht Liebe und Verlangen; in dem 80ten ein Schmerz, der ſich mit einiger Hoffnung tröſtet; in dem 82ten eine Hoffnung, die der Freude nahe kömmt; und der 92te iſt voller inniglicher, aber gemäßigter Freude. — Hierauf folgen einige Beiſpiele, und endlich der 133. Pſalm, in ſehr ſchöne lateiniſche Verſe überſetzt.

Die 26te Lection. Von dem mittlern Charakter der hebräiſchen Ode. Dieſer hält, wie wir oben berührt, das Mittel zwiſchen der angenehmen und der erhabenen Ode. Der 93. Pſalm beſingt die Sicherheit, den Sieg und die Belohnung des Gottſeligen:

Wer unter dem Schirm des Höchſten ſitzet,
Wer unter dem Schatten des Allmächtigen wohnet,
Wer zu Gott ſagt: mein Schutz und meine Burg!
Mein Gott, auf den ich vertraue;

und plötzlich, ohne die andere Hälfte des Satzes hinzuzuthun, redet der Dichter den Gottesfürchtigen an:

Denn er rettet dich vom Netze des Jägers,
und von der tödtlichen Peſt.
Er wird dich mit ſeinem Fittige bedecken,
Und unter ſeinen Flügeln wirſt du dich ſchützen,
Seine Wahrheit iſt Schirm und Schild.

Dieſer Pſalm hat ſowohl ſeiner Einrichtung, als dem Ausdrucke nach ſehr viel ähnliches mit der horaziſchen Ode: Quem tu Melpomene semel etc., obgleich Horaz von unſerm göttlichen Dichter an Würde, Nachdruck und Annehmlichkeit weit übertroffen wird. In der Fortſetzung dieſer Lection wird der mittlere Charakter der hebräiſchen Ode näher beſtimmt, und mit der Pindariſchen Ode verglichen; und endlich werden zwei Exempel angeführt, wie in dieſen Gedichten die Affecten zu bearbeiten ſind. Der 77ſte Pſalm fängt plan und niedrig an, und ſteigt

allmälig bis auf den höchsten Grad der Erhabenheit; der 10te hingegen ist gerade das Gegentheil hiervon. Der Anfang ist prächtig und erhaben, und nach und nach verliert sich der Poet in die gelindesten und inbrünstigsten Affecten der Gottesfurcht. Diese Ode wird, gleichfalls in lateinische Verse übersetzt, geliefert.

Die 27ste Lection. Von dem dritten Charakter der hebräischen Ode. In diese Classe haben wir oben diejenigen Oden gesetzt, die sich besonders an Erhabenheit auszeichnen. Das Erhabene in Gedichten entspringt entweder aus dem Vorwurfe selbst, oder aus der Art und Weise, wie ihn der Poet bearbeitet hat. Ein Exempel von der letzten Art ist der 50ste Psalm, dessen Inhalt eigentlich didactisch ist und zur theologischen Sittenlehre gehört. Es wird darin die Wahrheit ausgeführt, daß Gott mehr Wohlgefallen finde an Frömmigkeit und Dankbarkeit des Herzens, als an allen Opfern und äußern gottesdienstlichen Bezeigungen. Aber wie erhaben wird diese, an sich bloß moralische Materie unter den Händen des göttlichen Dichters! Gleich im Eingange wird Gott selbst eingeführt, wie er das ganze menschliche Geschlecht zusammenruft, um mit seinem Volke gleichsam öffentlich zu richten:

Gott der Götter, Jehova
Redet und ruft der Welt,
Vom Aufgange der Sonne bis zum Niedergange;
Aus Zion bricht der Glanz seiner Herrlichkeit an.

Darauf wird die Majestät der ankommenden Gottheit beschrieben, und die Bilder dazu von seiner Erscheinung auf dem Berge Sinai entlehnt:

Er kommt, unser Gott, und schweigt nicht,
Vor ihm verzehrt ein Feuer,
Und um ihn stürmt es gewaltig;

worauf alsdann der Herr selbst sein Volk vermahnt, und demselben in eben so erhabenen Ausdrückungen sein Wohlgefallen offenbart.

Von der zweiten Art, wovon nämlich der Inhalt an und für sich selbst schon majestätisch und erhaben ist, ist der 24ste Psalm. Deutsche Leser können in den Cramer'schen Psalmen eine Übersetzung von dieser Ode lesen, die wenigstens nach unserm heutigen Geschmacke das Original gewissermaßen übertrifft. — Das Lied Moses nach dem Übergange über das rothe Meer ist abermals ein *Beispiel von einer überaus erhabnen* Ode. Welch

ein gewaltiger Ausbruch von Leidenschaften, die, ihrer Heftigkeit ungeachtet, dennoch der Natur angemessen und nicht übertrieben sind!

Wer ist wie du unter den Göttern, Jehova!
Wer ist wie du, mit Heiligkeit geschmückt?
Furchtbar im Lobe, wunderthätig,
Du streckteſt die Hand aus, und die Erde verschlang sie (die Feinde).

Die 28te Lection. Fortsetzung, von dem dritten Charakter der hebräischen Ode. Alsdann erreicht erst die Ode die höchste Stufe der Erhabenheit, wenn sowohl Materie, als Ausdruck und Gedanken das Ihrige dazu beitragen. Beispiele hiervon sind unter andern die prophetische Ode Moses im 5ten Buche, das Danklied Debora, und die erhabene Rede des Habakuks. Endlich liefert unser Verf. das Triumphlied der Israeliten (Jes. 14.) über die Zerstörung Babels in vortrefflichen lateinischen Versen übersetzt, die gewiß kein Kenner dieser Sprache ohne ein ungemeines Vergnügen lesen wird.

Die 29te Lection. Von der hebräischen Idylle. Man findet einige hebräische Gedichte oder טיכים, die von der lyrischen Poesie etwas abweichen, und also für keine Oden gehalten werden können; allein sie haben sehr viel Ähnlichkeit mit den griechischen Idyllen, deswegen sie auch Lowth mit diesem Namen belegt. Von dieser Art sind einige historische Psalmen, als der 78., der 105. und 106., deren Dichtungsart nicht so kühn, nicht so erhaben ist, als wir sonst bei den hebräischen Psalmen gewohnt sind. Die Begebenheiten werden natürlich erzählt, mit sinnreichen Sprüchen geschmückt, und öfters auch mit kleinen Episoden ausgefüllt. Der 136. Psalm hat vor andern die völlige Einrichtung der griechischen Idylle. Das letzte Distichon des ersten Verses wird von dem Chore bei einem jeden der nachfolgenden Verse wiederholt. Dieser so oft wiederholte Halbvers enthält in wenig Worten den Endzweck des ganzen Gedichts, wodurch das Gemüth bei einem jeden Intervalle auf die Hauptabsicht zurückgeführt wird; und die Beispiele Theokrits, Bions, Moschus und Virgils beweisen, daß diese Einrichtung den Idyllen eigenthümlich sei. Der 107. Psalm verdient unter die vortrefflichsten dieser Art gezählt zu werden. In diesem Gedichte wird die Güte und Barmherzigkeit Gottes besungen, die er allen Bedrängten angedeihen läßt, wenn sie ihn in der Noth um Hülfe anflehen. Es besteht aus fünf Theilen, in deren erstem diejeni-

gen vorkommen, die in Wüsten herumirren und vom Hunger geplagt sind; im zweiten solche, die in Ketten liegen und als Sklaven seufzen; im dritten, die von einer Krankheit überfallen werden; im vierten, die auf dem Meere herumtreiben und aus der Gefahr gerettet werden. In dem fünften werden einige Beispiele angeführt von der Güte Gottes gegen die Frommen, und von seiner Strenge wider die Gottlosen. Zwischen den vier ersten Gliedern wird jedesmal folgender Vers wiederholt, darin der Inhalt des ganzen Gedichts liegt:

Sie verdanken dem Herrn seine Gnade,
Und seine Wunder für die Menschenkinder.

Indessen können noch verschiedene andere Psalmen zu den Idyllen gerechnet werden, obgleich die berührte Wiederholung eben desselben Verses nicht darin vorkömmt. Der Vorwurf des Gedichts wird allzu ordentlich, allzu vollständig darin ausgeführt, als daß sie sollten für Oden gehalten werden können. Von dieser Art ist der 104. Psalm (von welchem man im Deutschen einige mittelmäßige Nachahmungen in den „neuen Beyträgen zum Vergnügen" finden kann). Niemals ist des Herrn Lob aus der Betrachtung seiner Werke prächtiger, erhabener oder zierlicher besungen worden; und keine von den Hymnen der alten Griechen kann diesem unvergleichlichen Gedichte an die Seite gesetzt werden, außer dem Gebete des Stoikers Cleanthes, welches ihm, sowohl der Einrichtung als Ausführung nach, sehr nahe kömmt.

Die 30te Lection. Daß das hohe Lied Salomonis kein rechtes Drama sei. Unter dem Worte Drama versteht man zwar gemeiniglich nur zwei Arten von Gedichten, nämlich das Lustspiel und das Trauerspiel. Indessen können gewissermaßen alle Gedichte dramatisch genannt werden, in welchen der Dichter in einigen Stellen schweigt und seine Personen selbst reden läßt. Man kann also die dramatische Poesie in zwei verschiedene Arten eintheilen, deren eine nur an einigen Stellen die Sprache, Sitten, Leidenschaften und Handlungen der eingeführten Personen nachahmt; die andere hingegen besteht in der Vorstellung einer einzigen ganzen Handlung, von einer gehörigen Größe, die durch eine Reihe von in einander gegründeten Handlungen bis auf einen gewissen Ausgang geführt wird. Man weiß, daß diese Erklärung sowohl das Wesen der Trauerspiele als der Lustspiele in sich schließt.

Von der ersten Art sind bereits oben hier und da einige

Beispiele aus der heiligen Schrift angeführt worden. Ob sich aber unter den hebräischen Gedichten welche finden, die zu der letztern Art gehören sollten, verdient näher untersucht zu werden. Nun sind das Buch Hiob und das hohe Lied die einzigen, von welchen man mit Grunde zweifeln kann, ob sie zu der letztern und höhern Art der dramatischen Dichtkunst gehören.

Das hohe Lied (welches seiner Vortrefflichkeit halber mit diesem Namen belegt worden) ist ein Hochzeitgedicht, darin die Gewalt und die Süßigkeiten einer keuschen Liebe, und ihre feurigen und lieblichsten Leidenschaften fast unnachahmlich ausgedrückt werden. Salomon unterredet sich mit seiner Braut, in Anwesenheit ihrer Gespielinnen, welche dabei die Stelle des Chors vertreten und zuweilen selbst an dem Gespräche Theil nehmen. Bossuet theilt dieses Gedicht in sieben Tage ein, als so lange bei den Hebräern das Hochzeitfest begangen zu werden pflegte. Diese Meinung wird genau untersucht und mit großem Beifalle angenommen. Kann aber das hohe Lied für ein solches dramatisches Stück gehalten werden, in welchem eine einzige ganze Handlung durch verschiedene an einander hangende Begebenheiten ausgeführt wird? Lowth verneint es, und zwar aus der Ursache, weil vom Anfange des Gedichts bis zum Ende keine Abwechselung in den Begebenheiten, keine Veränderung der Glücksumstände vorkommen. Alles bleibt in einerlei Zustand. Nur die Affecten der Liebenden wechseln mit einander ab, nachdem sie bald abwesend einander sehnend suchen, bald gegenwärtig sich ihre Liebe zu erkennen geben. Allein hierin liegt weder mehr Handlung noch mehr Fabel, als in den dramatischen Schäfergedichten Theokrits oder Virgils, die doch Niemand mit den Fabeln eines Euripides oder eines Terenz in Eine Classe setzen wird. Man kann also sicher schließen, daß das hohe Lied zu der ersten, niedrigen Art von dramatischen Gedichten gehört.

Die 31te Lection. Von dem Inhalte und Ausdrucke des hohen Liedes. Dieses Gedicht wird von Einigen nach den Worten angenommen, von Andern für eine Allegorie. Lowth stimmt der letzten Meinung bei, und widerlegt alle Einwürfe, die dawider gemacht werden könnten. Wir finden es nicht für nöthig, aus dieser Untersuchung etwas anzuführen, weil der mystische Sinn eines Gedichtes nicht mehr zu dem Gebiete der Kritik gehört. Es ist dem schönen Geiste völlig einerlei, ob Homers Iliade außer dem wörtlichen, wie Einige glauben, noch

einen allegorischen Verstand hat oder nicht; und vielleicht würde dieses Meisterstück des Alterthums in seinen Augen noch einige Schönheit verlieren, wenn er glauben könnte, der Poet habe allenthalben sein Augenmerk auf gekünstelte Anspielungen gerichtet. Es werden auch, wie wir hoffen, die wenigsten von unsern Lesern in Zweifel ziehen, daß in dem hohen Liede etwas mehr als eine weltliche Liebe verborgen liege. Desto nöthiger wird es hingegen seyn, von der Schreibart dieses Gedichts etwas zu sagen.

Wir haben bereits angeführt, daß es ein Schäfergedicht sei. Die Großen des jüdischen Reichs hielten es für keine allzu niedrige Beschäftigung, zuweilen die Pflege ihrer Heerde zu übernehmen; und der Vater unsers Dichters, der König David, wurde aus dem Schäferstande unmittelbar auf den Thron versetzt. Das unschuldige Schäferleben ist bekanntermaßen eine reiche Quelle von anmuthigen und naiven Bildern; und wie viel diese natürlichen Beschreibungen durch die Würdigkeit des hebräischen Ausdrucks gewinnen, läßt sich aus folgenden Beispielen einigermaßen abnehmen, ob sie gleich durch die Übersetzung nothwendig vieles verlieren müssen:

Stehe auf, meine Schäferinn!
Meine Schöne! und gehe hinaus.
Siehe! der Winter ist vergangen,
Der Regen ist weg und dahin.
Die Blumen zeigen sich auf dem Gefilde,
Die Zeit der Gesänge ist da,
Und die Stimme der Turteltaube hört man im Lande.
Der Feigenbaum hat seine Früchte gewürzet,
Und der blühende Weinstock verbreitet Gerüche.
Wohlan! stehe auf, meine Schäferinn!
Meine Schöne! und komme hinaus.
(c. 2, 10—13.)

Ferner:

Wie schön sind deine Liebkosungen, meine Schwester! meine Braut!
Wie viel holder deine Liebkosungen, denn köstlicher Wein,
Und deiner Salben Geruch, als alle Gewürze!
Honig träufelt von deinen Lippen, meine Braut, u. s. w.
(c. 4, 10.)

Wie schön wird nicht in folgenden Versen die Gleichheit der Zähne, und die Ordnung, in welcher sie sich ausnehmen, beschrieben!

Deine Zähne gleichen der abgetheilten Heerde,
Die aus der Schwemme hinaufkömmt.
Alle sind wie Zwillinge gepaart,
Und Niemand seines Nachbars beraubt.

Die 32te Lection. Von dem Inhalte und der Absicht des Buchs Hiob. Unter allen Denkmälern des jüdischen Alterthums ist das Buch Hiob das einzige, das gar keine Beziehung auf die Angelegenheiten ihres Reichs hat. Die Geschichte soll sich im Lande Uz oder Idumäa zugetragen haben. Alle redende Personen sind Idumäer oder Araber. Die Schreibart ist rein Hebräisch, obgleich der Verfasser vielleicht selbst ein Idumäer gewesen ist. Denn es ist sehr wahrscheinlich, daß alle Kinder Abrahams, worunter die Idumäer mit begriffen sind, eine lange Zeit bei der lautern hebräischen Mundart geblieben sind. Indessen ist es sehr zweifelhaft, wer eigentlich der Verfasser davon sei. Ligthfoot hält Elihu dafür, allein mit wenigem Grunde. Andere wollen dieses Gedicht Mosen zuschreiben. Allein erstlich finden sich keine Spuren von Anspielungen auf den damaligen Zustand der Israeliten darin, die Moses gewiß nicht ausgelassen haben würde; zudem ist die Schreibart in diesem Gedichte kürzer, gedrängter, und richtiger in Sprüche abgetheilt, als die Gedichte, die wir vom Moses lesen. Lowth hält den Hiob selbst oder einen Zeitgenossen von ihm für den Verfasser. Die Geschichte scheint ihm nicht erdichtet zu seyn, sondern er glaubt, der Dichter habe sie poetisch ausgeschmückt. Den Inhalt und die Einrichtung dieses Gedichts beschreibt unser Verf. so umständlich, daß wir die Leser lieber auf ihn selbst verweisen, als einige Stücke aus der Mitte reißen wollen. Der Endzweck hingegen dieses Gedichts scheint zu seyn, die Menschen auf die Betrachtung zu führen, wie schwach, wie eingeschränkt und wie verkehrt ihr ganzes Wissen sei, und wie sie sich in allem der göttlichen Macht, Gerechtigkeit und unerforschlichen Weisheit unterwerfen müßten.

Die 33te Lection. Daß das Buch Hiob kein rechtes Drama sei. Will man unter dem Worte Drama ein Gedicht verstehen, in welchem die redenden Personen selbst aufgeführt werden, ohne daß sie der Poet unterbreche; so kann dem Hiob eben so wenig als dem Hohenliede diese Benennung streitig gemacht werden. Der historische Anfang gehört eben so wenig als das Ende zu dem Gedichte. Sie sind nichts als Erläuterungen und Anzeigungen des Inhalts, die vielleicht von einem Andern hinzu-

gethan worden sind. Wenn aber Einige dieses Gedicht mit dem Trauerspiele der Alten vergleichen, und es für ein wahres Schauspiel halten wollen; so scheinen sie die wichtigsten Regeln des Trauerspiels aus den Augen gelassen zu haben, ohne welche man niemals richtig von theatralischen Stücken urtheilen kann.

Die Fabel oder die Handlung ist das Vornehmste in einem Trauerspiele. Ihr Wesen besteht in der Nachahmung wichtiger Gegenstände, dadurch Glück oder Unglück veranlaßt worden ist. Die Nachahmung der Sitten und Gesinnungen ist nur ein Nebenwerk, ohne welches ein Trauerspiel noch immer bestehen kann; allein ohne Handlung, ohne wichtige Veränderung der Umstände bleibt ein Gedicht immer noch eine Erzählung, ob es gleich ein Drama von der niedern Gattung ist. Nun geht in dem Gedichte Hiob keine Handlung, kein Glückswechsel während der ganzen Vorstellung bei einer von den Personen vor. Die Erzählung, wie Hiob glücklich gewesen, kann nicht zu den Gedichten gerechnet werden. Der Poet muß also gleich in der ersten Scene alle Veränderungen als geschehen voraussetzen. Hiob ist bei der Eröffnung der Schaubühne schon in seinem elenden Zustande, und nur seine Gesinnungen leiden durch die harte Züchtigung seiner Freunde einige Veränderung. Allein die Glücksumstände bleiben einerlei, bis zuletzt abermals prosaisch erzählt wird, wie Hiob wiederum in den vorigen Stand gesetzt worden sei; allein dieser Ausgang folgt keinesweges aus der Einrichtung des Stückes, und gehöret nicht einmal mit zu dem Gedichte.

Hätte Sophokles seinen Ödip mit dem letzten Auftritte angefangen; hätte er seinen Held blind, entstellt, von Unglück, Reue, Mitleiden mit seinen Kindern, Abscheu vor sich selbst, und betrübter Erinnerung seines vorigen Glückstandes bestürmt, gleich bei der Eröffnung der Schaubühne auf den Schauplatz gebracht; hätte er seine Klagen, seine Verzweiflung von einigen Anwesenden mißbilligen, von andern mit Erbarmen anhören lassen; so wäre sein Gedicht dem Hiob ähnlich, aber kein Trauerspiel gewesen.

Sophokles läßt zwar eben denselben Ödip in einem andern Trauerspiele, unter dem Titel Ödipus in Colon, wirklich gleich Anfangs in seinem Elende auf der Schaubühne erscheinen. Bemüht er sich aber damit, das Wehklagen seines Helden von dem Zureden und harter Züchtigung seiner Freunde hier und da unterbrechen zu lassen? Keinesweges! Eine ganz neue Verwickelung

von Umständen muß ihm aus dem Unglücke des Ödips selbst entspringen, darin die Handlung, der Knoten und das ganze Wesen des Trauerspiels liegt. Das Schicksal der Thebaner und der Athenienser hängt davon ab, ob Ödip zu Colon bleibt, dahin ihn seine Töchter geführt hatten, oder ob er in sein Vaterland zurückkehren soll. Die beiden Kinder Ödips haben sich entzweit. Creon kömmt, den Ödip nach Theben zurückzuholen. Ödip will Colon nicht verlassen, und Theseus schützt ihn wider die Gewalt, die Creon gebrauchen will. Hier ist alles in Bewegung, alles in Handlung. Die Sitten und Leidenschaften der Menschen äußern sich mehr durch Anschläge und Handlungen, als durch moralische Betrachtungen, die sie anstellen. Ein solches Gedicht ist geschickt, auf der Schaubühne durch die lebendige Vorstellung rührender, nachahmender und tragischer zu werden. Ein Gedicht wie der Hiob hingegen kann durch die Vorstellung nichts gewinnen. Was können die Schauspieler mehr dabei thun, als die Verse mit einigem Anstand declamiren? Wir haben nur zu hören; und die größte Kunst des Schauspielers, die er in kritischen Situationen zeigt, kann ihm hier zu nichts helfen. Es bleibt also dabei, daß auch der Hiob kein wahres Drama sei.

Daß man ihm aber nicht mit dem Namen eines wahren Schauspieles auch zugleich das Lob eines vortrefflichen Gedichtes abspreche, wird die folgende Lection lehren.

Die 34te Lection. Von den Sitten, Gedanken und Ausdrucke in dem Buche Hiob. Die Sitten sind solche Eigenschaften gewisser Personen, durch welche sie ihre Absicht, ihre Art zu denken, zu leben und zu handeln an den Tag legen, und um deren willen sie eigentlich diese und keine andere Personen sind. Hiob, die vornehmste Person in unserm Gedichte, ist ein Muster der Tugend, aber nicht ohne menschliche Schwachheit. Er ist heilig, fromm, gottesfürchtig, und von seiner Rechtschaffenheit überzeugt; aber er ist zu schwach, den heftigsten Schmerzen zu widerstehen. Er klaget, murret, wünscht sich den Tod; und auf die Vorwürfe, die ihm seine Freunde machen, geräth er nur desto mehr in Wuth, und scheint in seiner Heftigkeit sich wider Gott aufzulehnen, indem er sich allzu sehr auf seine Rechtschaffenheit zu verlassen scheint.

Wenn Hiob gleich öfters wider die göttliche Schickung murrt, ja wenn er auch die verwegensten Klagen wider seinen

Schöpfer ausstößt, so hört sein Charakter deswegen nicht auf, gut zu seyn. Sein Vergehen kömmt mehr von Verzweiflung, als von Verkehrtheit oder Gottlosigkeit her. Er vertraute, wie wir gesagt haben, allzu sehr auf seine vermeinte gerechte Sache. Er glaubte gerecht vor dem Herrn gewandelt, und keine so entsetzliche Strafe verdient zu haben. Seine Klagen sind ihm eine kleine Linderung, weil sein Herz voll, und sein Gemüth bis zur Verzweiflung aufgebracht ist. Eliphas verweist ihm sein ungeduldiges Klagen, und die geringe Standhaftigkeit, die er bezeigt, mit sehr nachdrücklichen Worten; worauf Hiob in etwas zu sich zu kommen scheint; sein Gemüth wird ruhiger, und er ist nunmehr im Stande, seine Gedanken deutlicher und mit mehr Mäßigkeit zu erkennen zu geben:

So wahr Gott lebet, der mir die Gerechtigkeit entzieht,
Und der Allmächtige, der meine Seele betrübt
(Dennoch ist meine Seele in mir,
Und der Geist Gottes in meiner Nasen);
So wahr redet meine Zunge nie Unrecht,
Und von meinen Lippen kömmt kein Betrug.
Das sei ferne, daß ich euch Recht gebe!
Bis ich vergehe, will ich von meiner Frömmigkeit nicht weichen;
Ich halte fest an meiner Gerechtigkeit, und lasse nicht ab,
Und mein Herz soll mich mein Lebelang nicht schänden.
(Hiob 27, 2—7.)

Welch ein vortreffliches Bild macht er uns von dem Leben, das er im Wohlstande geführt hat, und von dem Ansehen, in welchem er unter seinem Volke stand (29, 7—10.)! von seiner Mildthätigkeit und Bereitwilligkeit, einem Jeden mit seiner Hülfe beizuspringen (29, 11—13.)!

Das Ohr, welches mich hörte, pries mich selig;
Das Auge, welches mich sah, gab mir Zeugniß.
Denn ich errettete den Armen, der da schrie,
Und den Waisen, dem Niemand half.
Des Hülflosen Segen kam auf mich,
Und das Herz der Wittwen habe ich erfreuet.

Aristoteles sagt: man soll in einem Trauerspiele Personen, die in einem hohen Grade tugendhaft sind, nicht unglücklich werden lassen, weil eine solche Begebenheit mehr Unwillen und Kränkung verursacht, als Schrecken und Mitleiden. Hiermit will Aristoteles nicht sagen, daß das Unglück vollkommen tugendhafter Menschen gar kein Schrecken oder Mitleiden erregen sollte;

denn sonst würde er seinen eigenen Grundsätzen widersprechen. Allein nach der hohen Meinung, die er von der menschlichen Tugend hatte, hielt er es für unwürdig, für abscheulich, wenn vollkommen tugendhafte Personen leiden sollten. Diese Regel läßt sich hingegen nach unsern Begriffen keinesweges auf den Hiob anwenden. So nahe er in der Tugend der Vollkommenheit kömmt, so wenig fehlt es ihm an menschlichen Schwachheiten, um uns zum Mitleiden zu bewegen oder einen Schrecken einzujagen. Wenn der Rechtschaffenste unter den Sterblichen wider die göttlichen Schickungen nicht murren darf, wer kann dann vor dem Herrn bestehen? Wenn vollkommen tugendhafte Personen in das größte Elend verfallen, wer kann sich bereden, von allem Übel befreit zu seyn? Die Absicht dieses ganzen Gedichts ist, den Menschen die Zuversicht zu benehmen, die sie zu ihrer eigenen Tugend haben. Cap. 17, 8. 9. sagt Hiob:

Darüber werden die Gerechten erstaunen,
Und wider die Heuchler Unschuldige aufstehen.
Der Fromme wird fest auf seinem Wege beharren,
Und der reiner Hände ist, an Standhaftigkeit zunehmen.

Die Charaktere seiner Freunde sind so, wie sie die Absicht des Gedichts erfordert. Sie sind streng, nachdrücklich in ihren Verweisen, voller Eifer, und durch den frommen Vorsatz, ihn zu trösten, öfters unwillig und züchtigend; Cap. 11, 2. 3.:

Soll man auf viele Worte nichts antworten?
Und muß, wer viel redet, denn Recht haben?
Soll, was du wähnest, die Menschen schweigen machen?
Willst du spotten, und dich soll Niemand beschämen?

Und Cap. 17, 3—5.:

Warum werden wir geachtet wie Vieh?
Und sind so unrein in euern Augen?
O der du in deinem Zorn deine Seele selbst zerreißest,
Soll um deinetwegen die Erde verlassen
Und der Fels von seinem Orte versetzt seyn?

Die Sitten der drei Freunde sind fast einerlei. Sie haben alle eben dieselbe Meinung von Hiobs Schicksal, und thun ihm fast durchgehends eben dieselbe Vorstellung. Nur daß sie mit einander abwechseln; und wenn der eine schweigt und dem Hiob Recht zu geben scheint, so nimmt ein anderer die Rede für ihn auf. Sollte hier die Genauigkeit der Neuern eine Mannigfaltigkeit in den Charakteren fordern, so wird man diesen Mangel

der Einfalt der alten Poesie desto eher zu gute halten, da sie ihn durch so viel andere Schönheiten zu ersetzen gewußt.

Indessen hat Elihu wirklich einen abstechenden Charakter. Er ist lange so strenge und so bitter nicht, als die übrigen Freunde. Er ist gelinde, fromm, billig, von Bitterkeit und Schmeichelei gleich weit entfernt; und wenn die andern Hiob nur noch mehr reizen, so weiß ihn Elihu durch sein bescheidenes Zureden wieder zu besänftigen.

Der Ausdruck in einem Gedichte bezieht sich entweder auf die Personen, oder auf andere Dinge. Im ersten Falle werden Leidenschaften und Gesinnungen, und im letztern Beschreibungen vorgebracht. Die Leidenschaften im Hiob sind erhaben und überaus heftig, wie man aus den angeführten Exempeln gesehen haben wird. Indessen fehlt es auch an gelinden Gemüthsbewegungen nicht, die geschickt sind, Mitleiden zu erregen; Cap. 14, 1. 2. 3. 6.:

Der Mensch, vom Weibe geboren,
Ist kurz von Zeit, und von Unruh satt.
Wie eine Blume gehet er auf und welkt,
Fleucht wie ein Schatten, und bestehet nicht.
Und auch auf ihn thust du deine Augen auf,
Und mich führst du ins Gericht vor dir? —
Laß ab von ihm, daß er ruhe,
Daß er seine Zeit wie ein Tagelöhner abwarte.

Die ganze Stelle ist voll von den vortrefflichsten Bildern, und ganz im Styl der Elegie geschrieben; zuletzt wird der Schmerz heftiger, aber er ist immer noch kläglich und sanftrührend; Cap. 19, 2. 3. 21. 22.:

Wie lange plagt ihr doch meine Seele
Und quälet mich mit Worten?
Es sind nun zehn Mal, daß ihr mich höhnt.
Ihr schämet euch nicht, und dringet in mich. —
Erbarmt euch mein, erbarmt euch mein, ihr meine Freunde!
Denn die Hand Gottes hat mich geplagt.
Warum verfolgt ihr mich, wie Gott,
Und werdet meines Fleisches nicht satt?

Von den Beschreibungen wollen wir nur ein einziges Beispiel anführen, von dem kriegerischen Pferde, Cap. 39, 24. 25. (weil wir die übrigen Thiere, die in diesem Gedichte beschrieben, nicht so genau kennen, und folglich nicht urtheilen können, ob die Beschreibungen richtig sind). Wie vortrefflich wird nicht sein

Muth, seine Behendigkeit, und ungestüme Begierde zum Streit beschrieben!

Mit Zittern und Toben verschlingt es die Erde
Und achtet nicht der Trompeten Hall.
Wenn die Trompete forttönet, rufet es Hui!
Und von ferne riecht es den Krieg,
Das Donnern der Fürsten und den Klang.

Zuletzt erfolgt eine kurze Wiederholung des Harianischen Sylbenmaaßes: Franciscus Hare, Bischof zu Chichestre, glaubt, durch eine gewisse Hypothese von den besondern Regeln des hebräischen Sylbenmaaßes Rechenschaft geben zu können; welche Hypothese aber vom Lowth bestritten, und deren Unzulänglichkeit bewiesen wird.

Drey Gedichte von dem Verfasser der vermischten Werke in verschiedenen Arten der Dichtkunst. Altona und Leipzig, 1756. in Quart.

(aus der Bibl. der schönen Wiss. und der fr. K. Bd. 1. Stück 1. 1757. S. 168—180.)

Herr Dusch, dessen Geschicklichkeit den Liebhabern der Dichtkunst durch seine „vermischten Werke", und vorzüglich durch das darin befindliche schöne Lehrgedicht „von den Wissenschaften", bekannt ist, fährt fort, die Früchte seiner fleißigen Muse der Welt mitzutheilen. Die Herren Leipziger und Schweizer haben auf eine Zeit lang den streitigen Wahlplatz verlassen; und eine Mittelgattung von Dichtern, die, so zu sagen, weder Whigs, noch Torys sind, füllen indessen die Zwischenscene aus. Alle Liebhaber der Dichtkunst wünschen, daß jene erbitterten Kämpfer nie wieder zum Vorschein kommen mögen. Die eklektischen Gedichte kommen unstreitig dem guten Geschmacke näher, als die geistlosen Hermaniaden, oder die rauhen Geburten der Herren Zürcher, deren letztere Gedichte gewissermaßen unsere Empfindung mit den Regeln der Dichtkunst in einen Streit verwickelt haben.

Indessen hat man vielleicht Ursache, sich über die Flüchtigkeit dieser neuern Dichter zu beschweren. Statt daß sie uns

schöne Gedichte liefern, würden sie uns unstreitig vortreffliche Gedichte liefern können, wenn sie nur erkennen wollten, daß es ein größer Verdienst ist, untadelhaft, als fruchtbar zu seyn. Zachariä, der sich durch seine komischen Heldengedichte beliebt gemacht, ist unstreitig in seinen „Tagszeiten" sehr gefallen, so viel Wesens auch immer der nachsehende Geschmack der Recensenten von diesem Gedichte macht; und Hr. Dusch hat wenigstens durch die Gedichte, die er nach seinen „vermischten Werken" ꝛc. herausgegeben, nicht viel gewonnen. Von seinem „Schooßhunde" wollen wir zu einer andern Zeit unser Urtheil sagen; jetzt wollen wir uns bemühen, unsern Lesern von diesen „dreyen Gedichten" einen Begriff zu machen.

Tolk-Schuby, ein Gedicht an die Herren E*** E***.

Dieses Gedicht ist fast nichts anders, als eine Nachahmung des vortrefflichen „Frühlings" des Hrn. von Kleist, in Reimen und einer vermischten Versart, die Hrn. Dusch eigen ist. Man wird es schon aus dem Worte Nachahmung schließen können, daß er sein Muster nicht erreicht hat; und überhaupt ist Dusch glücklicher in der lehrenden, als in der malenden Dichtungsart. Er weiß den rechten Gesichtspunkt nicht allezeit zu treffen, aus welchem der Dichter einen Gegenstand schildern muß, wenn er ihn angenehm, deutlich und lebhaft schildern soll. Den größten Theil seiner Gemälde hat er von Pope, Thomson, Kleist und andern Dichtern entlehnt, aber dergestalt entlehnt, daß es ihm nicht gelungen ist, sie sich zu eigen zu machen. Ja öfters hat er Figuren aus verschiedenen Dichtern zusammengetragen, die sich gewiß verwundern müssen, wie sie hier neben einander zu stehen kommen. Z. E. bei Gelegenheit eines plötzlichen Sturms sagt unser Dichter S. 25.:

— — — — in allgemeiner Pause,
Hält die Natur den Athem; der Puls der Schöpfung steht:
Die alle Hände faltet, da Gott in Wolken geht.

Young sagt in seiner ersten Nacht: die Natur macht eine fürchterliche Pause; — der Puls ihres Lebens steht still. Klopstock sagt bei einer andern Gelegenheit:

Gott sprachs. Überall faltete noch die tiefe Verwundrung
Heilige Hände vor ihm.

Wenn man aber diese beiden Figuren willkührlich zusammensetzt, so sollte man fast glauben, die Schöpfung habe sich den Krampf in die Hände gefaltet, daß ihr Puls davon ist stehen geblieben. — Eben daselbst sagt Dusch:

Auf schwarzen Fittigen des Windes fortgetragen,
Rollt langsam am Olymp der Donner ehrner Wagen —

und beweist in einer Note die poetische Schönheit der homerischen Vergleichung des Donners mit einem rollenden Wagen, weil das Geräusch eines Wagens viel Ähnlichkeit hat mit dem Getöse eines Donners. Man wird ihm dieses gern einräumen; aber wenn ein Wagen auf Fittigen getragen wird, so kann er kein Getöse erregen. Zudem bringen uns die Fittige des Windes auf einen Begriff der Geschwindigkeit, dem das langsame Rollen in dem folgenden Verse schnurstracks widerspricht.

S. 14. sagt der Dichter von der aufgehenden Sonne:

Der Sonnen halbe Scheibe schaut glüend in die Flur,
Vergüldet ihre Hügel, und grüßet die Natur.

Hier hätte der Discus immer wegbleiben können. Das Schauen, Vergülden und Grüßen möchte von der Sonne noch angehen, aber von der Scheibe?

S. 21. befindet sich ein Gemälde, das wir unmöglich zurecht setzen können. Wir mögen es drehen und wenden, wie wir wollen, so steht uns immer etwas an dem unrechten Orte:

An diesem Rosenbusche, den tiefe Still' umfängt,
Um den ein Kranz von Buchen die breiten Zweige hängt,
Der hier Gerüche haucht, und von bemooßten Hügeln,
Gebeugt den Teich beschaut, sein blühend Haupt zu spiegeln.

Wenn hier die Rosen nicht über den Kranz von Buchen mit breiten Zweigen hinüberragen, so wissen wir nicht, wie sie sich in dem Teiche spiegeln können. — Unser Dichter ist auch nicht selten unglücklich in Beiwörtern, z. E. gleich im Anfange:

Beglückt ist, wer wie Ihr, in eignem Schatten liegt.

Horaz sagt: Beatus ille, qui *bobus* exercet *suis* etc.; aber in eignem Schatten liegen, beweist noch nicht, daß der Grund unser ist. Ein Jeder, welcher unter der Sonne liegt, liegt wohl in eignem Schatten. Von dieser Art übel ausgesuchter Beiwörter sind: „der stille Dichter", „die sichtbare Stille", „die schweigende Natur schlummert, verhüllt in ihre Flügel" u. s. w. Indes-

sen läugnen wir nicht, daß wir viele schöne Stellen in diesem Gedichte angetroffen, und daß wir es ungleich höher schätzen, als die Tageszeiten, die das Glück gehabt haben, der Menge zu gefallen. Ja vielleicht kann es Hr. Dusch in ein durchgehends schönes Gedicht verwandeln, wenn er sich die Mühe nehmen wollte, die zweite Hand daran zu legen.

Das zweite ist ein Lehrgedicht vom „Gebrauche der Vernunft", — eine würdige Schwester des beliebten Lehrgedichts „von den Wissenschaften". Wenn uns Dusch in der malerischen Dichtkunst sich selbst nicht zu trauen, und aus Furcht, zu fallen, seinen Vorgängern mit unsichern Schritten auf dem Fuße zu folgen scheint; so finden wir hingegen in seiner didactischen Poesie Spuren von der poetischen Kühnheit, die sich ihrer Stärke bewußt ist, und nicht selten den getretenen Steg verläßt, um sich über blumige Wiesen einen neuen zu bahnen. Einige matte Stellen ausgenommen, scheuen wir uns nicht, diesem Lehrgedichte die dritte Stelle nach Haller's und Withof's Meisterstücken einzuräumen. — Der Dichter eifert darin wider den Mißbrauch der Vernunft in Sophistereien, wider die Sectirerei, wider diejenigen, die entweder aus Leichtsinn oder aus Bigotterie die Vernunft verachten; und wenn es möglich ist, aus einigen Stellen ein ganzes Gedicht zu beurtheilen, so mögen folgende zur Probe dienen:

Zum Tode, rief Athen, wer beßre Götter lehrt,
Und unsrer Väter Brauch, und den Altar zerstört!
Und sieh! das reine Bild der Weisheit und der Liebe,
Wird zu der Schmach verdammt, und stirbt den Tod der Diebe.
— — — — — —
Dieß war des Weisen Glück von allen Zeiten her,
Und unsre Zeit erstaunt, und wird nicht billiger,
Der Hof zieht Tänzer an, und nähret Müssiggänger,
Jagt einen Weisen fort, und mästet zwanzig Sänger.
— — — — — —
Beglückt, wenn man den Geist, der seine Flügel regt,
Noch in die Schulen stößt, und dort an Ketten legt.
Dort muß er in das Gleis der alten Lehrer treten,
Und selbst nicht vor sich sehn, getreuer nachzubeten;
Muß wider die Vernunft aus fremden Ländern schreyn,
Cartesisch in Paris, in Halle wolfisch seyn.
Die Mode und der Wahn ertheilt der Welt Befehle,
Die eine für den Leib, der andre für die Seele.

S. 49.

Brauch deine Augen selbst; nimm nichts auf Glauben an,
Den Dienst versage nie, den Beyfall jedermann.
Denk alles, was du glaubst, noch einmal ernsthaft über,
Und eh du weiter gehst, halt ein, und zweifle lieber.
Gieb keinem Vorurtheil des Alterthumes Platz;
Der allerälteste ist oft der schwächste Satz,
Im Irrthum erst erzeugt, durch Ansehn angepriesen,
Geheiligt durch die Zeit, und durch die Zeit erwiesen.
Den Aberglauben flieh, der Einbildung Betrug;
Daß ganz ein Volk so glaubt, ist nicht Beweis genug.
Am ersten zweifle da, wo's schrecklich ist zu zweifeln.
Was nicht mit Gründen kann, das schützet sich mit Teufeln.

Und S. 52.

Arbeite dich im Schwall der Meynungen empor;
Ergreif den nächsten Fels, und steig am Strand hervor,
Eh dich der volle Strom, die Beute seiner Wogen,
Ins uferlose Meer, mit sich hinab gezogen.
Umsonst irrt da dein Aug, umsonst suchst du den Strand.
Und schwimmst mit aller Macht, und siehst nicht wieder Land.
Versuche bald, und oft, die Kräfte deiner Flügel,
Streich erst am Boden her, denn schwinge dich auf Hügel;
Ein jeder Flug erweckt, und stärket die Begier u. s. w.

Das dritte Gedicht, oder „Fragment eines großen Gedichts von der Gesetzgebung", beschreibt die Berathschlagung der höllischen Geister, wie sie die Gesetzgebung hintertreiben wollen. Man sieht in diesem Fragmente einen mißrathenen Versuch, das Meisterstück Klopstocks, die Berathschlagung Satans mit seinen Geistern, in dem zweiten Gesange, in gereimten Versen nachzuahmen. Die Anlage, die Charaktere, die Beschreibungen, und fast alle Reden sind aus dem Klopstock. Allein wie wenig unsers Dichters Muse diesem großen Gegenstande gewachsen ist, kann man aus denjenigen Stellen am besten erkennen, wo er seinen seichten Wendungen durch einige erhabene Gedanken aus dem Messias hat aufhelfen wollen. Man sieht das Unternehmen eines Zwerges, der mit den Kleidern eines Riesen auch seine Gestalt anzunehmen glaubt. Wir wollen dem Dichter Schritt vor Schritt folgen, und allenthalben Parallelstellen aus dem Messias anführen. Er beschreibt im Eingange die Lage und die Beschaffenheit der Hölle. Sie war erst im Mittelpunkt der Erde;

Doch in der Sündfluth sind die Riegel aufgesprungen,

Und ein Gebirg entstand in Erderschütterungen.
Im Donner borst die Rinde. — —

Da stieg ein Dampf in die Luft, die Wasser flohen, die Sonne verbarg ihr Licht, die Elemente kämpften u. s. w.; da entstand das Reich der Finsterniß;

Sechs Meilen in die Höhe, sechs Meilen tief im Meer,
Sechs Meilen in die Weite, regiert die Pest umher.

(Welch eine mathematische Richtigkeit!)

Hier stehet Satans Thron — — —
Kein Feur, kein Licht zertheilt den Dampf der sichtbarn Nacht,
Als wenn ein Blitz den Teufeln ihr Elend sichtbar macht.

Die sichtbare Nacht ist ein Ausdruck, den man schon Milton nicht hat durchgehen lassen wollen, und ist wenigstens nicht nachzuahmen. Teufeln ist unanständig. Klopstock sagt von diesem Blitz, der die Hölle erleuchtet:

— — — ein feuriges Wetter
Machte darauf den ganzen Bezirk der Finsterniß sichtbar.

Ferner Dusch S. 61.:

Der Pöbel weicht erschrocken, der sich um Satans Sitz,
Wie Wogen um den Fels, drängt — —

Klopstock S. 49.:

— — — der Pöbel der Geister
Floß mit ihnen unzählbar, wie Wogen des kommenden Weltmeers,
Gegen den Fuß vorgebirgter Gestade, zum Sitze des Satans.

Gog nahet sich Satan, und bringt ihm den Bericht von der Reise der Israeliten durch die Wüste. Diese Rede ist so seicht und so leer von allen poetischen Zierrathen, daß man es gleich merkt, Klopstock hat keinen Geist die Reise eines Volks erzählen lassen. Indessen hat er öfters versucht, den gotteslästerlichen Spott nachzuahmen, den Klopstock seinen Geistern so meisterlich in den Mund legt; mit was für einem Erfolge aber, urtheile man aus folgenden Zeilen:

Wie er (Gott) dieß Volk erhielt, erfuhr ich nicht genau,
Dieß weis ich nur, vor Hitze verschlangen sie den Thau,
— — — Gott denkt sie aufzureiben,
Und sein gelobtes Land wird wohl die Wüste bleiben.
Vielleicht soll der Befehl, die Wüste zu durchstreichen,
Ein feiner Staatsstreich seyn, und tiefer Weisheit gleichen
u. s. w.

Die ganze Hölle gerieth auf Gogs Bericht in Bewegung. (Natürlicher Weise! denn die elenden Reime haben, wie Gellert sagt, eine besondere Kraft, die bösen Geister zu erschrecken.)

Doch Satan sahe kaum die Hölle in Bewegung,
So rafft er sich schon auf.

So schnell er sich aber auch aufrafft, um sich hören zu lassen; so glaubt der Poet dennoch, es wäre jetzt Zeit, um Satans Geschmack im Putze zu beschreiben:

Der Reichthum von ganz Ormus hing wild um seinen Sitz,
Ein ungestalter Zierath, barbarisch ohne Witz.

Es scheint als wenn Dusch noch immer die Satane mit den Gnomen verwechselte.

Satan redet seinen Geistern Muth zu, und muntert sie auf, mit ihm bei dem festen Entschlusse, den sie bei ihrem Abfall gefaßt hatten, zu verbleiben:

Das war mein Wunsch, vernichtet oder Gott!

Belial, ein Geist wie Abadonna im Messias, wagt es, so wie jener, und fast mit eben denselben Ausdrücken, der obersten Gottheit der Hölle zu trotzen. Er bereuet seinen Abfall, verzehrt sich in Pein;

— — Und hoffnungsvoll zu sterben,
Spricht er den Donner an, und ruset dem Verderben,
Doch nirgend ist Verderben.

Klopstock:

Schaffe da Feuer, ein tödtendes Feur, das Geister verzehre,
Gott, Verderber der Wesen, die du ohn' ihr Wollen erschufest!
— — Doch da wurde kein tödtendes Feuer.

Wenn man hier die ganze Rede des Belials mit der vortrefflichen und überaus rührenden Rede des Abadonna vergleicht, so muß man sich über den Verf. verwundern, daß er so wenig seine eigenen Kräfte zu schätzen gewußt hat. Mit kaltem Eingeweide die erhabenen Empfindungen eines Klopstock's ausdrücken wollen, ist, wenn wir es mit einem gelinden Namen benennen wollen, wenigstens unbesonnen. Wir wollen uns begnügen, das Ende dieser Rede gegen ihre Parallelstelle zu halten:

Warum verließ die Macht dich am rothen Meer so früh
Und warf mit keinem Sturmwind die Wogen über sie?
Der sie dort aus der Hand des Pharao griffen,
Der wird auch gegen dich sein Volk zu schützen wissen.

Klopstock:

Satan! so wahr wir alle die Quaal nur gewaltiger fühlen,
Wenn du die Behausung der Nacht, und der dunkeln Verdammung,
Königlich nennest; so wahr kehrst du mit Schande belastet,
Statt des Triumphs, von Gott und seinem Messias zurücke!

Ferner Dusch:

Satan ergrimmte
— — — es fuhr aus seiner Hand
Ein siebenfacher Blitz, es zitterten die Heere;
Doch keine Flamme traf; er donnerte ins Leere,
Und stampft — — — —

Klopstock:

Satan hört ihn voll grimmiger Ungeduld also reden,
Jezt wollt' er auf ihn donnern, allein die erschreckliche Rechte
Sank ihm zitternd im Zorn dahin, er stampft' und erbebte.

Der Sänger des Messias läßt den grimmigen Satan vor Wuth verstummen, und Adramelch die Antwort vor ihm geben. Wie vortrefflich stimmt dieses mit ihren Charaktern überein! Allein Dusch läßt Satan sich wieder fassen; er drohet:

— — So will ich mit dir reden!
Verzagter! — — — —
Fleuch, reinige den Ort, den Könige bewohnen,
Fleuch in die Einsamkeit, und flehe da Verschonen,
Dort bring die Ewigkeit gequält und sklavisch zu —

Klopstock:

— aus finstern Wettern will ich mit dir reden, Verzagter!
— — — — —
Wirst du gereinigt; so wirst du von deinen niedern Gedanken,
Sklave! gereinigt. Entfleuch, Verzagter, aus diesem Bezirke,
Unserer Herrschaft, wo Könige sind! Entfleuch in die Tiefe
— — — — —
Allda bring die Unsterblichkeit zu —.

Die Denkungsart, die Dusch seinem Satan beigelegt, hat so viel Ähnliches mit der Denkungsart des Ulfo im Trauerspiele Canut, daß er ihn auch wirklich zwei Verse aus dem Canut declamiren läßt:

Ihr Helden, redet selbst, so lange wir noch kriegten,
Wer war's, der überwand, wer waren die Besiegten?

Schlegel sagt:

Da ich mit Dännemarks und Englands Herrschern kriegte,
So sprich, wer hat gesiegt, und wer war der Besiegte?

Wo ihn sein Muster verlassen, da verfällt er sehr oft ins Lächerliche. Nachdem Satan das jüdische Volk sehr verächtlich abgebildet hat, sagt er:

Nun urtheilt selbst, ihr Thronen, verdient es wohl der Müh,
Dieß Sklavenvolk zu halten? nein! reisen lies ich sie.

Und ferner:

Nachdem ich Gott vergeblich, drey Monat lang bemüht,
War ich mit mir zufrieden, und dachte endlich: zieht!

Wir wollen noch den Charakter des Molochs nebst der Parallelstelle aus dem Messias S. 47. — Doch nein! vielleicht haben wir uns schon zu lange bei dieser Vergleichung aufgehalten, und vielleicht schließen unser Leser schon mit uns, daß dieses Gedicht nichts weniger als ein Fragment eines größern Gedichts, sondern die Frucht eines Abends seyn müsse, als Hr. Dusch von Lesung des Messias warm zu seyn glaubte. Schnell ward die Feder ergriffen; allein er

Glows when he reads, and trembles when he writes!

Lehrbuch prosaischer und poetischer Wohlredenheit in verschiedenen Schreibarten und Werken, zu akademischen Vorlesungen eingerichtet von M. Johann Bernhard Basedow, Professor der Moral, schönen Wissenschaften und der deutschen Sprache in Soroe. Kopenhagen im Verlage der Rothischen Buchhandlung, 1756. 622 Seiten in 8°, ohne Vorrede und Inhalt.

(aus der Bibl. der schönen Wiss. und der fr. K. Bd. 2. Stück 1. 1757. S. 57—91.)

Man hat sich zwar, sagt der Herr Verfasser in der Vorrede, über keinen Mangel an Lehrbüchern der schönen Wissenschaften zu beklagen, nachdem uns ein Rollin, Bouhours, Batteux, Breitinger, May, Meier und Gottsched in neuern Zeiten

verschiedene Schriften von dieser Art geliefert. Aber alle diese Männer, sagt unser Schriftsteller ferner, haben sich nicht so weit heruntergelassen, ein Buch zu schreiben, dessen Erklärung in einem halben oder ganzen Jahre vollendet werden könnte, und welches wirklich den ganzen Umfang der prosaischen und poetischen Wohlredenheit mit gemäßigten Schritten durcheilte. Diesem Mangel hat er also durch gegenwärtiges Werk abzuhelfen gesucht; und wenn durchgehends die Sorgfalt angewendet worden wäre, mit welcher wir einige ziemlich schwere Materien abgehandelt finden, so würde es gewiß ein bloßes Compliment seyn, wenn der Hr. Verf. sagt: „er wollte nur einen Gellert oder Schlegel oder „Gärtner durch seine Schrift lebhaft erinnern, daß es an einem „bequemen Handbuche der ganzen Wohlredenheit, wenigstens in „deutscher Sprache, bisher noch fehle".

Wir wollen unsern Lesern von allem, was dieses Lehrbuch wichtiges und neues enthält, einen Begriff zu machen suchen, und wo es nöthig seyn wird, unsere Beurtheilung mit Bescheidenheit hinzuthun. Wir werden aber einige Materien, als nicht zu unserm Vorhaben gehörig, um desto mehr mit Stillschweigen übergehen können, da der Hr. Verf. selbst von ihnen gesteht, daß sie weggeblieben wären, wenn er nicht ursprünglich für den dänischen jungen Adel geschrieben hätte, dem zu Gefallen verschiedenes seinen Platz darin hat finden müssen. Von dieser Art sind unter andern einige grammatikalische Vorschriften und Anmerkungen, und ein Verzeichniß von allen Gelegenheiten, wobei man bei Höfen und Gesandtschaften und andern öffentlichen Gelegenheiten Reden zu halten pflegt.

Das ganze Werk enthält drei Theile, davon der erste von den gemeinschaftlichen Regeln der Prosa und Poesie handelt und in drei Hauptstücke abgetheilt ist.

In dem ersten Hauptstücke wird von der Beschaffenheit, Verwandtschaft und von dem Nutzen der schönen Wissenschaften überhaupt, von den Kräften eines schönen Geistes, von dem Geschmacke, und endlich von den nöthigen Beschäftigungen eines schönen Geistes gehandelt. Es ist zu bedauern, daß dem Hrn. Verf. gefallen, diesen überaus wichtigen Materien nur 10 Octavseiten zu widmen. Die Überschriften der Paragraphen scheinen vieles zu versprechen; man schlägt begierig auf, und wundert sich, die Materie kaum berührt zu sehen. Was hätten nicht von der Verwandtschaft der schönen Wissenschaften oder von den

Kräften eines schönen Geistes für nützliche Anmerkungen vorgebracht werden können! Der Geschmack wird gar nicht erklärt, auch nichts von seiner Verschiedenheit und Veränderlichkeit, in wie weit er von den äußern Umständen, als von der Mode, Erziehung und Gewohnheit, Veränderungen leiden kann, erwähnt. Wir lesen auch nichts von dem Charakter eines schönen Geistes, von dem Genie, und von verschiedenen andern nützlichen Materien, die allhier vorzüglich einen Platz verdient hätten. Wollte der Hr. Verf. etwa sich damit entschuldigen, daß er diese, wie auch andere ausgelassene Materien in seinen Vorlesungen nachhole; so hätte er theils doch die ersten Gründe seiner Meinung von solchen wichtigen besondern Materien anzeigen sollen, theils sich erinnert haben, daß er, wie er selbst in der Vorrede sagt, nicht bloß zum Gebrauch seiner Vorlesungen, sondern auch für die Kenner der schönen Wissenschaften habe schreiben wollen, welche in einem neuen Buche neue Gedanken suchen. Unter den Büchern, die zur Bildung des guten Geschmacks angerathen werden, finden wir mit Verwunderung ein Journal unter dem Titel: das Anmuthige in der neuern Gelehrsamkeit. Dieses wird hoffentlich eine Schrift seyn, welche in den hiesigen Gegenden noch unbekannt ist; denn das „Neueste aus der anmuthigen Gelehrsamkeit" kann ein Mann von der Einsicht des Hrn. Basedow wohl unmöglich den Anfängern anrathen, deren Geschmack noch nicht gesetzt ist. Doch wir möchten auch wohl wissen, warum er ihnen empfiehlt, Jöcher's Gelehrten-Lexicon zu lesen.

Das zweite Hauptstück verdient es, daß wir uns etwas länger dabei aufhalten. Es handelt von der Materie und den Gedanken.

Im § 14—16. werden die gewöhnlichen Regeln von der Erfindung des Hauptinhalts und des Stoffes gegeben. Der Werth dieser Regeln überhaupt wird § 17. sehr vernünftig bestimmt. „Es kann den schönen Wissenschaften nicht schaden", heißt es, „daß Einige, die sie (die Regeln der Erfindung) gelernt „haben, nichts gutes, Andere, die keine Vorlesungen darüber ge„hört haben, recht viel über diesen oder jenen Inhalt zu sagen „wissen. Man muß erst Genie, Arbeitsamkeit, Erfahrung und „Wissenschaften auf beiden Seiten gleich machen, und alsdann „beiden einen Hauptinhalt geben, wovon ihnen beiden gleich viel „und wenig bekannt ist; alsdann wird das Hülfsmittel der Re„geln gewiß den Ausschlag geben".

In der Folge zeigt der Hr. Verf., wie man seinen Inhalt überdenken, die Begriffe sowohl als die Sätze recht verstehen, und sich von der Wahrheit derselben überzeugen soll (bei welcher Gelegenheit uns § 21.: wie man Sätze verstehen muß, etwas undeutlich geschienen hat). Ferner handelt er von den Erklärungen, Beweisen, Vergleichungen und ihren verschiedenen Arten. Im 33. § wird der Unterschied der philosophischen, oratorischen und poetischen Wahrscheinlichkeit gründlich auseinandergesetzt. Wenn es aber von der letzten heißt: „bald ist es zur poetischen „Wahrscheinlichkeit genug, daß eine Sache, die man erdichtet, „irgend einmal geschehen sei, z. E. daß Thiere reden"; so scheint uns diese Bestimmung überflüssig, indem die Äsopische Fabel, ohne sich darauf zu stützen, daß es jemals geschehen sei, den Thieren, ja sogar den leblosen Dingen eine Sprache leiht, wie der Hr. Verf. am Ende des § selbst zu bemerken scheint § 41. und die folgenden betrachten die wahrscheinlichen Beweise, die Induction und Instanz sehr gründlich und philosophisch. Jedoch wir eilen zu der Abhandlung von den Affecten, welche viel neue Anmerkungen enthält und mit einiger Sorgfalt abgehandelt ist. Wir sagen dieses von der Abhandlnng von den Affecten selbst; denn im § 53—58., wo das Vorhaben, von den Affecten zu handeln, entdeckt wird, hätten wir mehr Gründlichkeit anzutreffen gewünscht. Warum hat es z. E. dem Hrn. Verf. § 54. gefallen zu behaupten, man sollte die Wörter: Lust, Unlust, Begierde, Abscheu u. s. w. durch keine Definition, sondern durch Exempel zu erklären suchen? „Sie sind das Erste", sagt er, „das „wir von unserm Willen wissen". Wohl! allein haben alle diese Exempel, dadurch er sie erklären will, nichts gemein, daran diese Gemüthsveränderungen in ihrer Art erkannt werden könnten? Und was hat er an den vortrefflichen Erklärungen, die Cartes, Wolf, Baumgarten*) und Andere von einzelnen Exempeln abgesondert haben, auszusetzen gefunden? Sie konnten ihm wohl nicht unbekannt seyn; und hätte er Schwierigkeiten dabei gefunden, so hätte er sie seinen Lesern billig anzeigen sollen. Im § 56., von dem Temperamente, hätten wir auch etwas von dessen Verschiedenheit überhaupt, und insbesondere von dessen

*) Des Cartes des Passions de l'ame. Wolf's deutsche Metaphysik § 439. u. flgd. *Baumgarten Metaphysica p. III. c. I. sect. 17.*

Veränderung in den dreien Stufen des menschlichen Alters, und durch die äußeren Umstände, als die Lebensart, Erziehung und Gewohnheit, anzutreffen geglaubt; wie diese verschiedene Materien im zweiten Buche der Rhetorik des Aristoteles sehr gründlich abgehandelt, und wirklich zu Erregung und Dämpfung der Affecten von sehr großem Nutzen sind.

Wir würden von dem Hrn. Verf. nicht so viel fordern, wenn er nicht in der Folge, bei der Lehre von den Affecten, gezeigt hätte, daß er es wirklich hätte leisten können. Wir finden darin Spuren eines philosophischen Geistes, der richtig denkt und öfters sehr gründliche Anmerkungen macht, der aber näher zu seinem Endzwecke gelangt seyn würde, wenn er die neuern Weltweisen hätte fleißiger brauchen wollen. Wir wollen ihm Schritt vor Schritt folgen.

Im § 58. erklärt er das Wort Affect oder Gemüthsbewegung durch eine starke und heftige Wirksamkeit des Willens, und verwirft des Hrn. Barons v. Wolf Definition, der ihn in seinen lateinischen Schriften durch conatum vehementiorem producendi vel impediendi perceptiones praevisas, und anderswo durch ein starkes sinnliches Begehren oder Verabscheuen erklärt. „Der Unterschied meines Begriffs", setzt er hinzu, „wird „daraus erhellen, weil Freude etwas anders als Begehren, und „nicht ein jedes heftige Begehren sinnlich ist". Der Hr. Verf. hätte bedenken sollen, daß sinnlich bei den neuern Weltweisen nichts anders heißt, als undeutlich; so würde vorerst sein zweiter Einwurf ganz gewiß weggefallen seyn. Will er ferner bei der Freude gar kein Begehren statt finden lassen, so kann er sie viel weniger eine Wirksamkeit des Willens nennen, indem ohne Begehren der Wille nicht wirken kann. — Der Unterschied (eben daselbst) zwischen wirklichen und eingebildeten Affecten hat seinen guten Grund. „Der wirkliche Affect", sagt der Hr. Verf., „hat Vergnügen und Mißvergnügen, Verlangen oder „Verabscheuung an einer Sache, die der Verstand mit Gewiß„heit, Wahrscheinlichkeit oder Vermuthung für wirklich hält. „Der eingebildete ist eigentlich nur eine Idee, was für Affect „wir haben würden, wenn das, was wir ohne Vermuthung der „Wirklichkeit als möglich denken, vermuthlich, wahrscheinlich oder „gewiß wirklich wäre". Die Gründe hingegen, die er § 59. angiebt, warum ein jeder eingebildeter starker Affect mit einigen

kleinen wirklichen Affecten verbunden sei, scheinen uns nicht zulänglich, diese seltsame Erscheinung zu erklären.

Wiederum theilt er die Affecten § 61. in ächte und unächte ein; und auch diese Eintheilung ist in der Theorie der schönen Wissenschaften von sehr großem Nutzen. Der Gegenstand des ächten Affects ist das wirkliche Schicksal der Menschen, am meisten aber unser eigenes. Die Wichtigkeit und Wahrscheinlichkeit eben dieses Schicksals trägt auch vieles zu dem Grade des Affects bei. Wenn aber diese Schicksale episch oder dramatisch, d. i. in Erzählungen oder in theatralischen Vorstellungen nur als möglich abgebildet werden; so entsteht ein unächter Affect. Diesen Affect zählt der Hr. Verf. zu den wirklichen. Denn wir werden während der Erzählung oder der theatralischen Handlung oft in langer Zeit nicht erinnert, daß nur mögliche Schicksale vorgestellt werden. Daher halten wir sie für wirklich; und wenn sie von der Wichtigkeit sind, so gerathen wir darüber in wirkliche Affecten, bis wir durch irgend einen Umstand unsers Irrthums erinnert werden. Wenn wir ein gar zu großes unächtes Schrecken, einen gar zu großen unächten Ekel davon annehmen, so finden wir aus der Erfahrung, daß es uns angenehm sei, unächte Affecten gehabt zu haben. (Die Ursachen, die hiervon angeführt werden, thun uns abermals nicht völlig Genüge.) Die eingebildeten Affecten erwecken oder erzeugen auch einige wirkliche Affecten. Die unächten Affecten aber werden in eingebildete verwandelt, sobald man seines Irrthums gewahr wird; daher ist es ein Mittel zu Erweckung und Erzeugung wirklicher Affecten, wenn man eingebildete und unächte veranlaßt.

Im § 66. und flgd. zeigt der Hr. Verf. die Mittel an, einen Affect zu erwecken, zu erzeugen, und zu lenken. Er nennt aber einen Affect erwecken, wenn die Leidenschaft schon wirklich in der Seele da ist, und nur zum Ausbruche gebracht werden soll. Hingegen wird ein Affect erzeugt, wenn schwächere Neigungen, die eigentlich keine Leidenschaften ausmachen, in Wirksamkeiten des Willens verwandelt werden sollen. Ist aber der Affect schon wirklich erzeugt oder erweckt, so muß er auf die gehörigen Mittel, sich wirksam zu zeigen, geleitet werden; und dieses nennt er den Affect lenken.

Im § 75. schreitet er zu den besondern Arten der Affecten fort und macht mit der Freude den Anfang; wo er zeigt, durch

welche Mittel alle Gattungen derſelben verurſacht und gedämpft werden können. §. 76. Mittel und Gegenmittel der Traurigkeit. §. 77. von der Liebe und ihren Gattungen. § 78. von den verſchiedenen Gattungen des Haſſes und Unwillens; bei welcher Gelegenheit wider die Erklärungen, die vom Zorn und von der Verachtung gegeben werden, vieles einzuwenden wäre, wenn nur der Raum eine ſolche Weitläuftigkeit erlaubte. Überhaupt wird man bemerken, daß der Hr. Verf. öfters Mittel vorſchlägt, einen Affect zu erzeugen oder zu dämpfen, die nicht aus der von ihm gegebenen Erklärung fließen; und da die Mittel ſelbſt ihre Richtigkeit haben, ſo iſt dieſes ein offenbarer Beweis von der Unzulänglichkeit der Erklärungen. Die Mittel, die er z. B. S. 80. zur Dämpfung des Zorns anpreiſt, können dieſe Wirkung nicht haben, wenn der Zorn nicht eine Unluſt über ein angethanes Unrecht iſt, wie ſolcher von den meiſten Weltweiſen erklärt wird. Nach des Hrn. Verf. Erklärung S. 79. aber iſt er bloß ein plötzlicher heftiger Unwille, der die Beſſerung des Andern zum Endzweck hat, oder wenigſtens für Andere durch Strafe ein Exempel ſtiften will. § 79. von den Vorſtellungen gegen die Wolluſt, davon aber gar nichts geſagt, und der Leſer auf die Moral verwieſen wird. § 80. von den Vorſtellungen für und wider die Ehrbegierde. § 81. von der Beförderung und Dämpfung der Geldliebe, und endlich § 82. u. flgd. von andern Willensthätigkeiten, die mit den Affecten Ähnlichkeiten haben, als: dem Muth, der Verwegenheit, der Eiferſucht, dem Argwohn u. ſ. w.; welche alle mit einer faſt unvergeblichen Kürze übergangen werden. Die Mittel, die der Hr. Verf. zu Erregung und Dämpfung aller Arten der Affecten vorſchlägt, ſind zwar unverwerflich; allein wir glauben, ſie hätten weit fruchtbarer ſeyn können, wenn der Endzweck, ein „bequemes Handbuch der Wohlredenheit" zu ſchreiben, dem Hrn. Verf. erlaubt hätte, tiefer in die Wahrheiten der Seelenlehre einzudringen, und die Erklärungen der neuern Weltweiſen zum Grunde zu legen, die alle als eben ſo viel notiones directrices anzuſehen ſind. § 85. u. flgd. von den Nebenbetrachtungen, Exempeln, dem Gegentheile, von dem Gebrauche der Beleſenheit, von Folgerungen und Vermuthungen u. ſ. w. Ferner § 91. von ſcharfſinnigen, witzigen und ſatyriſchen Einfällen. § 94. von der oratoriſchen Vorſichtigkeit nach Rollin's Manière d'étudier et d'enseigner les belles lettres T. II. § 95. von der Wahl und § 96. von der

Wahrheit der Gedanken, und endlich § 97. von der natürlichen Denkungsart, sind lauter vielsprechende Überschriften, die aber in der Ausführung sehr kurz abgefertigt werden. Besonders hätten wir gewünscht, zum Nutzen der angehenden Liebhaber der schönen Wissenschaften die beiden Materien von der Wahrheit der Gedanken und von der natürlichen Denkungsart etwas weitläuftiger abgehandelt zu sehen. Vielleicht hätte an andern, weit unerheblichern Materien der Raum zu diesen und andern ausgelassenen wichtigen Anmerkungen vollkommen wieder erspart werden können.

Das dritte Hauptstück, „von dem Ausdruck und der Schreibart", enthält von § 98. bis § 148. fast lauter grammatikalische Vorschriften, die, wie wir bereits oben erinnert, nicht zu unserm Vorhaben gehören. § 148. von der Undeutlichkeit, die aus langen Perioden entsteht, davon § 149. ein kaiserliches Schreiben von 1713 zum Exempel angeführt wird. Man hätte vielleicht gewünscht, Exempel hiervon aus einem Redner oder andern Schriftsteller zu lesen, weil der Canzleistyl überhaupt, aus mehr als Einem Grunde, unangenehm zu lesen ist. Endlich hat sich der Hr. Verf. die Mühe genommen, § 151. dieses kaiserliche Schreiben in kurze Perioden abzufassen.

Im § 153. sind alle die Exempel, die von gleichgültigen Redensarten angeführt werden, unsers Erachtens nur in sehr wenigen Fällen gleichgültig; und wäre zu wünschen, daß sich unsere deutschen Gesellschaften angelegen seyn ließen, ein solches Werk im Deutschen zu Stande zu bringen, als des Abts Girard Synonymes françois für die Franzosen ist. Ein solches Werk würde der Kühnheit unserer kleinen Geister Schranken setzen, die ohne Noth neue Worte und Redensarten schmieden, ohne die großen Genies dadurch einzuschränken, welche es fühlen, wo die Sprache für ihre Gedanken zu enge ist.

Im § 154. von der pöbelhaften und edlen Schreibart. Hier sehen wir nicht ein, warum die Wörter Speichel, nackend und Rumpf für unedel erklärt werden. Speichel ist gerade ein edles Wort für zwei oder drei andere, die man nur im gemeinen Leben braucht. Nackend und Rumpf können, wie viele andere edle Wörter, nur selten, und zwar durch einen unrechten Gebrauch, unedel werden. Sonst wird sich Niemand in einem Buche von den schönen Künsten schämen zu schreiben: der Rumpf des Michael Angelo ist das schönste

Muſter des Nackenden an einer männlichen Figur. Kurz darauf ſagt der Hr. Verf.: „bei den Alten waren Ochſen, Eſel u. ſ. w. „gar nicht pöbelhaft. Itzt ſind die Wörter vache; truye, „cochon bey den Franzoſen eine Todſünde". Wie hier der Gebrauch der alten Deutſchen und der neuern Franzoſen zuſammenkömmt, iſt nicht wohl einzuſehen. Hierher hätten Beiſpiele von Wörtern gehört, welche bei unſern Voraltern edel waren, bei uns aber pöbelhaft ſind. Die jetzt angeführten ſind noch nicht pöbelhaft.

Im § 158. von der Sprache der Affecten. Die Affecten haben ihre beſondere Sprache, und ihre beſondere Denkungsart. Sie ſind ſo eilfertig, daß ſie ſich von nichts aufhalten laſſen; ſie bekümmern ſich öfters weder um die grammatikaliſche Ordnung der Conſtructionen, noch um die logikaliſche Richtigkeit der Schlüſſe. Zuweilen verſäumen ſie die Conjunctionen. Z. B. Xenophon ſagt von den Griechen: ſie ſchloſſen ihre Schilder an einander, wurden gedrängt, ſtritten, tödteten, blieben auf der Stelle. Im Gegentheil werden nicht ſelten im Affecte die Conjunctionen und ſogar gleichgültige Redensarten gehäuft, aus Beſorgniß, ſonſt nicht verſtanden zu werden oder nicht nachdrücklich genug zu reden; z. B.: iſt es gut, hier Hütten zu bauen? iſt es gut, hier lange in Unfrieden zu leben? iſt es gut, hier unter den Verkehrten zu bleiben? Nein! nein!

Die Affecten betrachten die Sachen nicht nach ihrer wahren Größe, ſondern entweder als größer oder kleiner. Wenn man mit Affect von einer Sache redet, ſo kann man ſo erhitzt werden, daß man abweſende, vergangene, oder künftige Dinge ſich als gegenwärtig vorſtellt. Z. E. Hector ſchrie überlaut den Trojanern zu, ſie ſollten die Schiffe der Griechen anfallen, das langſame und ſchädliche Plündern einſtellen; „denjenigen, den ich erblicken werde, daß er ſich von dem Schiffporte entfernt, will ich auf der Stelle zum Tode verurtheilen" u. ſ. w. — Im § 159. von dem Wohlklange überhaupt u. ſ. w. Einige allgemeine Regeln, die hier von dem Numerus ſowohl als von der Harmonie gegeben werden, ſind zwar unverwerflich; allein die Beiſpiele, die aus den Reden eines Fléchier, eines Cramer's, und aus des Hrn. Verf. eigener berühmten Lobrede auf den König in Dänemark angeführt werden, erklären die Sache weit deutlicher; und es wäre zu wünſchen, daß der Hr. Verf. in den einzelnen, wohl ausgeſuchten Beiſpielen die Schönheit der Perioden zergliedert,

und die Kunstgriffe gezeigt hätte, wodurch diese Meister das Ohr so sehr zu entzücken gewußt haben. Zuletzt folgen einige Exempel von derjenigen Harmonie, vermöge welcher der Schall der Worte mit dem Gegenstande übereinstimmt.

Von der Metapher, der Allegorie und dem Gleichnisse findet man hier § 161. sehr auserlesene Exempel aus Fléchier, Mosheim, Opitz, Homer und Andern. Auch § 163. und flgd. von der Hyperbole und Litote, von der Ironie, von der Personendichtung, der Anrede und der Einführung einer fremden Rede wird viel lehrreiches gesagt, und schön durch Exempel erläutert, das wir aber aus Liebe zur Kürze übergehen müssen. — § 171. von der malerischen Abschilderung. Sie ist darin von der historischen Beschreibung unterschieden, daß sie die Sachen nicht nur, wie jene, kenntlich macht, sondern auch die Einbildungskraft der Leser und Zuhörer zwingt, sich das Sinnliche an einer Sache sowohl symbolisch oder durch Worte, als auch mit anschauenden Begriffen vorzustellen. Es hat ganz verschiedene Wirkungen, ob ich einen sinnlichen Gedanken wirklich denke, oder ob ich mich durch sein bloßes Zeichen auf andere Gedanken führen lasse. Denke ich ihn wirklich, so stellt sich die Einbildungskraft den ganzen Gegenstand mit vielen kleinen Umständen vor, die in die Sinne fallen. Und wie viel kann daran nicht gelegen seyn, um zu beweisen, um in Affect zu setzen, um den Scherz, die Bosheit, die Zärtlichkeit eines Gedankens recht merklich zu machen? (Der Vorzug der anschauenden Erkenntniß hätte auch aus der bloßen Erklärung der Schönheit dargethan werden können.)

Von den Mitteln, einen anschauenden Begriff zu erwecken, werden hier sehr gute Regeln gegeben. — § 175. von den Gegensätzen. „Diese Gattung der Figuren", sagt der Hr. Verf., „kann ich nicht eher beschreiben, als bis ich einige Exempel davon zuvor angeführt habe". Er sammelt daher eine Menge von Beispielen, und reducirt sie alle auf viererlei Arten, ohne jedoch eine allgemeine Definition daraus abzusondern. Wir wissen nicht, was der Hr. Verf. an der Erklärung des Aristoteles (in seiner Rhetorik B. III. C. 9.) auszusetzen gehabt habe. Im § 179. leitet der Hr. Verf. die drei Hauptgattungen der Schreibart von den drei verschiedenen Endzwecken her, die sich der Redner oder Schriftsteller vorsetzen kann. Denn er wird entweder den Unterricht, oder das Ergötzen, oder die Rührung seinen Hauptendzweck

ſeyn laſſen. Der Unterricht erfordert die niedrige Schreibart oder die Schreibart der bloßen Deutlichkeit; das Ergötzende eine mittlere oder ſinnreiche, witzige und zierliche Schreibart. Die Werke aber, die zur Rührung abgefaßt werden, müſſen erhaben, feurig, oder ſanftbeweglich geſchrieben ſeyn. Die Exempel, welche § 180—186. angeführt werden, ſind, außer zweien aus dem Meſſias, faſt alle in Rollin's Manière d'étudier et d'enseigner les belles lettres T. II. anzutreffen. Vielleicht dürfte man ſich auch überhaupt an den häufigen Exempeln ſtoßen, die der Hr. Verf. aus franzöſiſchen Schriftſtellern anführt, da er doch öfters deutſche Meiſterſtücke hätte zum Muſter anführen können. Wer hätte z. B. geglaubt, daß man zum Muſter der ſatyriſchen Schreibart einen Brief in Proſa von Boileau an den Herzog von Vivonne überſetzen werde? da wir einen Rabener haben, deſſen ſatyriſcher Geiſt von unſern Nachbarn bewundert wird.

Der § 194. u. flgd. von dem aſiatiſchen, attiſchen und rhodiſchen Styl. § 199. u. flgd.: von dem Schwulſte, dem falſchen Schimmer, von der matten, affectirten und unnatürlichen Schreibart; enthalten die bekannteſten Regeln nebſt einigen Exempeln, daraus ſich nichts merkwürdiges anführen läßt.

Vom zweiten Theile, darin von der Proſa gehandelt wird, wollen wir uns begnügen die wichtigſten Überſchriften anzuführen. — Erſtes Hauptſtück, § 205. Regeln der Überſetzung, § 206. von den Auszügen, § 207. von der Nachahmung, § 208. von den Anmerkungen. 2tes Hauptſtück, von Geſprächen und Complimenten. 3tes Hauptſtück, von Briefen; § 211. wo man gute Exempel und Regeln der Briefe findet, § 212. Auszug aus Gellert's practiſcher Abhandlung von Briefen. 4tes Hauptſtück, von Lehrbüchern und Abhandlungen; § 214. von dem Unterſchiede und der Deutlichkeit der Lehrbücher, § 215. von der ſchönen Schreibart in Lehrbüchern, § 216. von der Gründlichkeit und den Nebengedanken in Lehrbüchern, § 218. von den Abhandlungen. 5tes Hauptſtück, von Reden. Man wird ſich ziemlich betrügen, wenn man hier die Regeln einer wahren Beredſamkeit nebſt den Erläuterungen aus den Meiſterſtücken der alten und neuern Redner erwartet. Die Abſicht des Hrn. Verf., im gemeinen Leben nützlich zu ſeyn, hat ihn genöthigt, ſich mehr um den Schlendrian, als um den guten Geſchmack zu bekümmern. Er handelt ziemlich weitläuftig von Complimentsreden, von den gewöhnlichen Reden bei Hofe, von

Gegenstande der ersten Poesie, § 250. vom Ursprunge des
enmaaßes und der Reime, § 251. daß man sehr früh die
Begriff von einem Gedichte bekomme, daß es eine vorzüg
chöne Rede in Versen sei; § 252. wie die prosaische Wohl
heit zum Theil durch die Poesie entstanden sei, § 253.
welche Mittel die Dichter die prosaische Wohlredenheit zu
reffen gesucht haben, § 254. von den Schwierigkeiten, das
n eines Gedichtes zu bestimmen. — Die Gedichte, wenn
chön sind, werden mehr als einmal gelesen; und folglich
n nothwendig viele Redensarten und Wendungen, welche
Poesie erfunden hat, um sich über die Prosa zu erheben,
und nach in die letzte eingemischt werden. Mit der Zeit
sich witzige Köpfe gefunden, die alle Mittel zu gefallen,
die Poesie braucht, auch in ihren Werken angewendet,
jedoch in gebundener Rede zu schreiben. Oft wird man
Gedanken eines alten oder ausländischen Dichters, um ihrem
deuck nicht durch allzu großen Zwang Abbruch zu thun,
Sylbenmaaß in seiner Muttersprache einkleiden. Man wird
e schreiben, worin die gebundene mit der ungebundenen
abwechselt. Alles dieses wird es unendlich schwer machen,
Gränzen der Prosa und Poesie zu bestimmen, und zu sagen,
eigentlich ein Gedicht sei. „So viel können wir für's erste
sagen", fährt der Hr. Verf. fort, „daß in keinem der fol
n Stücke das ganze Wesen eines Gedichts bestehe".

Lehrgedichte, Satyren, Elegien u. ſ. w., die keine Nachahmungen der ſchönen Natur ſind. (Wird Batteux und diejenigen, die ſein Syſtem annehmen, dieſes ohne Beweis zugeben?) 4) Nicht in der ſinnlichen Vorſtellung des Guten und Schönen; denn der Hr. von Mosheim redet, beſonders im Schluſſe der Predigt „vom Tode", ſo ſinnlich als möglich; ſeine Vorſtellungen ſind gut und ſchön. Und dennoch würde dieſer Theil von ſeiner Rede wohl kein Gedicht ſeyn, wenn man ihn gleich in die wohlklingendſten Verſe überſetzte. Dieſe Behauptung könnte noch vielleicht mit gutem Grunde in Zweifel gezogen werden. Überdem hat der Hr. Verf. die Baumgarten'ſche Erklärung, auf welche es vermuthlich hier angeſehen ſeyn ſoll, nicht richtig angeführt. Dieſer große Weltweiſe ſetzt das Weſen der Dichtkunſt nicht in die ſinnliche Vorſtellung des Guten und Schönen (denn dieſes wäre etwa eine Erklärung aller ſchönen Künſte und Wiſſenſchaften überhaupt), ſondern in eine vollkommen ſinnliche Rede. Man muß auch die Erklärung dieſes Philoſophen von den Worten vollkommen und ſinnlich*) wohl inne haben, wenn man den ganzen Nachdruck dieſer Erklärung einſehen will. 5) Nicht in der Begeiſterung, oder in der Sprache der Leidenſchaften; viele Reden im Livius ſind ſo begeiſtert, ſo voller Leidenſchaften, von Anfange bis zu Ende, als ſie ſeyn konnten. Endlich glaubte der Verf. im § 255., die Poeſie ſei von der Proſa nur dem Grade der Schönheit nach unterſchieden. Der eigentliche Unterſchied beſtünde alſo in einem relativen Begriffe, den man nicht abſolut zu beſtimmen fordern kann, ſo wenig als man

*) In der Vorrede zur dritten Ausgabe ſeiner Metaphyſik widerlegt er einen Einwurf, der ihm irgendwo wider dieſe Erklärung gemacht worden, mit folgenden Worten: Dixeram in prima, quam edidi, dissertatione, poema *sensitivam orationem perfectam*. Vere dictum adhuc puto. Fuit autem, qui scriberet, me dixisse, poema orationem *perfecte sensitivam*, et deinde significatum perfecti jam inter philosophos, ipsos pueros, notissimum detorqueret in vulgarem illum, quo *perfecte* pro *omnino* vagis in sermocinationibus aliquando substituitur. Significatum *sensitivi* ipse expresse fixeram, longe tamen alium affingit et huic vocabulo bonus vir, quo germani nonnunquam crassa vel pingui Minerva turpiuscule, vel etiam obscenius dicta, per jocum ajunt oppido sensitiva etc. Ob nun gleich die letzte Beſchuldigung unſerm Verf. nicht zur Laſt gelegt werden kann, ſo ſcheint er doch wenigſtens die Erklärung des Worts perfecta aus den Augen geſetzt zu haben.

sagen kann, was die absolute Höhe und Tiefe, die Wenigkeit und Vielheit sei. Und dennoch sucht er § 256. das Wesen der Poesie, wo nicht zu erklären, doch wenigstens zu beschreiben. Er sagt: „ein Gedicht sei eine Rede oder Ausarbeitung, worinnen „die Mittel zu gefallen oder zu vergnügen offenbar herrschen" ꝛc. (ist dieses etwas anders als oratio sensitiva perfecta?); „oder eine „Rede, deren Inhalt, Gedanken und Ausdrücke sowohl an sich „selbst, als nach einer vernünftigen Absicht des Verf. entweder ge„sangmäßig, oder versmäßig oder beydes zugleich sind". Wir wissen nicht, warum der Hr. Verf. sich Mühe giebt, dasjenige, was der Philosoph mit drei Worten bestimmt und genau sagt, mit zwanzigen unbestimmt und weitläuftig zu sagen. Man wird aus seiner doppelten Umschreibung schwerlich deutlicher einsehen, was das Wesen der Dichtkunst sei, als vorher. Die Erklärungen von gesangmäßig und versmäßig, wie nicht weniger die Schlüsse, die der Hr. Verf. § 257. aus seinem Begriffe von einem Gedichte zieht, sind nichtsdestoweniger sehr lesenswürdig.

Zweites Hauptstück, allgemeine Regeln der Dichtkunst aus der Art poétique des Boileau. (Wir lassen es dahin gestellt seyn, ob der Hr. Verf. wohl gethan, hier lieber den Boileau als den Horaz zu wählen.) In diesem ganzen Hauptstücke werden nur Stellen aus der Art poétique angeführt; und wo es nöthig ist, setzt der Hr. Verf. seine Anmerkungen hinzu. § 258. vom Genie eines Poeten, § 259. von der Dienstbarkeit des Reimes. Boileau sagt: la rime est un esclave, et ne doit qu'obéir. „Wir würden uns wundern", heißt es hier in der Anmerkung des Hrn. Verf., „wenn wir sähen, wie viel Neues, Nachdrückli„ches und Witziges die besten Dichter öfters dem Reime zu ver„danken haben". Er will daher den Reim in gewissen Fällen als ein Erfindungsmittel der Gedanken und Ausdrücke ansehen. Der Reim, sagt er, ist ein Sklave, der zuweilen einen vernünftigen Rath giebt, dem der Herr nach der Prüfung folgt; aber der Herr wird keine Entschuldigung haben, wenn sein Knecht ihm übel gerathen hat.

Wir glauben nicht, daß man dem Reime den Werth eines Erfindungsmittels beilegen könne. Es muß unstreitig ein sehr glücklicher Zufall seyn, wenn der Reim einen guten Gedanken erzeugt, den der Dichter sonst nicht gehabt hätte. Was sich auf ein gewisses Wort reimt, steht gewiß in keiner natürlichen

Verbindung mit dem Begriffe, den dieſes Wort in uns erweckt. Wir wollen verſuchen, die Vorzüge des Reimes hinlänglich zu beſtimmen, und ſie in folgende drei Stücke ſetzen: 1) der Reim dient zur Erſetzung der richtigen Quantität der Sylben, daran es den jetzt lebenden Sprachen öfters mangelt; 2) in einer ſolchen Art von Gedichten, wo ſich der Gedanke mehrentheils mit dem Verſe ſchließt, dient der Reim, den Schluß des Verſes ſinnlicher zu machen. Von dieſer Beſchaffenheit ſind alle franzöſiſche, und ein großer Theil der engliſchen und deutſchen Gedichte. Wo aber der Gedanke öfter aus einem Vers in den andern übergeht, als in den Gedichten der Alten, oder der Neuern, die ihnen verwandt ſind, da iſt der Reim bisweilen ein unſchicklicher Zierrath. 3) Endlich hat der Reim in einigen kleinen Gedichten, die oft nur ein bloßes Spiel ſind, ſehr viel angenehmes; und nicht ſelten macht er faſt ihr ganzes Verdienſt aus. § 260. von der geſunden Vernunft im Dichten, § 261. von unnützer Weitläuftigkeit und dunkler oder harter Kürze, und vom Zierrathe, § 262. von der natürlichen und edlen Schreibart. Boileau ſagt:

Quoi que vous écrivies, évites la bassesse
Le stile le moins noble a pourtant sa noblesse.
Distingues du naif, le plat et le bouffon etc.

Und der Hr. Verf. erklärt in der Anmerkung das Wort naif durch: eine ſolche Art zu denken und ſich auszudrücken, die Einem aus Unſchuld, untadelhafter Unwiſſenheit, oder Vertraulichkeit eines freimüthigen Menſchen, der einen beſondern Charakter hat, zuerſt einfällt, und etwas ungewöhnliches und dem Scheine nach anſtößiges zu haben ſcheint. (Vielleicht hätte dieſe Materie in einem Lehrbuche von den ſchönen Wiſſenſchaften eine beſondere Ausführung und gründlichere Unterſuchung verdient.) § 263. vom Wohlklange und der grammatikaliſchen Richtigkeit, § 264. man muß denken, ehe man ſchreibt; § 265. von dem Fleiße in der Ausarbeitung und Ausbeſſerung der Verſe. In der Anmerkung zu der angeführten Stelle aus der Art poétique läßt ſich der Verf. bei Gelegenheit verlauten: „die Moral" (es iſt hier von deſſen deutſcher Moral die Rede) „des Hrn. Barons von „Wolf hätte, bey mehr Muße freylich beſſer geſchrieben ſeyn „können. Inzwiſchen hätten doch viele Leute Urſache, es ihm „Dank zu wiſſen, daß er ſie lieber ſo, als gar nicht, geſchrieben „hat." Wir ſind nicht von dieſer Meinung; und glauben viel-

mehr, daß die deutschen philosophischen Schriften des Hrn. von Wolf, insonderheit seine Metaphysik und Moral, zu ihrem Zwecke unverbesserlich geschrieben sind; und daß dieser große Weltweise, bei mehr Muße, vielleicht vieles in der Sache selbst geändert, aber den Styl gewiß so gelassen hätte, wie er ist: gesetzt auch, er hätte die Gabe gehabt, geschmückter zu schreiben. So viel ist gewiß, man liest die „Moral" des Hrn. von Wolf jetzt mit weit mehr Vergnügen, als wenn es unserm Verf. oder sonst einem Schönschreiber einfallen sollte, sie in eine geschmücktere Schreibart umzuschmelzen. Mit der Ausbesserung der Verse, davon hier sehr viel nützliches gesagt wird, hat es eine eigene Bewandtniß. Man hat angemerkt, daß die poetischen Werke einiger großen deutschen Dichter durch die Ausbesserung mehr verloren als gewonnen haben; daher denn auch die ersten Ausgaben ihrer Gedichte von Kennern immer noch im großen Werthe gehalten werden. Ja es ist uns ein Dichter in B. bekannt, dem es das Publikum sehr schlechten Dank weiß, daß er ihm seinen Vorrath von vortrefflichen Gedichten, aus allzu strenger Gewissenhaftigkeit und Begierde sie noch weiter auszuarbeiten, vorenthält. — §. 266. es ist selten erlaubt, ein mittelmäßiger Dichter zu seyn. (Wir hätten gesagt, es ist gar nicht erlaubt; eben so falsch ist der Satz, den der Hr. Verf. behauptet: „das Verbot, mittelmäßig „zu seyn, geht nur hauptsächlich die Dichter an". Es geht eben so wohl die Redner, Maler, Musikverständige und alle, die sich mit den schönen Künsten beschäftigen, an. Von allen muß man sagen:

— mediocribus esse
Non Di, non homines, non concessere columnae.

Selbst bis in die Wissenschaften erstreckt sich dieses Verbot.) Der Vorwand derer, die ihre mittelmäßigen Gedichte mit der Absicht, Nutzen zu stiften, entschuldigen wollen, wird hier gründlich entkräftet. Im § 267., daß man mit dem eiteln Vorlesen seiner Werke sich nicht lächerlich machen müsse (eine nöthige Vorschrift für gewisse Dichter). § 268. man muß sich in der Poesie nicht vertiefen.

Drittes Hauptstück. Von der poetischen Erfindung, Ordnung und Schreibart. Im § 269. werden die Gränzen der philosophischen, physischen und poetischen Möglichkeit weitläuftig auseinandergesetzt, und endlich folgende Gesetze angeführt, welche von den besten Poeten theils wissentlich, theils durch eine dunkle

Empfindung in diesem Stücke beobachtet worden sind. 1) Sie haben das dem poetischen Verstande Unmögliche nie für möglich, noch weniger für wirklich ausgegeben. 2) Das in der poetischen Natur Unmögliche, welches durch den Widerspruch einer Erdichtung mit ihren eigenen Theilen entsteht, haben sie jederzeit vermieden. 3) Sie haben niemals dem philosophischen, noch weniger dem poetischen Möglichen eine wirkliche Existenz in Zeiten und Umständen, worin diese Existenz offenbar falsch war, in der Absicht beigelegt, daß man die wirkliche Existenz solcher Dinge wirklich glauben sollte. 4) Es sind aber bloß mögliche Dinge, sowohl in poetischen als philosophischen Bedeutungen, sowohl von Prosaisten als Poeten, entweder durch das Ansehen, oder durch wahrscheinliche, obgleich falsche Beweise, alsdann für wirklich ausgegeben worden, wenn ihre Falschheit nicht bekannt war, und man durch solche Irrthümer gewisse Absichten zu erlangen hoffte. 5) Außer diesen Bedingungen hat man das Mögliche nur als etwas vorgestellt, welches entweder im Verstande oder in der Natur möglich war. 6) Man muß niemals eine Erdichtung machen, wenn man mit der unversteckten Wahrheit eben so gut oder besser zu allen seinen Zwecken gelangen kann. — Im § 270. wird der Begriff von der Wahrscheinlichkeit weitläuftiger als § 33. ausgeführt, und §. 271. von der poetischen Möglichkeit gehandelt. Diese Materie wird hier so gründlich und zugleich so ausführlich abgehandelt, daß wir die uns vorgeschriebenen Gränzen überschreiten müßten, wenn wir einen verständlichen Auszug davon liefern wollten. Wir sehen uns also genöthigt, unsere Leser dieserhalb auf die Schrift selbst zu verweisen. Im § 272. von dem Neuen und Wunderbaren in der Poesie. Wenn das Neue und Seltne plötzlich hervorbricht, wenn es übernatürlich ist, wenn es Anfangs unwahrscheinlich, unglaublich und unmöglich scheint; so nennt man es wunderbar. Das Neue und Wunderbare, sagt der Hr. Verf. ferner, hat also seinen Platz nicht nur in den eigentlichen Erdichtungen. Eine recht glückliche und neue Erklärung eines bisher schweren Begriffs; ein Beweis, der aus solchen Gründen hervoreilt, woraus wir ihn gar nicht vermuthen; ein Bewegungsgrund, gegen den ein Eigensinniger sich nicht so, wie gegen die andern, hat vorbereiten können; eine Widerlegung aus einem Grunde, der für den Gegner zu seyn scheint; eine geschwinde und glückliche Antwort, die mehr nach dem Zwecke des Antwortenden als des Fragenden eingerichtet

ist; — alles dieses kann das Verdienst der Neuheit haben und wundernswürdig seyn. (Hier hätte der Unterschied des Wunderbaren in der Epopee, in dem Schauspiel und in andern Arten von Gedichten festgesetzt werden sollen.) Im § 273. von den Mitteln der Erdichtung und der poetischen Erfindung überhaupt. Im § 274. von dem Endzwecke der Poesie. Im § 275., von der Nachahmung der schönen Natur, wird verschiedenes gesagt, das vielleicht guten Grund haben mag; allein es hat dem Hrn. Verf. vielleicht an Geduld gefehlt, seine Begriffe aufzuklären und das Wahre von dem Scheinbaren zu unterscheiden. Wenn hier und da ein Fünkchen von Philosophie hervorleuchtet, so wird es durch eine Menge von Worten wiederum verdunkelt, die weniger sagen, als sie zu sagen scheinen. Bei dieser Untersuchung hätten auch von der Art, womit die schönen Künste die Natur nachahmen, sehr nützliche Anwendungen auf die schönen Wissenschaften gemacht werden können. Im § 277. von den besondern Eigenschaften des poetischen Ausdrucks. Im § 278. von Büchern, die zu einem guten Geschmacke in der Poesie hauptsächlich nützlich sind. Hier wird Bodmer's Abhandlung „von dem Wunderbaren" aus einem Versehen Breitinger zugeschrieben, und des Erstern „Discurse der Maler" unter dem Titel „von der Malerey" angeführt. Wer dieses bekannte Buch gesehen hat, wird wissen, daß es gar nicht von der Malerei handelt. Langens Übersetzung der Dichtkunst des Horaz ist nicht, wie der Hr. Verf. sagt, in seinen Horazischen Oden anzutreffen. Warum Meier's „Anfangsgründe der schönen Wissenschaften" angepriesen werden, und von Baumgarten's „Ästhetik" geschwiegen wird, können wir gar nicht begreifen. Es fehlen auch sonst sehr viel nothwendige Bücher. Die kritischen Schriften eines Aristoteles, Cicero und Quintilian, und unter den Neuern eines Rapin, le Bossu, Hedelin, Trapp, Addison, Buckingham, Roscommon, Muratori und Anderer hätten gewiß weit eher verdient angeführt zu werden, als Scaliger's Poetik und Hederich's Schullexicon, dessen mythologisches Lexicon ohnedem weit eher hierher gehört hätte, als das Schullexicon.

Viertes Hauptstück. Von deutschen Versen. Im § 279. von der Länge und Kürze der Sylben. Im § 280. von den Füßen des Verses u. s. w., bis 288. die gemeinen Regeln von dem Mechanischen der Poesie. Im § 288. räth der Hr. Verf., alle Wörter in alphabetischer Ordnung durchzulaufen, wenn man

auf einen gewiſſen Reim beſteht. Ja man könnte im höchſten Nothfalle auch Hübner's Reimregiſter nachſchlagen. „Unter ſo vielen Worten", ſetzt er hinzu, „findet ſich gemeiniglich eines, das ſich mit unſerm Inhalte vertragen kann." (Gewiß viel Glück! Nunmehr begreifen wir einigermaßen, warum im §. 259. der Reim für ein Erfindungsmittel der Gedanken und Ausdrücke iſt gehalten worden.) Im § 289. von ungewöhnlichen deutſchen Verſen. Hier hätte bei Gelegenheit des Hexameters und beſonders derjenigen Gattung, wo vor der erſten Sylbe eine kurze angeſetzt wird, der Erfinder dieſer Gattung, der Hr. von Kleiſt, nicht ſollen vergeſſen werden. In Cramer's Pſalmen findet man viele neue Versarten; Utz hat einen „Frühling", Gleim einen „Baum" in einer neuen Versart geſchrieben; alle dieſe hätten vorzüglich angeführt zu werden verdient. Ja bei Gelegenheit des anakreontiſchen Verſes wird weder Gleim's noch Utzens gedacht, ſondern aus den „vermiſchten Schriften" werden einige ſchlechte Nachahmungen der Gleim'ſchen Lieder angeführt. Im § 290. Anmerkungen über franzöſiſche Verſe.

Fünftes Hauptſtück. Von jeder Gattung der Gedichte beſonders. Im § 291. von poetiſchen Briefen. Im § 292. von Lehrgedichten. Unter den beſten Exempeln von dieſer Art hätten vorzüglich Hagedorn, Wieland und Duſch angeführt werden müſſen. Im § 293. von dem Epigramma. Die Exempel, die hier angeführt werden, ſind alle franzöſiſch, wovon die Urſache nicht zu begreifen iſt, ſo wenig als, warum überhaupt der Hr. Verf., als ein geborner Deutſcher, den Adel eines fremden Landes unnöthiger Weiſe mehr auf die franzöſiſche, als auf die deutſche Dichtkunſt weiſt, und demſelben faſt mehr einen Geſchmack an jener als an dieſer beizubringen ſucht; unter den deutſchen Dichtern von dieſer Art fehlt hier wieder Wernicke, Hagedorn, Käſtner, Leſſing u. A. Daß Holberg den Martial glücklich nachgeahmt habe, möchten wir auf des Hrn. Verf. Wort nicht nachſagen. Im § 294. vom Sonette u. ſ. w. Im § 295. von der äſopiſchen Fabel. Der Hr. Verf. erklärt die äſopiſche Fabel durch eine „poetiſche Erzählung einer allegoriſchen Handlung". Was hat aber die äſopiſche Fabel mit der Allegorie zu thun? Und muß nicht die Moral, als das weſentliche Stück der äſopiſchen Fabel, mit in die Erklärung kommen? — Die Urtheile, die über verſchiedene Fabeldichter gefällt werden, zeigen einen richtigen Geſchmack. Wenn von Fontaine geſagt wird,

daß er verführerisch ist, so geht dieses seine Erzählungen und nicht seine Fabeln an. Unter den deutschen fehlen hier wieder Lichtwehr, Lessing und Gleim, welche alle drei eine eigene Art zu erzählen haben, die von Hagedorn's und Gellert's verschieden ist, und daher billig besonders hätten erwähnt und charakterisirt werden sollen. Im § 296. von Schäfergedichten. Daß Virgil in seinen Eklogen der römische Theokrit sei, möchten wir uns nicht getrauen, mit dem Hrn. Verf. zu behaupten. Die Kenner der griechischen und lateinischen Muse halten den Theokrit für naiver und den Virgil für erhabener. Sie wollen bemerkt haben, daß sich in den Schäfergedichten des Letztern der epische Dichter selten ganz verläugne. Rost und Geßner, auch verschiedene schöne deutsche Schäferspiele, müssen dem Hrn. Verf. unbekannt gewesen seyn. Im § 297. von der Elegie. Im § 298. von der Ode, Cantate und Opera. Von der letztern, wie überhaupt von der musikalischen Poesie, wird fast gar nichts gesagt; hätte der Hr. Verf. nicht bei diesem Stillschweigen seine Leser wenigstens auf die davon zu Berlin 1752 herausgekommene vortreffliche Schrift, wovon Hr. Krause Verfasser ist, verweisen sollen? Es heißt: „Quinaut, Metastasio und Pallavicini sind die vornehm„sten Verfasser der Opern". Wußte der Hr. Verf. nicht, daß la Motte der französischen Oper eine neue Gestalt gegeben hat? Waren ihm unter den neuesten französischen Operndichtern Fuzelier und Cahusac unbekannt? Warum werden wieder von den Deutschen Gellert's „Orakel", ja ein so merkwürdiges Stück, als des königl. dänischen Capellmeisters Hrn. Scheibe „Thusnelde" ist, nicht angeführt? Im § 299. von der Satyre und und der Parodie. Von der Parodie weiß der Hr. Verf. unter den Franzosen nichts als seines Leibschriftstellers Boileau bekannte Parodie der Schreibart des Balzac und Voiture anzuführen. Aber die Parodien, welche auf dem italiänischen Theater in Paris aufgeführt zu werden pflegen, sind in ihrer Art so einzig und auch so bekannt, daß sie billig nicht hätten vergessen werden sollen. Ingleichen hätte des Scarron Virgile travesti u. dgl. hierher gehört. Verschiedene Meisterstücke von dieser Art in Kästner's vermischten Schriften hätten nicht sollen ausgelassen werden; ingleichen eine ziemlich bekannte kleine Schrift unter dem Titel: Jeremias W. Bürger und Meister in G. erweiset dem Herrn H. J. eines und das andere, was ihm zu schwer ist, in den Anfangslehren der Metaphysik u. s. w. Eine ziem-

lich boshafte Parodie der erſten Auftritte des Trauerſpiels „Canut", auf einen gewiſſen epiſchen Dichter, welche in hieſigen Gegenden ziemlich bekannt iſt, hat der Hr. Verf. vermuthlich nicht geſehen. Der § 300., von der dramatiſchen Dichtkunſt, enthält einige ſehr wenige und ziemlich ſeichte Regeln. Es ſind auch einige beſondere Arten von theatraliſchen Gedichten vergeſſen worden, als z. B. das bürgerliche Trauerſpiel und die rührende Comödie. Der Name Leſſing wird weder unter den Trauerſpiel-, noch unter den Luſtſpieldichtern gefunden; bloß, ſeiner „theatraliſchen Bibliothek" erwähnt der Hr. Verf. am Ende des §. Wir wiſſen auch nicht, warum er meint, daß Destouches, Greſſet und de la Chauſſée nicht ſo allgemein bekannt wären als Molière. Von der engländiſchen und italiäniſchen Comödie wird kein Wort geſagt. Des Riccoboni „reformation du théatre" muß der Hr. Verf. nicht geſehen haben, ſonſt könnte er es unmöglich anpreiſen. Dieſes Buch, welches der Verfaſſer ſchrieb, nachdem er wegen ſchwächlicher Geſundheit im Jahr 1750 das Theater verlaſſen hatte, will die dramatiſchen Stücke ganz umgeſchmolzen wiſſen, und ſagt von verliebten und luſtigen Schauſpielen viel ſchwermüthiges und wenig gutes. Aber des ältern (Ludwig) Riccoboni arte representativa, histoire du théatre italien und réflexions sur les différens théatres de l'Europe, ingleichen dieſes jungen (Franz) Riccoboni art du théatre, hätte er nebſt vielen andern ſehr nützlichen Büchern anpreiſen ſollen. Iſt es wohl zu vergeben, daß der Dichtkunſt des Ariſtoteles, zumal da man ſie deutſch hat, mit keinem Worte gedacht wird? Gewiß eben ſo wenig, als daß ein ſo wichtiger Theil der ſchönen Wiſſenſchaften, als die dramatiſche Dichtkunſt iſt, überhaupt ſo kurz abgefertigt wird. Im § 301. von der Epopee. Die bekannteſten Heldengedichte der Alten und Neuern werden hier genannt, und ihr Werth mit guter Beurtheilungskraft beſtimmt. Dieſer Artikel iſt gleichfalls im Verhältniß der fruchtbaren Materie ziemlich kurz. Warum Milton hier nicht genannt wird, iſt unbegreiflich; Heinsius de contemtu mortis iſt eben ſo wenig ein Heldengedicht, als Perrault's siècle de Louis XIV.; es ſind beides Lehrgedichte. Der Verfaſſer der Italia liberata heißt Triſſino und nicht Triſſeri. Im § 302 von Romanen und Wochenblättern. § 303. von Gelegenheitsgedichten. § 304. von den Künſtlern. „Praxiteles", heißt es, „Phidias, Apelles, Zeuxis, Michael Angelo, Raphael, Rubens,

„le Brun ꝛc. sind Künstler, von denen in den Werken des Wi„tes sehr oft geredet wird, und die so viel Hochachtung verdie„nen, daß man ihre Namen, Kunst und Lebensumstände eini„germaßen wissen muß. In Carlencas Geschichte der schönen „Künste und Wissenschaften findet man sehr wenig von ihnen". Der Hr. Verf. hätte die Bücher anzeigen sollen, wo man sehr viel von ihnen finden kann. Man findet in Carlencas Geschichte von andern Dingen, die dahin gehört hätten, ebenfalls sehr wenig! Die schönen Künste sind auch an sich so vortrefflich und mit den schönen Wissenschaften so nahe verschwistert, daß ein Liebhaber der letztern von den großen Künstlern auch aus andern Ursachen, als weil ihrer in den „Werken des Witzes" gedacht wird, etwas wissen muß. Doch er muß nicht allein die Künstler kennen, sondern auch unstreitig von den Künsten selbst einigen Begriff haben; und also hätte der Hr. Verf. billig kürzlich davon handeln müssen; und hier wäre der Ort gewesen, wo man Anmerkungen über die Verbindung der schönen Künste mit den schönen Wissenschaften hätte erwarten können; — ein Feld, welches noch sehr unbebauet ist, und wo noch so nützliche und nothwendige Entdeckungen zu machen sind!

Von der Zueignungsschrift in Versen an Sr. Maj. den König von Dänemark sollten wir noch etwas sagen. Doch wir haben unsern Lesern versprochen, das Merkwürdige in dieser Schrift anzuzeigen, das Mittelmäßige hingegen mit Stillschweigen zu übergehen.

Um mit den Worten der Vorrede des Hrn. Verf. zu reden, so wird ein geübter Kenner nach der Durchlesung dieses Lehrbuchs ganz gewiß nicht ausrufen: das war wieder vergeblich! Nein, es enthält so viel gründliches und auch so manches neue; der Hr. Verf. zeigt so viel Philosophie und so viel Geschmack, daß man es weder ohne Nutzen noch ohne Vergnügen lesen wird. Nur wünschten wir, wie wir schon angezeigt haben, manche wichtige Materien gründlicher, und manche unerhebliche Materien kürzer ausgeführt zu sehen, welches dem Zwecke eines allgemeinen Lehrbuches gemäßer seyn würde. Wenn der Hr. Verf. nicht so oft gewissen, zwar an sich untadelhaften Schriftstellern, z. B. Rollin, Boileau, Carlencas, hätte folgen wollen, so würden manche Unschicklichkeiten seyn vermieden worden; wohin wir auch die häufigen Fehler in der Geschichte der schönen Künste, und die Auslassung vieler deutschen und ausländischen

ſchönen Geiſter rechnen, an Stellen, wo weit weniger wichtige Schriften und Beiſpiele gemeldet werden, welches nicht ſelten eine ziemliche Übereilung zu verrathen ſcheint. Doch vielleicht hat der Hr. Verf. gedacht:

— — — tuque
Rectius Iliacum carmen deducis in actus,
Quam si proferres ignota indictaque primus.

Aber er hätte auch billig, ſonderlich bei Anführung mancher Exempel und Regeln, denken ſollen:

Publica materies privati juris erit, si
Nec circa vilem patulumque moraberis orbem,
Nec verbum verbo curabis reddere fidus
Interpres.

The Pleasures of Imagination, a Poem in three Books, by Dr. Akenside. London, printed for R. Dodsley at Tidly's Head in Pallmall. MDCCLIV.

d. i. die Ergötzungen der Einbildungskraft; ein Gedicht in drei Büchern von Dr. Akenſide.

(aus der Bibl. der ſchönen Wiſſ. und der fr. K. Bd. 2. Stück 1. 1757. S. 91—124.)

Von dieſem vorzüglich ſchönen Gedichte iſt uns eine wohlgerathene Überſetzung zugeſchickt worden, für deren Mittheilung wir hiermit dem Herrn Überſetzer öffentlich danken. Wir hatten ihr gleich in unſerm 1ten Stücke einen Platz beſtimmt, mußten ſie aber wieder zurücknehmen, als wir erfuhren, daß eine andere Überſetzung, zu Greifswald, in dem Weitbrechtiſchen Verlage, bereits die Preſſe verlaſſen habe. So ſelten nun die guten Überſetzungen aus dem Engliſchen unter uns ſind, ſo konnten wir doch unmöglich vermuthen, daß man ſich an einen ſo ſchweren und philoſophiſchen Dichter wagen würde, ohne dem Unternehmen wenigſtens einigermaßen gewachſen zu ſeyn. Akenſide iſt faſt eben ſo ſchwer zu überſetzen, als Young. Sie haben beide ſo viel eigenes, daß etwas mehr als Kenntniß der Sprache

erfordert wird, um sie zu übersetzen. Man muß sich ihre tiefsinnige Denkungsart zu eigen machen, und alle die Nebenbegriffe lebhaft fühlen, mit welchen sie ihre Gemälde zieren; man muß die nöthigsten Beiwörter wählen, wenn sich nicht alle in unsere Sprache übertragen lassen, ohne den Perioden steif zu machen und die Hauptbegriffe allzu sehr zu beladen; man muß öfters ihren Gedanken einen ganz andern Schwung geben, wenn sie in der Übersetzung ihr Leben und ihren Geist behalten sollen. Kurz! man muß wie ein Ebert, und wie der Verfasser der uns zugeschickten Übersetzung selbst denken, wenn man solchen Geistern nacharbeiten will, ohne sie zu verunstalten. Der größte Haufen von unsern Übersetzern aber, und besonders diejenigen, welche für die Übersetzungsfabriken arbeiten, lassen es ihr erstes Gesetz seyn, sich nicht von den Worten der Urschrift zu entfernen. Sie glauben getreulich übersetzt zu haben, wenn der Leser die Übersetzung eben so wenig versteht, als er die Urschrift verstanden hätte. Von diesen elenden Schriftstellern unterscheidet sich der Verfasser der gedruckten Übersetzung nur an sehr wenig Stellen; in den übrigen ist er ein Sklave seiner Urkunde, und zwar ein Sklave, der zu wenig Einsicht hat, um die Meinung seines Herrn zu verstehen, und daher bloß seinen Worten folgt. Er hat „erstaunenhauchende Geschichtchen", „ein rosenfarbigtes Lächeln", „verwelkliches Wiederhallen", „eine wasserblaue Schwester der Fluth", „kühlwedelnde Lüftchen", „die Locken bey Seite weben" und dergleichen kräftige Ausdrückungen mehr, mit welchen er unsere Muttersprache bereichert. Auch von seinem Verständnisse der Urschrift läßt er uns nicht die beste Meinung schöpfen. Folgende Stellen aus dem 1ten Buche mögen hiervon zur Probe dienen. Gleich in der Anzeige des Inhalts giebt er natural concretes (Steingewächse) durch „Naturgaben". V. 14. sagt Akenside von der Fiction: „sie führt auf ihren flatternden Schwingen tausend Farben durch die Luft, welche ihr Zauberblick in „unzählige Gestalten vermischt", und diese Gestalten nennt er her wild creation (ihre wilde Schöpfung). Unser Übersetzer liest diese drei Worte mit der folgenden Anrufung der Harmonie, welche anfängt: Goddess of the lyre u. s. w., zusammen und setzt: ihre wilde Schöpfungsgöttinn der Leyer. V. 39. must string his nerves verdeutscht er S. 12.: den Pfad auszeichnen. Akenside sagt von den Weltweisen V. 105.:

— — they see portrayd
That uncreated beauty, which delights
The mind supreme. They also feel her charms
Enamour'd they partake th' eternal joy.

„Sie ſehen die unerſchaffene Schönheit geſchildert, welche das „höchſte Weſen vergnügt. Auch ſie fühlen ihre Reize entzückt, „und nehmen Theil an der ewigen Freude." Unſer Überſetzer giebt hier the mind supreme durch den „erhabenſten Geiſt", und das nachdrückliche also durch überdieß, und zernichtet den ganzen Gedanken. Blast the Spring verdeutſcht er: „den Frühling vergnügen". V. 317. and every end accomplish'd (und jede Abſicht erfüllt) durch: jede Seite zu ihrer Vollkommenheit gebracht; V. 378. a rash and impetuous aim: ein unbeſonnener mangelhafter Vorſatz. Akenſide redet V. 449. von der Schönheit in Linien und Körpern, in the line and variation of determin'd shape; und unſer Überſetzer hat den unglücklichen Einfall gehabt, das Wort line hier durch Reihe zu verdeutſchen. Ingenuous youth heißt bei ihm „ein ſinnreicher Jüngling"; harmonious numbers: harmoniſche Verwunderung, und pleasing call: ein ehrwürdiges Gepräge. Kurz! wir ſind müde, alle Fehler dieſer vernachläſſigten Überſetzung aufzuſuchen; und müſſen beſorgen, die Leſer durch unſere Kritik eben ſo einzuſchläfern, als es der deutſche Akenſide, gewiß ohne Verſchulden des engländiſchen, thun muß, wenn man mehr als eine Seite darin lieſt. Wir eilen vielmehr, unſern Leſern von dieſem Gedicht einen Begriff zu machen, und die Vergleichung deſſelben mit Withof anzuſtellen, die wir in unſerm 1ten Stücke *) verſprochen haben. Wir werden uns bei dieſer Gelegenheit meiſtens der eingeſchickten Überſetzung bedienen, weil ſie getreu und auch zierlich iſt.

In dem vorangeſetzten Entwurf (Design), welcher in der gedruckten Überſetzung, wir wiſſen nicht, warum, ausgelaſſen worden, ſagt der Verf.: „Es giebt gewiſſe Vermögen in der „menſchlichen Natur, die zwiſchen den körperlichen Gliedmaßen „der Empfindung und der eigentlichen Fähigkeit, das Sittliche „wahrzunehmen, ein Mittel zu halten ſcheinen. Dieſe hat man „mit dem allgemeinen Namen der Vermögen der Einbildungs„kraft belegt. Da ſie die Quelle von vielen Ergötzungen ſind,

*) ſ. oben S. 160.

„so haben sich die Menschen bemühet, ihre angenehme Empfin„dungen in der Seele zu erregen, wenn auch die Gegenstände „abwesend sind, von welchen sie natürlicher Weise herstammen; „und dieses war der Ursprung der nachahmenden Künste. Ei„nige von diesen Künsten, als die Maler- und Bildhauerkunst, „schildern die äußerlichen Erscheinungen, so wie sie sind. Andere „hingegen, als die Musik und die Dichtkunst, führen sie durch „allgemein angenommene und verstandene Zeichen in das Ge„dächtniß zurück *). Als man in der Folge der Zeit über die „Künste mehr nachgedacht, hat man zwar ihre Gränzen über die „Gegenstände der eigentlichen Vermögen der Einbildungskraft „ausgedehnt. Da aber ihre allererste Absicht nichts anders „war als, die Gegenstände der Einbildungskraft abzubilden, so „behielten sie in ihrem Fortgange immer noch ihren ursprüngli„chen Charakter; und alle Ergötzungen, die sie erregen, werden „überhaupt die Ergötzungen der Einbildungskraft genannt. Der „Endzweck des gegenwärtigen Gedichts ist daher, diese Ergötzungen „in ihrem weitesten Umfange zu betrachten, dergestalt, daß alles „angenehme, welches unsere Einbildungskraft in den Erscheinun„gen der Natur empfindet, alles was in der Dichtkunst, Male„rei, Tonkunst, und in den übrigen schönen Künsten gefällt, „von den Grundsätzen herzuleiten seyn soll, die hier, zufolge „der Beschaffenheit unserer Seele, festgesetzt werden".

Der Verf. erzählt in der Folge die Art und Weise, wie er dieses auszuführen gesucht hat. Er hat sich vornehmlich an die Addison'sche Eintheilung aller Gegenstände der angenehmen Empfindung in große, neue und schöne gehalten, und diese mit den übrigen Quellen des Vergnügens, als der Ähnlichkeit, Wahrheit, Beförderung der Absichten und Erregung der Leidenschaften, verglichen. Von diesen kömmt er auf das Lächerliche, eine Quelle des Vergnügens, die noch von wenigen Moralisten ist berührt worden; und endlich auf das Vergnügen, das aus der Vergleichung oder Beziehung verschiedener Gegenstände auf einander, und aus der Nachahmung selbst entspringt. Seine Philosophie ist eben nicht die gründlichste, und bezieht sich auf die Hutcheson'schen Grundsätze, von welchen man sich gewiß wundern möchte,

*) Daß dieses von der Tonkunst falsch sei, und daß sich dieselbe gleichfalls der natürlichen Zeichen bediene, zeigt die Abhandlung von den Quellen und Verbindungen der schönen Künste im 2ten Stücke unserer Bibliothek S. 245. (S. Bd. I. dieser „gesammelten Schriften" Seite 292.)

„über die ganze Reihe der Schöpfung verbreiten, bis endlich alle „Gränzen verschwinden, und die unendliche Vollkommenheit die „Scene beschließt".

Das Wunderbare oder das Neue ist bestimmt, den Menschen zu vergnügen, damit er den Wachsthum seiner Vollkommenheit befördere, und alle die Fähigkeiten entwickele, die in seiner Seele schlummern. Darum verachten wir die herrlichste Aussicht, die wir zu oft betrachtet; darum reißt sich der Jüngling aus den Armen der weinenden Mutter, ferne Gegenden zu durchstreifen; der Weise arbeitet bei nächtlicher Lampe, und bekümmert sich weder um den Schlaf, noch um die schädlichen mitternächtlichen Dünste; und Mädchen horchen voller Angst auf die schrecklichen Mährchen von Zauberern, nächtlichen Erscheinungen, Hexenbeschwörern und bösen Geistern. Der Dichter läßt sich hier in eine umständliche Beschreibung einer Bauerfrau ein, die einem versammelten Hörsale von Kindern solche („erstaununghauchende") Geschichtchen erzählt, bei welcher Gelegenheit er sich allzu sehr bei Kleinigkeiten aufzuhalten scheint. „Aber siehe! dort nahet „sich die Schönheit in ihrem holdseligem Pompe, und fordert „Antheil an dem Gesang, den ihre Reizungen einflößen. Zu „deinem unsterblichen Preise, o göttliche Gestalt, ergießt sich mein „freier Vers in honigfließende Ströme. Dich, Schönheit! betet „der königliche Pallast, und bemooste Hütten beten deinen beleb„enden Strahl an. Du bessere Sonne! strahlest auf das be„zauberte Herz Liebe und harmonischen Wohlklang und Freuden „der Dichter. O du herrlichste Geburt des Himmels, wie soll „ich deine Züge entwerfen? Mit welchen Rosenfarben soll ich „deine Blüthe nachmalen?" — Der Dichter führt seine Muse durch das weite Reich der Natur, er läßt sie alles, was die blühende Erde, die Gewässer oder die flüssige Luft reizendes enthalten, sorgfältig auffammeln, um diesen Gegenstand würdig zu schildern. Die hesperischen Gefilde müssen ihm ihre purpurnen Früchte, und das schöne Tempe seinen blumenreichen Schatz leihen, um sein Gemälde zu schmücken. „O trage deine gesamm„leten Schätze in jene einsame Laube, wo die junge Dione ihr „Bildniß erhebt. Berede sie mit deinen lieblichen Liedern, ihre „englische Gestalt zu dem verehrten Bildnisse der Schönheit zu „leihen. Neige, reizende Schöne! deine holden Tritte, neige „deine huldreiche Stirne hierher! laß deine Augen ihren azurnen „liebreizenden Schimmer über diese Gegend verbreiten. Laß säu-

Natur hat, zum Besten der menschlichen Gesellschaft, einer jeden Seele einen besondern Hang eingeprägt, um die thätigen Kräfte der Menschen auf verschiedene Geschäfte zu lenken. Hierauf beschreibt der Dichter die verschiedenen Beschäftigungen der Sternkundigen, der Metaphysiker, Naturkundigen und Ärzte. Einigen aber sind höhere Hoffnungen beschieden. Sie erkennen die Harmonie und die Schönheit des unermeßlichen Ganzen. Sie finden allenthalben Spuren der Gottheit. „In der Erde und Luft, in „dem blumigen Schatze der Wiesen, in des Mondes mildern „Strahlenhaupt, oder in der Gestalt des rosenwangigten Mädchens, das von jugendlichem Lächeln blühet, sehen sie die unerschaffene Schönheit geschildert, die das höchste Wesen vergnügt. „Auch sie fühlen ihre Reizungen entzückt, und nehmen Theil an „der ewigen Freude".

Ferner beschreibt der Dichter die Vorstellungen einer lebhaften Einbildungskraft, und den Zustand des Geistes unter dem Genusse der Vergnügungen, die sie gewährt. Die Werkzeuge der Sinne sind mit den äußern Dingen harmonisch gespannt. Sie empfangen den Eindruck der Gegenstände und führen ihn von Nerve zu Nerve, die zarte Bildung der Einbildungskraft hindurch, bis zu der Seele. Diese schließt ihre tonreiche Quelle auf, die mit der Bewegung von außen übereinstimmt, und überläßt sich den bezaubernden Träumen von heiligen Quellen, von elysäischen Hainen und Thälern der Seligkeit. Alles, was in der Natur oder in den nachahmenden Künsten gefällt, kann auf drei besondere Classen zurückgeführt werden: auf das Erhabene, das Wunderbare und das Schöne. Das Erhabene ist von dem höchsten Wesen bestimmt, dem Menschen zu gefallen, damit er auf dem gränzenlosen Schauplatz der Schöpfung „die große „Bahn der Gerechtigkeit muthig durchlaufe, seine edelmüthigen „Wünsche zu göttlichen Thaten erhebe, jeden eigennützigen Vorsatz aus seiner Brust verbanne, und durch den Nebel der Sinne „und Leidenschaften, und durch die schlagenden Wellen des Zufalls und der Mühseligkeit seinen Lauf unwankend vollende. — „Denn gleich bei der Geburt des sterblichen Menschen sprach „sein unumschränkter Schöpfer: nicht an kurzer niedriger Lust, „nicht am vergänglichen Wiederschall des Nachruhms, nicht am „Purpur der Macht, auch nicht am blumichten Tande der Wollust soll sich die Seele ergötzen; sondern von diesen verachtungsvoll hinweg auf ein beständiges Gut sich hinwenden, ihren Blick

zu machen pflegt, wenn er von dem zweiten Theile seiner Predigt auf den dritten kommt!

„Wir haben nun mit redlicher Absicht kühn gewagt, die „Gestalt der Natur zu entwerfen, wie sie in großem herrlichen „Pompe einhertritt, oder zur holden Bewunderung geziert, oder „heiter in der lächelnden Gestalt der blühenden Schönheit er„scheint" (d. h. wir haben bisher von dem Großen, Wunderbaren und Schönen in der Natur gehandelt). „Nun bleibt uns „noch übrig, von der schönproportionirten Leiter der Wesen" u. s. w.

Den ersten Grad der Schönheit setzt Akenside in die Farben, den zweiten in die Linien und körperlichen Figuren. Sodann kömmt die Verbindung dieser zwei Arten von Schönheit in dem Steinreiche. Auf dieses folgt das Pflanzenreich, das Thierreich und die Geisterwelt. „Der Geist, der Geist allein, „seid Zeugen, Himmel und Erde! enthält die Quellen des Schö„nen und Erhabenen. Hier sitzen die Grazien Hand in Hand „oben an. Hier ladet die himmlische Venus, von ihrem Throne, „die Seele mit göttlichen Blicken zu unvergänglichen Vergnü„gungen ein. Schaue hin durch die weite Natur, bis in die „Ordnung der Planeten, der Sonnen und der diamantenen „Sphären, die durch das unermeßliche Leere unerschüttert sich „wälzen, und sage, o Mensch! entzündet wohl diese geraume „Scene deine großen Gesinnungen mit solcher Majestät, mit „einem so erhabenen Feuer, als da Brutus glänzend von „dem Streiche, mit dem er Cäsarn erlegt hatte, sich im Ge„dränge der Patrioten erhub; er streckte seinen Arm in die Luft „aus, gleich dem ewigen Jupiter, wenn Verbrecher seine Donner „herabziehen; rief überlaut des Cicero Namen, schwenkte seinen „blutigen Stahl und segnete dem Vater des Vaterlandes entge„gen: dort liegt der Tyrann im Staube, und Rom wieder „frei! — Ist etwas in allen bethaueten Landschaften des Früh„lings, in dem glänzenden Auge des Hesperus oder des Mor„gens, das so schön ist, als tugendhafte Freundschaft? als die „Schamröthe eines Redlichen, der mit dem Schicksale kämpft, „gerecht zu seyn? als die reizende Zähre, die bei Anderer Weh „herabfließt? — Was sind die äußeren Gestalten, damit die rauhe, „sich selbst nicht fühlende Materie umgeben ist? Was ist die „Größe der Maaße oder die Symmetrie der Theile? Ihr Ein„druck trifft das Herz nicht. Er berührt nur die Fläche, wird

„allmälig schwächer, die Reizungen werden stumpf, und der lang-
„wierige Anblick ermüdet bald das schmachtende Auge. Ganz
„anders sind die moralischen Wesen beschaffen, ganz anders die
„Kräfte, die Genie und Absichten besitzen. Hier erblickt die ehr-
„begierige Seele sich selber". Hiernächst folgen einige Gedanken von der Verbindung der Einbildungskraft mit den moralischen Kräften, und endlich der Beschluß des ersten Buchs, in einer Anrede an den Schutzgeist des alten Griechenlandes. „O du,
„dessen getreuen Spuren ich mit Vergnügen auf die heiligen
„Wege der Natur und der Wissenschaft folge, göttlicher Pfleger
„aller heroischen Thaten und würdigen Begierden! o laß den
„Hauch deines weitverbreiteten Ruhms meinen lodernden Busen
„mit der Flamme entzünden, die dieser nie versuchte Gesang
„erfordert. Nenne mein Verfahren nicht allzu verwegen, wenn
„ich mich aus den elenden Wohnungen des Zankes und des
„niedrigen Ehrgeizes stehle, und in dieser Stille, mit welcher mich
„der Frühlingsabend anlächelt, deine heilige Gegenwart im Schat-
„ten des Waldes erwarte, den ihre gottlosen Schritte niemals
„entweihen" u. s. w.

Das zweite Buch.

Der Dichter eröffnet dieses Buch mit der Untersuchung, warum die Werke der Einbildungskraft von den Neuern gemißbraucht worden sind; er findet die Ursache hiervon in ihrer Trennung von der Weltweisheit.

„Wann wird der Lorbeer, wann werden die klingenden
„Saiten zu ihrer Würde wieder gelangen? — Ach wie matt,
„wie langsam bricht die Dämmerung der Schönheit und Wahr-
„heit durch die widerstrebenden Wolken der gothischen Nacht, die
„noch die Völker umhüllt! Lange seufzten sie unter den Furien
„der raubsüchtigen Gewalt. Oft stürzte der trübe Nordwind mit
„ungestümem Gebrülle sich aus seinen frostigen Klüften, bedeckte
„Italiens Gestade mit einem giftigen Brande, und schleuderte
„die Schätze von Freiheit und Wissenschaft hinab in die alles-
„verschlingende Nacht. — Barbarische Hände entweiheten die
„Geheimnisse der Musen, zerrissen die Saiten der Leier, und
„fesselten die hochschwingenden Fittige tief an der Erde." Endlich ermunterten sich die Musen wieder, zerschlugen ihre Fesseln, und die schönen Künste fingen zu den Zeiten eines Petrarca, eines Boccaccio, Sannazar und Tasso wieder an zu blühen; allein

die Gewalt der Tyrannei vertrieb noch damals die Weltweisheit von dem gemeinen Besten des Landes und von der geschäftigen Bahn des gesellschaftlichen Lebens. Die schönen Künste, die also ihrer Aufseherinn, der Weltweisheit, beraubt waren, mußten ihre Arbeit der priesterlichen Gewalt und den Lüsten der Höfe widmen, und widerstrebten umsonst. „Torquatus (Tasso) sang „sklavische Lobgesänge, am Fuße des flitternden Throns, und „Raphaels magische Hand goß ihre reizenden Schöpfungen aus, „um die tiefanbetende Heerde in Latiens Tempeln zu blindem „Gehorsam zu bezaubern, damit der schwarze Tyrann auf die „gebeugten Nacken desto sicherer seine Ferse hinsetze". Endlich ist auf Albions glücklichem Ufer der Freiheit ein Pallast erbauet worden. Da umarmen Tugend und Weisheit ihre längst verlorenen Freunde, die Musen und Grazien, nun wieder. Die Weisheit nimmt Theil an den Staatsgeschäften, und der Weltweise und der Patriot überlassen sich den Reizungen der schönen Wissenschaften.

Der Dichter bricht plötzlich, ohne sich um einen Übergang zu bemühen, von dieser Materie ab, wiederholt kurz nach seiner Gewohnheit, was er bereits ausgeführt, und kommt nunmehr zu den „zufälligen Vergnügungen, dadurch die Wirkung der Gegenstände, an welchen die Einbildungskraft sich belustigt, vermehrt wird". Dieses geschieht, wenn sich andere Empfindungen zu dem natürlichen Reiz der Phantasie gesellen. „Wenn wir den „Geruch der Rose genießen, glühet dann ihre Röthe nicht lieb„licher? — Und wenn wir uns an einem Bache von der Som„merhitze abkühlen und unsern Durst löschen, so scheint uns „seine Fläche klarer zu fließen, und die rieselnden Wellen sanftere „Töne zu murmeln". Öfters machen uns äußere Umstände auf gewisse Schönheiten aufmerksamer. „Wie lieblich ist jedem Auge „des Frühlings Angesicht, wenn Waldgesänge und holde Gerüche „den Morgenschlaf zerstreuen! Wie viel lieblicher aber für den, „der, von düstrer Melancholie umgeben, lange im Krankenbette „geschmachtet hat!" Auch die Wahrheit, wenn sie ihr himmlisches Licht ausbreitet, vermehrt den majestätischen Glanz der Schönheit. So strahlt der Regenbogen in den Augen des Weisen, der da erklären kann, wie seine mannigfaltigen Farben entstanden sind, weit reizender, als in den Augen des Unwissenden, der bloß den bunten Bogen anschaut. Ein andrer Zuwachs des Vergnügens entspringt aus der Betrachtung der Mittel und End-

zwecke, wie sie in den Werken der Natur mit bewundernswürdiger Weisheit verknüpft sind. „Wie? wenn sich das Feuer der Lei„denschaft, die durchgedachte Scene zu beleben, tief in der wider„strebenden Seele entzündet, und durch die schnellauffahrende „Flamme den Gegenstand ihrer Entzückung von weiterm Um„fange, mit kühnern Farben, und umgeben von düstern, nacht„vollen Schatten, darstellt? Wenn die Gewalt dieses plötzlichen „Ausbruchs, gleich einem mächtigen Sturme, der die brausende „See in ihrem geraumen Bette durchwühlt, von den Tiefen des „innern starken Gefühls die ganze Bildung des Menschen bis „auf den Grund erschüttert; und von dem nackten Sinne, der „für Lust und Schmerz offen steht, den dünnen Schleier zer„streuet, den Vorurtheil oder Gewohnheit gesponnen, das em„pfindliche Herz zu umhüllen?" Jedoch oft reizt uns weder Schönheit noch Güte, und bloß die Gewalt der Leidenschaft allein*) ergötzt unsere Seele. Die Ursache, die unser Dichter hiervon angiebt, klingt ziemlich paradox. Die Leidenschaften, sagt er, sollen durch wiederholte Stöße die feinen Werkzeuge unserer Maschine säubern, poliren und in Bewegung bringen. Sonst würde sich Staub und Rost aufsetzen, u. s. w. „Wie aber? „kann jede Leidenschaft den Menschen Vergnügen gewähren? „Dieser Vorzug gebühret zwar der von Rosen duftenden Liebe, „dem schimmernden Lächeln der Freude und der beifallgebenden „Bewunderung; wenn aber der Gram auf eines Bruders Grab „in bittern Thränen dahinströmt; wenn wir bei nächtlicher „Furcht sprachlos erstarren, oder wenn die verzehrenden Flammen „des Zorns das aufgebrachte Herz zernagen; — kann auch die„ses Freude gewähren?" ꝛc. Der Dichter erklärt hier die Endursache des Vergnügens, das öfters mitten aus den unangenehmsten Leidenschaften entspringt, in einer vortrefflichen allegorischen Erdichtung, und beschließt damit das zweite Buch. Wir bedauern es, daß diese meisterliche Fiction, die voll von erhabenen Gesinnungen, pathetischen Stellen und sehr malerischen Beschreibungen ist, keinen Auszug leidet, und zu groß ist, als daß wir sie hier ganz einrücken könnten. Sie nimmt nicht weniger als

*) Wir haben oben bemerkt, daß der deutsche Übersetzer ingenious Youth die „sinnreiche Jugend" übersetzt; und hier in der 10ten Note übersetzt er ingenious Author durch „sinnreicher und aufrichtiger Schriftsteller".

dreißig Seiten ein; aber der Leſer wird durch die angenehmſte Abwechſelung von prächtigen, rührenden, ſchrecklichen und freudigen Scenen aufmerkſam erhalten; und die ſehr geſchmückte Poeſie des Styls, die unſerm Dichter eigen iſt, verbreitet über das ganze Gedicht einen ſo herrlichen Glanz, daß wir glauben, Akenſide habe ſich hier ſelber übertroffen, und würde dieſer Stelle wegen allein den Namen eines großen Dichters verdienen. Auch die deutſche Überſetzung wimmelt hier nicht ſo ſehr von Fehlern; und wenn ſie auch ſteif und voller ungewöhnlichen Ausdrückungen iſt, ſo iſt ſie doch wenigſtens verſtändlich; man erkennt zwar nicht den Geiſt des Dichters, aber man erkennt doch ſeinen Schatten.

Das dritte Buch.

Sind alſo die Leidenſchaften die ſchmeichelhaften Bande der menſchlichen Geſellſchaft, was Wunder, daß ſich der geſchäftige Geiſt an der Betrachtung der Sitten und Charaktere der Menſchen ergötzt? Nicht nur die tugendhaften und würdigen Sitten ergötzen die Seele; auch laſterhafte, ungereimte Charaktere werden mit Vergnügen unterſucht, wenn ſie nach der Wahrheit geſchildert ſind. Hiernächſt erklärt der Dichter den Urſprung des Laſters aus den falſchen Meinungen vom Guten und Böſen, und dieſe aus der irrigen Vorſtellung der Einbildungskraft. „Aus dem bezaubernden Kelch, den die Einbildungskraft allen dar„reichet, verſchluckt die dürſtende unbedachtſame Jugend oft einen „circäiſchen Trank. Dann verbreitet ſich über das Auge der „Vernunft ein trauriges Dunkel. Sie unterſcheidet den Werth „der Dinge nicht mehr, und verleitet ſelbſt zum Irrthum. Als„bald ſchwärmt ein wüthender Haufe hervor, ſtürzt ſie vom „Throne, und alles iſt Aufruhr —". Der Dichter kömmt zu einer andern Quelle der Thorheit, zu dem Lächerlichen und Ungereimten, bei welcher Gelegenheit er den ernſthaften Ton der „mantuaniſchen Leier" verändert, „um in leichtern Geſängen die „unſchicklichen Künſte der Thorheit zu entdecken, wie ſie des lu„ſtigen Tadels ungeſtümes Gelächter erregen, das kurzweilige „Amt der komiſchen Muſe". Der Dichter geht alle Arten des Lächerlichen in den Sitten und Handlungen der Menſchen nach der Reihe durch, läßt alle ihre ſeltſamen Geſtalten vor ſich erſcheinen, und bezeichnet die Züge, dadurch ſie ſich dem allgemeinen Spott und Hohngelächter ausſetzen. Aus allen dieſen

Beispielen sucht er zuletzt in einer Note eine allgemeine Erklärung vom Lächerlichen zu geben, und vertheidigt eben daselbst die berufene Meinung des Grafen von Shaftesbury, daß nämlich das Lächerliche ein Probierstein der Wahrheit sei. Endlich fährt der Dichter fort, den Endzweck zu betrachten, warum uns das Lächerliche angenehm sei. „Fragen wir: zu was für einem gütigen Endzwecke hat der allmächtige Vater in sterbliche Busen „die freudige Verachtung gelegt, das spottende Gelächter, das „aus dem Ekel selbst Vergnügen hervorzieht? Wozu sonst, als „den langsamen Schritten der Vernunft beizustehen, und durch „diesen schnellen Antrieb uns zugleich zu nöthigen, der Thorheit nichtige Anschläge zu unterdrücken? Zwar zeigt das dämmernde Licht der Vernunft, das langsam hervorbricht; durch viele „zarte Folgen und Verknüpfungen entdeckt es dem forschenden „Geist, wie diese widersinnige Unordnung zuletzt in allgemeine „Übel sich enden; allein der gütige Himmel weiß, wie umnebelt die Morgenröthe der Wahrheit Tausenden erscheint; er „weiß, wie wenig Zeit von der Mühseligkeit des niedrigen Lebens „zu Gedanken frei ist, die die Geheimnisse der Natur durchforschen. „Darum hat er falschschimmernden Scenen Zeichen der Verachtung von außen eingedrückt" u. s. w. Der Dichter verläßt das Lächerliche, und zugleich den angenommenen komischen Ton, um die Quelle des Vergnügens zu entdecken, das der Mensch empfindet, wenn er in leblosen Dingen eine Ähnlichkeit mit seinen Gedanken und Leidenschaften erblickt. „Siehe jene dunkelen Wälder, deren Schatten dort auf der Stirne des Berges winken! „Mit welchem heiligen Schauer herrscht die feierliche Scene „über eure Schritte! Als wenn Minos oder Numa's ehrwürdige „Gestalt die elysäischen Wohnungen verlassen, und vor eurem „starrenden Auge das dunkele waldigte Gewölbe hinauf wandelte. „Siehe die weit ausgedehnte fröhliche Landschaft! wo silberne „Wolken über den Himmel vor säuselnden Lüften daher fliehen. „Jetzt umhüllt ihr grauer Saum die zweifelhafte Sonne; jetzt „strömt der Glanz zwischen ihrem geöffneten Schleier hervor, „und wischt die Schatten von der vergüldeten Ebene hinweg". Wenn wir diesen Anblick gewahr werden, woher kömmt es, daß eine lebhafte Freude unser Gemüth einnimmt? Wie entspringt diese seltsame Wirkung aus Dingen, die so wenig übereinstimmen? Liegt in ihnen ein geheimnißvoller Ton, mit welchem die Kräfte des Geistes harmonisch gespannt sind? oder ist es eine Wirkung

der Gewohnheit, welche die Fähigkeiten der Seele kunstreich verändert? Der Dichter bejahet das Letztere. Er sucht die Ursache von dieser wunderbaren Empfindung in der Verknüpfung der Begriffe, die, wenn sie einmal in der Seele zugleich vorhanden gewesen, sich hernach wechselsweise wieder hervorbringen. „Durch „diese geheime Bande hält die geschäftige Kraft des Gedächt„nisses das ganze Gefolge von Begriffen fest, und wendet ihre „flüchtigen Fußtritte aus dem dunkeln Gefilde der Vergessenheit „zurück. Alle vergangene Gestalten der Dinge bringt sie ins „Daseyn zurück, und wählt den Stoff zur nachahmenden Kunst". Solchergestalt bildet sich der junge Virtuose. „Versehen mit „allem, was die Natur darreichen kann, betrachtet oft ein „Kind der Phantasie diese reichen Schätze seines empfindungs„schwangern Busen mit inniglichem Stolze. Er beschließt, er „weiß nicht was für vortreffliche Dinge zu verfertigen, und er „weiß nicht was für erhabenen Lohn an Ruhm und Bewunde„rung zu gewinnen. Allmälig fühlt der Geist den Wachsthum „seiner jugendlichen Nerven; die bildenden Kräfte arbeiten, thätig „zu werden; ein dunkles blindes Gefühl hebt seinen Busen; von „der lieblichsten Raserei hingerissen, rollen seine kühnern Augen „von der Erde zum Himmel, vom Himmel wieder zur Erde". Die Entzückungen des nachahmenden Virtuosen, wie er ein zweiter Schöpfer wird, von der Natur ihre Schönheiten borgt und sie, mit Kunst vermengt, über seine Werke ausbreitet, werden hier beschrieben. Sodann fährt der Dichter fort:

„Solche selige Freuden sind dem wohlgestimmten Herzen „vom gütigen Himmel beschieden! Indeß verhöhnt der fühllose „Pöbel, in niedrigen Sorgen versunken, die Geschenke des Him„mels; und unfreundliche Strenge, von deren Verweise die ju„gendliche Liebe und die lächelnde Bewunderung zitternd entflie„hen, verdammt mit weisern Runzeln die schöne Bezauberung. „Eben jetzt wirft vielleicht ein kalter verdrießlicher Richter einen „verachtungsvollen Blick auf meinen Gesang, und nennet mein „Werk, und nennet Liebe und Schönheit, die ich besinge, Träume „der Thorheit. Du ernsthafter Kunstrichter! sage an, ist „Schönheit darum ein Traum, weil die Nacht der Unempfind„lichkeit allzu schwer über deine Sinne hängt, als daß sie dich „anleuchte? So kann der Mensch, dessen Auge niemals das Licht „des Himmels erblickt, verachtungsvoll lächeln, wenn andere das

„entzückte Gesicht erzählen, wie der Schimmer der fröhlichen „Farben sich anmuthig über die Schöpfung verbreitet" u. s. w.

Nach einer kurzen Betrachtung der Güte Gottes, die sich nicht begnügt, den Menschen mit den Nothwendigkeiten zu versorgen, sondern in der Natur ihm einen reichen Schatz von Vergnügen zubereitet, fragt der Dichter: „Was ist der Geschmack? „Besteht er nicht in der Wirsamkeit der innern Kräfte, die je„den zarten Eindruck lebhaft empfinden? Ein Gefühl, welches „das Anständige und Erhabene unterscheidet, nebst einem schnel„len Ekel für Dinge, die plump, ungestalt und übel geordnet „sind". Dieses Gefühl ist eine Gabe der Natur. Allein sie hat nur den Saamen dazu in jede Brust gestreuet. Wir müssen aber die zarte Pflanze warten und sorgfältig pflegen, wenn sie bekleiben und in die Blüthe aufschießen soll Verschiedene Gemüther sind zu verschiedenen Gegenständen geneigt. „Dieser „sucht das Große, das Wunderbare, das Wilde; jener seufzt „nach Harmonie, Anmuth und lieblicher Schönheit. Daher „wenn Blitze des Himmels Gewölbe entzünden, wenn Donner „den Erdboden erschüttern, wenn stürmende Wirbelwinde die heu„lende Luft zerreißen, wenn der Ocean aus seinen Tiefen her„aufbrüllt, und seine ungestümen Wogen bis an die Himmel „emporhebt; so sitzet Shakespear, mitten im mächtigen Aufruhr, „wenn unten Nationen zittern, hoch auf einer Steinklippe, schauet „um sich, und ergötzt sich am Streit der Elemente. Indessen „daß Waller sich sehnet, am Ufer eines blumigen Baches im „kühlen Schatten der Bäume seine Glieder sorglos zu strecken, „und den horchenden Thieren die Geschichte seiner verschmäheten „Liebe und geringgeschätzten Betheuerung, vom Morgen bis „Abend, sanftwirbelnd ertönen zu lassen. Dort seufzen die Weste „mit ihm, und der kleine weinende Bach stimmt melodisch in „seine Klagen mit ein. Die Wälder verstummen, und vom Hü„gel und vom Thale schallt es traurig daher. So verschieden „ist der Geschmack der Menschen". Zuletzt beschreibt der Dichter die Vortheile einer empfindungsvollen und zärtlichen Einbildungskraft, was für natürliche und moralische Vorzüge dem Menschen daraus entspringen; womit er das ganze Gedicht beschließt.

Wenn man dieses vortreffliche Gedicht mit dem Gedichte des Herrn Withof über die „sinnlichen Ergötzungen", das mit ihm einen ähnlichen Vorwurf hat, vergleicht, so wird man bemerken, daß der Reim nicht allemal ein nöthiger, aber auch

nicht allemal ein überflüſſiger Zierrath eines Gedichtes ſei. Die Kunſtrichter ſind unſtreitig hierin auf beiden Seiten zu weit gegangen. Einige haben ihre Ohren ſo ſehr an die Harmonie eines freifließenden Verſes gewöhnt, daß ſie die Reime für ein kindiſches Geklingel, für gothiſche Zierrathen u. ſ. w. erklären; dahingegen andere keinen Vers leſen, ohne auf das Ende zu ſehen, ob der Dichter ſeinen ſchönen Gedanken mit einem Reim bebrämt hat. Es ſcheint aber außer allem Zweifel zu ſeyn, daß beide ſtreitende Partheien zu allgemein urtheilen. Das reimloſe Gedicht unſers Akenſide würde gewiß durch die Hinzuthuung der Reime nichts gewonnen haben. Wir glauben uns hier auf die Empfindung eines jeden Leſers von Geſchmack berufen zu können. Hingegen würde Withof's Gedicht unſtreitig einen großen Theil von ſeiner Schönheit verlieren, wenn man die Reime davon nehmen ſoûte. Folgt nicht hieraus, daß der Reim unter gewiſſen Bedingungen nöthig, unter andern aber überflüßig ſei?

Wir haben bereits berührt, daß wir den Grund von dieſer Verſchiedenheit in die innere Einrichtung der Poeſie des Styls ſetzen zu können glauben. Wenn die Gedanken des Dichters ſich mit den Verſen endigen, und ſelten in den folgenden Vers hinübergehen ſollen, ſo ſcheint der Reim unentbehrlich zu ſeyn. Er macht den Schlußfall des Verſes ſinnlich. Der Leſer erwartet ihn zum voraus mit einer dunkeln Ahndung; und wenn er ihn erreicht, ſo wird er deutlich erinnert, daß hier der Gedanke zu Ende iſt, und ihm Zeit gelaſſen wird, ihn nochmals zu überdenken. Aus keiner andern Urſache iſt der Reim an allen franzöſiſchen Gedichten, an Popens und einigen von Addiſon's Gedichten unter den Engelländern, und an den mehreſten deutſchen Gedichten eine unentbehrliche Schönheit; und einige deutſche Dichter, die es verſucht haben, dergleichen Verſe mit abgetheilten Gedanken ohne Reime zu machen, werden unſere Anmerkung beſtätigen. Klopſtock ſagt in ſeiner Abhandlung von der Nachahmung des griechiſchen Sylbenmaaßes im Deutſchen: „die lan„gen zwölfſylbigten Jamben ſind zu einförmig, daher ſcheinet „ihnen ohne den Reim etwas weſentliches zu fehlen". Dieſes kann eine Urſache ſeyn, warum der Reim an den zwölfſylbigen Jamben allezeit nothwendig zu ſeyn ſcheint, wenn auch der Gedanke ſich nicht mit dem Verſe endigt. Die Regeln der Symmetrie erfordern, daß die Mitte nicht leer ſeyn, und die Mannigfaltigkeit von beiden Seiten gleichſam in zwei Partien zerfallen

soll. Daher klingt der Vers abwechselnder, wenn ein Fuß die Mitte einnimmt, und die Cäsur bald vorn, bald nach der Mitte hinfällt, welches bei den fünffüßigen Jamben geschieht. Allein auch bei dieser Versart, die sonst abwechselnd genug ist, wird nach unsern Gedanken der Reim unentbehrlich seyn, wenn sie die Eigenschaft hat, daß sich die Gedanken mit den Versen endigen sollen.

Man werfe uns ja nicht ein, daß die Gedichte der alten Hebräer durchaus keinen Reim vertragen, ob sie gleich die von uns angeführte Eigenschaft, daß ihre Verse abgetheilt sind, vorzüglich besitzen. Diese Dichter hatten ein ganz anderes Mittel, die Schlußfälle ihrer Verse sinnlich zu machen. Ein jeder Vers ward von ihnen in zwei Halbverse eingetheilt, die eben den Gedanken, aber unter verschiedenen Gesichtspunkten vorgestellt, enthielten. Was kann geschickter seyn, die Eintheilung der Verse sinnlich zu bezeichnen, als eben diese Einrichtung? Die neuern hebräischen Dichter aber, die sich dem Zwange nicht unterziehen wollten, einen jeden Vers in zwei parallele Halbverse einzutheilen, haben sich auch wirklich des Reimes bedient.

In solchen Arten von Gedichten hingegen, wo die Gedanken frei durch zwei und mehrere Verse hinwegfließen, ist der Reim nicht nur entbehrlich, weil die Ursache wegfällt, die ihn nöthig machen sollte; sondern er ist wirklich überflüssig, weil ihn der Leser ohne eine genaue Aufmerksamkeit nicht bemerken kann, indem er selten bei dem Schlusse eines Verses pausirt. Ja er kann auch in gewisser Absicht unschicklich seyn, weil er da die Ruhepunkte hinsetzt, wo sie nicht hingehören, und also den freien Strom der Gedanken in seinem Laufe unterbricht. Von dieser Beschaffenheit sind alle Gedichte der alten Lateiner und Griechen, und derer, die ihnen in den neuern Zeiten nachgeahmt haben, als des Milton, Thomson, Young, Akenside, Klopstock, Bodmer, Kleist u. A. An Langens horazischen Oden scheint oft der Reim zu fehlen, weil sich die Gedanken nicht selten mit den Versen endigen. Cramer's Oden und Psalmen würden ohne Reim vieles verlieren; die Oden und die Hymnen hingegen, die man hier und da in der Messiade antrifft, könnten durch die Reime nichts gewinnen, bloß weil der Ruhepunkt in dem lateinischen Sylbenmaaße ungefähr in die Mitte des zweiten Verses zu fallen pflegt. Man wird auch daraus erkennen, warum dasjenige, was die Franzosen enjambement nennen, von ihnen für

ſeine „Briefe der Verſtorbenen"; jedoch unſern verglichenen Dichtern zurück.

Der Plan, dem Hr. Withof gefo wenig zu einfach. Er geht die verſchiede Ergötzungen durch, widmet einer jeden ei ohne ſeinen Stoff durch Erdichtungen, Al Ausſchweifungen zu bereichern. Von die dem engländiſchen Dichter weit übertroff Materie durch eine Menge der ſchönſten er gleich ſeine Epiſoden nicht allzu künſt wurfe zu verbinden weiß, indem ſeine Ü reits in der Anzeige bemerkt haben, nicht ſo wird man doch finden, daß ſeine Ar genehm ſind, und daß man ihm gern in wege folgt, von welchen man nie ohne weg zurückkehrt. Von ſeiner allegoriſchen Buche haben wir bereits oben bemerkt, d ſterſtück halten. In Anſehung der Poeſi ſere beiden Dichter am meiſten von ein prächtig bis zur Verſchwendung; allen Glanz über ſeine Gemälde, der vielleicht ten abwechſelt. Seine fruchtbare Einbildu Gegenſtände nebſt einer großen Menge

kleinsten Pinselzüge aus. Daher scheinen nicht selten seine Beschreibungen und Gemälde allzu sehr mit Nebenbegriffen und Beiwörtern beschwert zu seyn. Man ist in Gefahr, den Hauptbegriff unter der Menge zu verlieren. Die allzu häufigen Beiwörter gleichen einem überflüssigen Troß bei einem Kriegsheere*). Sie leisten dem Heere keine Dienste, und werden ihm noch beschwerlich, indem sie den nöthigen Vorrath an Lebensmitteln aufzehren.

Indessen redet Akenside die Sprache einer lebhaften Einbildungskraft. Er beseelt seine feinsten Gedanken, und stellt sie den Sinnen in Bildern dar, die Leben und Empfindung haben. Er hat auch das Pathetische völlig in seiner Gewalt. Er weiß den Neigungen zu schmeicheln, das Herz zu bewegen, und die Leidenschaften bald zu erregen, bald wieder zu besänftigen. Kurze und lehrreiche Sprüche, einzelne Verse, die so sehr vor andern hervorstechen, daß man sie auswendig lernt, wird man vergebens in seinem Gedichte suchen.

Withof's Styl ist gerade das Gegentheil hiervon. Die Nothwendigkeit, seine Gedanken zwischen die Gränzen der Reime einzuschließen, hat ihn kurz, gedrängt und spruchreich gemacht. Er muß alle Nebenbegriffe eben so gut empfunden haben, als Akenside, aber ausgedrückt hat er sie nicht alle; er begnügt sich, seine Gegenstände von der Seite zu zeigen, von welcher sie am lebhaftesten auf die Sinne wirken; und überläßt seinen Lesern das Vergnügen, die Nebenbegriffe ausführlicher zu denken, die er mit einem einzigen Pinselzuge gleichsam nur anzudeuten scheint; alle seine Beiwörter sind wichtig, nachdrücklich und unentbehrlich. Folgende Beschreibungen würden im Akenside gewiß zwei ganze Seiten und mehr eingenommen haben:

Die Sonne quoll hervor, wie Ruh aus Tugend quillt.
Sie, selbst ein Bild von Gott, wies mir ihr holdes Bild
In der vor Dankbarkeit mir abgeflossnen Zähre.
Du Sonne wärst mein Gott, wenn Gott nicht göttlich wäre!

---

*) Verumtamen talis est ratio hujusce virtutis, ut sine appositis nuda sit et velut incomta oratio. Ne oneretur tamen multis; nam fit longa et impedita, ut in quaestionibus eam judices similem agmini totidem lixas habenti, quot milites quoque, in quo et numerus est duplex nec duplum virium. QVINTILIAN. INST. ORAT. Lib. VIII, 6. 42.

Ihr Lebens ſchwangrer Strahl befruchtete den Duft:
Der wallte langſam auf, umfloß mit dünner Luft
Begeiſternd meine Bruſt, lag brütend auf dem Graſe:
So fuhr des Schöpfers Hauch dem Adam in die Naſe.

Und ferner:

Ein murmelndes Geräuſch von Schlummertönen voll,
Das nah um mich herum, aus kleinen Bächen quoll,
Wo Silber und Kriſtall auf hellen Steinen glimmten,
Die oft das klare Naß in goldne Schnecken krümmten;
Das Liſpeln, das die Luft vergnügend fürchterlich
Erſchütternd von dem Laub der jungen Äſte ſtrich!
Der zwitſchernde Geſang vom lockenden Gefieder
Floß durch den tiefen Wald wetteifernd hin und wieder.
Dann miſchte die Natur, die erſt ſie unterſchied,
Das ganze Tönenheer in ein harmoniſch Lied, u. ſ. w.

Welch ein Nachdruck in jedem Worte! Welch eine Menge von Nebenbegriffen läßt uns der Dichter bei jedem Umſtande fühlen! Der ſtrengſte Kunſtrichter wird hier nicht ein einziges Beiwort ausmerzen können, ohne den ganzen Begriff zu ſchwächen. Man betrachte folgende ſchöne Beſchreibung, aus dem Akenſide, die wir in unſrer Anzeige überſetzt haben:

— — Behold th' expanse
Of yon gay landscape, where the silver Clouds
Flit o'er the heav'ns before the sprightly breeze:
Now their grey cincture skirts the doubtful sun;
Now streams of splendor, thro' their opening toil
Effulgent, sweep from of the gilded lawn
Th' aerial shadows; on the curling brook,
And on the shady margin's quiv'ring leaves
With quickest lustre glance u. ſ. w.

Dieſer Anblick einer Landſchaft, wenn es ſo eben zu regnen aufgehört hat, da die zerriſſenen Wolken ſchnell über den Himmel hinwegfliehen, und die Sonne jetzt verdunkeln, jetzt wieder mit vermehrtem Glanze die Erde beſcheinen laſſen, iſt auch von dem Hrn. von Haller beſchrieben worden, den ſich Withof vorzüglich zum Muſter vorgeſtellt zu haben ſcheint. Zeigt aber nicht Haller in folgender ſehr kurzen Beſchreibung, daß er alle Umſtände eben ſo lebhaft gefühlt hat, als der engländiſche Dichter?

Wenn Phöbus helles Licht durch flüchtge Nebel ſtralet,
Und von dem naſſen Land der Wolken Thränen wiſcht,
Wird aller Weſen Glanz mit einem Licht gemalet,
Das auf den Blättern ſchwebt, und die Natur erfriſcht u. ſ. w.

Die Sentenzen, mit welchen Withof's Gedicht angefüllt ist, können als eine Folge seiner kurzen und abgetheilten Perioden angesehen werden. Denn eine Sentenz ist nichts anders, als ein moralischer Gedanke, der kurz und lebhaft ausgedrückt ist. Hingegen erfordert das Pathetische oder die Sprache der Leidenschaft einen ungezwungenen Perioden. Er muß nach der verschiedenen Heftigkeit der Affecten bald kurz und abgebrochen seyn, bald einen vollstimmigen oratorischen Numerus haben. Die Gränzen, zwischen welchen die Reime eingeschlossen sind, legen ihnen allzu viel Zwang auf. Daher scheint die reimlose Dichtungsart weit geschickter, Leidenschaften zu erregen.

Die tragischen Dichter, welche in Reimen dichten, suchen dieser Unbequemlichkeit abzuhelfen. Wenn ein plötzlicher Affect kurze Perioden erfordert, so lassen sie den Vers von einer andern unterredenden Person unterbrechen. Dadurch bekommen sie Gelegenheit, die Ruhepunkte an den rechten Ort hinzusetzen. In dem Monologe aber, wo dieses nicht angeht, und vornehmlich, wo die Leidenschaften ausbrechen und sich gleichsam in ganze Ströme ergießen; da werden die Reime größtentheis übergangen, und die Schlußfälle der Perioden bis auf den zweiten und dritten Vers verspart; das heißt: die Reime werden unnöthig gemacht.

Ein entscheidendes Urtheil von dem Werthe dieser beiden Dichter zu fällen, wollen wir uns nicht getrauen. Gewiß ist es, daß der engländische Dichter mehr Fleiß, Nachdenken und Mechanik der Poesie sowohl in der Anordnung, als in der Ausarbeitung seines Gedichts gezeigt hat; und er scheint sich überhaupt mehr auf die schönen Wissenschaften gelegt zu haben, als Withof. Ob aber dieser letzte Dichter nicht wenigstens eben so viel Genie habe, ob er nicht die vorzügliche Gabe vor jenem besitze, seine Begriffe zu concentriren, die tiefsinnigen Lehren nicht durch hier und da angehängte Beiwörter, sondern an und für sich selbst zu verschönern; neue Sittensprüche zu erfinden und dergestalt auszudrücken, daß sie sich lebhaft in das Gedächtniß einprägen, und verdienen von einem ganzen Volke als Sprichwörter angenommen zu werden; ob er in seinen Gemälden nicht mäßiger, in seinen Beschreibungen einfältiger, und mit seiner Einbildungskraft nicht so verschwenderisch seyn möchte, als Akenside; — dieses alles überlassen wir unsern Lesern zu beurtheilen, nachdem wir

ihnen von beiden Dichtern einen hinlänglichen Begriff zu machen gesucht haben.

Historische Lobschrift des weiland hoch- und wohlgebohrnen Herrn Hrn. Christian des H. R. R. Freyherrn von Wolf u. s. w., von Johann Christoph Gottscheden, nebst des höchseligen Freyherrn Kupferbilde. Halle 1755, in Verlegung der Rengerischen Buchhandlung.

(aus der Bibl. der schönen Wiss. und der fr. K. Bd. 2. Stück 1. 1757. S. 125—133.)

Deutschland hat sich von seinen Nachbaren den gerechten Vorwurf zugezogen, daß es öfters für seine eigene Ehre allzu sorglos sei. Aus seinem kaltsinnigen Betragen zu urtheilen, sollte man fast vermuthen, es wisse den Werth der großen Geister nicht zu schätzen, die es in seinem eigenen Schooße hervorbringt. Leibnitz und Newton, deren unsterblicher Ruhm bis in die spätesten Zeiten dauern wird, lebten zu einerlei Zeit, und erweiterten die Gränzen der Wissenschaften gleichsam mit vereinigten Kräften. Der große Newton starb; und es ist bekannt, mit welchem Pompe, mit welchen fast königlichen Ehrenbezeigungen sein Leichnam beigelegt worden sei. Der wenigstens eben so große Leibnitz verschied, und ward nicht würdiger beerdigt, als der schlechteste Einwohner einer Stadt, dessen Verlust man nicht weiter verspürt, als an dem Tische, wo er gegessen hat. Ja was noch mehr ist, vielleicht hat der Hr. von Fontenelle diesem großen Deutschen eine würdigere Lobrede gehalten, als alle seine Mitbürger, die noch dazu in gewissem Verstande seine Lehrlinge waren.

Das Schicksal des sel. Freiherrn von Wolf ist noch seltsamer gewesen. So lange seine Lehren von seinen Widersachern angefeindet worden sind, so lange noch ein Theil der Menschen aus Mangel der Einsicht oder aus Leidenschaften seine Weltweisheit verketzert haben; so lange bemühten sich Gelehrte und Ungelehrte um nichts eifriger als um den Namen Wolfianer.

Die Unterdrückung schien der Unschuld einen Glanz zu geben, den sie in dem größten Glücksstande nicht erlangt haben würde. Die Wahrheit ist endlich durchgedrungen; sie hat über Verfolgung und niederträchtigen Haß gesiegt. Nichts kann glänzender seyn, als dieser Triumph Anfangs gewesen ist. Allein eben dieser Triumph war die Ursache, daß die Wolfische Weltweisheit einen Theil ihres Ansehens verloren hat. Man begnügte sich, die Bedrängte in ihre Rechte eingesetzt zu haben; man ward kaltsinniger gegen sie; und endlich scheint ein Geist der Spötterei mehr wider die Wolfische Philosophie vermocht zu haben, als der grimmigste Haß der sogenannten Eiferer für die Sache Gottes.

Er starb zum großen Leidwesen aller derer, die unsterbliche Verdienste zu schätzen gewußt haben; und Niemand außer dem Verfasser dieser historischen Lobschrift, der Hr. Prof. Gottsched in Leipzig, hatte den Willen oder die nöthigen Materialien, seinen völligen Lebenslauf, das Merkwürdigste von dessen Schicksalen, Charakter und Verdienste der gelehrten Welt mitzutheilen.

Hr. Gottsched, der dem Hochseligen in dessen letzten Tagen seinen Vorsatz, ihm eine Lobschrift zu verfertigen, eröffnete, war so glücklich, von dem fast sterbenden „Herrn geheimen Rathe „nicht nur die Bewilligung, sondern auch von seiner bereits ent„kräfteten Hand einige Vorschriften zu erhalten, darnach er sich „bey Abfassung dieses Lebens zu richten hätte. Außer diesem „verordnete der Hochselige, daß ihm nach seinem Tode alle dazu „nöthige Nachrichten, Briefschaften und Urkunden überliefert wer„den sollten", davon er die vornehmsten und nützlichsten der historischen Lobschrift als Beilagen beigefügt hat. Er hat auch bei dem Bürgermeister zu Görlitz, Hrn. D. Gehler, einen weitläuftigen eigenhändigen Aufsatz des Hrn. Kanzlers, von den ersten Jahren seines Lebens und andern Merkwürdigkeiten, angetroffen, der ihm zu einem wichtigen Hülfsmittel zu diesem Leben diente.

Wir zweifeln, ob sich der Hr. Prof. Gottsched aller dieser wichtigen Materialien, die ihm in die Hände gegeben worden sind, recht zu bedienen gewußt hat. Wir finden in seiner historischen Lobschrift den Fehler, welchen man überhaupt allen deutschen historischen Schriften vorzurücken pflegt. Die Begebenheiten werden urkundlich und ohne Falsch erzählt, Zeiten und Örter so genau als möglich angegeben; aber dieser treulichen Samm-

lung historischer Zufälle fehlt der Geist der Geschichte. Man wendet nicht Philosophie genug an, die Verwicklung der Ursachen und Wirkungen in das gehörige Licht zu setzen, und die Leser auf gewisse Züge aufmerksam zu machen, die ihnen eine Einsicht in die Tiefen des menschlichen Verstandes und Herzens verschaffen könnten. Alle Umstände, groß und klein, werden nach der Reihe hergebetet; und man merkt die Stellen sehr deutlich, wo sich der Schriftsteller bemüht hat, seine unbearbeiteten Materialien zusammenzuflicken.

Man denke ja nicht, daß eine historische Schrift alle erforderliche Eigenschaften habe, wenn sie nur glaubwürdig ist. Eine solche Geschichte wird immer nicht mehr als die rohe Materie seyn, die von einer geschicktern Hand von Schlacken gesäubert und zu einer wahren Geschichte umgeschmolzen werden muß. Wir wünschen zu Ehren des großen deutschen Weltweisen, daß Deutschland einen Fontenelle haben möchte. Wir würden gewiß in der Lobschrift eines Wolf den Charakter eines großen Genies zu lesen bekommen, statt daß uns der Hr. Prof. Gottsched bloß den Charakter eines Kanzlers, eines Barons und etwa eines Professors vorgelegt hat.

Wir können uns in keine genaue Beurtheilung dieser Lobschrift einlassen, weil die Materie allzu weit von unsrer Absicht entfernt ist; und nur insoweit die Lobschriften großer Männer einen Theil der Beredsamkeit ausmachen, haben wir nicht umhin gekonnt diese Schrift anzuzeigen. So viel ist gewiß, man findet merkwürdige und nützliche Anmerkungen darin, über die Art, wie dieser große Weltweise in seiner Jugend studirt, und wie sich die Kräfte seines Geistes nach und nach entwickelt haben. Ob diese Anmerkungen von Wolf selbst oder von dem Verf. der Lobschrift herrühren, können wir nicht mit Gewißheit entscheiden. Einige hingegen scheinen uns so ungereimt, daß man sie gewiß nicht auf Wolf's Rechnung schreiben kann. Es wird z. B. erzählt, Wolf habe noch zu Hause bei seinem Vater früh um vier Uhr die Morgenpredigten abwarten, und die geistreichsten Kirchenlieder fast alle auswendig lernen müssen. Dadurch glaubt der Verf. die Religionsgesinnungen des Hrn. Kanzlers zu retten, die nachmals so heftig sind angefochten worden. Eine so früh gepflanzte Frömmigkeit, sagt er, pflegt fester Wurzel zu schlagen, als daß leichtsinnige Zweifel der Freigeister sie ausrotten könnten. Welche Vertheidigung! Gerade als ob die Widersacher Wolf's ihm

leichtsinnige Zweifel zugeschrieben hätten, die man aus Morgengebeten und geistreichen Kirchenliedern widerlegen kann.

Der Styl in dieser Lobschrift ist ungemein affectirt, und fällt nicht selten in das Possierliche, z. B.: „Breßlau, die Hauptstadt in Schlesien, hat unsern geheimen Rath und Kanzler, „Herrn Christian Freyherrn von Wolf, in ihrem Schoße hervorgebracht. Der vier und zwanzigste Tag des Jänners, ein „Tag, der auch in diesem Jahrhunderte, durch die Geburth eines „der größten Monarchen, noch merkwürdiger geworden, ward im „1679sten Jahre sein Geburthstag; und lieferte, des Abends „um halb 8 Uhr, Deutschland einen künftigen Weltweisen" u. s. w.

Daß sein Vater Christoph Wolf, ein gemeiner Bürger zu Breslau, und seine Mutter Anna, eine geborne Gillerinn, gewesen, würde ein Andrer so schlechtweg erzählt haben. Man bewundere aber die Tour des Hrn. Prof. Gottsched: „war es „dem größten Weisen zu Athen keine Schande, eines Bildhauers; „und dem größten Redner daselbst, eines Waffenschmieds Sohn „gewesen zu seyn; so durfte sich auch unser Freyherr nicht schämen, daß sein wackerer Vater, Christoph Wolf, ein ehrlicher „Bürger zu Breßlau, sein Großvater gleichfalls nichts anders; „seine Mutter aber, Anna, eine gebohrne Gillerinn gewesen". Wer hätte wohl geglaubt, daß man die Schande, eine geborne Gillerinn zur Mutter zu haben, mit dem Exempel der größten Männer aus Athen bedecken müßte!

„Seine Geburth", erzählt der Hr. Verf. S. 5., „ward der „Wöchnerinn überaus schwer, und die Wehemütter wußten die „Schuld davon nur auf die besondere Größe der künftigen Werkstatt eines einmal so wirksamen Geistes zu schieben". Die besondere Größe des Kopfes würde in einer schönen Schrift zu gemein geklungen haben!

Vom Descartes urtheilt der Hr. Prof. Seite 25. ziemlich verwegen. Er nennt seine meditationes „ein sehr seichtes Werkchen". Welche Kühnheit!

Der Hr. Prof. hält sich öfters bei unerheblichen Kleinigkeiten allzu lange auf; und sein Werk könnte um die Hälfte kleiner, und dennoch wichtiger geworden seyn, wenn er das Unerhebliche hätte weglassen wollen. Z. B. S. 127. widerlegt er im Ernste die Meinung Einiger, die das lange Leben des Hrn. Kanzlers bedauert haben, „bloß weil sie dafür hielten: Er würde

„weit größer in den Augen der Welt geblieben seyn; wenn er „entweder nie nach Halle zurückgekommen, und also gleichsam „in beständiger Verfolgung und Verbannung geblieben; oder doch „bald nach seiner Zurückkunft in vollem Ruhme gestorben wäre". Diese „klugen und großen Personen", wie sie der Hr. Verf. nennt, müssen abenteuerliche Begriffe von einem ruhmvollen Tode, gleichsam auf dem Bette der Ehren, im Kopfe gehabt haben. Verdienen aber solche Einfälle widerlegt zu werden?

Die angehängten Beilagen von Zuschriften verschiedener Fürsten und anderer hohen Standespersonen an den seligen Hrn. Baron, und sonst merkwürdige Urkunden, enthalten viel wichtige Stücke. Vor andern hat uns folgendes Schreiben Sr. Majestät des Königes, als damaligen Kronprinzen von Preußen, an unsern Weltweisen, welcher zu derselben Zeit als Regierungsrath zu Marburg sich aufhielt, und diesem Prinzen den ersten Band seines „Rechtes der Natur" zueignete, am merkwürdigsten geschienen. Dieses ist S. 107. in die Lobschrift selbst eingerückt worden; und wir können nicht umhin, solches unsern Lesern ganz mitzutheilen.

à Rupin ce 23 de May 1740.

Monsieur,

Tout être pensant, et qui aime la vérité, doit prendre part au nouvel ouvrage, que Vous venés de publier; mais tout honnête-homme et tout bon Citoyen doit le regarder comme un Trésor, que Votre Libéralité donne au monde et que Votre sagacité a découvert. J'y suis d' autant plus sensible, que Vous me l'avés dédié; c'est aux Philosophes à être les précepteurs de l'univers, et les Maitres des Princes. Ils doivent penser conséquemment, et c'est à nous de faire des actions conséquentes, ils doivent instruire le monde par le raisonnement, et nous par l'exemple; ils doivent découvrir et nous pratiquer.

Il y a longtems que je lis Vos ouvrages, et que je les étudie: et je suis convaincu, que c'est une conséquence nécessaire pour ceux, qui les ont lûs, d'en estimer l'auteur. C'est ce que personne ne sauroit Vous refuser, et relativement à quoi je Vous prie de croire, que je suis avec tous les sentimens, que Votre mérite exige,

Monsieur,

Votre très affectionné
Frederic P. R.

Man muß dem Hrn. Prof. unstreitig für die Mittheilung dieser und anderer merkwürdigen Urkunden ungemein verbunden seyn; aber kann man ihm wohl verbunden seyn, daß er sich

unterwunden hat, aus diesen Materialien ein Gebäude aufzuführen, ob es ihm gleich, wie man aus allem ersehen kann, an der gehörigen Einsicht, sie als ein würdiger Lobredner zu gebrauchen, gefehlt hat? Er hat uns eine magere Chronik von Wolf's Leben geliefert, mit solchen Anmerkungen untermischt, wie sie zuweilen die Chronikschreiber des dreizehnten Jahrhunderts zu machen pflegten. Die Stelle einer männlichen Beredsamkeit, welcher es zukömmt, das Andenken großer Geister zu verewigen, nimmt ein kanzleistylhaftes und oft possierliches Wortgepränge ein, so wie es sich kaum in die Personalien einer nach dem Schlendrian eingerichteten Leichenpredigt schicken möchte.

Sind denn die schönen Wissenschaften so gar erstorben bei uns, daß die Hoffnung verloren seyn sollte, einen deutschen Fontenelle aufstehen zu sehen, der einem großen Geiste ein würdiges Andenken stiftete? einem Geiste, dem jeder, auch der nicht auf seine Sätze geschworen hat, zugestehen wird, daß er die Ehre seines Vaterlandes und der Welt gewesen ist. Dürften wir es wagen, einen Sulzer, einen Kästner zu einem so rühmlichen Unternehmen zu ermuntern!

Principes pour la Lecture des Orateurs. 3 Tomes, à Paris chez Durand et Pissot 1753. 1089 Seiten in 8°.

Oder:

Grundsätze und Anweisung die Schriften der Redner zu lesen, aus dem Französischen übersetzt von C. L. R. 3 Th. Hamburg bey Christian Herold, 1757. 888 Seiten in 8°.

(aus der Bibl. der schönen Wiss. und der fr. K. Bd. 2. Stück 2. 1758. S. 336—365. und Bd. 3. Stück 1. 1758. S. 29—56.)

Dieses Werk ist in Frankreich mit dem Beifalle aufgenommen worden, den es verdient. Der Verfasser, von welchem in der Approbation des Königl. Censors gesagt wird, daß er schon durch andere gelehrte Werke bekannt sei, und der sich, vermuthlich aus Bescheidenheit, nicht hat nennen wollen, besitzt einen

feinen, aber nicht verzärtelten Geſchmack; er verehrt das Alterthum, ohne es anzubeten, und iſt Philoſoph genug, in Sachen, die den Geſchmack betreffen, auch den Verſtand nicht unbeſchäftigt zu laſſen. Er verſpricht Grundſätze, die Schriften der Redner zu leſen; aber wahrlich! ſein Werk enthält eine vollſtändigere Redekunſt, als der größte Theil der neuern Schriften, die unter dieſem Namen bekannt ſind.

In der Einleitung S. 47. ſagt der Verf., er habe oft beim Rollin geleſen, „daß keine Art, die Redekunſt zu lernen, „beſſer ſeyn würde, als wenn man aus den Quellen ſelbſt ſchöpfte, „nämlich aus dem Ariſtoteles, Dionyſius von Halicarnaß, Lon„gin, Cicero und Quintilian; wenn nur nicht dieſe Bücher, und „vornehmlich die griechiſchen, für die ſtudierende Jugend zu ſchwer „wären". Fénélon habe nicht ſelten eben denſelben Wunſch geäußert. Dem Rathe dieſer berühmten Männer zufolge habe er es unternommen, die Jugend mit denen Schriftſtellern des Alterthums bekannt zu machen, die ſonſt am meiſten über ihre Fähigkeit ſind. Unter allen andern hat er ſich vornehmlich an Ariſtoteles, Cicero und Quintilian gehalten.

Die Redekunſt des Ariſtoteles, fährt er S. 49. fort, iſt nach dem einſtimmigen Geſtändniſſe aller Kenner ein vortreffliches Werk, und ſeine Abhandlung von den Leidenſchaften insbeſondere iſt aus der Natur und der Wahrheit geſchöpft. Gibert *) ſagt: dieſer Lehrer der Beredſamkeit iſt noch heutiges Tages der Meiſter aller Meiſter, ſelbſt Cicero und Quintilian nicht davon ausgenommen. Unſer Verf. betrachtet ihn S. 52. als einen philoſophiſchen Redner und den Vater der Erklärungen, ob ſie ihm gleich nicht alle völlig gelungen ſeyn mögen. Er iſt ein Lehrer, ſagt er, der ſeine Schüler unterweiſt, nicht nur in bloßen Worten, ſondern in wirklichen Sachen beredt zu ſeyn; und ſeine Regeln haben mehr die Aufklärung des Verſtandes, als die Löſung der Zunge zur Abſicht. Da er ſelbſt vom Plato **) gebildet worden, welcher vom Sokrates den herrlichen Grundſatz erlernt hatte, daß die Wahrheit allezeit eine Quelle

*) Règles d'Éloquence p. 4.

**) Der Überſetzer begeht hier eine ſträfliche Nachläſſigkeit, zu ſagen: „da er vom Sokrates gebildet worden, welcher vom Plato den herr„lichen Grundſatz erlernt," u. ſ. w.

der Schönheit sei; so geht er beständig bis zu den ersten Gründen zurück, und setzt unveränderliche Regeln fest. Er bemüht sich, die Menschen beredt zu machen, indem er ihren Verstand verbessert. Zu diesem Ende hat er sich der geometrischen Lehrart bedient, alles sorgfältig erklärt und auf bestimmte Begriffe zurückgeführt, damit die Seele ordentlich denken, und sich deutlich und richtig ausdrücken lerne. Daher entstand die umständliche Beschreibung von den dreien Gattungen der Beredsamkeit, was sie mit einander gemein haben, und worin sie unterschieden sind. Von diesen schreitet er zu einer großen Mannigfaltigkeit von Mitteln, eine Sache von verschiedenen Seiten zu betrachten. Alsdann folgt die Betrachtung über den Ursprung, die Ursache, Wirkung und Erregung der Leidenschaften; und zuletzt eine kurze und strenge Dialektik, in welcher Grundsätze festgesetzt werden und von Schluß auf Schluß fortgegangen wird, dergestalt, daß das Werk des Aristoteles ein so zusammenhangendes Ganze ausmacht, daß man schwerlich einen Theil davon trennen kann, ohne es völlig zu verunstalten. Der Verf. gesteht aber auch, daß dieses Werk des Aristoteles vieles enthalte, das wenigstens für unsere Zeiten unbrauchbar sei. Er habe ihn daher öfters verlassen, und sich beim Cicero, Quintilian und vielen von den neuern Schriftstellern Raths erholen müssen.

In der Folge giebt er eine umständliche Nachricht von der Einrichtung seines ganzen Werks. „Dieses ganze Werk", sagt er, „besteht aus sechs Büchern. In dem erſten wird die Be„redsamkeit überhaupt, nebst ihren verschiedenen Gattungen und „Arten, untersucht. Das zweite handelt von dem Ursprunge „und der Natur der Redekunst, von ihrem Endzwecke, und von „den Hülfsmitteln, die sie sowohl von der Natur, als von der „Kunst erhält. Hier habe ich mich bloß an Aristoteles Grund„sätze gehalten, und das Wesentlichste, was er davon in seinem „ersten ganzen Buche und in einem Theile des zweiten sagt, „sorgfältig zergliedert; was mir darin dunkel vorgekommen, er„klärt, und zu seinen Regeln Beispiele hinzugethan, wo sie im „Griechischen entweder gänzlich fehlen, oder mir nicht bequem „genug geschienen haben. Nächst diesem habe ich die Lehre von „den gemeinschaftlichen Örtern (Locis communibus), als welche „gemeiniglich in allen Rhetoriken unter dem Titel: von der Er„findung vorzukommen pflegen, vorgetragen, und die Meinungen

„und Urtheile der bewährtesten Schriftsteller, die für und wider „dieselben gestritten haben, mit einander verglichen.

„Das dritte Buch ist eine fortgesetzte Zergliederung des „zweiten Buches der Aristotelischen Redekunst, welches für sein „Meisterstück gehalten wird. Um es brauchbarer und anmuthi„ger zu machen, habe ich einige Beispiele aus Rednern, aber „eine weit größere Anzahl aus unsern besten Dichtern, und vor„nehmlich aus den Trauerspielen des Corneille und Racine, hin„zugethan. Ich will keinesweges behaupten, daß diese großen „Geister während ihrer Ausarbeitung und in ihrer poetischen Be„geisterung irgend auf gewisse allgemeine Regeln sollten aufmerk„sam gewesen seyn, um die Leidenschaften desto sicherer zu erre„gen. Aber dieses getraue ich mir zu sagen: wenn man diese „Regeln mit den angeführten Stellen zusammenhält, so wird „man gleich beim ersten Anblicke der gedachten Regeln gewahr „werden, daß das Genie eines Racine und Corneille durch die„selben ist geleitet worden; und nicht ohne Vergnügen bemerken, „daß Aristoteles zwanzig Jahrhunderte, ehe diese Männer gelebt „haben, gleichsam die Geschichte von dem Verfahren ihres Gei„stes entworfen habe. Aristoteles handelt ferner im zweiten „Buche von den verschiedenen Sitten und allgemeinen Charak„teren, die in dem Alter, in der Lebensart und andern Umstän„den gegründet sind, und ganz neue Überredungsmittel ausma„chen. Auch hiervon habe ich im dritten Buche gehandelt, nach„her aber mich genöthigt gesehen, den Aristoteles zu verlassen; „weil sich das letzte Buch seiner Redekunst allzu sehr auf die „griechische Sprache und auf besondere Umstände der damaligen „Zeiten bezieht, dergestalt, daß es für unsere Zeiten größtentheils „unbrauchbar geworden ist.

„Das vierte Buch handelt von der oratorischen Methode, „oder von der Anordnung der Theile der Rede. Nach einigen „allgemeinen Betrachtungen wird von dem Eingange, Vortrage „und von der Erzählung, und ihren besondern Eigenschaften ge„handelt; ferner von der Form, Wahl, Verbindung und Ord„nung der Beweisthümer, und von dem Beschlusse (peroraison), „welcher gemeiniglich auf eine pathetische Rede zu folgen pflegt.

„Im fünften Buche wird von der Schreibart und von „den Zierrathen einer Rede gehandelt. Die Beispiele, die zur „Erläuterung der Grundsätze angeführt werden, sind sowohl aus „den Schriften der Redner als der besten Dichter entlehnt.

„Die poetische Beredsamkeit", setzt der Verfasser hinzu, „ist weit „bündiger und wohlklingender als die prosaische, und eben so „fruchtbar an vortrefflichen Mustern eines schönen Vortrages.

„Endlich", fährt er fort, „habe ich zu dieser Theorie der „Beredsamkeit, in Sachen und Worten, in dem sechsten Buche „einige Betrachtungen über die äußerliche Beredsamkeit, oder die „Declamation hinzugefügt, ohne welche die erstere gleichsam „stumm und ohne Leben bleibt. Ob nun gleich die Vorschriften „hier nicht so viel thun, als das Muster eines lebendigen Bei„spiels, und obgleich die Übung die beste Lehrmeisterinn ist; so „können doch die allgemeinen Regeln ihren Nutzen haben, indem „man lernt, wie nöthig die Übereinstimmung des äußerlichen „Anstandes eines Redners mit seinen Gedanken sei, und daß „hierbei, wie allenthalben, die Kunst nicht gefalle, wenn sie nicht „die schöne Natur vollkommen nachahmt".

In der Ausführung dieses Plans hat der Verf. eben so viel Geschmack als Gründlichkeit gezeigt. Er scheint das trockene Wesen der Methode nicht so sehr gescheuet zu haben, als die meisten von seinen Landsleuten, die ohne Langeweile, wie sie es nennen, keine ordentliche Erklärung lesen können. Er bemüht sich vielmehr allenthalben, die Erklärungen zu zergliedern, und die Nothwendigkeit aller wesentlichen Bestimmungen sowohl als ihre Zulänglichkeit zu zeigen. Seine Schlüsse sind, so weit es die Materie erlaubt, bündig, und mit einiger Deutlichkeit auseinandergesetzt.

Wir wünschten von diesem Werke im Deutschen eine Nachahmung zu sehen. Wir sagen: eine Nachahmung; denn von einer Übersetzung, und wenn sie auch sonst noch so getreu und zierlich wäre, hat man sich so viel Nutzen nicht zu versprechen, weil erstlich die meisten Beispiele, welche angeführt werden, aus französischen Schriftstellern genommen sind, die in einer Übersetzung öfters alle die Schönheiten verlieren, um deren willen man sie zu Beispielen gewählt hat. Überdies müssen von der gerichtlichen Beredsamkeit insbesondere für einen Deutschen ganz andere Grundsätze und auch andere Regeln festgesetzt werden, indem die künstliche und geschmückte Beredsamkeit von den deutschen Gerichtsstuben ganz und gar verbannt zu seyn scheint, und die Einrichtung der deutschen Gerichte von der Einrichtung der französischen auch in vielen andern Stücken sehr unterschieden ist.

Mit der deutschen Übersetzung, deren Titel und Druckort wir zu Anfang dieses Artikels angeführt haben, kann man nicht zufrieden seyn. Wenn der Übersetzer gleich öfters seine Urkunde zu verstehen, und ziemlich fließend zu übersetzen scheint; so finden wir doch auch nicht selten Fehler, die zum Theil so deutlich in die Augen fallen, daß man sie auf's allergelindeste einer unverantwortlichen Nachläßigkeit zuschreiben muß. Inzwischen möchte die Übersetzung noch einigermaßen zu gebrauchen seyn, wenn es dem Hrn. Übersetzer beliebt hätte, die häufigen poetischen Exempel nach der Urkunde beizufügen; alsdann würde man nicht nöthig haben, sich sowohl mit den elenden Übersetzungen zu quälen, die er aus der „deutschen Schaubühne", als mit denjenigen, die ein gewisser Hr. T. hinzugefügt hat, und die von dem Schönen der Urkunde mehrentheils sehr wenig bei sich haben. Wir sind unsern Lesern einige Beispiele schuldig, damit sie sehen können, daß wir weder dem Hrn. Übersetzer, noch dem Hrn. T. Unrecht thun.

S. 66. des Discours préliminaire sagt der Verf., indem er den eben von uns frei übersetzten Inhalt seines Buchs anzeigt und von den angeführten poetischen Beispielen redet: er glaube zwar nicht, daß Corneille und Racine in der Hitze ihrer Ausarbeitung sich die Regeln deutlich vorgestellt hätten! „Mais", fährt er fort, „je ne crains pas d'avancer, qu'en rapprochant ces morceaux des préceptes, on sentira à la première lecture de ceux-ci, qu'ils ont guidé le génie de Racine et de Corneille" u. s. w. Dieses wird S. 44. folgendergestalt übersetzt: „Ich trage aber kein Bedenken zu behaupten, man „werde, nachdem ich diese Brocken von Regeln zusammengesuchet „habe, gleich beym ersten Anblicke derselben finden" u. s. w. Jedermann sieht hier, daß en rapprochant sich auf des préceptes und auf sentira bezieht, daß die morceaux den préceptes entgegengesetzt sind, indem es sonst heißen müßte de und nicht des, welcher Gegensatz auch aus dem Worte ceux-ci erhellt, das auf préceptes geht; und daß en rapprochant hier auf keine Weise heißen kann: ich habe zusammengesucht. Es ist hingegen deutlich, daß es heißen muß: „wenn man die ange„führten Stellen (morceaux) gegen die Regeln hält, so wird „man bei dem ersten Anblick dieser (nämlich der Regeln) fin„den" u. s. w. Wer kann auch wohl den ekelhaften Ausdruck „Brocken von Regeln" vertragen? den sich wohl kein deutscher

Schriftsteller, außer G***, erlaubt. Wie hat der Hr. Übersetzer wohl seinen Verf. so wenig verstehen können, daß er glaubt, derselbe werde die „Redekunst" des Aristoteles, die er ein paar Seiten zuvor das „vortrefflichste Ganze" genannt hatte, nun wieder Brocken nennen?

Tome I. S. 310. sagt der Verf. von dem Cardinal von Richelieu, er habe die Mitglieder der französischen Akademie zu arbitres du langage et maitres de la parole gemacht. Hier hat der Übersetzer seine Urkunde nicht verstanden, noch die feine Nüance, so darin liegt, eingesehen; denn er setzt S. 280.: „er „machte sie zu Schiedsrichtern der Sprache und zu Meistern der „Rede". Es ist gerade umgekehrt; zu Meistern der Rede oder großen Rednern konnte der Cardinal sie nicht machen, aber wohl zu Schiedsrichtern der Rede, der Sprache, des Ausdrucks, und zu Herren der Worte; so daß sie über die Schönheiten jener urtheilen, mit diesen aber, da sie willkührlich sind, als Herren verfahren und Regeln festsetzen sollen.

Tom. II. S. 50. sagt der Verf., es gebe dreierlei „Gattungen von Reden" oder, wie sie Quintilian nenne, causarum genera; dieses wird übersetzt „Gattungen von Ursachen"; der Hr. Verf. würde vermuthlich wohl „cause bizarre de Mr. de Prémontval" durch: „des Herrn Premontval wunderliche Ursache" übersetzen.

S. 367. rechnet der Verf. zu den Fehlern der Jünglinge „une certaine affectation à répandre des nuages et de l'obscurité sur les choses, qu'on a vues ou entendues et qui leur sont défavorables." Der Übersetzer übersetzt qu'on a vues u. s. w.: „die gesehen und gehöret haben"; und nun hat der Satz gar keinen Verstand mehr.

Von den Alten sagt der Verf. S. 369.: „l'expérience d'une longue vie — — rendent les vieillards irrésolus, timides, circonspects, difficiles, réservés à prendre des engagemens, à compter sur rien, à prononcer affirmativement sur la moindre chose". Jedermann muß sehen, daß réservés sich sowohl auf à prendre des engagemens als auf à compter sur rien, à prononcer etc. beziehe, so wie das vorhergehende rendent diese Sätze regiert; und daß also der Sinn des Verf. dieser sei: „die Erfahrung — — macht, daß die Alten sich „hüten, sich zu etwas zu verstehen, sich so leicht auf etwas zu „verlassen, und sich über die geringste Kleinigkeit zu erklären".

Er erklärt dieſen Sinn noch weiter, indem er ferner von ihnen ſagt: „ſollen ſie ſich wozu entſchließen, ſo heißt es immer: ich „werde darauf denken; man muß zuſehen; es könnte wohl ſeyn.“ Nichtsdeſtoweniger hat ihn der Überſetzer nicht begriffen, und ſagt S. 594. gerade das Gegentheil: „ſie verlaſſen ſich auf „nichts, und thun über die geringſte Sachen bejahende Aus„ſprüche“.

Es fehlt an Raum und Zeit, mehr ſolche Fehler herzuſetzen, die gewiß leider! in nicht geringer Anzahl zu finden ſind, und den gerechten Zweifel erregen, ob der Hr. Überſetzer ſeine Urkunde verſtanden und der franzöſiſchen Sprache mächtig genug geweſen. Doch er iſt auch wohl der deutſchen Sprache nicht mächtig genug geweſen, wie man aus vielen undeutſchen Redensarten ſieht, welche das Leſen dieſer Überſetzung ſehr unangenehm machen, z. E. „einen Ort bekleiden“, anſtatt: „eine Stelle bekleiden“.

Mit der Wahl des Hrn. T., um die poetiſchen Stellen zu überſetzen, hat es der Hr. Überſetzer ſehr unglücklich getroffen; es ſind gewiß ſehr wenige Stellen, die nicht unter deſſelben Händen verdorben ſind; z. E. Tome II. S. 245.:

— — — — Tais-toi, perfide,
Et n'impute qu'à toi ton lâche parricide.
Va faire chez les Grecs admirer ta fureur,
Va, je la désavoue et tu me fais horreur.
Barbare, qu'as-tu fait? avec quelle furie
As-tu tranché le cours d'une si belle vie?
Avez vous pû cruels, l'immoler aujourd'hui?
Sans que tout votre sang se soulevât pour lui?

Dieß überſetzt Hr. T. S. 492. alſo:

— — — Untreue, ſchweige du
Und rechne dieſen Mord dir nur alleine zu.
Geh, laß die Griechen nur die tolle Wuth erheben,
Ich ſelbſt entſetze mich, daß mir die Glieder beben.
Ach ich Unmenſchliche, was hab' ich doch gethan?
Ich unterbrach mit Wut die ſchönſte Lebensbahn.
Grauſamer! konnteſt du dieß blutge Opfer wagen
Und mußte nicht dein Blut zu ſeinem Beſten ſchlagen?

Wie trefflich Hr. T. die franzöſiſche Sprache verſtehe, kann man aus dem 5. und 6. Verſe ſehen, wo er die Andromache ſich ſelbſt einer That wegen beſchuldigen läßt, wegen welcher ſie beim Racine den Oreſt anklagt. Ob nur eine einzige Schön-

it der Urkunde in der Übersetzung zu finden sei, wollen wir le Kenner des Schönen urtheilen lassen.

Der Raum verbietet uns, mehr Proben von der Geschick- keit des Hrn. T. anzuführen, welche der Hr. Verf. in seiner orrede zu rühmen sich unterfangen hat. Wir schreiten nun dem Buche selbst; und weil ein genauer Auszug allzu weit- uftig seyn würde, so wollen wir unsern Lesern nur einige An- erkungen mittheilen, welche wir bei dem Lesen dieser Schrift macht haben, und von einigen wichtigen Materien, welche in n gewöhnlichen Rhetoriken selten berührt zu werden pflegen, nen Auszug liefern.

S. 6. T. I. beweist der Verf., „daß der Schmuck kein we- entliches Stück der Beredsamkeit sei, weil sie dessen nicht nur st entbehren kann, sondern auch oft nothwendig entbehren muß". So seltsam dieser Satz sonst scheinen möchte, so kann ne Richtigkeit dennoch nicht in Zweifel gezogen werden, wenn an bedenkt, daß es Gegenstände giebt, die ihrer Natur nach gekünstelt und einfach sind, und durch Zierrathen auf eine cherliche Weise würden verstellt werden. In solchen Fällen ist an am sinnreichsten, wenn man es gar nicht ist, und desto redter, je weniger man sich zu gefallen bemüht. Er glaubt, Alten hätten in dem Irrthum gestanden, daß keine wahre eredsamkeit ohne Zierrath seyn könne. Cicero selbst wäre da- n nicht befreit gewesen, indem er den Crassus *) sagen läßt: ium erit profecto, quod is, qui bene dicunt, afferunt pro- ium, compositam orationem et ornatam et artificio quodam expositione distinctam. Ob nun gleich diese Worte des cero noch allenfalls zu entschuldigen wären, so behauptet der rf. dennoch, daß dieser falsche Begriff, den man mit der Be- samkeit verbunden, öfters die Ursache ihrer Verderbniß gewe- . „Demetrius Phalereus", sagt er, „und Seneca, und die- nigen, welche ihnen nachgeahmt, haben sich nur darum be- ühet, mit ihren Zierrathen bei allen Gelegenheiten verschwen- erisch zu seyn, weil sie sich eingebildet, daß diese Blumen eine othwendige Eigenschaft und eine wesentliche Bestimmung der redsamkeit wären". Er legt daher S. 14. folgende Erklä- ng zum Grunde: die Beredsamkeit „bestehe in einem Vermö-

*) De Orat. L. I. n. 50.

„gen, über allerlei vorkommende Gegenstände mit Anständigkeit „zu reden, und die Zuhörer zu überreden". „Sie ist ein Vermö„gen zu reden", fährt er fort. „Diese Eigenschaft hat sie mit „allen Künsten und Wissenschaften gemein, welche sich der „Sprache bedienen; und sie macht also das Geschlecht aus. Der „Unterschied ihrer Art besteht darin, daß man mit Anständigkeit „reden müsse, d. h. wie es die Zeit, Gelegenheit und Umstände „erfordern. Caput artis, decere, sagt Cicero. Ihr Gegen„stand hat keine bestimmte Gränzen. Er erstreckt sich über alles, „über die Religion, die Gesetze, die Sittenlehre, die Staatskunst, „das Kriegswesen, die Handlung, die Wissenschaften u. s. w.; „und ihr Endzweck ist, zu überreden, d. h. den Verstand zu er„leuchten und das Gemüth zu lenken".

Von der Rhetorik sagt unser Verf. T. II. S. 2., sie sei eine Kunst, dieses Vermögen, in welchem die Beredsamkeit besteht, zu üben und nach festgesetzten Regeln zu regieren. Wenn er aber S. 28. im Namen des Aristoteles sagt, die Rhetorik habe vieles mit der Dialektik gemein; beide Künste beschäftigten sich vornehmlich mit dem Wahrscheinlichen oder Wahrähnlichen, d. h., solche Dinge, die zweifelhaft scheinen, durch Gründe auszumachen; so scheint uns dieses einiger Einschränkung zu bedürfen. Aristoteles drückt sich an der von unserm Verf. angeführten Stelle (Rhet. lib. 1. c. 1.) mit mehr Behutsamkeit aus. Seine Meinung scheint ungefähr diese zu seyn: der Redner müsse die abgekürzten Schlüsse (enthymemata) von den demonstrativen sorgfältig unterscheiden; es sei eben dasselbe Vermögen in unsrer Seele, welches sowohl von der Wahrheit als von der Wahrscheinlichkeit urtheilt. Beide gehören also zu einer Kunst, in welcher die Menschen nicht nur zur Kenntniß der Wahrheit, sondern auch zur Beurtheilung der Wahrscheinlichkeit angeführt werden müssen. Da aber der Redner die Gemüther zu lenken und den gemeinen Haufen zu überreden hat, so muß er sich solcher Beweisgründe befleißigen, die faßlich sind und leicht in das Gemüth eindringen, und also öfters die wahrscheinlichen Gründe den demonstrativen vorziehen. Ein neuerer Weltweiser würde sagen: er muß sinnlich reden. Es hätte auch hier der Unterschied zwischen der Dialektik der Alten und der Logik der Neuern angezeigt werden sollen. Man würde sich ziemlich betrügen, wenn man in der heutigen Logik die Hülfsmittel der

Redekunst suchen wollte, von welchen die Alten in ihrer Dialektik so weitläuftig gehandelt haben.

Eben dieses Vorurtheil, in welchem unser Verf. gestanden zu haben scheint, daß sich die Beredsamkeit bloß mit wahrscheinlichen Dingen beschäftige, ist vermuthlich die Ursache einer zweiten Unachtsamkeit gewesen. Er theilt S. 50. die Redekunst mit den Alten in drei Gattungen ein, nämlich in die berathschlagende, die gerichtliche und die beweisende. Ihren wesentlichen Unterschied bestimmt er S. 51. folgendergestalt: die berathschlagende Beredsamkeit hat den Nutzen und die Schädlichkeit, die gerichtliche die Gerechtigkeit und Ungerechtigkeit, und endlich die beweisende das Lob und den Tadel, oder die Ehrbarkeit und Schändlichkeit einer Sache zur Absicht. Würden nun die Alten, wenn sie unsere geistliche Beredsamkeit gekannt hätten, nicht noch eine vierte Gattung hinzugethan haben, nämlich diejenige, welche die Wahrheit und den Irrthum zum Gegenstande hat? Zu welcher Gattung wollen wir denn diejenigen geistlichen Reden zählen, in welchen die erhabensten Wahrheiten gelehrt und die Irrthümer bestritten werden? Gewiß! unser Verf. würde die Unzulänglichkeit dieser Eintheilung bemerkt haben, wenn er nicht den unrichtigen Grundsatz angenommen hätte, daß sich die Beredsamkeit bloß mit wahrscheinlichen Dingen beschäftige.

Überhaupt aber möchten wir von dieser Eintheilung der Alten sagen, was Hr. Schlegel von Batteux's Eintheilung der Gedichte sagt: sie scheint allzu natürlich, als daß sie nicht verdächtig seyn sollte. Die Gränzen der berathschlagenden und beweisenden Beredsamkeit laufen allzu sehr in einander, als daß man sie durch die Bestimmung ihrer Gegenstände sollte unterscheiden können. Die beweisende Beredsamkeit, sagt man, hat Ruhm und Schande zum Gegenstande. Wenn man den Achilles loben will, daß er den Tod des Patroclus, seines Freundes, gerächt, ob er gleich gewußt, daß ihm diese Rache das Leben kosten werde; so sagt man nicht, es sei nützlich, sondern, es sei rühmlich gewesen, in einem solchen Falle den Tod seines Freundes zu rächen. Wohl! Wie aber, wenn Ulysses z. B. dem Achilles hätte rathen wollen, den Tod seines Freundes mit Verlust seines eigenen Lebens zu rächen; würde er ihm wohl den Nutzen, und nicht vielmehr die Rühmlichkeit dieses Unternehmens haben vorstellen müssen? Diese Ähnlichkeit der berath-

ſchlagenden mit der beweiſenden Beredſamkeit iſt auch S. 122. von dem Verf. in etwas berührt worden.

Wider die Erklärungen von Tapferkeit, Großmuth, Klugheit und Weisheit, die der Hr. Verf. S. 114. giebt, wäre vielleicht, wenn es der Raum erlaubte, noch verſchiedenes zu erinnern. Die Großmuth z. B. erklärt Ariſtoteles (Rhet. lib. I. c. 9.) durch eine „Tugend, Andern die größten Wohlthaten zu erzeigen". Von dieſer Erklärung iſt unſer Verf. abgegangen, und ſagt: la magnanimité est une élévation de sentiment, qui ne paraît jamais mieux que dans l'adversité. Dieſes wäre allenfalls eine Erklärung von erhabenen Geſinnungen; wie auch die beiden Exempel, die der Verf. anführt, mehr die hohe Denkungsart des Alexander und des Kaiſers Valentinian bezeugen, als ihre Großmuth. Der Verf. ſcheint magnitudo animi mit magnanimitas verwechſelt zu haben.

Eben ſo unſchicklich ſind einige Erklärungen unſres Verf. in dem Capitel von den Leidenſchaften. So z. B. erklärt er S. 250. die Liebe mit dem Ariſtoteles durch: „eine Gemüthsbeſchaffenheit, vermöge welcher wir einer gewiſſen Perſon alles, was wir für gut halten, wünſchen, und wirklich, ſo viel an uns iſt, verſchaffen; und zwar bloß ihres, nicht aber unſers eigenen Vortheils wegen". S. 260. aber erklärt er den Haß, von welchem Ariſtoteles weiter nichts ſagt, als daß er der Liebe entgegengeſetzt ſei, durch eine „Bewegung der Seele, durch welche ſie ſich von einem wirklichen oder ſcheinbaren Übel entfernt". Dieſe Erklärung ſcheint der Verf. vom Deſcartes *) entlehnt zu haben. Er hätte aber bedenken ſollen, daß dieſer Weltweiſe **) auch die Liebe „eine Bewegung der Seele" nennt, „durch welche ſie ſich mit einem wirklichen oder ſcheinbaren Gute zu vereinigen ſucht". Nach dem Ariſtoteles hingegen kann der Haß nicht anders erklärt werden, als durch „eine Gemüthsbeſchaffenheit, in welcher „wir einer gewiſſen Perſon alles, was wir für ein Übel halten" u. ſ. w.; weil der Haß allezeit der Liebe entgegengeſetzt ſeyn muß.

Zu den Unterſcheidungszeichen, die S. 261. zwiſchen Haß und Zorn angegeben werden, gehört auch dieſes, daß der Haß

*) Les Passions de l'ame, Art. LXXIX.

**) Eben daſelbſt.

gen.
teles ſagt: „man fürchtet ſich nicht, ungerecht zu
er ſeinen Verſtand zu verlieren, ob dieſes gleich wirk-
ſind; aber man fürchtet ſich vor Übeln, die unſerm
Leben drohen". Wir würden uns nicht getrauen,
ſo ſchlechterdings nachzuſagen, wie ſolches von unſerm
270. geſchieht. Wir begreifen es nicht, warum die
eele nicht wenigſtens in gewiſſen Fällen eben ſo ſehr
ſeyn ſollten, als die Übel des Körpers. Würde
to z. B. nicht mehr entſetzen, wenn er in Gefahr
e Freunde niederträchtiger Weiſe zu verrathen, als
Leben bedroht würde?
79. ſagt der Verf.: „um die Zuſchauer in Furcht zu
ß man ihnen zeigen, daß ſie wirklich in Gefahr kom-
n, daß Leute von höherm Stande als ſie öfters der-
bel auszuſtehen gehabt, wenn ſie ſich am ſicherſten
aben. Hierin beſteht das Kunſtſtück der tragiſchen
daß ſie uns das Unglück der Könige und Großen
um uns zu zeigen, daß uns nicht weniger dergleichen
größere Übel widerfahren können". Dieſe Anmerkung
auf die Meinung, daß wir bei der Vorſtellung ei-
ſpiels für uns ſelbſt fürchten, für uns ſelbſt erſchre-
n man hat dieſes ſchon ſehr oft und gründlich wi-
an hat gezeigt, daß die Furcht und das Schrecken,
in einem Trauerſpiele empfinden, bloß aus Mitleiden
und daß wir in dieſem Augenblicke allzu viel für

STANFORD LIBRARIES

Aus eben diesem Grunde bedarf die Erklärung, die unser Verf. S. 311. von dem Mitleiden giebt, einer Verbesserung. Er sagt allda nach dem Aristoteles, daß das Unglück, welches uns bei andern Menschen zum Mitleiden bewegen soll, so beschaffen seyn müsse, daß wir es auch für uns selbst fürchten können; wir möchten übrigens schon einst dergleichen ausgestanden haben, oder einsehen, daß es uns zustoßen könnte. Nichts ist unnöthiger als dieses; und die tägliche Erfahrung lehrt, daß wir bei der Erblickung eines Elenden von Mitleiden eingenommen werden, gesetzt auch, sein Unglück wäre so beschaffen, daß es uns selbst niemals treffen könne. Wer vergießt nicht Thränen über den Unstern des Ödip? obgleich die wenigsten Menschen in Gefahr sind, ihre Mutter zu heirathen und ihren Vater zu tödten. Wer bedauert nicht einen Agamemnon, wenn er auch überzeugt ist, daß die Götter niemals von ihm fordern werden, seine Tochter ihnen zum Opfer zu bringen?

Es ist wahr, wir sind gewohnt, uns bei der Erblickung eines Elenden in seine Stelle zu versetzen, um in der Einbildung sein ganzes Unglück recht zu fühlen. Hieraus aber folgt keinesweges, daß die unangenehme Empfindung, die wir dabei haben, aus irgend einer Furcht entspringen sollte. Nein! wir fürchten nichts für uns; aber wir nehmen so viel Antheil an dem Schicksale eines Unglücklichen, der unser Mitleiden erregt, daß es uns leicht wird, uns selbst in der Einbildung in seine Umstände zu versetzen und mit ihm zu leiden. Daher sind Leute, die entweder äußerst glücklich oder äußerst unglücklich sind, wie Aristoteles bemerkt, am wenigsten zum Mitleiden aufgelegt. Jene können sich nicht leicht in Anderer Umstände versetzen, diese aber finden, daß das Schicksal Anderer gegen das ihrige noch erträglich sei, und folglich kein sonderliches Mitleiden verdiene. Hingegen pflegen diejenigen sehr zum Mitleiden geneigt zu seyn, die sonst vieles ausgestanden und sich jetzt in bessern Umständen befinden; wie Dido beim Virgil sagt:

Non ignara mali, miseris succurrere disco.
Aen. Lib. I.

Alle diese Beispiele beweisen also nichts weniger, als was unser Verf. S. 313. dadurch zu beweisen glaubt, daß nämlich kein Übel unser Mitleiden erregt, wenn es nicht einst uns selbst zustoßen und in solcher Absicht von uns gefürchtet werden könne.

Übrigens sind die Beispiele, die der Verf. zur Erläuterung

dieser philosophischen Materien hinzugethan, mit sehr viel Beurtheilungskraft gewählt; und es ist zu bedauern, daß die Poesien vornehmlich, deren eine große Menge angeführt werden, wie wir schon bemerkt, in der deutschen Übersetzung fast aller ihrer Schönheiten beraubt worden sind. Vielleicht hätte der Übersetzer besser gethan, wenn er die Exempel alle bloß in Prosa übersetzt hätte.

Von allen Leidenschaften und von ihren Wirkungen hat der Verf. Beispiele bei den Poeten gefunden, welche die Grundsätze des Aristoteles bestätigen; den Neid ausgenommen, als von welchem er S. 340. gesteht, daß er seines Wissens noch nicht auf die Schaubühne gebracht sei. „Die Fürsten", sagt er, „die „auf der Bühne vorkommen, besitzen Ehrgeiz, wie Eteokles und „Polynices, oder Eifersucht und ein lebhaftes, auffahrendes Wesen, wie Britannicus und Nero; der Neid aber muß vermuthlich für die Majestät des Trauerspiels zu niedrig seyn; oder „man sucht ihn zu verbergen und die Beweggründe zu veredeln, „um die Zärtlichkeit der Zuschauer nicht zu beleidigen".

S. 341. bis am Ende des 3. Buches handelt er von den Sitten und Charakteren, welche aus der Verschiedenheit des Alters und des Standes entspringen. Diese Materie ist so wichtig, und für Dichter, Redner und Weltweise so unentbehrlich, daß wir uns etwas länger dabei aufhalten, und einen umständlichen Auszug daraus liefern wollen *). — —

Die übrigen Abschnitte, von den Sitten der Reichen, der adeligen und der vornehmen Leute, enthalten keine so wichtige und philosophische Anmerkungen, daher wir sie mit Stillschweigen übergehen.

Fortsetzung.

(aus der Bibl. der schönen Wiss. und der fr. K. Bd. 3. Stück 1. 1758. S. 29—56.)

Das fünfte Buch: von der Schreibart und von den Zierrathen einer Rede, und das sechste: von der äußerlichen Beredsamkeit, oder von der Action des Redners, scheinen uns einen etwas umständlichen Auszug zu verdienen. Die deutsche prosaische Schreibart ist seit einiger Zeit ziemlich aus der Art geschlagen.

*) Der Herausgeber unterdrückt diesen Auszug.

Man scheint die ersten Gründe der vollstimmigen und dennoch fließenden Periode des oratorischen Numerus und der Harmonie der prosaischen Schreibart vergessen zu haben. Einige haben ihre Ohren an Übersetzungen aus dem Engländischen verwöhnt, und liefern uns in ursprünglich deutschen prosaischen Schriften solche holprige Perioden, daß man schwören sollte, es wären übersetzte englándische Verse. Andere haben lauter zerstümmelte Hexameter in ihrer Prosa, dabei noch überdem ein jedes Hauptwort ein oder zwei vielsylbige Beiwörter nachschleppt, wodurch die Periode überaus ängstlich einhergeht, und endlich ekelhaft wird. Aus einem entgegengesetzten Fehler verlieben sich Andere in den stile coupé der Franzosen. Daher zerstückeln sie alles in kurze Perioden, alle von gleicher Länge, und scheinen mit kleinen Kinderschritten eine große Laufbahn durcheilen zu wollen *). Von Seiten der äußerlichen Beredsamkeit hat sich Deutschland unstreitig nicht viel zu schmeicheln, so lange sich das Theater in einem so schlechten Zustande befindet. Der Redner muß dem Schauspieler zwar keine Gestus abborgen, sagt Cicero; indessen wird er doch die wahre und äußerliche Beredsamkeit schwerlich erlangen, wenn er nicht die Schaubühne fleißig besucht. Wir müssen uns also indessen mit den Anmerkungen begnügen, die von unsern Nachbaren, bei denen die Schaubühne im Flor ist, gemacht worden sind, bis günstigere Umstände dem deutschen Theater aufhelfen.

Das dritte Hauptstück handelt von der Form der Schreibart; in dem ersten Abschnitte von der Wahl, und in dem zweiten von der Harmonie und Ordnung der Worte **). „Der Abt d'Olivet

*) Die Beweise von dieser Anklage dürfen wir wohl nicht anführen; sie liegen leider der Welt häufig genug vor Augen. Inzwischen wollen wir zwei ganz neuerliche Beispiele der beiden äußersten Grade in der verdorbenen Schreibart nennen; nämlich von einer weitschweifigen und auf Stelzen einhergehenden Schreibart die „Schilderungen aus dem Reiche der Natur und der Sittenlehre"; und von dem Gegentheil, von einer kurz abgeschnittenen und kindisch gezwungenen Schreibart, gewisse „Briefe an die Kristen", deren Denkungsart öfters eben so seltsam ist, als die Orthographie und Schreibart. Ist es doch, als wenn die Deutschen allenthalben das Natürliche verlassen wollten, um nach geschminkten Schönheiten oder nach Flittergold zu laufen!

**) Der Herausgeber unterdrückt hier wieder einen längeren Auszug.

vet"*), sagt der Verf., „erklärt den oratorischen Numerus „durch: eine Art von Modulation, die sowohl aus der Quan„tität der Sylben, als aus der Beschaffenheit und aus der Ord„nung der Worte entspringt". (Worin ist dieser aber eigentlich von dem poetischen Numerus unterschieden? Hätte der Hr. d'Olivet diesen Unterschied nicht mit in die Erklärung bringen sollen?)

„Die erste Ursache der Modulation", fährt er fort, „liegt „in der Quantität der Sylben, aus welchen eine gewisse Redens„art zusammengesetzt ist. Man muß die langen und kurzen „Sylben nicht ohne Wahl durch einander werfen, sondern sie „dergestalt ordnen, daß sie dem Ohr ein Wohlgefallen erwecken, „indem sie das Aussprechen bald beschleunigen, bald aufhalten." Unser Verf. bemerkt hier, daß sich diese Regel mehr auf die todten, als auf die lebenden Sprachen bezieht, weil die Quantität der Sylben in den letztern nicht so bestimmt ist. Wir haben nicht nöthig zu erinnern, daß sich dieses mit weit wenigerm Rechte von der deutschen als von der französischen Sprache sagen läßt. Ob übrigens die Anmerkung richtig ist, die unser Verf. macht: daß, überhaupt zu reden, die Worte, welche aus kurzen Sylben bestehen, mehr Feuer und Heftigkeit haben, die aber aus langen Sylben bestehen, annehmlicher und majestätischer sind; können wir hier nicht untersuchen.

„Ferner muß man in Ansehung der Beschaffenheit der „Worte bemerken, ob sie einen starken oder schwachen, langsamen „oder schnellen, rauhen oder gelinden Schall erfordern. Es „trägt viel zur Harmonie bei, wenn man alle diese Gattungen „gehörig zu versetzen weiß. Der rauheste Ton kann in der Zu„sammensetzung gemildert, und der schwächste stärker gemacht „werden.

„Endlich giebt er (d'Olivet) die Ordnung der Worte für „die letzte Ursache des Wohlklanges an. Man muß öfters Worte „und sogar ganze Glieder einer Redensart versetzen, nicht nur „um deutlicher und nachdrücklicher zu werden, sondern auch nicht „selten des Wohlklangs halber".

Hieraus glaubt unser Verf. folgern zu können: „daß der „Wohlklang in einem richtigen Verhältniß der Theile einer jeden

*) Prosodie françoise p. 125.

„Redensart und der Redensarten gegen einander beſtehe, vermöge „welcher dem Ohr kein Ausdruck durch ſeine Kürze verſchwindet „oder durch ſeine Länge beſchwerlich fällt. Die Ohren, ſagt „Cicero, oder das Gemüth, dem die Ohren die Töne überbrin„gen, beſitzt, ſo zu ſagen, ein natürliches Vermögen, die Worte „abzumeſſen. Es tadelt die Worte, die allzu lang oder allzu „kurz ſind, und erwartet jederzeit etwas vollkommenes und abge„meſſenes. Es bemerkt, wo etwas verſtümmelt oder abgekürzt „iſt; und wird darüber beleidigt, als wenn ihm etwas vorenthalten „worden wäre. Das Überflüſſige und allzu Gedehnte hinge„gen iſt ihm deſto unerträglicher, je mehr es uns auch außer „einer Rede nicht anders als mißfallen kann, wo etwas die ge„hörigen Gränzen überſchreitet".

Nach einigen Beiſpielen, die unſer Verf. aus dem Cicero anführt, kömmt er endlich auf ſeine Mutterſprache, und bemerkt, daß die ſicherſten Beobachtungen, die man hierüber gemacht, in folgenden beſtehen. „Man vermeide das Anſtoßen der End- und „Anfangsſylben; die häufigen Mitlauter, dadurch der Styl hart „wird; die Verknüpfung der rauhen Worte, die unangenehm „auszuſprechen ſind und daher auch dem Ohre beſchwerlich fallen; „die übel angebrachten Pauſen, die ſchlecht ausgetheilten Ruhe„punkte, den Reim, das poetiſche Sylbenmaaß, und noch weit „mehr die vollſtändigen Verſe. Auch iſt es ein Fehler, wenn „man eben die Worte, eben die Partikeln, eben die Endungen „allzu oft" (unſer Verf. ſagt ſogar, vielleicht aus einer allzu weit getriebenen Delicateſſe: „eben dieſelben Buchſtaben") „wiederholt. „Endlich hat man ſich auch in einer proſaiſchen Rede vor allzu „langen und zu oft wiederholten Parentheſen zu hüten, ſo wie „vor Verdrehung und Verſetzung der Conſtruction, vor abgekürz„ten Redensarten und vor einer gleichſam kleingehackten Schreib„art". (Man könnte für uns Deutſche hinzuſetzen: vor allzu langen und zu geſuchten Beiwörtern, vor ausländiſchen Conſtructionen, vor einem gewiſſen köſtlichen und pomphaften Weſen, dadurch die Periode ſo ſchwerfällig einherrauſcht; vor der Begierde, die kleinſten Dinge zu umſchreiben, zu erweitern und gleichſam aufzublaſen; ſo wie vor unzähligen anderen Fehlern, davon wirklich nur einige Lichter von der erſten Größe befreit ſind.) Der Verf. führt hierauf einige Beiſpiele aus dem Fléchier und dem Boſſuet an, die wir übergehen.

Dritter Abschnitt, von der Periode. — —*)

„Die Periode muß sich mit dem Verstande der Worte „schließen. Wenn sie unterbrochen ist, so verursacht sie Dunkel„heit und Zweideutigkeit." Dieses findet nach unsers Verf. Meinung mehr in der griechischen und lateinischen, als in der französischen Sprache statt, weil die Worte in den ersten beiden Sprachen mit mehr Freiheit versetzt werden können, und daher weit mehr der Zweideutigkeit ausgesetzt sind.

Der Verf. hätte hier den Nutzen der unterbrochenen und abgekürzten Perioden berühren sollen. Sie haben einen besondern Nachdruck, wenn sie sparsam und mit Verstand angebracht werden, und erheben auch die Schönheit der übrigen runden und vollstimmigen Perioden, wie wir bereits bei einer andern Gelegenheit erinnert haben. Der Verf. fährt fort: — —**). „Ein merk„licher Unterschied zwischen den Gliedern und den Absätzen ist, „daß die letztern öfters gar kein Zeitwort, die erstern aber allezeit „wenigstens eines in sich schließen." (Vielleicht ließe sich der Unterschied mit mehrerer Bestimmung angeben, wenn man annähme, eine jede Periode sei aus verschiedenen Sätzen zusammengesetzt, deren einige das Subject, andere aber das Prädicat ausmachen. Alle die Bestimmungen des Subjects oder des Prädicats also, die für sich betrachtet wiederum vollständige Sätze sind, und ihr besonderes Subject sowohl als Prädicat haben, sind Glieder; wo nicht, so sind sie bloße Absätze, die nur als Bestimmungen eines andern Satzes einen Sinn haben. Wir werden nicht nöthig haben, dieses durch Beispiele zu erläutern.)

Unser Verf. spricht mit Recht allen einfachen Sätzen den Namen der Periode ab. Eine Periode, behauptet er, muß eine gewisse Länge, eine gewisse Harmonie haben, und daher aus verschiedenen Theilen bestehen, die Anfangs einen unvollkommenen, zuletzt aber einen vollständigen Sinn ausmachen. Der einfache Satz: „die Macht kann alles besiegen", sagt er, „ist keine Periode, aber Cicero macht eine daraus. Er sagt***): „Keine Macht, keine Menge ist so groß, die nicht durch das

---

*) Wir lassen etwas ausfallen. Der Herausg.

**) Eine gleiche Lücke. Der Herausg.

***) Nulla enim est tanta vis, tanta copia, quae non ferro ac viribus debilitari frangique possit (Orat. pro M. Marcello). Unser

„Schwerdt oder durch Gewalt geſchwächt und beſiegt werden „kann".

„Eine jede Periode alſo muß zuſammengeſetzt ſeyn. Einige „beſtehen aus zwei, drei, vier, und ſogar aus fünf oder ſechs „Gliedern. Von mehr als ſechs Gliedern hat man wenig Bei„ſpiele. Sie würden zu lang und zu ſchwer auszuſprechen ſeyn". Der Verf. führt von jeder Art ein Beiſpiel aus einem Redner an. „Endlich", fährt er fort, „unterſcheiden die Lehrer der Be„redſamkeit noch eine beſondere Art der Periode, in welcher ſich „die Glieder entgegengeſetzt ſind, und die Gedanken einen noch „ſtärkern Contraſt gegen einander machen als die Worte" (warum nennt er ſie nicht bei ihrem Namen Antitheſe?); „z. B.: „das unheilige Rom *) würde ihm unter der Regierung „Cäſars Bildſäulen errichtet haben, und auch das heilige Rom „findet etwas bewundernswürdiges an ihm" u. ſ. w. „ſo „wie er (Roſcius **)) durch die Vortrefflichkeit ſeiner Kunſt am „würdigſten iſt, die Schaubühne zu beſteigen, eben ſo ſehr ver„dient er durch ſeine Rechtſchaffenheit, auf dem Rathhauſe zu „ſitzen".

„Die Perioden ſchicken ſich vornehmlich für den Eingang, „für die Erweiterung und für den Beſchluß. Die abgekürzte „Schreibart iſt der periodiſchen entgegengeſetzt, und ſchickt ſich „beſſer zur Erzählung. Jene iſt edler, anhaltender und harmo„niſcher; dieſe leichter und lebhafter. Die Kunſt des Redners „beſteht darin, ſie mit einander abwechſeln zu laſſen, und eine „durch die andere mit Verſtande zu unterſtützen".

Wir übergehen das fünfte Hauptſtück, von den Figuren, und eilen zu dem ſechſten und letzten Buche: von der äußerlichen Beredſamkeit oder von der Action des Redners.

Nach einigen Betrachtungen über die Nutzbarkeit dieſer Kunſt u. a. ***) ſagt der Hr. Verf.: „Der Grundſatz, die Natur „müſſe uns den Ton zur Declamation angeben, bedarf, ſo

---

Verfaſſer hat dieſe Stelle, ſo wie viele andere aus dem Lateiniſchen, ziemlich ungewiſſenhaft überſetzt. Wir haben uns bemüht, der Urſchrift getreuer zu bleiben als er.

*) Mascaron Or. funèbre de Turenne.

**) Cicero Orat. pro Q. Roscio.

***) Wir unterdrücken einen längeren Auszug. Der Herausg.

„richtig er auch ist, noch einiger Erläuterung. Die Natur allein „ist öfters eine betrügliche Führerinn; sie verirrt sich öfters, und „die Kunst muß sie zurecht weisen. Ein Mensch kann die beste „natürliche Anlage zur Declamation haben, und dennoch ein sehr „mittelmäßiger Redner seyn, wenn er bloß die unbearbeitete Natur „zu Rathe zieht *) und die Regeln verabsäumt.

„Wenn man nur etwas über die Sprache der Leidenschaften „nachdenkt, so wird man bemerken, daß die Natur den Aus„bruch des Affects öfters übertreibt. Die Umstände können bei „einem aufgebrachten Gemüthe öfters eine Action rechtfertigen, die „man als unanständig verdammen muß, wenn man sie wieder „gefaßt hat. Vielleicht haben die alten Redner ihre Rede da„durch so heftig und lebhaft gemacht, daß sie die Bewegungen „der Natur allzu getreu nachgeahmt Sie stampften mit den „Füßen, sie schlugen sich vor die Stirn". Der Verf. glaubt, man würde in neuern Zeiten den Redner mit Recht tadeln, welcher eine Person aus dem Rathe zu vertheidigen hatte, und ihr die Kleider aufriß, um den Richtern die Wunden zu zeigen, die sie im Dienste der Republik bekommen. Cicero fragt von eben diesem Redner: quod enim ornamentum, quae vis, qui animus, quae dignitas illi oratori defuit? Wenn nun unser Verf. hierin nicht ein wenig à la françoise urtheilt; so mag der Unterschied daher kommen, daß die Alten geredet haben, um zu bewegen, die Neuern aber bloß, um zu gefallen, reden. Gesetzt es hätte ein neuerer Redner den unglücklichen Byng vor einem Kriegsgerichte zu vertheidigen gehabt; würde man ihn mit Grunde haben tadeln können, wenn er sich der Freiheit jenes römischen Redners bedient hätte, den Verdacht der Treulosigkeit mit desto mehrerem Nachdruck von dem Angeklagten abzuwenden? — Der Verf. sagt weiter an einer Stelle **): „die Gestus müssen von den Ellbogen und nicht von den Schultern ihren Anfang neh-

*) Uns fällt hierbei eine Stelle aus dem Longin ein, worin derselbe diesen Gedanken sehr sinnreich ausführt. So wie Demosthenes, sagt er, von dem menschlichen Leben spricht: das größte Gut sei die Glückseligkeit; das andere aber, welches dem ersten nichts nachgiebt, bestehe in der Klugheit, sich in sein Glück zu schicken; und wo dieses fehle, da sei das erstere nichts nütze; eben also können wir von der Beredsamkeit sagen, die Natur diene statt des Glücks, und die Kunst statt der Klugheit. (Longin, vom Erhabenen, Abth. 2.)

**) Das Vorhergehende ist hier weggelassen worden.

Der Herausg.

men" u. ſ. w. Dieſe Regel, welche ſo ſehr vernachläſſigt wird, hat auch ſogar in der Tanzkunſt ihre Richtigkeit, in welcher doch die Bewegungen weit markirter ſind, als die Bewegungen eines Redners ſeyn müſſen. In dem Zeichen, womit der ſinnreiche Feuillet die Führung der Arme des Tänzers bezeichnet, bleibt bei allen Veränderungen, welche dem Unterarme und der Hand vorgeſchrieben werden, das Zeichen des Oberarms von der Achſel bis zum Ellenbogen immer einerlei, nämlich ein gerader Strich (—); die wenigen Fälle ausgenommen, da man den ganzen Arm in einer Art von krummen Linie aufhebt, welche Bewegung aber der Redner nicht leicht brauchen wird. S. deſſelben Choréographie ou Art d'écrire la Danse n. 779. u. flgd. *)

Der Verf. verwundert ſich (S. 262.), daß man unter den Leuten von guter Erziehung, die ſonſt viele gute Eigenſchaften beſitzen, dennoch ſo wenige findet, die mit Geſchmack und Empfindung leſen. Noch mehr aber befremdet es ihn, daß die Gelehrten ſelbſt ſelten die Gabe beſitzen, ihre eigenen Schriften recht vorleſen zu können. Sollten ſie wohl in einer Sache nachläſſig ſeyn, deren Verabſäumung ihren Schriften einen großen Theil von ihrem Werthe entzieht und der Gelehrſamkeit überhaupt eben nicht rühmlich iſt? Wir wiſſen nicht, warum uns dieſes von einem Schriftſteller mehr befremden ſollte, als von manchem Componiſten, der die vortrefflichſten Stücke ſetzen, aber nicht ſo gut vortragen kann, als ein Anderer, der vielleicht von der Setzkunſt wenig verſteht. Die Bachs und die Händels ſind ſelten, bei welchen die Natur beide Talente in einem gleich vortrefflichen Grade vereinigt hat; warum ſollen es nicht auch die Racines, Molières und Voltaires ſeyn? Schreiben und Vorleſen ſind eben ſo verſchiedene Gaben, und erfordern eben ſo verſchiedene Übungen und Fertigkeiten, als Componiren und Vortragen. Wenn es aber auf die Beurtheilung des guten Vortrags ankömmt, ſo wird gewiß der gute Schriftſteller nicht weniger als der gute Componiſt das Orakel ſeyn, welches der Ausübende bei zweifelhaften Stellen befragen muß. — Die Regeln, welche der Verf. dem Vorleſer giebt, ſind folgende. „Man gewöhne ſich, die Worte rein und deutlich auszuſprechen, „und verändere den Ton, ſo oft es nöthig iſt, um die verdrießliche

*) Hiernach fehlt wieder ein Stück des Auszuges.

Der Herausg.

„Monotonie zu vermeiden. Die Aussprache sei weder schnell „noch gezerrt, sondern gemäßigt. Man muß sich auch mit der „Stimme nach dem Orte richten, in welchem man liest. In „freier Luft und vor einer großen Versammlung muß man die „Stimme mehr anstrengen, als in einem verschlossenen Ort und „vor wenig Zuhörern. Verschiedene Materien erfordern einen „verschiedenen Ton, der bald gesetzt, bald flüchtig, bald betrübt, „bald lustig, fließend oder unterbrochen, lebhaft oder gemäßigt „seyn muß. Vom Anfange der Periode bis zum Mittel muß „die Stimme sich allmälig erheben, und von da bis zum Schlusse „in eben der Proportion wieder sinken. Die Fragen, Verwun„derungen und Ausrufungen müssen sich durch schärfere und höhere „Töne ausnehmen. Die Beobachtung des Accents, der rauhen „und gelinden Aspiration, der langen und kurzen Sylben, der „fließenden Verbindung der Consonanten mit den Vocalen u. s. w. „trägt sehr viel dazu bei, das Lesen angenehm und wohlklin„gend zu machen. — Beim Vorlesen der Verse begehen Einige „gemeiniglich den Fehler, daß sie entweder singen oder mono„tonisch ablesen. Man wird diese beiden Unschicklichkeiten aber „vermeiden lernen, wenn man genau auf den Sinn Achtung „giebt und die Pronunciation nach den Gedanken einrichtet; aber „nicht bei jedem Halbverse absetzt, und auch beim Reime nicht „eher schließt, als wenn der Gedanke sich endigt. Auf solche „Weise wird man sich die leichte und natürliche Declamation „angewöhnen, durch welche man gleich unterscheiden kann, ob „der Vorleser Einsicht hat, und zum Herzen sowohl als zu dem „Verstande redet, oder ob er kaum zu den Ohren zu reden im „Stande ist". Wenn alle diese Vorschriften schon nicht hinreichend sind, einen guten Vorleser der schönen und geistreichen Schriften zu bilden; so kann man wenigstens daraus ersehen, wie viel Fleiß, Übung und Nachsinnen es erfordert, wenn man dem Ohre des Kenners genugthun will. Nichts verhindert den Fortgang in einer Kunst so sehr, als wenn man sie für gar zu leicht hält, und glaubt, man könne ohne Mühe darin vollkommen werden.

Es gereut uns nicht, daß wir uns so lange bei diesem Werke aufgehalten haben, welches die größesten Lobsprüche verdient, und welches wir recht in den Händen aller jungen Schriftsteller zu sehen wünschten.

Vier Bücher Äsopischer Fabeln von M. G. Lichtwern,

K. Pr. Regierungsr. u. s. w. Zweyte Auflage, mit einem Anhange. Berlin, bey G. A. Lange 1758. 200 Seiten in gr. 8.

(aus der Bibl. der schönen Wiss. und der fr. K. Bd. 3. Stück 1. 1758. S. 57—73.)

Diese vier Bücher äsopischer Fabeln sind bereits vor verschiedenen Jahren in Leipzig gedruckt, aber nicht so bekannt geworden, als sie es verdient hätten. Sie sind unter der Menge mittelmäßiger Fabeln verborgen geblieben, womit Deutschland überhäuft ist; und beinahe der einzige Kunstrichter, welcher sie daraus hervorgezogen hat, ist der beliebte Übersetzer der Einleitung des Herrn Batteux zu den schönen Wissenschaften. Dieser sagt *) von den gegenwärtigen Fabeln: „man findet darinn mehrentheils „eine nachdrückliche Kürze, eine vortreffliche und mannigfaltige „Moral, schöne und nicht geborgte Erfindungen, viel Phädrische „Zierlichkeit und la Fontainische Lustigkeit". Wir stimmen diesem Lobe, welches wir für die Verdienste des Herrn R. R. Lichtwer gar nicht für übertrieben halten, auf der einen Seite von ganzem Herzen bei; wir bedauern aber nur, daß wir zu gleicher Zeit unsern Lesern nicht verhehlen können, daß man in sehr vielen Fabeln unsers Dichters eine unangenehme Länge, eine gemeine Moral, und ein niedrig possierliches Wesen finde, welches von der edlen la Fontainischen Lustigkeit eben so sehr entfernt ist als von der Phädrischen Zierlichkeit. Denn wenn Hr. L. in einigen seiner Fabeln nachdrücklich, edel und sogar erhaben, in andern unnachahmlich und meisterhaft lustig ist; so findet man auch einige, in welchen er, ehe man sich es versieht, ganz unglücklicher Weise bis zu der Niedrigkeit eines Stoppe herunterssinkt. Er verräth sodann die elende G** Schule, aus der er gekommen ist, und wird allen Lesern von Geschmack verächtlich. Wir haben dieses um so viel weniger verbergen können, da der Hr. Verf. nicht, wie man wohl hätte erwarten können, bei dieser

*) S. 314. des ersten Bandes.

neuen Auflage viele offenbar anstößige Stellen geändert, und die schlechten Fabeln ausgemerzt hat, welche um seines eigenen Ruhmes willen nicht da stehen sollten. Denn ohne diese schlechten Stücke würde er unstreitig unter die größten Dichter Deutschlands müssen gezählt werden; jetzt aber halten diejenigen ihr Urtheil noch etwas zurück, welche gewohnt sind, das eigentliche Verdienst eines Schriftstellers nach allen seinen Schriften zusammengenommen zu beurtheilen.

Wir gestehen, daß diese Art, einen Dichter zu beurtheilen, nicht die billigste sei. Man zeigt eben nicht den besten Geschmack, wenn man einen Dichter verwirft, der große Schönheiten und auch große Fehler hat, um ihm einen mittelmäßigen Kopf vorzuziehen, der in allen seinen Stücken leidlich, und niemals schlecht, auch niemals vortrefflich wird. Indessen gereicht es doch immer dem Dichter zu einem größern Ruhme, wenn er seine ungerathenen Geburten verläugnet, und nur diejenigen erkennt, die seiner würdig sind.

Unsere Leser sollen das Vergnügen haben, selbst zu urtheilen. Wir wollen Muster von erhabnern, von lustigen, von mittelmäßigen und von schlechten Fabeln anführen. Die Wahl wird nicht leicht seyn; denn man trifft von allen diesen Gattungen verschiedene an, die sich einander den Vorzug streitig machen.

Die VI. Fabel des 2ten Buchs.

Der Hänfling.

Ein Hänfling, den der erste Flug
Aus seiner Ältern Neste trug,
Hub an die Wälder zu beschauen,
Und kriegte Lust sich anzubauen.
Ein edler Trieb; denn eigner Heerd
Ist, sagt das Sprichwort, Goldes werth.

Die stolze Gluth der jungen Brust
Macht ihm zu einem Eichbaum Lust.
Hier wohn' ich, sprach er, wie ein König;
Dergleichen Nester giebt es wenig!
Kaum stund das Nest, so ward's verheert,
Und durch den Donnerstral verzehrt.

Es war ein Glück bey der Gefahr,
Daß unser Hänfling auswärts war,

Er kam, nachdem es ausgewittert,
Und fand die Eiche halb zersplittert,
Da sah er mit Bestürzung ein,
Er könne hier nicht sicher seyn.

Mit umgekehrtem Eigensinn
Begab er sich zur Erde hin,
Und baut' in niedriges Gesträuche;
So scheu macht' ihn der Fall der Eiche.
Doch Staub und Wärme zwangen ihn,
Zum andernmale wegzuziehn.

Da baut' er sich das dritte Haus,
Und las ein dunkles Büschgen aus,
Wo er den Wolken nicht so nahe,
Doch nicht die Erde vor sich sahe;
Ein Ort, der in der Ruhe liegt,
Da lebt er noch, und lebt vergnügt.

Es wird nicht nöthig seyn, die Moral anzuführen, die der Dichter aus dieser Fabel zieht. Sie scheint aus der ganzen Geschichte, wie der Grund eines klaren Flusses, hindurch. Setzet statt des Hänflings einen jungen Menschen, der Verdienste hat, statt des Eichbaums die hohen Ehrenstellen, und statt des niedern Gesträuchs die Einsamkeit und die Verläugnung der Welt, in welche sich dieser junge Mensch „mit umgekehrtem Eigensinn" begiebt, nachdem ihm einige Versuche mißlungen; so leset ihr die Geschichte eures Nebenmenschen, und vielleicht eure eigene. — Der Vortrag ist kurz, edel und doch natürlich. Jeder Vers hält die strengste Kritik aus. Die Fabel würde einem Gellert Ehre machen.

Die XV. Fabel des 4. Buchs.

Die Wespe und der Knabe.

Eine kühne Wespe stach
Hänschen, als es Äpfel brach,
In die Hand, daß alles krachte.
Hänschen, das erbärmlich schrie,
War so glücklich, daß es sie
Auf der Flucht noch feste machte.

Gnade! rief die Thäterinn,
Weil ich gar nicht strafbar bin;

Willst du Blutschuld auf dich laden?
Meinen Stachel, der dich kränkt,
Hat mir die Natur geschenkt,
Und ich muß gezwungen schaden.

Mußt du? fragt der kleine Mann.
Ja, da ich's nicht ändern kann.
Eben drum, versetzt der Knabe,
Weil es dir unmöglich fällt,
Schaff' ich dich auch aus der Welt,
Daß man Friede für dir habe.

ımet hier den tadelhaften Ausdruck „daß alles krachte" weg, ist die Fabel ein Meisterstück. Die Erfindung ist eine der klichsten. Die Wespe, der die Natur den Stachel, so wie Tyrannen die Macht, gegeben, wird jetzt vor Gericht gezogen.

Gnade! ruft die Thäterinn,
Weil ich gar nicht strafbar bin;
Willst du Blutschuld auf dich laden?

e lebhaft, wie pathetisch sucht sie, ehe sie ihre vermeinte Entldigung vorbringt, den erzürnten Richter auf ihre Vorstelzen aufmerksam zu machen! „willst du Blutschuld auf dich n?" Der Beleidigte läßt ihr Zeit, sich zu vertheidigen. Er begierig, was sie vorbringen werde. Sie sagt:

Meinen Stachel, der dich kränkt,
Hat mir die Natur geschenkt;
Und ich muß gezwungen schaden.

che gedrungene Kürze! welcher Nachdruck! Die Entschuldigung innreich, aber sie scheint gegründet. Der Knabe selbst scheint gen.

Mußt du? fragt der kleine Mann
Ja, da ich's nicht ändern kann.

Knoten ist geschürzt. Wir sind nun voller Erwartung, der kleine Mann für ein Urtheil sprechen werde. Und was kann gründlicher, lehrreicher und zugleich scharfsinniger , als die Antwort: „eben drum" u. s. w.?

Man sagt, Shakespear habe für die erdichteten Charaktere Hexen und Geister auch eine solche Sprache erdichtet, die dem Begriffe völlig übereinstimme, den wir uns von ihnen hen. Kann man dieses nicht mit Grunde auch von folgenbeiden Strophen behaupten?

O Fotis! lebe wohl, ich sterbe!
Mein Schatz ist dieses Zauberbuch,
Das ist mein Gut, du bist der Erbe,
Du bist es ohne Widerspruch.
Nimm es und lis, die Welt wird zittern,
Der Abgrund fliehn, die Himmel wittern:
Sprach Pamphile, die Zauberinn,
Zu ihrer Magd, und fuhr dahin.

Die Fotis nahm die Zauberschriften,
Und ward dadurch recht fürchterlich;
Sie rief die Leichen aus den Grüften,
Sie trieb die Ströme hinter sich:
Durch ihren Spruch versetzt sie Berge, u. s. w.

Will man eine philosophische Wahrheit in eine Fabel eingekleidet? Hier ist eine.

Die XVII. Fabel des 1. Buchs.

Phöbus und sein Sohn.

Der Mond trat zwischen Sonn' und Erde,
Sein Schatten deckte Wald und Gras,
Und auch die Trift, wo bey der Heerde
Ein Hirt und Sohn des Phöbus saß.

Der Hirte rief voll Furcht und Zagen:
Mein Vater, du verlierst den Schein;
Wie kann der heitern Gottheit Wagen
Des Lichtes Quell, und dunkel seyn?

Du irrst, sprach Phöbus, deine Hürden
Sind bloß der Ort, der dunkel ist.
Du suchst mir Fehler aufzubürden,
Womit du selbst umnebelt bist.

* * *

Zwischen Gott und unsern Sinnen
Steht die Menschheit mitten innen,
Und verbirgt vor uns sein Licht.
Wir sind dunkel und Gott nicht.

Die dritte Fabel des 2. Buches ist eines eben so erhabenen Inhalts.

Außer diesen sind unter andern die 1. 3. 6. 7. 13. des ersten Buches; die 2. 7. 8. 9. 14. und 24. des zweiten Buches; die 1. 2. 6. 14. 16. 17. 19. des dritten; die 3. 6. 9. 14.

22. des vierten Buchs sehr schöne Fabeln; darunter einige nicht von allem Tadel frei sind, aber dennoch dem Dichter Ehre bringen; die übrigen derselben aber sind so vortrefflich, daß sie den berühmtesten Fabeln eines Gellert an die Seite zu setzen sind. Wir wollen indessen fortfahren, auch einige tadelhafte und einige ganz schlechte Fabeln anzuführen.

Die XVIII. Fabel des 1. Buchs.

Der Riese und der Zwerg.

Es traf auf seinem Gange
Ein Ries' ein Zwerglein an,
Und sprach: ich suchte lange
So was für meinen Zahn.

Dieß soll zu Fingerlecken,
So wahr ich fromm und keusch,
Auch ohne Tunke schmecken,
Denn es ist frisches Fleisch.

Er fieng den Zwerg so leichte,
Als Doris sonst ein Thier.
Der Zwerg schrie, daß er keichte:
Was willst du denn von mir?

Du sollst, so mußt' er hören,
Nach meinem Magen gehn.
So! sprach der Zwerg, der Ehren
Hätt' ich mich nicht versehn.

Doch eh' ich armer Knabe
Dein Abendessen sey;
So stelle mir zur Gabe
Nur eine Bitte frey.

Und schwör, sie zu erfüllen.
Er schwört; der Kleine spricht:
So höre meinen Willen;
Ich bitte, friß mich nicht.

Der Zwerg gieng schon zurücke
Und eilte durch das Land,
Als er an dem Genicke
Des Riesen Faust empfand.

Ach! schrie er, Wald und Wiese,
Ihr Zeugen meiner Noth!
Hier schwur mir dieser Riese,
Hier giebt er mir den Tod.

Der Rief', ein ſchlimmer Spötter,
Sprach: das bin ich gewohnt;
Der fürchtet keine Götter,
Der keines Menſchen ſchont.

Die Erfindung iſt vortrefflich, und macht der berühmten Fabel des Phädrus von dem Wolf und dem Schafe faſt den Vorzug ſtreitig. Die nichts verſchonende Gewaltthätigkeit des Mächtigen wird in beiden Apologen auf das lebhafteſte geſchildert. Der Charakter des Rieſen und des Zwerges ſtechen hier eben ſo ſchön gegen einander ab, als dort der des Wolfs und des Schafs, außer, daß das Schaf gewiſſermaßen unſchuldiger iſt, als hier das Zwerglein, welches durch eine Liſt zu entkommen ſucht. Die Kataſtrophe iſt in beiden blutig, und die Fabel einem kleinen Trauerſpiele ähnlich.

Es traf auf ſeinem Gange
Ein Rief' ein Zwerglein an,
Und ſprach: ich ſuchte lange
So was für meinen Zahn.

Wie unvergleichlich wird die Scene eröffnet und der Vorwurf auseinandergeſetzt! Wir ſind ſogleich in die Mitte des Trauerſpiels. Er traf das Zwerglein auf ſeinem Gange, gleichſam von ungefähr. Er würde es nicht bemerkt haben; der Hunger trieb ihn auch nicht allzu ſehr an, ſich etwas zu ſuchen. Da er es aber trifft, ſo ſpricht er:

— ich ſuchte lange
So was für meinen Zahn.

Dieſes verächtliche ſo was iſt ſehr poetiſch und drückt den Charakter aus.

Die folgenden beiden Strophen ſind hingegen ſo niedrig, ſo unanſtändig, daß ſie das ganze Gedicht ſchänden. Man muß ſich verwundern, wie ein ſo ſchöner Geiſt auf einmal ſo kriechend denken kann. In der Sammlung von „Oden und Liedern", die Herr Ramler herausgegeben, hat dieſer Dichter die beiden Strophen folgendergeſtalt verändert:

Fürwahr, du biſt mir beſſer
Als jenes fette Schaf.
Heut mag ich dich nicht größer,
Sonſt ſtöhr' ich mir den Schlaf.

Indem er dieses sagte,
Hascht er, und würgt ihn schier;
Da schrie der Zwerg und fragte:
Was willst du denn von mir?

Diese Verbesserung ist so vollkommen in den Sinn des Verf. gedacht und den übrigen Strophen so sehr gemäß, daß wir wünschten, der Hr. Lichtwer wollte sich diesen Dichter zu seinem poetischen Freunde wählen, woran es ihm, wie man aus mehrern Stellen dieser Gedichte abnehmen kann, zu fehlen scheint.

Du sollst, so mußt' er hören,
Nach meinem Magen gehn.

Welcher Stolz! welche Geringschätzung!. Wie schön erhebt dieser Trotz die possierliche Antwort!

So! sprach der Zwerg, der Ehren
Hätt' ich mich nicht versehn.

Er fährt fort:

Doch eh' ich armer Knabe
Dein Abendessen sey:
So stelle mir zur Gabe
Noch eine Bitte frey.

Wie demüthig, wie ehrfurchtsvoll spricht der Zwerg! Jedoch er verbirgt eine kleine List. Der Riese läßt sich betrügen. Verschlagenheit ist sein Vorzug nicht.

Er schwört; der Kleine spricht:

welche unvergleichliche Kürze!

So höre meinen Willen:
Ich bitte, friß mich nicht.

Ein glücklicher Einfall! Der Riese steht betroffen; der Zwerg macht sich den Augenblick zu Nutze; er floh,

Und eilte durch das Land,
Als er an dem Genicke
Des Riesen Faust empfand.

Welch ein Gemälde und in wie wenig Worten! Man glaubt den Riesen zu sehen, wie er den langen Arm ausstreckt und den Zwerg seine Faust an dem Genicke empfinden läßt. Die Klagen des Zwergs sind rührend und voller Natur. In dem hülflosen Zustande, in welchem er sich befindet, klagt er seine Noth dem Walde und der Wiese:

Hier schwur mir dieser Riese,
Hier giebt er mir den Tod.

Der Dichter beschließt diese Handlung und die ganze
indem er die Moral der lasterhaften Person selbst i
Mund legt:

Der Ries', ein schlimmer Spötter,
Sprach: das bin ich gewohnt ꝛc.

Diese beiden Worte „schlimmer Spötter" bezeichnen den
Charakter des Riesen, und machen es wahrscheinlich, d
Gottlose gleichsam im Scherz seine abscheulichen Gesinn
offenbart.

Der fürchtet keine Götter,
Der keines Menschen schont.

Man versuche es, in der ganzen Fabel, außer den beid
tadelten Strophen, ein einziges Wort wegzulassen, hinzu
oder nur zu versetzen!

Die XV. Fabel des 1. Buches.

Der Mohr und der Weiße.

Ein Mohr und Weißer zankten sich,
Der Weiße sprach zu dem Bengalen:
Wär' ich wie du, ich ließe mich
Zeit meines Lebens niemals malen.

Besieh dein Pechgesichte nur
Und sage mir, du schwarzes Wesen,
Ob dich die spielende Natur
Nicht uns zum Scheusal auserlesen?

Gut, sprach der Mohr, hat denn ihr Fleiß
Sich deiner besser angenommen?
Unausgebratner Naseweis,
Du bist noch ziemlich unvollkommen.

Die Welt, in der wir Menschen sind,
Gleicht einem ungeheuren Baume,
Darauf bist du, mein liebes Kind,
Die noch nicht reif gewordne Pflaume.

Sie zankten sich noch lange Zeit;
Und weil sich keiner geben wollte,
Beschlossen sie, daß ihren Streit
Ein kluger Richter schlichten sollte.

Als nun der Weiße Recht behielt,
Da sprach das schwarze Kind der Mohren:
Du siegst, ich habe hier verspielt,
In Tunis hättest du verlohren.

* * *

So manches Land, so mancher Wahn,
Es kömmt bey allen Nationen
Der Vorzug auf den Ort mit an.
Schön ist, was da gilt, wo wir wohnen.

Die Erfindung ist gemein. Wenn diese Fabel einiges Verdienst hätte haben sollen, so hätte es in der Ausführung bestehen müssen. Wir wollen sehen, wie diese dem Dichter gelungen ist. Die erste Strophe ist schön. Der Einfall: „wär' ich wie du, ich ließe mich Zeit meines Lebens niemals malen", ist beißend, und vermag das Gelächter der Anwesenden auf die Seite des Weißen zu ziehen. Der Europäer fährt fort, seinen Gegner durch Einfälle zu Boden zu schlagen:

Besieh dein Pechgesichte nur,
Und sage mir, du schwarzes Wesen,
Ob dich die spielende Natur
Nicht uns zum Scheusal auserlesen?

Die Ausdrücke „Pechgesichte", „schwarzes Wesen" sind burlesk, aber dennoch eben nicht zu tadeln.

Der Mohr will Einfall mit Einfall bezahlen, aber der Poet scheint seinem Landsmann gewogener gewesen zu seyn. Die Einfälle des Afrikaners verfallen in das niedrig Possierliche, welches allzu sehr unter dem Horizont des Schönen ist. „Unausgebratener Naseweis" ist pöbelhaft und kindisch. Er scheint die Welt nur deswegen mit einem ungeheuren Baume zu vergleichen, damit er den läppischen Scherz vorbringen könne, der Weiße sei eine „unreife Pflaume". Der Streit bleibt am Ende der Fabel noch unentschieden. Der kluge Richter, an welchen sie appelliren, fällt dem Weißen bei. Dieses kömmt ziemlich unvermuthet. Wir sind vorher nicht unterrichtet worden, ob der Richter ein Weißer oder ein Mohr sei, und in welchem Theile der Welt sich die Geschichte ereignet. Wäre es nicht vernünftiger gewesen, dem Richter die unpartheiische Antwort in den Mund zu legen?

Es kömmt bey allen Nationen
Der Vorzug auf den Ort mit an.
Schön iſt, was da gilt, wo wir wohnen.

Der Knoten würde auf dieſe Art entwickelt, und die Fabel hätte ihr gehöriges Ende.

Wir haben noch von ganz ſchlechten Fabeln Exempel anzuführen. Hier wird uns die Wahl wirklich ſchwer. Man trifft deren eine ziemliche Anzahl an. Wir wollen die erſten die beſten nehmen.

Die XXII. Fabel des 1. Buchs.

Die Katzen und der Hausherr.

Murner, eine Cyperkatze,
Gab unlängſt den Güldeſchmauß,
Und erſahe ſich zum Platze
Eines Bürgers Wohnung aus.

Menſch und Thiere ſchliefen feſte,
Selbſt der Hausprophete ſchwieg,
Als ein Schwarm geſchwänzter Gäſte
Von den nächſten Dächern ſtieg.

Murner kömmt ſie zu begrüßen,
Führt ſie drauf in einen Saal,
Und ſetzt jeden auf ein Küſſen
Von dem feinſten Katzenzahl.

Sechzig feiſte Mäuſezimmel
Machten die Verſammlung ſatt,
Ob gefpickt, das weis der Himmel;
Jeder giebt, ſo gut er's hat.

Von der Mahlzeit gieng's zum Tanze,
Wo der Wirth ſich hören ließ,
Und auf einem Rattenſchwanze
Manch verliebtes Stückchen blies.

Hinz, des erſten Schwiegervater,
Sang darein erbärmlich ſchön.
Und zween abgelebte Kater
Quälten ſich, ihm beyzuſtehn.

Itzo tanzen alle Katzen,
Poltern, lermen, daß es kracht,
Ziſchen, heulen, ſprudeln, kratzen,
Bis der Herr im Haus erwacht.

Dieser springt mit einem Stecken
In den finstern Saal hinein,
Schlägt um sich, sie zu erschrecken,
Schmeisset einen Spiegel ein.

Stolpert über ein'ge Spähne,
Stürzt im Fallen auf die Uhr,
Und zerbricht zwo Reihen Zähne.
Blinder Eifer schadet nur.

Welch ein Geschwätz! Wie platt, wie niedrig, wie umständlich wird hier ein Katzenfest in sieben Strophen beschrieben! und dennoch geht die Fabel erst mit der siebenten Strophe an. Ja die Moral wäre eben so gut gefolgt, wenn nur eine einzige Katze im Hause geheult hätte. Wozu treibt man denn den ganzen „Schwarm geschwänzter Gäste" von den Dächern zusammen?

Die XIX. Fabel des 2. Buchs.

Die Fische.

Der Hochmuth kam einmal ins Meer,
Und fuhr den Fischen in die Köpfe;
Es war vom Blackfisch bis zum Stör
Kein so geringes Seegeschöpfe,
Es wünschte was zu seyn; des Fischmonarchen Haus
War damals voller Supplicanten;
Die meisten würkten sich besondre Titel aus,
Darinnen sie sich selbst verkannten.
Dem Krampffisch kam der Rang zu allerletzt im Sinn,
Er schwamm zum Wallfisch hin, und klagte nach der Länge,
Daß Krampffisch schlechtweg künftighin
Ein Bischen zu verächtlich klänge;
Drum möcht' er gern was mehrers seyn.
Der König willigte auch drein;
Doch, daß der Fisch die Ursach sage,
Warum ihn dieser Ehrgeiz plage?
Das ist, versetzt der Fisch, nicht schwer.
Wenn Ihro Majestät mich auch zu was ernennen,
So werd' ich künftighin, gleich andern in dem Meer,
Mit Ehren müßig gehen können.

Diese Fabel ist sonst nicht übel erzählt; aber warum hat der Dichter eben Fische zu dieser Erdichtung gewählt? und warum ließ sich der König der Fische eben mit dem Krampffische, welchem der Ehrgeiz erst zu allerletzt einfiel, in dieses Gespräch ein? Was

hatte der Krampffisch vorher zu thun, daß er sich so sehr sehnt, mit Ehren müßig gehen zu können? Dergleichen sind noch die 24. Fabel des ersten Buchs „das Mäusebegängniß" u. a. m.

Jedoch wozu nützt es, unsere Leser mehr mit den schlechten Stücken dieses Dichters bekannt zu machen? Sie sind allzu niedrig, als daß sie dem guten Geschmacke schaden können. Sie stehen überdem neben eben so viel vortrefflichen Stücken, daß man glaubt, in den Bildersaal eines reichen Mannes zu kommen, der nicht viel Beurtheilungskraft hat, und die Stücke eines Raphael neben schlechte Schmierereien ordnet. Man hat nur die Augen aufzuthun, um das Gute von dem Schlechten zu unterscheiden.

Wir müssen mit dem Kunstrichter, dessen Worte wir bereits angeführt, ausrufen: „Schade, daß dieser Dichter nicht in „einer Residenz lebt, oder keine poetische Freunde hat! Er würde „der beste Fabeldichter seines Volks werden können".

Dürfen wir den Hrn. Verf. ersuchen, unsere Erinnerungen bei einer neuen Auflage, welche ohne Zweifel bald erfolgen wird, in Betrachtung zu nehmen?

Der Anhang besteht aus einigen Oden und alcäischen Versen, die theils gereimt, theils auch reimlos sind. Sie zeigen aber alle, daß der Hr. Verf. zum Fabeldichter geboren sei.

משלי שועלים

d. i.

Fabeln der Füchse des berühmten Weisen Raby Berachja Hanakdan.

Zum zweytenmale gedruckt in Berlin im Jahr 516, d. i. n. C. G. 1756. 62 S. in 8.

(aus der Bibl. der schönen Wiss. und der fr. K. Bd. 3. Stück 1. 1758. S. 73—78.)

Bei Gelegenheit der oben angezeigten Fabeln *) wollen wir unsern Lesern eine Seltenheit anzeigen, die gewiß den Wenigsten

*) Der von Lichtwer. Anmerk. des Herausg.

unter ihnen bekannt seyn wird. Unlängst ist zu Berlin, in der dasigen jüdischen Buchdruckerei, ein hebräisches Fabelbuch, unter obigem Titel, neu aufgelegt worden. Die Zeit, zu welcher der Verfasser desselben gelebt, ist eben so unbekannt, als die Ursache, warum er sein Fabelbuch eben „Fabeln der Füchse" genannt hat. So viel ist gewiß, daß er in den neuern Zeiten gelebt haben muß *), weil er die hebräische Sprache als eine todte Sprache behandelt hat, wie wir in der Folge zeigen werden. Gegenwärtige Ausgabe besteht aus 107 Stücken, größtentheils äsopischer Fabeln; doch sind auch einige neue Erfindungen darunter, die des griechischen Fabulisten nicht unwürdig sind. Ein gewisser Mönch **) ließ es sich einst einfallen, diese Fabeln von Wort zu Wort ins Lateinische zu übersetzen, und seine elende Übersetzung dem Texte gegenüber drucken zu lassen. Nichts konnte ungereimter seyn als dieser Einfall; und man müßte gar nicht wissen, was Poesie, viel weniger, was die neue hebräische Poesie ist, wenn man das Verdienst des Dichters aus dieser Übersetzung beurtheilen wollte. Wir wollen uns bemühen, unsern Lesern von diesem Dichter einen Begriff zu machen.

Das Sylbenmaaß, dessen sich die alten Hebräer in ihren Gedichten bedient haben, ist in neuern Zeiten so unbekannt geworden, daß man sogar an dessen Daseyn zu zweifeln angefangen hat. Der Augenschein überzeugt uns indessen von dem Gegentheile dieser Meinung. Denn ob man gleich die Regeln des Sylbenmaaßes nicht ergründen kann, so entdeckt man dennoch in allen Poesien der alten Hebräer einen vortrefflichen abgemessenen Wohlklang, der von dem freien oratorischen Numerus sehr weit unterschieden ist und unmöglich von Ungefähr entstanden seyn kann ***).

---

*) Wolf in seiner Bibliotheca hebraica T. I. S. 272. setzt ihn in den Anfang des 15ten Jahrhunderts, hernach aber in seinem Supplemente T. III. p. 165. mit mehrerer Wahrscheinlichkeit in den Anfang des 13ten Jahrhunderts nach C. G., weil dessen Sohn R. Elias Hanakdan bereits im Jahr nach C. G. 1334 die Berlinische Abschrift der Bibel vollendet habe.

**) Der Jesuit P. Melchior Hanel, dessen Übersetzung zu Prag 1661 in 8. gedruckt worden. Wir können Wolf's Urtheile ganz und gar nicht beistimmen, welcher sagt: versio elegans satis et idonea est.

***) Man lese hiervon Lowth de sacra poesi Hebraeorum, oder den Auszug davon in dem ersten Bande dieser Bibliothek (oben S. 174—176).

Indeſſen hat dieſer Mangel eines ſichern Sylbenmaaßes die neuern hebräiſchen Dichter verleitet, zu dem Reime ihre Zuflucht zu nehmen; ein Zierrath, welcher der hebräiſchen Sprache ſehr fremd iſt, und davon in den Schriften der ältern Hebräer gewiß keine Spuren anzutreffen ſind. Man hat ſogar nach dem Beiſpiele anderer orientaliſchen Völker proſaiſche witzige Schriften in Reimen abzufaſſen angefangen, und die Gedichte durch eine Art von neuerfundenem Sylbenmaaße unterſchieden, welches einen außerordentlichen Zwang und wenig Harmonie mit ſich führt.

Gegenwärtige Fabeln ſind in gereimter Proſa, die Moral aber mehrentheils in der Art von Gedichten vorgetragen, die wir eben jetzt beſchrieben.

Es war gewiß kein geringes Unternehmen, im Hebräiſchen Fabeln zu ſchreiben. Die guten hebräiſchen Schriftſteller erlauben ſich in neuern Zeiten keinen Ausdruck, keine Redensart welche nicht in der heiligen Schrift ihre Autorität hat. Ja ſie ſetzen eine Art von Schönheit darein (wie ſolches auch von einigen neuern lateiniſchen Schriftſtellern geſchehen iſt), ganze Sentenzen aus den Alten in ihre Reden einzuflechten, und ihnen durch die Verbindung, in welcher ſie ſtehen, eine ganz andere Bedeutung zu geben. Die Schwierigkeit war alſo, in den Gedichten der alten Hebräer, welche alle von der erhabenſten Gattung ſind, Redensarten zu finden, denen man eine naive, lachende und öfters ſcherzhafte Wendung geben könnte.

Unſer Dichter hat dieſes auf eine unnachahmliche Weiſe verrichtet. Die erhabenſten Redensarten der Propheten erlangen unter ſeiner Feder einen gewiſſen familiären Ton, einen der Sprache der Thiere gemäßen Charakter, ein anmuthiges und öfters ſcherzhaftes Weſen, das ſich eher fühlen als beſchreiben läßt. Sein Vortrag iſt lebhaft, voller Salz, mehrentheils kurz, etwas hart, aber ſehr poetiſch.

Wir würden uns der Thorheit des angeführten Mönchs ſchuldig machen, wenn wir einige von dieſen Fabeln überſetzen wollten. Gewiſſe Schriftſteller wiſſen ſich des Eigenthümlichen ihrer Sprache mit ſo vielem Vortheile zu bedienen, daß man ſie ſchlechterdings in keine andere Sprache überſetzen kann, ohne ſie ihres Schmuckes gänzlich zu berauben; und vielleicht gebührt unſerm Dichter unter dieſen Schriftſtellern in dieſer Abſicht der erſte Rang.

Als einen verlornen Verſuch wollen wir indeſſen folgende

Fabel, welche im Hebräischen eine der kürzesten ist, ins Deutsche übersetzen. Die Erfindung ist unsers Wissens von dem Verfasser selbst. Sie ist

die XC. Fabel.

Die Fliege, der Ochs und Debora (die Biene).

„Eine Fliege spazierte auf dem Felde herum, und sah „einen Ochsen an den Pflug gespannt. Er ging seinen Weg „langsam fort, und zog Furchen den Acker lang. Sie flog hin „und setzte sich zwischen seine Hörner. Der Ochs wandelte un„gestört auf und nieder, und die Fliege saß ihm immer zwischen „den Hörnern. Muhme Debora, die sie von ungefähr erblickte, „stellte sich von ferne hin, zu sehen, was sie da machen werde, „und ob wohl der Ackersmann den ganzen Tag pflügen werde. „Endlich ruft sie ihr zu: wohnest du denn etwa hier zwischen „diesen Hörnern? was lagerst du dich zwischen diesen Gränzen? „Wisse, antwortete ihr die Fliege, das ganze Feld hier haben „wir, ich und der Ochs, heute durchpflügt. Thue es mir ein„mal nach, wenn du kannst. Wohlauf! wohlauf! Debora!

Die Moral. „Mancher Feige mischt sich unter Helden, „mancher Thor unter Weise. Er wohnt ihren Rathschlägen „und ihren Thaten nicht bei, aber er nimmt ihre Worte und „ihre Geberden an, und sagt: „wir Helden haben gethan, wir „Weise haben erfunden".

Wir erinnern unsere Leser nochmals, von dieser Übersetzung nicht auf die Urschrift zu schließen. Sie hat unendlich viel verloren. Die einzige Anspielung „wohlauf! wohlauf! Debora!" auf eine ähnliche Stelle im B. der Richter Cap. 5. v. 12. hat im Hebräischen eine Anmuth, die der deutsche Leser kaum bemerken kann.

Schilderungen aus dem Reiche der Natur und der Sittenlehre, durch alle Monate des Jahres. Die Frühlingsmonate. Hamburg und Leipzig, verlegt's G. Chr. Grund und Adam Heinrich Holle 1757. 344 S. in 8.

(aus der Bibl. der schönen Wiss. und der fr. K. Bd. 3. Stück 1. 1758. S. 96 – 106.)

In der Vorrede sagt der Verfasser: die Begierde, mit welcher das Publikum die vortrefflichen Betrachtungen des Hervey aufgenommen, habe ihn ermuntert, nach dem Exempel dieses Schriftstellers an dem Verstande und an dem Herzen seiner Mitbürger auf eine ähnliche Art zu arbeiten Es sei eine ausgemachte Erfahrung, daß die größeste Anzahl der Menschen ein vorzügliches Vergnügen an den Gegenständen der Natur empfinde; und man habe also die Neigungen der Leser bereits auf seiner Seite, wenn man in diesen Materien arbeite. Allein man müsse die Einbildungskraft zu Hülfe nehmen, wenn man die Leser rühren, belustigen und auf eine angenehme Weise unterrichten wolle. Bei dieser Gelegenheit werden die düstern Weltweisen mit ihrem systematischen Vortrage wacker ausgefilzt. Denn man muß wissen, daß unsere neuern Schriftsteller witzig zu seyn glauben, wenn sie die Gründlichkeit verwerfen; sogar daß man kaum die Briefe einer Ninon von Lenclos ins Deutsche übersetzen kann, ohne in der Vorrede auf die systematische Lehrart zu schimpfen.

Unser Verf. glaubt, man sollte weder in der Sittenlehre, noch in der Physik demonstriren, weil die Erkenntniß, ohne Annehmlichkeit des Vortrags, gar zu mühsam und zu verdrießlich ist. Er habe also einen angenehmen Vortrag zu seinem Vorhaben gewählt. Laßt uns sehen, was unser Schriftsteller unter einem angenehmen Vortrag versteht. „Ich wünschte", sagt er, „zu schildern, und durch Hülfe aller Dichterkünste auf die Ein„bildungskraft, dieses so nützliche Vermögen der Seele, zu „wirken. Meine Arbeit mußte also das Ansehen eines Gedichts „annehmen; und um sie der Poesie so ähnlich zu machen, als „möglich wäre, schrieb ich selbst meinen Perioden, wo es ohne

„Zwang geschehen konnte, ein Sylbenmaaß vor; doch fand ich „es nicht für gut, mich beständig daran zu binden".

Unsere Leser wissen nunmehr vermuthlich, was sie sich von unserm Verf. zu versprechen haben: Schilderungen gewisser Gegenstände nebst zufälligen Betrachtungen, in einer poetischen Prose, oder in einem prosaischen Gedichte, wie sich der Hr. Verf. auszudrücken beliebt; oder in einer ungelenken Prose, wie wir es nennen, die von halben und ganzen Hexametern strotzt und, mit so vielen langweiligen Beiwörtern belastet, schwerfällig einher stolpert, daß man ohne Angstschweiß kaum drei Perioden lesen kann.

Diese Art des „angenehmen Vortrags" droht seit einiger Zeit, die deutsche Prose gänzlich zu verderben. Wir haben schon moralische Abhandlungen, academische Reden, Predigten, Briefe, und wer weiß was sonst, in diesem Geschmacke zu lesen bekommen. Bald wird man im gemeinen Leben auch nicht mehr reden, sondern alles in halb gebrochenen Hexametern herausssingen wollen.

Damit unsere Leser selbst urtheilen können, wollen wir nur einige Perioden aus der angezeigten Schrift anführen, und zwar die ersten, die wir aufschlagen werden.

S. 9. „Schau, schon führet sie" (die Sonne) „über den „Erdkreis bessere Tage. — O! gewiß die bessern Tage! Noch „steigen sie selten über dir auf. Laß sich nicht den flüchtigen „Stern umsonst aus dicken Nebeln hervorarbeiten!" (O was muß die Zunge hier herausarbeiten!) „Noch dickere Nebel, schwerer „belastete Wolken und Schneegestöber werden den folgenden Tag „dir diesen frohen beseelenden Stern wieder verbergen". Welches Ohr ist geduldig genug, dergleichen Periode auszuhalten? Sollte man glauben, daß sich ein Mensch so weit vergehen könne, sie für wohlklingend zu halten? Was ist das: „geize mit den hei„ligen Stunden" u. s. w. — „der Geiz ist edel, und der kroch „unter den Thieren, der bloß war und verging"? Muß man nicht ein Ödipus seyn, um dieser Construction durch die Umkehrung ihre wahre Gestalt wiederzugeben? Was heißt das: „eine Sanduhr eröffnet Augen und Ohren"? was sind „süße Schauer des Schreckens"?

S. 80. „Schau, dort wartet auf dich (den Wollüstling), „auf seinem marmornen Tische, der silberne Topf, und dampfet „Gerüche aus der Pfeife. — Nun ertönet der donnernde Tisch,

„die silbernen Teller läuten zur Mahlzeit, die fliegenden Diener „tragen die dampfende Schüssel schon auf. Wirst du allein dieß „Opfer verzehren? Schau, dein Windspiel ladet sich ein: „schmeichelnd kömmt es herein, steht, schaut aufmerksam dich an, „und bewegt den wedelnden Schweif".

S. 193. Von dem goldenen Weltalter. „Da wurden „nicht die Tiefen ihrer seltenen Bewohner beraubet, nicht aus „dem Himmel durch den Donner der Kunst, der in Fernen den „Tod hin versendet, die steigende Lerche, mitten in der Ent„zückung des Lobgesangs, heruntergeschlagen, nicht das flüchtige „zitternde Reh durch ein geflügeltes Bley im Laufe gestürzt, „nicht der indianische Herbst seiner Früchte beraubt, die die Weich„lichkeit auf fliegenden Schlössern von der Morgenröthe auf ihrer „wollüstigen Tafel versammelt". Welch eine gigantische Periode! was für kräftige Beiwörter: seltne Bewohner der Tiefen, Donner der Kunst, die steigende Lerche herunterschlagen, geflügeltes Blei, indianischer Herbst, fliegende Schlösser! Fliegende Schlösser! was sind das für Geschöpfe?

Mit diesen wenigen Exempeln dürfte es vermuthlich genug seyn, unsern Lesern von dieser neumodischen Schreibart einen Begriff zu machen, wenn sie irgend so glücklich seyn sollten, noch keine Schriften in diesem Geschmacke gelesen zu haben. Wir wollen uns bemühen, die Ursachen zu finden, warum dieser ungewöhnliche Numerus so rauh und unangenehm klinge.

Man schließt insgemein folgendergestalt: da das Sylbenmaaß in Versen so vollstimmig und so wohlklingend ist, so müßte auch die Prose desto harmonischer seyn, je näher sie der heroischen Versart käme, und je mehr man Gelegenheit nähme, ganze Verse, oder wenigstens die Schlußfälle derselben, in die Prose einzuflechten. Nichts ist betrüglicher als dieser Schluß. Man findet nach einiger Überlegung, daß die bewährtesten Kunstrichter nicht ohne Grund gewarnt haben, in Prose eine Periode einfließen zu lassen, die einem Verse ähnlich sieht.

Das Sylbenmaaß ist eine abgemessene Regel der Ordnung, die den Wohlklang auf den Gipfel der Vollkommenheit bringt, wenn sie durchgehends befolgt und genau beobachtet wird. Wird aber allzu oft von dieser Regel abgewichen, so dient sie viel mehr, uns den Mangel der Ordnung, als die Ordnung selbst fühlen zu lassen. Wenn eine Periode bis in die Hälfte nach einem richtigen Sylbenmaaße fortläuft, so ist es unsern Ohren eine

Marter, wenn sich die zweite Hälfte an keine Ordnung bindet und der Freiheit der Prose bedienen will. Es kömmt uns beinahe vor, als wenn ein Schauspieler, der in der Oper wahrgenommen, daß das Singen den Ausdruck der Leidenschaften öfters befördert, gewisse Stellen in einem Trauerspiele absingen, die übrigen aber hersagen wollte.

Das poetische Sylbenmaaß, und vornehmlich der Hexameter, erfordert einen etwas gesetzten und langsamen Ton. Er geht mit gemessenen Schritten feierlich, ernsthaft und majestätisch fort, dahingegen die Prose schon etwas freier, geschwinder und gleichsam ohne Tact ausgesprochen seyn will. Wirft man nun diese beide Gattungen auf's Gerathewohl durch einander, so müssen wir bald laufen, bald ernsthaft gehen, und bald hinken.

Bald geben wir der Aussprache ein Gewicht, indem uns das anscheinende Sylbenmaaß dazu berechtigt; bald aber finden wir uns betrogen, und fahren nachher desto nachlässiger fort, je weniger wir fähig sind, uns sogleich wieder in die gehörige Verfassung zu setzen. Nichts ist dem Ohre unerträglicher, als diese unregelmäßige Wiederkehr von abgemessener und freier, schwerfälliger und fließender Bewegung, davon die Seele weder das Vorhergegangene behalten, noch das Künftige mit einiger Wahrscheinlichkeit vermuthen kann.

Einige gute Köpfe haben diese vermischte Schreibart gewählt, wenn sie Gedichte aus einer andern Sprache, und vornehmlich aus dem Engländischen, haben ins Deutsche übersetzen wollen; und bei einer solchen Gelegenheit ist sie weniger zu tadeln. Der Zwang eines richtigen Sylbenmaaßes verträgt sich selten mit den Pflichten einer guten Übersetzung; und man müßte öfters das ganze Wesen einer poetischen Periode verändern, wenn man ihr den freien und fließenden Schwung der Prose ertheilen wollte. Bei einigen Engländern geht dieses noch weit weniger an. Diese haben die Gewohnheit, daß sie alles bis auf die kleinsten Züge ausmalen, und ihre Gedichte mit einer großen Menge Beiwörter anfüllen. Man muß wenigstens den größten Theil derselben mit übersetzen, wenn man der Urkunde treu bleiben will; und wie geht dieses an, ohne der ungebundenen Schreibart die Flüssigkeit zu benehmen, die ihr eigen ist? Man hat also aus Noth zu dieser vermischten Gattung seine Zuflucht nehmen müssen, die wirklich dasjenige ist, was der bürgerliche Edelmann des Molière verlangte: weder Verse noch Prose.

Man tadele dieſe Überſetzer nicht. Man empfehle ihnen nur, ſich in ihren Schranken zu halten und ſich, ſo viel möglich, dem Genie der deutſchen Sprache zu nähern, damit der deutſche Leſer zwar merke, er leſe überſetzte Gedichte, aber nicht in die Verſuchung gerathe zu zweifeln, ob er auch Deutſch leſe.

Wenn wir aber ſelbſt ſchreiben und nicht überſetzen wollen; wenn wir die Freiheit haben, unſere Gedanken mit dem Genie der Mutterſprache übereinſtimmend zu machen, und eine Art des Vortrags zu wählen, die für beide die bequemſte iſt; warum wollen wir uns in eine ſo unnatürliche Form zwingen, bei welcher gewiß weder die Schönheit der Gedanken, noch die Harmonie etwas gewinnt? Man will ſchildern, ſagt man, man will die Sprache der Einbildungskraft reden. Wohl! ſo hat denn die proſaiſche Beredſamkeit keine Gemälde, keine Erdichtungen, keine Einbildungskraft? Ohne einen Plato, einen Cicero, und andere große Geiſter des Alterthums anzuführen, haben nicht in neuern Zeiten ein Shaftesbury, ein Fénélon, ein Mosheim, ein Sulzer, ein Spalding die Sprache der Einbildungskraft in der allerwohlklingendſten Proſe geredet? Sind ihre Perioden deswegen ungelenk, holperig und rauh geworden, weil ſie die allervortrefflichſten Schilderungen vorzubringen hatten?

Wir haben uns wider unſere Gewohnheit allzu ſehr bei allgemeinen Betrachtungen aufgehalten. Jedoch der verderbte Geſchmack in der ungebundenen Schreibart hat ſeit einiger Zeit ſo ſehr überhand genommen, daß man nicht genug dawider eifern kann. Ehe noch die engländiſchen Schriften in Deutſchland ſo ſehr bekannt waren, wollten viele deutſche Schriften immer das Anſehen haben, als wenn ſie aus dem Franzöſiſchen überſetzt wären; und jetzt haben die vielen Überſetzungen aus dem Engländiſchen, womit wir zeither überſchwemmt worden, einen ganz entgegengeſetzten Geſchmack eingeführt. Das Schlimmſte dabei iſt, daß wir mehr geneigt ſind, uns das Tadelhafte der ausländiſchen Schriftſteller, als ihre Schönheiten zu eigen zu machen.

Es iſt Zeit, wieder auf unſern Schriftſteller zurückzukommen. Er hat außer dem angeführten Fehler noch die tadelhafte Gewohnheit, alles ohne Unterſchied verblümt ſagen zu wollen. Den gemeinſten Gedanken kleidet er öfters in einen Pomp ein, darunter man etwas Erhabenes vermuthen ſollte. Er ſagt z. B. S. 184. in der Note: „Hobbes ſpottete des Tages über, über „den Teufel, und brachte die Nächte in großer Angſt zu".

Dieses ist ein bekannter Vorwurf, dadurch man diesen misanthropischen Weltweisen hat lächerlich zu machen gesucht. In dem Texte hingegen erscheint eben dieser Gedanke in einer so aufgeblasenen Gestalt, daß er das Spitzfindige verliert und kindisch wird: „Also verlacht beym Tage ein Hobbes die Teufel, „aber die Nacht, die erschreckliche Nacht! Welche Schauer und „Todesangst schaffen ihm da die höllischen Geister, die er nicht „glaubet!" u. s. w.

Von einem bekannten deutschen Schriftsteller, der zu seiner Zeit, vielleicht ohne Verdienst, die Bewunderung Deutschlands auf sich gezogen, hernach aber seinen Ruhm überlebt hat, sagt unser Verf. S. 264.: „Von Stufe zu Stufe ward der Götze „herunter geschleppt. Wie ringt er gegen den Tod, und schaut „mit Sehnsucht nach der Höhe zurück, von der man ihn riß, „und kämpft und stämmet die Füße gegen den Rand des Ab„grunds, wohin man ihn zieht! Vergebens sucht er Zuflucht „in den Schulen; die Schulen speyen ihn aus" u. s. w. Wie ekelhaft, wie kindisch wird hier der kleine sathrische Einfall unter der Folter gedehnt, und über seine natürlichen Gränzen hinaus gezerrt? Was mag das wohl heißen: aber noch schläft die tripolitanische Schöne? Antwort: noch hat sich die Ranunkel nicht geöffnet. Dunkler sinnreich kann man nicht seyn!

Die Begierde, zu malen und bilderreich zu reden, hat unsern Verf. öfters verleitet, Beiwörter zusammenzusetzen, die kein Ganzes ausmachen, und sich zuweilen sogar widersprechen; z. B. S. 270.: „die steigende Höhe weinet Bäche, die, wie zitternde „Thränen, irrend herunter beben". Welcher Unsinn! Alle Worte dieser Periode malen, aber jedes einen andern Gegenstand. S. 281.: „der Kreislauf der Dinge hatte die erhabenen Schul„tern der Berge nöthig, ihnen die schiffenden Lasten von Wassern „zu vertrauen". Was für ein widersinniges Bild: die „erhabe„nen Schultern", mit den „schiffenden Lasten von Wassern"!

Jedoch man wird kaum eine Seite finden, wo nicht öfters die besten Bilder durch die Häufung der Beiwörter entstellt und ihrer natürlichen Schönheit beraubt worden wären. Wir haben nur diejenigen anführen wollen, die uns ganz von ungefähr in die Augen gefallen sind.

Wir müssen unserm Verf. indessen Gerechtigkeit widerfahren lassen. Wenn man von der wunderlichen gezierten Schreibart abstrahirt, so findet man in dieser Schrift öfters schöne

Gemälde und Beschreibungen, nicht selten Betrachtungen, welche Funken von Genie verrathen; und sogar die Satyre wäre dem Verf. vielleicht gelungen, wenn er seine Gedanken so ausgedrückt hätte, wie er sie gedacht hat. Unter andern haben uns die Beschreibungen einer Aussicht an der Elbe, einer Feuersbrunst und eines bäurischen Leichenbegängnisses in dem Märzmonate, die Beschreibung des Landguts eines Geizigen im April, und die Beschreibung eines Gartens im Maimonat vorzüglich gefallen. Vielleicht sind noch einige Stellen darin anzutreffen, die gelobt zu werden verdienen. Allein wir müssen es gestehen, daß es uns nicht möglich gewesen ist, die ganze Schrift in der Folge durchzulesen. Wir möchten gern einige schöne Stellen hier anführen, aber die gezierte Schreibart ist uns zuwider; es geht uns wie einst Malherbes mit seinem Prediger.

Wir wünschen, daß der Hr. Verf. mit diesen Schilderungen fortfahren möge. Seine Absicht ist eine der löblichsten; und er hat wirklich Talente, sich in dem Felde, welches er betreten, mit Vortheil zu zeigen. Wir wünschten aber auch, daß er das gezwungene stolzirende Wesen in seiner Schreibart verließe, sich vor der Schwulst und vor der Begierde, allenthalben zu glänzen, hüte, und zugleich seine Beschreibungen und Gemälde mit einiger Fiction unterbreche, damit der Leser durch die Abwechselung auf eine angenehme Art unterhalten werde. Das Einerlei mißfällt uns allenthalben; und wenn Thomson gleich Stoff genug in den Gegenständen der Natur gefunden hatte, in vier Gesängen die Leser nicht zu ermüden, so zweifeln wir doch, ob es unser Vers. durch vier, nicht schwache Bände hindurch aushalten werde. Die Natur ist unerschöpflich an Schönheiten; es ist wahr: aber nicht derjenige, der sie beschreibt.

Georg Friedrich Meier's Auszug aus den Anfangsgründen aller schönen Künste und Wissenschaften. Halle bey Carl Hermann Hemmerde 1757. in 8°.

(aus der Bibl. der schönen Wiss. und der fr. K. Bd. 3. Stück 1. 1758. S. 130—138.)

Herr Prof. Meier fährt fort, sich um die Ästhetik des Hrn. Prof. Baumgarten zu Frankfurt an der Oder verdient zu machen. Er hat den theoretischen Theil derselben bereits vor neun Jahren, nach Anleitung eines Collegii, welches Hr. Prof. Baumgarten gelesen und demselben mitgetheilt, in drei Octavbänden in deutscher Sprache herausgegeben. Kurz darauf fing der Hr. Prof. Baumgarten an, eben dasselbe System in lateinischer Sprache herauszugeben. Er hat aber kaum das erste Hauptstück vollendet, welches er Aesthetica theoretica heuristica nennt; die Methodologie und Semiotik aber hat man bloß bei Hrn. Meier zu suchen, und bei beiden den practischen Theil der Ästhetik annoch zu erwarten.

Gegenwärtig liefert uns der Hr. Prof. Meier, zum Gebrauch öffentlicher Vorlesungen, einen kurzen Auszug aus seinen „Anfangsgründen"; da man es denn freilich für keinen Fehler halten kann, daß er die Beispiele weggelassen, und bloß die Hauptsätze angeführt, welche bei einem mündlichen Unterrichte zum Grunde gelegt werden können.

Wir finden bei diesem kleinen Werke nichts sonderlich zu erinnern, ergreifen aber die Gelegenheit, unsere Gedanken von der Ästhetik überhaupt, und von der Art, wie sie bisher ist abgehandelt worden, zu eröffnen. Vielleicht ist es zu vermessen, von der Einrichtung eines Werks zu urtheilen, welches noch nicht völlig ausgeführt ist; denn wenn wir gleich das Baumgarten'sche System nach des Hrn. Prof. Meier's Schriften beurtheilen wollten, so fehlt uns doch allezeit noch der practische Theil, ohne welchen man unmöglich das ganze System übersehen kann. Jedoch die Ästhetik hat schon so verschiedene Urtheile von Leuten, die sie verstanden und die sie nicht verstanden haben, erfahren müssen, daß es unsern Lesern vielleicht nicht unangenehm seyn dürfte, auch unsere Meinung von derselben zu erfahren. Es ergeht dieser herrlichen Wissenschaft, wie es der Messiade ergangen

die sich nachher zwar mit einiger Veränderung auf alle Arten derselben anwenden lassen, auf welche uns aber weder die Vernunft, noch die fleißigste Beobachtung der übrigen Künste gebracht haben würde. Eine Anmerkung, die in der Musik z. B. klar und leicht zu machen ist, kann nach geschehener Reduction ihren Nutzen in der Baukunst und Malerei haben, ob sie gleich ohne diesen Kunstgriff der Erfindungskunst vielleicht niemals in derselben entdeckt worden wäre. So bringt uns die Beobachtung, daß diejenigen Laute, deren Schwingungen sich in leicht zu fassenden Verhältnissen ausdrücken lassen, wohlklingend, und im Gegentheile übellautend sind, auf die Entdeckung der Ursache, warum ein allzu sehr verschlungener Tanz, warum gothische Zierrathen an einem Gebäude, ob sie gleich einer gewissen Ordnung folgen, dennoch nicht gefallen können. Die Austheilung von Licht und Schatten in der Malerei führt uns auf die allgemeine Lehre von dem ästhetischen Lichte und dem ästhetischen Schatten, die in allen schönen Künsten und Wissenschaften von unsäglichem Nutzen sind, u. s. w.

Eine Ästhetik also, deren Grundsätze bloß entweder a priori geschlossen, oder bloß von der Poesie und Beredsamkeit abstrahirt worden sind, muß in Ansehung dessen, was sie hätte werden können, wenn man die Geheimnisse aller Künste zu Rathe gezogen hätte, ziemlich eingeschränkt und unfruchtbar seyn. Daß aber die Baumgarten'sche Ästhetik wirklich diese eingeschränkte Gränzen hat, ist gar nicht zu läugnen. Wir wollen die Hauptstücke der deutschen Ästhetik zu diesem Endzwecke vor uns nehmen, weil diese bis jetzt vollständiger ist als die lateinische.

Der erste Theil der Meier'schen Anfangsgründe handelt von den verschiedenen Arten der Schönheit der sinnlichen Erkenntniß. Allein man findet nichts anders erwähnt, als die Schönheit der Gedanken. Der Figuren, Linien, Bewegung, Töne und Farben wird mit keiner Sylbe gedacht; und alle Lehren und Grundsätze sind so vorgetragen, als wenn diese letzteren Schönheiten gar keinen Anspruch auf dieselben machen könnten. Die verschiedenen Grade des Styls, der ästhetische Reichthum, Größe und Würde, das sinnliche Leben u. s. w. sind nur in Absicht auf solche Schönheiten ausgeführt worden, welche vermittelst der Sprache ausgedrückt werden; und dieses sind die Poesie und die Beredsamkeit.

Der zweite Theil handelt von den sinnlichen Kräften der

Seele, und von ihrer Verbesserung. Dieser Theil ist zwar sehr philosophisch ausgeführt, allein er gehört theils zur Ethik, theils zur Psychologie. Die allgemeine Ästhetik setzt ihn viel mehr zum voraus, als daß sie sich aufhalten sollte, ihn zu lehren. Dieser Einwurf ist von keiner Erheblichkeit. Wir gestehen es gern; man kann aber so viel daraus ersehen, daß der zweite Theil nicht tiefer in die Geheimnisse der schönen Künste eindringe, als der erste.

In dem dritten Theile wird erstlich von schönen Begriffen, schönen Urtheilen und schönen Schlüssen gehandelt. Abermals nichts von den Künsten. Statt der Lehre von der ästhetischen Methode, welche hierauf folgt, hatten wir eine allgemeine Theorie der ästhetischen Ordnung erwartet, welche nicht nur auf die schöne Lehrart, sondern auch auf die Ordnung in der Baukunst, auf die Ordnung in der Malerei, so wie auf die Ordnung in der Musik muß angewendet werden können. Endlich folgt die Semiotik, oder die Lehre von der Bezeichnung der Gedanken. Allhier wird nun ausdrücklich bloß von willkührlichen Zeichen gehandelt. Kaum wird §. 711. 712. der natürlichen Zeichen mit einigen Worten gedacht, so fährt Hr. Meier schon §. 713. fort: „weil die Rede das vornehmste Zeichen schöner Gedanken ist, so „will ich bloß die Grundregeln festsetzen, nach welchen die Schön„heiten der Rede bestimmt werden müssen". Wir halten zwar die Rede für das vornehmste Zeichen der „Gedanken", aber nicht der „Schönheiten". Man übergeht unsers Erachtens den wichtigsten Theil der Semiotik, wenn man nicht auch ausführlich und fruchtbar von den natürlichen Zeichen der Schönheit, von ihrer Verbindung mit den willkührlichen, von ihren Gränzen in einer jeden Kunst u. s. w., insoweit sie zur allgemeinen theoretischen Ästhetik gehören, handeln will.

Alle diese Anmerkungen finden nur alsdann statt, wenn man die Ästhetik als die allgemeine Theorie aller schönen Wissenschaften und Künste angesehen wissen will. War aber die Absicht des Erfinders, bloß die allgemeine Theorie der Dichtkunst und Beredsamkeit zu schreiben, so kann man dieses Werk für eines von den wichtigsten unter den philosophischen Schriften halten, die Deutschland Ehre bringen. Die Weltweisheit macht dadurch eine neue Eroberung, und eignet sich einen ganzen Theil der menschlichen Erkenntniß zu, der man vorher den Namen Wissenschaft nicht geben konnte, ohne dieses Wort zu mißbrauchen.

Alle Liebhaber der schönen Wissenschaften wünschen ohne Zweifel dem Hrn. Prof. Baumgarten Gesundheit und Muße, annoch den „practischen Theil" hinzuzuthun, damit ein Anderer auf diesen Grund bauen und eine philosophische Poetik und Rhetorik verfertigen könne, in welcher die Erklärungen eben so bestimmt, die Beweise eben so überzeugend und so bündig wären, als man sie in allen übrigen Theilen der Weltweisheit zu finden gewohnt ist.

Das Recht der Vernunft, in fünf Büchern, von M. G. Lichtwer, Königl. Preuß. Hof- und Regierungs-Rath im Fürstenthum Halberstadt. Leipzig, verlegt's Bernhard Christoph Breitkopf 1758. 127. S. in 4°.

(aus der Bibliothek der schönen Wiss. und der fr. K. Bd. 3. Stück 2. 1758. S. 263—280.)

Herr Lichtwer, der mit seinen Fabeln den Beifall der Kenner erworben, wagt sich jetzt in ein ander Feld, in das weitläuftige Feld des Lehrgedichtes, und trägt die wichtigsten Wahrheiten des Rechts der Natur und der Sittenlehre in der Sprache der Dichter vor.

Einige Kunstrichter scheinen Fabeln und Lehrgedichte für Werke von einerlei Art zu halten, weil beide moralische Gedichte sind. Es wird nöthig seyn, dieses Vorurtheil zu widerlegen, bevor wir fortfahren. Was ist eine Fabel? Der Vortrag einer allgemeinen Maxime, eines allgemeinen Lehrsatzes, auf eine einzelne schöne Erdichtung angewendet. Der Fabeldichter wählt also einen allgemeinen Satz; giebt dem Prädicat sowohl als dem Subject alle die Bestimmungen wieder, die der Weltweise davon abgesondert hat, und führt sie dadurch auf eine individuelle Begebenheit zurück. Diese Begebenheit verwandelt er in eine schöne Geschichte, die er in einen schönen Ausdruck einkleidet, und entweder dramatisch oder historisch vorträgt. Um die Beweise seines Satzes bekümmert er sich nicht. Das Exempel ist ihm Beweises genug.

Der didactische Dichter hingegen ist ein Weltweiser. Er trägt eine Menge Lehren, eine Menge Wahrheiten in ihrem Zusammenhange vor, unterstützt sie durch Gründe, erläutert sie durch Beispiele, und weiß den allerabgesondertsten Begriffen den Grad der Lebhaftigkeit zu geben, der zur schönen Erkenntniß erfordert wird. Die Fabel und das Lehrgedicht beschäftigen also ganz verschiedene Seelenkräfte, und erfordern ganz verschiedene Talente, die man selten bei einem Dichter in eben dem Grade antreffen wird. Ist ein großer Haller in dem Lehrgedichte vortrefflich, und in der Fabel nur mittelmäßig, so kann ein anderer Dichter um so viel eher in jener Art ein Muster seyn, und in dieser sich kaum über das Mittelmäßige erheben.

Unsere Leser mögen urtheilen, inwieweit diese Betrachtung auf unsern Dichter angewendet werden könne. Das Lehrgedicht ist die einzige Gattung, in welcher wir unsere Nachbarn, die Franzosen, übertreffen, und den Engländern gleich kommen. Die vortrefflichen Stücke, die wir von dieser Art besitzen, haben unsern Geschmack verwöhnt. Wir erwarten allenthalben den denkenden Kopf und den Dichter, und sind gewohnt, jeden Vers der strengsten Kritik zu unterwerfen.

Zwar übersieht man gern nach Horazens Rath einzelne Flecken in einem Gedichte, wenn sich die mehresten Stellen durch ungemeine Schönheiten ausnehmen. Wenn sich aber ein Gedicht nie über das Mittelmäßige erhebt, und die besten Stellen darin kaum etwas mehr als erträglich sind, so beleidigt uns der kleinste Fehler, die geringste Unrichtigkeit, die wir in einem bessern Gedichte kaum gemerkt haben würden.

Wenn unser Dichter auch die trockne Art von Lehrgedichten gewählt hat, in welcher man weniger große Schönheiten erwartet, so hätte er auch bedenken sollen, daß Lucrez nur alsdann trocken ist, wenn er die Spitzfindigkeiten des epikurischen Lehrgebäudes vorträgt; daß er aber öfters den Ton verändert, sein System verläßt, und seiner poetischen Ader den freien Lauf läßt; ja daß Lucrez die trocknen Stellen selbst durch Kürze und Deutlichkeit angenehm zu machen gewußt hat:

— — obscura de re tam lucida pango
Carmina, musaeo contingens cuncta lepore. (Lucr. lib. *IV.*)

Das Werk ist keines Auszuges fähig. Der Verf. hat, wie er in der Vorrede selbst erinnert, die Hauptlehren des natürlichen

Rechts nach den Begriffen des Freiherrn von Wolf vorzustellen sich bemüht; und also wäre ein Auszug davon nichts anders, als ein summarischer Begriff von den Lehren dieses Weltweisen, welches auch der vor dem Gedichte befindliche Inhalt wirklich geworden ist.

„Der systematischen Ordnung des Freiherrn von Wolf „überall zu folgen", erinnert der Verf. in der Vorrede, „verstat„teten die Gesetze der Dichtkunst nicht. Ich habe ein Lehrge„dicht und kein Compendium schreiben, vielweniger dergleichen „übersetzen wollen". Wir wünschten, daß der Hr. Verf. dieser systematischen Ordnung noch weit weniger gefolgt wäre. Die Ordnung des Weltweisen ist eben nicht die glücklichste, die der Dichter wählen kann. Die besondere Verknüpfung, in welcher der Weltweise die Wahrheiten vorträgt, verliert sich in der weiten Ausdehnung, die der Dichter den Lehren geben muß; und man muß immer die Augen auf den vorangesetzten Inhalt haben, wenn man den Faden nicht verlieren will, der den Dichter geführt hat. Ja vielleicht wäre der Dichter glücklicher gewesen, wenn er es gewagt hätte, auch die Kunstwörter seines Weltweisen öfters zu verlassen, und andere, vielleicht gleichgültige Wörter, die aber einer weit größern Schönheit fähig sind, an ihre Stelle zu setzen. Z. B. die Vollkommenheit ist ein sehr abgesonderter Begriff, der in der Wolfischen Philosophie unendlichen Nutzen hat. In der Dichtkunst hingegen hätten wir an der Stelle derselben die allgemeine Schönheit des Sokrates zu finden gewünscht, die einen weit poetischern Begriff mit sich führt, als die Vollkommenheit. Das ganze Werk wäre alsdann vielleicht von einem sokratischen Geiste belebt worden, der den trockensten Lehren einen ungemeinen Reiz beilegt.

Da wir also von dem Inhalte dieses Werks nichts sagen können, so wollen wir bloß die Poesie desselben beurtheilen. Es ist nicht zu läugnen, daß der Ton, der überhaupt in diesem Gedichte herrscht, trocken, öfters langweilig, und nicht selten seicht ist. Wir vermissen darin den Geist der didactischen Poesie, die mit inniger Überzeugung redet, beweist, vermahnt, rührt, und uns die Wahrheit nicht nur einsehen und annehmen, sondern auch fühlen und lieben läßt; und finden vielmehr überall ein frostiges Wesen, das mehr von dem vorgeschriebenen Inhalte, als von der Kraft der empfundenen Wahrheit scheint geleitet worden zu seyn. Die Wendungen sind gemein, die eingestreueten

Erdichtungen theils abgenutzt, theils übel zusammenhangend; und selbst der Ausdruck ist, überhaupt zu reden, schwach und unangenehm, da ihn doch unser Dichter in der äsopischen Fabel sehr in seiner Gewalt hat.

Wir werden wenige von den Stellen anführen, die ganz schlecht sind. Sie können unsern Lesern, wenn sie einigen Geschmack haben, nicht entwischen. Allein der größte Theil des Gedichtes besteht aus Versen, die dem ersten Anblicke nach untadelhaft scheinen sollten, die aber in der Folge nicht ohne Überdruß und Langeweile gelesen werden können. Sie gefallen uns nicht, ohne daß wir sogleich die Ursache wissen, warum sie nicht gefallen. Wenn wir sie auch noch so sorgfältig zergliedern, so finden wir, daß nur Kleinigkeiten daran auszusetzen sind. Ein nachlässiger Ausdruck, eine kleine Undeutlichkeit oder Unordnung in den Begriffen, eine schlechte Wahl in den Haupt- und Beiwörtern ist öfters alles, was man ihnen vorzurücken hat. Aber diese Kleinigkeiten sind unerträglich, wenn sie nicht durch größere Schönheiten gleichsam unsrer Aufmerksamkeit entzogen werden. Ein jeder Vers kann unter einer Menge von schönen Versen leidlich seyn; aber eine Menge von leidlichen Versen ist unerträglich, fast unerträglicher, als eine Menge von ganz schlechten Versen.

Stellen von dieser Art wollen wir aus unserm Gedichte anführen, und darüber urtheilen. Wir werden also strenge seyn, und dem Dichter nicht die geringste Kleinigkeit nachsehen. Nicht als ob an andern Stellen keine größeren Fehler zu finden wären, sondern weil diese von Jedermann eingesehen, jene aber zwar empfunden, doch öfters nicht ohne Nachdenken angezeigt werden können.

Der Anfang lautet:

Das Recht, das mir befahl, Gott, mich und dich zu lieben,
In die Natur gelegt, von ihr ins Herz geschrieben,
Sey meiner Muse Lied!

Der erste Vers enthält den Inhalt des ganzen Gedichtes, die Liebe gegen Gott, gegen sich selbst und gegen seinen Nächsten; allein das mich und dich ist ungereimt. Mit wem redet der Dichter?

In die Natur gelegt, von ihr ins Herz geschrieben.

Die Participia gelegt, geschrieben thun hier, nachdem die beziehende Partikel das vorhergegangen, eine schlechte Wirkung.

Hierauf folgt eine Art von Anrufung:

— — O du, des Himmels Kind,
Vernunft! du weißt allein, was meine Pflichten sind.
Die Wahrheit steckt in dir; du leitest mich, ich dringe
In den Zusammenhang und innern Bau der Dinge.
Dein Adel scheidet mich von halb beseeltem Vieh.
Du bist des Weisen Stab; wer dir folgt, irret nie.
Eröffne das Gesetz, das Gott nicht ändern können,
Und sage, was ich soll Gut oder Böse nennen.

„O du, des Himmels Kind, Vernunft!" der Dichter thut nicht wohl daran, daß er bloß die Vernunft anruft. In dem Lehrgedichte soll er zwar ein Priester dieser Gottheit seyn; er muß aber, mit dem Plato zu reden, auch den Huldgöttinnen opfern, wenn sie ihm ihre Reizungen nicht versagen sollen. „Du weißt allein, was meine Pflichten sind", — prosaisch. „Die Wahrheit steckt in dir"; steckt ist unedel, warum nicht lieber liegt? „Du leitest mich, ich dringe" u. s. w.; die Zuversicht, mit welcher der Dichter des Beistandes seiner Gottheit schon so gewiß zu seyn scheint, reimt sich nicht wohl mit der, einige Zeilen darauf folgenden Bitte: eröffne das Gesetz u. s. w. „Dein Adel scheidet mich von halb beseeltem Vieh"; dein Adel ist ein Flickwort. Warum nicht: du scheidest? „Du bist des Weisen Stab; wer dir folgt, irret nie"; zwei Begriffe, die mit einander streiten. Auf einen Stab kann man sich stützen, aber nicht ihm folgen. „Eröffne das Gesetz, das Gott nicht ändern können"; hat Gott das Gesetz, oder hat das Gesetz Gott nicht ändern können? Wir finden dergleichen unbestimmte Redensarten mehr in diesem Gedichte *).

Überhaupt bemerke man, wie schlecht die Gedanken in dieser Ausrufung zusammenhangen. Ein jeder Vers enthält einen andern Begriff; und man weiß nicht, wie der Dichter von

*) Z. B. S. 4. Es sah der Mensch das Licht, das längst in ihm gebrannt,
Und das vom Wahn umwölkt die Trägheit nicht erkannt.
S. 86. Der alten Götter Schaar ersetzt der Heilgen Zahl.
S. 95. Wie, oder lenkt die Welt, mein Unglück und mein Glück,
Ein unerbittliches, ein unbedingt Geschick?
S. 106. — — — die dir getreue Brust
Hat deine Hand durchbohrt.

einem auf den andern übergeht. Die natürliche Ordnung der Gedanken wäre ungefähr diese:

> O du Tochter des Himmels, göttliche Vernunft! die du den Menschen vom Viehe unterscheidest. Du bist die Führerinn des Weisen. Er gleitet nie, so lange er dir folgt. Komm! leite mich in den Zusammenhang und innern Bau der Dinge! Laß mich deine Tochter, die Wahrheit, darin erblicken. Lehre mich meine Pflichten kennen. Eröffne das ewige Gesetz, das dem Schöpfer selbst unveränderlich ist,
>
> Und sage, was ich soll Gut oder Böse nennen.

Dieser letzte Vers ist mit Einsicht geschrieben. Er enthält den Grund, warum der Dichter sein Werk das „Recht der Vernunft" und nicht die „Sittenlehre der Vernunft" genannt hat. Diese lehrt den Gebrauch der Begehrungskräfte, das Gute zu wählen, und das Böse zu fliehen; jenes aber betrachtet die Handlungen an sich selbst, insoweit sie gut oder böse sind. S. Wolfii Disc. praelim. §. 64. 68. Es lehrt im eigentlichen Verstande,

> — — was ich soll gut oder böse nennen.

Vom Epikur urtheilt der Verfasser:

> Da tratest du auch auf, erhabner Epikur!
> Der Tugend ächter Freund, und Kenner der Natur.
> O daß dein scharfes Aug', aus dem die Wahrheit spielte,
> Den Geist, der in uns wohnt, nicht für vergänglich hielte.
> (S. 1.)

Man bemerke hier den ungereimten Halbvers: aus dem die Wahrheit spielte, wie nicht weniger den Gedanken: das Auge hielt den Geist für vergänglich.

Es ist billig, daß man das Andenken großer Leute, die ihr ganzes Leben der Wahrheit gewidmet, verehre, und sie bedaure, wenn sie das Unglück gehabt, das Opfer eines Trugschlusses zu werden; wenn aber der Dichter S. 9. sagt:

> Auch dem Spinosa selbst, der keine Gottheit glaubt,
> Zerrüttet doch die Kraft des Weines Herz und Haupt;

so sollte man glauben, Spinosa sei ein Schwelger gewesen; oder hat Spinosa die Ehre, daß der Dichter seinen Namen für einen Atheisten überhaupt nennt?

Die Gemälde S. 6. und 7. von der Vollkommenheit und Unvollkommenheit sind nichts weniger als poetisch. Die Theile der Bilder stimmen nicht überein, der Einbildungskraft ein Ganzes vorzustellen. Bald ist die Vollkommenheit eine Person; sie ist

Schön durch die Harmonie genau vereinter Glieder,
Ihr holder Anblick ist's, der allen Schmerz erstickt,
Und den, der sie beschaut, mit reiner Lust erquickt;

plötzlich aber wird sie wieder zu einer Eigenschaft:

Was dich vermehrt, ist gut.

Von einer Person läßt sich doch wohl nicht sagen: was dich vermehrt?

Die Beschreibung der Unvollkommenheit macht noch weit weniger ein Bild aus. Sie ist ein „ungestalter Haufen von Dingen, die sich fliehn, und durch einander laufen", und hat ein „gräßliches Gesicht".

S. 13. scheint sich eine Stelle etwas von allen übrigen zu unterscheiden. Wir wollen sie mit kritischen Augen betrachten:

Längst vor dem Anbeginn der Welten und der Zeiten
Saß auf der Allmacht Thron der Herr der Ewigkeiten.
Die Weisheit stand vor ihm; entwickelt lag allhier
Der Dinge Möglichkeit, ihr Wesen, Gott! vor dir.
Der Zukunft dunkles Buch lag vor dir aufgeschlagen;
Du sahst der Menschen Thun, die noch im Nichtseyn lagen,
Und ihrer Werke Frucht, das Gut und Böse, war
In deinem Buch verfaßt, und dir, o Ewger! klar.
Und also war zugleich, schon vor der Zeiten Morgen,
Dir der Natur Gesetz und Ordnung unverborgen.

„Der Herr der Ewigkeiten" ist ein Ausdruck, den wir nicht gewagt hätten. Es kömmt Gott selbst eine Ewigkeit zu, über welche er nicht Herr ist. „Die Weisheit stand vor ihm"; der Dichter läßt diese Person müßig stehen. Der Dinge Wesen sah Gott nicht in ihr, sondern es lag allhier entwickelt. „Der Zukunft dunkles Buch lag vor dir aufgeschlagen"; also lag dieses Buch nur vor Gott aufgeschlagen? Kann denn der Inhalt eines Buchs nicht immer noch dunkel bleiben, wenn es auch aufgeschlagen ist? Ein anderes wäre es gewesen, wenn der Dichter gesagt hätte: „das versiegelte Buch der Zukunft lag vor Gott aufgeschlagen", oder: der Zukunft dunkles Buch war

für ihn aufgeschlossen. „Das Gut und Böse war dir, o Ewger! klar"; Ewger ist hier nicht das rechte Beiwort. Allwissender hat sich aber nicht in den Vers schicken wollen.

Die Beschreibung des Glücks S. 15. ist an und für sich zwar nicht zu tadeln:

Auf dünnen Fittigen fliegt, wie von ohngefähr,
Ein leichter Geist um uns, und in der Welt daher.
Ein Ball, den unter ihm behende Wirbel drehen,
Läßt ihn auf einem Ort nur selten stille stehen.
Er naht den Schlafenden, und weicht von dem zurück,
Der wachend nach ihm greift: sein Name heißt das Glück, u. s. w.

An dem Orte aber, wo diese Allegorie angebracht worden, thut sie die allerunglücklichste Wirkung. Der Dichter will hier mit dem Freiherrn von Wolf beweisen, daß die Glücks- und Unglücksfälle von Gott herkommen, und daß er sich derselben bediene, die guten Handlungen zu belohnen und die bösen zu bestrafen. Dieser Beweis muß daher geführt werden, weil die Glücksfälle aus dem zufälligen Zusammenflusse verschiedener Ursachen entstehen, welchen wir nicht haben vorhersehen können, den aber Gott von ewig her so, und nicht anders bestimmt hat. Macht man aber das Glück zu einer allegorischen Person, zu einem leichten Geiste u. s. w., so verschwindet der Schluß des Weltweisen, und der Dichter nimmt desselben Satz ohne Grund an. Umsonst sagt der Dichter S. 17.:

Der Kette dieser Welt, die Nebel uns umhüllen,
Flocht er (Gott) das Glück mit ein.

Das Glück ist ein eigensinniger Geist, kann man ihm einwerfen, der „von ohngefähr in der Welt herumflieget".

Die Episode S. 18. vom Herkules, dem die Tugend und die Wollust erschienen ist, hat unter den Händen des Dichters vieles von der Schönheit verloren, die sie beim Xenophon hat. Nachdem die Wollust ihre erste Anrede geendigt, fragt Herkules beim Xenophon: „o Frau! wie ist dein Name?" und sie antwortet: „meine Freunde nennen mich die Glückseligkeit; meine „Feinde und Verläumder aber nennen mich das Laster". Statt dieser vortrefflichen Wendung läßt sie unser Dichter, ohne gefragt zu werden, sagen:

Ich bin die Wollust selbst.

Die Tugend ist bei dem griechischen Schriftsteller eine bescheidene Rednerinn, die ihre Gegnerinn mit überzeugenden Gründen widerlegt, aber keine Beschimpfungen wider dieselbe ausstößt. Das einzige harte Wort, das ihr entfährt, ist: „o du Elende!" Unser Dichter aber läßt sie mehr keifen als überreden. Sie sagt S. 20. zum Herkules:

Das Weib, die mit dir sprach, und sich die Wollust nennet,
Die ist das Laster selbst, das kein Gesetze kennet.
Zur Hölle führt ihr Weg. Verzweiflung, Kummer, Hohn,
Und täglich neue Pein, ist ihrer Sclaven Lohn.
Man sieht sie Blinden gleich, von einem Pfuhl zum andern,
Besudelt und verstockt, zum sichern Tode wandern.

Die Wollust hat gesagt, sie wolle ihm ein süßes Leben ohne Kummer und Sorgen verschaffen. Die Tugend erwiedert, er würde nichts als Verzweiflung, Kummer, Hohn und täglich neue Pein bei ihr finden. Wenn keine von diesen Frauenzimmern Gründe anführen will, wem soll der junge Held glauben?

Indessen wird der Jüngling dennoch gerührt, wie der Dichter erzählt:

Und gieng den engen Pfad, wohin die Tugend führt;

„worauf die Tugend führt", hätten wir gesagt;

Warf Löwen unter sich, und ward durch Heldenthaten
Den großen Göttern gleich.

Wozu war es nöthig, uns zu erinnern, daß die Tugend des Herkules bloß darin bestanden, daß er Löwen bezwungen u. s. w.? Die Geschichte interessirt uns weit mehr, wenn wir bloß erfahren, Herkules sei tugendhaft geworden. Der Dichter thut die fromme Vermahnung hinzu:

— — O Menschen! Laßt euch rathen,
Und folget, wie der Held, der edlen Tugend Spur!
Ihr Gang ist die Vernunft, ihr Wandel ist Natur.

Was heißt das: „die Vernunft ist der Gang der Tugend, und die Natur ist ihr Wandel"?

Die Beschreibung des Verstandes im 2. Buche S. 29. ist eine von den schönen Stellen, die man in diesem Gedichte sehr suchen muß:

Der göttliche Verstand, das Eigenthum der Geister,
Der Überlegung Quell, der Wissenschaften Meister;

Geschwinder als der Schall, und schneller als das Licht,
Durchläuft sein Blick die Welt; die Erde faßt ihn nicht.
Er senkt sich in die Tief', und von dem Grund der Meere
Steigt durch der Himmel Raum sein Flug zur höchsten Sphäre,
Mißt fremder Sterne Bahn, und unsichtbaren Lauf,
Durchforscht der Wesen End', und schwingt zu Gott sich auf.
Kein Abgrund, kein Gebirg, setzt dem Verstande Schranken;
Auch selbst die Seelen sind, du Schöpfer der Gedanken,
Nicht unsichtbar vor dir! u. s. w.

Alle Eigenschaften, alle Fähigkeiten des Verstandes werden hier mit einer philosophischen Richtigkeit, aber dennoch poetisch beschrieben. Der Geist durchdringt den großen Bau der Welt, erforscht ihren Endzweck, erhebt sich dadurch zu Gott, und als „Schöpfer der Gedanken kann er auch die Natur der Seele „selbst erkennen". Dieser Begriff ist neu und philosophisch.

Die Beschreibung von der Weisheit S. 32. ist eben so gut gerathen. Die von Wahn und Unwissenheit aber S. 28., und die von der Thorheit S. 33. sind sehr verunglückt. Von der letzten lesen wir folgende elende Verse:

Hier herrscht die Unordnung, und ein verkehrt Betragen.
Ohn' Absicht spannt ein Thor die Pferde hintern Wagen,
Sucht Reichthum und ist faul; streicht Gift auf seinen Schwär.
Sein Thun bestätiget die Fabel von dem Bär *),
Der seinen Freund erschlug, die Fliegen abzuwehren.

Noch eine erträgliche Stelle in dem 2. Buche S. 40.:

Du Lehrerinn der Welt, Erfahrung! Sporn der Blöden,
Wie überzeugend kann dein Mund zu Menschen reden!
Beweise hätten nie den Tuscier bewegt,
Dem Feinde zu verzeihn, der seinen Grimm erregt.
Die Faust, die vor ihm brennt, die starrenden Gelenke,
Die überführen ihn, wie kühn ein Römer denke, u. s. w.

S. 44. Hier sind ein Paar hochtrabende und recht schwülstige Zeilen, die in diesem Gedichte gewiß selten sind, und angemerkt zu werden verdienen. Der Dichter vergleicht die Leidenschaften mit muntern Pferden, die nur so lange gut sind, so lange sie kurz im Zügel gehalten werden;

*) La Fontaine P. III. Liv. 2. Fable X.

Wenn aber ihrem Zaum sie wütend sich entrissen;
So füllt ihr brausend Heer das Herz mit Finsternissen.
Es schwillt der Lüfte Strom, der den betrübten Geist
In das gethürmte Meer der bangen Unruh reißt.

für ein Chaos! „Die Pferde entreißen sich dem Zaume füllen brausend das Herz mit Finsternissen. Der Strom üfte schwillt auf, und reißt den betäubten Geist ins Meer)angen Unruh". Wenn nun noch die Pferde mit ihren rnissen in den geschwollnen Strom stürzen werden, so mag er betäubte Geist in Acht nehmen!

Der Stand der Natur und der Unschuld sollte einem Dich- ie wenigste Mühe machen, ihn schön zu beschreiben. Wir ı sehen, wie ihn der Dichter schildert. S. 62. heißt es:

Enthüllt sah die Natur der erste Stamm der Welt;
Die Erd', ein Paradies, trug alles unbestellt.
Die Menschen brauchten nichts; der Büsche dichter Schatten
Bot ihnen Hütten an, die keinen Bauherrn hatten.
Die Erde war ihr Tisch; die Mahlzeit gab ein Baum,
Den Trunk ein heller Bach, der Wald zum Lager Raum,
Kein Frost, kein rauher Wind, erkältete die Glieder;
Der Menschen kleines Volk erkannte sich für Brüder,
Durchstrich in müß'ger Ruh Wald, Thal, Gebirg und Feld,
Schlief, scherzte, trank und aß. So gieng's der ersten Welt.

zu gedenken, daß sich eine vortheilhafte Beschreibung der aften güldnen Zeit nicht in das System paßt, das der Hr. vortragen will, und daß er selbst an einem andern Orte)igt ist, diesem Vorurtheile zu widersprechen; wollen wir untersuchen, wie die Theile dieser Beschreibung zusammen- n. „Die Menschen brauchten nichts"; nichts? wozu trug „die Erde, ein Paradies, alles unbestellt"? — „Der Büsche Schatten bot ihnen Hütten an"; der Schatten? er bot Hütten an; bietet er uns denn nicht noch welche an? en, die keinen Bauherrn hatten"; gar keinen? sie entstanden wohl nicht von ungefähr? „Der Wald (gab) zum Lager ı"; nur den Raum gab er ihnen, und also keinen Schat- eine Bedeckung. „Kein Frost, kein rauher Wind, erkältete lieder"; aber die Hitze konnte sie verzehren. Der Mensch in „müß'ger Ruh", also in keiner „geschäftigen Ruhe". ief, scherzte, trank und aß, so gieng's der ersten Welt", w.; wir erinnern uns hier zweier Verse von Haller, die ähnlichen Gedanken enthalten:

Kein unzufriedner Sinn zankt sich mit seinem Glücke.
Man ißt, man schläft, man liebt, und dankt dem Geschicke.

S. 65. sagt unser Dichter:

Ein See, den nichts bewegt, wird stinkend und verdirbt.

Was glaubt man wohl, daß er aus diesem Beispiele folgern will? irgend, daß der Mensch seine Gemüths- und Leibeskräfte üben soll? O nein! Man höre, wie unerwartet:

Verdorben ist der Mensch, der niemals was erwirbt.

Wir sind müde mehr zu kritisiren, und glauben, die angeführten roben könnten allenfalls hinreichen, unsere Leser mit der Poesie dieses Lehrgedichte etwas bekannt zu machen. Doch wir llen nur noch ein kurzes Verzeichniß einiger offenbaren Un- eimtheiten anführen, die uns im währenden Durchlesen auf- ßen sind. S. 8. findet man einen innern Wurm, der Menschen auf sauern Tritten nachfolgt. S. 14. liebt der Schöpfer „von Herzen" und hat ein „zärtliches Ge- he." S. 17. „den ungezähmten Wahn, den die Ver- t nicht beugt, treibt Stock und Geißel an". S. 33. heißt „das Wachs der Jugend drücken"? Antw. Die nd erziehen. S. 38. „der Elemente Stof"; vortrefflich! Materie der einfachen Dinge! das ist noch mehr, als das um, das Warum. S. 45. „kein Elend beißt so sehr, Freude nicht versüßt". S. 46. „quillt die wilde Regung nem düstern Grunde, verfinstert den Verstand, und haucht ele mit heißem Munde ein dunkles Bild vom Bösen und ein". S. 60. schmückt sich der Morgen mit Gold und aus. S. 92. kniet ein Wurm. S. 110. ist es leicht zu geben, danach zu thun aber Centner schwer. ir haben auch noch von ungefähr einige schöne Zeilen fen; S. 86.:

schlug der Wahrheit Strahl des Irrthums Dünste nieder,
m der Aberglaub' in andrer Kleidung wieder.
ten Götter Schaar ersetzt der Heil'gen Zahl,
hristen bindet Rom jetzt Ketzer an den Pfahl.
ügt geweihtes Wachs statt Lorbers vor dem Blitze,
bdnisch Fabelwerk weicht frommer Mönchen Witze.

utlichkeit des dritten Verses ausgenommen, an die wir n erinnert, gehören diese Verse unter die besten im dichte.

Wir haben von der Zueignungsschrift in Versen an Se. Majestät, den König in Preußen, zu reden vergessen. Der Dichter hat das Wort Ode darüber setzen lassen; vielleicht weil sie in abgemessene Strophen, und in kürzere Verse eingetheilt ist, als das Lehrgedicht. Sie besteht aus vier Strophen, darunter folgende vielleicht die erträglichste ist:

O König! der die Menschen kennt,
Der seine Völker Kinder nennt,
Die Unschuld schützt, dem Unrecht wehret,
Und der, wie Gott, auch Bettler höret.
Auf den unwandelbaren Pflichten
Des Rechtes, die mein Buch berührt,
Beruht dein Recht, das uns regiert,
Und dein Gesetz, darnach wir richten.

Die Wendung ist in dieser Strophe ziemlich artig, aber der Reim scheint hier dem Dichter ungehorsam gewesen zu seyn. Er hat ihn verleitet, immer am Ende des Verses weniger zu sagen, als uns der Anfang desselben erwarten ließ. „O König! der die Menschen" — etwa beglückt? Nein: kennt; der seine Völker Kinder — nennt; „und der, wie Gott, auch Bettler" — glücklich macht? beschützt? nein: „höret". „Die Pflichten, die mein Buch" — poetisch ausführt? Nicht doch! berührt.

Wenn es uns erlaubt wäre, so wollten wir dem Hrn. Verf. unmaaßgeblich rathen, auf die Verbesserung dieses Lehrgedichts keine Zeit zu wenden. Das Ganze wird doch niemals mehr als sehr mittelmäßig werden. Wir wünschten vielmehr, daß er sich auf eine Gattung der Poesie einschränkte, in welcher er gezeigt hat, daß er Meisterstücke liefern kann; und daß er sich von dem Vorurtheile nicht blenden lasse, als müßte einem vortrefflichen Fabeldichter auch ein schönes Lehrgedicht gelingen.

A philosophical Enquiry into the Origin of our Ideas of the Sublime and Beautiful. London, printed for R. and J. Dodsley, in Pallmall MDCCLVII. 184 Seiten in 8°.

Das ist:

Philosophische Untersuchung des Ursprungs unserer Ideen vom Erhabenen und Schönen.

(aus der Bibliothek der schönen Wiss. und der fr. K. Bd. 3. Stück 2. 1758. S. 290—320.)

Die Theorie der menschlichen Empfindungen und Leidenschaften hat in den neuern Zeiten, da es mit den übrigen Theilen der Weltweisheit nicht mehr so recht fort will, die meisten Progressen gemacht. Unsere Nachbaren, und besonders die Engländer, gehen uns mit philosophischen Beobachtungen der Natur vor; wir folgen ihnen mit unsern Vernunftschlüssen auf dem Fuße nach; und wenn es so fort geht, daß unsere Nachbaren beobachten und wir erklären, so können wir hoffen, mit der Zeit eine vollständige Theorie der Empfindungen zu bekommen, deren Nutzen in den schönen Wissenschaften gewiß nicht geringe seyn wird. Nur muß sich der Weltweise von den am allerseltsamsten scheinenden Beobachtungen nicht abschrecken lassen, und nicht an der Möglichkeit verzweifeln, sie aus psychologischen Gründen zu erklären. Gegenwärtige Schrift enthält so viel neue und seltsame Bemerkungen, daß sie einen unvorsichtigen Weltweisen in Versuchung führen können, an ihrer Wahrheit zu zweifeln oder sein System fahren zu lassen. Der ungenannte Herr Verfasser sucht auch alle bekannte Systeme niederzureißen. Allein seine Philosophie scheint uns an vielen Orten nicht gründlich genug, und er, die Systeme nicht recht untersucht zu haben, die er zu widerlegen glaubt. Es wäre zu wünschen, daß die Engländer so fleißig unsere Philosophie studirten, als wir ihre Beobachtungen zu Rathe ziehen. Von denjenigen, welche unser Verf. gemacht hat, glauben wir, so hartnäckig sie auch Anfangs scheinen mögen, daß sie, von der rechten Seite angegriffen, sich willig in das

Joch des Systems bequemen dürften. Unsere Absicht verstattet indessen nicht, diese Arbeit über uns zu nehmen. Wir überlassen sie vielmehr mit Vergnügen einer andern Feder, welche diese schöne Schrift, wie in dem Meßcatalogus angezeigt worden, bald in einer deutschen Übersetzung, mit Anmerkungen und Zusätzen vermehrt, liefern wird. Wir begnügen uns also mit einer kurzen Anzeige der merkwürdigen Dinge, die in dieser Schrift enthalten sind, ohne uns in irgend eine Untersuchung einzulassen.

Das erste Buch handelt von dem wesentlichen Unterschiede zwischen dem Erhabenen und dem Schönen. Die Neubegierde, sagt unser Verf, mischt sich bald mehr, bald weniger in alle Leidenschaften des Menschen. Ohne einen gewissen Grad der Neuheit kann kein Gegenstand weder Wohlgefallen, noch ein sonderliches Mißfallen in uns erregen. Da aber die Neubegierde zwar ein heftiger, aber doch ein leicht vorübergehender Trieb ist, so muß die Lust und Unlust hinzukommen, um unsere Neigungen dauerhafter, und die Gegenstände bald angenehm, bald unangenehm zu machen. Lust und Unlust aber hält er für einfache Begriffe, die sich nicht weiter erklären lassen.

Er widerlegt die Weltweisen, welche geglaubt haben, die Befreiung von einer Unlust sei als eine positive Lust, und die Beraubung einer Lust als eine positive Unlust zu betrachten; und beruft sich auf die Erfahrung, ob eine positive Lust sich nicht durch ganz andere Kennzeichen zu erkennen gebe, als diejenige, welche aus der Befreiung von einer Unlust entspringt. Wenn wir, heißt es, einem großen Unglücke entkommen sind, so zeigt sich in unsern Mienen nichts weniger als die Trunkenheit der Freude; sondern ein Erschüttern, eine Art von Schauer überfällt uns, die zwar angenehm ist, aber doch etwas von der Bitterkeit der Gefahr mit sich führt, der wir entronnen sind. Er nennt das positive Vergnügen pleasure; dasjenige hingegen, welches aus der Befreiung von einer Unlust entsteht, belegt er zum Unterschiede mit dem Namen delight; gesteht aber, daß der Gebrauch diesem letztern Worte nicht eigentlich diese Bedeutung bestimmt habe, und solches nur von ihm zu mehrerer Bequemlichkeit angenommen worden sei *).

*) Ein Deutscher würde dieser Neuerung überhoben seyn können; denn unsere Sprache hat ein Wort, welches diese Empfindung ausdrückt. Wir sagen: ich bin froh, daß es einmal vorüber ist, u. dgl.; wodurch

Gleichergestalt ist die Empfindung einer positiven Unlust von derjenigen, die aus der Beraubung eines angenehmen Gegenstandes entspringt, sehr weit unterschieden. Unter die Traurigkeit über die Abwesenheit eines Vergnügens mischt sich jederzeit eine Art von Vergnügen, welches aus dem Andenken des angenehmen Gegenstandes entspringt. Dieses Vergnügen gewinnt öfters die Oberhand in dem Affecte, und macht, daß uns unsere Schwermuth, unsere Traurigkeit selbst angenehmer ist, als andere wirklich belustigende Vorstellungen. Niemals aber wird sich ein Mensch eine Zeit lang von einer positiven Unlust quälen lassen, wenn er sich davon befreien kann. Der Engländer unterscheidet diese beiden Gattungen von Unlust durch pain und grief; der Deutsche würde sie durch Mißvergnügen und Traurigkeit geben.

Ferner werden die Leidenschaften überhaupt in solche, die auf die Selbsterhaltung, und in solche, welche auf das gesellschaftliche Leben abzielen, eingetheilt. Jene sind am heftigsten, wenn sie Schmerz, Gefahr und Tod zum Grunde haben; und der Verf. nennt einen Gegenstand erhaben, wenn er den Begriff von Schmerz und Gefahr, oder überhaupt entweder Schrecken, oder eine Bewegung, die mit dem Schrecken ähnliche Wirkungen hat, erregen kann; d. h., wie er es erklärt: wenn er geschickt ist, die heftigste Bewegung hervorzubringen, deren unser Gemüth fähig ist. Wenn diese Vorstellungen uns allzu nahe sind, so sind sie unangenehm; in einer gewissen Entfernung aber können sie angenehm werden. Die Ursache hiervon werden wir in der Folge hören.

Die Leidenschaften hingegen, welche auf das gesellschaftliche Leben abzielen, beziehen sich entweder auf das andere Geschlecht, und haben die Fortpflanzung zum Endzwecke; oder sie beziehen sich überhaupt auf alle Menschen und Thiere, und sogar auf leblose Dinge, mit welchen wir in einer Art von Gesellschaft leben. Diese gewähren mehrentheils ein sehr lebhaftes, entzückendes und heftiges Vergnügen. Der Mangel derselben aber erregt selten Mißvergnügen, und läßt uns oft in einer Art von

---

wir das Vergnügen ausdrücken, welches aus der Befreiung von einer Unlust entspringt. (S. Wolf's Psychol. emp. §. 855. Baumgarten's Met. ed. 4. §. 682.) Das Hauptwort müßte das Frohseyn, aber nicht, wie Wolf meint, die Fröhlichkeit heißen.

Gleichgültigkeit. Ja in den Fällen selbst, in welchen der Verlust eines Vergnügens Mißvergnügen erregt, ist dieses Mißvergnügen immer noch von dem wahren Schmerze unterschieden. Ein von Schmerz geplagter Mensch beklagt sich nicht so sehr über den Verlust der Gesundheit, als über das gegenwärtige unangenehme Gefühl. Ein Verliebter hingegen, der von dem Gegenstande seiner Liebe verlassen worden, beklagt sich mehr über den Verlust der angenehmen Empfindungen, die er entweder genossen oder zu genießen hoffte, als über einen gegenwärtigen Schmerz.

Bei derjenigen Leidenschaft, welche auf die Fortpflanzung des Geschlechts abzielt, bemerkt der Verf. einen Unterschied zwischen Menschen und Thieren. Die Thiere, welche dem Zuruf der Natur getreu folgen, werden bloß von einem dunkeln Triebe zu dem weiblichen Geschlechte gereizt. Es mischt sich in diese Empfindung kein Begriff von Schönheit. Denn wenn sie gleich den Weibchen ihres Geschlechts einen Vorzug geben; so glaubt der Verf. doch nicht, daß dieser Vorzug, wie Addison meint, einem Begriffe von Schönheit, sondern einer andern, ihm unbekannten Ursache zuzuschreiben sei, weil man nicht bemerkt, daß sie unter den Weibchen ihres Geschlechts irgend eine Wahl treffen. Bei dem Menschen hingegen mischt sich die Idee von vorzüglicher Schönheit unter die natürliche Empfindung, welche auf die Fortpflanzung seines Geschlechts abzielt.

Die Schönheit nennt der Hr. Verf. eine „gesellschaftliche Leidenschaft", weil wir uns sehnen, einen jeden Gegenstand, an welchem wir eine Schönheit wahrnehmen, näher um uns zu haben, und mit ihm gleichsam in Gesellschaft zu leben.

Die zweite Abtheilung der gesellschaftlichen Leidenschaften war das gesellschaftliche Leben mit Menschen und Thieren überhaupt. Der Verf. bemerkt, daß der allgemeine gesellschaftliche Umgang kein merkliches Vergnügen, wohl aber die Einsamkeit ein großes Mißvergnügen erregen kann. Hingegen kann der Umgang mit gewissen einzelnen Personen uns ein wahres Vergnügen gewähren; und dieses Vergnügen ist weit größer, als das Mißvergnügen über dessen Verlust.

Der Hr. Verf. zählt ferner zu den Wirkungen der gesellschaftlichen Leidenschaften die Sympathie, die Nachahmung und die Ehrliebe. Unter dem Worte Sympathie versteht er das Vermögen, uns an die Stelle einer andern Person zu setzen, und mit ihr zu fühlen, was ihr widerfährt. In dieser Ver-

fassung empfinden wir nicht nur die Leidenschaften einer andern Person, welche auf die Selbsterhaltung abzielen und welche, nach des Verf. Meinung, die Quelle des Erhabenen sind; sondern auch ihre gesellschaftlichen Leidenschaften, aus welchen das lebhafteste Vergnügen entspringt. Die Wirkungen der Sympathie aber sind in allen Fällen angenehm. Wir lesen die Geschichte von dem Untergange großer Staaten, von den Unglücksfällen tugendhafter Leute, wenn sie auch keine Erdichtungen sind, mit vielem Vergnügen. Ja öfters ziehen sie uns mehr an sich, als die Geschichte von ihrem Glückstande und Wohlergehen. Das Schrecken ist angenehm, wenn es nicht allzu nahe ist; und das Mitleiden wird allezeit von einem Vergnügen begleitet, weil es aus Liebe und gesellschaftlichen Neigungen entspringt.

Die nachahmenden Künste mögen der Natur noch so nahe kommen, so ist das Vergnügen, welches sie gewähren, dennoch so lebhaft nicht, als das sympathetische Vergnügen, das aus einer wahren Begebenheit entspringt. Wenn jetzt das allervortrefflichste Trauerspiel aufgeführt werden soll, und das Volk hört, man sei im Begriffe, in jener Straße einen Staatsverbrecher von hohem Stande zu richten; so wird es gewiß hinlaufen, und das wirkliche Schauspiel dem nachgeahmten vorziehen. Der Hr. Verf. bemerkt mit Recht, es sei ein Unterschied zwischen: eine Sache mit Vergnügen thun, oder mit Vergnügen ansehn, wenn sie geschehn ist. Kein Mensch ist so verderbt, daß er den Untergang einer großen volkreichen Stadt mit Vergnügen verursachen sollte; aber der Tugendhafteste wird begierig seyn, wenn sie untergegangen ist, die Ruinen zu sehn.

Von dem Wohlgefallen an der Nachahmung redet unser Verf. ziemlich seicht. Er glaubt es ebenfalls der Sympathie zuschreiben zu können. Wir fühlen nicht nur gern, sagt er, was Andere fühlen, sondern wir thun auch gern nach, was sie gethan haben. In der Folge nimmt er seine Zuflucht zu der Endabsicht, als wenn diese so schlechterdings die Stelle der wirkenden Ursache vertreten könnte.

Endlich glaubt der Hr. Verf., die Ambition sei die Ursache, warum wir uns nicht nur bestreben, Andern nachzuahmen, sondern auch, es Andern zuvor zu thun und sie alle zu übertreffen. Diese Ambition scheint von ihm als eine ursprüngliche Eigenschaft der Seele angenommen zu werden, indem er abermals die

Endabsicht derselben anzeigt, ohne sich zu bekümmern, wie sie aus der Natur der Seele fließe.

Der 2te Theil handelt von den Ursachen und Wirkungen des Erhabenen. Was von Natur groß und erhaben ist, erregt, wenn seine Wirkung am heftigsten ist, ein Erstaunen. Wir erstarren gleichsam, alle unsere Bewegungen hören plötzlich auf, und wir sind ganz voll von unserm Gegenstande. Niedrigere Grade hiervon sind Bewunderung, Ehrfurcht und Hochachtung. Alles, was schrecklich oder fürchterlich ist, kann den Begriff des Erhabenen erregen. Kleine, unansehnliche Dinge sind öfters erhaben, weil sie schrecklich sind; und die größten Gegenstände werden weit erhabener, wenn sie zugleich schrecklich sind. So ist die See erhabener, als eine Ebene von eben der Ausdehnung. Die Dunkelheit befördert das Erhabene, weil sie fürchterlich ist. Alle Tempel der heidnischen Gottheiten waren dunkel; und die Gottheiten selbst wurden, wie noch jetzt von den Amerikanern geschieht, an den dunkelsten Örtern aufgestellt. In der Malerei, glaubt unser Verf., werden die Gemälde deutlicher geschildert, als in der Poesie. Es fällt der Einbildungskraft schwer, die Theile eines Gegenstandes, welcher durch Worte beschrieben wird, gehörig zu ordnen; und eben dieser Dunkelheit der Beschreibungen, behauptet der Verf., sei es zuzuschreiben, daß die Poesie weit heftiger die Leidenschaften rege macht, als die Malerei. Er widerlegt bei dieser Gelegenheit den Abt Dubos, der aus folgender Stelle des Horaz:

> Segnius irritant animos demissa per aures,
> Quam quae sunt oculis subjecta fidelibus —

den Vorzug der Malerei vor der Poesie in Erregung der Leidenschaften beweisen zu können glaubt.

Alles, was den Begriff einer Privation mit sich führt, ist fürchterlich und deswegen erhaben, als: ein leerer Platz, Finsterniß, Einsamkeit, Stille u. s. w.; welches durch eine Stelle aus dem Virgil erläutert wird.

Eine ungemeine Größe ist gleichfalls eine mächtige Ursache des Erhabenen. Jedoch rührt uns eine große Ausdehnung in die Länge nicht so sehr, als eben dieselbe Ausdehnung in die Höhe; und diese vielleicht nicht so sehr, als eine Tiefe von eben der Ausmessung.

Das Unendliche erfüllt unsere Seele mit der Art von Schaudern, welches dem Erhabenen so eigen ist. Da aber nichts Unendliches in unsere Sinne fällt, so vertritt dasjenige, dessen Gränzen wir nicht wahrnehmen, bei uns die Stelle des wirklich Unendlichen. Wenn unsere Einbildungskraft keine Schranken findet, welche sie still zu stehen nöthigen, so setzt sie den Begriff des Gegenstandes immer weiter fort, und geräth dadurch auf die Vorstellung des Unendlichen. Ja wenn ein Begriff öfter wiederholt worden ist, so fährt die Seele fort, denselben zu wiederholen, wenn gleich die äußerliche Ursache zu wirken aufgehört hat. Wenn wir uns eine Zeit lang um uns selbst gedrehet haben, so scheinen sich die Gegenstände noch zu bewegen, wenn wir gleich stille sitzen. Wenn wir einen Wasserfall rauschen, oder mit einem Hammer haben schlagen hören, so ist der Schall immer noch in unsrer Einbildungskraft gegenwärtig, ob er gleich von außen aufgehört hat; bis er nach und nach schwächer wird und endlich verschwindet. Wenn wir eine lange Stange gerade vor den Augen halten, so scheint sie uns von einer unglaublichen Länge zu seyn.

Die „Einförmigkeit in der Folge" befördert die Vorstellung des Unendlichen. Die Folge auf oder neben einander macht, daß die Einbildungskraft fortfahren kann; und die Einförmigkeit, daß sie nirgend Schranken findet, nirgend unterbrochen wird.

Durch die Anwendung dieses Grundsatzes auf die Baukunst beurtheilt der Verf. die Bauart der alten heidnischen Tempel, welche gemeiniglich von außen ein längliches Viereck vorstellten, und von jeder Seite mit einer Reihe einförmiger Säulen versehen waren; und giebt ihnen den Vorzug vor der neuern Art, den Kirchen die Gestalt eines Kreuzes zu geben.

Ein kleines Gebäude mißfällt, nach den Gedanken unsers Verf., weil die Einbildungskraft auf nichts Unendliches geführt wird. Ein allzu großes Gebäude aber mißfällt eben so sehr. Die Erklärung, welche der Verf. in dem 12. Abschnitte von dieser Erscheinung giebt, ist ziemlich gesucht.

Warum ist der Frühling die angenehmste Jahreszeit? warum gefällt ein junges Thier mehr, als ein erwachsenes? warum gefallen öfters unvollendete Risse mehr als vollendete? Aus keiner andern Ursache, glaubt der Verf., als weil sich die Einbildungskraft dabei mehr verspricht, als sie vor sich hat, und dadurch gleichsam auf den Begriff des Unendlichen geführt wird.

Eine große Pracht, oder die Verschwendung glänzender und prächtiger Dinge, ist eine Quelle des Erhabenen. Die Sterne am Himmel führen, so oft wir sie auch betrachten, etwas Großes und Erhabenes mit sich. Die Unordnung, mit welcher sie ausgestreut zu seyn scheinen, zeigt nicht nur eine Art von Verschwendung an; sondern sie macht auch, daß sie nicht gezählt werden können, und die Einbildungskraft auf das Unendliche führen.

Das Licht kann nicht anders den Begriff des Erhabenen erwecken, als wenn es in großer Masse, wie z. B. die Sonne, in großer Geschwindigkeit, wie z. B. der Blitz, oder endlich durch einen plötzlichen Übergang aus der Finsterniß heftiger als gewöhnlich in die Sinne wirkt. Die Finsterniß hingegen ist weit fruchtbarer an erhabenen Vorstellungen.

Erhabene Gebäude müssen dunkel seyn: 1) weil die Dunkelheit an sich selbst, vermöge der Erfahrung, stärker rührt als das Licht, und 2) damit der schnelle Übergang aus der hellen Luft in das dunkle Gebäude die Sinne stark rühre und den Begriff des Erhabenen erzeuge. Des Nachts thun die erleuchteten Zimmer, aus eben der Ursache, eine sehr gute Wirkung.

Die hellen Farben sind zwar angenehm, aber nicht so erhaben, als die dunkeln. Der heitere Himmel ist nicht so erhaben, als der trübe und mit Wolken überzogene. Die Nacht ist feierlich, und größer als der Tag. Die Materialien und Verzierungen der erhabenen Gebäude müssen nicht mit hellen und glänzenden Farben, sondern schwarz, braun oder dunkelpurpurn angestrichen werden. Vergoldung, mosaische Arbeit und Bildsäulen tragen sehr wenig bei zu der Erhabenheit eines Gebäudes.

In Ansehung der Töne bemerkt der Verf., daß ein starker und lauter Schall, ein plötzlicher Anfang, eine unvermuthete Unterbrechung, und endlich ein niedriger, zitternder und öfters unterbrochener Laut den Begriff des Erhabenen erzeugen. Die Ursache der letztern Erscheinung ist die Unwissenheit, in welcher wir uns befinden, wenn der Ton bald zittert, bald nachläßt, bald wieder anfängt. Diese Ungewißheit ist uns eben so ängstlich in Ansehung des Schalles, als in Ansehung des Lichtes; welches durch Exempel bestätigt wird. Endlich ist das Geschrei der wilden Thiere zu dem Erhabenen in den Tönen zu rechnen, weil unsere Einbildungskraft mit der Vorstellung dieses Geschreies eine Art von Furcht verknüpft hat.

Sowohl der Geruch als der Geschmack haben an und für sich einen sehr geringen Antheil an erhabenen Begriffen. Indessen räumt ihnen der Hr. Verf. dennoch eine sehr gute Wirkung in der Dichtkunst ein, und bestätigt seine Meinung durch Beispiele.

Das Gefühl führt nichts Erhabenes bei sich, außer dem Schmerze, wohin auch Arbeit, Mühe, Angst, Qual u. dgl. zu rechnen ist. Jedoch dieses erhellt bereits aus dem Vorhergehenden.

Der 3te Theil handelt von den Ursachen und Wirkungen der Schönheit. Wir übergehen hier einige Abschnitte, in welchen der Hr. Verf. zu beweisen sucht, daß weder die Proportion, noch die Nützlichkeit (fitness), noch die Vollkommenheit die Ursache der Schönheit sei; und daß man den Begriff der Schönheit nicht füglich auf die Tugend anwenden könne. Die Philosophie des Hrn. Verf. scheint uns an diesem Orte am wenigsten gründlich zu seyn. Wir würden seine Scheingründe nicht anführen können, ohne sie zu widerlegen; und eine förmliche Widerlegung verbietet uns der Raum.

Nach des Hrn. Verf. Meinung ist die Schönheit nichts anders, als some merely sensible quality (wir wollen diese Worte nicht übersetzen; Leser, die der engländischen Sprache nicht kundig sind, können versichert seyn, daß ihnen diese Worte durch die Verdeutschung nicht deutlicher seyn würden), welche vermittelst der Sinne auf eine mechanische Weise in die Seele wirkt. Er will also die Eigenschaften der Dinge durchgehen, von welchen die Erfahrung lehrt, daß sie den Begriff der Schönheit, die Liebe und Zuneigung erregen können. Wir wollen ihm in dieser Untersuchung folgen.

Schöne Gegenstände sind klein. Dieses bezeugt einigermaßen der Diminutivus, mit welchem man fast in allen Sprachen die Dinge benennt, die schön sind. Kleine Vögel, kleine Thiere sind schöner als große. Man wird selten sagen hören, daß ein Ding groß und schön sei, sondern mehrentheils: groß und häßlich. Hierin unterscheidet sich das Schöne von dem Erhabenen. Das Erhabene ist groß und schrecklich, das Schöne klein, niedlich und angenehm.

Schöne Gegenstände sind glatt. Alles, was rauh und uneben ist, oder dessen Fläche von spitzigen Winkeln unterbrochen wird, mißfällt, und wenn es auch sonst noch so gut gebildet ist. Die Glätte ist eine Haupteigenschaft des Schönen.

Indessen müssen die Theile eines schönen Gegenstandes nicht

baum, das Veilchen iſt ſchön; die Eich
Ulmbaum ſind majeſtätiſch, ehrwürdig, ab
Verſtande ſchön. Eben alſo verhält es
Das ſchöne Geſchlecht wird durch einen A
von Schwächlichkeit, und ſogar von eini
liebenswürdiger.

Die Farben der ſchönen Gegenſtände
kel und ſchmutzig, ſondern hell und rei
ſtark glänzen, ſondern gemilderte Stra
3) Wenn ſie aber ſtark glänzen, ſo müſſ
ſtechenden Farben untermiſcht ſeyn, damit
kung unterbrochen werde.

Die Geſichtsbildung iſt das Vornehr
des menſchlichen Körpers. Die Züge mü
daß ſie ein zärtliches, ſanftes und angeneh
weil ſie jederzeit mit dem Gemüthe und
des übrigen Körpers in einer genauen Ve

Noch weit wichtiger iſt das Auge in
heit. Es muß 1) klar und rein ſeyn,
ſchmachtende Bewegung haben. Schnel
ſind lebhafter, aber die langſamen ſind li
den übrigen Theilen des Geſichts muß
ſeyn, daß die Linie nicht plötzlich, ſont

ein; und er verweist seine Leser auf die fleißige Betrach-
medicеischen Venus und des Antinous.

Zierlichkeit erfordert alles dasjenige, was die Schönheit
und noch überdem eine Regelmäßigkeit in der Zusam-
ıg der Theile. Wenn ein Ding diese Eigenschaften hat,
groß ist, als daß man es sollte schön nennen können,
es der Verf. zum Unterschiede ansehnlich (specious)
lgekleidet (fine).

s Gefühl hat in Empfindung der Schönheit eine große
it mit dem Gesichte. Nimmt man die Farbe aus, so
schöner Gegenstand für das Gefühl alle Eigenschaften
welche er haben muß, wenn er dem Gesichte gefallen
as Gefühl erfordert aber überdem, daß der Gegenstand
ucke sanft widerstehe, und einen mäßigen Grad von
besitze. In der Musik, gesteht der Hr. Verf., habe er
derliche Erfahrung. Indessen beweist er aus einer Stelle
on's jugendlichen Gedichten, daß die Eigenschaften der
lt für die übrigen Sinne fast völlig übereinkommen.
chreibung aus dem Milton ist folgende:

And ever against eating cares,
Lap me in soft Lydian airs;
In notes with many a winding bout
Of linked Sweetness long drawn out:
With wanton heed, and giddy cunning,
The melting voice through mazes running;
Untwisting all the chains that tye
The hidden soul of harmony.

f. setzt hinzu, daß laute und schreiende Töne, so wie
icher Übergang aus einem Tact oder Tonart in die an-
selten mit dem eigentlichen Begriffe der Schönheit ver-
Sie können zwar eine Art von Munterkeit ausdrücken,
heftige Leidenschaften erregen; aber zu dem sanften,
nden und schmachtenden Wesen, worin die Schönheit
scheinen sie ihm völlig untüchtig zu seyn.

ch der Geschmack und Geruch bestätigen die Anmerkung
Eigenschaften der Schönheit, welche man in Ansehung
zen Sinne gemacht hat. Jedoch von der Ähnlichkeit der
ungen der menschlichen Sinne soll in dem folgenden
usführlich gehandelt werden.

rgleicht man nun das Schöne mit dem Erhabenen, so
ın einen sehr merklichen Contrast zwischen ihnen finden.

in einer geraden Linie fortgehen, sondern allmälig von ihrer vorigen Richtung abweichen. Das Auge muß nirgend einen Winkel, nirgend eine plötzliche Abweichung entdecken, sondern die ganze Linie mit ihren Abweichungen ohne Hinderniß durchlaufen können, und den Punkt vermissen, wo die Abweichung angefangen oder aufgehört hat. (Dieses ist die Wellenlinie Hogarth's.)

Die schönen Gegenstände müssen auch niedlich (delicate) seyn. Die Niedlichkeit gefällt, und wenn sie auch einen Anschein von Schwachheit mit sich führt. Der Weinstock, der Myrthenbaum, das Veilchen ist schön; die Eiche, die Esche und der Ulmbaum sind majestätisch, ehrwürdig, aber nicht im eigentlichen Verstande schön. Eben also verhält es sich mit den Thieren. Das schöne Geschlecht wird durch einen Anschein von Zärtlichkeit, von Schwächlichkeit, und sogar von einiger Furchtsamkeit desto liebenswürdiger.

Die Farben der schönen Gegenstände müssen 1) nicht dunkel und schmutzig, sondern hell und rein seyn; 2) nicht allzu stark glänzen, sondern gemilderte Strahlen von sich werfen. 3) Wenn sie aber stark glänzen, so müssen sie mit andern, abstechenden Farben untermischt seyn, damit die allzu heftige Wirkung unterbrochen werde.

Die Gesichtsbildung ist das Vornehmste bei der Schönheit des menschlichen Körpers. Die Züge müssen so beschaffen seyn, daß sie ein zärtliches, sanftes und angenehmes Wesen ausdrücken, weil sie jederzeit mit dem Gemüthe und mit der Beschaffenheit des übrigen Körpers in einer genauen Verbindung stehen.

Noch weit wichtiger ist das Auge in Ansehung der Schönheit. Es muß 1) klar und rein seyn, 2) eine langsame und schmachtende Bewegung haben. Schnelle und feurige Blicke sind lebhafter, aber die langsamen sind liebenswürdiger. 3) Mit den übrigen Theilen des Gesichts muß es dergestalt verbunden seyn, daß die Linie nicht plötzlich, sondern allmälig von der vorigen Richtung abweiche. 4) Endlich muß es das sanfte und zärtliche Wesen ausdrücken, das oben bei den Gesichtszügen beschrieben worden.

Der Reiz ist von der Schönheit nicht sehr unterschieden. Er bezieht sich mehrentheils auf die Positur und Bewegung. Die Beschreibung, welche der Hr. Verf. davon macht, kömmt mit demjenigen, was oben von der Schönheit gesagt worden,

faſt überein; und er verweiſt ſeine Leſer auf die fleißige Betrachtung der mediceiſchen Venus und des Antinous.

Die Zierlichkeit erfordert alles dasjenige, was die Schönheit erfordert, und noch überdem eine Regelmäßigkeit in der Zuſammenſetzung der Theile. Wenn ein Ding dieſe Eigenſchaften hat, und zu groß iſt, als daß man es ſollte ſchön nennen können, ſo nennt es der Verf. zum Unterſchiede anſehnlich (specious) oder wohlgekleidet (fine).

Das Gefühl hat in Empfindung der Schönheit eine große Ähnlichkeit mit dem Geſichte. Nimmt man die Farbe aus, ſo muß ein ſchöner Gegenſtand für das Gefühl alle Eigenſchaften haben, welche er haben muß, wenn er dem Geſichte gefallen ſoll. Das Gefühl erfordert aber überdem, daß der Gegenſtand dem Drucke ſanft widerſtehe, und einen mäßigen Grad von Wärme beſitze. In der Muſik, geſteht der Hr. Verf., habe er keine ſonderliche Erfahrung. Indeſſen beweiſt er aus einer Stelle in Milton's jugendlichen Gedichten, daß die Eigenſchaften der Schönheit für die übrigen Sinne faſt völlig übereinkommen. Die Beſchreibung aus dem Milton iſt folgende:

And ever against eating cares,
Lap me in ſoft Lydian airs;
In notes with many a winding bout
Of linked Sweetness long drawn out:
With wanton heed, and giddy cunning,
The melting voice through mazes running;
Untwisting all the chains that tye
The hidden ſoul of harmony.

er Verf. ſetzt hinzu, daß laute und ſchreiende Töne, ſo wie plötzlicher Übergang aus einem Tact oder Tonart in die an-e, ſich ſelten mit dem eigentlichen Begriffe der Schönheit ver-gen. Sie können zwar eine Art von Munterkeit ausdrücken, auch heftige Leidenſchaften erregen; aber zu dem ſanften, eichelnden und ſchmachtenden Weſen, worin die Schönheit eht, ſcheinen ſie ihm völlig untüchtig zu ſeyn.

Auch der Geſchmack und Geruch beſtätigen die Anmerkung die Eigenſchaften der Schönheit, welche man in Anſehung übrigen Sinne gemacht hat. Jedoch von der Ähnlichkeit der findungen der menſchlichen Sinne ſoll in dem folgenden ausführlich gehandelt werden.

Vergleicht man nun das Schöne mit dem Erhabenen, ſo man einen ſehr merklichen Contraſt zwiſchen ihnen finden.

Erhabene Gegenſtände müſſen ungemein groß von Ausmeſſung ſeyn, die ſchönen weit kleiner; dieſe müſſen hingegen glatt und polirt ſeyn, jene aber rauh und uneben. Das Schöne vermeidet zwar die gerade Linie, weicht aber nur allmälig von derſelben ab; das Erhabene liebt die gerade Linie, und wenn es davon abweicht, ſo geſchieht es plötzlich; die Schönheit muß hell ſeyn, das Erhabene düſter und traurig. Endlich muß jenes leicht und niedlich, dieſes aber feſt und ſogar maſſiv ſeyn. Sie ſind auch ganz verſchiedene Dinge; denn die Schönheit hat das Vergnügen, und die Erhabenheit den Schmerz zum Grunde.

Der 4te Theil: von der wirkenden Urſache des Erhabenen und Schönen. Hierunter verſteht der Verf. nicht die erſte Grundurſache. Dieſe würde ihn, wie er glaubt, auf die Unterſuchung führen, wie Leib und Seele wechſelsweiſe in einander wirken, auf welche er ſich nicht einlaſſen will. Er begnügt ſich vielmehr, die allgemeinen Geſetze ausfindig zu machen, nach welchen gewiſſe Leidenſchaften in der Seele von gewiſſen und keinen andern Bewegungen in dem Körper, und wiederum dieſe von jenen allezeit begleitet werden. In dieſem Theile findet man ſehr philoſophiſche Ideen, die einem ſyſtematiſchen Kopfe vielfältig Gelegenheit zum Nachdenken geben können. Unſere Leſer werden es hoffentlich für gut finden, wenn wir hier etwas weitläuftiger ſeyn werden.

Wenn es gleich nothwendig Gegenſtände geben muß, die ihrer Natur nach gewiſſe Leidenſchaften in uns erregen; ſo findet man hingegen doch auch andere, die uns an und für ſich ſelbſt gleichgültig ſeyn würden, wenn wir ſie nicht in der Einbildungskraft mit gewiſſen andern Vorſtellungen verknüpft hätten, die ihrer Natur nach Leidenſchaften in uns wirken; geſetzt auch, wir wüßten in dem Augenblicke, da der Affect entſteht, uns nicht zu erinnern, wie und wann wir dieſe Begriffe mit einander verbunden haben. Ohne an den Ekel zu gedenken, der einigen Menſchen für gewiſſe Dinge eigen iſt; ſo wiſſen wir uns nicht zu erinnern, ſeit wann uns ein ſteiler Ort ſchrecklicher geworden iſt als eine Ebene, oder Feuer und Waſſer fürchterlicher als ein Erdkloß, da dieſes doch unſtreitig eine Frucht der Erfahrung iſt, die wir vielleicht erſt ziemlich ſpät in der Welt gemacht haben.

Ferner beweiſt der Hr. Verf. aus der Erfahrung, daß ſich Furcht und Schrecken durch eben die äußerlichen Kennzeichen, durch eben die Bewegungen in den Gliedmaßen des Körpers

äußern, durch welche sich ein heftiger Schmerz zu erkennen zu geben pflegt. Der einzige Unterschied zwischen diesen Gemüthsbewegungen ist dieser: der Schmerz wirkt vermittelst des Körpers in die Seele, Furcht und Schrecken aber wirken vermittelst der Seele in den Körper. Die Wirkung ist aber in beiden Fällen nicht nur einerlei, sondern man hat auch bemerkt, daß in der Seele jederzeit die Leidenschaften von selbst entstehen, zu deren äußerlicher Veränderung der Körper durch irgend eine Ursache aufgelegt ist. Diese Anmerkung wird durch ein Exempel von Campanella bestätigt, welcher, wie Spon in seinen Recherches d'Antiquité erzählt, wenn er die Neigungen anderer Menschen hat auskundschaften wollen, ihre Mienen, Geberden und Positur angenommen, und sein eigenes Herz untersucht hat, in der gewissen Versicherung, sein Gemüth müsse die Neigungen derjenigen Personen annehmen, deren Mienen und Geberden er nachahmt. Die tägliche Erfahrung zeigt auch, daß man nur die Geberden eines zornigen, erschrockenen oder kühnen Menschen anzunehmen hat, um gleichsam einen Trieb zu diesen Leidenschaften zu bekommen.

Der Verf. fährt fort zu schließen: wenn wir also annehmen, der Schrecken äußere sich durch eine Zusammenziehung und Spannen der Nerven, und überdem bereits bewiesen haben, daß der Schrecken eine Ursache der erhabenen Empfindungen sei; so folgt daraus, daß nicht nur schreckliche und fürchterliche Dinge, sondern auch alle Gegenstände, welche eine dem Schrecken ähnliche Spannung der Nerven verursachen, eine Quelle des Erhabenen werden können. Man hat also nur zu beweisen, daß die Gegenstände, welche in dem zweiten Theile als Quellen des Erhabenen angegeben worden sind, entweder an sich schrecklich, oder mit schrecklichen Begriffen in der Einbildungskraft verknüpft sind, oder endlich bloß in den Körper wirken, und die Spannung hervorbringen, die eine Folge des Schreckens zu seyn pflegt. Diese Idee scheint uns überaus fruchtbar.

Wie kann uns aber das Schreckliche, das Fürchterliche unter der Gestalt des Erhabenen froh machen (be a cause of delight)? Hier nimmt der Verf. seine Zuflucht zu dem bekannten System, daß eine jede Beschäftigung der Nerven, die sie wirksam erhält, ohne sie zu ermüden, angenehm sei; welches man in der französischen Schrift, die den Titel führt: Théorie des Sentimens agréables, weitläuftig ausgeführt finden kann.

Nunmehr fährt der Verf. fort, alle die Urſachen des Erhabenen, deren oben erwähnt worden, aus dieſem Geſichtspunkte zu betrachten.

Eine ungemeine Größe in Anſehung der Ausdehnung erregt einen geringen Grad von Schmerz, eine gelinde Spannung in den Geſichtsnerven, die der Wirkung des Schreckens ſehr nahe kömmt, indem das Auge viele mannigfaltige Theile zu durchlaufen hat, ehe es das Ganze überſehen kann. Viele zerſtreute Gegenſtände ſind nicht ſo geſchickt, dieſe Wirkung hervorzubringen. Denn einestheils wird die Arbeit des Auges durch die Abwechslung der Figuren und Farben erleichtert, anderntheils pflegt auch die Seele ihre Aufmerkſamkeit auf mehr als auf einen einzigen Gegenſtand zu lenken. Worauf wir aber nicht aufmerkſam ſind, das iſt eben ſo gut als wenn es gar nicht da wäre. Die Einheit iſt alſo nothwendig bei der Größe, wenn ſie eine Quelle des Erhabenen ſeyn ſoll.

Das Unendliche, welches durch die Kunſt hervorgebracht wird, beſteht in einer einförmigen Folge großer Theile auf oder neben einander. Auch dieſes kann die Spannung der Nerven verurſachen, welche der Wirkung des Schreckens ähnlich iſt. In Anſehung des Gehörs iſt dieſes ſehr deutlich. Ein einziger Schlag ſpannt ſchon die Nerven des Gehörs in einem gewiſſen Grade. Wird der Schlag wiederholt, ſo erwarten wir natürlicherweiſe einen dritten. Dieſe Erwartung ſelbſt vermehrt den Grad der Spannung, wie man ſolches bei den Thieren bemerken kann, wenn ſie ſich gefaßt machen, einen gewiſſen Schall zu vernehmen. Da wir aber in der Erwartung den Augenblick nicht gewiß beſtimmen können, in welchem der Schlag erfolgen wird, ſo überraſcht er uns hernach nicht ohne einen geringen Grad von Schrecken; welches der Hr. Verf. bei ſich ſelbſt erfahren zu haben verſichert. Alle dieſe Urſachen vereinigen ſich, die Spannung der Nerven hervorzubringen, welche zum Erhabenen erfordert wird. Indeſſen müſſen alle dieſe Schläge, und die Erſchütterungen, die ſie hervorbringen, ſich ähnlich ſeyn; ſonſt hindern ſie ſich einander in ihren Wirkungen.

Eine gleiche Beſchaffenheit hat es mit dem Geſichte. Das Unendliche durch die Kunſt, oder die Wiederholung ähnlicher Eindrücke, muß hier eben die Wirkung thun. Laßt uns eine Colonnade von ähnlichen Säulen betrachten, welche in einer geraden Linie neben einander ſtehen. Wir wollen aber eine

heimlichen Seufzern unterbrochen; der ganze Körper nimmt eine gelassene Stellung an, und die Hände hangen nachläßig herunter. Alle diese Erscheinungen zeigen, wie der Verf. glaubt, eine Erschlaffung in den festen Theilen des Körpers an; daher er denn behauptet, die Schönheit wirke bloß durch eine solche Erschlaffung. Das Gesetz, welches hieraus entspringt, wird auf eben die Art, wie bereits oben in Ansehung des Erhabenen erinnert worden, wechselsweise statt finden: nämlich alles, was Liebe und Zuneigung erregt, wird eine Erschlaffung in den Fibern verursachen; und wiederum alles, was eine sanfte Erschlaffung der festen Theile des Körpers verursacht, wird in der Seele den Begriff der Liebe und Gewogenheit erzeugen.

Daß ein schöner Gegenstand glatt seyn müsse, leitet der Hr. Verf. daher, weil eine rauhe und unebene Oberfläche die Nerven anstrengt, ein glatter Körper aber eine Art von Erschlaffung zuwege bringt; welches auch daraus erhellt, weil die Berührung glatter Körper und ein sanftes Streicheln mit der Hand Krampf und Schmerzen zu stillen pflegen.

Auch die Süßigkeit des Geschmacks und des Geruchs wird der Glätte der kleinen Bestandtheile wohlriechender und wohlschmeckender Gegenstände, und ihre angenehme Wirkung in die Gliedmaßen der Sinne einer Art von Erschlaffung der Fibern zugeschrieben, welche Behauptung durch physikalische Gründe unterstützt wird. Der Verf. nennt die Süßigkeit die Schönheit des Geschmacks.

Eine Haupteigenschaft der Schönheit ist die Abwechslung. Sowohl eine gerade, als eine allzu sehr ausweichende Linie ist unangenehm. Die Ruhe, zu welcher uns die gerade Linie den nächsten Weg zu führen scheint, führt zwar eine Art von Erschlaffung mit sich; allein eine schwingende Bewegung, ein sanftes Auf- und Niedersteigen erschlafft weit mehr, als die völlige Ruhe. Dieses beweist das Wiegen der Kinder, welches den Schlaf befördert; die Art, wie die Ammen mit ihnen spielen; das Fahren in einem wohleingerichteten Wagen, in welchem wir keine unsanften Stöße bekommen, sondern auf eine angenehme Weise gleichsam eingewiegt werden, u. s. w. Mit dem Gefühle hat es eben die Beschaffenheit; denn es ist einerlei, ob ich den Körper auf der Hand, oder die Hand auf dem Körper fortbewege; und mit gehöriger Veränderung findet alles dieses auch in Ansehung des Gesichts statt. Das sanfte Auf- und

Niederfahren des Lichtſtrahls auf der mäßig ausſchweifenden Linie muß dem Auge angenehm ſeyn.

Die ſchönen Gegenſtände, haben wir oben geleſen, müſſen vergleichungsweiſe kleine ſeyn. Dieſes läßt ſich zwar nicht genau beſtimmen, indem groß und klein relativiſche Begriffe ſind. Indeſſen giebt es bei jeder Art von Gegenſtänden eine gewiſſe Größe, die der Schönheit am zuträglichſten iſt. Wenn ſie dieſe Gränzen überſchreitet, ſo kann der Gegenſtand zwar wohlgebildet heißen, allein die Vermiſchung von Erhabenheit ſtört die ſanfte Wirkung der Schönheit durch ihre weit ſtärkere Macht. Wir werden nicht eingenommen, der Gegenſtand gewinnt weder unſere Liebe noch unſere Zuneigung, und wird mittelmäßig. Dieſe Gedanken werden durch einige ſehr feine Bemerkungen über den Homer unterſtützt.

Endlich zeigt der Verf. die Anwendung dieſer Grundſätze auf die Schönheit der Farben; und beſchließt den 4. Theil mit der Wiederholung ſeines allgemeinen Grundſatzes, daß das Große und Erhabene eine Art von Schrecken zum Grunde habe, und dadurch die Gemüthsbewegung hervorbringt, die dem Erſtaunen nahe kömmt; das Schöne hingegen gründe ſich auf ein poſitives Vergnügen, und errege in der Seele diejenige Empfindung, welche man Liebe nennt.

Der 5te Theil iſt beſtimmt, zu erklären, „wie der Begriff des Erhabenen und Schönen durch Worte erregt werden kann". Wir müſſen geſtehen, daß wir von der Einſicht und von dem feinen Geſchmacke des Hrn. Verf. eine weit gründlichere Ausführung dieſer Materie erwartet haben. Er dringt keinesweges in das Weſen der Erhabenheit und Schönheit in der Dichtkunſt und Beredſamkeit, zeigt auch nicht, wie ſeine Grundſätze auf dieſe angewendet werden könnten; ſondern begnügt ſich, einige paradoxe Sätze zu behaupten, die mit dem ganzen Werke faſt in keiner Verbindung ſtehen, als nämlich: daß die Worte eigentlich keine Bilder in der Seele erregen, weil man mehr an die Worte denkt, als an das Bild, das ſie vorſtellen (hat man jemals gezweifelt, daß die Worte gemeiniglich nur eine ſymboliſche Erkenntniß gewähren?); daß daher die maleriſche Poeſie keine nachahmende Kunſt ſei, weil ſie der Einbildungskraft nie das Gemälde deutlich genug vorſtellt (als wenn die ſymboliſche Erkenntniß durch die Dichtkunſt nie in eine anſchauende verwandelt werden könnte); und daß endlich das

Erhabene und Schöne in der Poesie nicht sowohl durch Bilder als durch die Erregung solcher Leidenschaften zu erhalten sei, die der Empfindung, welche durch die Gegenstände selbst erregt wird, ähnlich sind, u. s. w. Der Verf. entschuldigt sich zuletzt, daß er diese Materie nicht weitläuftiger ausgeführt. Er meint, es hätten bereits Andere ausführlich genug davon gehandelt. Wenn dieses wahr ist, so hätte er lieber gar nichts davon sagen sollen.

Beim Schlusse dieses gerathen wir von ungefähr auf die Anzeige von dieser philosophischen Schrift in dem Monthly Review for May 1757. Die sonst so billigen und so einsichtsvollen Herren Recensenten haben unserm Verf. nicht alle Gerechtigkeit widerfahren lassen, die er verdient. Der Auszug, den sie aus dieser Schrift liefern, ist nicht so gewissenhaft, als wir von diesen Herren gewohnt sind; und einige von den Einwürfen, welche sie in den Noten wider das System unsers Verf. vorbringen, scheinen bloß wider den Auszug, in welchem sie der Kürze halber einige Ideen haben aus dem Zusammenhange reißen müssen, Stich zu halten. Sie sagen z. E. S. 129. im Namen unsers Verf., das Frohseyn (delight) sei eine Quelle des Erhabenen. Dieses erinnern wir uns nicht in der ganzen Schrift gefunden zu haben. Part 4. Sect. 6. heißt es zwar: pain can be a cause of delight, d. i. „der Schmerz kann eine Ursache des Frohseyns werden"; und Sect. 7.: if the pain is not carried to violence, and the terror is not conversant about the present destruction of the person — they are capable of producing delight, not pleasure, but a sort of delight full of horror u. s. w.; d. i.: „wenn der Schmerz nicht allzu heftig ist, und der Schrecken „nicht mit dem gegenwärtigen Untergange der Person umgeht, „so können sie ein Frohseyn verursachen, nicht Vergnügen, son„dern ein frohes Schauern" u. s. w. Hieraus ersehen wir zwar, daß der Verf. dem Erhabenen kein positives Vergnügen, sondern eine Vermischung von angenehmer und unangenehmer Empfindung zuschreibt, welche man delight nennen kann. Daß aber ein jedes delight, eine jede Befreiung von einer unangenehmen Empfindung, eine Quelle des Erhabenen seyn könne, scheint schnurstracks wider das System unsers Weltweisen zu laufen.

Als eine Folge von dieser Unrichtigkeit bürden sie S. 474. unserm Verf. die Meinung auf, daß das Vergnügen durch eine Erschlaffung der Fibern, das delight aber auf eine entgegengesetzte Art wirke; und führen in der Note, diesen Satz zu

widerlegen, Exempel an, da das delight eine Erſchlaffung zuwege bringt. Dieſes iſt ein Streich in die Luft. Unſer Verf. eignet zwar dem Erhabenen eine Spannung der Fibern zu, aber nicht einem jeden delight. Das delight iſt an und für ſich ſelbſt keine Quelle des Erhabenen.

Als ein Exempel aber von einer großen Übereilung ſehen wir es an, wenn die Herren Recenſenten S. 475. in der Note ſagen: „Unſer Verfaſſer giebt das Schrecken für die einzige „Quelle des Erhabenen an, und ſchließt Liebe, Bewunderung „u. ſ. w. davon aus. Allein die allgemeine Empfindung aller „Menſchen widerſpricht dieſer Trennung des Erhabenen von der „Seite dieſer Gemüthsbewegungen. Es iſt gewiß, wir können „die erhabenſten Begriffe von Gott haben, ohne ihn uns als „einen Gott des Schreckens vorzuſtellen", u. ſ. w. Man muß mit dem Syſtem unſers Verf. ziemlich unbekannt ſeyn, wenn man glaubt, er halte die Bewunderung für eine Quelle des Erhabenen. Wie oft und wie ſorgfältig ſucht er uns nicht vielmehr einzuſchärfen, daß die Bewunderung, das Erſtaunen eine Art von Schaudern hervorbringe, die der Wirkung des Schreckens ähnlich ſind, und daher eine fruchtbare Quelle des Erhabenen ſeyn können! Was beweiſt nun die Inſtanz von Gott?

Unſrerſeits haben wir für dieſes Mal nur einen getreuen Auszug aus dieſer philoſophiſchen Schrift liefern, und unſer Urtheil darüber noch zurückhalten wollen. Wir werden aber Gelegenheit haben, unſern Leſern auch dieſes bekannt zu machen, wenn die oben erwähnte deutſche Überſetzung mit Anmerkungen und Zuſätzen erſchienen ſeyn wird.

Lieder, Fabeln und Romanzen, von F. W. G. Leipzig bey David Iverſen, 16 Bogen in 8°.

(aus der Bibliothek der ſchönen Wiſſ. und der fr. K. Bd. 3. Stück 2. 1758. S. 321 — 335.)

Wir ergreifen die Gelegenheit, um bei einer neuen Auflage dieſer Gedichte Nachricht von denſelben zu geben. Ihr Verfaſſer, der ſchon längſt die Ehre des deutſchen Parnaſſes geweſen

ist, hat sich zwar nicht genannt, ist aber dennoch bekannt genug. Und wie könnte man einen Gleim verkennen?

Wir fangen von den Fabeln an, welche den größten Theil dieser Sammlung einnehmen.

Das erste Buch enthält 25 neuerfundene Fabeln. Hingegen gehören von den fünf und zwanzigen des 2. Buchs nur die drei ersten dem Verf.; die übrigen hat er nach dem beigefügten Verzeichnisse aus alten und neuen Dichtern genommen. Vor einem jeden Theile steht eine poetische Zueignungsschrift an des Prinzen Friedrichs von Preußen Königl. Hoheit, in welchen viel schönes enthalten ist. Von dem großen preußischen Monarchen heißt es in der Zueignungsschrift des ersten Buchs:

— Oft erholt Er sich ein wenig
Vom Ungemach der Monarchie;
Dann hat das stille Sans-Souci
Den Philosophen, nicht den König.

* * *

Da denkt Er denn in seiner großen Seele
Gedanken, wie die Marc Aurele,
Und liest.
O Prinz, o wag' es doch einmal,
Und trag in seinen Büchersaal
Dieß Fabelbuch, dein Spiel.

(Der Held, der jetzt auf einem ganz andern Wege der Unsterblichkeit entgegenzueilen genöthigt ist, mag sich unter dem freudigen Zuruf der Völker sehr oft nach der philosophischen Muße auf dem stillen Sans-Souci zurück sehnen!) Unter den eigenen Erdichtungen unsers Verf. verdienen die 10te, 12te und 23ste des ersten Buchs, wie auch die zwei ersten des 2. Buchs allen andern vorgezogen zu werden; und auch diese sind nicht von kleinen Fehlern frei, indem man öfters die Wahrheit, Einheit und Moralität der äsopischen Fabel vermißt. Hingegen besitzt unser Dichter die Gabe zu erzählen in einem sehr vorzüglichen Grade; und dieses ist bei dem Fabeldichter wenigstens ein eben so großes Verdienst, als die Gabe zu erfinden. La Motte wird mit allen seinen Erfindungen selten gelesen, und La Fontaine hat sich durch seine meisterhafte Art zu erzählen einen vorzüglichen Platz unter den Dichtern erworben, welche die Zeiten Ludwigs 14., oder vielmehr die Zeiten dieser großen

Dichter verherrlichen. Unſerm Dichter iſt beſonders eine glückliche Kürze eigen, die faſt niemals in das Trockene verfällt, und dem Vortrage eine beſondere Naivetät und Lebhaftigkeit verſchafft, ohne ihn in das Poſſenhafte und Niedrige ſinken zu laſſen. Die 13te Fabel des 2. Buchs iſt meiſterlich erzählt, und übertrifft den La Fontaine, aus dem ſie genommen iſt. Wir wollen das Muſter mit der Nachahmung vergleichen. Die 119te Fabel T. 1. des La Fontaine iſt:

Le Cheval et l'Ane.

En ce monde il faut l'un l'autre secourir.
Si ton voisin vient à mourir,
C'est sur toi que le fardeau tombe.
Un Ane accompagnoit un Cheval peu courtois,
Celui-ci ne portant, que son simple harnois,
Et le pauvre Baudet si chargé qu'il succombe.
Il pria le Cheval de l'aider quelque peu;
Autrement il mourroit avant qu' être à la ville.
La prière, dit-il, n'en est pas incivile:
Moitié de ce fardeau ne vous fera que jeu.
Le Cheval refusa, fit une petarade,
Tant qu'il vit sous le faix mourir son camarade,
Et reconnut, qu'il avoit tort.
Du Baudet en cette aventure
On lui fit porter la voiture,
Et la peau par dessus encore.

Unſer deutſcher Dichter unter eben dem Titel:

Einſt trug auf ſeinem ſchmalen Rücken
Ein Eſel eine ſchwere Laſt,
Die fähig war, ihn todt zu drücken.
Ein ledig Pferd gieng neben ihm. Du haſt
Auf deinem Rücken nichts, ſprach das geplagte Thier,
Hilf, liebes Pferdgen, hilf! ich bitte dich, hilf mir.
Was helfen! ſagt der grobe Gaul,
Du biſt der rechte Gaſt, du biſt ein wenig faul,
Trag zu! — — — Ich ſterbe, liebes Pferd — — —
Die Laſt erdrückt mich, rette mich!
Die Hälfte wär' ein Spiel für dich!
Ich kann nicht, ſprach das Pferd.
Kurz: unter dem zu ſchweren Sack
Erlag der Eſel. Sack und Pack
Schmiß man dem Rappen auf;
Des Eſels Haut noch oben drauf.

)er Eingang unsers deutschen Dichters ist vortrefflich. Der
Vorwurf wird mit vieler Deutlichkeit auseinandergesetzt, und die
Handlung in jeder Zeile immer mehr und mehr vorbereitet. „Ein
dig Pferd gieng neben ihm" ist kürzer und weit schöner, als
:compagnoit un cheval peu courtois, celui ci ne portant,
ne son simple harnois. Peu courtois steht hier sehr am
rechten Orte. Der Leser begreift noch nicht, wodurch sich das
ferd diesen Tadel zugezogen hat. Weit besser ist: „was hel-
n! sagt der grobe Gaul". Ne portant, que son simple
arnois, ist lange nicht so gut, als: „ein ledig Pferd". Die
nterredung des Esels mit dem Gaul wird von dem fran-
sischen Dichter bloß erzählt, der deutsche hingegen läßt die
Handlung vor unsern Augen vorgehen. Die demüthige Bitte
s geplagten Thiers macht mit der beleidigenden Antwort des
olzen Gauls einen vollkommenen Contrast aus. Man glaubt
nen unerbittlichen Pachter mit dem Fröhner reden zu hören:

Was helfen! sagt der — —
Du bist der rechte Gast, du bist ein wenig faul.
Trag zu! — Ich sterbe ꝛc.

Wie schwach klingt das Französische: La prière, dit il, n'en
st pas incivile. Sogar die französischen Esel wollen nicht gern
nhöflich heißen. En cette aventure ist eine bloße cheville.

Die sehr malerische Beschreibung des Fischreigers im La
ontaine:

Un jour sur ses longs pieds alloit, je ne sçai où,
Le Héron au long bec, émanché d'un long cou,
Il côtoyoit une rivière, u. s. w.

t im Deutschen glücklich gegeben:

Am Ufer eines Bachs, auf einer Wiese, gieng
Ein Reiger ernsthaft hin, auf langen dürren Beinen,
Mit langem Hals, woran ein langer Schnabel hieng, u. s. w.

Die Worte „auf einer Wiese" scheinen überflüssig.

Die 16te Fabel: „Der Esel in der Löwenhaut", gleichfalls
us dem La Fontaine, ist um ein Merkliches verschönert. Man
nn dieses auch von der 20sten aus Gay's Fables be-
upten. Wir wollen einen Theil der engländischen Fabel sammt
r deutschen Nachahmung hersetzen.

Fable XLIII.

The council of the Horses.

Upon a time a neighing steed,
Who graz'd among a num'rous breed.
With mutiny had fir'd the train,
And spread dissension through the plain.
On matters that concern'd the state
The Council met in grand debate.
A colt, whose eye-balls flam'd with ire
Elate with strength and youthful fire,
In haste stept forth before the rest,
And thus the listning throng addrest.
Good gods! how abject is our race,
Contemn'd to slav'ry and disgrace!
Shall we our servitude retain,
Because our Sires have borne the chain?
Consider, friends, your strength and might,
'Tis conquest to assert your right.
How cumbrous is the gilded coach!
The pride of man is our reproach.
Were we design'd for daily toil,
To drag the plough-share trough the soil,
To sweat in harness through the road,
To groan beneath the carrier's load?
How feeble are the two legg'd Kind!
What force is in our nerves combin'd!
Shall then our nobler jaws submit
To foam and champ the galling bit?
Shall haughty man my back bestride?
Shall the sharp Spur provoke my side?
Forbid it Heav'ns! Reject the rein,
Your shame, your infamy disdain.
Let him the Lion first controul,
And still the tyger's famish'd growl:
Let us, like them, our freedom claim.
And make him tremble at our name.

A general nod approv'd the Cause,
And all the circle neigh'd applause etc.

Der deutſche Dichter hat die Reden des Aufwieglers verlängert, aber auch zugleich verſchönert. Wir wollen ihn hören:

Ha! ſprach ein junger Hengſt, wir Sclaven ſind es werth,
Daß wir im Joche ſind. Wo lebt ein edles Pferd,

Das frey seyn will? O wie glückselig war
In jener Zeit der Väter Schaar!
Die waren Helden, edel, frey
Und tapfer. In die Sclaverey
Bog keiner seinen Nacken,
Engländer nicht, auch nicht Polacken.
Der weite Wald
War ihr geraumer Aufenthalt,
Auch scheuten sie kein offnes Feld,
Sie grasten in der ganzen Welt
Nach freyem Willen. Ach! und wir,
Sind Sclaven, gehn im Joch, arbeiten wie der Stier.
Dem schwachen Menschen sind wir Starken unterthan,
Dem Menschen! — — Brüder, seht es an,
Das unvollkommne Thier!
Was ist es? Was sind wir?
Solch ein Geschöpf bestimmte die Natur
Uns prächtigen Geschöpfen nicht zum Herrn:
Pfui, auf zwey Beinen nur!
Riecht er den Streit von fern?
Bebt unter ihm die Erde, wenn er stampft?
Sieht man, daß seine Nase dampft?
Ist er großmüthiger als wir?
Ist er ein schöner Thier?
Hat er die Mähne, die uns ziert?
Und doch ist er, ihr Brüder, ach!
Der Herr, der uns regiert.
Wir tragen ihn, wir fürchten seine Macht,
Wir führen seinen Krieg, und liefern seine Schlacht!
Er siegt, und höret Lobgesang;
Die Schlacht indeß, die er gewann,
War unser Werk, wir hatten es gethan.
Was aber ist der Dank?
Wir dienen ihm zur Pracht
Vor seinem Siegeswagen;
Und ach! vielleicht nach dreyen Tagen
Spannt er den Rappen, der ihn trug,
Vor einen Pflug.
Entreißet, Brüder, euch, der niedern Sclaverey,
Entreißet euch dem Joch, und werdet wieder frey.
Vielleicht ist es, wenn wir
Zusammen halten! Was meynt ihr?

Er schwieg. Ein wieherndes Geschrey,
Ein wilder Lerm entstand, und jeder fiel ihm bey, u. s. w.

Der Eingang des Engländers ist etwas langweilig. Wir würden lieber mit dem Deutschen gleich zur Sache schreiten:

Ha! sprach ein junger Hengst, u. s. w.

wenn wir nur durch ein einziges Wort unterrichtet worden wären, wen der junge Hengst anredet. Gay läßt ihn sagen:

Shall we our servitude retain
Because our Sires have borne the chain?

Bei dem Deutschen thut er gerade das Gegentheil. Er beschreibt den Heldenmuth, die Tapferkeit und die Freiheit seiner Vorfahren, und dieses mit Recht. Das Geschlecht der Pferde ist doch unstreitig einst frei gewesen; und was ist natürlicher, als daß sich ein junger Held durch die Heldentugenden seiner Vorfahren zu großen Thaten anspornen läßt?

Der Stolz des aufrührerischen Gauls ist im Deutschen unverbesserlich ausgedrückt:

Dem Menschen! — —
Das unvollkommne Thier!
Was ist es? Was sind wir?
Pfui, auf zwey Beinen nur!

Die folgenden Fragen:

Riecht er den Streit von fern?
Bebt unter ihm die Erde, wenn er stampft?
Sieht man, daß seine Nase dampft? u. s. w.

beziehen sich auf die Beschreibung von den Tugenden des Pferdes, die wir im Hiob lesen, und sind hier dem Eigendünkel des jungen Hengstes sehr angemessen. Wie lebhaft wird der Undank des Menschen gegen die willigen Thiere am Ende der Rede beschrieben!

Was aber ist der Dank?
Wir dienen ihm zur Pracht
Vor seinem Siegeswagen;
Und ach! vielleicht nach dreyen Tagen,
Spannt er den Rappen, der ihn trug,
Vor einen Pflug.

Kurz! man wird in der Rede des deutschen Rebellen weit mehr Ordnung, mehr Lebhaftigkeit und auch mehr Gründlichkeit antreffen, als in der Rede des Engländers. Man wird diesen Unterschied auch in der Antwort des alten Schimmels bemerken, welche wir der Kürze halber übergehen. Nur den Schluß

führen wir aus beiden Fabeln noch an; der engländische Dichter sagt:

The tumult ceas'd. The colt submitted,
And, like his ancestors, was bitted;

der deutsche, mit einer ihm eigenen Lustigkeit:

Niemals besänftigte der Redner Cicero
Die aufgebrachten Römer so,
Als dieser Nestor seine Brüder.
Denn er voran, und hinter ihm die Schaar
Der muthigen Rebellen alle,
Nebst dem, der ihr Worthalter war,
Begaben alsobald sich wieder nach dem Stalle.

Es ist im übrigen zu bedauern, daß der Verf., wie er sich in einer angehängten Nachricht beklagt, dem Schicksale der besten Köpfe in Deutschland nicht hat entgehen können. Sie werden mehrentheils mit einer Menge von mechanischen Geschäften belastet, die in ziemlicher Entfernung von den Werken der Musen stehen; und wenn das Genie sich gleich durcharbeitet, und zu gewissen glücklichen Stunden aus dem Felde der Mühseligkeit in das Feld der Schönheit hinüberschweift, so fehlt es ihm doch an der zweiten Muße, die zur Ausbesserung und Wegschaffung der kleinen Fehler erfordert wird. Er dichtet, weil ihn das Dichten belustigt; die Ausbesserung aber ist eine Arbeit, und kann nur von demjenigen unternommen werden, der zur Veränderung arbeitet.

Nach den überaus schönen Proben, die wir von unserm Dichter angeführt, wird es unstreitig den Umständen, in welchen der Verf. lebt, zuzuschreiben seyn, daß er sich selbst so ungleich ist, und in andern Stellen eine ziemliche Nachlässigkeit verräth. Die 4te Fabel, „die Milchfrau", aus dem Fontaine, ist weit unter dem Original, und wimmelt von müßigen Ausdrückungen. Die 24ste, „der Fuchs und der Rabe", die La Fontaine so meisterlich erzählt, hat in der Nachahmung vieles verloren. (Man sehe in Gellert's Vorrede zu seinen Fabeln und Erzählungen, wie schön diese Fabel von einem alten schwäbischen Dichter ist besungen worden.) Wir zweifeln nicht, daß es der Hr. Verf. selbst eingesehen habe; aber wir verwundern uns, daß er nicht, statt der 25 Fabeln im 2. Buche, lieber ungefähr 18 vortrefflich erzählte Fabeln hat liefern wollen.

Die Romanzen machen eine besondere Art von Gedichten aus, in welcher wir im Deutschen noch kein Exempel haben. Der Ton, welcher in diesen kleinen Gedichten herrscht, ist ein abenteuerliches Wunderbare, mit einer possierlichen Traurigkeit erzählt. Der Verf. sagt davon in der angehängten Nachricht: „in Erzehlung vorstehender Geschichte hat man versuchen wol„len, ob die, vorlängst bey den Spaniern, und neuerlich bey „den Franzosen, zu den romanzischen Liedern gebrauchte Schreib„art auch im Deutschen gefallen könne".

„Je öfterer dieser Versuch", setzt er hinzu, „von den rühm„lichen Virtuosen mit Stäben in der Hand künstlich gesungen „wird, desto mehr wird der Verfasser glauben, daß er die rechte „Sprache dieser Dichtart getroffen habe". — Auch in diesen Gedichten zeigt sich der Hr. Verf. als einen Meister, der auch den kleinsten Zügen einen eigenthümlichen Schwung zu geben weiß. Wir wollen nur eine kleine Probe aus der ersten Geschichte anführen. Sie führt den Titel: „Traurige und betrübte Folgen der schändlichen Eifersucht, wie auch heilsamer Unterricht, daß Eltern, die ihre Kinder lieben, sie zu keiner Heyrath zwingen, sondern ihnen ihren freyen Willen lassen sollen, enthalten in der Geschichte Herrn Isaak Veltens, der sich am 11 April 1756 zu Berlin eigenhändig umgebracht, nachdem er seine getreue Ehegattinn Marianne, und derselben unschuldigen Liebhaber jämmerlich ermordet". Hier sind einige Strophen daraus:

Herrn Velten soll ich? ach! ich Arme!
Was soll mir der?
Ach daß der Himmel sich erbarme!
Was soll mir der?
Es schwillt von Millionen Thränen
Ihr schön Gesicht.
Und tausendmal sagt sie mit Stöhnen:
Ich will ihn nicht.

* * *

Du willst ihn nicht? Ich muß nur lachen,
Sagt drauf Mama!
Wir wollen dir den Willen machen,
Ich und Papa.

Die Hochzeit geht vor sich:

Nun freut ein Haufen Anverwandten
Sich auf den Tanz,
Nun binden Mütter, Nichten, Tanten,
Den Jungfern-Kranz!
Nun schickt sich zu drey wilden Tagen
Das ganze Haus;
Und Priester gehn mit leeren Magen
Zum Hochzeit-Schmauß.

Man führt sie in das Brautgemach:

Wie man ein Lamm zur Schlachtbank führet,
So führt man sie.
Seht, spricht Mama, wie sie sich zieret,
Die Närrinn die!

Den Beschluß macht folgende Strophe:

Beym Hören dieser Mordgeschichte
Sieht jedermann
Mit liebreich freundlichem Gesichte
Sein Weibgen an,
Und denkt: Wenn ich es einst so fände,
So dächt' ich diß;
Sie geben sich ja nun die Hände,
Das ist gewiß!

Die Lieder sind eben diejenigen, welche im Jahre 1749 unter den Aufschriften Amsterdam und Zürich herauskamen. Man hat sie auch besonders als den dritten Theil zu dem „Versuch in scherzhaften Liedern" gedruckt, wohin sie sich auch besser schicken. Diese vortrefflichen Stücke sind zwar schon bekannt. Inzwischen wollen wir doch ein paar Proben anführen, um ihr Andenken zu erneuern, und zugleich unsere Leser zu nochmaliger Durchlesung der ganzen Sammlung aufzumuntern.

An die Muse.

O du, durch die es mir gelungen,
Daß ich die Sorgen weggesungen,
Die oft um mich herum geschwärmt,
Laß mir noch manches Lied gelingen,
Und laß mich scherzen, lachen, singen,
Wenn Orgon seufzt und zankt und lärmt.
Er meynt zwar, daß ich ihn beneide;
Weswegen aber? Hat er Freude?

Nein, volle Kasten, leer Gehirn.
Es schielt die Dummheit und die Tücke
Aus jedem seiner trüben Blicke,
Und aus den Falten seiner Stirn.
Oft, wenn ich unter Rosen lache,
Und meine Tage frölich mache,
Brummt er wie ein gereizter Bär.
Er brummt, daß ich die Tugend hasse,
Weil ich den Himmel sorgen lasse,
Und sing', und nicht so bin wie er.
O Muse, Freundinn freyer Jugend,
Wie dich, so lieb' ich auch die Tugend.
Sie spottet, lacht, und scherzt, wie du
Als ich den Narren jüngst verlachte,
Bis er vor mir ein Kreuze machte,
Gab sie mir selber Witz dazu.

Amalia.

Als noch Amalia in unsern Schäferhütten,
Die Unschuld selbst, das Muster frommer Sitten,
Und aller Schäfer Ehrfurcht war,
Da schmückte noch ein Kranz ihr lockicht Haar.
Als sie noch gern auf einer Weide trieb,
Da waren ihr die kleinen Lieder lieb,
Die ich von ihr, und ihren frommen Sitten,
Dem Echo sang, oft wohl auf ihre Bitten.
Jetzt aber, da sie in der Stadt
Viel stolze Schmeichler um sich hat,
Jetzt liebt sie schweren Pomp von Gold,
Und ist nicht mehr den leichten Blümgen hold;
Jetzt liebet sie der Schmeichler Lügen sehr,
Und hat kein zärtliches Gehör
Für meine kleine Lieder mehr,
Sie kennet sich, sie kennet mich nicht mehr.

An den Schlaf.

Auf Doris Nachttisch gelegt.

Falle doch auf Doris Augenlieder,
Holder Schlaf, leichtwallend sanft hernieder!
Drücke doch, du Geber süßer Ruh,
Nun das Paar der schönsten Augen zu!
Denn so laß der Schönen auf mein Flehen
Bald im Traum doch dessen Bildniß sehen,
Der nach ihr schon tausend Seufzer schickt,
Seit er sie spatzierend jüngst erblickt.

Aber ach! sollt' es ihr nicht gefallen,
O, so flieh! entflieh mit schnellem Wallen,
Daß sie sich, wenn sie erwacht, erfreu',
Daß es nur ein Traum gewesen sey.

Dieses letzte Stück ist zwar schön; aber kömmt an Zärtlichkeit, an nachdrucksvoller Kürze, und an feiner Ausarbeitung dem engländischen Stücke nicht bei, wovon es eigentlich eine Nachahmung ist:

Soft God of Sleep, when next you steal
To charming Celia's eyes,
In dreams to the dear Maid reveal
Who 'tis that for her dies.

But should the fair-one be displeas'd
At the unwelcome theme,
Fly her, and let her heart be eas'd
By finding it a dream.

Einleitung in die schönen Wissenschaften, nach dem Französischen des Herrn **Batteux**, mit Zusätzen vermehrt von C. W. **Ramler**. Vier Bände, Leipzig in der Weidmannischen Buchhandlung, 1758. fünftehalb Alphabet in kl. 8°.

(aus der Bibliothek der schönen Wiss. und der fr. K. Bd. 3. Stück 2. 1758. S. 341—361.)

Wir haben mit der Anzeige der zwei ersten Bände dieser wichtigen Schrift gewartet, bis in der vorigen Leipziger Messe auch die beiden letzten erschienen sind, um das Ganze übersehen, und von allem, was Hr. **Ramler** dabei geliefert, Rechenschaft geben zu können. Das französische Werk des Hrn. **Batteux** ist allzu bekannt, als daß es nöthig wäre, dasselbe anzuzeigen. Die es in der Ursprache nicht lesen können, sollen hier keinen Auszug daraus finden, und genöthigt seyn, das System dieses scharfsinnigen Kunstrichters beim Hrn. Ramler zu suchen. Wir werden uns bloß mit den Veränderungen beschäftigen, welche der deutsche Schriftsteller mit dem Werke des Franzosen vorge-

nommen hat. „Ich habe zu den Exempeln meines Kunstrich„ters", sagt er in der Vorrede, „einige deutsche Proben hinzu„gethan; ich habe meinen Autor verändert, wenn er von Sa„chen redete, die allein die Sprache seines Landes und die Ver„sification angiengen; an einigen Orten habe ich ihn aus sich „selber, nämlich aus der ersten Ausgabe seines Werks, ergänzt. „Ich habe aber gar nichts von unsern eigenen Dichtern ange„führt, wenn der Vortrag des Verfassers deutlich, lehrreich und „auch weitläuftig genug war, seine Muster aber viel zu schön „waren, als daß ich sie hätte wegwerfen, und durch die unsri„gen ersetzen können. Seine Grundsätze und Kritiken habe ich „unberührt gelassen".

Man sieht also, daß sich Hr. Ramler von dem gemeinen Haufen der Übersetzer unterscheidet, die sich unterstehen, ein kritisches Werk zu übersetzen, ohne die Geschicklichkeit zu besitzen, es auch in derjenigen Sprache, in welche sie übersetzen, brauchbar und nützlich zu machen.

Es scheint Hr. Ramler zwar, wo er übersetzt hat, sich ganz besondere Regeln der Übersetzungskunst gemacht zu haben; Regeln, die wir nicht tadeln, aber auch keinesweges zur Nachahmung anpreisen wollen. Die Stellen aus dem Flechier, aus der sehr schwer zu übersetzenden Sevigné, einige Oden aus dem Horaz, und verschiedene andere poetische Stücke sind im Deutschen so vortrefflich gegeben, daß man alle Spuren der Übersetzung vermißt; und bloß an die Worte seines Batteux scheint sich Hr. Ramler so genau gebunden zu haben, daß man sehr oft fremde und ungewöhnliche Wendungen, ausländische Wortfügungen und viele andere unverzeihliche Nachlässigkeiten sich gefallen lassen muß. Man merkt zwar, daß, weil Batteux Werk ein Lehrbuch ist, der Übersetzer sich von desselben Worten und Ausdrückungen nicht hat entfernen wollen. Allein durch diese allzu gewissenhafte Genauigkeit ist der deutsche Styl nicht nur ziemlich hart und ungewöhnlich, sondern auch nicht selten undeutlich geworden. Ein Mann wie Hr. Ramler hätte dergleichen Nachlässigkeiten in der Schreibart am wenigsten autorisiren sollen.

Man wird z. B. sehr oft Perioden finden, die sich mit einem leidenden Participium anfangen, welche Wortfügung im Deutschen ganz ungewöhnlich klingt; z. B. S. 9. von den Künsten: „bestimmt, der eine Theil uns zu nützen, der andere

uns zu ergetzen, und der dritte beydes zugleich zu thun, sind ie gewisser maßen unsere zweyte Elemente worden".

Das französische voilà! giebt Hr. Ramler allenthalben urch *siehe da!* da es doch im Deutschen mehrentheils nichts nders heißt als: dieses ist, diese sind. S. 54. des 1. Bans hat dieser kleine Fehler eine sehr unschickliche Periode ohne eitwort verursacht: „das Wahre also, und das Gute, die Erenntniß und der Geschmack, *sehet da*, alle unsere Gegenstände und alle Wirkungen unseres Geistes; *sehet da*, unsere Wissenschaften und unsere Künste!"

Was heißt das: „das Antheil der Freunde muß vor dem Antheil der andern richtig gemacht werden"? was ist eine „Ordung der Einsetzung" (ordre d'institution)? Sagt man im eutschen: „laßt uns die Autoren *eröffnen*" für ouvrons les uteurs? Dieses sind Fehler, aus welchen man bei einem geinen Übersetzer schließen würde, daß er seiner Sprache nicht ächtig sei. Der gegenwärtige aber zeigt durch das ganze erk so viel Spuren des Gegentheils, und so viel Früchte des achdenkens über die schönen Wissenschaften überhaupt, daß an nicht anders schließen kann, als daß er diese Stellen mit tem Vorbedachte also übersetzt habe, weil er diese Art für chtig und vielleicht für schön gehalten. Man muß ihm dieses, i vielen andern Schönheiten, vergeben; aber wehe dem Überer, der bei weniger Schönheiten sich Freiheiten von solcher rt herausnehmen wollte!

Die deutschen Exempel, die Hr. Ramler hinzugethan, sind it nicht weniger Geschmack gewählt, als die vom Batteux anführten französischen. Es scheint, daß Hr. Ramler zu einin Figuren keine Beispiele habe finden können, wie z. B. von m Anmuthigen S. 256., und von Symmetrie und Wiederhoung in der Schäferpoesie S. 325. des 1. Bandes, u. a. m. ollte die Schuld hiervon nicht mehr an den deutschen Poeten s an dem Kunstrichter liegen? Es wäre indessen zu wünen, daß der Hr. Verf. wenigstens die französischen Exempel geführt hätte, weil die Erklärungen in den schönen Wissenaften selten ohne Exempel deutlich genug sind.

Ob aber Hr. Ramler wohl daran gethan, daß er die rundsätze und Kritiken des Hrn. Batteux durchgehends unberührt gelassen, und seinen Autor nur alsdann verändert, wenn von Sachen redete, die allein die Sprache seines Landes und

die Versification angingen; wollen wir nicht entscheiden. Er sagt zwar in der Vorrede: „Vielleicht hätte man ihm hin und „wieder mit einigem Schein widersprechen können. Allein wenn „ich ihn mit sich selbst verglich, und seine zerstreuete Ideen zu„sammen sammlete; so sah ich, daß ein Mann von einer so „tiefen Einsicht, von einem so feinen Geschmacke, und der die „besten Köpfe seines Volks bey seinem Werke zu Rathe gezo„gen, keineswegs geirret hatte, sondern nur einer geschickten „Auslegung und derjenigen nähern Bestimmung bedurfte, die „jeder Scribent von seinem Leser mit Recht erwartet." Sollte hier Hr. Ramler nicht die Ehrerbietung gegen seinen Schriftsteller etwas zu weit getrieben haben?

Es ist gewiß, und wir glauben, Hr. Ramler selbst könne nicht anders als überzeugt davon seyn, daß die Grundsätze des Hrn. Batteux nicht allezeit die richtigsten sind. Wenigstens hat Hr. Schlegel *) gezeigt, daß sie keine ausgemachten Orakelsprüche sind. Sogar sein Hauptgrundsatz von der Nachahmung leidet eine große Einschränkung. Seine Erklärungen sind sehr oft unbestimmt und weitschweifig, da er doch so sehr auf deutliche Definitionen dringt, wenn von einem andern Schriftsteller die Rede ist. S. 94. des 2. Bandes fragt Hr. Batteux, nachdem er die Definition des Le Bossu von der Epopee angeführt hat: „welcher Mensch, der nicht weiß, was eine Epopee ist, kann „sich aus dieser Definition einen deutlichen Begriff davon ma„chen?" Wir glauben mit weit mehrerem Grunde fragen zu können: welcher Mensch kann sich nach der Definition des Hrn. Batteux einen deutlichen Begriff machen, was Historie, oder was Epopee sei? „Ich werde die Historie beschreiben müs„sen", sagt er S. 20. desselben Bandes, „als eine wahrhafte „Erzehlung natürlicher Handlungen. Und zum Gegensatz be„schreibe ich die Epopee als eine poetische Erzehlung einer wun„derbaren Handlung". Wunderbar heißt nach unserm Verf. S. 49. eine Begebenheit, „wenn sich übernatürliche Wesen in „die Sache der Menschen mischen". Man halte diese beide Definitionen gegen einander; wird man nicht sagen müssen, die Historie sei keine Historie mehr, wenn sie übernatürliche Begeben-

*) In den sieben Abhandlungen, so er seiner Übersetzung der „Einschränkung der schönen Künste auf einen einzigen Grundsatz" beigefügt hat.

heiten erzählt, die heilige Schrift sei also keine Historie? die mehresten Psalmen aber seien Epopeen, weil sie wunderbare Handlungen, Handlungen, die durch die Zwischenkunft übernatürlicher Wesen verrichtet werden, poetisch erzählen?

Die Kritiken des Hrn. Batteux sind fein, und zeigen einen sehr delicaten Geschmack. Allein da dieser Schriftsteller außer den Alten bloß die besten Köpfe seines Volks bei seinem Werke zu Rathe gezogen, da er die Schriften der Ausländer nicht zu kennen oder nicht kennen zu wollen scheint; so dünkt uns, sein Geschmack sei etwas verzärtelt, und beinahe verwöhnt. Man muß nicht nur die Genies seines eigenen Volks, sondern die Genies verschiedener Völker zu Rathe ziehen, wenn man zu dem allgemeinen Geschmacke gelangen will, der die wahre Schönheit unter allen möglichen Gestalten und Einkleidungen erkennt und bewundert. Batteux ist ein vollkommener Kunstrichter für seine Nation; wenn er aber alles nach dem einseitigen Geschmacke, nach der Delicatesse beurtheilt wissen will, die seiner Nation eigen ist, so wird man die vortrefflichsten Schriften der Engländer, und beinahe aller lebenden Völker, die keine Franzosen sind, sehr herunterzusetzen genöthigt seyn.

Ein deutscher Schriftsteller, der Beurtheilungskraft und unpartheilichen Geschmacks genug besitzt, ein Ramler, hätte sich vielleicht mehr bemühen sollen, ein Batteux für seine Landsleute zu werden, als, das Werk dieses französischen Kunstrichters von Wort zu Wort zu übersetzen, und nur hier und da, wo es die äußerste Nothwendigkeit erfordert, einige Veränderungen damit vorzunehmen. Sein Werk hätte ebenfalls nach der Anlage des französischen Schriftstellers eingerichtet werden können; er würde aber seine Grundsätze, seine Definitionen und seine Kritiken mehr nach dem Geschmacke seiner Nation eingerichtet, und eben dadurch seinen Endzweck besser erreicht haben, welcher nichts anders seyn kann, als, den Geschmack der Deutschen zu verbessern und ihre jungen Genies zu bilden. Er würde — jedoch wir gehen zu weit. Wir sind nicht befugt, einem Schriftsteller vorzuschreiben, was er hätte liefern sollen, um sich mehrern Ruhm zu erwerben. Es ist genug, wenn er dasjenige, was er verspricht, auf eine rühmliche Art ausgeführt hat.

Wir eilen also, von der eigenen Abhandlung des Hrn. Ramler einen Auszug zu liefern. S. 158. des 1. Bandes kömmt unser Verf. bei Gelegenheit der Poesie des Styls auf

die Nachahmung des römischen Sylbenmaaßes im Deutschen; und setzt die bekannte Streitfrage, ob der Reim oder das Sylbenmaaß im Deutschen schöner sei, in ein sehr helles Licht. Den Franzosen, heißt es S. 159., sei der Reim nothwendig geworden. In ihrer Poesie kann ein zwölfsylbiger Vers zehn kurze, und ein anderer zehn lange Sylben haben. Diese unangenehme Disproportion zu vermeiden, kömmt ihnen der Reim merklich zu statten, indem er das beste Schlußzeichen ihres Verses ist. Der Deutsche hingegen, dessen gewöhnlicher Vers gebunden ist und aus lauter Füßen von einerlei Länge besteht, findet in seiner Versart keine so große Mannigfaltigkeit, daß er ihr durch die Monotonie des Reims ein Gleichgewicht zu geben genöthigt seyn sollte. Daß der Reim einförmiger sei, als der fünfsylbige Ausgang des Hexameters, ist gar nicht zu läugnen. Dieser kann tausendmal wiederkommen, und dennoch so verschiedentlich zusammengesetzt seyn, daß er dem Ohre niemals einerlei Schall wiederbringt. Man gebrauche aber in tausend Versen keine einzige Reimsylbe zweimal, dennoch hört man fünfhundertmal eine starke Monotonie.

Es ist gewiß, fährt der Verf. fort, der Reim hat einige Annehmlichkeiten. Wie könnte er sonst von so vielen Völkern, sogar in Asien und Amerika, für schön gehalten werden? Allein sie bestehen theils in Annehmlichkeiten des Vortrags und der Mode, darüber man sich gleichsam verglichen, daß man sie angenehm finden will; theils kann man auch dem Reime eine ihm eigene Symmetrie nicht absprechen, dadurch er sich dem Ohre empfiehlt. Diese Annehmlichkeiten aber sind gar nicht mit dem Vergnügen zu vergleichen, das aus wohlklingenden Sylbenmaaßen entsteht. Harmonie und Numerus verursachen ein beständig fortdauerndes Vergnügen, so lange man den Vers hört, dahingegen der Reim nur gleichsam einen Augenblick dauert. Auch ist die Reimsylbe an sich selbst keine wohlklingende Sylbe; sondern sie wird es erst durch die Vergleichung mit einer andern, die nach 12, nach 24, und öfters erst nach 36 andern Sylben wiederkömmt. Daher werden wenig Ohren von der Wiederkunft des Reims sonderlich gerührt; und die wirklich einige Annehmlichkeiten darinnen finden, werden seiner in einem langen Gedichte müde und überdrüssig.

Der Hr. Verf. glaubt, der Reim habe auch außer dem Schalle einige Annehmlichkeiten, und diese bestünden in den

glücklich überwundenen Schwierigkeiten desselben. Allein dieser Vorzug, setzt er hinzu, kann nichts entscheiden. Denn wenn Corneille, Molière, La Fontaine tausendmal über diese Schwierigkeiten glücklich triumphirt haben, so ist doch noch immer die Frage, ob sie nicht ohne Reime weit mehr kleine Schönheiten angebracht, weit mehr kleine Fehler vermieden hätten. Zudem ist es auch nicht genug, daß man Schwierigkeiten überwunden, wenn die Schwierigkeiten selbst keine Schönheiten sind. Endlich dürfte ein reimloses Gedicht vielleicht schwerer seyn gut zu machen, als ein gereimtes, weil man um des Reims willen viele Nachlässigkeiten zu verzeihen gewohnt ist, die einem reimlosen Dichter nicht nachgesehen werden. Hier stehen also überwundene Schwierigkeiten gegen überwundene Schwierigkeiten. Welche sollen, welche können wir überwinden?

Auf die Frage: „ist der römische Hexameter der deutschen Sprache möglich?" antwortet der Verf. folgendergestalt:

„Die Deutschen richten sich bey allen ihren Sylbenmaaßen „allein nach dem hohen oder tiefen Accent, womit man die „Sylben ausspricht. Die Lateiner hörten genau, wie lang die „Sylben an sich selber waren, ohne Absicht auf den Accent, den „man ihnen in der Aussprache beylegt. — Hierdurch bekamen „sie ein sehr genau ausgerechnetes Sylbenmaaß, dessen große „Genauigkeit die eingeführte Aussprache wiederum einiger maßen „zerstörte, indem der Redende den hohen Accent bisweilen auf „kurze Sylben, und den tiefen auf lange legen mußte. Wir „Deutschen hingegen machen es völlig umgekehrt, und man „kann uns kein Verbrechen daraus machen". Wir haben wenig reine Spondeen, fährt der Verf. fort, weil wir in der geschwinden Aussprache der einen Sylbe einen schärfern Accent geben müssen. Daher bringen wir Trochäen statt der Spondeen in den Vers. Eben so wenig kann man uns tadeln, wenn wir unsere Daktylen mehr nach dem Accent als nach der Quantität abmessen. „Wenn wir also in einen unserer Hexameter „fünf Trochäen, und in einen andern fünf Daktylen bringen; „so enthält der erstere zwar einen ganzen Takt, das Zeitmaaß „eines Spondeen, weniger als der zweyte. Allein wir müssen „niemals einen solchen trochäischen Hexameter machen, außer „wenn die Trochäen so schwer und langsam gehen, daß sie zu „der Dauer des Verses etwas hinzusetzen; und auch dieses ist

„nur alsdenn erlaubt, wenn wir ohne Affectation, eine musika„lische Schönheit dadurch erhalten".

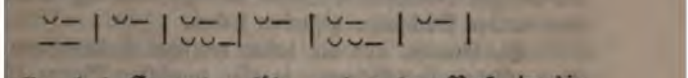
Wir können unsern Hexameter wohlklingend machen, meint der Hr. Verf. weiter, wenn wir die hohen und tiefen Accente genau beobachten; wenn wir keinen Hexameter machen, der sich auf zweierlei Weise scandiren läßt; wenn kein Ausgang mit dem andern Ausgange oder mit der Mitte des Verses allzu große Ähnlichkeit hat; wenn die Töne mannigfaltig mit einander abwechseln; wenn sowohl der Hiatus als die Zusammenkunft allzu vieler Consonanten vermieden wird; wenn wir, wie alle wohlklingende römische Dichter, den Vers in der Mitte einsylbig abschneiden; — es sei denn, daß ein höherer Wohlklang durch das Gegentheil erhalten werde, u. s. w.

Daß der einsylbige Abschnitt im dritten Fuße des Verses keine eingebildete Schönheit sei, wird durch Gründe dargethan, und durch lateinische und deutsche Beispiele bestätigt. Wider die kurze Anfangssylbe, die einige deutsche Hexameter (z. B. der „Frühling") wider die Gewohnheit der Alten haben, wird der Einwurf gemacht: „daß wir nicht eben so deutlich, wie bey dem „römischen Hexameter, hören können, ob er zu Ende gelaufen sey", weil man den ersten Fuß des folgenden Verses sehr oft für den Schluß des vorhergehenden halten könne. Inzwischen wird von diesem „amphibrachischen" Hexameter gesagt, daß er für die deutsche Sprache sehr bequem sei, die vor ihre Substantiva Artikel, und Pronomina vor ihre Verba setzt.

Will man den Hexameter nicht annehmen, so glaubt der Verf., daß für unsere Sprache die bequemste Versart zu den langen Gedichten die zehnsylbige jambische sei; wofern man nicht in der zwölfsylbigen die Änderung treffen will, daß man die Abschnitte zuweilen versetzt, um eine mannigfaltigere Harmonie dadurch zu erhalten.

Wenn aber Hr. Ramler glaubt, man sollte, mehr Mannigfaltigkeit in den gereimten Vers zu bringen, den halben oder ganzen Verstand nicht immer mit dem Reime endigen, sondern dem Exempel der Alten folgen, die ihren jambischen und hexametrischen Ausgang nicht immer zum Schlusse des Gedankens machten; so können wir hierin nicht mit ihm einstimmen. Wir haben bereits bei einer andern Gelegenheit bemerkt, daß die Franzosen nicht Unrecht haben, wenn sie diesen Übergang des

tens aus einem Vers in den andern in gereimten Ge-
für tadelhaft halten; und die Ursache angegeben, warum
bei reimlosen Gedichten ganz anders verhält *).
In theatralischen Gedichten verwirft der Verf. den Reim
). Er hat ein neues Metrum zum Gebrauche des deut-
Theaters erfunden, das wir für sehr wohlklingend, aber
r sehr schwer halten. Das Schema davon sieht folgen-
lt aus:



ollen das Exempel anführen, das der Verf. in die-
sart ausgearbeitet. Im Horaz des Corneille eröffnet Sa-
e Scene:

Schilt meine Schwäche nicht, ertrage meinen Schmerz,
Mein Schmerz ist allzugerecht; wenn über unserm Haupt
Ein solches Ungewitter hängt, alsdenn ergreift
Des Helden Seele selbst ein Schauer, und steht ihm an.

ierauf wird von der lyrischen Versart gehandelt, bei wel-
elegenheit eine Menge von auserlesenen deutschen Exem-
n römischen Sylbenmaaße angeführt werden, die theils
mungen der Alten, theils auch neuere Zusammensetzungen
Diese werden von andern Exempeln begleitet, da die
aus den gewöhnlichen Sylbenfüßen zusammengesetzt sind,
rophen aber dennoch eine sehr angenehme Abwechslung
rzen und langen Zeilen haben. Der Verf. beschließt
ge Abhandlung mit folgenden unpartheiischen Betrachtun-
„Die meisten Freunde der römischen Sylbenmaaße", heißt
arten noch, wohin die Mode sich lenken wird, und
en unterdessen alles in gereimten Jamben. Sie können
er thun. Der Reim hat große Vorgänger, er hat die
nheit unsers Ohrs, er hat den Vortheil einer überwun-
Schwierigkeit, er hat Symmetrie. Ist der gereimte
überdem wohlklingend; so verdrängt er Hexameter und
sche und alkaische Verse, die nicht wohlklingend sind, und

*) S. oben S. 257—258.

„folglich wenig kosten". Wir halten dafür, das römische Sylbenmaaß könne unmöglich unter den Deutschen sein Glück machen, so lange die meisten Freunde desselben noch Bedenken tragen, es zu gebrauchen. Wenn sich die Mode erklären soll, so muß sie durch die Menge der besten und wohlklingendsten Gedichte bestimmt werden, sich auf die eine oder andere Seite zu lenken. Sie müßte aber sehr unbedachtsam seyn, wenn sie sich vor der Hand für eine Versart erklären wollte, in welcher die wenigen vortrefflichen Dichter eine große Menge mittelmäßiger und elender Nachfolger gefunden haben.

Die Exempel aus den besten deutschen Fabeldichtern, Hagedorn, Gellert und Lichtwer, in eben demselben Bande (S. 297. u. flgd.), nebst der Zergliederung der Schönheiten, die jedem dieser Dichter eigen sind, verdienen aufmerksam gelesen zu werden. Schade, daß die Stelle keinen Auszug leidet! Von dem Schäfergedichte führt Hr. Ramler keine deutsche Originaldichter, sondern zwei sehr schöne Übersetzungen zum Beispiele an. Kein Wunder! die Gesner'schen Idyllen sind damals noch nicht zum Vorscheine gewesen.

Unsere dramatischen Dichter übergeht der Hr. Verf. gänzlich mit Stillschweigen. Dieses aber wundert uns, daß er in dem 3. Bande bei Gelegenheit der lyrischen Dichter Uz, Lange und Gleim anführt, der Cramer'schen Übersetzung der Psalmen aber mit keiner Sylbe gedenkt. Von der didactischen Poesie sagt Hr. Batteux sehr wenig, und Hr. Ramler nicht mehr. Vielleicht hätte diese Materie im Deutschen eine weitläuftigere Abhandlung verdient, da wir vorzüglich schöne Gedichte von dieser Art haben. Opitz, Haller, Hagedorn, Dusch, Wieland und Andere haben sich darin hervorgethan. Bei Gelegenheit der Satyre werden Canitz und Haller angeführt, und auch Rabener's mit geziemendem Lobe erwähnt, aber keine Stellen aus demselben ausgezogen.

Aus dem 4. Bande wollen wir die Gedanken „vom Numerus als ein Metrum betrachtet", so viel es der Raum leidet, hersetzen. Man vermißt diese Materie zwar nicht völlig im Französischen; die Art und Weise aber, wie sie der deutsche Verf. nach dem Genie seiner Sprache behandelt, verräth, daß er über diese Materie sehr nachgedacht und vortreffliche Anmerkungen gemacht hat.

Dionysius von Halicarnaß", heißt es S. 153., „in sei-

„nem Tractate von Anordnung der Wörter will haben, daß „eine vollkommene numeröse Prosa nicht allein ihre Ruhepunkte „und Rhythmen haben soll, ohngefähr auf eben die Weise wie „die Verse; sondern daß sie auch so gar die Sylbenmaaße der„selben haben soll; und mit Weglassung einiger Sylben, von „denen er glaubt, daß sie nur zur Versteckung der Versification „eingestreuet wären, setzt er ganze Eingänge aus dem Demo„sthenes in Verse von verschiedenen Gattungen ab.

„Ohne zuerst zu beweisen, daß eine wohlklingende Rede so „beschaffen seyn müsse, wollen wir vielmehr sehen, ob wir in „den klangreichsten Stellen unserer höhern Prosa diese ungleiche „Versart entdecken können. Die harmonischen Sylbenmaaße der „Griechen und des Horaz sind den deutschen Lesern bekannt, un„sere Dichter haben es der Mühe werth geachtet, sie nachzuah„men. Sie bestehen aus einer solchen Mischung kurzer und lan„ger Sylben, die das Ohr beschäftiget, ohne es zu ermüden; „sie sind so mannigfaltig und zugleich so einträchtig geordnet, „daß es scheinet, als ob ihre Erfinder sie aus allen möglichen „Zusammensetzungen von Sylbenfüßen ausgesucht hätten. Diese „Modelle des Wohlklangs wollen wir zum Grunde unserer „Untersuchung legen. Lasset uns bey den prosaischen Über„setzungen der Poeten anfangen. Vielleicht wird man hier das „fehlende Sylbenmaaß durch ein Äquivalent zu ersetzen gesucht, „und allen Wohlklang und Numerus aufgeboten haben. Wir „öffnen des Herrn Eberts Übersetzung von Youngs Nachtge„danken:

1. Die Göttin der Nacht
2. Streckt jetzt von ihrem schwarzen Throne,
3. In einer strahlenlosen Majestät,
4. Ihren bleyernen Zepter
5. Über eine schlummernde Welt aus;
6. Welch eine todte Stille!
7. Welch eine tiefe Finsterniß!
8. Weder das Auge,
9. Noch das horchende Ohr
10. Findet einen Gegenstand;
11. Die Schöpfung schläft.

„Der erste Absatz ist ein Vers in unsern Arien, und ein Schluß„vers in folgender wohlklingender Strophe:

Mars führte neulich die tapfern Geschwader;
Ihm folgte Mordlust, Verwirrung und Lerm,
Pan wich, es wichen die flüchtigen Nymphen,
Und Ceres entfloh.
Lange.

„Der zweyte und dritte Vers ist jambisch; der vierte ist ein hera-
„metrischer Ausgang, oder dieser Vers des Horaz: cras dona-
„beris hoedo; der fünfte ein ähnlicher, insignes aut Thessa-
„lia Tempe; der sechste und siebente sind bekannte Jamben;
„der achte ist der adonische; der neunte dieser wohlklingende
„Halbvers: nolis longa ferae; der zehnte ein trochäischer; der
„eilfte ein jambischer Vers". Auf eben diese Art werden noch zwei Stellen, die eine aus Thomson's Trauerspiel „Eduard und Eleonora", und die andere aus Gesner's Idylle dem „zerbrochenen Kruge", zergliedert, und gezeigt, daß der Wohlklang in der hohen Prosa in einer harmonischen Zusammensetzung verschiedener lyrischer Verse bestehe. Das große Geheimniß ist nunmehr, die lyrischen Verse von verschiedener Gattung in einer solchen symmetrischen Ordnung zusammenzusetzen, daß die ganze Periode rund und vollstimmig werde. Wir haben in dem vorigen Stücke *) gezeigt, was für eine schlechte Wirkung es habe, wenn man bloß zerstümmelte Hexameter ohne Symmetrie und Ordnung zusammensetzt, und dadurch einen Wohlklang zu erzwingen glaubt. Der Hexameter ist allzu schwerfällig, allzu feierlich für die ungebundene Rede, und muß daher nur sehr sparsam angebracht werden. Bei den übrigen Versarten ist die Abwechselung das einzige Mittel, sie der Prosa zu nähern, und aus einem lyrischen Metrum einen oratorischen Numerus zu machen. Unser Verf. hat noch einige nöthige Erinnerungen beigebracht, die wir nicht übergehen können. Er ist keinesweges der Meinung, sagt er, daß die angeführten Übersetzer (denn vom Hrn. Gesner scheint der Hr. Verf. geneigt zu glauben, daß er eine Art von Sylbenmaaß intendirt habe) bei ihrer Arbeit allemal deutlich daran gedacht hätten, wie sie ihre Commata zu alkaischen oder alkmanischen Versen machen. Vielleicht haben sie nichts mehr gethan, fährt er fort, als ihre Wörter so lange herumgeworfen, weggeworfen, verkürzt, verlängert, bis

*) S. oben S. 309.

sie einen wohlklingenden Zusammenhang hörten. Und wann hörten sie diesen? Wenn die Redensart, das Glied der Periode die Versarten enthielten, die wir an ihnen gefunden haben.

Ferner erinnert unser Verf.: „Nicht alle Stellen einer „Rede müssen diesen glänzenden Numerus besitzen. Der gute „Geschmack, das wohlgeschaffene und wohlgeübte Ohr muß es „beurtheilen, wann und in welchem Maaße er anzubringen ist. „Wer dieses nicht besitzt, den werden alle Regeln in der Welt zu „keinem harmonischen Redner machen".

Am Ende des Werks befindet sich eine Vergleichung zwischen der lateinischen und deutschen Wortfügung, bei welcher unser Schriftsteller der Spur des Hrn. Batteux, der die lateinische Sprache mit der französischen vergleicht, zwar mit einer religiösen Genauigkeit gefolgt ist, aber dennoch, wo die deutsche Sprache allzu sehr von der französischen abgeht, einige sehr gute Anmerkungen von dem Seinigen hinzugethan hat. Wir können nichts davon anführen, ohne einige Gedanken aus dem Zusammenhange zu reißen und sie dadurch ihrer Wichtigkeit zu berauben; wir müssen uns begnügen, die ganze Abhandlung unsern Lesern anzupreisen; nur da nicht, wo Hr. Batteux philosophirt, wir meinen da, wo er die Redetheile philosophisch zergliedert. Es heißt S. 359.: „ich könnte also das Nenn„wort als ein Wort beschreiben, welches einen Gegenstand be„deutet, den man als einzeln betrachtet; und das Zeitwort als „ein Wort, das die Wirkung oder die Beziehung der Gegen„stände unter einander bedeutet". Werden nicht auf solche Weise alle Verba neutra und reciproca ausgeschlossen? Es ist gewiß, daß diese Zeitwörter keine Beziehung mit andern Gegenständen andeuten. Hr. Prof. Gottsched hat das Zeitwort durch „ein Wort" erklärt, „welches ein Thun oder Leiden andeutet"; und auch diese Erklärung wird von einigen Weltweisen mit Recht getadelt, denn das Verbum existere bedeutet weder ein Thun, noch ein Leiden.

Ferner sagt Batteux S. 360.: „Die einfachste Beziehung, „die unter zween Gegenständen seyn kann, ist diejenige, die „man durch das Wort seyn ausdrückt. — Dieses ist die Ur„sache, warum man es als ein selbstständiges Zeitwort, ein „Verbum substantivum, genannt hat. Es ist einzeln in seiner „Art. Warum hat das Nennwort Wesen nicht eben das

„Vorrecht eines einzelnen Substantivs unter den Nennwörtern?“ Er will alle andern Nennwörter in Vergleichung mit diesem als wahre Beiwörter betrachtet wissen, und glaubt dieses folgendergestalt beweisen zu können: „Wenn ich sage, ein ausgedehntes Wesen; so giebt man zu, daß unter diesen Wörtern ein „Substantiv und ein Adjectiv ist. Wenn sich diese beyden Wörter in einem einzigen vereinigen könnten, wäre dieses Wort, „ob es gleich ein einzelnes ist, nicht ein Adjectiv? Diese Vereinigung geschieht in dem Worte Körper. Man sage, ein „ausgedehntes lebendiges Wesen, hier hat man zwey „Adjective; ein einziges Wort drückt sie aus; Pflanze — „Sind diese Nennwörter nicht wahre Beywörter?“ Wir antworten: keinesweges. Das Hauptwort drückt das Wesen eines Dinges, und das Beiwort eine wesentliche oder zufällige Bestimmung desselben aus. So lange ein Ding als zu einer obern Gattung gehörig betrachtet wird, so müssen die Bestimmungen, welche in dieser obern Gattung nicht wesentlich sind, nothwendig durch Beiwörter angedeutet werden. Referirt man dieses Ding aber zu einer untern Gattung oder zu einer Art, so verwandeln sich einige der zufälligen Bestimmungen in wesentliche; und alsdann hat man sie mit Recht dem Wesen einzuverleiben und durch ein einzelnes Wort auszudrücken gesucht. Die Ausdehnung ist bei einem Wesen zufällig, bei einem Körper nothwendig. Das Leben ist bei beiden zufällig, bei einer Pflanze hingegen nothwendig. Woher kömmt aber dieser Unterschied anders, als weil ich eben dasselbe Ding bald zu seiner Gattung, bald zu seiner Art referire?

Das Seyn, welches Hr. Batteux für die erste Beziehung zwischen zwei Gegenständen hält, ist nichts anders, als das Verbindungszeichen zwischen zwei Begriffen, davon der eine das Subject, der andere das Prädicat ausmacht; und ist von dem existere wohl zu unterscheiden, welches man im Deutschen durch vorhanden seyn andeutet. Dieses Verbindungszeichen liegt in allen Zeitwörtern verborgen, weil ein jedes Verbum ein Prädicat entweder mit dem Subject verbindet oder von ihm trennt. Kann aber Hr. Batteux verlangen, daß dieses auch bei den Nennwörtern statt finden soll, da diese, an und für sich betrachtet, weder eine Verknüpfung, noch ein Trennung zweier Begriffe nothwendig andeuten?

Batteux hat vielleicht oft dergleichen unrichtige Schlüsse.

so wie er ist, ist er dennoch das beste Lehrbuch in den n Wissenschaften, das wir haben. Der Schriftsteller, der us und der Liebhaber können daraus lernen die Begriffe n, Schönheiten aufsuchen und sie mit Geschmacke fühlen. halte nur sein System nicht durchgehends für untrüglich, lle seine Sätze nicht für Orakelsprüche. Man widerlege ertheidige ihn in den Gedanken unter währendem Lesen, rd man das Werk mit so viel Nutzen als Vergnügen als einmal durchgehen. Hr. Ramler hat bei dieser rühm- Arbeit gezeigt, daß er in der Kritik nicht weniger, als Dichtkunst, noch mehr liefern kann als will. Wel- kenner der schönen Wissenschaften wird nicht nach eigenen n eines solchen Übersetzers begierig seyn!

---

heticorum pars altera. Scripsit Alexander Gottlieb Baumgarten, Professor Philosophiae. Francofurti cis Viadrum. Impensis Joannis Christiani Kleyb. MDCCLVIII. 14½ Bogen in 8°.

der Bibl. der schönen Wiss. und der fr. K. Bd. 4. Stück 1. 1758. S. 438—456.)

So angenehm es den Liebhabern der Weltweisheit und der n Wissenschaften seyn muß, die Fortsetzung der Ästhetik em Erfinder derselben mit der ihm eigenen philosophischen igkeit abgehandelt zu sehen, eben so betrübt muß sie die ndigung in der Vorrede machen, daß dieses Bändchen viel- das letzte seyn dürfte, das der Herr Verfasser von der Ästhe- fern wird. Eine beschwerliche und hartnäckige Krankheit, diesen vortrefflichen Mann nur allzu sehr für seinen über- nglichen Fleiß büßen läßt, hatte bereits im Jahr 1750, r erste Theil der Ästhetik herauskam, den Druck derselben rochen; und da der Hr. Verf. bis auf die Stunde ver- lt, jemals Kräfte genug zu erlangen, das Werk völlig eiten zu können, so hat er sich entschlossen, in diesem

kleinen Bande die Lehre von dem „ästhetischen Lichte" völlig, und einen Theil der Lehre von der „ästhetischen Gewißheit" zu liefern. Wir haben also von Hrn. Prof. Baumgarten kaum das erste Capitel der Ästhetik vollständig erhalten; zu dem 2ten und 3ten Hauptstücke aber, so wie zum 2ten Theile, in welchem die „practische Ästhetik hätte abgehandelt werden sollen", wird uns gar keine Hoffnung gemacht. Der Hr. Verf. beschließt seine Vorrede mit folgenden wehmüthigen Worten, welche uns Thränen ausgepreßt haben. „Si quis tamen superes", sagt er, „amice lector, qui me curas, qui me nosti, qui me amas „denique, disce fortunam ex aliis, ex me, qui jam octa„vum in annum per ambages aegritudinum circumerro, quae „videantur inextricabiles, quam necessarium sit, maturius „bene cogitandis optimis assuefieri. Quid enim agerem, „uti nunc sum, pro virili hoc agere nescius, profecto ne„scio". Welcher Verlust für die in Verfall kommende Philosophie, daß dieser große Weltweise allen tiefsinnigen Meditationen entsagen muß! er, der fast allein fähig war, die Gränzen der Weltweisheit noch zu erweitern, welche von dem gemeinen Haufen der Weltweisen kaum völlig übersehen werden.

Hr. Baumgarten hat sich in diesem Theile der Ästhetik, und vornehmlich in der Abhandlung vom ästhetischen Lichte, als Erfinder gezeigt, d. h. als einen Eigenthumsherrn, der auf seinem Grunde bauen und niederreißen kann, was er will. Verschiedene Materien, die Hr. Meier in seiner deutschen Ästhetik wortreich genug abhandelt, übergeht der Hr. Prof. Baumgarten; und setzt hingegen andere in ein vortreffliches Licht, die Hr. Meier kaum zu berühren scheint. Wir wollen zum Besten derjenigen Leser, denen der Baumgarten'sche lakonische Styl nicht geläufig genug ist, einige der merkwürdigsten Stellen anführen, die wir in der deutschen Ästhetik vergebens gesucht haben. Wir werden aber einige Definitionen und Sätze, die auch bei Hrn. Meier vorkommen, mitnehmen müssen, weil sie zur Verständlichkeit des Folgenden unentbehrlich sind.

In der Abhandlung „von dem ästhetischen Lichte", oder nach Hrn. Prof. Meier's Verdeutschung „von der Lebhaftigkeit der Gedanken", hat der Hr. Verf. die Kunstwörter von Licht und Schatten und von dem Colorit, welche in der Malerei gebräuchlich sind, in einem allgemeinen Verstande genommen und auf alle ästhetische Gedanken überhaupt angewendet. Wir haben

bereits in dem vorigen Stücke der Bibliothek diesen Kunstgriff für sehr fruchtbar gehalten; und hier zeigt sich der Nutzen in der That, den er unter der Bearbeitung eines Baumgarten erlangt hat.

Er erklärt §. 614. das ästhetische Licht durch: eine solche Klarheit und Faßlichkeit der Gedanken, in welcher nicht bloß der reine und logische Verstand, sondern auch der ästhetische Verstand, das Analogon rationis (der Bon-sens) dieses Ding von allen andern zu unterscheiden im Stande ist. Die Deutlichkeit der Gedanken ist zwar niemals der unmittelbare Endzweck der ästhetischen Vorstellung; sie kann aber öfters durch Umwege erhalten werden, wenn nämlich viele Theile eines Gegenstandes in einem solchen sinnlich klaren Lichte vorgestellt werden, daß daraus im Ganzen ein deutlicher Begriff entspringt, dessen Merkmale auch von dem schönen Geiste unterschieden werden können. Hr. Meier erläutert dieses durch ein Exempel aus dem 4ten Buche der Aeneis, wo Virgil die Fama auf eine solche Art beschreibt.

Einen höhern Grad der sinnlichen Klarheit nennt der Verf. einen ästhetischen Glanz.

Lebhaft aber heißen ihm (§. 614.) solche Gedanken, in welchen eine besondere Mannigfaltigkeit und eine plötzliche Geschwindigkeit der Merkmale, die sich einander gleichsam drängen, wahrgenommen wird; dadurch zwar auf große Theile ein merklicher Glanz ausgebreitet, das Ganze aber faßlich und sinnlich klar werden muß. Hierauf werden Regeln vorgeschrieben, wie der natürliche Glanz von dem gekünstelten und geschmückten Wesen, welches er fucum aestheticum nennt, zu unterscheiden sei.

In dem folgenden Abschnitte handelt der Hr. Verf. von der „ästhetischen Dunkelheit", welche er mit den Alten in obscuritatem κατ' αἴσθησιν und obscuritatem κατὰ νόησιν eingetheilt. Wir übergehen diesen Abschnitt, weil uns wichtigere Materien rufen.

§. 654. u. flgd. von dem ästhetischen Schatten. So wie man in der Malerei die nothwendigen Schatten nicht zu den Flecken zählen kann, eben so kann es in der schönen Erkenntniß überhaupt nicht allezeit für einen Fehler gehalten werden, wenn gewisse Gedanken weniger leuchten als die übrigen, oder gar mit einiger Dunkelheit umhüllt sind. Es kann Ausnahmen

geben, die höherer und wichtigerer Regeln der Schönheit wegen nothwendig statt haben müssen. Öfters kann die runde Kürze, die geziemende Würdigkeit und Größe, die Klarheit und Faßlichkeit des Ganzen, die Gewalt der Überredung oder die Erregung der Leidenschaften darunter leiden, wenn gewisse Gedanken in allen den Glanz, dessen sie fähig sind, gesetzt werden sollten. Diesen unumgänglichen Mangel der stärkern sinnlichen Klarheit nennt der Verf. den „ästhetischen Schatten". Vielleicht verdient bei dieser Gelegenheit angemerkt zu werden, daß die orientalischen Völker, welche in ihren Schriften den Glanz so sehr lieben, geneigt sind, die Schatten in unsern Gemälden für Flecken zu halten; wie solches hauptsächlich von den Chinesen ist angemerkt worden. Sie bleiben bei ihrer Art, die glänzendsten Farben neben einander aufzutragen, und verspotten die Gemälde der Europäer, in welchen ihnen alles düster und voller Flecken zu seyn scheint. Von den Regeln, die der Hr. Verf. vorschreibt, welche ästhetische Gedanken in einem Schatten zu verbergen sind, wollen wir uns begnügen die sechste anzuführen, weil uns das Exempel aus dem Virgil so glücklich gewählt zu seyn scheint. §. 662. heißt es: öfters können gewisse Umstände nicht übergangen werden, die aber die gewünschte Gemüthsbewegung entweder nicht genug erregen oder gar verhindern; daher müssen sie in den Schatten gesetzt werden. Virgil sah wohl, daß es seinem Helden wenig Ehrfurcht zuwege bringen kann, wenn er sich unbekannt und heimlich in eine Stadt schleicht, ohne daß die Königinn oder sonst Jemand etwas von ihm weiß, und in dem Tempel der Juno Schutz sucht. Was war zu thun? Siehe:

Insert se tectus nebula. Mirabile dictu!

Aen. I. 443.

Auch dieses war seinem Helden nicht anständig, daß er die Seinigen vor Gericht führen sehen, und sich fürchten sollte ihnen beizustehen, weil

— — res animos incognita turbat.

Daher sagt Virgil, daß Aeneas und Achates

Dissimulant, et nube cava speculantur amicti.

v. 520.

Allein:

Postquam animum arrecti dictis et fortis Achates,
Et pater Aeneas — — — — —
Omnia tuta vident, classem sociosque receptos.

Sogleich erscheinen die Helden wiederum:

— — — — Circumfusa repente
Scindit se nubes, et in aethera purgat apertum:
Restitit Aeneas, claraque in luce refulsit
Os humerosque Deo similis. Namque ipsa decoram
Caesariem nato genitrix, lumenque juventae
Purpureum, et laetos oculis adflarat honores.

(§. 659.)

Dieses Exempel ist überaus fruchtbar. Es zeigt nicht nur den Gebrauch der 6ten Regel für den Dichter, sondern auch für den Maler, indem man sieht, wie Virgil in seinem Gemälde eben dieselbe Person in verschiedenen Augenblicken bald in Schatten verhüllt, bald an das Licht hervorzieht, nachdem es die Umstände mit sich bringen. Übrigens ist diese, so wie die mehrsten Stellen, welche der Hr. Verf. zu Exempeln anführt, so künstlich ausgesucht, daß sie vollkommen in seine Worte passen, und man glauben sollte, es wären seine eigenen Gedanken, die er in eine Allegorie oder Metapher eingekleidet hätte, um deutlicher zu werden. Setzet statt des Aeneas und Achates die ästhetischen Gedanken, die man beschatten muß, so scheinen die Verse des Virgil die Regel selbst durch eine Metapher auszudrücken. Hr. Baumgarten unterläßt auch nicht, mitten in den häufig angeführten Stellen aus den Alten seine eigenen §§. zu citiren, als ob die Stellen mit zu seiner Schrift gehörten.

Die „behutsame und vorsichtige Austheilung des Lichts und Schattens" erfordert: daß man dem Ganzen nicht mehr und nicht weniger Glanz zukommen lasse, als ihm von Natur gebührt; daß auch jedwedem Haupttheile nach Maaßgebung seiner Verhältnißgröße ein proportionirter Antheil des ästhetischen Lichts gegeben werde; daß die wichtigern Theile nicht von den unerheblichern beschattet, sondern vielmehr erhoben, diese aber von jenen nicht erleuchtet, sondern mit Schatten verdunkelt werden. Diese letzte Regel, erinnert der Hr. Verf. §. 682., hat auch in der Lehre von der schönen Methode einen

großen Nutzen. Wenn der schöne Geist einen von den Haupttheilen seines Gegenstandes in einem hellen Lichte vorgestellt hat, so kann er den Zuschauer nicht unmittelbar zu einem noch weit glänzendern und wichtigern Theile führen, ohne ihn gleichsam zu verblenden; daher bemüht er sich, in der Ausführung des minder wichtigen Theils

> Aestibus in mediis umbrosam exquirere vallem,
> Sicubi magna Jovis antiquo robore quercus
> Ingentes tendat ramos, aut sicubi nigrum
> Ilicibus crebris sacra nemus accubet umbra.
>
> Georg. III. v. 330—333.

Hier läßt er den Zuschauer sich erholen und zu einer neuen, noch glänzendern Scene vorbereiten.

Das 5te Buch der Aeneis ist gleichsam der Schatten zwischen dem 4ten und 6ten Buche.

Je näher man zu dem vornehmsten und wichtigsten Theile der ganzen Ausarbeitung kömmt, desto mehr muß das Licht zunehmen; die Schatten müssen sich, wie in der Natur gegen Mittag, nach und nach verkürzen.

Die Kunst, Licht und Schatten behutsam auszutheilen, erinnert der Hr. Verf. §. 687., kann nicht ohne Fleiß und Unterricht erlangt werden. Ja es kann Niemand anders, als ein Erfahrner und Kunstverständiger, darüber urtheilen, ob sie richtig beobachtet worden sei. Quam multa vident pictores, sagt Cicero, in umbra et in eminentia, quae nos non videmus? (Quaest. Acad. IV. 20.) und Plinius: invenire praeclare, enunciare magnifice interdum etiam barbari solent; disponere apte, figurare varie, nisi eruditis, negatum est (Ep. III. 13.).

§. 688. Von den ästhetischen Farben. So wie in der Naturlehre die verschiedenen Modificationen des Lichtstrahls Farben genannt werden, eben so können die Abänderungen des ästhetischen Lichts ästhetische Farben genannt werden. In der Physik wird es kein Naturkundiger mehr wagen, alle mögliche Farben von der Vermischung des Lichts und Schattens herzuleiten. Man ist überzeugt worden, daß das Licht an der Qualität unterschieden seyn kann, woraus die verschiedenen Farben entspringen; daß aber jede Farbe insbesondere auch an der Quantität ab- und zunehmen kann, welches das Clair-obscur

oder Licht und Schatten genannt wird. Eben also verhält es sich mit den ästhetischen Farben. Sie sind von einander an der Qualität unterschieden, und jede insbesondere kann wiederum von verschiedener Quantität seyn.

In der Malerei, fährt der Hr. Verf. fort, kömmt es wenig auf die große Menge der Farben an. Es können Gemälde in einer einzigen Farbe, in welcher Licht und Schatten mit Verstand ausgetheilt sind, besser gefallen, als bunte Gemälde, deren Vorzug bloß in der Mannigfaltigkeit der Farben besteht. Plinius erinnert, daß die großen Maler Apelles, Echion, Melanthius und Nicomachus ihre unsterblichen Werke bloß mit vier Farben gemalt; und daß zu seiner Zeit, da man aus Indien so viele neue Farben gebracht, kein vortreffliches Stück zum Vorschein gekommen sei. Mit den ästhetischen Ausarbeitungen verhält es sich nicht anders. Wenn man kein großes Werk vor hat, so begnüge man sich mit einer einzigen Qualität der Farben, mit einer Farbe, die dem Gegenstande natürlich und angemessen ist; und drücke seine Gedanken durch die Abwechslung der Quantität, durch die behutsame Austheilung von Licht und Schatten u. s. w. aus. Wo mehrere Farben gebraucht werden müssen, hüte man sich vor der unnützen Verschwendung derselben. Man ordne lieber die wenigen Farben, deren man sich bedient, dergestalt, daß sie sich einander erheben, und daß ihre Gränzen nicht allzu hart oder gezwungen absetzen, u. s. w.

Die Anzahl aller einfachen und zusammengesetzten, ursprünglichen und derivirten Farben richtig zu bestimmen, dürfte in der Ästhetik eben so schwer seyn als in der Naturlehre. Daher bleibt unser Verf. bei der Plinianischen Eintheilung. Dieser Schriftsteller sagt (Hist. Nat. XXXV. 6.): sunt enim colores aut austeri, aut floridi, d. i. die Farben sind entweder hart oder blühend. Man stelle sich eine Reihe von Farben vor, setzt unser Weltweise hinzu, die mit dem niedrigsten Grade des ästhetischen Lichts anhebt, und durch alle Grade hindurch bis auf den hellsten ästhetischen Glanz hinaufsteigt. In dieser Reihe wird es einen mittlern Ton geben. Die Farben, welche unter diesem Tone befindlich sind, werden rauhe, und die über demselben stehen, blühende Farben genannt. Jene machen in solchen ästhetischen Ausarbeitungen, in welchen sie vornehmlich

herrſchen, die rauhe, dieſe aber die blühende Art zu denken aus; beide Denkungsarten aber müſſen öfters in einem und eben demſelben Werke nach Beſchaffenheit der Umſtände mit einander abwechſeln. Wir wollen ein Exempel aus der Aeneis (IV. 247.) hinzuthun, welches der Hr. Verf. (§. 696.) anführt; wie rauh iſt die Beſchreibung des Atlas!

Atlantis duri, coelum qui vertice fulcit,
Atlantis, cinctum assidue cui nubibus atris
Piniferum caput, et vento pulsantur et imbri,
Nix humeros infusa tegit, tum flumina mento
Praecipitant senis, et glacie riget horrida barba.

Bald darauf folgt eine blühende Beſchreibung des Aeneas v. 261.:

— Atque illi stellatus jaspide fulva
Ensis erat, Tyrioque ardebat murice laena,
Demissa ex humeris, dives quae munera Dido
Fecerat, et tenui telas discreverat auro.

Wie vortrefflich, ruft der Verf. aus, ſtechen hier die Farben gegen einander ab! Und wie ſanft und natürlich verlieren ſich ihre Gränzen bei dem Übergange in einander!

Wenn moraliſche Gegenſtände zu ſchildern ſind (§. 698.), ſo müſſen öfters beide Denkungsarten, ſowohl die rauhe als die blühende, zugleich angebracht werden. Der äußere Anblick der Tugend wird der Natur gemäß ungeſchmückt und mit rauhen Farben geſchildert, dahingegen ihre innere Seite von den blühendſten Farben glänzt. Das Laſter iſt das Gegentheil hiervon. Seine äußere Seite gleißt von ſchöner Schminke, ſeine innere Häßlichkeit aber muß mit rauhen und düſteren Farben abgebildet werden. Als Horaz (Lib. III. Od. 24.) die Üppigkeit, wie ſie dem erſten Anblicke nach erſcheint, beſchreiben will, bedient er ſich der blühenden Denkungsart:

Intactis opulentior
Thesauris Arabum et divitis Indiae
Caementis licet occupes
Tyrrhenum omne tuis et mare Ponticum.

Sobald er aber den innern Zuſtand dieſes Laſters betrachtet, fährt er in einem etwas rauhern Tone fort:

Si figit adamantinos
Summis verticibus dira necessitas
Clavos; non animum meto,
Non mortis laqueis expedias caput.

Hier beschreibt er (v. 8 — 28.) in eben demselben Tone den äußern anscheinenden Zustand der Unschuldigen rauh und etwas unhold, und kehrt endlich (v. 29. 44.) zu der Üppigkeit zurück, um ihre innere Häßlichkeit völlig den Augen bloßzustellen. Die übrigen Exempel, welche der Hr. Verf. §. 700. u. flgd. anführt, müssen wir der Kürze halber übergehen.

S. XXXII. §. 704. u. flgd. fucus aestheticus, welches Hr. Meier durch „ästhetische Schminke" oder „blauen Dunst" giebt. Dieser entsteht, wenn das Colorit allzu rauh ist, eben sowohl als wenn es allzu glänzend, gleichsam wie ein Regenbogen, von tausend verschiedenen Farben schimmert. Der Hr. Verf. geht verschiedene Arten dieser fehlerhaften Weise zu denken durch, und lehrt, wie sie sowohl in natürlichen, als auch in moralischen Gegenständen, welche (wie oben erinnert worden) mehrentheils beide entgegengesetzte Arten der Colorite annehmen, von den wahren Farben zu unterscheiden seien. Die Stoiker z. E. stellen die Tugend von einer allzu rauhen und unholden Seite vor; die Epikuräer wählen die gelinden und reizenden Züge der Glückseligkeit, und vermeiden oder übergehen mit einem leichten Pinselstriche die Gelegenheiten, wo die Tugend befiehlt, streng und gleichsam unbeweglich zu seyn. Wer nun im Allgemeinen einer von diesen entgegengesetzten Arten zu denken getreu anhängt, der wird auch die Beschreibungen besonderer sittlicher Charaktere entweder allzu rauh oder allzu blühend coloriren.

§. 712. erinnert der Hr. Verf., daß man sowohl in jeder practischen als theoretischen Angelegenheit durch ein mittelmäßig glückliches Genie der Natur getreuer bleiben kann, als wenn man von falschen vorgefaßten Meinungen eingenommen ist; eben so sei man in den schönen Wissenschaften durch falsche Begriffe von den Regeln der Kunst mehr in Gefahr, in die fehlerhafte Denkungsart zu verfallen, die er hier beschreibt, als wenn man der Regeln völlig unkundig ist. Ja diejenigen falschen Regeln, die gar keinen Schein der Wahrheit haben, sind, nach seiner Meinung §. 713., nicht so gefährlich, als diejenigen, welche sich in gewissen Fällen auf bewährte Autorität stützen, die aber ohne Rücksicht auf die Zeit, Ort, Gelegenheit und Umstände

als allgemein und unveränderlich angenommen werden. Hic aestheticis tantopere distinguendae, ſetzt unſer Weltweiſe hinzu, paucae venustatum leges immutabili necessitate constrictae, a consiliis aliquando bonis, quae, velut si aliter fas non sit, quidam, tanquam jussi, sequuntur, non raro praepostere; eine ſehr wichtige Anmerkung, ſowohl für das bekannnte servum pecus, als für einige Kunſtrichter, die ſich allezeit auf alte hergebrachte Regeln ſteifen, ohnezu unterſuchen, ob ſie nicht von den Alten ſelbſt mehr für consilia bona, als für leges immutabili necessitate constrictas ſind gehalten worden.

Man erlaube uns, über die ſo neue als ſinnreiche Lehre von Licht und Farben in den ſchönen Wiſſenſchaften eine kleine Anmerkung zu machen. Die Eintheilung der äſthetiſchen Farben in rauhe und blühende hat auch in den ſchönen Künſten ihren bewährten Grund. Die doriſche Säule iſt rauh, die korinthiſche geſchmückt und blühend, und die joniſche hält das Mittel zwiſchen dieſen beiden. In den Säulenverzierungen wechſeln die geraden Linien mit den krummen ab. Jene machen einen harten und widrigen, dieſe aber einen gelinden und ſchmeichelnden Eindruck. Sie werden aber deswegen zuſammengeſetzt, damit ſie ſich durch den Gegenſatz beſſer ausnehmen mögen. In der Malerei iſt außer dem Colorit auch in der Zeichnung, Stellung und Anordnung der Figuren die rauhe und harte Art von der lieblichen und blühenden zu unterſcheiden. Wir begreifen aber nicht, wie die allgemeinen Erklärungen unſers Verf. von Licht und Farbe in der Äſthetik auf dieſe Künſte ohne ſehr merkliche Veränderung anzuwenden ſind. Dieſe rauhe und ſanfte Art ſollen verſchiedene Abänderungen des äſthetiſchen Lichts, das äſthetiſche Licht aber eine ſinnliche Klarheit und Faßlichkeit der Gedanken ſeyn. Kann man aber von dem ſanften Umriſſe eines Antinous ſagen, daß er von dem Umriſſe eines Hercules bloß in der Modification des äſthetiſchen Lichts oder der ſinnlichen Faßlichkeit der Gedanken unterſchieden ſei? Was für ein Gedanke iſt es, der in der korinthiſchen Säule eine andere Abänderung der ſinnlichen Klarheit erhält, als in der joniſchen? Wir wiſſen zwar, daß die Säulen überhaupt nichts anders als ſinnliche Vorſtellungen der Stützen eines Gebäudes ſind. Wie aber dieſe durch die verſchiedenen Arten der Verzierungen eine verſchiedene Modification der ſinnlichen Klarheit

erlangen, scheint uns noch nicht deutlich zu seyn. In der Tonkunst ist uns dieses noch ein weit größeres Geheimniß; und wir bedauern es aus dieser Ursache desto mehr, daß sich das Publikum von unserm Weltweisen keine practische Ästhetik zu versprechen hat, da in derselben diese Schwierigkeiten vermuthlich würden erläutert worden seyn.

Ein Theil der Lehre von der Gewißheit in den schönen Wissenschaften macht den Überrest dieses zweiten Theils der Ästhetik aus. In derselben kommen die Materien von den erläuternden Argumenten, von den Vergleichungen, vom Gegensatze, von den ästhetischen Briefen, Widerlegungen u. s. w. vor. Da diese Materien in allen Rhetoriken abgehandelt werden, so haben freilich viele bekannte und ausgemachte Wahrheiten darin vorkommen müssen; allein sie erlangen in der systematischen Ordnung unsers Schriftstellers, durch die strenge Richtigkeit der Erklärungen, und durch den bündigen Zusammenhang, in welchem sie sich ausnehmen, das Ansehen der Neuheit. Man findet überall den denkenden Weltweisen, der, wenn er auch alte Wahrheiten vorträgt, sie aus sich selbst hervorzubringen scheint. Wenn es auch hier und da scheinen möchte, daß man sich bei müßigen und unfruchtbaren Eintheilungen und Untereintheilungen aufgehalten habe; so wird man hingegen in den mehrsten Fällen finden, daß unser Verf. die verwickelten Schönheiten nur deswegen so sorgfältig zergliedert, damit er die verschiedenen Verrichtungen der Seele wahrnehmen möge, welche zusammenkommen müssen, eine solche Schönheit zu erfinden.

So lehrreich und wichtig indessen diese Subtilitäten in einem Systeme immer seyn können, eben so trocken und unfruchtbar werden sie unter der Hand des Recensenten werden, der einen Auszug daraus liefern soll. Wenn er von einem fleischigen Körper nichts mehr als das Gerippe zeigen kann, so wird von einem Gerippe unter seinen Händen kaum der Drath übrig bleiben, auf welchem die Glieder angereiht sind.

Wir werden also unsere Leser entweder auf den Hrn. Prof. Baumgarten selbst, oder auf den Hrn. Prof. Meier verweisen müssen, welcher uns die Lehre von der ästhetischen Gewißheit mehr nach dem Sinn des Erfinders ausgeführt zu haben scheint, als die Lehre von dem ästhetischen Lichte.

Nur einige Anmerkungen erlaube man uns noch über den XXXVIII. Abschnitt, welchen der Hr. Verf. thaumaturgia

aesthetica betitelt hat. Admiratio, ſagt Hr. Prof. Baumgarten, est intuitus novitatis. Dieſes verdeutſcht Hr. Meier: „die „Verwunderung iſt eine anſchauende Erkenntniß der Neuig„keit". Aus der Verwunderung entſpringt die Neubegierde, und die Neubegierde macht die Aufmerkſamkeit rege. Die Kunſt, durch die Verwunderung die Neubegierde, und durch dieſe die Aufmerkſamkeit zu erregen, wird von beiden Schriftſtellern die „äſthetiſche Thaumaturgie" genannt.

Alle ſchönen Gedanken müſſen in einem gewiſſen Verſtande neu, d. i. nach dem Hrn. Prof. Meier wunderbar ſeyn. Daraus folgert dieſer Schriftſteller, daß das Wunderbare in allen ſchönen Gedanken ſtatt finde, ſie mögen niedrig oder erhaben ſeyn. „Es iſt ein Irrthum", ſetzt er hinzu, „wenn man das „Wunderbare allein in das Ausnehmende und Große einſchränken „will. Wir können mit Recht fordern, daß alle ſchöne Gedanken „wunderbar ſeyn müſſen, wenn es der ganze Inbegriff aller „äſthetiſchen Regeln erlaubt".

Wo wir nicht irren, ſo haben dieſe Weltweiſen das Neue, das Wunderbare und das Bewundernswürdige (novum, mirabile, admirabile) mit einander vermengt. Eine Sache iſt neu, wenn wir ſie entweder noch gar nicht, oder noch nie von dieſer Seite erkannt haben. Sie iſt wunderbar, wenn ſie übernatürlich iſt, und äſthetiſch wunderbar, wenn ſie dem ſchönen Verſtande (analogo rationis) übernatürlich ſcheint. Hingegen bewundernswürdig iſt ſie nicht eher, als wenn wir eine gute Eigenſchaft, eine Vollkommenheit an derſelben wahrgenommen, die unſere Erwartung übertrifft *). Verwundern und bewundern ſind im Deutſchen von eben ſo verſchiedener Bedeutung, als im Lateiniſchen mirari und admirari. Man verwundert ſich über eine Sache, die dem Laufe der Natur zuwider zu ſeyn ſcheint; man bewundert hingegen nur erhabene Dinge, an denen wir eine vorzügliche Vollkommenheit wahrnehmen. Der Gegenſtand iſt in jenem Falle wunderbar oder verwundernswürdig, in dieſem aber müßte er bewundernswürdig genannt werden.

*) Admirantur communiter illi (homines) omnia, quae magna et praeter opinionem suam animadvertunt; separatim autem in singulis, si perspiciunt nec opinata quaedam bona.

Cic. de offic. lib. II. 10.

Man wird also wohl sagen können: alle schönen Gedanken müssen neu seyn, d. h. man muß sie noch gar nicht, oder selten von dieser Seite betrachtet haben; daraus aber folgt nicht, daß alle schöne Gedanken auch wunderbar seyn müssen. Dieses sind sie nur alsdann, wenn sie Wunderdinge betreffen, als z. B. die Zwischenkunft der Götter und anderer übernatürlichen Wesen, die an den menschlichen Begebenheiten Theil nehmen. Mirabile dictu, sagt Virgil, wenn er Begebenheiten erzählt, die übernatürlich sind. Die Bewunderung endlich bleibt für erhabene Gegenstände, und entspringt aus der anschauenden Erkenntniß einer ungewöhnlichen Vollkommenheit. Des Cartes *) sagt zwar: „à l'admiration est jointe l'estime ou le mépris, selon que „c'est la grandeur d'un objet ou sa petitesse, que nous „admirons"; allein dieses ist allem Sprachgebrauch zuwider. Wer hat jemals von einer verächtlichen Sache gesagt, sie verdiene Bewunderung, und zwar bloß ihrer Kleinfügigkeit halber? Wenigstens scheint die deutsche Sprache diese Verwirrung nicht zu vertragen, sondern verwundern und bewundern sorgfältig von einander zu unterscheiden.

Wir halten uns vielleicht über eine Kleinigkeit auf. Allein diese Kleinigkeit kann in dem practischen Theile der Ästhetik, und besonders in der Lehre von der Epopee wichtige Folgen haben. Möchte doch der Himmel unserm großen Weltweisen Kräfte genug verleihen, den theoretischen Theil der Ästhetik zu vollenden, und auch den practischen Theil mit der ihm eigenen Gründlichkeit auszuarbeiten! Wie vieles würde sich alsdann aufklären, das uns jetzt dunkel und unbegreiflich ist!

*) Les Passions de l'ame, Article LIV.

An Essay on the Writings and Genius of Pope,

Vol. I. London, printed for M. Cooper at the Globe in Pater-noster Row. MDCCLVI. 334 Seiten in gr. 8°.

Das ist:

Versuch über Pope's Schriften und Genie, erster Theil.

(aus der Bibliothek der schönen Wiss. und der fr. K. Bd. 4. Stück 1. 1758 S. 500—532 und Stück 2. 1759. S. 628—669.)

Der Name eines Pope ist auch unter uns allzu berühmt, als daß ein Werk über dessen Genie und Schriften, welches mit so vieler Einsicht abgefaßt ist, als das gegenwärtige, nicht einen jeden Liebhaber der schönen Wissenschaften interessiren sollte. Diejenigen von unsern Lesern, welche die Schriften dieses unsterblichen Dichters nicht in der Ursprache gelesen, werden ihn doch vermuthlich aus einigen guten und schlechten Übersetzungen haben kennen lernen. Es ist wahr, die besten prosaischen Übersetzungen eines Gedichts sind mit der umgekehrten Seite einer gewirkten Tapete zu vergleichen. Diese Vergleichung hat in Ansehung solcher Dichter, wie Boileau und Pope, die allergenaueste Richtigkeit; denn ein großer Theil ihrer Verdienste besteht in der überaus reinen Diction und in dem vortrefflichen Wohlklange ihrer Verse; und was kann hiervon in einer prosaischen Übersetzung übrig bleiben?

Dem sei, wie ihm wolle, so glauben wir dennoch, daß ein Auszug aus diesem kritischen Versuche auch demjenigen Theile von unsern Lesern, welche der engländischen Sprache nicht kundig sind, angenehm seyn werde. Außer dem gründlichen Geschmacke und der wohlangebrachten Belesenheit, welche aus dieser Schrift allenthalben hervorleuchtet, werden sie nicht ohne Vergnügen bemerken, wie streng man außerhalb Deutschland die größten Dichter zu beurtheilen gewohnt ist, und wie sehr man einen Dichter verehren kann, ohne alles, was aus seiner Feder geflossen ist, für Meisterstücke zu halten. Wir haben uns bemüht, die Stellen aus den engländischen Dichtern, die wir anführen mußten, in deutsche Verse, bald mit, bald ohne Reime, zu übersetzen. Wer das Engländische versteht, der findet das Original dabei, und

mag sich bei unserer Übersetzung nicht aufhalten. Wer es aber nicht versteht, wird es uns vermuthlich Dank wissen, so unvollkommen auch unsere Übersetzung gerathen seyn dürfte. Man mag uns auch allenfalls tadeln; wir wollen uns gewiß nicht mit der Herausforderung schützen, der Tadler solle es besser machen. Noch eine Entschuldigung für die Weitläuftigkeit dieses Auszugs!— doch wir werden entweder keine brauchen, oder man wird keine von uns annehmen. Wir eilen also zur Sache.

In der Zueignungsschrift an Dr. Young sagt unser Verfasser: „Ich habe Hochachtung für das Andenken eines Pope, „ich verehre seine Talente; aber ich glaube nicht, daß er die „Vollkommenheit in seiner Kunst erreicht habe. In derjenigen „Art von Gedichten, auf welche er sich vorzüglich gelegt, sind „ihm zwar alle andere Schriftsteller nachzusetzen; aber eben diese „Art, glaube ich, ist die vortrefflichste nicht in seiner Kunst. Man „giebt, wie es scheint, auf den Unterschied nicht genug Achtung „zwischen einem witzigen Kopfe, einem sinnreichen Schriftsteller „(a man of sense) und einem wahren Dichter". Donne und Swift, Fontenelle und La Motte hält unser Kunstrichter für witzige und scharfsinnige Köpfe, aber für nichts weniger als für Dichter. Die allergründlichsten Beobachtungen des sittlichen Lebens der Menschen sind nach seiner Meinung, wenn sie auch noch so kurz und so lebhaft vorgetragen werden, moralische Ausarbeitungen, aber keine Poesie; und Boileau's gereimte Briefe verdienen ihm eben so wenig den Namen Poesie, als die Charaktere des La Bruyère in Prosa. „Eine schöpferische und „glühende Einbildungskraft", setzt er hinzu, „acer spiritus ac „vis, und nichts anders als diese, ist das wahre Kennzeichen „eines gepriesenen und ungemeinen Talents, das so Wenige be„sitzen, und von welchem nur so Wenige urtheilen können".

Wir wissen nicht, ob man mit dem Namen Poet nicht etwas freigebiger seyn könnte; ob ihn z. B. ein Haller nicht eben so gut verdiene, als ein Klopstock. Vielleicht ist es überall nichts als ein Wortstreit; denn wer weiß, ob ein „scharfsinniger Kopf" in dem Verstande, in welchem dieses Wort hier genommen wird, nicht ein eben so großer Vorzug sei, als eine „glühende und schöpferische Imagination"? Indessen scheint unser Schriftsteller von seiner Meinung so sehr überzeugt zu seyn, daß er in der Folge seiner Zueignungsschrift kein Bedenken trägt, zu dem berühmten Young zu sagen: „Hätten Sie nichts anders als

„Ihre Satyren geschrieben, so würden Sie sich zwar den Titel „eines witzigen und scharfsinnigen Kopfes erworben haben; allein „ich weiß gewiß, Sie würden nicht darauf bestanden haben, „bloß um deswegen ein Poet genannt zu werden. Non satis „est puris versum perscribere verbis".

Er beruft sich auf die Methode, die Horaz vorschreibt, wie man eine Stelle untersuchen soll, ob sie poetisch sei oder nicht; nämlich man soll das Sylbenmaaß und die poetische Harmonie zerstören, die Ordnung der Worte umkehren, und alsdann die Stelle überlesen. Wenn ein poetischer Geist darin ist, so wird er durch alle mögliche Versetzungen der Worte nicht können getilgt werden, sondern gleich einem Diamant allenthalben hervorleuchten. Er macht die Probe hierauf mit einer Stelle aus Popens Epistle to Lord Cobham, und findet, daß es zwar vortrefflich gedacht, aber eben so wenig Poesie sei, als das „qui „sit Maecenas?" desjenigen Schriftstellers, der diese Methode in Vorschlag gebracht hat. „Das Erhabene und das Pathe„tische", fährt unser Schriftsteller fort, „sind die Nerven der „ächten Poesie. Wo findet man im Pope das wahre Erhabene „oder das wahre Pathetische? In seinen Schriften ist nihil inane, „nihil arcessitum; puro tamen fonti quam magno flumini propior, „wie Quintilian vom Lysias bemerkt". Voltaire's Urtheil von Boileau scheint ihm vollkommen auch auf Pope zu passen. Incapable peut-être du sublime, qui élève l'ame, sagt dieser berühmte Schriftsteller, et du sentiment qui l'attendrit, mais fait pour éclairer ceux à qui la nature accorda l'un et l'autre, laborieux, sévère, précis, pur, harmonieux, il devint enfin le Poète de la raison. Diese Stelle führt unser Verf. französisch an, weil er sich scheut oder fürchtet, wie er sagt, im Engländischen seine Meinung rund heraus zu sagen.

Am Ende der Zueignungsschrift theilt unser Verf. die engländischen Dichter in vier Classen ein. In der ersten behaupten die drei erhabenen und pathetischen Dichter, Spenser, Shakespear und Milton, den vornehmsten Rang. Diesen werden Otway und Lee nachgesetzt. Zur zweiten Classe rechnet er die Dichter, die zwar das poetische Genie in einem nicht so hohen Grade besitzen, aber vorzügliche Talente zur moralischen Dichtkunst damit verbinden, als Dryden, Donne, Denham, Cowley und Congreve. In die dritte Classe rechnet er die witzigen Köpfe, die einen feinen Geschmack besessen, und das gemeine gesellschaftliche Leben

angenehm zu beschreiben gewußt haben, als Prior, Waller, Parnell, Swift und Fenton. In die letzte Classe endlich setzt er die bloßen Versmacher, obgleich einige unter ihnen für noch so angenehm und „sanftströmend" gehalten werden, als Pitt, Sandys u. A. In welche Classe eigentlich Pope zu setzen sei, nimmt er sich vor, in seinem Werke selbst auszumachen. Dieser Rangordnung der engländischen Dichter wird im Monthly Review for June 1756 (S. 534.) weitläuftig widersprochen. Wir können uns in diesen kritischen Streit um so viel weniger einlassen, da diese Dichter einem großen Theile unserer Leser nur dem Namen nach bekannt seyn können; und schreiten vielmehr zu dem Werke selbst.

Der Verf. folgt der Ordnung der Warburton'schen Ausgabe, und beurtheilt in dem ersten Abschnitte die vier Schäfergedichte und die Ekloge „Messias". „Es befremdet uns einigermaßen", sagt unser Kunstrichter, „wenn wir in den Schäfergedichten eines jungen Dichters keine neue ländliche Bilder antreffen; und ich befürchte, man wird den Schäfergedichten des „Pope diesen Vorwurf machen können. Theokrit's, Virgil's „und Spenser's Ideen findet man hier in der angenehmsten und „fließendsten Sprache ausgedrückt, aber die Beschreibungen und „Sentimens sind abgenutzt und gemein". Er tadelt ferner an diesen Schäfergedichten die Vermischung der griechischen und britischen Ideen. Der Fluß Paktolus wird mit der Themse, und Hybla mit Windsor verbunden. „Wenn die Einwohner Griechenlands", heißt es ferner, „sich über unmäßige Hitze beschwerten, „und sich nach kühlenden Höhlen sehnten; so war dieses ihren „Umständen angemessen, und hatte bei ihnen das gehörige „Decorum, das es in dem Charakter eines britischen Schäfers „unmöglich haben kann. Theokrit muß in schwülen Sommertagen das Murmeln eines Bachs und das Rauschen der „Fichte *) mit weit inniglicherem Vergnügen gehört haben, als „der engländische Dichter **) bei einer solchen Gelegenheit jemals „hat fühlen können". Pope selbst, fährt unser Schriftsteller fort, sagt in einer Note ***), er habe die beiden Verse:

*) Idyll. I. v. 1.

**) Past. IV. v. 1.

***) Past. II.

Von den malerischen Beschreibungen der Natur kömmt unser Verf. auf Milton's jugendliche Gedichte, beurtheilt desselben Ode auf die Geburt Christi, findet überhaupt in Milton's vermischten Gedichten, die er in seiner Jugend ausgearbeitet, und besonders in dessen Allegorie „il Penseroso", und in der angeführten „Geburt Christi", mehr Kennzeichen eines künftigen großen Genies, als in Popens jugendlichen Gedichten, obgleich diese weit correcter sind. Hierauf schweift er in ein Lob der Thomson'schen „Jahreszeiten" aus, das er mit folgender Betrachtung beschließt: „Pope „scheint geglaubt zu haben, die malerische Poesie sei so etwas „ungereimtes, als eine Mahlzeit von lauter Brühen; und ich „kenne verschiedene andere Personen, die eben so verächtlich da„von urtheilen; allein diese mögen bedenken, daß in einer der „Poesie verschwisterten Kunst die Landschaftsmalerei nach der „Historienmalerei den nächsten Rang behauptet, und den einzel„nen Portraits, den Stücken aus dem niedrigen Leben, den „drolligen Figuren, den Frucht- und Blumenstücken weit vorge„zogen wird; daß Titian es für ein Genie nicht für zu klein „geachtet, viel Zeit auf diese Gattung zu wenden; und daß sie „nach eben den Grundsätzen, nach welchen sie Thomson ver„urtheilen, auch Virgils Gedichte vom Landbau, und den größten „Theil des alleredelsten malerischen Gedichts, ich meine den Lu„crez, verurtheilen müssen". Ohne uns eigentlich wider die malerische Poesie zu erklären, glauben wir, daß die Gründe unsers Verf. nichts beweisen. Der Pinsel ist unstreitig weit glücklicher in der Vorstellung der Aussichten und Gegenden der Natur, als die Sprache. Die sichtbaren Gegenstände, welche bloß durch Ebenmaaß und Farben entzücken sollen, werden am lebhaftesten durch Farben und Ebenmaaß vorgestellt, da man sich in einer Beschreibung öfters ziemlich anstrengen muß, um sich durch die Association der Begriffe der beschriebenen Gegenstände, mit ihren Farben und Verhältnißgrößen, zu erinnern. Zudem ergötzen die schönen Landschaften mehrentheils im Ganzen; und verlieren ihre Annehmlichkeit, wenn sie durch Hülfe der Worte nach und nach der Einbildungskraft vorgestellt werden. So verschwistert die Dichtkunst und die Malerei sind, so hat doch eine jede Kunst ihre angewiesenen Gränzen, die durch das Werkzeug der Sinne, für welches sie arbeiten, bestimmt werden. Virgils „Landbau" und Lucrezens „Natur der Dinge" scheinen uns von Thomson's „Jahreszeiten" wesentlich unterschieden zu seyn. Die Römer

ollen eigentlich unterrichten, und malen nur zur Veränderung; r Engländer hingegen hat keine andere Absicht, als zu malen.

Unser Verf. kömmt hierauf zu Popens lyrischen Gedichten, d führt bei dieser Gelegenheit in einer Note eine Strophe s einem unbekannt gewordenen Gedichte von Dryden auf die usik an, die wir ihrer vorzüglichen Schönheit halber hierher en wollen:

What passion cannot music raise and quell!
When Jubal struck the corded shell,
His list'ning brethren stood around,
And wond'ring on their faces fell,
To worship that celestial sound:
Less than a God they thought there could not dwell
Within the hollow of that shell,
That spoke so sweetly and so well.
What passion cannot music raise and quell!

Das ist:

Wie mächtig kann die Tonkunst das Gemüth bewegen!
Als Jubal's Saitenspiel erklang,
Da horchten um ihn seine Brüder,
Und fielen auf ihr Antlitz nieder
Vor diesem himmlischen Gesang:
Ein Gott, so dachten sie, muß sich hierinnen regen;
Denn sieh! das Zauberwerk ist hohl,
Das so begeisternd sprach, so wohl.
Wie mächtig kann die Tonkunst das Gemüth bewegen!

Dieses ist ein so vollständiges und angenehmes Sujet zu einem istorischen Gemälde", setzt der Kunstrichter hinzu, „daß ich einen Mann von gutem Geschmack kenne, der entschlossen war, es nalen zu lassen, wenn er einen tüchtigen Künstler dazu gefunden hätte. Der Maler, sagte er, würde nichts zu thun aben, als die Worte in Farben zu verwandeln; denn das Dessin ist völlig dazu angelegt. Der Leser wird ohne Zweifel emerken, was die Wiederholung des ersten Verses für eine ute Wirkung habe; wie nicht weniger die Schönheit der natürichen Wendung, daß die unerfahrnen Zuhörer sich einbilden, s sei ein Gott in dem musikalischen Instrumente verborgen". ryden's Alexander's Feast hält er für das vortrefflichste unter n neuern lyrischen Gedichten; und räumt der Popischen Ode f die Musik die zweite Stelle nach diesem Gedichte ein: propior

tamen primo quam tertio, wie er nach dem Quintilian hinzuſetzt.

Die erſte Strophe, bemerkt er, macht ein vollkommenes Concert aus. Der Anfang der zweiten Strophe iſt etwas platt, und nicht ſo gut als das Ende derſelben. In der dritten iſt der begeiſternde Geſang des Orpheus zu den Argonauten vortrefflich gewählt. „Jedermann, der den Geſang hörte, ward ein „Held, und

Each Chief his seven-fold shield display'd
And half unsheath'd the shining blade;

das iſt:

Ein jeder Führer zeigt ſein ſiebenfaches Schild,
Und zückt ſein blitzend Schwerdt zur Hälfte aus der Scheide".

Dieſe lebhafte Beſchreibung, ſagt unſer Kunſtrichter, kömmt dennoch der Gewalt und dem Nachdrucke nicht bei, welchen Dryden dem Geſange ſeines griechiſchen Virtuoſen zuſchreibt. „Denn als Timotheus Rache! ausruft, die Furien heraufſteigen „läßt, und alle die Geiſter von erſchlagenen Griechen, die unbe„graben, unrühmlich und vergeſſen herum liegen, den Augen „des Alexander vorſtellt; wie ein jeder eine Fackel ſchwingt, „auf die feindlichen Tempel der Perſer zeigt und ihren Für„ſten zur Rache auffordert; ſo ſpringt er plötzlich von ſeinem Throne auf,

— seiz'd a flambeau with zeal to destroy,
— ergreift die Fackel, jählings zu verwüſten;

„Thais und die übrigen Fürſten, die um ihn ſind, eilen mit „ihm fort, die Stadt in Brand zu ſetzen".

In der 4ten Strophe, fährt der Verf. fort, iſt die Ankunft des Orpheus in der Hölle vortrefflich angebracht, die Beſchreibung der unterirdiſchen Gegenden ſehr wohl ausgeführt, und die Wirkung der Leier auf die Einwohner der Hölle überaus zierlich aus dem 4ten Buche von Virgils „Ackerbau" überſetzt, und nach dem Gegenſtande des Gedichts eingerichtet, den der Dichter hier behandelt. Der flehende Geſang beim Eingange der 5ten Strophe iſt ungemein pathetiſch, beſonders da, wo er die unterirdiſchen Geiſter beſchwört:

By the heroes armed shades
Glittering through the gloomy glades.
By the youths that dy'd for love
Wandring in the myrtle grove;

das ist:

Bei Heldenschatten, die bewaffnet
Dort in dem düstern Durchgang glänzen,
Bei jedem Jüngling, der vor Liebe starb
Und hier im Myrtenhaine wandelt.

Diese Bilder, sagt unser Verf., sind moralisch und der Sache angemessen; der Schluß von dieser Strophe aber hat einen so possierlichen und lächerlichen Numerus, daß er, wie der Kunstrichter bemerkt, einem Hudibrassischen Liede ähnlich sieht:

Thus song could prevail
O'er death and o'er hell,
A conquest how hard and how glorious!
Tho' fate had fast bound her
With Styx nine times round her,
Yet music and love are victorious.

Wir wollen uns bemühen, die Possierlichkeit des Numerus, die unser Kunstrichter in diesen Zeilen bemerkt, in der deutschen Übersetzung einigermaßen nachzuahmen, aber nur einigermaßen:

So kam's, ein Liedlein kriegte
Mit Tod und Höll' und siegte.
O was verdient der schwere Sieg für Lob!
Das Schicksal hatte sie gebunden,
Und neunmal mit Styxen umwunden;
Doch siegten Harmonie und Liebe ob.

Eben dasselbe Sylbenmaaß, bemerkt unser Kunstrichter, hat Addison gebraucht, bei dem komischen Charakter des Sir Trusty, mit welchem er seine Oper „Rosamond" so sehr verunstaltet. Nach Addison's Gehör also zu urtheilen, ist dieser Numerus geschickt, etwas niedriges und possierliches auszudrücken; und Pope hat einen freudigen Triumph dadurch nachzuahmen geglaubt.

Die 6ste Strophe ist gleichfalls eine Nachahmung des Virgil. Der Dichter beschreibt darin den Zustand des Orpheus, nachdem er seine Eurydice zum zweiten Male verloren. Indessen erinnert unser Verf., daß Pope einige von den vortrefflichen Zügen in dieser Episode übergangen, und daß besonders die Örter und Gegenden, in welchen Pope seinen Orpheus klagen läßt,

nicht ſo wild, nicht ſo traurig und nicht ſo öde wären, als diejenigen, deren Virgil erwähnt. Orpheus Tod iſt zwar am Ende der Strophe mit einer obenmäßigen Kürze, und durch einen unvermutheten Schwung ausgedrückt:

Hark! Haemus resounds with the Bacchanal's cries,
Ah! see he dies!
Yet ev'n in death Eurydice he sung;

das iſt:

Hört, hört! vom Hämus her erſchallt ein wild Geſchrei,
Ach! ſieh! er ſtirbt!
Doch ſterbend ſingt er noch Eurydice.

Jedoch Virgil ſagt ſtatt sung: vocabat, welches weit natürlicher und zärtlicher iſt; und ſetzt ein rührendes Beiwort hinzu: miseram Eurydicen.

Im Anfange vor der letzten Strophe ſcheint der Dichter bloß den Inhalt der zweiten Strophe zu wiederholen. Unſer Kunſtrichter hält dieſes für eine tadelhafte Tautologie, beſonders da folgende Zeilen, in welchen die Gewalt der Muſik beſchrieben wird;

Music the fiercest grief can charm,
And fate's severest rage disarm;
Music can soften pain to ease,
And make despair and madness please;

das iſt:

Die Tonkunſt lindert herben Gram,
Bezähmt des Schickſals ſtrengſte Wuth,
Verſüßet Schmerz und Raſerei,
Und macht Verzweiflung angenehm;

weit ſchwächer ſind, als eben dieſelbe Beſchreibung in der zweiten Strophe, in welcher die Gemüthsbeſchaffenheiten alle perſonificirt werden:

Melancholy lifts her head,
Morpheus rouses from his bed,
Sloth unfolds her arms and wakes,
List'ning envy drops her snakes;

Intestine war no more our passions wage,
And giddy factions hear away their rage.

Das ist:

Die Schwermuth hebt ihr Haupt empor,
Und Morpheus steht vom Lager auf,
Die Trägheit dehnt sich aus und wacht.
Dem Neid entsinken seine Schlangen;
Kein innrer Zwist entsteht aus Leidenschaften mehr,
Und wilde Meuterei verhöret ihre Wuth.

Der Verf. betrachtet hierauf in einer Digression die Natur der Oden. Er behauptet, die Neuern hätten in keiner Dichtungsart mit schlechterm Erfolg gearbeitet, als in der Ode, und würden auch von den Alten darin am meisten übertroffen. Dieses schreibt er dem Übellaute und der Rauhigkeit der neuern Sprachen zu. Diejenigen lebendigen Sprachen, welche der lateinischen am nächsten verwandt sind, hält er für die wohlklingendsten. Der lateinischen Sprache aber selbst zieht er mit dem Quintilian die griechische vor. Tanto est sermo graecus, sagt dieser, latino jucundior, ut nostri poëtae, quoties dulce carmen esse voluerant, illorum id nominibus exornent. Hierauf handelt unser Verf. von dem Charakter der Oden des Petrarch's, Metastasio, Boileau (in dessen Ode auf Namur er Schwulst, prosaische und kindische Stellen findet), Malherbe, La Motte, Rousseau, und Voltaire, dessen beide Oden an den König von Preußen und auf Maupertuis Reise nach Norden sich ihm über die correcte Mittelmäßigkeit der gewöhnlichen französischen Oden zu erheben scheinen. Endlich preist er einige Oden von Akenside und von Gilbert West mit großen Lobsprüchen an, welche man in Dodsley's Miscellanies findet; und kehrt zu den übrigen lyrischen Gedichten seines Pope zurück.

Die beiden Chöre in Lord Buckingham's „Brutus" nach dem Shakespear, welche Pope verfertigt hat, sind überaus schön und wohlklingend. Der Verf. bemerkt aber eben den Fehler darin, welchen Aristoteles schon an einigen Chören des Euripides getadelt hat: daß sie nämlich mit dem Inhalte des Stücks gar nicht zusammenhangen, und nichts zur Handlung beitragen. Der Chor, sagt Aristoteles, muß ein Theil, ein Glied des ganzen Stücks seyn, und die Handlung befördern helfen. Bei dieser Gelegenheit weicht der Verf. in eine Beurtheilung der Chöre des

Sophokles und Euripides aus, und führt zum Beſchluſſe eine vortreffliche Stelle aus dem Pater Brumoy an, in welcher die Vortheile und Unbequemlichkeiten der Chöre gezeigt werden.

Die Ode über die „Einſamkeit", welche in Popens Schriften unmittelbar auf die Chöre folgt, iſt die erſte poetiſche Ausarbeitung dieſes Dichters. Er hatte noch nicht zwölf Jahre erreicht, als er dieſes Gedicht verfertigte. Die erſten Skizzen eines ſolchen Künſtlers, ſagt unſer Verf., verdienen unſere ganze Aufmerkſamkeit. Er findet in dieſem Gedichte merkliche Proben von der Neigung zur Speculation und zu moraliſchen Betrachtungen, welche ſich nachher in dem Geiſte des Dichters mehr entwickelt haben und zum unterſcheidenden Charakter ſeiner Gedichte geworden ſind. Hiervon nimmt er Gelegenheit zu einer abermaligen Digreſſion, und erzählt einige merkwürdige Umſtände von Popens Leben, und von ſeiner frühzeitigen Fertigkeit zu dichten. Er beſchließt dieſe biographiſche Nachrichten mit einer Stelle aus dem Quintilian, in welcher dieſer unvergleichliche Kunſtrichter von einem jungen Künſtler, zum Kennzeichen des Genies, mehr uncorrecte Erfindſamkeit als phlegmatiſche Richtigkeit fordert. „Ob Quintilian", ſetzt unſer Verf. hinzu, „Popens frühzeitige „Stücke nicht für allzu rein, allzu correct, und allzu ſehr aus„gearbeitet gehalten, und was er daraus für Folgerungen ge„zogen haben würde; mag ich hier nicht weiter unterſuchen". Hierauf erzählt der Verf. die Geſchichte des A. Carraccio und ſeiner beiden Schüler Domenichino und Guido Reni, die unſere Leſer oben in der Abhandlung des Abts du Bos vom Genie werden gefunden haben. (Bibl. der ſch. Wiſſ. III. 1. S. 1—29.*))

Das letzte Gedicht, das zu dieſem Abſchnitte gehört, iſt die Ode mit der Überſchrift: der ſterbende Chriſt an ſeine Seele, welches Pope auf Steele's Anſuchen zur Nachahmung des bekannten Liedchens (der Verf. ſagt Sonetts) vom Hadrian an ſeinen abſcheidenden Geiſt verfertigt hat. Der Dichter war der Meinung geweſen, die verkleinernden Beiwörter vagula, blandula, welche in dem Liedchen vorkommen, bedeuteten vielmehr Wehmuth uud Zärtlichkeit, als Leichtſinn und Gleichgültigkeit; und daher war er von ſeinem Freunde um eine Nachahmung erſucht worden. Wir wollen das kleine Gedicht ſammt einer etwas freien Überſetzung ganz herſetzen.

*) Dieſe Überſetzung iſt von Fr. Nicolai. Anm. des Herausg.

The dying Christian to his soul.

Ode.

I.

Vital Spark of heav'nly flame,
Quit, o quit this mortal frame:
Trembling, hoping, ling'ring, flying,
Oh the pain, the bliss of dying!
Cease, found nature, cease the Strife,
Let me languish into life.

II.

Hark! they wisper, Angels say,
Sister spirit, come away.
What is this absorbs me quite?
Steals my senses, shuts my sight,
Drowns my spirit, draws my breath?
Tell me, my soul, can this be death?

III.

The world recedes, it disappears!
Heav'n opens on my eyes! my ears
With sounds seraphic ring:
Lend, lend your wings! I mount! I fly!
O Grave! where is thy Victory?
O Death! where is thy sting?

Das iſt:

I.

Hauch Gottes! der du in mir lebeſt,
Verlaß, verlaß das ſterbliche Gebein!
Du fliegeſt, ſäumeſt, hoffeſt, bebeſt,
Und fühlſt des Todes Seligkeit und Pein.
Hör' auf, Natur! zu widerſtehen,
Laß mich ins Leben übergehen.

II.

Horch! Engel liſpeln, komm von himmen,
Wohlan! o Schweſter! zögre nicht.
Was raubt mir plötzlich meine Sinnen?
In welche Nacht ſinkt mein Geſicht?
Der Puls hört auf, ich athme tief mit Noth;
O meine Seele! ſprich, heißt das der Tod?

III.

Die Welt verſchwindet tief ins Leere!
Der Himmel öffnet ſich, ich höre
Das göttliche Gebot:
Empfangt ihn an der ew'gen Schwelle!
Wo iſt nunmehr dein Sieg? o Hölle!
Wo iſt dein Stachel? Tod!

Unſer Kunſtrichter bemerkt, Pope habe dieſe Ode weniger dem Liedchen des Hadrian zu verdanken, als einer Ode eines alten unbekannten engliſchen Reimers, der zu Zeiten Carls des Zweiten gelebt und Flatman geheißen. Nicht nur die Gedanken, ſondern auch die Worte und Bilder ſind in beiden Dichtern eben dieſelben; und da die letztern keine unmittelbare ſinnliche Empfindungen ſind, die in alle Menſchen einen ähnlichen Eindruck machen, ſo iſt es nicht wahrſcheinlich, daß beide Dichter ſollten von ſelbſt darauf gekommen ſeyn. „Es kann indeſſen ſeyn", ſetzt er hinzu, „und dieſes Urtheil ſcheint uns am natürlichſten, „daß Pope ohne Vorſatz auf die Gedanken des Flatman gefallen, „den er vielleicht vor langer Zeit einmal geleſen haben mag" (denn er hat die ſchlechteſten Dichter geleſen, wie unſer Kunſtrichter bemerkt, und Gold aus ihrem Kothe hervorgeſucht); „und „er hat ſie angenommen, ohne zu wiſſen, daß ſie einem Andern „zugehören". Daß dieſes möglich ſei, beweiſt er aus verſchiedenen merkwürdigen Beiſpielen; und führt zuletzt auch verſchiedene Stellen aus dem Pope an, davon einige Kunſtrichter bemerkt haben, ſie wären von Andern entlehnt. Er ſpricht indeſſen ſeinen Dichter von aller Beſchuldigung eines gelehrten Diebſtahls frei, und wendet auf ihn die Worte an, welche Dryden mit weniger Recht von einem andern geſagt hatte: „wenn er von einem „Dichter etwas nimmt, ſo nimmt er es als König; was bei „einem Andern Diebſtahl ſeyn würde, iſt bei ihm Sieg". Man hat auch den Boileau einſt des gelehrten Diebſtahls beſchuldigen wollen; allein Pope und Boileau hätten mit dem Virgil, dem man vorgeworfen, er habe ſeine beſten Sachen aus dem Homer genommen, antworten können: cur non illi quoque eadem facta tentarunt? Verum intellecturos, facilius esse Herculi clavam, quam Homero versum surripere *).

*) Donat. Ed. Ultraject. 1704. 17.

Der dritte Abschnitt enthält Anmerkungen über Popens Essay on Criticism. Diese hat er in 51 Artikel eingetheilt, und sie machen das stärkste Capitel im ganzen Werke aus. Wir müssen gestehen, daß viele von diesen Artikeln nicht so wichtig sind, als man sich von der kritischen Einsicht und Belesenheit unsers Verf. versprechen sollte. Sie hätten vielleicht ohne sondertlichen Verlust für den Leser um den vierten Theil abgekürzt werden können. Ein Art von Einleitung aber, die der Hr. Verf. voransetzt, hat uns desto wichtiger geschienen. Wir wollen einige Stellen daraus anführen.

„Der Verfasser hält den „Versuch über die Kritik" für ein „Meisterstück in seiner Art, indem die Regeln und Gesetze so „vortrefflich zusammenhangen, daß ein Ganzes daraus geworden „ist. Nicht nur lucidus ordo herrscht darin; sondern man findet in einer so oft bearbeiteten Materie neue Gesetze und Bemerkungen, und die alten sehr wohl erläutert und glücklich „angewendet. Man muß erstaunen, so viel Kenntniß der Welt, „eine so reife Beurtheilungskraft, und eine solche Einsicht in „das menschliche Herz bei einem jungen Schriftsteller anzutreffen, „der, wie Pope, als er diesen Versuch geschrieben, noch nicht „zwanzig Jahre erreicht hatte. Man pflegt sonst niemals ohne „Ausübung und Erfahrung in irgend einer Kunst einen richtigen „und ausgebildeten Geschmack zu erlangen. Allein ein lauterer „Verstand und eine große Scharfsinnigkeit waren die charakterisirenden Eigenschaften dieses Autors; und die herrschenden Vollkommenheiten entwickeln sich jederzeit am frühesten".

Nachdem der Verf. die Stelle aus dem du Bos angeführt, worin gezeigt wird, daß Virgil, Horaz, Racine, Corneille und Raphael schon mehr als dreißig Jahre hatten, als sie ihre besten Stücke verfertigt; setzt er hinzu, daß Shakespear seinen Lear, Milton sein verlornes Paradies, Spenser seine Feenköniginn, und Dryden seine Ode auf die Musik in eben demselben Alter geschrieben. Hieraus folgert er, daß wenig Dichter so früh ihre völlige Reife erlangen, als Pope, welcher der Vorschrift des Horaz sehr genau nachgekommen ist:

> Multa tulit fecitque puer, sudavit et alsit,
> Abstinuit Venere et vino.

Unter andern Umständen, denen Pope die frühzeitige Reife seiner Seele zu verdanken hatte, erwähnt der Verf. auch seine

häßliche Leibesgestalt. „Ein großer Kenner des menschlichen „Herzens und der geheimen Triebfedern der Handlungen", sagt er, „hat mit vieler Einsicht bemerkt *), man habe die Häßlich„keit nicht sowohl als ein Zeichen, welches öfters trügt, sondern „als eine Ursache anzusehen, die selten ihre Wirkung verfehlt. „Wer so etwas an sich hat, das ihm Verachtung zuziehen kann, „der wird sich selbst unermüdet anspornen, der gefürchteten Ge„ringschätzung zu entkommen". Es ist nicht unwahrscheinlich, setzt der Verf. hinzu, daß dieser Umstand unsern Dichter angetrieben, seine Kräfte zu verdoppeln, um sich hervorzuthun und in Ansehen zu setzen. Wer von der menschlichen Natur einige Kenntniß hat, der wird gestehen, daß öfters die niedrigsten und unerheblichsten Ursachen zu einem so vortrefflichen Endzweck, als die Begierde zur Vollkommenheit ist, das Ihrige beitragen können.

Unserm Schriftsteller soll versichert worden seyn, daß Pope sein Essay on Criticism anfänglich in Prosa abgefaßt und hernach in Reime gebracht haben soll, welches aber fast unglaublich scheint. Er kann wohl, wie es Racine, nach dem Berichte unsers Verf., mit seinen Trauerspielen gemacht, den Hauptinhalt des ganzen Werks vorher überdacht, und die Folge der Gedanken ungefähr festgesetzt haben; alles aber vorher in Prosa aufzusetzen, wäre vielleicht eben so unnützlich als mühselig gewesen. Vida selbst redet in der von dem Verf. angeführten Stelle von nichts, als von der Anlegung des Plans und von der Disposition der Theile überhaupt; welches in solchen poetischen Ausarbeitungen, in denen sich die Theile auf einander sowohl als auf das Ganze beziehen, freilich vorher wohl überlegt werden muß.

Wir kommen zu den Anmerkungen unsers Kunstrichters über einzelne Stellen aus dem Criticism, von welchen wir unsern Lesern einige zur Probe mittheilen, und mit folgenden vortrefflichen Zeilen den Anfang machen wollen:

Art. 5. In the soul while memory prevails,
The solid pow'r of understanding fails.
Where beams of bright imagination play,
The memory's soft figures melt away. (v. 56.)

*) Bacon's Essays 44.

Das ist:

Wenn das Gedächtniß in der Seele herrscht,
So fehlt die Kraft des gründlichen Verstandes;
Und spielt der rege Strahl der Phantasei,
So schmilzt der weiche Eindruck leicht hinweg.

Man wird kaum eine Metapher finden, sagt unser Kunstrichter, die richtiger angewendet oder zierlicher ausgedrückt wäre, als diese, durch welche der Dichter die Wirkungen einer erhitzten Einbildungskraft ausdrückt. Die Erfahrung, fährt er fort, bestätigt die Bemerkung unsers Dichters, indem man diese drei großen Eigenschaften der Seele selten in einer Person vereinigt findet. Baco theilt die menschlichen Genies in zwei Classen ein: „Einige besitzen einen trockenen und deutlichen Verstand, eine kalte „Einbildungskraft, und die Gabe sich anzustrengen. Diese bemerken leicht die Verschiedenheiten der Dinge, sind in Controversien Meister und können vortrefflich disputiren. Dergleichen „Köpfe sind gemein. Zur zweiten Classe aber gehören diejenigen, „welche eine feurige Einbildungskraft, erhabene Gedanken und „eine weitläuftige Wissenschaft besitzen. Diese können die Ähnlichkeiten der Dinge leicht wahrnehmen; sie werden Dichter, „Schöpfer in den Wissenschaften, Erfinder in den Künsten, und „bringen allenthalben, wo sie ihren Blick hinwerfen, ein neues „Licht hervor *):

Art. 16. So pleas'd at first the tow'ring Alps we try,
Mount o'er the vales, and seem to tread the sky,
Th' eternal snows appear already past,
And the first clouds, and mountains seem the last:
But those attain'd, we tremble to survey,
The growing labours of the lengthen'd way;
Th' increasing prospect tires our wand'ring eyes,
Hills peep o'er hills, and Alps on Alps arise. (v. 225.)

Das ist:

So reizen Anfangs hochgethürmte Alpen;
Man wagt's, und glaubt jetzt himmelan zu steigen.
Uns dünkt, der ew'ge Schnee sei nun vorüber,
Dort sei der letzte Berg, die letzte Wolke.
Man klimmt hinauf; und neue Arbeit, neue Reisen
Entwölken sich dem schwindelnden Gesicht.
Das müde Aug' durchirrt die graufe Ferne,
Sieht Berg auf Berg gethürmt, auf Alpen Alpen.

*) Nov. Org. pag. 40.

„Dieſe Vergleichung", ſagt der Kunſtrichter, „wird gemeiniglich „als ein Exempel von einer ſtarken Einbildungskraft angeführt. „Allein die Bilder ſcheinen zu allgemein, zu unbeſtimmt zu „ſeyn, und der letzte Vers giebt der Seele kein neues Bild". Vielleicht iſt der Verf. allzu ſehr von ſeinem feſtgeſetzten Grundſatze eingenommen, keine ſchöpferiſche Bilder im Pope zu ſuchen. Indeſſen zieht er dieſer Vergleichung ein Gemälde aus dem Shaftesbury vor, welches allzu ſchön iſt, als daß wir es übergehen können. Der Lord vergleicht, ſo wie Pope in den angeführten Zeilen, den Fortgang in den Wiſſenſchaften mit einer Reiſe über ein hohes Gebirge. „Am Fuße des Berges", ſagt er, „ragen einige Hügel aus dem felſigen Boden hervor, und legen „einen anſtändigen Grund für die ſchwere Laſt, die darauf ruht, „wo ungeheuere Felſen auf einander gethürmt liegen und das „hohe Gewölbe des Himmels zu ſtützen ſcheinen. Der arme „Menſch wandelt mit wankenden Schritten auf dem engen „Rande des jähen Abſturzes. Mit Schaudern und Schwindel „ſieht er unter ſich, und traut dem Boden nicht, der ihn trägt; „da er indeſſen von unten das hohle Rauſchen der Ströme ver„nimmt, von oben die Ruinen der herüberhangenden Felſen „erblickt, und die umgeſtürzten Bäume, die mit ihren Wurzeln „aufwärts gekehrt ſind, mehrere Ruinen nach ſich zu ziehen „drohen *) ".

Art. 31. If wit so much from ign'rance undergo (v. 508.),
Wenn die Unwiſſenheit den Witz ſo plaget.

„Die Ungemächlichkeiten, welche den Witz zu begleiten pflegen, „ſind in dieſen vortrefflichen Zeilen ſehr wohl auseinandergeſetzt. „Die Dichter, welche ſich für ſehr bekannt und bewundert hal„ten, werden öfters ſehr gedemüthigt. Boileau ging eines Tages, „ſeine Penſion zu holen. Der Rentmeiſter las folgende Worte „in dem Patente: „wir bewilligen dem Boileau dieſen Gehalt, „wegen der Zufriedenheit, die wir über ſeine Werke empfun„den"; und fragte ihn, von was für Art denn ſeine Werke „wären? „Es ſind Gebäude", antwortete der Dichter, „ich bin „ein Baumeiſter". Racine hielt die Lobeserhebungen der Un„wiſſenden für die vornehmſten Quellen des Mißvergnügens;

*) The moralists. Characteristics Vol. II. pag. 253.

„und pflegte zu erzählen, daß eine alte Magiſtratsperſon, die „niemals das Theater beſucht hatte, eines Tages mit in die „Comödie genommen ward und ſeine Andromache aufführen „ſah. Der Rathsherr war ſehr aufmerkſam auf das Trauer„ſpiel, auf welches das Luſtſpiel les Plaideurs folgte. Im „Herausgehen ſagte er zu dem Dichter: „Ihr Trauerſpiel, mein „Herr, hat mir außerordentlich gefallen; mich wundert nur, daß „es ſich ſo luſtig endigt: j'avois d'abord eu quelque envie de „pleurer, mais la vue des petits chiens m'a fait rire".

Art. 33. When love was all an easy monarch's care,
Seldom at Council, never in a war (v. 537.);

das iſt:

Ein König, der für nichts als Liebe ſorgte,
Im Rathe ſelten war, und nie zu Felde.

„Man hält durchgehends die Regierung Carls II", ſagt der Verf., „für die Zeiten des Auguſtus in England; aber ohne „Grund. Man legte ſich damals auf nichts, als auf die Art „von Witz, den ſie sheer wit nannten. Man ſagt, Rocheſter „habe ſich nicht vorſtellen können, daß es einen beſſern Dichter „gebe als Cowley. Der König führte beſtändig den Hudibras „an. Die Vernachläſſigung eines ſolchen Gedichts, als „das „verlorne Paradies", wird ein ewiges Monument von dem „ſchlechten Geſchmacke der damaligen Zeiten bleiben. Unſer pro„ſaiſcher Styl fing ſich damals erſt an zu bilden, obgleich die „Sprache des Hobbes ſchon rein genug iſt. Dieſer Weltweiſe, „und nicht der „blühende Spratt", war der claſſiſche Schrift„ſteller dieſer Zeiten".

Art. 38. Horace still charms with graceful negligence,
And without method talks us into sense (v. 654.);

das iſt:

Horazens ſchöne Unordnung gefällt,
Und bringt uns ohne Zwang die Lehren bei.

„Daß in Horazens Briefe an die Piſonen wirklich eine Me„thode anzutreffen ſei, hat letztlich ein Schriftſteller *) deutlich

*) Herr Hurd.

„gezeigt. Es ist aber ungegründet, daß dieser Brief eine voll„ständige Dichtkunst enthalten sollte; denn er schränkt sich bloß „auf den Zustand und auf die Fehler der römischen Schau„bühne ein. Ein anderer, eben so gemeiner Fehler scheint es „zu seyn, wenn man glaubt, das Erhabene sei der Unterschei„dungs-Charakter des Horaz. Die wenigen erhabenen Züge, „die wir bei ihm finden, sind aus dem Pindar, und vermuth„lich aus dem Alcäus entlehnt. Seine Vorzüge sind auserle„sene Beobachtungen über das menschliche Leben, und eine de„licate und höfliche Züchtigung der menschlichen Schwachheiten. „Man merkt in allen seinen Schriften seine Neigung zu mora„lischen Betrachtungen. Der Verf. der Briefe ist auch in den „Oden zu erkennen. Nicht die Erhabenheit, die Eleganz war „sein großer Unterscheidungs-Charakter" u. s. w. Dieses Urtheil über den Horaz ist im Monthly Review *) so gründlich widerlegt worden, daß wir uns nicht enthalten können, die Gegengründe dieser einsichtsvollen Journalisten anzuführen. „Es ist wahr", sagen sie, „Horaz besitzt die Eleganz „in einem vorzüglichen Grade, und verschiedene von seinen „Oden sind moralisch und satyrisch; kann er aber nicht deswe„gen immer noch erhaben seyn? Was wollen wir denn aus „dem Pindar machen, dessen Oden voller Sittensprüche sind? „Und warum muß Horaz seine „wenigen erhabenen Züge" vom „Pindar und Alcäus geborgt haben? Da der Kunstrichter nicht „bestimmen kann, was der Römer von dem lesbischen Dichter „entlehnt hat, so hätte er ihn dessen gar nicht beschuldigen sol„len. Die alten Scholiasten erwähnen nur zwei Zeilen, die „Horaz aus dem Alcäus übersetzt haben soll. Wären ihrer „mehr gewesen, so würden diese Gelehrten die Gelegenheit ge„wiß nicht haben vorbeigehen lassen, ihre Belesenheit zu zeigen. „Mit dem thebanischen Dichter ist Horaz zwar etwas freier um„gegangen; allein wie viele Nachahmungen haben denn die Kri„tiker in dem römischen Dichter finden können, so sehr sie auch „nachgesucht haben?" Sie glauben, und vielleicht mit Recht, daß die Ode: Pindarum quisquis studet aemulari, beweise, Horaz habe so erhaben seyn können als Pindar; und verlangen, der Kunstrichter solle ihnen eine pindarische Ode zeigen, welche den folgenden Oden des Horaz vorzuziehen wäre: näm-

*) For July 1756. S. 58.

mehrſten Kunſtrichter nehmen dieſes Wort in einer
rn Bedeutung, und ſie haben die Autorität des Lon-
rer Seite.

bl. der ſchönen Wiſſ. und der fr. K. Bd. 4. Stück 2. 1759.
S. 627 — 669.)

wir unſern Auszug fortſetzen, müſſen wir der Über-
ſämmtlichen Popiſchen Werke gedenken, davon in
ſſe der erſte Band *) herausgekommen iſt. 'Wer
aus dieſer Überſetzung kennen lernen ſollte, möchte
n, daß ein ſo mittelmäßiger Geiſt als ein ſo vor-
ichter berühmt iſt. In der That macht der Eng-
ſeinem deutſchen Kleide eine ſehr armſelige Figur.
nn es anders ſeyn? Der ganze Einfall taugt nichts,
dichte in deutſche Proſa zu überſetzen. Ein Dichter,
igliche Stärke in der feinen Wendung, im Wohl-
der Wahl der Beiwörter, und überhaupt in einem
aber auch überaus angenehmen, poetiſchen Vortrage
mehr unterrichtend als begeiſtert, mehr mit dem
ls mit der Einbildungskraft dichtet; ein ſolcher Dich-
thwendig in einer proſaiſchen Überſetzung allen Reiz
n er ſeinen Gedanken eigentlich als Dichter verlie-
einzige Sorge des Überſetzers (wenn ja überſetzt wer-
uß alſo dahin gehen, den Verſtand, die ſcharfſinni-

ſchrift beizubehalten, und ſie in einen fließenden proſaiſchen Diſcurs zu verwandeln. Iſt er aber, wie der gegenwärtige Überſetzer der Popiſchen Schriften, ſklaviſch genug, ſich an die Worte der Urſchrift zu binden, ſo wird er einen wohlgeſtalteten Körper in eine elende Mißgeburt verwandeln. Der Wohlklang verſchwindet, die Wiederholungen, welche in einem gereimten Gedichte angenehm ſind, werden in der Überſetzung ekelhaft; die uneigentlichen Wörter, die der größte Dichter, wenn er reimen muß, nicht vermeiden kann, werden hier unerträglich; und jeder feurige Schwung von einem Gedanken auf den andern, der dem Dichter erlaubt iſt, wird eine unverantwortliche Lücke, von welcher der Leſer einer proſaiſchen Schrift Rechenſchaft fordern wird. Aller Nutzen, den man ſich alſo von einer ſolchen proſaiſchen Überſetzung zu verſprechen hat, iſt vielleicht, daß ſie Anfängern die Leſung der Urſchrift erleichtert, indem ſie der Mühe überhoben werden, in den Wörterbüchern nachzuſchlagen. Es würde zu weitläuftig und unſerer Abſicht zuwider ſeyn, alle Stücke, die in dem erſten Bande enthalten ſind, nach der Ordnung zu kritiſiren. Einige Stellen werden genug ſeyn, unſer Urtheil zu rechtfertigen. Wer ſuchen will, wird dergleichen unzählige finden.

Pope ſingt in ſeiner Ode zur Muſik:

Exulting in triumphs now swell the bold notes
In broken air, trembling, the wild music floats,
Till by degrees, remote and small,
The strains decay,
And melt away,
In a dying, dying fall.

Man braucht nur ſehr wenig von der engländiſchen Sprache zu verſtehen, um den vortrefflichen Wohlklang zu merken, der dieſe Verſe ſo angenehm, und zur Muſik ſo bequem macht. Die Worte werden allmälig ſanfter, ſo wie es die Muſik werden muß, und verlieren ſich zuletzt in a dying, dying fall. In der deutſchen Überſetzung aber werden die vortrefflichen Verſe zu ekelhaftem non-sense. Es heißt allda: „jetzt ſchwillt im „Triumphe frohlockend der kühne Geſang; in gebrochner Luft „ſchwimmt zitternd die wilde Muſik, bis nach und nach entfernt, und ſchwach die Töne ſchwächer werden, und in einem

„sterbenden, sterbenden Fall dahin schmelzen". Kömmt der deutsche Leser nicht hier in Versuchung, das zweite sterbenden als einen Druckfehler zu durchstreichen? Denn in Wahrheit verlängert es im Deutschen die Periode zur Unzeit, und macht einen Übellaut, der der Absicht des Dichters schnurstracks zuwider ist.

Es fehlt auch an Stellen nicht, wo der Übersetzer den Verstand der Urschrift verfehlt, und einen ganz verkehrten Sinn herausgebracht hat. Wir haben sogar in dem Haarlockenraube ungemein viele Schnitzer gefunden, da doch der Übersetzer Vorgänger gehabt, und sich durch andre Übersetzungen einigermaßen hat helfen können. Wir führen einige davon in der unten stehenden Note *) an, und begnügen uns allhier, noch einige Stellen aus dem Chore zu dem Trauerspiele Brutus zu berüh-

---

*) 3. E. In tasks so bold can little men engage? verdeutscht unser Übersetzer S. 167. durch: „können kleine Männer so kühne Dinge wagen?" Vortrefflich! warum nicht gar Männerchen? — Was ist ein „schmelzendes Mädchen"? S. 180. — S. 188. legt der Baron „drey Hosenbänder, ein halbes Paar Handschuhe und alle Trophäen von seinen vorigen Geliebten auf den Altar". Von welcher Geliebten mag wohl der Baron die Hosenbänder erobert haben? Pope sagt three garters, welches Kniebänder bedeutet. Auch die Frau Gottschedinn hat in ihrer gereimten Übersetzung des Lockenraubs die Kniebänder für Hosenbänder angesehen. (Man merke, daß das Wort Hosenband bloß von einem bekannten Orden gebraucht wird, welcher im Englandischen eigentlich der Orden des Kniebandes heißt, the Order of the Garter.) — Some less refin'd (Sylphs nämlich) heißt S. 189.: „Einige, die nicht so klug sind". — Carreau-König und Dame, sagt Pope, siegen with pow'rs combin'd (mit vereinigten Kräften); unser deutscher Übersetzer: „mit andern Mächten verbunden"; — 'tis past a jest heißt S. 208.: „spaße nicht länger". — Überhaupt ist die Sprache in der Übersetzung dieses Gedichts so erbärmlich matt und kriechend, daß man sich, nach derselben zu urtheilen, billig verwundern muß, wie die besten Kunstrichter dieses Gedicht so sehr erheben können; wir aber verwundern uns, wie der Übersetzer hat in der Vorrede S. 7. sagen können: „er habe sich darauf verlassen, daß seine eigene kleine Dichtergabe, so ge„ringe sie auch seyn mag, ihm zu Hülfe kommen würde, das Verstan„dene so auszudrücken, daß der Schwung und die Deutlichkeit nicht „zu viel verlören". Unsere Leser mögen urtheilen, ob der Übersetzer Ursache hat, sich eine kleine Dichtergabe zuzuschreiben. Wir wüßten wirklich nicht, wo wir dieß Ding in seiner Übersetzung suchen sollten.

ren, die der Überſetzer ganz ohne Verſtand verdeutſcht. Pope ſagt in der zweiten Strophe:

When Athens sinks by fates unjust,
When wild barbarians spurn her dust;
Perhaps ev'n Britain's utmost shore
Shall cease to blush with strangers gore,
See Arts her savage sons controul,
And Athens rising near the pole!
Til some new Tyrant lifts his purple hand,
And civil madness tears them from the land.

Der deutſche Überſetzer: „Wenn durch ungerechte Schickſale „Athen ſinkt, wenn wilde Barbaren ſeinen Staub mit Verach„tung treten; ſo wird vielleicht Britanniens äußerſtes Ufer auf„hören, von dem Blute der Fremden zu erröthen. Schau, die „Künſte beherrſchen deine Söhne, und Athen erhebt ſich noch „am Pole! bis ein neuer Tirann ſeine rothe Hand aufhebt, „und bürgerliche Raſerey es von dem Lande fortreißt". Wie kömmt der Überſetzer auf die Anrufung: „ſchau, die Künſte be„herrſchen" u. ſ. w.? Hat er nicht gemerkt, daß see im Engliſchen zu dem Hülfswörtchen shall im vorhergehenden Verſe gehört? heißt her deine? und geht das tears them auf Athen oder auf arts? — Ferner die zweite Antiſtrophe:

Ye Gods! what justice rules the ball!
Freedom and Arts together fall;
Fools grant whate'er ambition craves,
And men, once ignorant, are slaves, u. ſ. w.

Der Überſetzer muß nicht eingeſehen haben, daß der 3te und 4te Vers eigentlich eine Erklärung des zweiten ſind; der Dichter ſagt: „Freiheit und Künſte fallen allezeit mit einander; denn „Thoren gewähren dem Ehrgeize, was er fordert; und ſind die „Menſchen einmal unwiſſend, ſo ſind ſie gewiß auch Sklaven". Wer wird aber dieſen Sinn in folgenden Worten ſuchen: „Frey„heit und Künſte fallen mit einander; Narren gewähren, was „der Ehrgeiz erbettelt, und Menſchen, die erſt unwiſſend ſind, „ſind ſchon Sklaven"?

In dem darauf folgenden Chore der Jünglinge und der Jungfrauen giebt es mehr dergleichen unverzeihliche Fehler.

Brutus macht zärtliche Vorwürfe, der Porcia nämlich, der Chorus gedenkt? — Doch es ist allzu verdrießlich, mit unsern deutschen Übersetzern abzugeben. Sie sind so viel und haben eine so arbeitsame Faust, daß sie alle Kunstrichter niederschreiben. Wir kehren also zu unserm Essayisten

42. Thee bold Longinus all the Nine inspire,
And bless their critic with a poet's fire;

das ist:

Dich, feuriger Longin! beseelten alle Neun,
Die ihren Criticus mit Dichterglut beglückt.

Kunstrichter bemerkt, Longins Geschmack und Feinheit der Empfindung sei zwar vortrefflich, aber seine Anmerkungen seien zu allgemein und seine Methode zu ungebunden. „Die Methode Bestimmtheit des wahren philosophischen Kunstrichters", sagt er, „verliert sich in Declamationen eines blühenden Rhetors, nicht Verständigen. Anstatt daß er Grund angeben sollte, warum eine große Gesinnung, ein großes Bild erhaben sei, bemühet er sich vielmehr, selbst erhaben zu reden und seine eigene hohe Denkart zu zeigen. Anstatt daß er uns zeigen sollte, worin die Größe des Bildes besteht, mit welchem Homer die Bewegungen des Neptuns beschrieben; so bemüht sich der Kunstrichters es dem Dichter gleich zu thun, und sagt: „auf dem ganzen Erdboden war nicht Raum genug, noch einen dritten Schritt zu thun" *). Wir erwarten die Ursache zu

vernehmen, warum die Rede des Apollo *) zu seinem Sohne in einem Fragmente des Euripides so lebhaft und malerisch ist; allein der Kunstrichter begnügt sich mit der feurigen Ausrufung: „sollte man nicht glauben, daß die Seele des Schriftstellers zu„gleich auf den Wagen steige und alle Gefahr mit ausstehe, „indem er mit den Pferden in der Luft herumirrt?" „Ich „habe mich öfters gewundert", setzt er hinzu, „daß Longin, „der doch den Cicero anführt, nirgend des Virgils gedenkt. „Ich vermuthe", sagt er, „er habe ihn bloß für einen knechti„schen Nachahmer der Griechen gehalten".

43. From the same foe, at last, both felt their doome,
And the same age saw learning fall and Rome;

das ist:

Derselbe Feind zuletzt trat beide in den Graus,
Der Fall der Wissenschaft war auch der Fall von Rom.

Der Kunstrichter führt hier eine Bemerkung des Shaftesbury an, daß zu Rom keine Bildsäule, kein Gemälde, keine Medaille, und sogar kein mittelmäßiges Stück in der Baukunst mehr erschien, sobald die eigenmächtige Gewalt völlig eingeführt war. Longin war der Meinung, setzt unser Kunstrichter hinzu, und Addison hat sie von Longin angenommen, daß die eigenmächtige Regierungsform sowohl den schönen Künsten als den Wissenschaften schädlich sei. Die neuere Geschichte aber, fährt er fort, hat uns Beispiele von dem Gegentheile gezeigt. Die Malerei, die Bildhauerkunst und die Musik sind zu Rom, ungeachtet der Sklaverei und des Aberglaubens, die allda her-

---

„auf das weite Meer schaut, übersehen kann, in einem Sprunge zurück„gelegt hätten". Hiervon sagt Longin: „Homer mißt ihre Bewegung „nach der Größe des Erdbodens. Wenn die Pferde der Götter noch ein„mal also ansetzen, so werden sie auf der Erde keinen Platz finden". Gleich darauf führt Longin eine Stelle aus dem 20. Gesange der Ilias an, wo Neptun die Tiefen dermaßen erschüttert, daß Pluto deswegen fürchtet, er möchte die Erde spalten.

*) In dem Originale steht, vermuthlich durch einen Schreibfehler, the speech of Phaeton.

orden wäre. Michael Angelo, Raphael und Julius
haben in einem despotischen Staate gelebt. Kurz, die
ünste sind allezeit ein Gefolge der Macht und der Üp-
Die Wissenschaften aber erfordern eine uneingeschränkte
wenn sie zu ihrer Reife und ihren völligen Kräften
ollen. In einer Monarchie kann es Dichter, Maler
verständige geben; aber Redner, Geschichtsschreiber und
können nur in Republiken gefunden werden.

uf folgen einige Anekdoten und kritische Beurtheilun-
kunstrichter, deren Pope in der Folge seines Lehrge-
nkt. Bei Gelegenheit des Walsh erinnert unser Kunst-
pe habe diesem sonst frostigen Schriftsteller sehr viel
gehabt, Walsh habe ihm in seiner Jugend einen
Rath ertheilt; denn er pflegte zu Pope zu sagen, der
g, auf welchem er seine Vorgänger übertreffen könne,
htigkeit (correctness), und rieth ihm daher, sich um
schaft zu bewerben.

Richtigkeit, fährt unser Verf. fort, ist ein unbestimm-
mit welchem man öfters gar keinen, und öfters ei-
weisigen Sinn verbindet. Es ist eine ewige ekelhafte
r französischen Kunstrichter, daß die engländischen
er nicht correct sind. „Wenn das Wort Richtig-
Abwesenheit der kleinen Fehler bedeutet, so mögen sie
Recht haben. Wollen sie aber daraus schließen, daß,
Trauerspieldichter Shakespear's Unregelmäßigkeit ver-
und ihre Fabeln ordentlicher eingerichtet haben, ihre

STANFORD LIBRARIES

„in Einen Rang zu setzen *)? Die Declamationen, mit wel„chen einige ihrer besten Trauerspiele angefüllt sind, sind der „Natur dieser Dichtungsart eben so sehr zuwider, und vernich„ten den Endzweck derselben eben so sehr, als Shakespear's „Narren und Todtengräber. Daß die Franzosen sich einiger „vortrefflichen Kunstrichter zu rühmen haben, als Bossu, Boi„leau, Fénelon und Brumoy, kann nicht geläugnet werden; „daß diese aber allein hinreichend wären, den Geschmack zu bil„den, ohne daß es nöthig sei, zu den wahren Quellen der schö„nen Gelehrsamkeit, zu den griechischen Schriftstellern, seine „Zuflucht zu nehmen, kann nur von einem seichten Halbgelehr„ten behauptet werden".

„Ich beschließe diese Betrachtungen", setzt unser Kunstrichter hinzu, „mit einer bemerkenswürdigen Erfahrung. Bei keiner „polirten Nation ist ein außerordentliches Werk mehr erschienen, „sobald man die Kritik studirt und die Regeln der Schreibart „festgesetzt hat. Dieses hat man in Griechenland, Rom und „Frankreich gesehen, nachdem Aristoteles, Horaz und Boileau „ihre Dichtkunst geschrieben. In England hat man die Gesetze „der Schaubühne niemals so gut verstanden als jetzt. Aber „was für gleichgültige Trauerspiele hat man nicht letztlich erschei„nen sehen, die doch alle von Fehlern frei sind? So sehr „übertrifft unser Urtheil unsere Ausübung. Den eigentlichen „richtigen Grund von dieser Erscheinung anzugeben, dürfte mit „vielen Schwierigkeiten verknüpft seyn; so wie alle Untersuchun„gen, welche die Geburten der Seele, und die geheimen und zarten „Ursachen betreffen, die in dieselbe einen Einfluß haben, mit der„gleichen Schwierigkeiten verbunden sind. Vielleicht werden die „natürlichen Kräfte durch die furchtsame und vorsichtige Rücksicht „auf die Vorschriften der Kunst eingeschränkt und geschwächt. Viel„leicht hat sich der philosophische, geometrische und systematische „Geist, der jetzt so sehr im Schwange ist, von den Wissenschaf„ten auf die schöne Gelehrsamkeit ausgebreitet, die Vernunft „auf Unkosten der Empfindung zu Rathe zu ziehen gelehrt, und „dadurch verursacht, daß unsere Dichter mehr für den Kopf als

*) G** hat es sich unterstanden; aber es war ein Glück für Deutschland, daß der Verf. dieses nicht wußte.

erden, ſagt unſer Kunſtrichter, ſo iſt es vielleicht die
und beſonders die Art von Satyre, welche in der Ge-
Epopee erſcheint. Dieſe Art von Vehiculum für die
glaubt unſer Verf., ſei von den Alten gar nicht ge-
orden; ſie ſei aber für die vortrefflichſte zu halten,
stheils der Dichter verſchwindet und die Verweiſe
ſeinem Namen vorbringt, und anderntheils eine Er-
oder Geſchichte annehmlicher und intereſſanter iſt, als
von Vorſchriften, Verweiſen oder auch von den al-
len Charakteren.
auf erzählt er die Geſchichte des komiſchen Heldenge-
„Man hält insgemein Aleſſandro Taſſoni, welcher im
622 zu Paris ein Gedicht unter dem Titel: la
rapita, oder der Raub des Waſſereimers, herausge-
as er im Jahr 1611 in wenigen Monaten verfertigt,
Erfinder von dieſer Dichtungsart. Allein der gelehrte
ini in ſeiner Istoria della volgar Poesia *) zeigt,

. I. S. 78. in Roma per il Chracas 1698. Dieſe älteſte
r Hiſtorie des Crescembini citirt unſer Verf. In der neueſten
elche 1731 zu Venedig bei Lorenzo Baſegio mit den Commen-
der in ſechs Quartbänden gedruckt worden, ſteht die gedachte
73. Der Verf. hätte aber vorzüglich aus den Commentari
' Istoria della volgar Poesia Vol. I. lib. VI. das 3. Capitel
llen, welches von der heroiſch-komiſchen Poeſie handelt. Denn
Crescembini, daß weder dem Taſſoni, noch dem Bracciolini

„daß es zweifelhaft wäre, ob man nicht die Erfindung des ko„mischen Heldengedichts dem Francesco Bracciolini zuschreiben „müßte. Sein Gedicht lo Scherno degli Dei ist zwar erst „vier Jahr später als Tassoni's Secchia gedruckt, aber doch „einige Jahre eher verfertigt worden, wie man aus einem vor„angesetzten Briefe darthun kann. Der Vorwurf des Tassoni„schen Gedichts ist der Krieg, welchen die Einwohner zu Mo„dena gegen die Einwohner zu Bologna erklärt hatten, weil sich „diese weigerten, jenen einige Städte wieder abzutreten, die sie „seit Kaiser Friedrichs II. Zeiten in Besitz gehalten haben*). „Die Italiäner haben eine Menge von dergleichen scherzhaften

---

Jahrhunderte aufweisen könne; Villani in seinem Discorso della Poesia giocosa zählt darunter den Orlandino des Limerno Pitocco, das Caos des Triperuno, welche beide Werke dem bekannten Merlino Coccajo oder Teofilo Folengo pflegen zugeschrieben zu werden, den Morgante des Ludwig Pulci, und den Orlando innamorato des Berni. Crescembini zeigt aber, daß dieses ernsthafte Gedichte gewesen, obgleich nach der übeln Gewohnheit viele lächerliche Züge mit untergemischt worden. An dem Morgante des Pulci habe der bekannte Übersetzer des Plato, Marsilius Ficinus, vielen Antheil gehabt, von welchem Manne man eben nicht vermuthen könne, daß er sich mit spaßhaften Sachen abgeben wollen; und das Caos des Merlin Coccajo sei mehr eine Comödie, als eine Epopee. Hierauf aber zeigt Crescembini die beiden ältesten bekannten komischen Heldengedichte an. Es sind nämlich die Gigantea des Forabosco, unter welchem Namen Girolamo Amelunghi, genannt il Gobbo di Pisa, verborgen, und die Nanea des F. Aminta. Wer unter dem letzten Namen versteckt sei, weiß man noch nicht; beide Gedichte wurden im Jahre 1566 zusammen gedruckt, ob sie gleich lange vorher, nämlich das erste 1547 und das andere 1548, verfertigt waren. Die Gigantea erzählt den Krieg der Riesen, um die Götter aus dem Himmel zu jagen, und die Nanea einen andern Krieg, den die Zwerge angefangen, um wieder die Riesen zu verjagen. Wegen der Gigantea ist zu bemerken, daß sie nicht von der Erfindung des Amelunghi, sondern des Betto Arrighi war, welcher den Erstern beschuldigte, daß er durch einen gelehrten Diebstahl die Erfindung, Gedanken und Einkleidung aus des Arrighi Gedichte I Giganti genommen habe; welches Gedicht aber, so viel man weiß, niemals gedruckt worden ist.

*) Der Verf. vergißt das Hauptwerk, wodurch dieses Gedicht komisch wird. Unter der Regierung Kaiser Friedrichs II. kündigten die Modeneser den Bolognesern den Krieg an, weil dieselben die Städte San-Cesarea und Nonantola den Modenesern nicht wieder herausgeben wollten. In diesem Kriege erbeuteten einst die Modeneser bei einem

„Schriften. Crescembini empfiehlt besonders ein gewisses Ge„dicht von dieser Art, welches Lorenzo Lippi im Jahre 1674 „unter dem Titel Malmantile racquistato herausgegeben. Er „nennt es spiritosisimo e leggiadrissimo poema giocoso" *).

Was unser Kunstrichter vom „Pult" des Boileau sagt, können wir füglich übergehen, indem dieses vortreffliche Gedicht in Deutschland beinahe eben so bekannt ist als in Frankreich. Wir übergehen auch, was er von Garth's Dispensary, einer offenbaren Nachahmung des „Pultes", sagt, und eilen zu Popens „Haarlockenraube", welches das vierte nach der Rechnung unseres Kunstrichters, und das vortrefflichste Gedicht von dieser Art ist. Die Gelegenheit dazu gab ein Zank, der aus einem kleinen Streiche des Lord Petre entstand, da dieser auf einer Lustreise Gelegenheit fand, der Miß Arabella Fermor eine Locke abzuschneiden. Pope ward von Hrn. Caryl (welcher Secretär der Königin Maria gewesen) ersucht, ein solches Gedicht zu verfertigen, um dadurch der Uneinigkeit, die aus diesem galanten Raube entstanden war, ein Ende zu machen. Der erste Entwurf dieses vortrefflichen Stückes bestand bloß in 2 Gesängen, und ward in weniger als 14 Tagen verfertigt. Da aber das Gedicht einen so allgemeinen Beifall fand, so ward es in dem folgenden Jahre von dem Dichter mit den Maschinerien der Sylphen bereichert, und bis auf 5 Gesänge ausgedehnt. Diese Einschaltung der Maschinerien, an solchen Stellen, wo man es gar nicht merkt, daß sie erst nachher hin-

---

Einfalle in eine feindliche Stadt einen Wassereimer, und hingen denselben als ein Siegeszeichen in ihrer Domkirche auf, wo er noch bis jetzt zu sehen ist. Daher nahm Tassoni Anlaß zu dichten, als ob der ganze Krieg bloß angefangen worden, um diesen Wassereimer zu erobern. Siehe Keysler's Reisen Th. 2. S. 986.

*) Daß unser Verf. in der Historie der komischen Epopee Homers „Mäusekrieg" nicht erwähnt, läßt sich noch einigermaßen entschuldigen. Er hat vielleicht nur von den satyrisch-komischen Heldengedichten reden wollen; und man kann nicht mit Gewißheit sagen, daß dieses Gedicht des Homer satyrisch sei, ob man es gleich nach ein paar tausend Jahren von des Tassoni Secchia rapita vielleicht mit eben so weniger Gewißheit dürfte sagen können. Daß er aber Butler's „Hudibras" nicht angeführt, können wir auf keinerlei Weise begreifen. Dieses Gedicht gehört doch immer zu der Gattung der komischen Heldengedichte, obgleich die Sprache der Helden nicht eigentlich darin nachgeahmt wird.

eingeſetzt worden, iſt, wie unſer Kunſtrichter bemerkt, eins von den größten Meiſterſtücken der Kunſt und der Beurtheilungskraft. Die Idee von dieſen unſichtbaren Geiſtern hat Pope aus einem gewiſſen franzöſiſchen Buche Le Conte de Gabalis genommen, welches, wie Einige wollen, eine Satyre wider die Mährchen der fanatiſchen Alchimiſten ſeyn ſoll. Allein Pope hat nichts als die Idee aus dieſem Buche entlehnt. Die Eigenſchaften, welche er ſeinen Geiſtern beilegt, die Geſchäfte und Verwaltungen, die er ihnen anweiſt, ſind mehrentheils von ſeiner Erfindung. Sie übertreffen die allegoriſchen Perſonen des Boileau nicht nur wegen ihrer Neuheit, ſondern auch wegen der vortrefflichen poetiſchen Schönheiten und der feinen Satyre, zu welcher ſie dem Dichter Anlaß gegeben. Die Beſchäftigungen und die geringe Arbeit eines artigen Frauenzimmers gewinnen einen wichtigen und ſehr erheblichen Anblick, wenn ſie von himmliſchen Geiſtern beobachtet und ſorgfältig bewacht werden.

Die Beſchreibungen in dem 2. Geſange von den Verrichtungen der Sylphen ſind voll lebhafter Imagination, und ſtellen der Seele die angenehmſten und lachendſten Bilder von der Geſchäftigkeit der kleinen Luftgeiſter dar. Bei folgenden vortrefflichen Zeilen:

Ye know the sphere and various tasks assign'd
By laws eternal to th' aërial Kind.
Some in the fields of purest aether play,
And bask and brighten in the blaze of day;
Some guide the course of wandring orbs in high,
Or roll the planets through the boundless sky;
Some, less refin'd, beneath the moon's pale light,
Pursue the stars, that shoot across the night;
Or suck the mists in grosser air below;
Or dip their pinions in the painted bow;
Or brew fierce tempests on the wintry main,
Or o'er the glebe distill the kindly rain —

Canto 2. v. 75.

das iſt:

Euch iſt bekannt, was für ein Kreis, und was für Pflichten
Das ewige Geſetz dem Luftgeſchlecht beſtimmt.
Der Eine ſpielt und ſchwärmt in reiner Himmelsluft,
Und bleicht und ſonnet ſich im Glanz des heitern Tages;
Ein Andrer rollt im Gleiſ' den Kreislauf ferner Welten,
Und wälzt Planeten fort durch ungemeßne Ferne.

Wer minder geistig ist, jagt unterm falben Mond
Den Sternen nach, die durch die Nacht hinfallen.
Der saugt in niedrer Luft den dichten Nebel ein,
Und taucht die Fittige in den bemalten Bogen;
Der brauet für das Meer ein schrecklich Ungestüm,
Der seiht für's trockne Land den milden Regen durch —

ort unser Kunstrichter eine Stelle aus dem Shakespear an, welcher derselbe den Feen und seinem Ariel ähnliche Beschäfungen giebt. Der unpartheiische Kunstrichter, setzt er hinzu, ig urtheilen, welche Beschreibung den Vorzug verdient. Die errichtungen des Ariel in dem Tempest sind diese:

— — to tread the ooze
Of the salt deep;
To run upon the sharp wind of the north;
To do — business in the veins of th' earth,
When it is bak'd with frost;
— — To dive into the fire; to ride
On the curl'd clouds;

das ist:

— — er stampft den Sumpf
In der gesalznen Tiefe;
Rennt auf dem schärfsten Nordwind;
Und in der Erden Adern,
Wenn sie der Frost gehärtet,
Verrichtet er Geschäfte;
Er taucht sich in die Glut, und fährt
Auf kräuselndem Gewölk daher.

beschreibt ferner in einem Liede seinen Zeitvertreib:

Where the bee sucks, there suck I,
In a cowslip's bell I lie;
There I couch when owls do cry.
On the bat's back I do fly,
After sun-set merrily;
Merrily, merrily, shall I live now,
Under the blossom that hangs on the bough.

Das ist:

Ich sauge, wo die Biene saugt,
Und in der Schlüsselblume Glöckchen
Verweil' ich, wenn die Eulen schrein;

Und flieg' nach Sonnenuntergang
Auf einer Fledermaus Rücken
Lustig mit ihr fort.
Lustig, lustig will ich nunmehr leben,
Unter Blüthen, die am Aste hangen.

„Wie reich an wilder Imagination", setzt unser Autor hinzu, „und zugleich wie angemessen ist folgende Beschreibung von den „Geschäften der Feen im Midsummer-Night's-Dream!

— 'fore the third part of a minute, hence;
Some to kill cankers in the musc-rose buds;
Some war with rear-mice for their leathern wings,
To make my small elves coats; and some keep back
The clamorous owl, that nightly hoots and wonders
At our quaint spirits — —

das ist:

— — Eh' noch ein drittel Augenblick,
So tödtet ihr die Raupen in den Rosenknospen;
Ihr raubt den Fledermäusen lederharte Schwingen,
Macht meinen kleinen Nachtgespenstern Kleider.
Ihr wehrt der Eule, daß sie nicht verwundernd schreie,
Und lärme, wenn ein schön Gespenst erscheint —

„Wenn man aber zugiebt", sagt unser Kunstrichter, „daß Shake„spear diesen erdichteten Personen am ersten gewisse Verrichtun„gen angewiesen, so kann man auch nicht läugnen, daß Pope „durch die Verbindung der allerfeinsten Satyre mit der leb„haftesten Imagination in folgender Stelle alles, was man in „Shakespear oder sonst in irgend einem Schriftsteller findet, „übertroffen:

Our humbler province is to tend the fair,
Not a less pleasing, though less glorious care;
To save the powder from too rough a gale,
Nor let th' imprison'd essences exhale;
To draw fresh colours from the vernal flow'rs;
To steal from rainbows, e'er they drop in show'rs,
A brighter wash; to curl their waving hairs,
Assist their blushes, and inspire their airs;
Nay oft, in dreams invention we bestow,
To change a flounce, or add a fur below.

Canto 2. v. 91.

Das ist:

Uns traf die niedre Pflicht, die Schönen zu bedienen,
Ein anmuthsvoller Dienst, obschon so rühmlich nicht.
Wir schützen vor dem Wind den Puder ihres Haars
Und den verschloßnen Duft der flüchtigen Essenzen.
Wir streifen Farben ab von frischen Frühlingsblumen,
Und sammeln Schminke ein vom Glanz des Regenbogens,
Eh' er in Tropfen fließt. Der lockt der Nymphe Haar,
Der giebt ihr Mienen ein, der hilft ihr oft erröthen;
Und der leiht ihr im Traum erfindungsreichen Witz,
Ein Band hinzuzuthun, ein Schleifchen zu verändern.

ddison's berühmter Scherz über die Fischbeinröcke", fährt un- Verf. fort, „ist mit folgender Beschreibung nicht zu ver- ichen, in welcher die Schwierigkeit angedeutet wird, einen heil der Kleidung zu bewachen, der so wichtig ist:

To fifty chosen sylphs, of special note,
We trust th' important charge, the petticoat;
Oft have we known that sevenfold fence to fail,
Though stiff with hoops, and arm'd with ribs of mail;
Form a strong line about the silver bound,
And guard the wide circumference around.

Canto 2. v. 117.

Das ist:

Der wohlgeprüften Treu von funfzig edlen Sylphen
Will ich die schwere Hut des Unterrocks vertraun.
Nicht immer widersteht die siebenfache Wehr,
Von Reifen ausgesteift, mit Wallfischbein bewaffnet,
Dem allzuschlauen Feind. Schließt einen engen Kreis
Um den verbrämten Saum und schützt das weite Rund.

„Ridet hoc, inquam, Venus ipsa; rident
„Simplices Nymphae, ferus et Cupido!

ser Kunstrichter betrachtet in der Folge die ganze Anlage des nischen Heldengedichts, führt verschiedene Stellen mit großen eserhebungen an, und kömmt endlich auf die große Kata- phe des Gedichts, in welcher die so schätzbare Locke verge- s gesucht wird. Sie ist unwiederbringlich verloren! „Diese ntwickelung", sagt er, „wie sie ein pedantischer Schüler des ossu nennen möchte, ist vortrefflich angelegt. Was ist aus r wichtigen Locke geworden? Sie ist mit der Locke der Be-

„renice, die Callimachus so berühmt gemacht, unter die Sterne „versetzt worden. Indem sie in die Höhe steigt, sehen ihr die „Sylphen zärtlich nach, und verfolgen ihren Flug durch die „Himmel. Man kann die Kunst des Dichters nicht genug rüh„men, daß er die Maschinen des Gedichts seinen Lesern bis am „Ende beständig vor den Augen hält. Sogar nachdem sie ver„wandelt worden, wird der Sylphen, die sie so sorgfältig be„wacht, nochmals erwähnt. Der Dichter läßt sie sich zuletzt „noch über diese Ehre erfreuen".

„Als ich das Pult las", setzt der Kunstrichter hinzu, „hat „mich die Unschicklichkeit ungemein befremdet, mit welcher Boi„leau ein so possierliches Gedicht so ernsthaft beschließt. Die „Frömmigkeit und die Gerechtigkeit sind allzu ehrwür„dige Wesen, als daß sie sich um ein Chorpult bekümmern „sollten. Sie erscheinen so sehr zur Unzeit und am unrechten „Orte, als wenn man den Erzbischof von Paris in seinem ho„henpriesterlichen Gewande (pontifical robes) eine Harlequinsrolle „spielen ließe".

Zum Beschlusse sagt der Kunstrichter: „Ich hoffe, man „wird es für keine ausschweifende Lobeserhebung halten, wenn „ich sage, daß der Lockenraub die beste Satyre sei, die man „hat; daß sie eine wahre und lebhafte Schilderung der neuern „Lebensart enthalte, und daß unter allen andern komischen Hel„dengedichten der Vorwurf zu diesem am vortrefflichsten gewählt „und mit der größten Kunst ausgeführt sei. Pope erscheint hier „in dem Lichte eines galanten Mannes, der die Welt vollkom„men kennt. Er hat in der That in seinem ganzen Betragen „nichts von der gezierten Singularität, die so manche gute Köpfe „der Verachtung ausgesetzt und von den eingeführten Gesetzen der „Höflichkeit und des bürgerlichen Lebens abgeführt hat. Wenn „einige unter den bescheidensten französischen Kunstrichtern nun „endlich zu erkennen anfangen, daß sie nichts hervorgebracht ha„ben, welches an Erhabenheit und Majestät dem verlornen „Paradiese gleich zu schätzen wäre; so können wir unserer„seits getrost behaupten, daß sie nichts hervorgebracht, welches „an Delicatesse, Zierlichkeit und feinem Scherze dem Locken„raube beikomme, ob sie sich gleich auf diese Eigenschaften sehr „viel zu gute thun. In diesem Werke erscheint Pope vornehm„lich als ein Dichter. Er hat mehr Imagination darin gezeigt, „als in allen seinen übrigen Schriften zusammen genommen.

Er kömmt! der Eintracht Feind!
O sieh! wie er in Gift die Pfeile taucht!
O sieh! wie sein Gewand vom Blute raucht,
Von Bruder, Sohn und Freund!

Den Umstand, daß sie in einem fremden Lande, entfernt von allen ihren Bekanntschaften und Blutsverwandten, gestorben ist, hat der Dichter mit ungemeiner Zärtlichkeit behandelt, und sehr gelegentlich angewendet, den Todesfall betrübter und klagenswürdiger zu machen:

No friend's complaint, no kind domestic tear *)
Bless'd thy pale ghost, or grac'd thy mournful bier;
By foreign hands thy dying eyes were clos'd,
By foreign hands thy decent limbs compos'd,
By foreign hands thy humble grave adorn'd.

Das ist:

Dein blasser Geist vernahm kein freundschaftliches Trauern,
Um deine Bahre hat kein Hausgenoß geweint;
Dein sterbend Auge ward von Fremden zugedrückt,
Von fremden Händen dir die Glieder angeschlossen,
Von fremden Händen dein gemeines Grab geschmückt.

Leser von einiger Empfindung werden, ohne unser Erinnern, den Nachdruck merken, der hier in der Wiederholung des wichtigen Beiworts fremden liegt.

„Vielleicht ist diese Elegie", sagt unser Kunstrichter, „aus der Ursache so vortrefflich gerathen, weil eine wirkliche Begebenheit die Gelegenheit dazu war. Es ist ein unstreitiger Satz, daß die Natur mehr Gewalt habe, als die Phantasie, daß wir allezeit mehr fühlen als uns einbilden können, und daß die allerkünstlichste Erdichtung der Wahrheit den Vorzug lassen müsse. Als Polus, der berühmte Schauspieler, seine Zuhörer in mehr als gewöhnliche Bewegungen setzte, so geschah es:

*) Der Kunstrichter erinnert hier in einer Note, dieser Ausdruck habe einige Ähnlichkeit mit einem pathetischen Zuge in Sophokles Philoctetes, von welchem unter andern betrübten Umständen, die sein Unglück ausmachten, gesagt wird, er habe kein *σύντροφον ὄμμα* um sich gehabt. v. 171 — not to be translated, setzt unser Verf. hinzu.

„würdigſten Geſchöpfe, das ich kenne, beſchloſſen, ſo werde ich „Ihnen allezeit mit meinen aufrichtigſten Wünſchen folgen; „meine beſte Gedanken werden Sie allezeit beſchäftigen, wenn „Sie auch niemals von mir oder von ihnen etwas hören ſoll„ten. Ihr eigener Schutzengel kann nicht beſtändiger und ver„ſchwiegener ſeyn".

„Die Elegie", fährt unſer Kunſtrichter fort, „fängt ſich „plötzlich, ohne Eingang, mit einem ſtarken Bilde an. Der „Dichter bildet ſich ein, unvermuthet den abgeſchiedenen Geiſt „ſeiner Freundinn zu erblicken:

What beck'ning ghost along the moonlight shade
Invites my steps, and points to yonder glade?
'Tis she! — but why that bleeding bosom gor'd,
Why dimly gleams the visionary sword?

Das iſt:

Was winket für ein Geiſt dort in des Mondes Schatten,
Und zeigt mir ſeinen Platz, wohin ich folgen ſoll?
Sie iſt's! — jedoch was rinnt für Blut aus ihrem Buſen?
Was ſchimmert wie ein Schwerdt ſo dunkel vor den Augen?

„Dieſe Frage macht den Leſer unruhig, und hat einige Ähnlich„keit mit dem lebhaften und rührenden Gemälde in dem Pro„pheten Jeſaias, welches er ſo kräftig und nachdrücklich be„ſchreibt, daß man glaubt, den Gegenſtand mit Augen zu ſe„hen: „wer iſt der, der von Edom kömmt, mit röthlichen Klei„dern von Bazra?" *) Akenſide hat eine von ſeinen Oden auf „eben die Weiſe angefangen:

O fly! 'tis dire suspicious mien;
And meditating plagues unseen,
The sorc'ress hither bends!
Behold her torch in gall imbru'd;
Behold, her garments drop with blood
Of lovers and of friends!

Das iſt:

O flieh! es iſt der hämiſche Verdacht!
Der Tücke ſinnt und zum Verderben wacht;

*) Cap. 63. v. 1.

auf, um ihr Elend nicht zu vergrößern. Dieſen und folgenden Tag waren wir alle ſtumm, quel dì e l'altro mo tutti muti! Grauſame Erde! warum verſchlangſt ns nicht alle zugleich? Den vierten Tag fiel Gaddo ſtreckt zu meinen Füßen, ſchrie: padre mio, che non ti? mein Vater! warum hilfſt du mir nicht? und . Die übrigen drei gaben zwiſchen dem fünften und en Tage einer nach dem andern den Geiſt auf, ſo ver- ert, wie du mich jetzt ſiehſt. Ich ward von einer dheit überfallen, tappte mit Händen und Füßen auf ih- herum, und rief ſie drei Tage nach ihrem Tode noch r bei ihren Namen (e tre dì li chiamai poichè fur i). Endlich überwand der Hunger meine Betrübniß"".

Hätte man dieſe unnachahmliche Beſchreibung", ſetzt unſer chter hinzu, „beim Homer, bei einem griechiſchen Trauer- chter oder beim Virgil angetroffen, wie viel Commenta- wie viel Lobreden würde man haben erſcheinen ſehen? ſollen wir von dem Genie ſagen oder denken, das fähig ſie hervorzubringen?"

er Prologus zu Addiſon's „Cato", ſagt unſer Autor, ſt alle Prologen des Dryden, der ſich in dieſer Art Ge- nit Recht einen ſo großen Namen erworben. Die beſten und Anſpielungen darin ſind mit vieler Beurtheilungs- us gewiſſen Umſtänden in Cato's Leben entlehnt. Fol- Zug iſt ſo erhaben, als nur einer in dem Trauerſpiele yn kann. Der Dichter erzählt, wie Cäſar mitten im ſeines triumphirenden Einzuges

Shew'd Rome her Cato's figure drawn in state;
As her dead fathers reverend image past,
The pomp was dark'ned and the day o'ercast;
The triumph ceas'd — Tears gush from every eye,
The world's great victor pass'd unheeded by;
Her last good man dejected Rome ador'd,
And honour'd Caesar's less, than Cato's sword.

Das iſt:

ließ Rom im Siegeszug des Cato Bildniß ſchauen.
Das ehrenwerthe Bild des todten Bürgervaters
Ging kaum vorbei, ſo ward die ſtolze Pracht verdunkelt,
Und der Triumph gehemmt. Man ſah nun Thränen fließen,

Der Weltbezwinger ging nun unbemerkt vorüber;
Den letzten freien Mann beweint das schnöde Rom,
Und ehret Cato's Dolch weit mehr als Cäsars Schwerdt.

Von dem Trauerspiele „Cato" selbst urtheilt der Schriftsteller, es habe den damaligen Staatsunruhen den erstaunlichen Beifall zu verdanken, mit welchem es ist aufgenommen worden. Er gesteht zwar, daß die Sprache in diesem Trauerspiele rein und körnicht sei, auch sonst hohe Gedanken in demselben vorkommen, davon ein nicht geringer Theil aus dem Lucan, Tacitus und Seneca genommen sind. „Mich dünkt aber", sagt er, „daß es nicht so schwer sei, diese pomphaften römischen „Gesinnungen vorzubringen, als man gemeiniglich glaubt. Ein „einziger natürlicher Zug ist in meinen Augen mehr werth, als „hundert Gedanken wie der folgende:

When vice prevails, and impious men bear sway,
The post of honour is a private station;

das ist:

Wo Laster gilt und Lotterbuben herrschen,
Sind Ehrenstellen ein gemeines Amt.

„Cato", fährt unser Kunstrichter fort, „ist ein schönes Ge„spräch von Freiheit und Liebe zum Vaterlande. Zu einem dra„matischen Stücke aber, oder, wie es Einige haben nehmen wol„len, zum Muster einer guten Tragödie, fehlen ihm die beiden „vornehmsten Triebfedern, ohne welche kein Trauerspiel bestehen „kann: die Handlung und das Pathos. Es mangeln ihm „auch Charaktere, ob diese gleich nicht so nothwendig sind als „die Handlung. Der einzige Syphax zeigt in seiner Unterre„dung mit dem Juba einige Kennzeichen eines rauhen Afrika„ners. Die übrigen Reden alle können einer jeden von den „interessirten Personen in den Mund gelegt werden. Die Liebe „des Juba zu der Marcia und des Portius zu der Lucia sind „fehlerhafte und geschmacklose Episoden, welche die Würde der „Fabel erniedrigen und die Einheit verderben". Bei dieser Gelegenheit wird die üble Gewohnheit der Neuern, in allen Trauerspielen die Liebe einzumischen, mit dem verdienten Tadel belegt, und dem Voltaire Beifall gegeben, welcher behauptet, diese Leidenschaft müsse

niemals die zweite Stelle in einer Tragödie spielen, sondern entweder der Hauptgegenstand seyn, oder gar wegbleiben. „Phädra, Romeo, Othello und Monimia", heißt es, „sind vielleicht „die besten Gegenstände zu Trauerspielen. Die ganze Glücks„veränderung in diesen Stücken beruht einzig und allein auf „dieser unglücklichen Leidenschaft, die in ihrer Ausschweifung „auf's höchste getrieben worden. Die Griechen haben die größten Gegenstände behandelt; die zärtlichen aber sind für das „französische und englische Theater. Jene erregten Schrecken, „auf diesen herrscht vornehmlich das Mitleiden"; welches der Verf. in einer Note der Einführung der weiblichen Schauspieler und dem Ansehen, das sich das Frauenzimmer bei unsern Parterren erworben, zuschreibt.

Von dem Trauerspiele „Cato" kömmt unser Verf. auf die übrigen Schriften Addison's, die er mit seiner gewöhnlichen kritischen Strenge beurtheilt. Ja wo wir nicht irren, so läßt er diesem großen Schriftsteller nicht alle Gerechtigkeit widerfahren, die ihm gebührt. Wir haben durchgehends bemerkt, daß er in seinem ganzen „Versuche" Addison's niemals ohne einige Bitterkeit gedenkt. Wir möchten dieses nicht gern einer politischen Tücke zuschreiben, davon ein Engländer selten befreit ist.

Der Epilogus zu dem Trauerspiele „Jane Shore" giebt unserm Verf. Gelegenheit, Rowe's poetischen Charakter festzusetzen und einige seiner Stücke zu beurtheilen. Wir können ihm unmöglich in allen seinen Nebenbetrachtungen folgen, und halten uns nur an das, was Pope angeht. „Dieser Dichter", erzählt er, „soll einen Entwurf gemacht haben über eine Begeben„heit, von welcher unsere alten Annalisten Meldung thun: ein „Heldengedicht zu verfertigen über die Ankunft des Brutus, den „man für einen Abkömmling des Aeneas hält, in unsere Insel, „und über die Errichtung und Festsetzung der britischen Monarchie. „Wird es mir aber erlaubt seyn, zu vermuthen, daß dieses Vor„haben unserm Dichter nicht sonderlich gelungen seyn würde? „Ein so didactisches Genie würde schwerlich das Erhabene und „Pathetische hervorgebracht haben, in welchem die ganze Kraft „der Epopee besteht. Er würde uns so manche schöne Beschrei„bungen geliefert, so manche allgemeine Charaktere schön geschil„dert, aber die Wirklichkeit dieser Gegenstände, und die Hand„lungen dieser Charaktere nicht vor Augen gelegt haben. Homer „schildert eigentlich keine Charaktere, sondern er läßt sie aus dem

„Betragen der Personen schließen, die er aufführt. Pope würde „mehr Räsonnement als Einbildungskraft, mehr politische Be„trachtungen als rührende natürliche Züge angebracht haben. „Sein Gedicht würde der Henriade ähnlicher gewesen seyn als „der Iliade, und vielleicht auch als dem „befreieten Jerusalem". „Wäre dieser Plan ausgeführt worden, so hätte man vielleicht „bemerkt und auch die Ursache davon eingesehen, wie man in „Schilderung der neuern Lebensart, und der geheimsten Schwach„heiten und Thorheiten unserer Zeitgenossen vortrefflich, und „eben dadurch unfähig seyn kann, die Zeiten des Heldenthums, „und die einfältige Lebensart zu schildern, welche von der epischen „Poesie allein angenehm beschrieben werden kann. Man bedenke „über dieses, daß das Gedicht hat gereimt werden sollen; — ein „Umstand, der allein fähig seyn kann, allen Enthusiasmus zu „dämpfen, und unendliche Tautologien und weitschweifige Um„schreibungen zu verursachen. Was Warburton erzählt, bestärkt „uns noch mehr in diesem Gedanken. Er sagt, Pope habe in „diesem Gedichte sehr weitläuftig von der Politik handeln, die „verschiedenen Staatsverfassungen untersuchen, und sogar ver„schiedene Arten des Gottesdienstes mit in Betrachtung ziehen „wollen, insoweit sie in die Gesellschaft einen Einfluß haben." „Nichts schickt sich weniger zu einem epischen Gedichte", setzt un„ser Kunstrichter hinzu, „als eine solche Anlage". Nach unserm Bedünken ist Warburton hierin wenig zu trauen. Dieser ge„lehrte Mann, dessen Geschmack nicht eben der feinste ist, hat vielleicht seinen Pope dem Homer und Virgil an die Seite zu „setzen geglaubt; denn man weiß aus seiner „göttlichen Sendung „Mosis", daß er sowohl in der Iliade als in der Aeneide nichts anders, „als ein politisches System, suchte. Die beiden Dichter hatten „nach seiner Meinung keine andere Absicht als, eine vollständige „Politik zu hinterlassen.

Der letzte Abschnitt handelt von den beiden Briefen: Sappho an Phaon, und Abelard an Eloise.

„Diese Art von poetischen Briefen, unter dem Namen von „erdichteten Charakteren, ist eine Erfindung des Ovid. Sie ist „der griechischen Elegie weit vorzuziehen, indem sie zu der be„weglichen Sprache, die in jener herrscht, noch das Dramatische „hinzuthut. Eigentlich ist sie nichts anders, als eine im Affect „mit sich selbst gehaltene Unterredung, da das Gemüth den hef„tigen Bewegungen, die es erschüttern, den freien Lauf läßt

„Indem aber der Ausbruch der Leidenschaft an eine gewisse Per„son gerichtet wird, so erhält das Gedicht dadurch den Grad „der Bestimmtheit und das Eigenthümliche, woran es dem besten „Selbstgespräch in einem Trauerspiele fehlt". Unser Autor tadelt an den Briefen des Ovid die Einförmigkeit des Gegenstandes. Sie enthalten alle nichts, als Klagen von verlassenen Liebhabern. Sie sind ihm auch zu lang, — ein Umstand, der den Dichter genöthigt hat, in Wiederholungen zu verfallen und die Sentiments zu entkräften. Insbesondere bemerkt er in diesem Sendschreiben von Sappho an Phaon, daß der Dichter seiner Heldinn mehr witzige und feine Galanterien in den Mund legt, als zärtliche und rührende Sentiments, die ihrem Charakter geziemen und ihre verliebte Empfindlichkeit so berühmt gemacht haben. „Was „kann galanter und niedlicher seyn", fragt er, „als folgendes „Compliment an Phaon?

Sume fidem et pharetram; fies manifestus Apollo:
Accedant capiti cornua; Bacchus eris."

Diese artigen Gedanken, glaubt unser Verf., habe man bei Verfertigung folgenden Sinngedichts, das unter den Neuern so berühmt ist, vor Augen gehabt:

Lumine Acon dextro, capta est Leonilla sinistro.
Et potis est forma vincere uterque Deos;
Blande puer, lumen quod habes, concede sorori,
Sic tu cœcus Amor, sic erit illa Venus.

Wir erinnern uns, irgendwo ein ähnliches Sinngedicht von Franciscus Panigarola gelesen zu haben, welches an Naivetät jenem nichts nachgiebt. Es führt die Überschrift: de puero armato;

Mars Venerem, Martemque Venus dum quaerit uterque;
Quaesitum, viso hoc, se reperisse putat.

Die Popische Übersetzung dieses Briefes von Sappho an Phaon wird von unserm Kunstrichter gelobt. In der That hat Pope manche Stellen sehr glücklich übersetzt, und sein Original nicht selten verschönert. Es ist aber nicht zu läugnen, daß er öfters die Spitzfindigkeit des römischen Dichters mit neuen Gegensätzen vermehrt, und dadurch die Sentiments schimmernder, aber auch unnatürlicher gemacht hat. Die angeführte Stelle hat Pope beinahe in der Übersetzung verdorben. Ovid läßt Sappho sagen:

„trage Köcher und Leier, ſo biſt du der leibhaftige Apollo; laß „Hörner aus deiner Stirne entſproſſen, ſo biſt du Bacchus"; und ſetzt epigrammatiſch genug hinzu:

Et Phoebus Daphnem, et Gnossida Bacchus amavit,
Nec norat lyricos illa, vel illa modos.

Pope läßt den Phaon noch ſchöner werden, als Apollo und Bacchus:

The harp and bow would you like Phoebus bear,
A brighter Phoebus Phaon might appear;
Would you with ivy wreath your flowing hair,
Not Bacchus' self with Phaon could compare.

Um nun die folgenden Verſe:

Yet Phoebus lov'd and Bacchus felt the flame
One Daphne warm'd, and one the Cretan Dame

mit den vorhergehenden zu verbinden, nimmt er ſeine Zuflucht zu einer ſehr geſchraubten Anthitheſe:

Nymphs, that in vers's no more could rival me,
Than ev'n those Gods contend in charms with thee.

Bei Gelegenheit der Sappho führt unſer Autor zwei Fragmente von dieſer Dichterinn an, die nicht ſo bekannt ſind, als die beiden vortrefflichen Überbleibſel, deren der „Zuſchauer" gedenkt. Sie ſind kurz, aber ungemein ſchön und zärtlich. Das erſte enthält eine lebhafte Vorſtellung von der ſchmachtenden Unruhe und Verdroſſenheit einer ſehr verliebten Perſon. Wir müſſen uns die zärtliche Dichterinn einbilden, wie ſie ihre Mutter ernſthaft anſieht, das Gewebe aus den Händen wirft, damit ſie ſich beſchäftigte, und plötzlich ausruft:

Γλυκεῖα μάτερ, οὔ τοι
Δύναμαι κρέκειν τὸν ἱστόν,
Πόθῳ δαμεῖσα παιδὸς
Βραδίναν δι' Ἀφροδίταν.

Dulcis mater! non possum texere telam
Amore victa pueri, per acrem Venerem.

Das zweite Fragment iſt von der beſchreibenden Gattung, und ſcheint der Anfang einer Ode an den Abend zu ſeyn. Man findet es bei dem Demetrius Phalereus:

Ἕσπερε πάντα φέρεις,
φέρεις οἶνον, φέρεις αἶγα,
φέρεις μητρὶ παῖδα.
Vesper, omnia fers;
Fers vinum, fers capram,
Fers matri filiam.

Wir konnten uns nicht enthalten, diese beiden vortrefflichen Antiken anzuführen, ob sie gleich eigentlich den Pope nichts angehen. Was aber unser Verf. in einer abermaligen Digression von dem engländischen Dichter Fenton und von seinen Schriften sagt, dürfte unsere Leser nicht sehr interessiren. Wir kommen also zu dem Schreiben Abelard's an Eloise, welches das letzte Stück ist, das unser Autor in diesem Bande kritisirt.

Die Geschichte dieses unglücklichen Paars ist zur Elegie vielleicht die bequemste, die man jemals behandelt hat. Das Unglück, das sie betroffen, hat etwas besonderes und ungemeines. Ihre Namen sind zwar bekannt, aber noch nicht sehr gebraucht und gemein worden. „Pope war ein vortrefflicher Verbesserer", sagt unser Kunstrichter, „ob er gleich kein sonderlicher Erfinder war. So ein schönes Gebäude er auf die kleinen Gespräche des Comte de Gabalis aufgerichtet, eben so vortrefflich hat er die rührenden Züge zu bearbeiten gewußt, die in Abelard's und Eloisens Briefen, und in einer kleinen französischen Geschichte von ihrem Leben und ihren Unglücksfällen zerstreut sind". Nach diesen Anekdoten von der Gelehrsamkeit des Abelard und der Heloisa, welchen Namen Pope des Wohllauts halber in Eloise handelt, liefert der Verf. einen zusammenhangenden Auszug dieses poetischen Briefes, in welchem er den Streit und den Tumult der Leidenschaften in der Brust dieser verliebten Heiligen sich auseinandersetzt, und die Stellen anzeigt, welche Pope den lateinischen Briefen genommen und verbessert hat. Wir wollen einige meisterhafte Stellen anführen, die in diesem vortrefflichen Gedichte sehr häufig anzutreffen sind. Es war sehr schwer in einem so melancholischen Gedichte von dem Unglücke, welches Abelard betroffen, mit Anstand zu reden. Man sehe, wie Pope diese Schwierigkeit überwunden!

Alas! how chang'd! what sudden horrors rise!
A naked lover, bound and bleeding lies!
Where, where was Eloise? her voice, her hand,
Her poniard had oppos'd the dire command!
Barbarian, stay! that bloody stroke restrain,
The crime was common, common be the pain.

Das ist:

Ach wie verändert! welche Gräu'l! Gebunden
Und nackt wälzt der Geliebte sich in Blut.
Wo warst du, Eloise? Deine Thränen,
Dein Arm, dein Dolch hätt' diese Wuth verhindert.
Barbar! laß ab von diesem blut'gen Streich!
Du ahndest unerhört gemeine Sünden.

„Man weiß nicht", sagt unser Kunstrichter, „was man hier am „meisten rühmen soll: die lebhafte Schilderung, das Pathetische, „oder die künstliche Züchtigkeit, mit welcher die Handlung in „diesen vortrefflichen Zeilen auf eine so versteckte Weise vorge„tragen worden?"

Nachdem Eloise eine Zeit lang von den allerentgegengesetzteſten Leidenschaften, von Pflicht und Vergnügen, Reue und Leidenschaft, Andacht und Liebe, wechselsweise bestürmt wird, entschließt sie sich endlich, der Religion allein Gehör zu geben, und die irdische Liebe aus ihrer Brust zu verbannen. Sie erzählt dem Abelard eine Begebenheit, welche einen so starken Eindruck in sie gemacht, daß sie nunmehr sicher glaubt, auf ihrem Entschlusse beharren zu können. Die Scene, die sie beschreibt, erweckt Ehrfurcht. Sie lag auf einem Grabe, und glaubte in jedem leisen Winde einen Geist ihr zurufen zu hören:

Here as I watch'd the dying lamps around,
From yonder shrine I heard a hollow voice:
Come, sister, come (it said, or seem'd to say),
Thy place is here, sad sister, come away!
Once like thyself I trembled, wept and pray'd,
Love's victim then, but now a sainted maid.

Das ist:

Ich lag beim Schimmer halbverloschner Lampen,
Und aus dem Heiligthum rief eine Stimme:
Komm, Schwester! (sprach sie, oder schien zu sprechen)
Betrübte Schwester, komm! hier ist dein Ort.
Ich war, wie du, der Liebe Opfer einst,
Ich bebte, weinte, betete wie du;
Doch jetzt bin ich verklärt — — —

„Diese Scene", sagt unser Kunstrichter, „würde ein schönes „Sujet für die Pinsel abgeben, und verdient einen würdigen „Maler. Eloise müßte in einer großen gothischen Kirche abgebil„det werden, über ihrem Haupt eine düstere Lampe, deren dum-

Schein der Scene nur so viel Licht giebt, als nöthig ist, Finsterniß zu unterscheiden. Man müßte den Augenblick hlen, in welchem sie die Stimme zum ersten Male wahr- mt, und sie sich mit Verwunderung und Furcht umsehen en".

„Dieser Brief überhaupt", sagt unser Verf. am Ende seines zuges, „ist eines von den ausgearbeitetsten, und gewiß das ressanteste Stück, das jemals ist abgefaßt worden. Er cht, nebst der „Elegie zum Andenken eines unglücklichen Frauen- mers", das einzige Pathetische aus, das uns Pope geliefert ". „Mich dünkt", setzt er endlich hinzu, „Pope habe den hm, den er bei der Nachwelt als Dichter behaupten wird, nehmlich seinem „Windsor-Forest", seinem „Lockenraube", dem Briefe „Abelard's an Eloise" zu verdanken; denn die gebenheiten und Charaktere, auf welche sich seine übrigen Schrif- beziehen, werden mit der Zeit vergessen und unbekannt den, und diese dadurch ihre Schönheit verlieren. Denn e und Satyre sind wandelbar und vergänglich, aber Natur Leidenschaft dauern ewig". Hiermit beschließt der Autor ersten Band.

Wir sehen der Fortsetzung dieses lehrreichen Werks mit m Verlangen entgegen. Der Verf. besitzt Geschmack und senheit genug, seine Kritik über die übrigen Schriften des interessant zu machen, ob es gleich nicht zu läugnen daß seine Schreibart etwas weitschweifig, und sein beständ- Ausschweifen aus einer Digression in die andere unange- wird.

---

dem Nationalstolze. Zürich bey Heydegger und Compagnie 1758. 312 Seiten in klein 8°.

der Bibl. der schönen Wiss. und der fr. K. Bd. 4. Stück 1. 1758. S. 551—578.)

Der Verfasser dieser Schrift ist der Herr Dr. Zimmer- n, denn er führt S. 171. das „Leben des Herrn von rs" als ein von ihm verfertigtes Werk an.

Die philosophischen Betrachtungen der Gesetze, der Sitten, Gebräuche und Regierungsformen der Völker machen einen Theil der Weltweisheit aus, in welchem die Politik, die Moral und die schönen Wissenschaften zusammenkommen, die verschiedenen Genies der Nationen zu beurtheilen, und ganze Reiche mit ihren Beherrschern vor den Richterstuhl der Vernunft zu fordern. Die Alten haben uns vortreffliche Schriften von dieser Art hinterlassen, welche die Schule der Fürsten, der Gesetzgeber, der Historienschreiber, des Dichters und des Weltweisen geworden sind. In den neuern Zeiten sind sowohl die Engländer als die Franzosen in die Fußstapfen der Alten getreten, und haben ihre Vorgänger beinahe erreicht. Ein Montesquieu, Shaftesbury und Bolingbroke haben sich unsterblich gemacht. Die Deutschen hingegen, welche vermöge ihrer Regierungsform zwar nicht so frei als die Engländer, aber doch auch nicht allenthalben so eingeschränkt sind als die Franzosen, haben nicht eine einzige Schrift von dieser Gattung aufzuweisen, wenn man nicht die Schriften eines Friedrichs mit zu den deutschen Geburten rechnen will. Ihre Weltweisen schränken sich in den engen Bezirk der Ideen ein, die sie zwischen den Mauern der Universität, ohne einen Blick auf die große Welt zu thun, erschöpfen können, und ihre Publicisten sind weder Philosophen noch schöne Geister. Die einzigen freigebornen Schweizer fangen seit einiger Zeit an, uns Proben von dieser Art zu liefern, die zwar ihre Originale nicht erreichen, aber dennoch gegründete Hoffnungen von sich blicken lassen. Alsdann nur, wenn dieser Theil der Weltweisheit mehr cultivirt seyn wird, können wir hoffen, lehrreiche Geschichtsschreiber zu bekommen, die sich angelegen seyn lassen, die Geschichte nicht bloß authentisch, sondern mit Geschmack und Einsicht vorzutragen.

Wir rechnen gegenwärtige Abhandlung zu der Art von Schriften, die wir im Deutschen bisher noch vermißt haben. Sie ist nicht nur mit Geschmack, sondern auch mit Einsicht, Freiheit und Beurtheilungskraft geschrieben; und der Verf. scheut sich nicht, Könige zu beurtheilen und die Thorheiten ganzer Nationen zu bestrafen. Etwas mehr Zusammenhang hätten wir aber in der ersten Abtheilung anzutreffen gewünscht, damit die häufigen Exempel aus der Geschichte, die darin angeführt werden, ein Ganzes ausmachen, und nicht gleichsam von ungefähr neben

gestellt seyn möchten. In der zweiten Abtheilung hat Verf. diesen Fehler vermieden.

Abhandlung ist, wie der Hr. Verf. in der Vorrede durch ein bloßes Ungefähr und ohne die nöthige Vorstanden. Er hat eine Vorrede zu einer Sammlung nsbeschreibungen und Bildnissen berühmter Schweizer sollen. Der Gedanke vom Nationalstolze schien ihm zu ecke bequem. Er fing aber kaum an zu schreiben, so Einleitung bald so groß, als das Buch, dem sie sollte werden. Die Vorrede unterblieb, und aus dem Gem Nationalstolze ward ein Buch. Man muß gestehen, fähr hat sich für dieses Mal selbst übertroffen. Ihre acht dem Hrn. Dr. Zimmermann weit mehr Ehre, kleine Schriften, die vielleicht mit aller nöthigen Vor- seiner Feder geflossen sind.

ie Sprache ist zwar die reinste nicht. Dieses gesteht Vorrede selbst. „Ich bin ein Schweizer", sagt er, einem Schweizer läßt sich die Reinigkeit der Sprache wenig fordern, als vormals die athenienſische Annehmon einem Böotier". Allein man wird die kleinen Be-n, die er öfters den Ohren zufügt, leichtlich verschmerne männliche Denkungsart erzwingt ihm Verzeihung Mangels einer Vollkommenheit, die, wie er bemerkt, n jeden Frauenzimmer in Leipzig oder Dresden ohne eicht wird.

wollen dem Verf. folgen, die Stellen, die uns am gsten scheinen werden, anführen, und wo es nöthig ird, unsere Erinnerungen hinzuthun. „Was ich den stolz nenne", heißt es in der Einleitung, „ist ein Geden besondern Vorzügen, die sich ein Volk beymißt, n nun eingebildet oder wahrhaft heißen. Ich werde des Stolzes zuerst auf der bestrafenswürdigen, und auf der vortheilhaften Seite betrachten. Ich werde in dem einen Gesichtspunkte als ein Vorurtheil, in rn aber als eine Tugend schildern". Wir wissen nicht, ier mit Recht das Vorurtheil der Tugend entgegensetzen s giebt einen Nationalstolz, der sich im Grunde auf heil stützt, und dennoch bei dem Volke, das ihn begute Tugenden hervorbringen kann. Viele von den die der Hr. Verf. anführt, werden diese Anmerkung

bestätigen. Sollte diese Art des Nationalstolzes nicht ei
sondere Ausführung verdient haben? — Wir kommen zur
Abtheilung.

„Unsere Urtheile", sagt der Verf., „hangen allzu sel
„dem Einflusse der äußerlichen Dinge, und von dem un
„großen oder unendlich kleinen Umfange der Sphäre, in
„ein jeder lebt, ab, als daß sie so genau nach einer unve
„ten und geläuterten Vernunft könnten abgemessen sey
„Das oberste Wesen, sagt ein berühmter Mann, ist oft b
„Dienern der Religion zornig, rachgierig, unversöhnlich;
„wenn die Dreyangel sich einen Gott erwählen sollten, s
„den sie demselben drey Seiten geben. — Eben so ist der
„gewohnt, in allem, was ihn umgiebt, eine Erhabenh
„finden, die nichts überwiegen könnte, was außer
„ist". Dieser Ausdruck scheint etwas unangemessen zu
Ohne die Zweideutigkeit aufzumutzen, welche in den W
„die nichts überwiegen könnte" einige Dunkelheit verursac
kann, was außer uns ist, demjenigen, was uns
giebt, nicht entgegengesetzt werden, wie solches allhier vo
Hrn. Verf. geschieht. Vielleicht leidet auch der Gedanke
selbst einige Einschränkung. Wir setzen nur alsdann die
Erhabenheit in den kleinen Zirkel der Dinge, der uns u
wenn uns außer demselben nichts bekannt ist, das ihn üb
um die gehörige Vergleichung anstellen zu können, ohne
wir niemals von relativen Begriffen richtig urtheilen könn

„Es giebt auch eine Art von Verachtung, die a
„mannigfaltigen Grundsätzen beruhet. — Ein Nouvelliſt
„den Elenden für einen Dummkopf an, der seine Parte
„für unüberwindlich hält. Ein großer verachtet den Li
„der Wissenschaften, ein Kleinmeister *) den Helden, ein
„den Dichter, ein Mathematicus alles, und ein Metap
„den Mathematicus. Der Zergliederer, der durch sein E
„der Kräuterkenner, der durch seine Beine, — und ein E
„ler, der durch zwanzig Folianten groß geworden, wolle
„begreifen, wie Leßing seine Zeit mit Kleinigkeiten, b'Al
„mit Aufsuchung krummer Linien, Haller im großen Rath

*) So hat der Hr. Verf. das französische petit-maître wollen.

„Diderot in einer Handwerksbude verderben können. — Die „Anzahl der aufgeklärten Geister ist sehr geringe, die ihre ander„erbten Vorurtheile abwerfen, mit einer philosophischen Stärke „aller Dinge Gewicht erforschen, und derselben wahren Werth „vom Wahn und Tand zu trennen wissen". Man muß gestehen, daß nichts so sehr den Fortgang in den Wissenschaften hemmt, als der thörichte Eigendünkel, mit welchem die Anhänger einer Wissenschaft alle übrigen verachten. Eine vorzügliche Zuneigung zu einer besondern Wissenschaft, nebst der geziemenden Hochachtung für alle übrigen, ist die gehörige Verfassung für ein wahres Genie. Nicht nur der Weg zur Erfindung wird ihm dadurch leichter gemacht, sondern seine Bemühungen hören auf, einseitige Absichten zu haben, und werden wahre Wohlthaten für das menschliche Geschlecht. — „Die Denkungsart von besondern „Personen", fährt unser Verf. fort, „dehnet sich sehr leicht auf „die Denkungsart eines Volks aus. Man könnte den Stolz „einer ganzen Nation die Summe der Eigenliebe jeder besondern „Person nennen, die dieselbe ausmacht". Dieser Gedanke hat einigen Schein. Im Grunde aber dürfte das Wort Eigenliebe hier im uneigentlichen Verstande genommen worden seyn. Der Stolz einer ganzen Nation beruht auf Eigenliebe. In Ansehung einzelner Personen aber bezieht sich der Nationalstolz mehr auf Vorzüge der Vorfahren und Mitbürger, an welchen wir durch eine Art von Reflexion Theil zu nehmen glauben, als auf unsere persönliche Vollkommenheiten. — Nach einigen Exempeln von dem Nationalstolze der Engländer eifert der Hr. Verf. wider die Unthätigkeit, in welcher diese verdienstvolle Nation schlummert. „Wäre es nicht besser", fragt er, „wenn die „aufgeklärtesten Köpfe derselben suchten, die Gemüther ihrer Mit„bürger zu besänftigen, damit sie ihre Augen über ihre wahren „Vortheile öffnen möchten? Wäre es nicht besser, dieselben von „bloßen Declamationen zu Wirksamkeit und Thaten zu führen, „anstatt die Franzosen in Drurilane und Haymarket zu be„kriegen, indem St. Philipp im Sturme fällt, und der brittische Scepter in America zerschmettert wird?" Der Hr. Verf. würde, wenn er jetzt schriebe, eine andere Sprache führen, da die Nation sich plötzlich aufgemacht, und ihren alten Ruhm wieder zu behaupten gesucht hat. „Der Nationalhaß", heißt es ferner, „fließt aus eben den Quellen, die dem Nationalstolz, den „ich hier verhandele, ihren Ursprung geben". Jener kann zu

den erschrecklichsten Leidenschaften Gelegenheit geben, die nur so lange erstickt werden, als manchmal die Gewinnsucht die Herzen zweier Völker vereinigt. „Man pflanzet uns in unsrer „Jugend", sagt der Verf., „einen Abscheu für den Teufel ein. „Würde ein Holländer wohl anstehen, sich mit demselben in „einen Handlungstractat einzulassen, wenn es möglich wäre, daß er „(so gräßlich man sich immer denselben vorstellen mag) in Amsterdam auf der Börse erschiene?" Der Verf. kömmt auf die eingebildeten Vorzüge zurück, darauf sich mehrentheils der Stolz der Nationen gründet. „Die Spanier und die Portugiesen", heißt es, „sollen alle Nationen des Erdbodens verachten, und „bloß den Franzosen die Ehre erweisen, sie zu hassen. — Der „Adel läßt einem spanischen Bauer nicht zu, seine Äcker zu „pflügen, weil es nur einem Sklaven ansteht zu arbeiten. — „Er sucht sich einen Fremdling auf, der seinen Landbau mit dem „Gewinne zugleich übernimmt, und belustigt sich unterdessen zu „Hause, eine elende Laute zu schlagen; oder wenn er den Pflug „ergreift, so steckt er seine Hahnenfedern auf den Hut, hat „Mantel und Degen neben sich liegen, und läßt den Pflug so „gleich stehen, schwinget den Mantel über sich, nimmt den Degen „unter den Arm, streicht den Knebelbart, und thut, als ob er „bloß auf dem Felde spazierte, wenn ein Reisender vorübergeht". In der Folge zeigt der Hr. Verf. den Ungrund der Einbildung der Chinesen auf ihr Alterthum, welches er in den Zusätzen, die er dem Werke angehängt hat, weitläuftiger ausführt. Die Malabaren und Japanesen sind nicht weniger für ihr Alterthum eingenommen. Sogar bis in den äußersten Norden ist diese Schwachheit gedrungen. „Die Schweden haben, fast wie die „Chineser, eine Reihe von Monarchen, die den Noa mit Adolph „Friedrichen in einer ununterbrochenen Kette zusammenhängt. — „Rudbeck giebt der schwedischen Monarchie vor Christi Geburt ein „Alter von zwanzig Jahrhunderten, und man kann ihm gleichwohl zeigen, daß dieses Land nur vierhundert Jahre vor Christi „Geburt erschaffen worden sey". Der Verf. kömmt hierauf auf die Begriffe von Vorzug und Würdigkeit, die aus der Religion entspringen. „So sehr sich ein Jude heilig glaubt", heißt es, „weil er ein Jude ist, so sehr erhebt sich ein Spanier oder Portugiese, weil er es nicht ist. — Die Vorzüge der persischen „Religion ruhen auf Grundsätzen, die von einer besondern Stärke „scheinen, die Persianer stellen alle Jahre ihrem Propheten Ali

„zu Ehren ein Fest an. Man läßt zwey Ochsen kommen; der „stärkere kriegt den Namen Ali, der schwächere wird Oßman ge„nannt; sie müssen sich schlagen, und weil Ali allemal der „Überwinder ist, so gehen alle Zuschauer mit der vollkommensten „Überzeugung von diesem Zweykampfe weg, daß sie Orthodoxen, „und die Türken Ketzer seyn". Wir wissen nicht, ob es eben so ungereimt sei, zwei Disputanten von ungleicher Stärke auftreten zu lassen, um das Volk durch den Sieg des Stärkern in seiner Religion zu befestigen; — eine Thorheit, von welcher jedem unsrer Leser Exempel bekannt seyn werden. Der Partisan des „Oßman" kann noch vielleicht durch einen Zufall so glücklich seyn, seinen stärkern Gegner zu besiegen. Der schwächere Disputant aber wird allenfalls zu schweigen wissen, wenn es Zeit ist, den Kampf zu endigen. „Die Religion der Muselmänner", fährt der Hr. Verf. fort, „wirkt einen solchen Stolz in ihren „Gemüthern, daß sie den Ungläubigen die verächtlichsten Bey„wörter geben, und sich zu verunehren glaubten, wenn sie mit „denselben in einer genauen Gemeinschaft wären. — In dem „Königreiche Tanschaur würden die Braminen, die von dem „Gotte Bruma herzustammen und über den König selbst erhaben „zu seyn glauben, sich für befleckt halten, wenn jemand aus „einer niedrigen Classe, ein Pareier, der sich nicht einmal unter„stehen soll, die gleichen Götter anzubeten, sie nur berührt hätte". In den Zusätzen betrachtet der Hr. Verf. den Religionsstolz der Japanesen, wo einige sehr merkwürdige Beispiele vorkommen, wie wenig der menschliche Verstand Gränzen kennt, wenn er in Religionssachen auszuschweifen anfängt.

Der Hr. Verf. kömmt auf die übrigen Quellen des Nationalstolzes, als Größe, Reichthum, Macht und Ruhm. „Frankreich", sagt er, „ist groß, reich und mächtig; und es wird ihm „niemand leicht die Ehre streitig machen können, daß es immer „bereit sey, alle Nationen zu verschlingen, indem alle Nationen „immer bereit sind, sich unter einander zu verschlingen. Deutsch„land wäre groß und mächtig, wenn die Beherrscher desselben „ihren Vortheil in der Eintracht fänden. England ist reich, und „es sollte groß und mächtig seyn, wenn seine Regenten Patrio„ten wären; gleichwohl glaubt keine von diesen Nationen, daß „sie der andern weder an Größe noch an Macht etwas nach„gebe. — Die heutigen Italiener setzen sich gelassen den alten „Römern an die Seite, und erinnern sich nicht, daß die Nation,

„die ehemals die Erde bezwungen, nunmehr die Sklavinn aller „andern ist. — Die ehemaligen Tugenden derselben sind er„loschen, und ihr Stolz ist ein Stolz, der sich auf Ruinen „gründet. — Die Tonguſen, eine sibirische Nation, die dem „russischen Reiche unterworfen ist, halten sich für so merkwürdige „Leute, daß sie fest glauben, ihr mächtiger Gott (dem sie übri„gens weder Gebete noch Opfer bringen) werde noch einst den „Gott der Russen aus dem Himmel jagen, und ihnen ihren alten „Glanz wieder geben. Wenn der Chan der Tartarn, der nicht „einmal ein Haus besitzt, und bloß vom Raube lebt, in seinem „Gezelte bey Milch und Pferdefleisch gespeist hat; so läßt er öf„fentlich durch einen Herolden verkünden: Allen Potentaten, „Fürsten und Herren dieser Erde, sey nun auch vergönnet, ein „gleiches zu thun.“ Auf dem Titelkupfer ist dieses vorgestellt worden.

„Sehr oft“, heißt es ferner, „stehen Stolz und Unwissen„heit bey einer Nation in einem sehr genauen Verhältnisse. — „Spanien zeuget ohne Zweifel in seinem heißen und trockenen „Climat sehr feine und scharfsinnige Geister, und das aufgedun„sene und hyperbolische Wesen dieser Nation könnte leicht in das „wahre Große und Erhabene verwandelt werden, wenn es in „allen Theilen der schönen Wissenschaften, wie neulich in der „Dichtkunst, durch die kritische Bemühung des Herrn von Luzan „gemildert wäre“. Wir glauben nicht, daß man den Schwulst und das aufgedunsene Wesen in Erhabenheit sollte mildern können. Der Schwulst ist mehr ein verfehltes, als ein übertriebenes Erhabene. „Die Wissenschaften sind gleichwohl in Spa„nien in einem ziemlich betrübten Zustande, und die eigentlichen „Hinderniſſe derselben sind auch nicht unbekannt“. Der Hr. Verf. sucht sie in den hochmüthigen Vorurtheilen, die diese Nation für ihre Sprache, für ihre Wissenschaften, und für alles, was ihr ist, hegt. „Die Freunde des P. Torrubia *)“, sagt er, „geben den vollkommensten Beweis, wie sehr man durch eine „mittelmäßige Kenntniß die Achtung eines Volkes erwerben könne, „welches so günstige Vorurtheile für sich hat. Wenn ich hundert

*) Er ist der Verfasser des Apparato para la Historia natural española etc., davon der erste Theil Anno 1754 in Madrid gedruckt worden.

„Zungen hätte, sagte der entzückte P. Hieronymus von Sala-
„manka in einer Lobschrift, die nebst einer fast unzählbaren
„Menge anderer diesem Werke vorgesetzt ist, wenn ich hundert
„Zungen hätte, wenn alle meine Glieder, wenn die geringsten
„Adergen meines Körpers fähig wären, die Sprache der Beredt-
„samkeit zu reden, so würde ich das ungeschickteste Werkzeug zu
„den Ausdrückungen des Vergnügens seyn, das ich bey den Leh-
„ren des P. Torrubia empfunden habe. — Er ist der gekrönte
„Löwe von Spanien, ein neuer Gerion, ein Weiser, der die
„Natur im Werke gesehen, ein Riese, der nichts als seinen Ap-
„parat über sich hat. Die Vorsehung hat ihm alle ihre Vorzüge
„verliehen, und was über alle ihre Vorzüge heraus ist, sie hat
„ihn in Spanien gebohren werden lassen" u. s. w. Ist es aber nicht etwas unbillig, von der Exclamation eines Lobredners auf das Urtheil einer ganzen Nation zu schließen? Wir wissen, wie leicht es einem Panegyricus wird, alles bis an die Sterne zu erheben.

„Die Bewohner der entferntesten Gegenden von Asien", fährt unser Verf. fort, „haben sich in Künsten und Wissenschaf-
„ten unendliche Vorzüge zu allen Zeiten beygemessen, weil sie
„nicht wußten, oder nicht wissen wollten, wie sehr sie von den
„Europäern übertroffen wurden". Von den Chinesen glaubt der Hr. Verf., daß ihre Bemühungen und Anstalten, wie auch die äußere Einrichtung ihres Staats, fähig wäre, einem Fremden sehr große Begriffe von ihren Wissenschaften beizubringen. Man muß erstaunen über die Menge von großen und prächtigen Bibliotheken, über die große Anzahl graduirter Personen, der Schulgebäude und der Sternwarten, die allda anzutreffen sind. Nach den Grundgesetzen des Reichs kann kein anderer, als ein Gelehrter, zu der Stelle eines Befehlshabers über Städte und Provinzen kommen. Alle Tribunale des Hofes müssen mit Gelehrten besetzt werden. Was für einen Begriff wird man sich also nicht von den Wissenschaften einer solchen Nation machen müssen? Allein unsere Bewunderung fällt, sobald wir ihre Bücher und Gelehrten näher betrachten. „Die Arten von Gelehrsam-
„samkeit, denen sie vornehmlich obliegen, sind die gänzliche
„Kenntniß ihrer Sprache, worüber schon eine merkliche Zeit ihres
„Lebens verstreichet, die Kenntniß der Gesetze und Geschichte des
„Reichs, und die Sittenlehre; sie gehen nicht weiter, weil sie ge-
„rade nur so viel bedürfen, ihr Glück zu machen". Der Hr.

Verf. führt hierauf die Nachrichten an, die der Herr von Voltaire von dem Zustande der Künste und Wissenschaften in diesem Lande mittheilt. „Die Chineser", sagt er, „haben die Verfer„tigung der seidenen Stoffe erfunden; ihr Papier ist gar viel „schöner, als das unsere, und zu den Zeiten des Cäsars haben „sie schon Druckereyen gehabt, aber diese ganze Kunst besteht in „hölzernen Bretern, auf welchen ihre Charaktere gegraben wer„den, eine Kunst, die Guttenberg in Maynz in den rohen An„fängen der europäischen Buchdruckerkunst schon besaß, und von „unsern Schriftgießereyen wissen sie nichts. Sie kannten die „Tonkunst, aber sie war grob und unvollkommen; sie schrieben „sich die Erfindung der Glocken und des Pulvers zu, dessen „wahren Gebrauch sie aber erst von den Portugiesen erlernt ha„ben; ihre Geometrie blieb bey den ersten Grundsätzen stehen; „ihre Astronomie war besser; sie kannten den Kompaß, doch „wußten sie denselben nicht zu seinem eigentlichen Gebrauche an„zuwenden; alle Künste und Wissenschaften, die sich bey ihnen „finden, sind ihnen seit undenklichen Zeiten bekannt, aber sie „werden nichts zu einer gewissen Vollständigkeit erheben, und ihre „Sprache wäre ein unwiderstehbares Hinderniß, wenn die Ge„lehrtheit bey ihnen aufkommen sollte". Die Verachtung, welche die Nation gegen alle andere hegt, glaubt unser Verf., sei schuld, daß sie nicht einmal zum Nachahmen geschickt ist. Kein chinesischer Künstler soll noch eine Taschenuhr oder eine gute Flinte haben zu Stande bringen können; ihre Malerei läßt sich aus ihrem Porzellan beurtheilen; die Farben sind lebhaft, aber ihre Erfindungen sind steif und geistlos. Wenn ihre Maler schon bei Blumen, Bäumen, Thieren und Landschaften noch so ziemlich zurecht kommen, sagt der Hr. Verf. in den Zusätzen, so scheint es für sie doch unmöglich, eine ordentliche menschliche Figur hervorzubringen. Sie verdrehen ihre eigenen Gesichter, sie geben sich selbst Gestalten, die sie niemals gehabt haben. „Könn„ten die Erfindungskräfte", fragt er endlich in der Schrift selbst, „bey einer Nation so groß seyn, die sich auf ihr Gedächtniß so „viel zu gute thut? Man hält sich in China berechtiget, einen „Europäer zu verspotten, wenn er nicht ganze Bücher von Wort „zu Wort herzusagen weiß".

„Die Japaneser", heißt es ferner, „sind ganz andere Leute, „aber im Stolze kommen sie den Chinesern auf das genaueste „bey. Sie übertreffen diese in den Künsten und sind überaus

„tapfer, daher auch der Selbstmord bey ihnen eben so gemein „ist, als er es in England, oder, wo er mir noch gemeiner zu „seyn scheinet, in der Schweiz ist". Ist es aber ein ausgemachtes Zeichen der Tapferkeit eines Volks, wenn der Selbstmord bei ihm gemein ist? „Diese Japaneser nun sind wegen ihrer bekannten Enthaltung alles Umgangs mit den Fremden so sehr „überzeugt, daß sie die einzigen Menschen auf Erden seyn, daß „sie auch deswegen alle übrigen Länder die Wohnung der Teufel „und unreinen Geister nennen". Vielleicht sind sie durch die Aufführung der Europäer in ihrem Lande in ihrer Meinung bestärkt worden.

Von den Japanesen kömmt der Verf. auf die Franzosen, die alle Bewohner des Erdbodens außer Frankreich auf gut Japanesisch verachten. „Sie erweisen uns aber doch lange die Ehre „nicht", setzt er hinzu, „uns für Teufel zu halten, weil es einem „Fremden unmöglich ist, so viel Witz zu haben, als ein Fran„zose hat. Oldmixon gedenket eines karaibischen Menschenfressers, „der dem Fleische eines Franzosen so gar eine besondere und vor „andern Völkern vorzügliche Annehmlichkeit zuschrieb".

Hierauf beurtheilt der Verf. die hochmüthige und zuversichtliche Art, mit welcher die ersten Verfasser des Journal étranger diese periodische Schrift angekündigt, und hält sich mit dem Verfasser der „Briefe über den jetzigen Zustand der schönen Wissenschaften in Deutschland" über das Wort étranger auf, worunter ein Jeder verstanden wird, der kein Franzose ist, so wie vormals ein Jeder, der kein Grieche war, ein Barbar hieß. Bei dieser Gelegenheit erzählt unser Verf. in der Note eine artige Anekdote: „Einmal, da am Cellischen Hofe der letzte Herzog, „die Herzoginn (aus der Familie d'Olbreuse) und einige fran„zösische Herren an der Tafel saßen, rufte einer unter diesen „plötzlich aus: Cela est fort plaisant! Was? sagt der Herzog: „C'est, Monseigneur, qu'il n'y a que vous, d'étranger ici."

„Künste und Wissenschaften", heißt es ferner, „legen in „Frankreich mehrentheils ihre Ernsthaftigkeit ab, weil es in diesem „Lande nur in lächerlichen Dingen ernsthaft zu seyn erlaubt ist. „Man schreibt in Frankreich um zu gefallen, und läßt es den „Fremden über, schlechtweg vernünftig zu seyn, weil es sich da „der Mühe nicht verlohnte, denken zu lernen, wo es oft schon „genug ist, daß man reden könne. — Ein Sternkundiger wacht „allda seine Nächte für das Frauenzimmer durch; ein Chymist

„sitzt für das Frauenzimmer bey seinem Ofen; ein Metaphysicus „fängt Grillen für das Frauenzimmer; — das Frauenzimmer er„höhet die Erfindungskraft eines Servandoni, giebt in dem „Louvre den Malern Gesetze, und verwandelt die große Manier „ihrer Vorgänger in geringschätziges Pastell. — Alle Arten von „Wissenschaften werden in diesem Lande in ihrem ganzen Um„fange in kleinen Kalendern oder Taschenwörterbüchelgen vorge„tragen, und wenn alle Bibliotheken der Erde in Brand ge„riethen, so ließe sich in Frankreich der Kern des menschlichen „Erkenntnisses in einer Schürze retten". Der Hr. Verf. beschließt seine Betrachtungen über den Nationalstolz der Franzosen mit folgender Anmerkung des großen Verfassers der persianischen Briefe, die, wie er bemerkt, uns zu einem besondern Troste dienen kann, insofern wir ihn annehmen wollen. „Wenn „ich spreche", sagt der Herr von Montesquieu, „daß die Fran„zosen alles verachten, was fremde ist, so spreche ich bloß von „Kleinigkeiten; denn in großen Dingen scheinen sie bis zur Er„niedrigung gegen sich selbst mistrauisch zu seyn. Sie gestehen „wohl, daß andere Völker klüger sind, sobald man ihnen zu„giebt, daß sie sich besser zu kleiden wissen; sie wollen sich gerne „so lange den Gesetzen eines nacheifernden Volks unterwerfen, „als man ihre Perrückenmacher in einem gesetzgeberischen Tone „der Perrückenmacher allen andern Nationen befehlen läßt. Nichts „scheinet ihnen so schön, als den Geschmack ihrer Küchenmeister „vom Mittage bis in den Norden herrschen, und die Befehle „ihrer Krämerinnen über alle Nachtische von Europa sich er„strecken zu sehen".

Nach einer kurzen Betrachtung des Nationalstolzes der Italiäner, und ihrer Verachtung gegen die Verdienste der übrigen Nationen, und vornehmlich der Deutschen, bemerkt der Verf., daß die Deutschen, um ihren Nationalstolz auch Jemanden empfinden zu lassen, mit ihrem Witze gegen die Schweizer besonders, und oft auf eine sehr besondere Weise, spielen. Bei dieser Gelegenheit verweist er dem Verfasser der vorhin angeführten „Briefe über den Zustand der schönen Wissenschaften in Deutschland" zwei Sinngedichte wider die Schweizer, die, wenn man nicht dem scherzenden Epigrammatisten etwas zu gute halten will, der Nation unsers Verf., einer Nation, die so viele große Geister hervorgebracht hat, wirklich zu viel thun. Endlich beschließt der Hr. Verf. die 1te Abtheilung mit einer allgemeinen Betrachtung,

die ihm den Weg zur 2ten Abtheilung bahnt. „Eine jede Na„tion", sagt er, „glaubt vor andern gewisse Vorzüge zu haben, „und diese sind freylich manchmal so sehr in der Natur gegründet, „daß sie nicht den geringsten Widerspruch leiden. Die Wärme „und Kälte einer Gegend, die Schwere und Leichtigkeit der Luft, „die Natur des Erdreichs, der Gewässer und der Winde, mit „einem Worte alles, was man unter dem Worte Clima ver„stehet; die Lebensart, die Auferziehung, die Regierungsform, die „Religion selbst haben zusammengenommen einen so besondern „Einfluß auf alle Völker, daß sich in ihrem Gemüthscharakter, „in ihren Sitten und Gewohnheiten, und überhaupt in ihrer „Denkungsart wirklich ein merklicher Unterschied finden muß; — „aber es sey ferne", setzt er hinzu, „daß ich ein Lobredner der „Temperamentstugenden werde; soll ich es meiner Taschenuhr „verdanken, wenn sie mir richtig die Stunden zeigt? Um wie „viel mehr war Lais über die Xantippe, und Newton über einen „Affen, als durch eine glückliche Organisation, im Grunde er„hoben?" In der 2ten Abtheilung wird der Nationalstolz von der löblichen Seite betrachtet. Der Hr. Verf., der sich mehr in dem Lobe als in dem Tadel dieser Nationaleigenschaft zu gefallen scheint, erhebt hier den Ton, und preist diese Tugend mit so vielem Feuer und Nachdrucke an, daß man ihm selbst in die poetischen Ausschweifungen der Einbildungskraft, die er sich öfters erlaubt, mit Vergnügen folgt, und den wahren Republikaner, den Liebhaber der Wissenschaften und den Verehrer der Tugend zugleich in ihm hochschätzt. Wir können hieraus unmöglich einen zusammenhangenden Auszug liefern. Die Beredsamkeit des Hrn. Verf. ist allenthalben gleich stark, gleich erhaben; und wir machen uns ein Gewissen daraus, dieselbe in einem kurzen Auszuge zu entstellen. Wir müssen uns also begnügen, nur den Inhalt anzuzeigen, und hier und da einige Stellen, die uns am ersten in die Augen fallen werden, zur Probe herzusetzen.

Beim Eingange bemerkt der Hr. Verf., die deutsche Sprache gebe uns keine Ausdrücke an die Hand, den verwerflichen Stolz von dem tugendhaften zu unterscheiden, so wie es im Französischen durch orgueil und fierté, oder grandeur d'ame geschieht. Vielleicht aber kann dieser Unterschied im Deutschen durch Hochmuth und Stolz gegeben werden; jedoch würde das Wort Hochmuth, welches dem Wortverstande nach mit grandeur d'ame übereinkömmt, im Deutschen in dem üblen Verstande

genommen werden müssen. „Der Stolz", sagt der Verf., „dessen Vertheidigung ich auf mich nehme, ist bey einem recht„schaffenen Manne das Gefühl der Würdigkeit seiner Seele, das „vormals bey dem Pythagoras für den größten Reiz zur Tugend „gehalten wurde, und in unserm Gemüthe allerdings den edel„sten Eindruck behaupten soll; es ist eine Wache, die der Ur„heber der Natur in dasselbe gelegt hat, die alles, was klein, „was niedrig und der Größe unserer Seele unwürdig ist, ver„dringet; kein gemeiner, kein schädlicher, kein lasterhafter Ge„danke wird in uns aufsteigen können, so bald wir diese Ach„tung für uns tragen, so bald wir nach derselben unsere Triebe „auf dem Richterstuhle der Vernunft beurtheilen, und der Lehre „des Pythagoras zu folge, uns, am meisten, für uns selbst „scheuen". Der Hr. Verf. beweist, daß auch die Religion diesem tugendhaften pythagorischen Stolze nicht zuwider sei, und daß er durch die Liebe zum Ruhme zuwege gebracht, unterhalten und verstärkt werde. „Man hat mit dem größten Rechte bemerket", setzt er hinzu, „daß Cicero die Liebe zum Ruhme adelt, indem „er sie durch die Vergleichung mit der überirdischen Glückseligkeit „erniedrigen will, weil er die Schranken des Ruhms bis dahin „setzet, wo die Natur sich verlieret, und seine Dauer nur damit „einzuschränken sucht, daß er sie in den Augen der Bürger des „Himmels als klein vorstellt". So wie nun die Achtung vor sich selbst, fährt der Verf. fort zu schließen, für besondere Personen vortheilhaft ist, so ist sie es auch für ganze Nationen. Dieses ist der edle Stolz, den er hier anpreist, und welcher bei einer Nation durch die großen Verdienste seiner Voráltern erweckt wird. „Die heutigen Nachfolger der alten Lacedämonier, die man „Mainotten *) nennet, sind bis auf diesen Tag das tapferste „Volk unter den Griechen. — Die alten Gesänge der scandi„navischen Dichter haben auf die Gemüther ihrer Nachkommen„schaft eben dergleichen Wirkungen gehabt, die die Denkmäler der „größten Geschichtschreiber in den Gemüthern der gesitteten Völ„ker hervorbrachten: man weiß von den Hunnen, daß ihre Kin„der in eine Art von Raserey geriethen, wenn man ihnen die „großen Thaten ihrer Vorfahren erzehlte; und die Väter selbst

*) Von μανία (Unsinnigkeit), weil sie im Gefechte in die Feinde hineinrennen, als ob sie unsinnig wären.

„zerflossen in Thränen, so oft sie sahen, daß sie nicht mehr
„fähig waren, ihren Kindern gleich zu seyn". Hierauf handelt
der Verf. von der Tapferkeit der nordischen Völker, der Tartaren
überhaupt, der Scythen, Sueven, Sachsen, Jüten und Angeln,
mit so vieler Gründlichkeit und Beredsamkeit zugleich, daß wir
die Stelle mit Vergnügen hersetzen würden, wenn sie nicht zu
viel Raum einnähme. Endlich kömmt er von der Tapferkeit auf
die Künste und Wissenschaften: „So weit vielleicht die Seele
„eines Pope oder Newtons über die Seele eines alten Scandi-
„naviers erhoben war, eben so weit sind die Begriffe von den
„Künsten und Wissenschaften über die Begriffe erhoben, die
„einem Volke seine Tapferkeit einpflanzt. Wer hat dem rohen
„Marmor das Leben gegeben; wer hat die Majestät der Götter
„in einem irdischen Stoffe nachgeahmt; wer hat aus den Sayten
„die Töne geschaffen, die uns aus finstern Wildnissen zu den
angenehmsten Scenen der schönern Natur heraufrufen, die un-
sere Schmerzen besänftigen, und unsere Herzen zu großen Ge-
danken und edlen Entschließungen erhöhen; wer hat der himm-
ischen Tugend irdische Gestalten gegeben; wer hat ihr bald in
ntzückenden Gesängen, bald in ernsthaften Gesprächen, bald in
ntreißenden Reden alle Wege der Herzen geöffnet, und das
ngedenken der erhabenen Thaten der Vorwelt zum Dienste der
achkommenschaft verewiget; wer hat uns in den Gränzen un-
er Einsichten die größten Beweggründe zur Erkenntniß unse-
selbst gegeben; wer hat mit einer wahren Zauberhand die
nge unserer Gebrechen vermindert, und uns an dem Rande
Todes das Leben gezeigt; wer hat die Bande der Gesell-
ft geknüpft, und uns aus Barbaren zu Menschen geschaffen;
hat in den ungesittetsten Weltaltern die Begriffe von der
en Würdigkeit der Seele in einem kleinen Lande ausge-
t; wer hat die blutigen Siegeszeichen kriegerischer Völker
nmuthsvollen Blumen umwunden; wer hat uns nicht die
Welt, die ihre Laster mit den unsern vermehret, und die
t unserer Sitten durch ihr Gold verdorben hat, sondern
elten, die aus unbegreiflichen Fernen durch bloße Gläser
strahlen, zur Ehre des Schöpfers entdeckt? O Rous-
=! Künste und Wissenschaften haben es gethan". In
Tone fährt der Hr. Verf. fort die Künste und Wissen-
u erheben, und zeigt, wie aus den Vorzügen in den-
löblicher Nationalstolz entspringen könne. Die Stelle,

in welcher gezeigt wird, wie die Künste diese Art des Stolzes besonders hervorbringen können, ist allzu schön, als daß wir sie übergehen könnten. „Athen", heißt es, „hat in dem Ceramico „die Statuen seiner erlauchten Bürger aufgeführet, und Griechen„land ist mit den Ehrensäulen seiner Helden angefüllt gewesen; „das Angedenken ihrer Thaten war bey jedem Blicke rege, den „man auf diese sichtbaren Zeugnisse ihres Ruhmes warf. Bey „dem bloßen Anschauen der Bildsäulen des Harmodius und des „Aristogiton erneuerte sich in den Gemüthern der Athenienser „der Abscheu für die Tyranney, und machte täglich die Dank„barkeit gegen diese Verfechter ihrer Freyheit lebhaft. Die aller„größten Männer des alten Roms bekannten, daß sie bey dem „Anblicke der Bilder ihrer erlauchten Voreltern die außerordent„lichsten Triebe zur Tugend empfanden. Man hätte denken „sollen, die Gräber haben sich geöffnet, und die Seelen der Hel„den seyen wiederum auf der Erde erschienen, um in der Sprache „der Unsterblichen die Wege zum Großen, zum Schönen und „zum Edlen zu lehren; so sehr wurde die römische Jugend mit „den Trieben zur Ehrbegierde angefeuert, wenn sie die Bildnisse „dieser Männer bei gewissen feyerlichen Anlassen erblickte". Hierauf handelt der Verf. von dem edlen Stolze, der hierdurch bei den Griechen und Römern entstehen mußte. Von diesem kömmt er plötzlich auf unsere Zeiten, und zwar erstlich auf die Franzosen, denen er das größte Recht zueignet, wegen der Aufnahme der Künste und Wissenschaften in ihrem Lande stolz zu seyn. „Ich bin eben so geneigt", sagt er, „die wahren Vorzüge dieser „Nation zu erkennen, als ich mir oben ein Vergnügen machte, „den eingebildeten Vorzügen derselben ihr Recht widerfahren zu „lassen". Er vertheidigt die jetzigen Franzosen wider die Klagen, die einige von ihren Landsleuten selbst führen, daß der wahre Geschmack und die Liebe zu den Wissenschaften bei ihnen seit den Zeiten Ludwigs des 14. gefallen wäre, und erhebt die neuern Schriftsteller über die gepriesenen Schriftsteller aus den Zeiten Ludwigs 14.; besonders ist der Herr von Montesquieu sein Held, von welchem er sagt, daß er allein im Stande sei, einer ganzen Reihe von Gelehrten, die unter der vorigen Regierung lebten, die Waage zu halten. Überhaupt, glaubt er, müßten die jetzigen Zeiten sehr viel in der Vergleichung gewinnen, wenn man dem nicht seltenen Gewäsche der größten Schriftsteller aus den Zeiten Ludwigs des Großen die gedankenreiche und wahrhaftig

philosophische Schreibart eines Diderot, eines d'Alembert, eines Rousseau, eines Voltaire, eines Maupertuis, oder eines Montesquieu entgegensetzen wollte. Von den Franzosen kömmt der Hr. Verf. zu den Engländern, und von diesen zu den Schweden, denen er auch wegen der sorgfältigen Verbesserung ihrer bürgerlichen und Land-Oeconomie einen Nationalstolz erlaubt. Mit welchem Rechte dieses geschieht, wollen wir nicht ausmachen. Wir sollten glauben, eine Nation könne wohl auf große Genies, aber nicht auf fleißige Oeconomisten stolz seyn. Das Genie ist eine angeborne Eigenschaft der Seele, die sich öfters fortpflanzt und wie ein lebendiger Quell immer mehr und mehr ausbreitet. Der Fleiß und die Sorgfalt hingegen sind erworbene Fertigkeiten, die, wie das Wasser in einem Teiche, an dem Orte stehen bleiben, wo sie die Arbeit hervorgegraben hat. Die Enkel und Nachkömmlinge können wohl die Wohlthaten davon genießen, aber ihrer Nation deswegen keine Vorzüge zuschreiben, die ihr gleichsam eigen seyn, und sich allen Mitbürgern in einem gewissen Verhältnisse von Natur einpflanzen sollten.

Ferner handelt der Hr. Verf. von dem Nationalstolze, der aus der Regierungsform eines Landes entsteht. Man kann sich nicht vorstellen, daß er diesen Stolz bloß den freien Staaten erlauben wird. Er weiß die Vortheile der Freiheit, der Mittelmäßigkeit und Gleichheit, welche in einer wohleingerichteten Republik herrschen, und die Liebe zum Vaterlande, die daraus entspringt, so feurig und lebhaft zu beschreiben, als nöthig ist, wenn man nach dem, was die Alten über diese Materie geschrieben, noch immer lesenswürdig bleiben will. Besonders ist die Lobrede auf die Liebe zum Vaterlande mit vieler Beredsamkeit ausgearbeitet. „Der gerechte, der erlaubte, der vernünftige Nationalstolz", heißt es, „ist in den Republiken die Liebe zum Vaterlande, und die Liebe zum Vaterlande ist der eigentliche Nationalstolz. Was war diese süße Empfindung, die alles, was uns angenehm und reizend ist, die die Liebe zu unsern Eltern, zu unsern Kindern, zu unsern Anverwandten und zu unsern Freunden in sich hält, die den Tod, den bittern Tod, leicht, die ihn ruhig, die ihn angenehm machte, so bald er diesem geheiligten Namen ein Opfer war? Was war die Liebe zum Vaterlande anders, als ein wahrer Nationalstolz? War sie nicht in dem Herzen eines Römers ein Gefühl des vorzüglichen Werthes dieser Königinn der Städte, die ihr Haupt über alle

„Reiche der Erden empor hob, die mit ihrem Scepter den Mee-
„ren befohlen, die den Orient und Occident nach ihrem Willen
„gebogen, die die Belohnerinn aller Künste, die Beschützerinn
„aller Wissenschaften geworden, welche ihre lachende griechische
„Gestalt in derselben ernsthaften Schooße mit der römischen
„Majestät verwechselt hatten? Was ist in den kleinsten Republi-
„ken das Wort Vaterland? Noch ist es nicht veraltet, — — es
„hält Liebe, es hält Hochachtung, es hält Dankbarkeit, es hält
„Entzückung in sich"; und an einem andern Orte: „Kein inner-
„licher Trieb des Menschen kann nach der Aussage der wenigen
„großen Seelen, die von dieser rührenden Empfindung durch-
„drungen sind, der Liebe zum Vaterlande verglichen werden;
„weder Montagne, da er seine Versuche schrieb, weder Descartes,
„da er neue Welten aufführte, weder Burnet, da er den Bau
„der Erde bestimmte, noch Newton, da er die wahren Gesetze
„der Natur so wohl durch Erfahrungen, als durch die Kraft
„seiner Meßkunst entdeckte, fühlten, nach dem erhabenen Aus-
„drucke des Mylord Bolingbroke, eine größere Freude, als der-
„jenige fühlt, der ein wahrer Patriot ist, der alle Kräfte seines
„Verstandes, seine Gedanken, seine Thaten alle dem Vortheile
„des Vaterlandes aufopfert. Diese Regung bemächtigt sich mit
„einer unwiderstehlichen Kraft des ganzen Menschen, sie unter-
„drückt alle andere Leidenschaften, sie hebt unsere Augen von der
„sanften Aussicht in die Thäler der Ruhe weg, sie reißt uns
„durch die gedrungenen Schaaren, durch gezückte Schwerdter
„und feurige Wetter, und welches noch mehr ist, durch den
„dunkeln Hinterhalt der Feindschaft, der Rache, der Mißgunst
„und des Neides unserer eigenen Mitbürger hindurch, und be-
„reitet uns die Triumphe, die nur das Herz des Patrioten
„fühlt". Wir wissen nicht, mit welchem Rechte man den Pa-
trioten, in der weitläuftigsten Bedeutung genommen, deren dieses
Wort fähig ist, dem Lehrer der Weisheit vorziehen will. Sie
sind beide Wohlthäter der Menschen, sie opfern beide ihre Ge-
danken, ihre Ruhe und Bequemlichkeit dem Besten des menschli-
chen Geschlechts auf; aber die Wohlthaten des Patrioten sind
in dem kleinen Bezirk seiner Mitbürger eingeschränkt, und stürzen
vielleicht einen großen Theil der übrigen Menschen in den Unter-
gang; der Weise aber erhebt seine Absichten zu dem Besten des
gesammten menschlichen Geschlechts, und schließt Niemanden von
der Zahl derjenigen aus, die er glücklich zu machen wünscht.

e Theil seiner Abhandlung gefalle ihm besser, als der Earl der andere", fügt er hinzu, „warf dem berühmten Waller vor, er habe in seinen Versen den Cromwell ser gelobt, als ihn; ja, gab dieser zur Antwort: Wir kommen besser in der Erfindung, als mit der Wahrechte". Die Zusätze, welche dem Werke angehängt enthalten einige nähere Nachrichten und Betrachtundie asiatischen Völker, nachdem der Verf. in währencke der Abhandlung aus andern Absichten sich mit ihr bekannt zu machen gesucht hat. Wir haben unserm einige Gedanken daraus an den Stellen, die ihnen angewiesen, einverleibt.

---

d Abels in fünf Gesängen von Geßnern. Zürich Geßnern 1758. 226 S. in klein 8°.

Bibl. der schönen Wiss. und der fr. K. Bd. 4. Stück 2. 1759. S. 706—745.)

habe mich an einen höhern Gegenstand gewagt", sagt r in der Vorrede, „um zu wissen, ob meine Fähig-

„nes Genies gefunden hätte; wenn er oft mehr durch äußere „Umſtände, und vielleicht mehr von ungefähr, als durch beſon„dern Trieb deſſelben, auf dieſe Bahn iſt geführt worden". Dieſer Gedanke iſt ſinnreich, aber auch vielleicht nichts mehr als ſinnreich. Es giebt Proben, die ein Genie mit ſich ſelbſt anſtellen kann, ohne daß es nöthig hat, das eigenſinnige Publikum zu Rathe zu ziehen. Will man der Selbſterkenntniß nicht trauen, ſo wähle man Freunde, auf deren Einſicht man ſich ſicherer verlaſſen kann, als auf den zweifelhaften Ausſpruch des unſchlüſſigen Richters, den man das Publikum nennt. Zwar wenn dieſes Vorurtheil keine ſchlechteren Gedichte zur Welt bringt, als den „Tod Abels", ſo mag es immer eine Wahrheit ſeyn!

In der Folge begegnet der Verf. dem Einwurfe, den man wider die bibliſchen Gedichte hat machen wollen, und beſchließt die Vorrede mit einer artigen Satyre. „Noch giebts eine gewiſſe „Gattung Leute", heißt es, „die zu gut zu leben wiſſen, als „daß ihnen Helden gefallen ſollten, die von nichts als Religion „reden, ſo ernſthaft ſind, und ſo wenig feinen Witz haben. — „Dieſen muß ich im Vertrauen ſagen, daß mir, als einem jun„gen Herrn, der auch zu leben wiſſen will, an ihrem Beyfall „gar zu viel gelegen iſt, und daß ich, um ſie gut zu behal„ten, das gleiche Sujet auch für ſie zurichten will. Ich will „dann trachten eine Liebesintrigue (und was iſt ein epiſches Ge„dichte ohne das? Alles, was feinen Geſchmack hat, muß es „verlachen), das werd' ich darinn anbringen, Abel wird dann „ein zärtlicher junger Herr ſeyn, und Kain wie ein franzöſiſcher „Hauptmann, und Adam ſoll nichts reden, das nicht ein be„tagter Franzoſe, der die Welt kennt, ſagen könnte". Dieſe Satyre wird auch uns treffen, denn wir werden in unſerer Beurtheilung dieſes Gedichts auch eine Liebesintrigue vorſchlagen, die der Dichter hätte in ſeinem Plane anbringen ſollen; aber keine franzöſiſche, unſere iſt orientaliſchen Urſprungs.

Wir wollen unſern Leſern einen etwas weitläuftigen Auszug aus dem Gedichte vorlegen, und unſere Beurtheilung am Ende hinzufügen. Solche Werke zu beurtheilen, iſt eine angenehme Beſchäftigung; man hält ſich gern bei einer Arbeit auf, die Vergnügen macht.

Erster Gesang.

erhabnes Lied möcht' ich itzt singen, die Haushaltung
eschaffenen nach dem traurigen Fall, und den ersten,
Staub der Erde wieder gab, der durch die Wuth
uders fiel. Ruhe du itzt, sanfte ländliche Flöte, auf
onst die gefällige Einfalt und die Sitten des Land-
ang *)". Hier folgt eine Anrufung an die Muse
Begeisterung, wie der Dichter diese profane Gottheit
Sie nimmt zwei ganze Seiten ein; und so schön sie
o scheint sie hier an diesem Orte wegen ihrer großen
g nicht die beste Wirkung zu thun. Endlich fängt
edicht an: „Die stillen Stunden führten den rosen-
Morgen herauf, und goßen den Thau auf die schat-
e — da giengen Abel und seine geliebte Thirza aus
te hervor, in die nahe geruchreiche Laube von Jasmi-
Rosen". Die Beschreibung dieses Paars ist überaus
„Zärtliche Lieb' und reine Tugend goßen sanftes
die blauen Augen der Thirza, und reizende Anmuth
osenfarbne Wangen, und weiße Locken flossen am ju-
Busen und ihre Schultern herunter, und umschweb-
schlanke Hüften; so gieng sie dem Abel zur Seite.
ocken kraußten schatticht sich um die hohe Stirne des
, und zerflossen auf seinen Schultern; denkender
chte sanft sich in das Lächeln der Augen; in schlan-
heit gieng er daher". Thirza bittet den Abel, ihr
Lobgesang zu singen, den er gestern auf der Flur
t; und Abel besingt das Lob des Schöpfers und die
des Weltgebäudes, der Wahrheit weit anständiger,
beim Virgil auf Verlangen der schönsten der Naja-
en. „Weiche, du Schlaf, von den Augen", stimmt

---

leicht würde der Dichter besser gethan haben, wenn er dem
in der Ordnung der Gedanken nachgeahmt hätte: „Ruhe du
löte", u. s. w. „Ein erhabnes Lied möcht' ich itzt singen";
: Ille ego, qui quondam gracili modulatus avena, e. c.
ue cano; damit die Ankündigung nicht von der Anrufung
o fremden Gedanken getrennt werde.

er an, „entweichet, ihr flatternden Träume! die Vernunft geht „wieder hervor, und erhellet die Seele, wie die Morgensonne „die Gegend erhellet. Sey uns gegrüßt, du liebliche Sonne, „hinter den Cedern herauf! Du gießest Farb' und Anmuth „durch die Natur, und jede Schönheit lachet verjüngt uns wie„der entgegen". Der ganze Gesang ist, seiner Länge ungeachtet, überaus angenehm; und es würde ihm auch an Erhabenheit nicht fehlen, wenn nicht die starken Züge durch das sanfte Colorit, das Hrn. Geßner eigen ist, öfters gemildert worden wären; z. B.: „der starke Löw' entwickelte sich, halb Kloß „noch und halb Löwe versucht er's die ersten Töne zu brüllen; „dort bebt' ein Hügel, und itzt gieng er belebt als Elephant „daher". Man vergleiche dieses mit dem männlichen Colorite des Hrn. von Haller:

> Du hast den Elephant aus Erden aufgethürmt,
> Und seinen Knochenberg beseelt.

Thirza dankt ihrem Geliebten mit Freudenthränen für die Entzückung, in welche sie sein Gesang gesetzt hat. Adam und Eva hatten vor der Laube den Morgengesang gehört, traten hinein und umarmten ihre Kinder. „Auch Mehala, Kains Ver„mählte, war in die Laube getreten, der Kummer über Kains „ungestümes und rohes Gemüthe hatt' Ernst auf ihre Stirne „und sanfte Wehmuth in ihre schwarze Augen gegossen, und „Blässe auf die Wangen von dunkeln Locken umflossen". Diese Beschreibung sticht vortrefflich mit dem Gemälde der Thirza ab. „Sie hatte am Geländer der Laube geweint; aber sie hatte die „Thränen von den Wangen getrocknet, trat lächelnd in die „Laube, und grüßte mit zärtlicher Freundschaft den Bruder und „die Schwester". Kain hörte im Vorübergehen den Gesang und sahe, wie sie alle Abel umarmten, worüber er eifersüchtig wird. Er beklagt sich über die rohe Arbeit, die ihm zu Theil worden: „Mir bleibt weder Zeit noch Muth zum Singen. Wenn ich „des Tages Last ausgestanden habe, dann fordern meine Glie„der Ruhe, und am Morgen wartet die Arbeit schon wieder „auf meinem Felde. Den sanften müßigen Jüngling (er stiehlt, „trüg' er einmal meine Tageslast) verfolgen sie immer mit Freu„denthränen und zärtlichen Umarmungen. Ich hasse die weibi„sche Zärtlichkeit". Die in der Laube waren, betrübten sich sehr über diese unfreundlichen Reden des Kain, die sie gehört hatten,

und Adam verließ sie, ging dem Kain nach auf das Feld, um Zufriedenheit und Liebe in der Brust seines Sohnes zu erwecken. Das Gespräch zwischen Adam und seinem Sohne Kain, auf dem Felde, ist eines der lebhaftesten in dem ganzen Gedichte. Einige Wendungen darin sind meisterhaft. Z. B. Kain sagt, nachdem ihm der Vater seinen beständigen Unmuth verwiesen: „Müßt ihr denn in meinem männlichen Ernst nichts als häß-„liche Laster suchen? diesem Ernst auf meiner Stirne kann ich „nicht befehlen, daß er in Thränen und sanftes Lächeln zer-„fließe. Soll der Adler girren wie die sanfte Taube?" Der Vater zeigt ihm, daß er sich betrüge, wenn er glaubt, die Unzufriedenheit sei ihm natürlich. Es stünde in seiner Gewalt, allen Unmuth aus seiner Brust zu verbannen und sein Gemüth aufzuheitern. „Was sollen mir diese Vermahnungen?" sagte Kain ängstlich. „Könnt' ich's aufheitern, o dann müßt' alles „um mich her lachen, heiter seyn, wie der Morgen! Kann „ich dem Sturme befehlen, daß er nicht wüte, und dem hin-„reißenden Strom, daß er still stehe? Ich bin vom Weibe zum Elende gebohren, die größeste Schale des Fluchs hat der Herr auf die Geburtsstunde des Erstgebohrnen gegossen". Die rinnerung des Fluchs preßte Thränen aus den Augen des aters. „Ach Sohn!" sprach er, „ja — ach ja! der Fluch at alle vom Weibe Gebohrnen betroffen; aber ach Geliebter! llte der Herr mehr Fluch über die Geburtsstunde des Erstge-hrnen ausgegoßen haben? — Das hat er nicht gethan, er, r unendlich ist und gütig. Nein, Kain!" u. s. w. Er t fort ihn väterlich zu vermahnen, und ihm vortreffliche egungsgründe zur Tugend vorzustellen. „Dem Sturme nst du nicht befehlen", sagt er unter andern, „daß er nicht , und dem hinreißenden Strome nicht, daß er still stehe; deine Vernunft kannst du aus dem Dunkeln hervorrufen. kann mächtig dem Tumult befehlen, daß er schweige", w. Kain wird durch diese beweglichen Vorstellungen nur erdrießlicher, und er läßt sich seinen Unmuth sogar ver-dem Vater den grausamen Vorwurf zu machen: „diese lichkeit, die ihn so beliebt macht, so viel Freudenthränen ntlockt, hat den Fluch über uns alle gebracht, da du im ese durch ein paar Thränen zu leicht erweicht". Doch te dieses Vorwurfs macht sein Gewissen rege. „Ich " fährt er fort, „bald hätt' ich dir Vorwürfe gemacht.

„Ich ehre dich, Vater, und schweige". So sprach Kain, und ging zu seiner Arbeit.

Adam ging traurig weinend zurück, und rang die Hände über seinem Haupt. Reue, Mitleiden und Gewissensbisse werden nunmehr in dem Busen des ungehorsamen Sohnes auf einmal rege. Er eilt und wirft sich zu den Füßen seines Vaters, fleht um Vergebung von Gott und seinem Vater, vom Bruder, und von Allen, die er beleidigt hat. Dieser Zug ist natürlich, und zeigt von Seiten des Dichters Einsicht in das menschliche Herz. Die Vermahnungen hatten nicht so viel gewirkt, als die Übereilung, zu welcher er sich durch den Unmuth hat verleiten lassen. Adam richtete ihn auf, drückte ihn an seine Brust, und wollte ihn hinführen, seinen Bruder zu suchen und ihn zu umarmen. Doch Abel und seine Mutter, Mehala und Thirza hatten sie im Gesträuche behorcht; sie eilten voller Entzückung und Freudenthränen hervor, versöhnten sich mit dem Kain auf das zärtlichste, und gelobten einander, das Vergangene zu vergessen. Sie gingen mit einander in die Laube, den Tag festlich zu feiern; und die Freude beflügelte ihre Füße. Die Schwestern gingen voran, und zierten die Tafel mit mannigfaltigen Früchten, mit wohlriechenden Blumen untermischt: „ein frohes Gemische von Glanz und Farben, und lieblichen „Gerüchen; sie setzten sich hier zum frohen Mittagmal; Freude „und Munterkeit mit ihnen, und anmuthige Gespräche führten „schnell den sanften Abend herauf".

Zweiter Gesang.

Dieser ganze Gesang ist eine Episode. Adam und Eva erzählten auf Verlangen ihrer Kinder, was ihnen begegnet, nachdem sie das Paradies verlassen mußten. „Fange die Geschichte „an, Geliebter, sprach Eva, da, wo ich das letzte mal zum „Paradies zurück weinte, und da an deinen Busen sank. Aber, „was ich damals empfand, Adam, das laß mich sagen, du „würdest, um meiner zu schonen, den Auftritt nur mangelhaft „sagen". Eva erzählt hierauf ihre wehmüthigen Empfindungen, als sie an der Neige eines Hügels das hoch emporstehende Paradies von ferne erblickte: „Da, da stand ich still, und „weinte laut zurück. Ach! vielleicht das letzte mal seh' ich dich,

‚meinen Geburtsort, dich Paradies, wo du, o darf ich, Ge‚liebter, dich nennen? eine Gattinn vom Schöpfer dir flehteſt, ‚und dein Unglück da aus deiner Seite ſich wand. Wem duf‚tet ihr itzt, ihr Blumen, die meine pflegende Hand auferzog? ‚Wer wandelt in eurer geruchreichen Dämmerung, ihr ſchattich‚ten Lauben? — Ich werde euch nicht wieder ſehen, mir ‚Sündebefleckten iſt jene balſamiſche Luft zu rein, jene Gegend ‚zu heilig. Weh mir! wie iſt der Menſch gefallen! Der ‚Freund der Engel, er, der ſo rein, ſo ſelig aus des ‚Schaffenden Händen gieng! Und du biſt auch gefallen, du — ‚o! ich darf dich nicht, Geliebter, nennen! von mir verführt ‚biſt du auch gefallen". In dieſem Tone fährt ſie fort zu jam‚mern. Adam richtet ſie durch männliche Troſtgründe auf, und zeigt ihr, wie groß die Gnade des Richters ſei, der ſie weit milder geſtraft, als ihre Sünde es verdient, deſſen unendliche Gnade noch in der Züchtigung über ſie waltet. „Du ſchwiegeſt", fährt ſie ihre Erzählung fort, „und ich umarmte dich und trock‚nete mit meinen Haarlocken die Thränen aus meinen Augen, ‚und da giengen wir den Hügel hinab den Pappelbäumen zu, ‚die vor dem Felſen ſtanden". Eva ſchwieg, und Adam ver‚folgte die Geſchichte. Sie fanden eine Höhle in dem Felſen, und neben ihr eine rauſchende Quelle. „Hier", ſagte Adam, ‚laß uns unſer Nachtlager bereiten, aber Eva, ich werde den ‚Eingang vor nächtlichem Überfall der Feinde ſchützen müſſen. ‚Was für Feinde? fragt' Eva ängſtlich. Haſt du nicht ge‚merkt, ſo ſprach ich, daß der Fluch alles Geſchaffene betrof‚fen hat, daß die Bande der Freundſchaft unter den lebenden ‚Geſchöpfen aufgelöſt ſind, und der Schwächere des Stärkern ‚Raub iſt? Dort über dem Felde ſah ich einen jungen Löwen ‚ein ſchüchternes Rehkalb mit feindlichem Gebrülle verfolgen. — ‚Wir ſind nicht mehr die gebietenden Herren dieſer Geſchöpfe — ‚die zuvor mit freundlichem Schmeicheln um uns her ſpielten, ‚der fleckichte Tieger und der zottichte Löwe jagten, mit drohen‚dem Feuer im Auge, brüllend neben uns vorbey. — Ich will ‚Geſträuche vor den Eingang der Höle flechten". Als ſie in der Höhle ſaßen, zog ſich ein Ungewitter herauf, das erſte Un‚gewitter, ſeitdem ſie das Paradies verlaſſen. Die Empfindun‚gen, welche dieſe neuen Ankömmlinge in die unvollkommene Na‚tur bei dieſer ſchrecklichen Erſcheinung haben mußten, ſind na‚türlich und nach der Wahrheit geſchildert. Doch wir eilen zu

einer andern artigen Erdichtung, die gewiß eine von den vorzüglichsten in diesem Werke ist. Das erste Paar ging des Morgens aus der Höhle, um eine Wohnung zu suchen, die mehrern Reichthum und mehrere Mannigfaltigkeit an Nahrung und Schönheit habe. Sie verfolgten ihren Weg dem Hügel zu, der einen Garten voll Bäume auf grasreichem Rücken zu tragen schien. „Da sah Eva zur Seite einen Vogel, wie er „ängstlich und mit traurigem Geschrey in kleinen Zirkeln umher„flatterte, dann ohnmächtig mit bebendem Gefieder auf einem „niedern Gesträuche sich hinsetzte. Sie trat näher, und ein „andrer Vogel lag leblos vor dem Trauernden im Gras. Lang „betrachtete ihn Eva über ihm gebückt, da hub sie ihn von der „Erde auf, und wollte ihn wecken. Er erwacht nicht, sprach „sie, und legte mit zitternder Hand ihn ins Gras. Itzt fieng „sie an zu weinen; der du da trauerst, so redete sie ihn an, „vielleicht, ach! vielleicht war's dein Gatte! Ich bin's, die „Fluch und Elend über jedes Geschöpf gebracht hat, du unschul„dig Leidender, ich bin's, ich Elende! Sie weinte laut, wandte „sich zu Adam und sprach: was ist dieß für ein Übel! Ein „entsetzliches Übel! Jeder Empfindung unfähig, jedes Glied „ohnmächtig versagt seine Dienste; wie nenn' ich's? Tod ... „Verwesung? O mir schauert's durch alle Gebeine!"

Adam tröstete sie abermals, und sie gingen dem Hügel zu. „Wir wandelten durch das fruchtbare Gesträuche, das seinen „Fuß umkränzte. Auf seiner Stirne stand eine Ceder aus den „kleinern Fruchtbäumen empor, und streuete hoch herunter weit „verbreitete Kühlung, und in ihrem Schatten floß eine Quelle „durch Blumen". Hier schlugen sie ihre Wohnung auf. Adam hub an, „unter dem Schatten der Ceder eine Hütte zu bauen, „und pflanzt' einen Zirkel von Pfälen in die Erde, und flocht „von einem zum andern Wände von schlanken Gesträuchen. — „Als ich hingieng an den Fluß, erzählt' er, Schilfrohr zum „Dach über die Hütte zu sammeln, da sah ich fünf Schafe, „weiß wie kleine Mittagswolken, und einen jungen Bock in ih„rer Mitte am Ufer weiden. Leise trat ich näher, zu sehen, ob „sie mich auch flöhen, wie der Tieger und der Löwe, die sonst „vor meinen Füßen gespielt hatten; aber sie flohen mich nicht, „und ich trieb sie mit einem Rohrstab vor mir her auf den „Hügel, dahin ins hohe Gras, wo Eva, beschäfftigt, aus über„hangendem Gesträuche eine Laube zu wölben, die kleine Schaar

„nicht sah, bis ihr Geblöcke sie rief. Da sah sie sich um, ließ „freudig die Gesträuche aus ihren Händen zurückflattern, stand „erst schüchtern still, dann rief sie: O sie sind freundlich, wie „im Paradiese! Seyd mir gegrüßt! ihr sollt bey uns wohnen, „angenehme Gesellschaft! ihr sollt bey uns wohnen! Hier ist „hohes Gras und wohlriechende Kräuter, und eine klare Quelle „— So sprach sie, und streichelte ihre wollichten Rücken". Man merkt es, daß hier der Dichter in seinem Elemente ist. Seine ländlichen Erdichtungen sind naiv, voll einfältiger Natur, und schmeicheln der Einbildungskraft mit den allerangenehmsten Schilderungen. Adam fährt fort zu erzählen. Sie saßen vor dem Eingange der Hütte im Schatten, und Eva machte traurige Betrachtungen über den Tod, den sie an dem Vogel gesehen, und auch an den welkenden Blumen und erstorbenen Gesträuchen bemerkt hatte; Adam aber bejammerte einen schmerzlichern Verlust, als den Verlust des Lebens. „Das quält mich", sagt er, „daß ich aus der Gegend verbannt bin, wo Gott sicht„barlich zu wandeln beliebte, wo er in gemildertem Glanze im „Hayn wandelte, wenn die heilige Stille seine Gegenwart „feierte". Er fuhr fort zu klagen; da erschien ihnen ein Engel, und sagte ihnen im Namen des Herrn: „Mich schließt kein „Himmel ein, jeder Punkt meiner Schöpfung ist meiner Gegen„wart voll. Oder wer macht, daß die Sonnen fortleuchten? „Wer, daß die Sterne in ihrem Laufe nicht still stehen? — „Wer erhält die Wesen, daß sie leben und athmen, und wer „erhält dich, daß du nicht hinsinkst und verwesest? Ich bin „bey dir, spricht der Herr, und dein geheimster Gedanke ist mir „offenbar". Adam thut einige Fragen an den Engel, und erkühnt sich endlich ihn zu bitten, er sollte ihm das Geheimniß erklären, was die große Verheißung sei: des Weibes Saame soll der Schlange den Kopf zertreten; und was der Fluch sei: du sollst des Todes sterben? Der Engel enthüllt ihm einen Theil von diesen unerforschlichen Geheimnissen, so weit den Geschaffenen sie zu sehen vergönnt ist, befiehlt ihm, einen Altar auf dem Hügel zu bauen; und wenn dann jährlich am Tage, da die Verheißung geschehen, eine Flamme vom Himmel steigen und auf dem Altar lodern wird, so soll er ein junges Lamm opfern, daß die Flamme dasselbe verzehre. Vielleicht hätte Adam über diesen Befehl erstaunen sollen. Der Begriff, jährlich ein

Lamm zu opfern, müßte den erſten Menſchen weit mehr befremden, als das Ungewitter ſelbſt, das er in den Wolken ſich zuſammenziehen ſah. Freilich war es von Seiten des Dichters eine nothwendige Vorbereitung zu Abels Opfer im dritten Geſange, welches ohne dieſes vorhergegangene Gebot ſehr unnatürlich geweſen wäre. Wir würden nicht gewußt haben, wie Abel auf den Einfall gekommen ſei, dem Herrn zu Ehren ein Thier zu ſchlachten. Allein wir ſind durch dieſe Vorbereitung noch nicht befriedigt. Wir wiſſen nicht, warum Adam da zu fragen aufgehört, wo wir vielleicht zu fragen angefangen haben würden; an Gründen hat es dem Dichter doch gewiß nicht gefehlt, dieſes Gebot begreiflicher zu machen. Doch Adam ſchweigt, und der Engel zeigt ihm und Eva noch vor ſeinem Weggehen, daß ſie nicht einſam auf der Erde wohnen, und daß die Luft mit Geiſtern angefüllt ſei, welche theils ihre Schutzgeiſter ſind, theils die Veränderung in der Natur unſichtbar wirken und, wenn ſie von ihrer Arbeit ruhen, in Chöre vertheilt, zum Lobe des Höchſten ſingen. Die Verrichtungen dieſer Geiſter werden ungemein annehmlich beſchrieben; und die Fabeln der Roſenkreuzer, deren ſich Pope im „Lockenraube" zur Satyre bedient, erſcheinen hier in einer feierlichen, ernſthaften Geſtalt, die ihnen vielleicht nicht anſtehen würde, wenn das Gedicht überhaupt nicht mehr von der angenehmen als von der erhabenen Gattung wäre.

Adam bauete den Altar, und Eva pflanzte einen weiten Kreis von Bäumen, ein nachahmendes Paradies, rings um die heilige Stätte. Unter dieſen Beſchäftigungen floh der Sommer mit ſeiner Hitze und mit ſeinen Annehmlichkeiten, und der unfreundliche Winter ſchlich langſam heran. Die Beſchreibung des Winters iſt allgemein, und in Vergleichung gegen die ſchönen Beſchreibungen des Frühlings und des Sommers ziemlich ſchwach. Wir finden keine von den maleriſchen Zügen darin, die uns die Natur vor Augen legen, und auch wirklich nicht anders als nach der Natur geſchildert werden können. Hr. Geßner hat ſie doch in ſeiner Idylle vom Winter ſehr wohl zu treffen gewußt. — Den folgenden Frühling, ſagt der Dichter, hub Adam an, ein kleines Feld am Hügel zu bauen, und geſammelte Saamen in die befruchtende Erde zu ſtreuen, oder fruchtreiche Gewächſe an den Hügel zu verpflanzen. Das Verpflanzen läßt man ſich noch endlich gefallen. Wer mag aber wohl Adam das Säen gelehrt haben? Wenn ihm der Engel nicht das Geheimniß of-

senbart hat, so hat er unmöglich wissen können, daß die Gewächse den zweiten Frühling aus eben den Körnern entsprossen seien, die den Stauden im vorigen Sommer entfallen sind. Der Dichter läßt Eva sogar diese Bemerkung gleich den ersten Sommer machen, und damals war es noch weit unwahrscheinlicher. Sie sagt S. 65.: „frische Früchte ersetzen die hingefal„lenen Früchte, und aus dem hingestreueten Saamen der wel„kenden Blumen blühen ihre Kinder hervor". Gewiß, dieses Geheimniß der Natur war würdig und nothwendig genug, den ersten Menschen von einem Engel entdeckt zu werden.

Adam ging an einem Morgen aus seiner Hütte, und sah die Flamme auf dem Altare lodern. Da schlachtete er das schönste der Lämmer zum Opfer. „Erbärmlicher Anblick für „mich!" ruft er aus; „ein Schauer erschütterte mich, die Hand „wäre mir ohnmächtig hingesunken, hätte die Heiligkeit des Ge„schäfftes, der Befehl des Herrn meinen Muth nicht erhöhet". Er legte das geschlachtete Lamm auf den Altar, und Eva kam und streuete wohlriechende Blumen auf das Opfer. Da verzehrte die Flamme das Opfer und verlosch.

Nicht lange hernach findet Adam die Mutter der Menschen an einer Quelle sitzen, und der Erstgeborne lag in ihrem Schooße. Adam segnete seinen ersten Sohn mit Freudenthränen, und dankte dem Herrn, der der Mutter in ihren Schmerzen beigestanden. „Ja, du Mutter der Menschen!" sagt er endlich zu Eva, „so werden Geschlechter um dich her aufblühen. Ein„sam stand so jene Myrrhe, da sprosseten liebliche Kinder rings „um ihren mütterlichen Stamm; und so oft der Frühling sie „wieder schmückte, so oft lächelte entfernter ein neu aufkeimen„des Geschlecht um ihre frühe Kinder her, und nun ist's ein „kleiner geruchreicher Hayn, weit umher gepflanzt". Man wird in dem ganzen Gedichte kein so schönes Gleichniß mehr finden. Es ist zwar nicht neu, aber doch sehr wohl angebracht und eben so wohl ausgedrückt. Bald hernach ward Mehala, dann Abel und endlich Thirza geboren. „Gelobet sey der Herr, sagt „der erste Vater zum Beschlusse seiner Erzählung, der so viele „Wunder der Gnade an uns allen that. Lasset zärtliche Lieb' „und reine Tugend nimmer aus eurem Herzen weichen, so wird „die Gnad' und der Segen vom Himmel immer bey euren Hüt„ten wohnen".

Adam schwieg, und sie saßen und „horchten noch lang um

„den Mann und den Vater her: sie hatten jede Scene seiner „Geschichte nachempfunden, oft kamen Thränen und Blässe auf „ihre Wangen, oft Heiterkeit und Lächeln, und itzt huben *) „sie alle an, dem Vater der Menschen Dank zu sagen. Kain „dankt auch, aber er hatte männlicher, nicht geweint und nicht „gelächelt". Dieser kleine Zusatz thut nicht die beste Wirkung. Wenn Kain bei Anhörung einer rührenden Geschichte gleichgültig bleiben konnte, so war seine Härte wirklich ein Temperamentsfehler. Der Dichter hätte ihn lieber Thränen vergießen oder, wie jener Tyrann, sich seiner Thränen schämen lassen sollen. Ein unempfindlicher Mensch ist ein unwürdiger Charakter. Er wird aber wahrhaftig tragisch, wenn er von Natur Empfindungen hat, und durch das Verderbniß des Willens sie zu haben sich schämt.

Dritter Gesang.

Sie gingen aus der Laube hervor. Abel umarmte seine Geliebte, und sie hatten beide unaussprechliche Freude über die Rückkehr der Tugend und der brüderlichen Liebe in Kains Brust. Auch Mehala ging Kain zur Seite nach der Hütte. Sie redet von der Freude, die Jedermann hatte, als er seinen Bruder mit brüderlicher Liebe umarmte; und Kain findet Ursache, mißvergnügt darüber zu seyn, so wie Alle, die ohne Ursache mißvergnügt sind, sich die Gelegenheit dazu vom Zaune brechen. „Eure überströmende Freude", sagt er, „beleidigt mich. Iſt's „nicht, als ob sie laut zu mir sagte? Kain hat sich gebessert, „vorher war er ein böser lasterhafter Mann, ein Hasser seines „Bruders und . . . lächerlich! Hab' ich den Bruder gehaßt, „weil ich nicht immer mit meinen Thränen und mit meinen „Umarmungen ihn verfolgte? Ich habe den Bruder nie ge„hasset, aber sein zärtliches unmännliches Wesen, mit dem er „mir jede Zuneigung stahl, das, das beleidigte mich! Mehala!"

*) Wir wissen nicht, warum sich der Dichter so sehr in das Anheben verliebt hat. Er bedient sich dieses Zeitworts vielfältig, und dennoch macht es mehrentheils die Periode ohne Noth weitschweifig.

Auch das ist ihm nicht recht, — denn was kann einem solchen Menschen recht seyn? — daß der Vater ihnen die Geschichte vom Falle erzählt. Wenn sie nicht wüßten, meint er, daß sie ein Paradies verloren, so könnten sie ihr Elend leichter ertragen. Mehala weint, und bittet ihn, den zurückschleichenden Gram zu bekämpfen, ehe er sich seines Gemüths bemächtigt. Er verspricht, den zurückschleichenden Gram zu bekämpfen, und umarmt seine Geliebte.

Anamelech, ein höllischer Geist, hatte schon lange Kains Betragen behorcht. „Zwar, er war von der niedrigsten Klasse „der Geister, aber an Stolz, und Ehrgeiz nicht geringer, als „Satan. — Er war's, der nachher jenen verruchten König „vermochte, Jerusalems unschuldige Jugend zu morden. Lächelnd sah er's, wie die menschliche Satane unter den Kindern „wüteten, an bluttriefenden Mauern sie zerschmetterten, oder „mit blutigem Schwerdt in den ringenden Händen der Mutter „tödteten". Damals aber hatte er noch keine große Thaten verrichtet, und er ging auf Abenteuer aus. Er senkt sich zur Erde, und will das gefallene Menschengeschlecht noch weiter verführen. „Dort", sagt er, „auf dem Felde, steht einer mit „finstrer gerunzelten Stirne; darf ich den Zügen seines Gesichtes „trauen, so werd' ich große Thaten durch ihn thun".

Der Verworfne schwebte jetzt an Kains und seines Weibes Seite. „Kaum waren sie in die Hütte getreten, da stand er „still und sprach mit höhnischem Lächeln — Bekämpfe den zu„rückschleichenden Gram! — elender Kämpfer! — ich will die „zerstreueten Wolken des Unmuths dichter und schwärzer über „deinem Haupte sammeln, dicht und schwarz, wie Wolken, die „mit ewiger Finsterniß die Stirnen höllischer Gebirge umhüllen. „Leichte Mühe! Du selbst sammelst sie schon, ich darf dir nur „helfen". Des Nachts ward Adam krank, und die Kinder gingen alle des Morgens hin, ihn zu besuchen. Sie stehen traurig um das Bette des Vaters; er liegt gequält, aber doch ruhig, ermattet, aber doch heiter, bittet Eva und seine Kinder, nicht so sehr zu jammern. Sie sollten zu dem Herrn hoffen, er würde vielleicht Hülfe senden; sie sollten sich aber auch auf den schlimmsten Fall bereit machen, damit sie dem Jammer alsdann nicht unterlägen. „Itzt gehet hinaus, Kinder! gehet, „betet, vielleicht will eine sanfte Ruhe meine müden Glieder er„quicken".

Die Kinder gingen leiſe ſeufzend aus der Hütte, nur Eva blieb zurück. Adam verbarg ſein Geſicht in verhüllende Felle, da indeſſen der mächtige Kummer ſeine Seele durchſtrömte. Eva ſaß, die Hände ringend, an ſeiner Seite, weinte, und ſprach leiſe mit ſich ſelber, daß ſie den Schlummernden nicht wecke. Sie halten beide ziemlich lange Selbſtgeſpräche, die wir füglich überſchlagen können. Kain war hinausgegangen auf ſein Feld. Er betete, aber ſehr kurz. „O Gott! laß den Geliebten „nicht ſterben!" ſagte er; und nun wiederholt er die Anmerkung, die er ſchon ſo oft gemacht hat. „Ich mußte weinen", ſagt er, „bei dem Bette des Vaters, ſein Seufzen und ſeine „Reden giengen mir durch die Seele, aber wie mein Bruder „konnte ich nicht weinen. — Wird man nun wieder ſagen, ich „ſey von rohem Gemüthe, Abel liebe den Vater mehr, weil ich „nicht, wie er, geſchluchzt habe?"

Abel hingegen betet deſto länger, und ſeine Thränen floſſen noch, da die Kains ſchon lange vertrocknet waren. Indem er in tiefſter Demuth betend auf der Erde lag, erſchien ihm ein Schutzengel, und lehrte ihn aus Blumen und Kräutern einen heilenden Trank für den kranken Vater kochen. Der Engel gab Abel die Blumen und die Kräuter, und verſchwand. Abel bereitet den Trank, bringt ihn dem Vater, welcher davon geneſt. Nun umarmen ſie alle Abel, durch den der Herr geholfen hat, und der Vater ſegnet ihn. Kain kam eben vom Felde zurück; „vielleicht, daß man meiner Hülfe bedarf", dachte er, „vielleicht, „ach! ſtirbt mein Vater, und ich Elender höre nicht den letzten „Segen von ſeinen Lippen". Er kam eben, da ſie Abel umarmten und der Vater ihn ſegnete. Er vernimmt die Urſache der allgemeinen Freude, tritt hin zum Bette des Vaters, und ſpricht: „gelobet ſey der Herr, der dich uns wieder ſchenkt; „aber, o Vater! haſt du keinen Segen für mich? Ihn haſt „du geſegnet, durch den der Herr geholfen hat; ſegne mich, Va„ter! ich bin dein Erſtgebohrner!" Der Vater ſegnet ihn auch, und wünſcht ihm beſtändigen Frieden in ſeinem Herzen und ungeſtörte Ruhe an ſeiner Seele. Kain umarmt ſeinen Bruder, aber nur zum Scheine; denn er war ſehr unzufrieden mit dem Vater, daß er den Segen erſt erbitten mußte, und mit dem Herrn und ſeinen Engeln, daß ihm kein Schutzengel erſchienen. „Mit Verachtung gehen ſie neben mir vorüber", klagt er, „wenn „ich auf dem Felde meine Glieder müd' arbeite, und der

„Schweiß von meinem braunen Angesicht fließt; dann gehen sie „mit Verachtung vorüber, ihn zu suchen, der mit zarten Hän„den in Blumen tändelt, oder bey den Schafen müßig steht, „oder aus dem Überfluß seiner Zärtlichkeit einige Thränen weint, „weil dort, wo die Sonne untergeht, die Wolken itzt roth „sind, oder weil der Thau auf bunten Blumen flimmert". Gegen Abend geht Adam hinaus ins grüne Geländer vor der Hütte, und dankt dem Herrn in einem langen, feierlichen Gebete für seine Genesung. Abel sagt zu Kain: „Geliebter, wir „wollen dem Herrn opfern, daß er unser Flehen erhört hat — „ich will das jüngste Lamm aus meiner Heerde auf meinen Al„tar bringen. Und ich, antwortet Kain, will dem Herrn „opfern, was die Armuth des Feldes mir giebt. Freundlich ant„wortet Abel: der Herr achtet wenig auf das Lamm, wenig „auf die Früchte des Feldes, die vor ihm brennen, flammt nur „reine Andacht im Herzen dessen, der opfert —

„Ha! erwiederte Kain, zwar schnell wird Feuer vom „Himmel dein Opfer verzehren, denn durch dich hat der Herr „Hülfe gesendet, mich hat er nicht gewürdigt. Aber ich will „hingehen und opfern. Wahrer Dank lodert in meinem Busen, „der wiedergeschenkte Vater ist mir theuer, wie dir. Der Herr „handle mit mir Elenden nach seinem Wohlgefallen."

Kain hatte vortrefflich geweissagt, denn er wußte, daß sein Herz nicht rein vor dem Herrn war. Abel opferte sein Lamm, „und die Flamme loderte hoch in die Nacht empor. Denn der „Herr hatte den Winden befohlen zu ruhen, und der Gegend, „still zu feyern, denn das Opfer war ihm angenehm".

Kain legte von den Früchten des Feldes auf seinen Altar, und entzündete sein Opfer; aber da „rauschten ängstlich die Ge„büsche, und ein Wind heulte daher, verwehete das Opfer und „umhüllete den Elenden mit Flammen und Rauch. Er bebte „vom Altar zurück, und itzt kam eine schreckliche Stimme aus „dem schauervollen Dunkel der Nacht, sie sprach: warum erbe„best du, und warum ist Entsetzen auf deinem Angesicht? „Wirst du dich bessern, dann will ich deine Sünde dir verge„ben. Besserst du dich nicht, dann ruhet die Sünde und ihre „Strafe vor deiner Hütte. Was hassest du deinen Bruder, ihn, „der immer gefällig gegen dir ist, und dich als den erstgebohr„nen ehret?" Die Stimme schwieg, und Kain gieng schauernd vom Altare weg. Da sah er von ferne die Opferflamme sei-

nes Bruders mit ſanftem Wallen aufſteigen, und jetzt erwacht eine entſetzliche Verzweiflung in ſeiner Bruſt. Die Rede, die er bei dieſer Gelegenheit hält, iſt vorzüglich ſchön; und wenn der Leſer nicht der allzu häufigen und allzu langen Selbſtgeſpräche in dieſem Geſange ſchon müde wäre, ſo würde ſie ihn noch mehr ergötzen.

Vierter Geſang.

Kain ging vor Sonnenaufgang aus ſeiner Hütte. Mehala hatte ihn durch ihr unvorſichtiges Schluchzen und Jammern in dem Schlafe geſtört, eben da die ſchrecklichen Bilder der Einbildung verſchwunden, und ihm einige Ruhe gönnen wollten. „Er gieng und murmelte vor ſich her, ſeine Stimme tönte in „der einſamen ſtummen Morgendämmerung, wie ein ferner „Donner. — Itzt ſtand er unter dem von einem Felſen über„hangenden Buſch; o hier, hier verſage mir deine Hülfe, deine „Erquickung nicht, ſüßer Schlaf! ſo ſprach er; wie bin ich ſo „unglücklich! Entkräftet ſucht' ich dich in meiner Hütte, und „kaum haſt du deine Flügel über mich gedeckt: ſo mußte die „Stimme des Wehklagens mich wecken. — Vergönne mir, „Erde, die du in deinem zu ſtrengem Fluch ermüdende Arbeit „forderſt, um länger zu leben, länger elend zu ſeyn . . . Ver„gönne mir von dieſer Arbeit wenige Augenblicke zu ruhen!" ſo ſprach er und entſchlief.

Anamelech, ſein Plagegeiſt, ſchmiegte ſich ihm zur Seite, und gab ihm einen entſetzlichen Traum ein; einen weiſſagenden Traum von dem künftigen Zuſtande der Verderbniß und der Ungleichheit unter den Menſchen, da die Kinder der Wolluſt und des gemächlichen Lebens ihre arbeitſamen Brüder durch Liſt unter das Joch bringen werden, um für ſich arbeiten zu laſſen. „Der Träumende ſah itzt ein weitausgebreitetes Feld, mit ein„ſamen Hütten bedeckt, wo einfältige Armuth wohnte, und ſeine „Söhne und ihre Kinder achteten die mittägliche Sonne nicht, „die ihre brennende Stralen auf ihre braune Nacken hinſtreuete". Sie waren mit ihrer Feldarbeit beſchäftigt, „indeß daß ihre „Weiber in den Hütten die Armuth der Wirthſchaft und die „übelbeſtellte Tafel beſorgten. Eliel, der erſte von ſeinen Söh„nen, hub ächzend eine ſchwere Laſt von dem Felde auf die

„Schulter; Schweiß floß vom braunen Gesichte, und Un„muth saß auf der Stirne. Wie elend ist dieß Leben! so „klagt' er unter der Last hervor, wie voll Müh' und Be„schwerden! Wie schwer liegt der Fluch auf Kains Söh„nen!" Er klagt und wankt mit der Last auf den Schultern seiner Hütte zu.

Jenseits des Feldes sah er eine blumige Flur, auf welcher Abels Kinder in Wollust und Bequemlichkeit wohnten. Die Beschreibung, die der Dichter von dieser Gegend macht, ist reizend, aber den Zeiten des Träumenden nicht angemessen. Er vergleicht sie mit Tempe, mit Gnidus, auf welchem der Venus Tempel stand, und die Söhne und Töchter Abels mit Liebesgöttern und Grazien. Der Dichter hätte vielmehr die Einbildung des Träumenden, als die seinige, sollen spielen lassen. Einer von den Jünglingen beredet die übrigen, ihr wollüstiges Leben sei immer noch so mühsam. Die Natur lacht uns zwar mit allen ihren Schönheiten an, sagt er; „doch fordert sie Pflege „und Arbeit, zu ermüdende Arbeit für uns, die sanftern Ge„schäfften uns widmen. Der Hand ist es schmerzlich das Feld „zu bauen, die gewöhnt ist, die sanften Saiten der Harfe zu „rühren". Er thut ihnen den Vorschlag, des Nachts die Ackerleute auf jenem Felde zu überfallen, wenn sie in hartem Schlafe liegen, und sie gebunden in ihre Wohnungen hinüberzuführen, damit die Männer für sie die Arbeit verrichten, und die Weiber und Töchter ihre Mädchen bedienen mögen. Der Anschlag wird gebilligt und ausgeführt. So träumte Kain und bebte.

Abel hatte indessen seinen Bruder Kain gesucht, fand ihn in dem vom Felsen überhangenden Busche, und stand vor ihm, indem er träumte. „Wie blaß, wie unruhig er da liegt! sprach „er . . . Zorn scheint auf seiner Stirne zu sitzen. O warum „beunruhiget ihr ihn, schreckende Träume? Laßt seine Seele „in Ruhe; kommt, ihr angenehme Bilder von sanften häus„lichen Geschäfften und zärtlichen Umarmungen — erfüllet seine „Einbildungskraft mit Heiterkeit und Wonne, wie einen Früh„lingstag", u. s. w. „Als er so sprach, sah er mit Augen „voll zärtlicher Liebe und mit bangem Erwarten auf seinen „Bruder".

„Wie ein zottichter Löwe, der an einem Felsen im Schat-

„ten ſchläft, der bange Wandrer geht leiſe weit neben ihm vor-
„über — und plötzlich die tiefe Wunde des ſchnellfliegenden
„Pfeils in ſeiner Hüft' empfindet, mit tobendem Gebrülle auf-
„ſpringt, ſeinen Feind ſucht, und ein unſchuldiges Kind zerreißt,
„das nicht weit mit Blumen im Graſe ſpielt; eben ſo ſprang
„Kain plötzlich vom Schlaf auf". Er ſtampfte voller Verzweif-
lung wider die Erde, verwünſchte ſich, verfluchte ſeine Geburts-
ſtunde, und läſterte den allmächtigen Rächer, der ihm und ſei-
nen Kindern ein ewiges Elend beſtimmt hat.

Abel wird blaß vor Entſetzen, tritt näher und zweifelt, ob es ſein Bruder ſei? „Ein verworfner Empörer, die Gottes
„Donner vom Himmel ſtürzten, trägt vielleicht triegend ſeine
„Geſtalt, und läſtert. — Wo iſt mein Bruder? — ich fliehe —
„wo iſt er, daß ich ihn ſegne? Hier iſt er, donnerte Kain,
„hier! Du lächelnder freudethränender Liebling des Rächers und
„der ganzen Natur, du, deſſen Nattergezücht einſt allein in der
„Welt glücklich ſeyn wird. — Ha! eine Hölle lodert in mei-
„nem Buſen mit allen ihren Qualen!" — Mit Thränen in den Augen ſucht ihn Abel zu beſänftigen. „Was für ein
„Traum hat dich getäuſcht, Geliebter? — Was für ein Un-
„gewitter tobt um dich her? — Hab' ich unwiſſend dich be-
„leidigt, mein Bruder! Denn . . . bey allem, was heilig iſt,
„beſchwör' ich dich — verzeihe mir, und laß mich dich umfaſ-
„ſen". Abel trat näher, und wollte des Bruders Knie umfaſſen, aber er ſprang zurück. „Ha Schlange! . . . du willt mich
„umwinden! ſo rief er, hub wütend den Arm und ſchwang die
„Keule durch die heulende Luft, auf Abels Haupt. Der Un-
„ſchuldige ſank vor ihm hin mit zerſchmettertem Schädel, blickt'
„mit Verzeihung im ſtarrenden Auge noch einmal ihn an, und
„ſtarb".

„Kain ſtand in betäubendem Schrecken todtblaß"; er bricht in verzweiflungsvolle Reue aus, er weckt ſeinen Bruder, und will ihn aufheben, aber vergebens. Da flieht er in das nahe Gebüſch, und Anamelech triumphirt.

Jetzt wird ein Engel von dem Allerhöchſten geſchickt, die Seele des Sterbenden in den Himmel zu begleiten. Die Reden des Engels mit der Seele, ihre Umarmungen, und die Geſänge der Schutzengel der Gegend, die ſie auf dem Fluge begleitetem, machen nicht den geringſten Theil von dem 4ten Geſange aus.

Jedoch sie sind von der Beschaffenheit, daß sie keinen Auszug leiden. Es dürfte indessen Niemanden gereuen, sie in dem Gedichte selbst durchgelesen zu haben.

Der Dichter kömmt wieder zu Kain, zeigt ihn in seiner wildesten Verzweiflung, und läßt eine Stimme aus den Wolken ihm zurufen, und das Strafgericht ihm verkündigen, welches wir in der heiligen Schrift bei eben derselben Gelegenheit lesen. Die Wuth und die Verzweiflung des Mörders sind mit starken Zügen geschildert. Da aber die Selbstgespräche in diesem Gedichte allzu lang und allzu häufig sind, so eilen wir lieber zu einer andern Scene, die durch einige Handlung belebt ist.

Adam und Eva sind indeß aus ihrer Hütte gegangen, und Adam sprach: „laß uns hinausgehen auf die blumichte Flur, „wo Abels Herde im Thau geht, vielleicht finden wir den from„men Sohn, wie er einen neuen Lobgesang dem Schöpfer „singt". Doch Eva erwiederte, sie habe hier ein Körbchen voll Feigen und gedörreter Trauben, das wolle sie ihrem erstgebornen Sohne bringen. „Denn, Geliebter!" setzt sie hinzu, „jeder „Gedanke, jeder Schritt sey mir gesegnet, der den schwarzen „Wahn bey ihm zerstören hilft, er sey von uns nicht geliebet". Adam dankt ihr wegen dieser sorgfältigen Aufmerksamkeit und geht mit ihr.

„Sie waren hinter einem Gebüsche hervorgegangen, Eva „zuerst. Wer liegt da? sprach sie, und trat erschrocken zu„rück . . . Adam . . . wer liegt da? . . . nicht wie ein Ru„hender bequem, wie an den Boden hingeworfen, das Gesicht „gegen der Erde . . . diese goldnen Locken sind Abels". Sie traten näher. „Ha Entsetzen! schrie Adam und bebte; Blut „. . . Blut fließt von der Stirne . . . ums Haupt! O Abel! „Geliebter! rief Eva, hub seinen erstarrten Arm auf, und sank „an Adams bebendes Herz. Beide von Entsetzen sprachlos", als Kain, der in seiner Verzweiflung herumlief, sich verirrte und der Scene näher kam; „ich hab' ihn erschlagen! rief er, „bebet vor diesem Donner, ich hab' ihn erschlagen! Verflucht „sey die Stunde, da du dein Weib umarmtest, mich zu er„zeugen! verflucht die Stunde, da du mich gebahrst, Weib! „Ich hab' ihn erschlagen! So rief Kain und floh".

Beide saßen noch lange betäubt und sprachlos. Endlich erwacht Adam zuerst. Wir wollen unsern Lesern das Vergnü-

gen nicht rauben, dieſe wehmüthige und ſehr rührende Scene in dem Gedichte ſelbſt ganz zu leſen. Auch den Troſt des Engels, der ihnen erſcheint; — doch nein! daraus führen wir eine kleine Stelle hier an: „Weinet nicht untröſtlich, ſpricht „er, der Abels Schutzengel war, als wär' er ganz dahin; un„tröſtlicher Jammer gebühret unſterblichen Seelen nicht. Der „Tod hat ſeine Seele der niederdrückenden Feſſeln des Leibes „entladen, frey und ungeſtört iſt itzt ſeine Tugend, ſeine Ver„nunft und ſeine Wiſſensbegierde. — Weinet um ihn, Ge„liebte! aber nicht untröſtlich — bald wird der Tod euch nach„holen, zwar in verſchiedenen Geſtalten, aber dem Frommen „immer ein lang erwarteter Freund". Der Engel befiehlt ihnen auch zuletzt im Namen des Ewigen, den entſeelten Leib in eine Grube zu ſenken und mit Erde zu bedecken. Adam, durch himmliſchen Troſt geſtärkt, ermuntert Eva aus ihrem Jammer: „Geliebter! ſprach ſie, ich will an deinen hohen Trö„ſtungen, an deiner ſtärkern Tugend will ich Schwache mich „veſt halten, wie ſchwaches Epheu am ſtarken Stamme ſich veſt „hält. Itzt nahm Adam die Leiche auf ſeine Schulter, und „weinte unter der traurigen Laſt, und Eva ſchluchzte an ſeine „Seite gelehnt; ſo giengen ſie den Hütten zu".

Fünfter Geſang.

Mehr als die Hälfte von dieſem Geſange iſt von aller Handlung leer, und enthält nichts als Reden, Klagen, Winſeln und Jammern, die dem Leſer, wenn ihn das Vorgehende gerührt, ziemlich langweilig ſcheinen müſſen. Vielleicht iſt es nicht ſo ſchwer, eine Leidenſchaft zu erregen, als ſie zu unterhalten. Man muß das Herz durch neue Situationen von allen Seiten angreifen, wenn es nicht erkalten ſoll. Lange Betrachtungen und Reden, Unterredungen, darinnen Einer das Wort nimmt, wenn der Andere zu ſprechen aufgehört hat, und wenn ſie noch ſo beweglich und rührend ſind, ſind für den in Affect geſetzten Leſer zu langſam. — Wir haben geſehen, wie ſich Adam und Eva verhalten, als ſie ihr Elend erfahren. Thirza und Mehala wiſſen noch nicht, wie unglücklich ſie ſind. Wenn ſie es aber ſo plötzlich wie jene erfahren, ſo werden ſie vermuthlich eben dieſelben Empfindungen haben. So ſchließt ein jeder

Leser am Ende des 4ten Gesanges; und diese Vermuthung der Leser ist eine gefährliche Klippe für den Dichter. Wenn er nicht die Scene verändert und eine neue Situation zeigt, so glaubt der Leser immer, mehr vorher empfunden zu haben, als ihn der Dichter fühlen läßt, und liest mit Verdruß. Die Poesie des Styls ist zu schwach, den Affect zu unterhalten; denn sie kann ihn kaum erregen.

Nicht nur die Empfindungen der Thirza und Mehala, auch die Beerdigung Abels, das Gebet auf seinem Grabe, der Thirza nächtliche Klagen auf dem Grabmal ihres Geliebten, und Kains Verzweiflung sind Gegenstände, die der Dichter schon erschöpft hat. Unsere Leser werden es uns vermuthlich Dank wissen, daß wir diese Stellen übergehen; und wir werden es ihnen Dank wissen, daß sie uns der Mühe überheben, einen Auszug daraus herzusetzen.

Mit desto größerm Vergnügen hingegen werden wir uns bei der vortrefflichen Situation aufhalten, die der Dichter am Ende des Gedichts angebracht. Wir werden hier bloß abschreiben, und die Rührung des Lesers durch keine unzeitige Anmerkung unterbrechen. Kain irrt aus dem Gebüsche auf das Grab seines Bruders, und von dem Grabe in das Gebüsch, von der entsetzlichsten Verzweiflung herumgetrieben. Er faßt den Entschluß, von den Hütten, die er elend gemacht, und von der ganzen Gegend, die ihn verabscheuet, in eine Wüste zu fliehen. „Doch wie könnt' ich, jammert er, ach Mehala! ach meine „Kinder! wie könnt' ich ewig von euch fliehen, und nicht noch „einmal vor euch mein Elend weinen? Vor dir Mehala! „vielleicht daß du Thränen des Mitleids für mich weinst, viel„leicht mir nachsegnest . . . Segnest? . . von Gott verflucht, „wünsch' ich noch Segen von dir? Hasse mich, fluche mir „nach, — dann will ich fliehen, belastet mit dem Fluche der „ganzen Natur, und mit dem Fluche von dir . . . höllischer, „unaussprechlicher Jammer! Geliebte! ich kann nicht fliehen, ich „geh', itzt geh' ich vor euch, mein Elend zu weinen — und dann, „dann will ich fliehen". Er ging vom Grabe weg und wankte der Hütte zu. Vor der Hütte stand er, blaß wie ein Todter, und zitterte, und jetzt wagt er's, und bebt über die Schwelle.

„Mehala saß da, beym blaßen Lichte des Monds. Selbst „blaß, wie der Mond in Wolken gehüllt; sie weint auf ihrem „einsamen Bette, und die winselnden Kinder um sie her. Sie

„ſah ihren Mann, und ſank lautſchreiend, ohnmächtig auf ih„rem Bette hin. Indeſſen liefen die weinenden Kinder herbey, „und winſelten um ſeine Knie. Vater! ach . . . Vater! tröſte „ſie, tröſte die weinende Mutter! Ach was für Jammer iſt „in unſere Hütte gekommen! Sey uns willkommen, Vater! „wie lange haſt du deine Rückkunft gezögert! — Voll unaus„ſprechlichen Schmerzens vermocht' er nicht zu reden, ſank in „den Staub vor ſeines Weibes Füſſe, und die Kinder weinten „um ihn her. Mehala erwachte, und ſah, wie ihr Mann vor „ihren Füſſen ſich wand, und den Staub mit Thränen netzte. „O Kain! Kain! rief ſie, und riß die Haarlocken von ihrem „Haupte. Mehala, ſo ſtammelte Kain, — vergönne dieſen „letzten Troſt mir im unausſprechlichen Elende! fluche mir „nicht, Mehala! daß ich es wage, vor dir mich im Staube „zu wälzen; ich will fliehen, in die öde Welt hinaus fliehen, „von Gott verflucht. — O fluche mir nicht, mir deinem elen„den Mann. Kain! Kain! rief Mehala, Mörder des beſten „Bruders, mein Mann! O Kain! Kain! was haſt du ge„than? Ihr antwortete Kain, und blickte zu ihr auf. Sein „Blick redete ſeine Qualen alle; verflucht ſey die Stunde, da „ein Traum aus der Hölle mich täuſchte! ach! ich wollte dieſe „winſelnden Kinder von einer Zukunft voll Elend retten, und „erſchlug ihn, verflucht ſey die Stunde, und erſchlug den „frommen Bruder. — Die ſchreckliche That! Vergiß mich, „Mehala! vergiß deinen Mann, — ich will fliehen, ewig von „dir, ewig von euch, Kinder, fliehen, von Gott verflucht. „Die Kinder heuleten um ihn her und rangen ihre kleinen „Hände über den lockichten Häuptern, und Mehala ſank an „ſeine Seite hin. Empfange dieſe Thränen, dieſe Zeugen des „Mitleids, ſprach ſie, und weinte; du willt fliehen, Kain, in „die einſame Welt hinaus fliehen? O wie könnt' ich in dieſen „Hütten wohnen, indeß daß du einſam in Wildniſſen jammerſt? „Nein, Kain! mit dir will ich fliehen, dir zur Seite; — „würde nicht jeder traurige Ton, der um mich tönete, mich „mit der Angſt ſchrecken? vielleicht iſt er's, vielleicht jam„mert er dort".

Kain kann ſich vor Erſtaunen über ihre Tugend kaum faſſen. „Troſtes genug für mich Elenden", ſagt er, „daß du mich „nicht haſſeſt, mir nicht fluchſt, du Tugendhafte! Sollteſt „du mit mir die Strafe des größeſten Verbrechens tragen?"

Er bittet sie, in den Wohnungen der Frommen zu bleiben und ihn zu vergessen. Sie aber beharret auf dem Entschlusse, mit den Kindern ihm in den Wildnissen zu folgen, mit ihm sein Elend zu tragen, und mit ihm vor Gott zu weinen und zu beten. „Denn, Kain! sagt sie, Gott erhört die Gebete des „büßenden Sünders. O du! rief itzt Kain, wie soll ich dich „nennen? o . . . o! wie ein heiliger Engel! was für Trost! — „Mehala! mein Weib! ja, itzt wag' ich's dich zu umarmen. — „Dann nahm das zärtlichste Weib ihr jüngstes Kind an die „Brust, ihrem Manne gab sie die Rechte, ein andres gieng an „der Rechten des Vaters, und Eliel und Josua wischten die „Thränen von den Wangen, und giengen freudig vor ihnen „her aus der Hütte". Mehala blieb bei den Hütten noch wie unentschlossen stehen. Da rief ihr eine unsichtbare liebliche Stimme nach: „geh, edles Weib! ich will im erquickenden „Traume der Mutter deine Großmuth sagen, daß du hinaus„geheſt an der Seite deines Mannes Gnade von dem Allmäch„tigen zu flehen".

Die letzte Beschreibung, wie sie mit den Kindern fortgehen, ist ein überaus naives Gemälde. Warum hat sie Hr. Geßner nicht zu einer von den Vignetten gewählt?

Wir wollen nunmehr das Gedicht mit kritischen Augen betrachten. Wir haben vernommen, der Dichter sei Willens, es zu verbessern. Wenn dieses an dem ist, könnten ihm vielleicht einige von unsern Anmerkungen nicht undienlich seyn. Der große Haufen der deutschen Recensenten ist mehrentheils schüchtern, wenn sie ein Werk eines berühmten Schriftstellers beurtheilen sollen. Diese Blödigkeit muß sie in den Augen der Welt, und selbst in den Augen des Verfassers sehr erniedrigen. Kein Schriftsteller von Genie wird unsere Freimüthigkeit tadeln, auch alsdann nicht, wenn es ihn selbst betrifft. Er wird allezeit lieber strenge Beurtheiler als nachsehende Anzeiger haben wollen.

Der Gegenstand des Dichters ist, wie uns der Titel lehrt, der Tod Abels. Allein die Handlung ist nicht einfach. Der Dichter selbst kündigt im Anfange seines Gedichts eine zweifache Handlung an: „die Haushaltung der Erstgeschaffenen nach dem „traurigen Fall, und den ersten, der seinen Staub der Erde „wieder gab". Vielleicht hat ihm der 2te Gesang für eine Episode zu lang geschienen, und er hat den Inhalt desselben mit

in den Plan flechten wollen. Jedoch der ganze Plan ist fehlerhaft. Am Ende des 1sten Gesanges sind alle Schwierigkeiten gehoben. Kain hat sich völlig mit seinem Bruder versöhnt, alles ist ruhig; also hat das Geschichtchen hier ein Ende. Der 2te Gesang ist eine Erzählung, die in das Ganze nur einen entfernten Einfluß hat. Mit dem 3ten Gesange fängt sich die Handlung, und also das Gedicht erst an; und am Ende des 4ten stehen die wenigen Triebräder der Handlung, die der Dichter in Bewegung gesetzt, schon wieder stille. Ohne den ausdrücklichen Befehl des Engels würde die Beerdigung Abels nicht mehr zur Handlung gehört haben. Man vergiebt dem Homer kaum das Leichenbegängniß des Patroclus, da doch nach den Vorurtheilen der Griechen das Begräbniß mit zu dem Tode gehörte. Durch welche Erdichtungen hat der Poet den Haß des Kain wider seinen Bruder wahrscheinlich zu machen gesucht? Die vorzügliche Liebe der Ältern für den Abel, wegen seiner schönen Lobgesänge? Dieses ist etwas. Allein der kleine Unmuth, der daraus bei dem Kain entsteht, läuft ohne Schaden ab, und Kain scheint wieder besänftigt. Die Krankheit des Adam und seine Genesung durch den Abel also; dieses ist die wichtigste Begebenheit in dem ganzen Gedichte, aus welcher die ganze Handlung entspringt; und wie arm, wie matt ist nicht diese Erdichtung!

Statt dieser magern Fiction also hätten wir unserm Dichter eine Liebesintrigue vorgeschlagen. Die Rabbinen haben eine Tradition, Abel sei mit einer Schwester als Zwilling zur Welt gekommen. Auf dieses Mädchen habe Kain, als Erstgeborner, ein Vorrecht zu haben behauptet; sie aber habe den Abel, als ihren Zwillingsbruder, mehr geliebt. Diese Tradition hätte dem Dichter vielleicht einen reichen Stoff zu Erdichtungen geben können. Es ist gar nicht unwahrscheinlich, daß die Liebe den ersten Haß zwischen Brüdern verursacht.

Wie kömmt es aber, daß der Dichter gar nicht daran gedacht, den Tod Abels, den Hauptzweck des ganzen Gedichts, nur mit einem Worte vorzubereiten? Daß Abel in diesem Gedichte umkommen werde, weiß der Leser bloß aus dem Titel. Er erfährt es aber von dem Dichter nicht eher, und Kain selbst läßt es sich nicht eher, träumen, bis die Keule niedersinkt und Abels Haupt zerschmettert. Ein so unvermutheter Streich betäubt mehr, als er erschreckt; denn er sieht einem Zufalle

ähnlicher als einer überlegten Handlung. Das wahre tragische Schrecken überfällt uns nur alsdann, wenn wir das Unglück vorher gefürchtet haben, wenn uns die Gefahr einigermaßen geahndet hat, wir aber nicht geglaubt, daß sie so nahe wäre; vielleicht hat sich der Dichter gescheuet, Kain einen überlegten Brudermord zuzuschreiben. Er scheint überhaupt nicht kühn genug gewesen zu seyn, Kain so lasterhaft zu machen, als er vermöge der Anlage hätte werden sollen. Dadurch aber hat er den Tod Abels nicht genug mit der Handlung verbunden; und es ist beinahe so viel, als wenn er seinen Held hätte unversehens vom Berge herunterstürzen lassen.

Die Hauptfiction in diesem Gedichte ist also, ohne Umschweif zu reden, schlecht. Desto schöner hingegen sind die Nebenerdichtungen, mit welchen es ausgeziert ist, und die wir fast alle in unserm Auszuge angeführt haben. Der Leser wird bemerkt haben, daß sie durchgehends von der Natur der Schäfergedichte sind, außer der letzten Scene, da Kain seine Hütte besucht, welche wahrhaftig tragisch ist. In allen übrigen Fictionen sieht man ein Genie, das sich mehr in der angenehmen und sanften, als in der großen und schrecklichen Natur gefällt. Er malt allezeit lieber ein lachendes Gefilde als eine Wüste, lieber den Sommer als den Winter, und Eden lieber als die Hölle. Seine ernsthafte Tugend ist etwas weichlich, und seine stärksten Leidenschaften sind Zärtlichkeit und Mitleiden. Kurz! Geßner hat den Namen, aber nicht die Art seiner Gedichte verändert; er ist in der Epopee immer noch der unnachahmliche Schäferdichter.

Unter den Charakteren hat uns Mehala am meisten gefallen. Eine leidende Tugend, die standhaft genug ist, ihr Elend zu ertragen, ist das angenehmste Schauspiel in der ganzen Natur. Nur da verläßt sie ihren Charakter etwas, wo sie Kain durch ihr Jammern in der Ruhe stört. Adam und Abel sind so, wie Eva und Thirza, ähnliche Charaktere, die nur dem Alter nach unterschieden sind. Der Charakter des Kain könnte zweifelhaft scheinen. In unsern Tagen würde Kain ein ehrlicher, braver Mensch seyn, den es verdrießt, daß er allein für das Haus sorgen und Brod schaffen muß, da indessen sein Bruder frommen Beschäftigungen obliegt, Freudenthränen weint, und lächelt. Dieses ist aber dem Dichter nicht zur Last zu legen. Wir müssen uns in die Zeiten versetzen, von welchen er dichtet. Die Menschen hatten damals ihre Bedürfnisse noch nicht

vervielfältigt. Die Natur reichte ihnen wenig, aber sie brauchten noch weniger; und also konnte der fleißigste Mensch seine Zeit zwischen Arbeit und Muße theilen. Es war also Neid, Unzufriedenheit, und Rauhigkeit des Gemüths von Seiten Kains, wenn er seinem Bruder diese Muße nicht gönnte. Zudem kann der Mensch im Stande der Natur nicht die Laster selbst haben, die jetzt den Erdboden verwüsten; denn ihm fehlten die Mittel, solche auszuüben. Ehre und Reichthum, die großen Verführer, waren damals noch gar keine Begriffe. Der einzige Weg für den Dichter, einen lasterhaften Charakter zu schildern, war also, ihm den Saamen zu allen Lastern in das Gemüth zu legen; und dieses sind Neid und Unzufriedenheit. Wer in diesen sorglosen Zeiten unzufrieden war, der hatte die völlige Anlage, lasterhaft zu seyn. Wir würden also an dem Charakter des Kain nichts auszusetzen finden, und ihn vielmehr für sehr wohl gewählt halten, wenn der Dichter nur da, als die Leidenschaft in wirkliche Flammen geräth, der Bosheit des Kain den letzten Druck hätte geben, und ihn einen überlegten Brudermord hätte wollen begehen lassen. Die Reue hätte deswegen immer noch darauf folgen können; denn sobald die Rache vollzogen ist, so verschwindet gewöhnlichermaßen der Haß, und macht dem Mitleiden und der Reue Platz. Der Charakter des Kain aber wäre dadurch bestimmter geworden; denn jetzt wissen wir beinahe nicht, ob dem Kain nicht zu viel geschieht, so ein schielendes, ich weiß nicht was, ist aus dem Charakter geworden.

In diesem Stücke scheinen sich die Herren Schweizer insgesammt von einer falschen Kritik verführen zu lassen. Sie machen sich falsche Begriffe von der Moralität der Charaktere in Epopeen, und glauben, sie müßten alle moralisch gut seyn; daher wollen sie gern alle ihre Personen vollkommen tugendhaft schildern. Kaum daß sie es wagen, einen einzigen lasterhaften Charakter aufzuführen; und auch diesen geben sie sich alle Mühe zu mildern, bis endlich so ein Mittelding daraus wird, das nirgends recht hinpaßt. Wenn man von solchen Vorurtheilen eingenommen ist, so kann man unmöglich etwas anders hervorbringen, als ein schön moralisches Geschwätz, ohne Leben, ohne Handlung und ohne Interesse. Es ist wahr, die Charaktere der Alten sind fast alle so unbestimmt, daß man nicht weiß, ob man sie tugendhaft oder lasterhaft nennen soll. Allein sie sind auch alle so. Die Alten haben selten Charakterstücke gemacht. Alle

ihre Gedichte sind, so zu sagen, Intriguenstücke, wo die Sittlichkeit der Charaktere wenig Einfluß in die Handlung hat. Daher bildeten sie ihre Charaktere so, wie sie die Handlung mit sich brachte. Die Handlung war das Hauptwerk, und nicht die Charaktere. In den neuern Stücken aber, wo die Handlung unmittelbar aus der Moralität fließt, müssen die Hauptpersonen alle stark abstechende Charaktere haben; und da hüte man sich, mehr als Einen vollkommen tugendhaften Charakter anzubringen. Die vollkommene Tugend hat nur eine einzige Weise, daher würden die Personen völlig einerlei Sinnes seyn müssen. Welch eine ekelhafte Einförmigkeit und welch eine Mattigkeit muß dieß nicht verursachen?

Jedoch hier ist der Ort nicht, dieses weiter zu untersuchen. Es scheint auch vom Hrn. Geßner noch etwas mehr zu seyn, als der Fehler einer falschen Kritik. Sein Kain ist noch ein Meisterstück gegen den Charakter des Anamelech, der nach den Begriffen der allerfehlerhaftesten Kritik nicht gerechtfertigt werden kann. „Er war von der niedrigsten Klasse der Geister", sagt der Dichter, „aber an Stolz und Ehrgeiz nicht geringer, als „Satan". Niedrig heißt in der Hölle, wer keine Macht hat. Ein unmächtiges Wesen aber, das so stolz und so ehrgeizig ist, als Satan, ist mehr verachtungswürdig als schrecklich. Er ist auch in allen seinen Reden und Thaten mehr niedrig und klein, als entsetzlich, mehr schwülstig als fürchterlich. Geßner versteht die Sprache der elysäischen Felder weit besser, als die Sprache der Hölle!

Dieses bringt uns auf unsern vorigen Gedanken zurück. Wenn ein Dichter bei sich mehr Neigung zu dem Sanften und Angenehmen, als zum Wilden und Schrecklichen verspürt, so ist dieses Anzeigung genug, für welche Sphäre sein Genie bestimmt sei; und er sollte es sich eine Warnung seyn lassen, seiner Natur keinen Zwang anzuthun.

Noch ein Wort von der Poesie des Styls! Diese ist durchgehends überaus wohlklingend und lieblich, öfters lieblicher als der Gegenstand erfordert. Es ist beinahe eben die unnachahmliche Sprache, die der Verf. in seinen Idyllen führt; nur daß er sich hier weniger vor Schwulst gehütet hat, weil er hat erhaben seyn wollen. Z. B. S. 38. sagt Kain: „in meinem „eignen unverwahrten Herzen steigen diese schwarzen Wetter„wolken empor, und donnern jede Freude von mir, von ihnen

„weg"; und S. 39.: „da hat ein Schauer meine Seele gefaßt, „hat aus dieſem häßlichen Schlamme ſie empor gerißen".

Die häufigen Umarmungen und Freudenthränen, die im 1ten Geſange faſt auf allen Seiten vorkommen, das öftere Weinen überhaupt, und die Flickwörtchen hin und daher wollen wir unſerm Verf. nicht zur Laſt legen. Sie ſind von den größten Dichtern unſerer Nation eingeführt worden; und es gehört nicht ſowohl Geſchmack als Freimüthigkeit dazu, ſie zu tadeln. Was die Maler Costume nennen, und wir im Deutſchen durch das Übliche ausdrücken möchten, hat der Dichter bis auf einige Kleinigkeiten, die wir in dem Auszuge angemerkt haben, ziemlich wohl beobachtet. Nur ſcheint uns das Händedrücken und Händeküſſen S. 118. nicht den Zeiten gemäß zu ſeyn; dieſes war wahrſcheinlicher Weiſe damals kein Zeichen der kindlichen Ehrfurcht, und jenes kein Zeichen der väterlichen Liebe.

Mit einem Worte! Hr. Geßner hat uns ein Gedicht geliefert, welches ſich das erſte Mal überaus angenehm leſen läßt; denn was kann ein Geßner ſchreiben, das ſich nicht mit Vergnügen leſen ließe? Bei der zweiten Durchleſung aber fängt man an, mit kritiſchen Augen ſich umzuſehen; und dieſe Probe hält das Gedicht nicht aus. Es fehlen ihm die mächtigen Triebfedern der Handlung und das durcheinandergeflochtene Intereſſe, zu welchen eine Erfindungskraft im Großen erfordert wird; und dieſes ſind wir gewohnt in einem Gedichte von fünf Geſängen, das kein Lehrgedicht iſt, zu erwarten.

Lady Johanna Gray, ein Trauerſpiel, von C. M. Wieland. Frustra leges et inania jura tuenti scire mori sors optima! Zürch, bey Heidegger und Compagnie, 1758. 108 Seiten, in gr. 8°.

(aus der Bibliothek der ſchönen Wiſſ. und der fr. K. Bd. 4. Stück 2. 1759. S. 785—802.)

Dieſes Trauerſpiel iſt, bevor es im Drucke erſchienen, von der Ackermann'ſchen Geſellſchaft zu Zürich aufgeführt worden;

und es gereicht dem dasigen Publico eben so wohl als dem Dichter zur Ehre, daß es mit Beifall aufgenommen worden. Die deutschen Dichter haben selten das Glück, ein Parterre zu finden, das Einsicht und Geschmack genug hat, die wahren erhabenen Gesinnungen in ihrer völligen Größe zu fühlen und mit ihrem Beifalle zu krönen. Indessen kann der Beifall des Publici nicht alles entscheiden. Bei der ersten Aufführung kann der Kenner selbst nichts als einzelne Schönheiten und Situationen beurtheilen; und wenn diese sich gut ausnehmen, so ist er zufrieden. Nach vielfältig wiederholten Vorstellungen erst ist er im Stande, das Ganze zu fassen, und von der Anlage und Symmetrie der Theile zu urtheilen. So lange unsere Empfindungen beschäftigt sind, können wir nichts als das Gegenwärtige beurtheilen; wenn aber der Überlegung Platz gemacht wird, so fangen wir an, das Gegenwärtige mit dem Vergangenen gegen einander zu halten, und einen jeden Theil in seiner Beziehung auf das Ganze zu betrachten.

Es giebt Stücke, die, im Ganzen betrachtet, tadelhaft sind, und sich, gleichsam der Kritik zum Trotze, durch unzählige Vorstellungen im Beifall erhalten. Wenn dieses geschieht, so müssen die Situationen so außerordentlich rührend seyn, daß sie die untern Seelenkräfte allezeit beschäftigen, und uns niemals Zeit lassen, an das Ganze zu denken. Der Kunstrichter hat sich in diesem Falle vor dem sehr schädlichen Vorurtheile zu hüten, als wenn die Regeln des Ganzen allezeit das Vornehmste wären. Hat der Dichter Genie genug, die Fehler der Anlage durch die Gewalt der Leidenschaften, die er erregt, unserer Bemerkung zu entziehen; so macht sich der Kunstrichter lächerlich, wenn er seine Empfindungen verläugnet, und nach Regeln urtheilt, über die sich der Dichter weit hinweggesetzt hat. Es ist hier der Ort nicht, diese Materie auszuführen. Unsers Wissens haben die Kunstrichter noch sehr wenig daran gedacht, die Gränzen der Regeln und des Genies auseinanderzusetzen.

Das gegenwärtige Trauerspiel Johanna Gray hat viele von den glänzenden Schönheiten, die bei der ersten Vorstellung einnehmen können. Die Schreibart ist für die Declamation überaus bequem. Das Metrum ist frei und abwechselnd, die Perioden harmonisch und deutlich, und der Vortrag edel, blühend, doch nicht zu sehr geschmückt. Die Gesinnungen und Charaktere darin sind erhaben und heroisch. Diese pflegen selten sehr heftige

Leidenſchaften zu erregen. Die Leidenſchaft, die ihnen eigenthümlich zukömmt, iſt die Bewunderung; und dieſe kann die Seele mehr erheben und in angenehme Entzückung fortreißen, als in Schrecken und Betrübniß ſtürzen. Wir erinnern dieſes, um die Fehler des Plans deſto freier bemerken zu können, und dem Einwurf zuvorzukommen, als hätte der Dichter durch die Heftigkeit der Leidenſchaften die Fehler in der Anordnung hinlänglich bedeckt. Die Ausflucht des Hrn. Wieland in der Vorrede, er habe ſich die Simplicität des Euripides zum Muſter vorgeſtellt, dadurch er vermuthlich einigen Einwürfen hat zuvorkommen wollen, bedarf keiner Widerlegung. Man muß ſeltſame Begriffe von der Simplicität des Euripides haben, wenn man ſich getrauet, den Plan der „Johanna Gray" für euripidiſch einfach zu halten. Eine kurze Erzählung des Wiedland'ſchen Plans wird unſere Leſer in den Stand ſetzen, von der Anlage deſſelben zu urtheilen.

In dem erſten Auftritte bringt Lady Johanna Gray ihrer vertrauten Sidney die betrübte Botſchaft von dem Tode des Königs Edward. Lady Johanna iſt untröſtlich über den frühzeitigen Hintritt dieſes tugendhaften Königs; und ſie zittern beide für das Schickſal, das England drohet, wenn Maria, die der römiſchen Religion zugethan iſt, den Thron beſteigen ſollte. Lord Guilford, Gemahl der Johanna, erſcheint im 2ten Auftritte, und erzählt ſeiner Gemahlinn, der Senat ſei jetzt verſammelt, um die Angelegenheit der Thronfolge zu beſtimmen; denn wie man ſagt, ſo hat Edward ein Teſtament hinterlaſſen, dadurch Maria des Throns entſetzt iſt. Ein Officier kömmt und ruft Lord Guilford in den Senat. Lady Johanna überläßt ſich ihrer vorigen Betrübniß.

Im erſten Auftritte des 2ten Aufzuges entdeckt Northumberland, Vater des Lord Guilford, in einem Monologe, er habe das Teſtament untergeſchoben, um die Gemahlinn ſeines Sohnes, Lady Johanna Gray, auf den Thron zu ſetzen. Lady Johanna erſcheint, und Northumberland ſagt ihr, ſie ſei durch des Königs letzten Willen und durch die Einwilligung des Senats zur Königinn von England erklärt. Johanna, die von allen ehrſüchtigen Gedanken weit entfernt iſt, glaubt Anfangs, es ſei nicht ſein Ernſt; doch als er ſie deſſen verſichert, fängt ſie an, ihm die ſtärkſten Einwürfe entgegenzuſetzen. Vergebens bemüht er ſich, ſie zu ehrgeizigen Abſichten zu bereden, ihre gerechten Be-

sorgnisse Kleinmuth und ihre Zweifel weibliche Gedanken zu scheltenz sie beharrt darauf, es sei ungerecht, Marien den Thron zu rauben, auf den sie das nächste Recht hat. Northumberland sieht Lady Suffolk, die Mutter der Johanna, sich nähern, und geht ab, in Hoffnung, die Vorstellungen der Mutter würden mehr Gewalt über Johanna haben, als die seinigen. Im 3ten Auftritte wendet Lady Suffolk alle ihre mütterliche Gewalt über Johanna an, sie zur Annehmung der königlichen Würde zu bereden. Dieser Auftritt ist rührend. Nichts vermag uns so leicht zu bewegen, als der Streit verschiedener Gesinnungen, der mit Zärtlichkeit geführt wird. Endlich fängt die kindliche Ehrfurcht an, ihre Gewalt zu zeigen. Johanna scheint nachzugeben; aber sie fragt noch:

— — Wenn Edward wirklich
Berechtigt war, die Kron' auf Heinrichs Schwesterkinder
Zu übertragen, ist die Reihe denn
An mir? — Was müßte meine Mutter seyn,
Eh' mir der Thron gebührte?

Lady Suffolk.

Deine Mutter!
Und stolzer auf den Titel deiner Mutter,
Als auf den Ruhm, die glänzende Monarchinn
Der ganzen Welt zu seyn, u. s. w.

Durch diese mütterliche Zärtlichkeit wird Johanna ungemein gerührt. Lady Suffolk merkt, daß sie bewegt sei, und entfernt sich, um ihr Zeit zur Überlegung zu lassen, oder vielmehr dem Dichter zu einem Monologe Platz zu machen.

In diesem Monologe entschließt sich Johanna abermals, der Stimme ihres Gewissens zu folgen, das ihr verbietet, ein Unrecht zu thun, und sich nicht durch falsche Schlüsse blenden zu lassen. Doch Suffolk und Guilford erneuern den Kampf. Sie bitten sie, das Vaterland nicht vergebens nach einer tugendhaften Beherrscherinn seufzen zu lassen; ihr Gemahl wirft sich zuletzt zu ihren Füßen, und fleht:

— — Sieh in mir, Johanna,
Dein Vaterland zu deinen Füßen liegen.
Du kennst das Elend, das auf alle wartet;
Auf alle, die die Fesseln Roms zerbrachen,
Auf alle Redlichen. — Ach! Kerker, Bande,
Und Schwerdt und Flammen sind den Heiligen
Gebräut, den unbeweglichen Bekennern

Des Evangeliums! — Die Grausamkeit
Der Priester schont des schwächeren Geschlechts,
Der Kinder nicht! Der Säugling selber wird
Des Speers geweihtes Eisen färben! — Ach!
Erbarme dich des namenlosen Elends,
Das die ergrimmte Wut, der dürre Blutdurst
Des Aberglaubens deinem Volke dräut!
Erbarme dich — — —

Suffolk unterstützt die Bitte des Guilford. Johanna kann Gemahl nicht länger vor sich knieen sehen. Sie ergiebt und sagt:

— — Nehmet mich, mein Vater!
Nimm, Guilford, mich, macht aus Johanna Gray,
Was euch gefällt — — —

Northumberland erscheint, und meldet der neuen Königinn, Senat erwarte sie, um den Eid der Treue vor ihr abzul Johanna erwiedert:

Ich folge dir! — — Geheimnißvolles Schicksal!
Wie spielst du mit den Menschen! — Diese schnelle
Verwandlung — — doch ich schweige! Höre du,
Der du die Unschuld dieses Herzens kennest,
Die heißen Seufzer meiner bangen Seele!
Häuft dieser schwarze Tag das Maaß des Unrechts
Auf Englands Haupt, ist dein gerechter Zorn
Noch nicht versöhnt, und warten neue Plagen,
Sich über dieses unglückseel'ge Land
Zu stürzen — — Gott! So höre mein Gebet!
Verschone seiner! laß auf mich allein
Die Strafe fallen! mich allein
Für mein geliebtes Volk zum Opfer werden!

Der dritte Aufzug.

Johanna unterredet sich mit ihrer Vertrauten. Sie den Bitten der Ihrigen nachgegeben, aber ihr Gemüth ist weniger als ruhig. Ihr Herz ist beklemmt, und ihr ahnde Unglück, das über sie verhängt ist. Guilford meldet Northumberland sei jetzt in einer Schlacht mit den Anhä Mariens begriffen, und werde bald im Triumph einziehen ihre Feinde ihr zu Füßen legen. Johanna entsetzt sich übe Wort Feinde. „Meine Feinde?" ruft sie aus;

Ach das ist euer Werk! Ich Unglückselige!
Ich hatte keinen Feind! Mein sanftes Herz
Hat nie des Hasses Regungen empfunden.

Vergebens bemüht sich Guilford, ihr Muth einzusprechen. Sie stellt ihm die schlüpfrige Höhe vor, auf welche sie ohne ihre Einwilligung gestiegen, und das Ungewitter, welches sich durch diesen Fehltritt über England häuft. Wie gern wollte sie ihre jetzige Größe mit ihrer vorigen Lebensart vertauschen, und ruhig und unbemerkt sich durch die Welt schleichen. Ihr Gemahl will sie trösten; allein ihr Vater Suffolk erscheint, und bringt die traurige Botschaft, Northumberland, die Stütze ihrer Sache, sei verrathen, und mit ihm alles verloren:

— — Das Heer, an dessen Stirne
Wir ihn gesehen, war ein Schwarm Verräther.
Schon auf dem Wege schmolzen sie zusehends
Von seiner Seite weg. Mit einem kleinen Haufen
Stößt er auf Sussex. Plötzlich fliehen auch
Die wenigen, die ihm geblieben waren,
Mariens Anhang zu. Die Luft erschallt vom Namen
Der neuen Königinn, und jauchzend rufen alle:
Maria leb', es sterb' Northumberland!

So sicher und voller Vertrauen Guilford vorher war, so verzweiflungsvoll ist er jetzt. Er faßt den letzten Muth, und eilt, was er kann, noch zu ihrem Besten zu thun. Suffolk ist voller Bestürzung, nur Johanna scheint jetzt am ruhigsten. Sie ergiebt sich gelassen den Fügungen der Vorsehung, und erwartet mit einer bewundernswürdigen Heiterkeit des Gemüths, was diese über sie und England beschlossen. Lord Suffolk erzählt, Northumberland sei gefangen, Sussex habe sich der Stadt bemeistert, und Maria schon den alten Wüthrich Gardiner vorausgeschickt, der in ihrem Namen der Stadt Befehle verkündige, die nur Jammer prophezeien. Guilford kömmt mit der wildesten Verzweiflung zurück, und ruft aus:

— — Verwünscht sey diese Welt,
Und das Gezücht von Schlangen und Harpyen,
Das sie bewohnt! — Wie? — Sind dieß Menschen? — Nein!
Des Abgrunds Rachen hat euch ausgespien,
Verräther! Euer Hauch vergiftet
Die milde Luft! der Erde Schmuck verdorrt,
Wohin ihr die verfluchten Tritte setzet!
Wie tobt mein feurig Blut! — —

Sind Farben und Schattengespenster worden!
O! dieses blaue himmlische Gewölbe,
Der Thron des Tags, ist nur ein schwarzer Kerker
In meinen Augen! diese Frühlingsluft,
Der Blumen reinster Athem, haucht nur Gift!
Mich dünkt, ich steh' allein auf den Ruinen
Der eingesunknen Welt, von todten Schatten
Und Schreckniſſen umringt — —

Dieſe Stelle hat viel ähnliches mit den Verwünſchu
Hamlet beim Shakespear, welcher in ſeiner Melanc
gegen diejenigen, die ihn aushören wollen, erklärt
goodly frame, the earth, seems to me a steril pro
this most excellent canopy, the air, look you, t
o'erhanging firmament, this majestical roof fretted
den fire, why, it appears no other thing to me,
foul and pestilential congregation of vapours.

Gardiner erſcheint mit triumphirendem Stolze, un
der ihm folgenden Wache, Guilford und Johanna
und in dem Tower feſt zu ſetzen; er begleitet dieſen
dem beleidigenden Hochmuth, den die Prieſter anzuneh
ſen, wenn ſie Macht in Händen haben. Johanna ge
ein Wort zu reden, ab; aber Guilford declamirt noch
ſchluſſe des 3ten Aufzugs:

Zertheilt euch, Wolken, daß ich ſeh', wie ſelbſt
Die Engel über dieſen Anblick weinen!

Der nichts Andres

sich Johanna in ihrer wahren heroischen Größe. Ihre Tugend ist männlich, erhaben und beinahe catonisch. Sie sagt:

— — Des Elends bangsten Scenen,
Und allem, was die menschliche Natur
Mit Angst erfüllt, was uns in jeder Ader
Das Blut erstarren macht, und jede Nerve zittern,
Dem Tode selbst ins grauenvolle Antlitz
Mit unbewegtem Blick zu schauen,
Dieß, Guilford, ist, was wir itzt lernen müssen.

Sie fahren in ihrer melancholischen Unterredung fort, als sie plötzlich den Herzog von Suffolk gewahr werden, der auf Mariens Befehl der Haft entlassen worden ist. Er macht ihnen zu einer gleichen Gnade Hoffnung, und sagt, Gardiner, der Bischof von Rochester, werde zu ihnen kommen, um Johannen den Willen der Königinn anzukündigen. Gardiner erscheint, und zeigt seinen Charakter von der häßlichsten Seite. Er besitzt den Verfolgungsgeist eines grausamen Priesters, sammt aller Heuchelei und Niederträchtigkeit, die damit verbunden zu seyn pflegt. Er erhebt Anfangs die königliche Huld der Maria, und bietet Johanna ihre Gnade an; aber er thut alles dieses auf eine so beleidigende Weise, daß ein ehrliebendes Herz allezeit lieber den Tod als eine so demüthigende Gnade annehmen wird. Sobald er aber merkt, daß Johanna über seinen Antrag unwillig wird, und die Begnadigung ausschlägt, die ihr angeboten wird; so verändert er die Sprache, wird sanfter, und fängt an Johannen zu schmeicheln. Er erhebt ihre Schönheit, ihre Tugend und ihre rühmlichen Verdienste, und schreibt ihr Vergehen einer jugendlichen Unerfahrenheit zu. Er sagt:

— — Lady! dein Vergehen
Verdient Verzeihung! diese edle Unschuld,
Die dein Gesicht umlächelt, spricht für dich!
Maria will sich nur durch Großmuth rächen.
— — — — — —
Die Fürstinn will nicht, daß du für dein Leben
Ihr danken sollst! großmüthig stellt sie es
In deine eigne Macht.

Johanna fordert eine nähere Erklärung, und Gardiner giebt ihr die Bedingung zu verstehen, unter welcher ihr das Leben in ihre eigne Macht gegeben wird. Sein heiliger Eifer entbrennt wider die Ketzerei des letzten Königs Edward. Dieser Edward, heißt es:

Hat einem Raubthier gleich die Kirche Gottes
Durchwühlt, beraubt, zerstört. Die stillen Wohnungen
Der Gottgeweihten, die der Welt entsagen,
Sind eingestürzt, die Priester ausgetrieben.
— — — — — —
O Schand'! o Greuel! Ketzerische Füße
Entweihen ungescheut die Heiligkeit des Altars!

Er fährt in diesem enthusiastischen Tone fort, bis er auf Maria kömmt:

— — Die Gottesfurcht
Bestieg mit ihr den Thron. Ein heil'ger Eifer flammt
In ihrer frommen Brust, von allen Greueln
Dieß Land zu säubern, und die Last des Fluchs
Von ihrem Volke abzuwälzen.
Sind sanft're Heilungsmittel ohne Frucht,
So mag Britannien durch's Feur gereinigt werden!
Die Häresie, die schon ihr Schlangenhaupt dem Himmel
Entgegen thürmt, muß ausgerottet seyn!
Maria bebt, auf einem Thron zu sitzen,
Den noch der Bannstral schwärzt — —

Sie fordert also von Johanna einen Rückfall zur römischen Kirche, und hofft, ihr Beispiel würde Myriaden Verirrte nach sich ziehen und mit ihr zugleich erretten. Die Kirche, setzt er hinzu,

Die Kirche — Schau, sie streckt voll Zärtlichkeit
Die Arme nach dir aus, sie öffnet lockend
Dir ihren mütterlichen Busen! Schau, ich selbst
Ernied're mich, Verweis' und Drohungen
In Bitten zu verwandeln! — Mitleid
Und angewohnte Regungen erweichen
Mein Herz für dich! — Bedenke dich! Prinzessinn!
Dein Heil, dein Leben schwebt auf deinen Lippen!

Johannens Antwort ist ihrer würdig. Sie zeigt ihm die Häßlichkeit seines unwürdigen Antrags, und die Verachtung, mit welcher sie ein schändliches Leben ansieht, das sie so theuer erkaufen soll:

Was soll mir nun das Leben? Soll ich mich
Durch Übelthaten zu dem bangen Anblick
Der schreckenvollen Scenen aufbehalten,
Die eure heil'ge Wut mir weissaget?
O! Nein! Gesegnet sey der Tod! der Führer
In eine beßre Welt! Gesegnet sey
Der Mund, der ihn mir angekündigt hat!

geht mit der Drohung ab, sie würde durch ihre Ver-
g nicht nur sich allein, sondern ihrem Vater und Ge-
gleich das Todesurtheil sprechen. Suffolk und Guil-
hen Johanna zu bereden, ihr Leben anzunehmen; aber
unbewegt. Endlich kömmt ihre Mutter dazu. Ihre
Klagen rühren die empfindliche Brust der Johanna so
ß sie in Ohnmacht sinkt. Dieser Auftritt ist der rüh-
in dem ganzen Trauerspiele. In der That ist dieses
die einzige interessante Begebenheit in dem ganzen
die den Namen einer wahren tragischen Handlung ver-
Johanna ermuntert sich kaum wieder, als Gardiner zu-
nt, und sagt, Northumberland sei nicht mehr. Er habe
em Ende noch bekannt, daß er sowohl Edward als
verrathen, indem er aus Herrschsucht dem sterbenden
das Testament abgezwungen. Er habe seine eignen
endlich verflucht, mit Verwünschung öffentlich seinem
entsagt und sich mit der römischen Kirche wieder ver-
Guilford ist vor Betrübniß außer sich, und Johanna,
diner abermals die Wahl in die Hände giebt, bittet nur
lford und ihren Vater. Sich selbst bietet sie willig zum
ar:

Mylord! ihr auch hattet einen Vater!
barmt euch meiner! laßt mich nicht die Schuld
seinem Tod' mit in die Grube nehmen.

Gardiner.

rtnäckiges, selbst unerbittlich Weib!
flehst umsonst! — Sie sterben unvermeidlich,
ofern du nicht —

Johanna.

— — O! so vergebet mir,
in Vater, mein Gemahl! vergieb mir, theure Mutter;
r wißt, mit welcher heißen Zärtlichkeit
ch meine Seele liebt — doch unbegrenzte Liebe
sie nur Gott, nur ihrem Schöpfer schuldig!
t uns wie Christen sterben!

läßt sie alle von der Wache abführen, und heißt sie,
nahen Tode bereiten.

dem letzten Aufzuge kömmt eigentlich nichts veränder-
r; und wir begreifen nicht, wozu der Dichter zwischen

dem 4ten und 5ten Aufzuge noch eine Nacht vorbeigehen läßt. Eine so ruhige Zwischenzeit, auf welche nichts erfolgt, als daß alles vollzogen wird, was den vorigen Tag ist beschlossen worden, muß nothwendig den letzten Funken von Action auslöschen, und das Gemüth der Zuschauer zu einer Zeit einschläfern, da es am heftigsten durch neue Vorfälle erschüttert werden sollte. Man muß diese Grundregel beständig vor Augen haben: die Poesie des Styls kann den Mangel der Action nie hinlänglich ersetzen; und wenn die Katastrophe eines Trauerspiels völlig so ist, als wir sie erwartet haben, so kann die stärkste Poesie die Zuschauer nicht in der gehörigen Aufmerksamkeit erhalten. Der 4te Aufzug hat uns am Ende an dem Tode der Johanna, ihres Vaters und ihres Gemahls nicht mehr zweifeln lassen. Lord Suffolk's gedenkt der Dichter in dem letzten Aufzuge mit keiner Sylbe mehr. Johanna selbst scheint ihren Vater ganz vergessen zu haben; und sie weiß eben so wenig als die Zuschauer, wo der Dichter diese wichtige Person gelassen hat. — Alles, was in dem 5ten Aufzuge vorgeht, ist dieses. In dem Gefängnisse der Johanna unterredet sich diese unglückliche Prinzessinn mit ihrer Mutter und mit Guilford. Dieser wird von der Scene zum Tode gerufen. Lady Suffolk geht ab, weil sie nicht länger da bleiben kann. Guilford wird von einem Officier zum Tode geführt. Sidney kömmt und erzählt ihrer Prinzessinn, wie standhaft Guilford gestorben sei. Man bringt den Leichnam des Guilford unter die Augen der Johanna, um sie durch diesen Anblick noch mehr zu martern. Lady Johanna declamirt noch eine Weile, und dann fällt der Vorhang zu, ohne daß wir einmal unterrichtet werden, wie es der Heldinn des Trauerspiels, der Johanna Gray, noch endlich ergangen sei. Welcher Zuschauer wird nicht lieber den schönen 4ten Aufzug wiederholt, als die armselige Entwickelung in dem 5ten Aufzuge vorgestellt sehen wollen? Wie steht es aber um die Simplicität des Euripides, die der Dichter seinem Plane zuschreiben will? Uns dünkt, Hr. Wieland habe die historische Simplicität mit der tragischen verwechselt. Eine Begebenheit ist historisch einfach, wenn sie mit keinen Episoden beschwert ist und von ihrem ersten Ursprunge an, durch eine einfache Folge von Ursachen und Wirkungen, bis zum Ende ausgeführt werden kann. Will aber der Dichter eine solche Begebenheit ohne Episoden für die Schaubühne zurichten, so muß er den historischen Ursprung weglassen, und seine Ge-

schichte da anfangen, wo sich das Hauptinteresse des Stückes hervorzuthun beginnt. Die Einfalt der Tragödie erfordert nicht nur eine einzige Geschichte, sondern auch vornehmlich ein einziges Hauptinteresse. Dieses vorausgesetzt, muß ein Jeder gestehen, daß der Tod Edward's und die Krönung der Johanna, womit der Dichter zwei ganze Aufzüge anfüllt, nicht eigentlich zur tragischen Simplicität gehören. Sie machen den historischen Ursprung der Begebenheit aus, und schaden noch vielmehr dem Interesse des Stückes. Denn was braucht der Zuschauer zu wissen, daß Edward nur heute gestorben, und Johanna kaum eine königliche Ephemeris gewesen? Der Dichter hätte da anfangen sollen, wo Johanna von dem Ausgange der Schlacht ihr Schicksal erwartet. Hier nimmt die große Handlung ihren Anfang. Alles vorhergehende, welches eigentlich nur darin besteht, daß Johanna ungern den Thron bestiegen, hätte in einem einzigen Auftritte erzählt werden können. Der Zuschauer würde an dem Schicksale der Johanna weit mehr Antheil nehmen, wenn er nicht wüßte, daß ihre königliche Würde gleichsam ein Traum von einigen Stunden gewesen; und wenn der Dichter in der einfachen Glücksveränderung der Johanna Stoff genug gefunden hätte, die Aufmerksamkeit der Zuschauer durch fünf Aufzüge zu erhalten, alsdann hätte er sich rühmen können, dem Euripides nachgeahmt zu haben.

Der unverzeihlichste Fehler des Dichters aber ist, daß er dem Zuschauer am Ende des 4ten Aufzugs ganz ohne Noth entdeckt, Northumberland sei ein schändlicher Verräther, der aus Herrschsucht seine eigenen Kinder in das Unglück stürzt. Wir interessirten uns Anfangs für die leidende Tugend der Johanna; aber wir erfahren jetzt, daß sie sich über die Ihrigen mehr zu beklagen hat, als über ihre Feinde. Sie ist mehr eine betrogene, als eine verfolgte Unschuld. Sogar der Charakter des Gardiner verliert dadurch von seiner Häßlichkeit; und Maria verdient nunmehr weit weniger unsern Haß, nachdem wir wissen, daß sie gerechte Sache hat. Da der Dichter, wie er in der Vorrede erinnert, „nur die moralische Größe seiner Heldinn in ein helles Licht setzen wollte", so hätte nothwendig der Charakter Northumberland's, welcher in diesem Stücke ohnedem nur eine Nebenrolle spielt, unbestimmt bleiben müssen. Die Verrätherei dieses Lords, diese an sich große Triebfeder der Handlungen, welche in gegenwärtigem Stücke nur schädliche Folgen hat, würde zu einem

andern Plane passen, in welchem der Charakter des Northumberland und die daraus erstandenen Begebenheiten besser ausgeführt würden.

Wir bemerken zum Beschlusse noch dieses. Die Kunstrichter, welche den Dichtern rathen, nichts als vollkommen tugendhafte Personen aufzuführen, mögen aus dem Exempel dieses Trauerspiels lernen, wie schädlich ihr Rath für tragische Dichter sei. Der Charakter des schändlichen Gardiner's ist der einzige, der die ganze Action belebt. Ohne ihn würden alle Personen des Stückes einerlei Gesinnungen und einerlei Absichten haben. Die Lebhaftigkeit des Guilford unterscheidet ihn zwar etwas von den übrigen tugendhaften Charakteren. Sie erzeugt auch wirklich einiges Interesse da, wo ihn die Tugend zu verlassen scheint, und er wider die gesammte Menschheit in eine wilde Raserei ausbricht. Gardiner aber setzt alles in Bewegung. Er bringt sogar die Gelassenheit der Johanna zur Ungeduld, erregt den heftigsten Streit der Gesinnungen, und setzt die moralische Größe der Heldinn durch den Contrast selbst in das stärkste Licht. Wäre die Bosheit Northumberland's mit dem Hauptinteresse des Stückes zu vereinigen gewesen, so hätte die Handlung durch die Vollständigkeit des Contrasts weit mehr Leben, und der Charakter der Johanna einen weit stärkern Glanz bekommen; denn ihre Tugend würde sich mehr in Werken, als in erhabnen Sprüchen gezeigt haben. Die Lebhaftigkeit der Handlung ist die Seele des Trauerspiels; und die gelassenen tugendhaften Charaktere können uns nicht anders gewinnen, als wenn sie durch stark abstechende Farben gleichsam hervorgebracht werden.

Wir hoffen, Hr. Wieland werde sich durch unsere freimüthige Beurtheilung nicht abschrecken lassen, ferner an der Aufnahme der Schaubühne zu arbeiten. Er ist Dichter genug, künftig wenigstens ein deutscher Thomson zu werden, wenn er nur bessere Plane erfinden, und die Simplicität der Alten von ihrer wahren Seite kennen lernen wird.

[redacted]

Moſes Mendelsſohn's Antheil an den Briefen, die neueſte Litteratur betreffend.

...us den Briefen, die neueste Litteratur betreffend.

Aus dem ersten Theil.

IX. Den 1 März 1759.

20ster Brief.

...rgen Sie nicht! Sie sollen zeitig genug mit unsern neuen ...rweisen bekannt werden. Sie werden zeitig genug das trau... Schauspiel, eine Wissenschaft in ihrem Verfall, erblicken; — ...eine solche Wissenschaft, in welcher wir vor kurzem so wich... Progressen gemacht, in welcher Deutschland die größten ...er aufzuweisen hatte; eine Wissenschaft, die dem unbestimm... Nationalcharakter der Deutschen etwas eigenthümliches zu ...schien. Die Königinn der Wissenschaften, die sich sonst ...rablassung ihre Magd nannte, ist jetzo, dem Wortverstande ...u den niedrigsten Mägden heruntergestoßen worden.

...ie arme Matrone! sagt Shaftesbury; man hat sie ... großen Welt verbannt und auf die Schulen und Colle... ...wiesen. Nunmehr hat sie auch diesen staubigen Winkel ... müssen. Des Cartes hat die Scholastiker, Wolf ... Cartes, und die Verachtung aller Philosophie auch ...n Wolf verdrängt. Der Schauplatz ist ledig, und dem

Anscheine nach wird Crusius bald der Weltweise nach der Mode werden.

Unterdessen lebt alles in einer allgemeinen Anarchie. Sie sollten mit Verwunderung unsere jungen Leute, die von der hohen Schule zurückkommen, von Philosophie reden hören. Sie beurtheilen alles, lachen über alles. Sie werden Ihnen dreist genug unter die Augen sagen, daß die beste Welt eine Grille, die Monaden ein Traum, oder ein Spaß des großen Leibnitz, Wolf ein alter Schwätzer, und Baumgarten ein dunkler Grillenfänger sei, die albern genug waren, was Leibnitz scherzweise vorgebracht, in ein ernsthaftes System zu verwandeln. Diese plötzliche Veränderung dürfte Ihnen ein Räthsel scheinen? Wissen Sie also, daß einige kleine Brochüren (sie werden Ihnen nicht unbekannt seyn; denn sie haben das Glück gehabt, Preisschriften zu werden) unsern Weltweisen die Augen geöffnet. Sie haben das Sectirerjoch endlich abgeschüttelt; sie sind Eklektiker geworden, schwören zu keiner Fahne, auch nicht einmal zur Fahne der Vernunft. Justi, der vor einigen Jahren wider die Monaden zu Felde zog, hatte das Glück, der damals obsiegenden Wolfischen Philosophie den ersten Stoß beizubringen. Allein er wußte sich in sein Glück zu finden. Zufrieden, daß er gekrönt vom Kampfplatze zurückkam, zeigt er sich jetzt von einer ganz andern Seite, und ist aus einem mittelmäßigen Metaphysikus vielleicht ein vortrefflicher Cameralist geworden. Reinhard aber, der die beste Welt besiegte, scheint vor Freuden ganz außer sich zu seyn. Die Ehre, die ihm vielleicht nur deswegen widerfahren, weil er unter den schlechten Schriften die beste einschickte, scheint ihm ein göttlicher Beruf zu seyn, seinen Eifer zu verdoppeln. Baumgarten sieht es und lacht, unsere kleineren Geister zittern. Der einzige Prémontval thut ihm noch einigen Widerstand. Nunmehr glaubt Hr. Reinhard, in den Stücken, in welchen ihm auch dieser Recht giebt, ganz gewiß Recht zu haben.

Das Abenteuerlichste ist, daß alle Einwürfe, die von diesen Herren wider die Wolfische Philosophie vorgebracht werden, nichts weniger als neu sind. Lange, Buddäus und ihre Anhänger haben eben dieselbe, und noch mehrere, weit gründlicher vorgetragen. Jene wurden ausgepfiffen, und ihre heutigen Ausschreiber machen Aufsehen. Werden Sie mir nun bald einräumen, daß die Wahrheit die Sache des Publikums gar nicht sei? Sein Beifall ist Leichtgläubigkeit, und sein Tadel Eigensinn.

Man trägt sich heutiges Tages mit der Grille, alle Wis-
haften leicht, und ad captum, wie man es zu nennen be-
, vorzutragen. Dadurch glaubt man die Wahrheit unter
Menschen auszubreiten, und sie wenigstens nach allen Aus-
ungen auszudehnen, wenn man ihren innern Werth nicht
ehren kann. Vielleicht sind die Wolfianer nicht wenig an
n Vorurtheile schuld gewesen. Mich dünkt aber, es sei
s so schädlich, als eben dieser königliche Weg zu den Wis-
haften, den man hat finden wollen. Wolf hat die Geo-
ie leichter vorgetragen als Euklides, und ich wünschte,
ich die Geometrie nie aus dem Wolf gelernt hätte. Eben
be große Weltweise hat seine Lehrsätze und Beweise des
ts der Natur zum bequemen Gebrauche ins Kurze zusam-
zogen, und hat sie verstümmelt. Einige seiner Anhänger
t die tiefsinnigsten Wahrheiten aus seiner Philosophie leicht,
h, und so Gott will, auch schön abgehandelt. Was war
die Wirkung davon? Man hat in allen artigen Gesellschaf-
von Monaden, vom Satze des zureichenden Grundes, des
zuunterscheidenden u. s. w. gesprochen. Es waren Mode-
, die man aus Galanterie kennen mußte Man trug
rheiten im Munde, davon weder Geist noch Herz durch-
gen war. Um die Beweise der angenommenen Sätze be-
nert man sich wenig, weil man überzeugt seyn wollte;
weniger aber dachte man an die Schwierigkeiten, die durch
beliebte System gehoben oder die mit demselben verbunden
Die Wahrheit selbst ward durch die Art, wie man sie
hm, zum Vorurtheile. Lieber mag sie mit der größten Hef-
t angefeindet werden, ehe sie sich unter der Gestalt eines
rtheils einen kalten Beifall erschleichen soll!

Sie mögen meinen Geschmack immer seltsam schelten. Mich
ügen die unruhigen Begebenheiten in der Gelehrtengeschichte
so sehr, als in der weltlichen. Und sie sind wirklich der
ahme der Wissenschaften so vortheilhaft, als dem Flor der
ten. Beide müssen durch Widerwärtigkeiten in Bewegung
werden, sonst gerathen ihre Säfte in eine tödtliche Fäul-
beide müssen in ihrem Fortgange einen gewissen Punkt
überschreiten, sonst verlieren sie an innerlicher Stärke, je
sie ihre äußere Gränzen erweitern.

21ster Brief.

Noch ein Wort von der Revolution in der Weltweisheit! Baumgarten hat in der Vorrede zur 3ten Auflage seiner Metaphysik eine Stelle, die mir merkwürdig geschienen. Sie enthält gründliche Betrachtungen über den jetzigen Zustand der Weltweisheit, und, mit einiger Veränderung, zugleich die Ursachen, warum auf den Flor einer jeden Wissenschaft überhaupt gemeiniglich ihr naher Fall zu folgen pflegt. Vielleicht ist Ihnen diese neue Auflage noch nicht zu Gesichte gekommen. Sie ist zu einer Zeit *) erschienen, da Sie dem wundervollsten Feldzug beigewohnt, der vielleicht je ist gethan worden; zu einer Zeit, da Sie und der bei Olmitz verunglückte Jacobi gezeigt, wie leicht, wie anständig es Weltweisen sei, unter der Anführung eines Weltweisen den größten Gefahren zu trotzen. Unser vortrefflicher Baumgarten, der, wie Sie wissen, bloß für die Wahrheit zu leben wünscht, hatte damals einige Zwischentage, an welchen ihm seine tödtliche Krankheit Ruhe ließ; und er wendete sie an, seine Metaphysik verbessert herauszugeben. Von den Verbesserungen ein ander Mal; jetzt will ich Ihnen die Stelle aus der Vorrede hersetzen, die mich aufmerksam gemacht hat.

Er redet von dem Schicksale der Philosophie zu unserer Zeit, und ruft mit einer philosophischen Verwunderung aus: „Wie schnell drehet sich das Rad der menschlichen Dinge! Wie „plötzlich wechseln die Veränderungen mit einander ab! Ich habe „das vierzigste Jahr noch nicht erreicht, und in dieser Zeit erfahren, daß die sogenannte Leibnitz-Wolfische Philosophie anfangs mit Waffen bestritten wurde, die man beynahe für heilig „und unversehrlich ausschrie. Viele hielten sie für verloren, und „unvermögend sich zu vertheidigen. Nicht lange hernach schien „sie zu triumphiren. Jetzo wird sie mit eben denselben Gründen „wieder bestritten, die aber nur deswegen vielen so stark scheinen, „weil sie von einigen für neu gehalten werden. Als ich den „letzten antiwolfianischen Lectionen beywohnte, die zu Halle gehalten wurden, konnten sich viele kaum des Lachens enthalten, „so oft der gute Alte wider die Allgemeinheit der Lehre vom

*) Im Jahr 1757.

„zureichenden Grunde, und wider die einfachen Dinge disputirte.
„So unerheblich schien alles, was er vorbrachte. Und siehe!
„dasselbe Gericht wird wieder aufgewärmet, und zwar von solchen,
„die vor einigen Jahren diese Philosophie mit beyden Händen
„angenommen".

„Wer aber die Natur des Menschen kennt", fährt unser Weltweise fort, „wird sich hierüber nicht verwundern. Sätze, „die wir aus einer vorgefaßten Meinung angenommen, sie mögen „noch so wahr seyn, müssen über kurz oder lang, wenn es uns „einmal ein Ernst wird, die Wahrheit zu untersuchen, wieder „vorgenommen werden, da sie alsdenn leicht verdächtig, oder „wohl gar zweifelhaft scheinen können. Sind wir nun bey die„ser Untersuchung eilfertiger, als wir seyn sollten; so werden sich „uns die Gegengründe durch ihre Neuheit empfehlen. Die Hof„nung uns durch sonderbare Meinungen hervor zu thun, kömmt „hinzu, und reißt unsern schwankenden Beyfall völlig auf die „entgegen gesetzte Seite. Wenn ich dieses bedenke, so freue ich mich mit meinem Schicksale, daß ich anfänglich unter den Widersachern dieser Philosophie erzogen worden, und die Gegenründe fast eher eingesehen habe, als die Lehren, die in derelben vorgetragen werden; denn dieses hat verursachet, daß ich st nach sorgfältiger und genauer Untersuchung verschiedenes, ja hr vieles aus dieser Philosophie angenommen. — — Ich habe t den Nutzen davon, daß ich nicht mehr zu wanken, und so meine Neigung zu ändern nöthig habe, so gern ich es auch te, wenn ich von der Gewalt der Wahrheit dazu getrieben rde. Nun zweifele wer da will, an den ersten Quellen der kenntnis, die man als eine eigenthümliche Lehre der Leibnitzi- Philosophie betrachtet; es zweifele wer da will, an den n Quellen des Daseyns, die in derselben gelehrt werden, den Monaden, oder einfachen Dingen. Ich habe sowohl als diese einst geleugnet, und denn in Zweifel gezogen; h habe ich nachgedacht, und sie wahr befunden". So nser Weltweiser.

Ich weiß nicht, ob Ihnen hierbei der Befehl einfällt, der em Herrn P. M. ist ertheilt worden, nicht immer über olf, sondern über den Locke zu lesen. Die Wolfianer meines Erachtens bei dieser Veranstaltung gewinnen. gen Leute würden Schwierigkeiten, unauflösliche Schwie- finden; die eingeschränkten Köpfe unter ihnen würden

dadurch abgeschreckt, und die Genies vielmehr angetrieben werden weiter zu gehen. Jene würden durch ihre Mittelmäßigkeit die Wissenschaft nicht sehr mißhandeln, und diese den Überfluß recht genießen, nachdem sie vorher den Mangel recht empfunden.

Freuen Sie sich! Uns ist das Schicksal in diesem Stücke so günstig gewesen, als Baumgarten. Erinnern Sie sich noch, was für ein Buch von Widerlegungen wir fertig hatten, als wir den Wolf das erste Mal durchliefen? Wir waren kaum in der zweiten Hälfte, so fingen wir schon an zu zweifeln. Wir gingen ihn noch einmal durch, und unser Buch ward den Flammen übergeben.

22ster Brief.

Freilich ist es eine Miturſache von dem Verfalle der Metaphysik, daß viele Anhänger des großen Wolf bloße Metaphysiker von Profession seyn wollen. Sie haben einen kleinen Schatz von allgemeinen Wahrheiten. Diese ordnen sie nach Belieben; bringen sie bald so, bald anders in Capitel; erklären, schließen und beweisen vielleicht richtig nach der Methode. Man findet aber bei ihnen keine weite Aussichten in andere Wissenschaften, keine fruchtbaren Anschläge, ihre Münze in der gelehrten Republik durchgehends gäng und gebe zu machen. Sie graben in reichen Minen, und lassen die Schätze da liegen, wo sie sie gefunden haben.

Auch darin stimme ich Ihnen bei: der Mißbrauch der mathematischen Begriffe hält Viele ab, die philosophischen Gründe anzunehmen, die ihnen zu widersprechen scheinen. Jordanus Brunus hat schon bemerkt, die wirkliche Theilbarkeit des Stätigen in unendlich kleine Theile sei eine fruchtbare Quelle von Irrthümern in der Naturlehre und Weltweisheit. Diese unendliche Theilbarkeit ist ein mathematischer Begriff. Die Mathematiker haben Mühe, ihre Punkte, Linien, Flächen und stätige Körper zu vergessen. Sie sind in ihrer Wissenschaft von fruchtbaren Folgen; daher wollen sie sie als lauter wirkliche Dinge in die Naturlehre und Metaphysik hinübertragen, und entrüsten sich, wenn man ihnen hier das Bürgerrecht versagt. Zu unserer

eit sind neue Idole hinzugekommen. Die Analisten haben neue rfindungsmittel erdacht, die in ihrer Wissenschaft, der Wahrit unbeschadet, angenommen werden können und von herrlem Nutzen sind. Sie haben unendliche Größen, unendlichmal nendliche Größen; sie haben ein Verhältniß von nichts zu eir endlichen, von einer endlichen zu einer unendlichen Größe, nd sogar ein Verhältniß von nichts zu nichts. Alle diese beueme Erfindungsmittel in der höhern Mathematik hat man in r Natur gesucht, wo sie nicht anzutreffen sind, und in die Weltweisheit einführen wollen, wo sie zu den abenteuerlichsten olgerungen Anlaß geben.

Diesen Fehltritt hat man oft begangen. Man hat Beiffe realisirt, die in jener Wissenschaft als bequeme Voraussetzungen eingeführt worden sind. Leibnitz nannte sie notiones lerabiliter veras. Sie kommen mit der Wahrheit nicht völg überein; sie können aber in gewisser Absicht an ihre Stelle ſetzt werden, wenn das Falsche, das sie mit sich führen, in nsehung dieser Absicht keine Veränderung macht. Sie sind so nur zu dulden, so lange sie in ihren Gränzen bleiben; aur denselben aber müssen sie sich nie in das Gefolge der Wahriten einschleichen, um Unordnungen anzurichten.

Wenn ich die Aufgabe zu beantworten hätte, wie die prache zu Vorurtheilen Anlaß geben kann, so würde ich die meine Sprache vielleicht nicht so viel beschuldigen, als die prache der Gelehrten. Wie ist man z. B. auf die Thorheit fallen, die Natur zu vergöttern? Die Gelehrten haben berkt, daß die Quelle der Veränderungen in der sichtbaren elt einer Substanz ähnlich sei: denn sie hat das Fortdauernde wohl, als die Abwechselungen, die eine Substanz ausmachen. ie gaben dieser neuen Substanz einen besondern Namen, nnten sie Natur, und schrieben ihr in besondern Fällen alle irkungen der erschaffenen Kräfte zu. Die Erfindung hat ihr vielfältigen Nutzen. Allein man vergaß, daß es nur eine findung sei; man bildete sich unter dem Worte Natur ich ß nicht was für einen Götzen ein, und setzte ihn endlich auf n Thron der Gottheit.

Zu wie viel seltsamen Folgerungen hat nicht der Begriff m Stande der Natur Anlaß gegeben, nachdem man ihn sich s einen wirklichen Zustand eingebildet, darin die Menschen einst

gelebt? Und dennoch ist er nichts anders als eine bequeme Erdichtung der Sittenlehre, um die erworbenen Rechtsame, die zugezogenen Pflichten und Obliegenheiten von den ursprünglichen zu trennen. Der Name hat verführt, man hat den abstracten Begriff für etwas wirkliches gehalten.

Ohne so weit zu gehen, bedenken Sie nur, wie nützlich es in dem gesellschaftlichen Leben der Menschen gewesen, gewisse seltne Metalle zu allgemeinen Zeichen aller Güter und Habseligkeiten einzusetzen, und ihnen einen erdichteten Werth beizulegen. Wohnt ihnen aber kein Exempel bei, daß man diesen erdichteten Werth für wirklich, die Zeichen für die Güter, und durch einen seltsamen Sprung für die Glückseligkeit selbst genommen hat?

X. Den 8 März 1759.

23ster Brief.

Die unumstößliche Evidenz in der Mathematik beweist nichts für die allgemeine Wahrheit ihrer Grundsätze. Sie sind unläugbar, aber nur nach einer gewissen Voraussetzung, die bloß in dem Bezirke der mathematischen Wissenschaften so viel gilt als die strengste Wahrheit. Unser Verstand ist zu eingeschränkt, von allen Eigenschaften der Körper zugleich ohne Verwirrung zu philosophiren. Man hat sie also in der Einbildung trennen müssen, ob sie gleich in der Natur nie getrennt sind. Die Ausdehnung ist eine Eigenschaft des Körpers, in welcher wir die mehresten Merkmale deutlich unterscheiden können. Der Punkt, die Linie, die Fläche, die Ausmessungen nach der Länge, Dicke und Breite, das Verhältniß, die Gleichheit, die Ähnlichkeit u. s. w. — sind lauter Bestimmungen der Ausdehnung, die wir deutlich genug wahrnehmen können, wenn wir uns die Ausdehnung im abstracten Begriffe als eine Substanz vorstellen wollen. Diese deutlichen Merkmale geben Gelegenheit zu den allereinfachsten Grundsätzen; und hierauf beruht die große Evidenz der mathematischen Wissenschaften.

Die Mechaniker haben den Körper von einer andern Seite betrachtet. Sie haben die Beweglichkeit von seinen übrigen Eigenschaften getrennt, und sogar die Ausdehnung bei Seite gesetzt. Man weiß, daß sie öfters den Körper ansehen, als wäre er in einen einzigen Punkt concentrirt. Da sich die Bewegung durch Linien ausmessen läßt, so haben sie sich der Grundsätze der Mathematiker bedienen können; daher geben sie in Ansehung der Evidenz den mathematischen Wissenschaften nichts nach.

In der Ontologie sondert man auch die Zusammensetzung von den übrigen Eigenschaften des Körpers ab; man formirt Grundsätze, und beweist nach der Länge, was einem zusammengesetzten Wesen zukommen müsse. Allein die Merkmale der Zusammensetzung sind so deutlich, so einleuchtend nicht, als die Merkmale der Ausdehnung; daher fehlt der Lehre von der Zusammensetzung (componibilitas) die augenscheinliche Überzeugung, daran sich die Mathematik unterscheidet.

Will man aber von dem Körper überhaupt philosophiren, so müssen die Wahrheiten mit einander verglichen werden, die man von seinen Eigenschaften einzeln herausgebracht. Der Mechanikus muß die Ausdehnung, und der Meßkünstler sowohl die Beweglichkeit als das Wesen der Zusammensetzung nicht in Zweifel ziehen wollen; d. h. er muß seine Absonderungen nicht realisiren, er muß nicht mehr darauf dringen, daß eine stätige Ausdehnung nach der Länge, Breite und Dicke in der Natur vorhanden sei.

Die Ausdehnung nach der Länge, Breite und Dicke bringt mich auf eine Erklärung vom mathematischen Körper, die ich vor einiger Zeit in einem arabischen Weltweisen gelesen. Ich werde sie Ihnen hierher setzen, weil ich sie leicht vergessen könnte. Sie wissen, daß die gemeine Erklärung nicht recht deutlich ist. Hören Sie nun, wie sich mein Araber ausdrückt. Es ist Abu Chamed in seinen „Lehrmeinungen der Weltweisen". „Eine Ausdehnung", sagt er, „innerhalb welcher man „aus einem einzigen Punkte drei Linien ziehen kann, die wechselsweise auf einander senkrecht stehen, wird ein Körper, die „Linien aber Länge, Breite und Dicke genannt". Was dünkt Ihnen von dieser Erklärung? Sie setzt nichts als Punkte, Linien und rechte Winkel voraus, die man alle nach mathematischen Begriffen, unabhängig von der Definition des Körpers,

erklären kann. Macht Sie dieſe Erklärung nicht bald begierig meinen alten Araber näher kennen zu lernen?

24ſter Brief.

Nichts von dem Araber! unſere neueren Weltweiſen müſſen vorangehen, denn unſere Zeiten ſind älter. Sie werden nunmehr Reinhard's Examen de l'Optimisme vermuthlich durchgeleſen haben. Geſtehen Sie mir, ſo wenig Wolfianer Sie auch ſeyn mögen, ſind nicht ſeine ſtärkſten Einwürfe, auf die er ſich am meiſten zu gute thut, fehlerhafte Verſetzungen der Begriffe aus der Mathematik in die Philoſophie? Ja er hat ſich nicht einmal die Mühe gegeben, in die Tiefen der Algebra einzudringen. Die Regeln der gemeinen Rechenkunſt haben ihm Gründe an die Hand gegeben, verſchiedene von Leibnitzens Sätzen über den Haufen zu werfen; zu beweiſen, daß in Anſehung einer einzigen Vollkommenheit zwei oder mehrere völlig gleichgültige Ausnahmen ſtatt fänden, daß in dieſem Falle der Zuſtand einer völligen Gleichgültigkeit vorhanden ſei, den Leibnitz für unmöglich hielt; und daraus den Schluß zu ziehen, daß der Wille eines vernünftigen Weſens nicht allezeit durch die Regel der Vollkommenheit allein gelenkt werden könne. Laſſen Sie ſich die Buchſtaben A und B nicht irre machen, die bisweilen in ſeiner Abhandlung vorkommen. Es iſt nichts als gemeine Arithmetik. Er ſchließt ungefähr folgendergeſtalt *): „Man nenne die Hauptregel der Vollkommenheit A, eine ihr „untergeordnete Regel a; den Mangel, welcher entſteht, wenn „die Ausnahme von der Regel A geſchieht, B; ſo wie den von „Seiten der untergeordneten Regel a entſtehenden b. Nun verhalte ſich die Quantität der Vollkommenheit in A zu der in „a = 3 : 1; der Mangel B in Anſehung der Regel A = 1 : 9; „der Mangel b in Anſehung der Regel a = 1 : 3". In dieſem Falle, ſagt Hr. Reinhard, iſt es völlig einerlei, wen

*) S. 27.

welcher Seite die Ausnahme geschieht. Sie mag von der allgemeinen oder von der untergeordneten Regel gemacht werden, so beträgt der Mangel in beiden Fällen nicht mehr und nicht weniger als $^1/_0$.

Diesen Satz macht er in der Folge allgemein, und drückt ihn folgendergestalt aus: „wenn ein vernünftiges Wesen durch „den Streit verschiedener Regeln der Vollkommenheit genöthigt „wird, eine Ausnahme zu machen, und es findet, daß allezeit, „die Ausnahme mag geschehen von welcher Seite man will, „nicht mehr und nicht weniger Vollkommenheit gewonnen und „verloren wird; so ist das vernünftige Wesen alsdann in dem „Zustande der völligen Gleichgültigkeit zwischen den verschiedenen „möglichen Ausnahmen". Hierdurch wird das ganze Leibnitzische Lehrgebäude niedergerissen.

Wenn wir solche handgreifliche Fehler in den Lehren eines großen Mannes zu finden glauben, so sollten wir billig einiges Mißtrauen in unser Urtheil setzen. Gemeiniglich pflegt alsdann der Irrthum auf unserer Seite zu seyn. Sie werden bald sehen, daß sich Hr. Reinhard in diesem Falle befunden.

Wenn man eine Größe ausmessen will, so muß man ein bestimmtes Maaß annehmen, mit welchem entweder das Ganze oder verschiedene Theile desselben gleich groß sind. Dieses gilt sowohl von der intensiven als von der extensiven Quantität. Wenn die Einheit, oder das Maaß, das ich annehme, mit der auszumessenden Größe weder im Ganzen noch in den Theilen übereinkommt, so fällt die Möglichkeit des Ausmessens weg. Dieses wird Hr. Reinhard eingestehen.

Nun behaupten die Leibnizianer, und man hat sie hierin noch nie widerlegt, zwei vollkommen gleiche Größen fänden nur alsdann statt, wenn man mit den Mathematikern die Qualität bei Seite setzt, und von der Quantität im abgesonderten Begriffe redet. In der Natur, wo sich die Quantität allezeit auf die Realität bezieht, beweisen sie, daß zwei vollkommen gleiche Größen eben so wenig vorhanden seyn können, als zwei vollkommen ähnliche oder übereinkommende Dinge (congruentia). Reinhard läugnet zwar den Satz des Nichtzuunterscheidenden. Warum hat er aber die Beweise nicht entkräftet, die Wolf und Baumgarten davon gegeben? Er muß sie nicht gelesen haben, wenn er glaubt, die ganze Kraft ihres Beweises beruhe nur darauf, daß der Schöpfer keinen zureichenden Grund gehabt hätte, eines

von den ähnlichen Dingen hier-, das andere dorthin zu ſetzen. Dieſes iſt das ſchwächſte unter ihren Beweisthümern.

Die Leibnizianer ſind alſo berechtigt, ſich eines Satzes, den ihr Gegner nicht widerlegt hat, zu ihrer Vertheidigung zu bedienen. Nimmt man nun den Satz des Nichtzuunterſcheidenden in der allgemeinſten Bedeutung, ſo kann man in dem ſtrengſten philoſophiſchen Sinne niemals ſagen, dieſe Ausdehnung, dieſer Grad verhalte ſich zu einem andern, wie 1 : 3. Denn dieſes ſetzt zum voraus, daß ein Theil der größern Quantität der kleinern völlig gleich ſei. Man kann nicht ſagen, zwei Summen von Realitäten wären ſich einander völlig gleich, weil die eine durch die Menge dasjenige ganz genau erſetzt, was ihr am innern Werthe fehlt. Man kann eben ſo wenig ſagen, zwei verſchiedene Ausnahmen könnten einen gleich großen Mangel verurſachen. Wenn ein Ding dem andern gleich groß, oder vollkommen ähnlich ſeyn ſoll, ſo muß es eben daſſelbe Ding ſeyn. — Nunmehr laufen Sie des Hrn. Reinhard Abhandlung noch einmal durch, wenn Sie Geduld übrig haben, und ſagen Sie mir, ob ein einziger von ſeinen Einwürfen Stich hält? Was kann er ausrichten, wenn er ſolchen Gegnern arithmetiſche Gründe vorlegt, ohne zu beweiſen, daß ſie in der Metaphyſik angewendet werden können?

25ſter Brief.

Ich muß einem Einwurfe zuvorkommen, den Sie mir vielleicht machen könnten. Wenn kein genaues Verhältniß zwiſchen den Graden ſtatt findet, dürften Sie einwenden: wie haben denn einige Weltweiſe eine Mathesin intensorum gewünſcht, und Baumgarten ſogar die erſten Linien dazu entworfen? Doch Sie können mir dieſen Einwurf nicht machen. Das richtige Verhältniß findet ſowohl in der Meßkunſt der Grade, als in der Meßkunſt der Ausdehnung ſtatt, wenn man die Quantität im abgeſonderten Begriffe betrachtet, und die Qualität bei Seite ſetzt. Daraus aber rückgängig zu ſchließen, daß es auch im concreten Begriffe eine völlige Gleichheit oder ein genaues

niß geben müsse, heißt, am gelindesten davon zu reden, ehlicher Sprung.

er Herr von Leibnitz hat zwar die völlige Gleichheit , so viel ich mich erinnere, mit ausdrücklichen Worten et, und dürfte Einigen scheinen, den Satz des Nichtzu- eidenden bloß auf die völlige Ähnlichkeit eingeschränkt zu Allein Baumgarten hat unumstößlich dargethan, daß e beiden Sätze nicht trennen lassen. Er beweist *), daß wei unähnliche Dinge völlig gleich, noch zwei ungleiche vollkommen ähnlich gedacht werden können.

rucker **) führt einige Stellen aus Jordani Bruni m an, in welchen dieser Weltweise mit ausdrücklichen behauptet, es gebe weder zwei völlig gleiche, noch zwei ähnliche Dinge in der Natur. Es ist dieses keine von den , in welche man hineinlegt, was man nicht darinnen Wenn Brucker anders recht anführt, so kann man sich eutlicher ausdrücken, als Brunus sich hierüber ausge- hat. Mich dünkt, Leibnitz müßte Brunus Schriften nicht ig gelesen haben, als Einige glauben. Er würde sonst nicht vergessen haben, den Satz des Nichtzuunterscheiden- ch auf die völlige Gleichheit auszudehnen. Mit seinem Syſtem stimmt die Allgemeinheit dieses Satzes vortreff- erein.

Die Stoiker sollen schon, wie abermals Brucker bemerkt, atz des Nichtzuunterscheidenden gelehrt haben. Er glaubt aus folgender Stelle des Cicero zu beweisen: dicis, ni- e idem, quod sit aliud. Stoicum est quidem, nec lum credibile, nullum esse pilum omnibus rebus talem, est alius, nullum granum. Allein, mit dieses großen ten Erlaubniß, aus dieser Stelle läßt sich nur beweisen, e Stoiker die völlige Congruenz zweier Dinge geläugnet. esse idem, quod sit aliud, sagt der römische Philoſoph. der geläugneten Congruenz aber bis auf den Satz des uunterscheidenden des Leibnitz war noch ein ziemlicher Schritt n.

Metaph. §. 272. 273.

Hist. crit. phil. Period. III. p. 2. lib. 1. S. 404.

Eine andere Stelle im Cicero hat mich aufmerkſamer gemacht. Eine von ſeinen unterredenden Perſonen widerlegt die Meinung des Democritus, welcher unendlich viele Welten geglaubt, darunter ſich viele völlig gleich und ähnlich ſind; ea non assentior, ſagt der Römer, propter id quod dilucide docetur a politioribus physicis, singularum rerum singulas proprietates esse *). Dieſer Satz der feinern Naturkündiger, wie ſie Cicero nennt, ſcheint weiter zu gehen als auf die bloße Congruenz. Ein jedes einzelne Ding, ſagten ſie, hat ſeine einzelne Eigenſchaften; mit andern Worten: nichts kommt einem Dinge völlig auf eben die Weiſe zu, wie es einem andern Dinge zukommt. Iſt dieſes nicht der Satz des Nichtzuunterſcheidenden in der weiteſten Bedeutung, die man ihm geben kann, und die ihm noch von keinem Neuern gegeben worden? Denn daß zwei wirkliche Dinge nicht eine einzige Beſtimmung völlig gemein haben können, hat noch keiner von den Neuern behauptet, ob es ſich gleich aus ihrem Syſtem beweiſen läßt, und überhaupt ein fruchtbarer Begriff zu ſeyn ſcheint.

XI. Den 15 März 1759.

26ſter Brief.

Hier ſind zwei Abhandlungen von den Saamenthierchen, die ein Freund der Leeuwenhoekiſchen Entdeckungen, wie Sie, nicht ungeleſen laſſen wird. Die erſte iſt im Jahr 1756 zu Nürnberg gedruckt, und führt den Titel **) —. Jedoch der völlige Titel würde eine ganze Seite einnehmen. Sie enthält phyſikaliſche Beobachtungen der Saamenthierchen in einem Sendſchreiben von M. F. L. Die zweite iſt von eben demſelben Verfaſſer im Jahr 1758 zum Vorſchein gekommen, und dieſes Mal hat es ihm beliebt, ſich zu nennen. Er heißt Martin

*) Acad. Quaest. lib. IV. c. 18.

**) „Philoſophiſche Beobachtungen derer Saamenthiergens".
Der Herausg.

enius Ledermüller, und ist Notarius und Procurator zu
nberg. Man findet darin einen Versuch zu einer Rettung
Saamenthierchen, eine kurze Beschreibung der Leeuwenhoeki-
Mikroskope, und einen Entwurf zu einer Geschichte des
menmikroskops. Sie werden über die Unannehmlichkeit des
trags desto leichter hinwegsehen, da man in dergleichen Ab-
lungen mehr auf die Sache als auf den Vortrag zu sehen
hnt ist. Durch die Erfindung und Verbesserung der opti-
Werkzeuge hat man in den neuern Zeiten der geheimniß-
n Natur so manches Geständniß abgezwungen. Von der
Seite hat man durch vortreffliche Ferngläser die entlegen-
Weltkörper gleichsam heruntergezogen, und die Schöpfung
Großen bewundern gelernt; von der andern Seite ist es uns
gen, die allerkleinsten Räume durch die Kunst zu vergrö-
, und neue Welten im Unendlich-Kleinen zu entdecken. Da
nmöglich war, den Bezirk unserer sinnlichen Empfindungen
rweitern, so hat man die Gegenstände in die Gränzen der
ne hineingetragen, welche die Natur weit über dieselbe hin-
gesetzt hatte. Was von den Alten durch den kühnsten
des Genies nur gemuthmaßt werden konnte, was ihre ein-
ränkten Köpfe niemals eingestehen wollten: daß nämlich die
r im Allerkleinsten so wie im Allergrößten voller Ordnung,
kommenheit und Organisation sei; das haben die Neuern
Sinnen gleichsam unmittelbar dargestellt. Wer nunmehr
elt, der braucht nur die Augen aufzuthun; und wer hart-
g seyn will, muß weder dem Verstande noch den Sinnen
n.

Die scharfsichtigen Weltweisen unter den Alten hatten die
t und unorganische Materie schon längst aus der Natur ver-
t. Wenn man die Herrlichkeit der Schöpfung zwischen den
tzen unserer Empfindungen einzäunen will, so muß man albern
g seyn, die Allmacht mit dem Maaßstabe unserer Sinne aus-
n zu wollen. Plato und Hippokrates haben sogar schon
den Saamenthierchen geredet. Allein sie haben sie nur
sam geweissagt. In dem vorigen Jahrhunderte sind sie
Ludw. von Hammen durch die Vergrößerungsgläser
kt, von Leeuwenhoek, Hartsoeker und Andern sorgfäl-
obachtet, mit allen Umständen beschrieben, und beinahe au-
weifel gesetzt worden. Sie fanden zwar immer noch eini-
Widerspruch; allein die Einwürfe, die dawider gemacht

tungen nichts als zähe Fäden, die sich den Kügelchen
indem sich diese von der klebrigen Materie losreißen,
cher sie hervorkommen. Diese Faden, sagt er, hat L
für Schwänze der Thiere gehalten, die sie lebhaft hir
bewegen. Sie sind aber nichts als angehängte Theil
leblosen Kügelchen in ihren maschinenmäßigen Bewegu
Zeit lang folgen. Nach und nach werden sie dünner,
lich schwimmen die Kügelchen frei herum, und die F
schwinden. Das seltsame System, das Hr. Buffon
und andere Beobachtungen gründet, ist bekannt, un
die gemeine Anmerkung, daß es schwerer sei, zu baue
derzureißen.

Man setzte zwar gleich Anfangs einiges Mißtra
Buffon'schen Beobachtungen. Es schien fast unglau
alle die großen Naturforscher, die den Saamenthierche
liche Bewegung und angewachsene Schwänze zuschrei
recht gesehen haben sollten. Man widersprach dem fr
Naturkundigen vielfältig; und Needham selbst, auf
so oft beruft, schien mit seinen Behauptungen nicht v
den zu seyn. Niemand aber hat, so viel ich weiß,
gezeigt, worin Hr. Buffon geirrt haben mag, als H
müller. Er beweist aus desselben eigenen Schriften,
weder des rechten Vergrößerungsglases bedient, noch d
stand gehörig beobachtet habe.

Buffon hat sich, in der Vignette vor dem 2ten
ner allgemeinen und besondern Naturgeschichte, vor ein

die Gegenſtände von oben herunter ſieht; und er giebt dieſem Inſtrument den Vorzug vor den einfachen und zuſammengeſetzten Mikroſkopen, in welchen man die Gegenſtände waagerecht und gegen das Licht erblickt. Mit einem ſolchen Glaſe, wie des Hrn. Buffon, hat auch Ledermüller nicht mehr als Buffon ſehen können. Er fand Kügelchen oder Körner, die herumſchwammen, und konnte keine Schwänze entdecken. Er bemerkte aber auch die Art von Bewegungen nicht, die Buffon ſeinen Kügelchen zuſchreibt. Er ſahe keine Faden, und keine Bemühung der Kügelchen, ſich von der äſtigen und klebrigen Materie loszureißen.

Er nahm ein Cuffiſches Gläschen, das im Durchmeſſer über 180 mal mehr vergrößerte, als das Buffon'ſche, und in die Röhre des Buffon'ſchen Inſtruments gar nicht geſchraubt werden konnte. Er bediente ſich eben deſſelben Inſtruments, das Hr. Buffon verwirft, in welchem man nämlich die Gegenſtände von der Seite und gegen das Licht erblickt. Er zeigt, wie er die Unbequemlichkeit verhütet, die der franzöſiſche Beobachter beſorgt hat; und jetzt ſah er die Saamenthierchen gar deutlich, zwar nicht ſo groß als die Leeuwenhoekiſchen, aber doch weit größer, als ſie Buffon vorgeſtellt hat. Sie hatten nicht nöthig, ſich erſt von der zähen Materie, wie Buffon vorgiebt, loszureißen; denn ſie waren ſchon völlig gebildet, und mit beweglichen Schwänzen verſehen, ſobald er den erſten Blick in das Glas richtete. Sie bewegten ſolche ſehr lebhaft nach allen Seiten, gleich den jungen Fröſchen, welche erſt aus dem Laich hervorgekrochen ſind. Ja er erkannte den Unterſchied der angehängten Faden von den angewachſenen Schwänzen gar deutlich; denn die letztern waren mit dem Körper gleich durchſichtig, und der Augenſchein zeigte ihm, daß ſie zu den Körperchen gehörten, und weder angeklebt noch angeheftet waren.

Zur Probe, ob man ein vollkommenes Mikroſkop beſitze, ſchlägt Hr. Ledermüller einige Subtilitäten vor, die er mit den ſeinigen geſehn und Andern gezeigt hat. Die erſte betrifft die Aale und Schlänglein im Buchbinderkleiſter und Eſſig. Er glaubt, Buffon würde ſie unter ſeinem Vergrößerungsglaſe bei weitem nicht ſo groß, als er ſie vorſtellt, erblicken, und das Experiment gar nicht anſtellen können, das Hr. Ledermüller wirklich gemacht hat. Denn er hat eines von dieſen kleinen Schlänglein

zerſchnitten, und durch ſein Vergrößerungsglas wahrgenommen, daß drei lebendige junge Schlänglein, und 12 Eierchen oder Embryonen herausgefallen ſind, die er aufrichtig und ohne alle Vergrößerung hat in Kupfer bringen laſſen. Er nennt auch die Freunde, denen er ſolche im Mikroſkop gezeigt.

Allein Hr. Buffon hat dieſes Experiment wohl gekannt. Er beſchreibt ſolches ſehr deutlich, hält aber die Schlänglein für keine wirkliche Thierchen, ſondern, wie die Saamenthierchen, bloß für organiſche Theile, die ſich vermöge ihrer Structur fortbewegen. In dem 2ten Theile ſeiner Naturgeſchichte am Ende des 9. Cap. lieſt man folgende Stelle: „Die Älchen, die ſich „im Kleiſter bilden, entſtehen ebenfalls aus der Vereinigung der „organiſchen Theilchen, von dem weſentlichen Theile des Korns. „Die erſten Älchen, die zum Vorſchein kommen, ſind gewiß „nicht von andern erzeugt, und gleichwohl erzeugen ſie andere „Älchen. Man kann ſehen, wie kleine Älchen, und in ſehr „großer Menge, aus ihnen herausgehen, wenn man ſie mit „der Spitze einer Lanzette zerſchneidet. Es ſcheint, als wäre des „Thieres Körper nur eine Scheide oder ein Sack, der eine „Menge anderer kleiner Thierchen enthält, welche vielleicht wieder „Scheiden von eben der Art ſind, in denen ſich nach dem „Maaße, daß ſie größer werden, die organiſche Materie zuſammenſetzt und die Aalgeſtalt annimmt".

Man ſieht alſo, daß Buffon die Älchen von der zweiten Linie wohl bemerkt habe. So groß und ſo deutlich muß er ſie aber nicht geſehen haben, als ſie Ledermüller abbildet; ſonſt hätte er ihnen unmöglich das thieriſche Leben abſprechen können. Die Schwierigkeit, woher die erſten Älchen, die zum Vorſcheine kommen, erzeugt worden, da es doch lebendiggebärende Thierchen ſind, iſt ſo leicht nicht zu beantworten. Sie iſt ſchon von einem Engländer erregt worden, welcher dergleichen lebendiggebärende Älchen im Sauerteige wahrgenommen *). Vielleicht ſind ſie Ovipara zugleich, und die Eierchen fallen aus der Luft in die gährende Materie; vielleicht auch können die Thierchen

*) S. die Philosophical Transactions S. 178. Nr. 13. Art. oder Hamb. Mag. 2ten Bandes 2tes Stück

ier Luft herumschweben, und sich da niederlassen, wo
ig finden. Doch dieses sind Muthmaßungen!

27ster Brief.

ld die Feuchtigkeit dick zu werden und zu vertrocknen
merkte Hr. Ledermüller diejenige Bewegung, welche
den Thierchen zuschreibt; denn die Thierchen bemüh-
von der klebrigen Materie loszukommen, an welche
Schwänze angehängt hatten. Er verdünnte die zähe
ieder mit etwas lauem Wasser; und seine Thierchen
sich wieder so lebhaft zu regen als vorhin.
nochte aber sein Sperma noch so warm halten, so
ihm dennoch die lebendigen Creaturen nicht länger
Stunden, mehr oder weniger. Nach der Zeit began-
bloſen Kügelchen Buffon's, mit ihren angehängten
Vorschein zu kommen. Sie waren aber von den
n Thierchen sowohl der Gestalt als der Bewegung
eicht zu unterscheiden. Gleichwohl sagt Hr. Buffon,
eine Beobachtungen nach 12 und 24 Stunden, ja
ganzen Tagen, immer noch angestellt. Was konnte
solchen Zeit mit den besten Gläsern anders sehen,
Körner und Kügelchen, die von der klebrigen und äsi-
rie sich losrissen, dergleichen man auch im Geblüte
t? Der Verf. führt aus den Ephemeridibus eine
ge Abbildung des äsigen Blutes an, die mit dem
n äsigen Saamen eine große Ähnlichkeit hat. Mich
m nicht mehr, daß Hr. Buffon seine Kügelchen auch
en Materie, die er den weiblichen Saamen nennt,
men hat.
wenhoek wäre also wider die stärksten Einwürfe
Buffon gerettet. Jedoch noch eine einzige Beschul-
ß von ihm abgelehnt werden. Dieser Naturforscher
Saamenthierchen gar zu groß gezeichnet. Sie zeigen
die besten englischen Gläser so groß nicht; und man
e, mit dem Hrn. Buffon wenigstens zu zweifeln,

ob Leeuwenhoek zu ſeinen Beobachtungen die beſten Gläſer gehabt habe.

Herr Ledermüller ſucht ſeinen Leeuwenhoek auch hierin zu rechtfertigen. In dem Sonnenmikroſkop, deſſen Buffon, man weiß nicht warum, gar nicht gedenkt, zeigen ſich die Thierchen in eben der Größe, wie ſie Leeuwenhoek vorſtellt; und obgleich das Sonnenmikroſkop gemeiniglich für eine ſpätere Erfindung gehalten wird, ſo ſcheint es doch unſerm Verf. gar nicht unmöglich, daß Leeuwenhoek eine Art von einem ſolchen Inſtrument beſeſſen, mit welchem er mehr geſehen, als Buffon mit den gemeinen Vergrößerungsgläſern hat ſehen können. Dieſer Vermuthung ſucht er in dem, der zweiten Abhandlung angehängten Verſuch einer Beſchreibung des Sonnenmikroſkops und deſſen Urſprungs wahrſcheinlich zu machen; allein mit allzu ſchwachen Gründen. Glauben Sie, daß folgender Schluß die Sache entſcheide? Hr. Cuff verfertigt die vortrefflichſten Sonnenmikroſkope in London; dieſer bekennt frei, er habe im Jahr 1740 vom Hrn. Dr. Lieberkühn das erſte zu Geſichte bekommen. Hr. Dr. Lieberkühn kam damals aus Holland nach England; alſo hat Lieberkühn das Sonnenmikroſkop aus Holland mitgebracht, und Leeuwenhoek, der ein Holländer war, muß eines beſeſſen haben. Soll man dieſes ſo geringen Grundes wegen die Erfindung des Sonnenmikroſkops um eine ſo merkliche Zeit zurückſetzen? Es iſt wahr, die Zauberlaterne iſt ſeit mehr als hundert Jahren bekannt, und das Sonnenmikroſkop iſt der Zauberlaterne ſo verwandt, daß man von dieſer auf jenes nur einen ſehr kleinen Schritt zu thun hatte; allein die Wahrheiten, zu welchen man den kleinſten Schritt zu thun hat, bleiben öfters am längſten unentdeckt.

28ſter Brief.

Die zweite Abhandlung des Hrn. Ledermüller enthält nichts merkwürdiges. Der Verf. erzählt, was ſeit Leeuwenhoeks Zeiten einer und der andere Schriftſteller von Saamenthierchen gehalten; bei welcher Gelegenheit ſo manche Wiederholung,

manches nichtsbedeutende Urtheil, einige schlechte Einwürfe, und vielleicht noch schlechtere Beantwortungen vorkommen. Die Gründe für und wider das Leben und die Fruchtbarkeit der Saamenthierchen sind von dem Herrn von Haller weit gründlicher auseinandergesetzt worden. Hr. Ledermüller scheint in seinem „Versuch zu einer Rechtfertigung der Saamenthierchen" nur die Stimmen sammeln zu wollen.

Eine einzige wichtige Stelle führt er dennoch an, die vielleicht mehr entscheidet, als alles, was jemals zum Behuf der Lehre von den Saamenthierchen ist gesagt worden. Ich meine das Schreiben des sel. Hrn. Lieberkühn an den Hrn. Professor Hamberger, das der Letztere in seiner Physiologie eingeschaltet hat. Je weniger Schriften die gelehrte Welt von einem Lieberkühn aufzuweisen hat, desto kostbarer muß den Liebhabern der Wahrheit jede Zeile seyn, die man von demselben aufbehalten; und gegenwärtiger Brief ist von der Beschaffenheit, daß man ex ungue leonem erkennt. Man sieht mit Verwunderung, wie viel ein Genie vermag, wenn es mit Geduld und Geschicklichkeit in den Handgriffen in einem Subject zusammenkommt.

Ich schweige von den vortrefflichen anatomischen und physiologischen Ideen, die dieser große Naturforscher in besagtem Schreiben äußert, und mit der Unachtsamkeit eines Mannes, der zu viel vermag, gleichsam verschwendet. Die Wissenschaften sind gedoppelt zu bedauern, wenn diese großen Anschläge mit ihm gestorben sind; wenn es ihm seit der Zeit, da er diesen Brief geschrieben, an Lust oder an Gelegenheit gefehlt hat, dieselben ins Werk zu richten.

(Der Beschluß folgt.)

XII. Den 22 März 1759.

Beſchluß des 28ſten Briefes.

Die Beobachtung der Saamenthierchen aber, die er in eben demſelben Sendſchreiben ſeinem vormaligen Lehrmeiſter mittheilt, kann ich bei dieſer Gelegenheit unmöglich übergehen. Sie ſind außerordentlich und entſcheidend genug, dem verjährten Streit der Weltweiſen wegen der Erzeugung der Thiere auf einmal ein Ende zu machen, wenn ſie von andern Naturforſchern beſtätigt werden ſollten. Man zweifelt, ob in dem Saamen Thierchen ſind, ob dieſe Thierchen zur Zeugung der Frucht unmittelbar dienen, oder nur eine Nebenverrichtung dabei haben, wie der Herr von Maupertuis in der Phyſik der Venus behauptet; und wenn die Thierchen unmittelbar zur Befruchtung dienen, ſo zweifelt man noch, ob die Frucht aus einem einzigen Thiere entſteht oder aus vielen zuſammengeſetzt wird? Wenn das richtig iſt, was Hr. Lieberkühn geſehen haben will, ſo iſt alles entſchieden. Er hat ein Saamenthierchen gleichſam auf der That ertappt, eben da es im Begriff war, ſich in die Frucht zu verwandeln.

Er bekam ein Eichen oder eine ſehr kleine menſchliche Frucht, die man mit dem weggehenden Blute in einer Theeſchale aufgefangen hatte. Nachdem er die feinen Fäſerchen, die wie die Placenta ausſahen, mit dem allerſubtilſten Zänglein einzeln ausgerauft, und ein dünnes Häutchen, das die Frucht umgab, durch die Kunſt geöffnet; entdeckte er ſtatt der Frucht, die er ſuchte, die Geſtalt eines ordentlichen Saamenthierchens mit zwei anhangenden Körperchen, welche er für die Herzkammern halten zu müſſen glaubte. Dieſe anhangenden Körperchen, ſagt Lieberkühn, habe er auch ſonſt an den Saamenthierchen wahrgenommen, obgleich nur mit den beſten Gläſern, in einer gewiſſen Lage, und mit Mühe und Aufmerkſamkeit. Hat es nun mit dieſer Ähnlichkeit der Frucht mit den Saamenthierchen ſeine Richtigkeit, ſo iſt gar nicht zu zweifeln, daß die Saamenthierchen die Grundbildung des Menſchen enthalten.

Es gelang unserm Naturforscher, sich von dieser Ähnlichkeit zu überzeugen. In einer trächtigen Hündinn fand er eine Frucht, die der vorhin angeführten menschlichen ähnlich war. Was aber dort wie das Schwänzchen eines Saamenthierchens aussah, hatte sich hier in den Rückgrat verwandelt. Die Wirbelbeine und die Seiten-Fortsätze waren durch ein mittelmäßiges Glas zu erkennen; die spitzigen Fortsätze aber waren noch nicht gebildet. An den mit Blut gefüllten Körperchen zeigte sich die Aorta. Was konnten sie selbst also anders seyn, als die Herzkammern? Hieraus schloß Lieberkühn nicht nur mit mehrerer Gewißheit, daß die Frucht wirklich aus einem Saamenthierchen entspringe; sondern er gerieth auf eine neue Wahrheit, daß nämlich das Schwänzchen des Saamenthierchens zum Rückgrat werde. Diesen Gedanken erinnere ich mich auch schon in Haller's Anmerkungen über die Boerhavischen Vorlesungen angetroffen zu haben. Allein Lieberkühn hat diese Hypothese fast in einen Erfahrungssatz verwandelt.

Er legte die Hypothese zum Grunde: „das Schwänzchen „des Saamenwürmleins wird zum Rückgrade des künftigen „Thiers". Aus dieser zog er Folgerungen, und verglich sie mit der Erfahrung; wenn Sie ihm anders glauben wollen, daß er erst geschlossen und hernach Erfahrungen angestellt habe. Wenigstens haben wir keinen Grund, seine Aufrichtigkeit hierin in Zweifel zu ziehen; und ich glaube, Hr. Lieberkühn habe wenig Muße gehabt, verlorne Versuche anzustellen. Er schloß also folgendergestalt: Die Fische müssen nach dieser Voraussetzung an ihren Saamenthierchen lange, aber schwer zu erkennende Schwänze haben; denn sie haben viele Wirbelbeine, aber ihre Knochen sind durchsichtig. — Die Frösche und die Schnecken müssen Saamenthierchen ohne Schwänze haben, denn sie haben keine Wirbelbeine. — An den Thierchen der Schildkröten muß etwas besonderes zu sehen seyn. Denn weil sie das Schild statt des Rückgrats haben, so müssen ihre Saamenthierchen hinten dick, unbeweglich, und mit keinen Schwänzen versehen seyn. Da sie aber vorn einen Hals mit einem kleinen Kopf haben, der beweglich ist, so müssen die Saamenthierchen derselben vorn so etwas wie ein Schwänzchen haben, sich damit bewegen, und also mit dem, was sonst das Köpfchen zu seyn pflegt, hinten nach-, mit dem Schwanze aber voranrücken; denn sonst müßte sich das Thier wirklich rückwärts bewegen.

Alle diese kühnen Vermuthungen trafen ein. Man liest mit so viel Erstaunen als Vergnügen, wie genau Lieberkühn die Erfahrung mit seinen vorher gemachten Schlüssen hat übereinstimmen sehen. Die Natur scheint sich gleichsam nach den Einfällen ihres Lieblings bequemt zu haben.

Ein jeder Liebhaber der Wahrheit muß diese Beobachtungen von einem geschickten Naturforscher wiederholt zu sehen wünschen. Wenn man sie bewährt fände, so würde es um manche gekünstelte Lehrgebäude von der Erzeugung gethan seyn, die bisher Aufsehen gemacht haben. Die „innerlichen Formen" des Buffon, die „plastischen Maschinchen", das „Mengsel vom männlichen und weiblichen Saamen", und tausend andere wohlausgesonnene Kunstwörter, die man für Lehrbegriffe gehalten hat, würden der einfältigen und ungekünstelten Wahrheit Platz machen müssen.

29ster Brief.

Sie finden den aus dem Cicero angeführten Satz zwar nicht ungereimt: singularum rerum singulas proprietates esse, oder wie ich ihn mit andern Worten ausgedrückt: nichts kommt einem Dinge völlig so zu, wie es einem andern Dinge zukommt. Sie möchten ihn aber nicht gern für die Langeweile annehmen. Die Erfahrung scheint für ihn die Gewähr zu leisten; allein Sie fordern Beweise, dadurch die Allgemeinheit eines Grundsatzes außer Zweifel gesetzt werden muß. Vielleicht kann ich Sie befriedigen! Ich muß mich aber vorerst erklären, wie ich diesen Satz verstehe. Man läugnet, wie mich dünkt, keinesweges, daß eben dieselbe beständige oder veränderliche Eigenschaft verschiedenen Dingen zukommen kann; man ist nicht in Abrede, daß der abgezogene Begriff des Geschlechts in allen darunter enthaltenen Arten, so wie der abgezogene Begriff einer Art in allen einzelnen Dingen anzutreffen sei, die sie in sich begreift. Man behauptet aber, daß dieser abgezogene Begriff des Geschlechts in verschiedenen Arten verschiedene Bestimmungen und Einschränkungen erhalte, dergestalt daß er einer Art nicht völlig so zukommen könne, wie einer andern; und dieses gilt auch von

Bestimmungen, welche die Art ausmachen, in Ansehung einzelnen Dinge: dergestalt, daß keine einzige Bestimmung rien Dingen auf eine völlig ähnliche Weise zukomme. Wenn cero die angeführten Worte nicht so verstanden, so hätte er sie ines Bedünkens doch so verstehen sollen.

Die Wahrheit dieser Behauptung zu beweisen, bediene ich ch des Baumgarten'schen Grundsatzes, daß „nichts in der eit ohne Folgen sei" *). So wenig ein Ding ohne zurei- nden Grund ist, daraus sich alles verständlich erklären läßt, s dem Dinge zukommt; eben so wenig ist etwas so un- chtbar, daraus nichts folgen, dadurch sich nichts sollte er- ren lassen. Ich setze diesen Grundsatz als bewiesen zum raus.

Nun sei a diejenige Bestimmung, die zwei Dingen, b d c, auf eine völlig ähnliche Weise zukommen soll. Sie rd also in b mit den übrigen Bestimmungen d, e, f u. s. w.; c aber mit den Bestimmungen g, h, i u. s. w. verbunden n. Die Verschiedenheit der übrigen Bestimmungen, mit wel- en die Bestimmung a in verschiedenen Vorwürfen, b und c, rbunden ist, kann in Ansehung dieses a selbst nicht ohne alle olgen seyn. Daher muß a in dem Vorwurfe b andere Ein- ränkungen und Abänderungen leiden als in dem Vorwurfe , und folglich beiden nicht völlig auf eben die Weise zukom- en. Aus dem angenommenen Satze also, daß etwas zwei ingen auf eine völlig ähnliche Weise zukommen könne, sind ir durch eine bündige Schlußfolge auf den entgegenstehenden atz gekommen, daß nämlich nichts einem Dinge so zukommen nne, wie es einem andern Dinge zukommt; und also wäre ein Satz erwiesen.

Damit Sie aber auch an der Fruchtbarkeit dieses Grund- tzes nicht zweifeln; so will ich Ihnen einige Folgerungen her- hen, die sich aus dem Satze des Nichtzuunterscheidenden, wie in den Schulen gelehrt wird, nicht ohne Umschweif beweisen ssen, aus diesem weit allgemeinern Grundsatze aber gleichsam n selbst fließen. Diese sind:

1) keine Eigenschaft kann mehr als einer einzigen Selbst- ändigkeit im höchsten Grade zukommen;

*) Nihil est sine rationato. Baumg. Metaph. §. 23.

2) einem zuſammengeſetzten Weſen kann nicht eine einzige Beſtimmung im höchſten Grade zugeſchrieben werden;

3) ein Weſen, dem eine einzige Eigenſchaft im höchſten Grade zukommt, muß auch alle übrige Eigenſchaften im höchſten Grade beſitzen, und folglich unveränderlich ſeyn;

4) es giebt ſo wenig vollkommen harte und elaſtiſche, als vollkommen dichte und lockere Körper in der Natur; denn auch die Eigenſchaften, die Phänomena ſind, können dem Körper nicht im höchſten Grade zukommen.

Alle dieſe wichtigen Sätze ergeben ſich von ſelbſt, wenn wir den Satz des Nichtzuunterſcheidenden auf alle mögliche Accidentien ausdehnen, die einem Weſen zukommen können. Die Beweiſe davon belieben Sie ſelbſt in ſchulgerechte Form zu bringen.

Aus dem zweiten Theil.

XVI. Den 19 April 1759.

34ſter Brief.

Kennen Sie einen deutſchen Profeſſor, der Leibnitz des Hylozoismi *) beſchuldigt und beim Gliſſonius das ganze Leibnitziſche Syſtem zu finden geglaubt hat? Hier iſt eine kleine Diſſertation, die im Jahr 1758 zu Gröningen herausgekommen, in welcher die Sache unſres großen Leibnitz gründlich vertheidigt wird. Sie führt den Titel: Friderici Adami Widderi A. L. M. Phil. Dr. et Prael. Publ. Dissertatio philosophica

*) Ein Lehrgebäude, nach welchem man der Materie ein Leben zuſchreibt; von ὕλη die Materie, und ζωή das Leben.

de Hylozoismo et Leibnitianismo. Die philosophischen Kunstrichter pflegen zwar sehr oft Lehrmeinungen verschiedener Weltweisen zusammenzureimen, die in der That kaum einige allgemeine Grundsätze mit einander gemein haben. Sie kennen die Systeme der Weltweisen, so wie unsere politischen Geschichtsschreiber die Geheimnisse der Cabinette, nur von der äußern Seite, und wie sie ihnen in öffentlichen Blättern vorgestellt werden. Sie urtheilen aber desto zuversichtlicher, je weniger sie wissen; und da ihnen die Redensarten und Formeln eines jeden Systems geläufig sind, so können sie mit leichter Mühe in den Meinungen der Weltweisen Ähnlichkeiten finden, wo keine sind. Vielleicht sind aber so verschiedene Lehrgebäude als des Glissonius und des Leibnitz selten für eins gehalten worden. Was muß der für einen Begriff von Leibnitzens System haben, der ihn für einen Hylozoiten hält?

Leibnitz, der da behauptet, die Materie sei keine wirkliche Substanz, sondern nur eine selbstständige Erscheinung; er, der zu den einfachen Dingen seine Zuflucht nehmen muß, weil er die Eigenschaften der trägen Materie nicht für die Quelle der Bewegung halten kann; — der kann doch wohl unmöglich dieser trägen, und nach seinem System bloß leidenden Materie ein Leben zugeschrieben haben? Daß aber Glissonius die Materie wirklich für belebt gehalten, zeigt der bloße Titel seines philosophischen Tractats *). Ich will Ihnen die kurze Parallele zwischen dem Leibnitzischen und Glissonius'schen Lehrgebäude hersetzen, mit welcher Hr. Widder seine Dissertation beschließt. Entgegengesetzter können sich kaum zwei philosophische Lehrgebäude seyn!

Glissonius.

„Ich nehme keine einfache Substanzen an, aus welchen „die Körper bestehen sollten; und halte vielmehr die Materie „selbst für eine Substanz, und ihre Natur für ein gewisses be„lebtes Principium, das sowohl den geistigen als materiellen

*) Tract. de natura substantiae energetica, s. de vita naturae, ejusque tribus primis facultatibus, perceptiva, appetitiva, & motiva. Lond. 1672. 4°.

„Subſtanzen zukommt. Dieſer erzeugenden und mit Leben be„gabten Natur eigne ich eine ſolche Kraft zu, daß ſie nicht nur „von allem, was geſchehen ſoll, und wie es am füglichſten ins „Werk zu richten, eine genaue Kenntniß hat, ſondern ſogar in „den Thieren den Leib und die Sinne bauet. Indeſſen iſt dieſe „Natur keinen mechaniſchen Geſetzen unterworfen, ſondern die „Materie wirkt alles durch ihr innerliches Leben; ſie iſt ſich ih„rer ſelbſt bewußt, ordnet, unternimmt und vollzieht alles mit „Vernunft. Alle Bewegungen alſo, die wir in den Körpern „wahrnehmen, ſind Wirkungen und Anzeigen dieſes in der Ma„terie verborgenen Lebens".

Leibnitz.

„Ich halte die Materie, oder dasjenige, was in dem kö„perlichen Weſen ausgedehnt und träge iſt, für keine Subſtanz. „Ich behaupte, ſie ſei bloß eine Erſcheinung, deren zureichender „Grund in den einfachen Subſtanzen zu ſuchen iſt, die nach ei„nem gewiſſen Geſetze mit einander verknüpft ſind, einen Körper „auszumachen. Ich lege aber allen Subſtanzen, die zuſam„mengeſetzten nicht ausgenommen, eine Wirkungskraft bei, von „welcher alle Veränderungen, die natürlicher Weiſe mit ihnen „vorgehen, hergeleitet werden müſſen; aber nicht wie Einige, „die Gott unmittelbar alles verrichten laſſen; auch nicht wie die „jenigen, die zu erzeugenden und belebten Naturen ihre Zu„flucht nehmen, um die Erſcheinungen in der Natur zu erklä„ren. Dieſes ſind Hirngeburten der Weltweiſen, die mehr „träumen als philoſophiren. Die Bewegungskraft, die ich allen „Körpern zuſchreibe, hat weder Leben noch Bewußtſeyn, ſon„dern iſt gewiſſen mechaniſchen Geſetzen unterworfen, nach wel„chen ſie ihre Wirkungen ausübt, ſobald ihr durch einen Stoß „die Gelegenheit dazu gegeben wird".

Vielleicht hat der Tadler Leibnitzens die dunkeln Vorſtellungen, die dieſer Weltweiſe den einfachen und wahren Subſtanzen beilegt, für das Leben der Materie genommen. Allein wußte er denn nicht, daß nach Leibnitzens Syſtem den Kräften der einfachen Subſtanz weder Bewußtſeyn noch Vernunft zukommt? ja daß ſie eigentlich keine Bewegungen wirken, ſondern in andern einfachen Subſtanzen ſolche Veränderungen hervorbringen, daraus im Zuſammengeſetzten eine Erſcheinung erfolgt, die wir

er geirrt hat, auch nothwendig boshafte und schändliche Absichten gehabt haben? Lehrt uns nicht vielmehr die Erfahrung, daß sowohl Irrthum ohne Bosheit, als Bosheit ohne Irrthum seyn könne?

XVII. Den 26 April 1759.

35ster Brief.

Ich bin eben so neugierig als Sie auf die deutsche Übersetzung der Mischna, die der Herr Capellan Rabe *) hat ankündigen lassen; aber aus einem ganz andern Grunde. Ich erwarte etwas ganz anderes, als Sie zu erwarten scheinen. Wir wollen sehen, wessen Vermuthung eintreffen wird.

Sie beurtheilen dieses Werk nach dem gemeinen Begriffe, den wir uns von dem Talmud zu machen pflegen, und belustigen sich schon zum voraus an den albernen Mährchen und ausschweifenden Fratzen, daraus es zusammengesetzt seyn wird. Ich denke aber ganz anders. Ich kann mich unmöglich bereden, daß die besten Köpfe eines Volks (und gewiß das jüdische hat keinen Mangel an sehr guten Köpfen) sich seit so vielen Jahrhunderten einzig und allein mit einem Werke sollten beschäftigt haben, das aus lauter abgeschmackten Possen zusammengesetzt ist. Der ungemeine Fleiß, mit welchem sie diesem Studio obliegen, und die orientalische Hitze, mit der ich sie so oft über gewisse Materien habe streiten sehen, scheinen mir zu beweisen, daß ein Genie in dieser Art von Wissenschaft seine völlige Nahrung finden könne. Sie rühmen sich ganz besonderer Regeln zu schließen, deren sie sich in ihrer Wissenschaft bedienen; sie reden so viel von großen und sinnreichen Erfindungen; sie theilen ihre Rabbinen in belesene, scharfsinnige und tiefsinnige Köpfe ein. Und alle diese großen Bemühungen sollen nichts als das alberne Gewäsch zum Grunde haben, das man uns aus dem Talmud

*) In Anspach.

hervorbringt. Dieſe Bewegung ſei nicht ſo ewig als die Materie; ſondern nachdem ſie einſt von ungefähr oder von ſelbſt entſtanden, werde ſie nunmehr durch die Eigenſchaften der Dinge fortgeſetzt und unterhalten.

Sagen Sie mir doch, was hat alſo Strato mit einem Weltweiſen gemein, welcher glaubt, es exiſtire nicht mehr als eine einzige Subſtanz, die eine unendliche Ausdehnung und eine unendliche Denkungskraft hat, und alle Körper wären Modificationen dieſer allgemeinen Ausdehnung, ſo wie die Seelen der allgemeinen Denkungskraft? Hierin liegt der Grund des Spinoziſtiſchen Lehrgebäudes. Wo lehrte Spinoza aber, daß die Materie eine göttliche Kraft ohne Empfindung habe? Wo hat Spinoza je daran gedacht, alles durch Gewicht und Bewegung erklären zu wollen? Hielt er nicht vielmehr die Ausdehnung und die Gedanken, ſo wie Des Cartes, für Dinge von ganz verſchiedener Natur? Iſt es nicht eine von ſeinen Hauptlehren, daß man die Modificationen der Gedanken nicht durch Gewicht und Bewegung erklären könne? Hat Spinoza der Bewegung einen Anfang zugeſchrieben, und zwar einen Anfang von ungefähr? Muß nicht vielmehr ſeiner Meinung nach ſowohl die Bewegung, als die Materie nothwendig ſeyn? Man kann hieran unmöglich zweifeln, wenn man nur ein wenig mit Spinoza's Irrthümern bekannt iſt. Das Einzige, worin dieſer Weltweiſe mit dem Strato vielleicht übereinſtimmen möchte, iſt, daß ſie beide dem höchſten Weſen die Freiheit des Willens abſprechen; aber auch dieſes nur vielleicht; denn Brucker bemerkt mit Recht, daß aus allen Überbleibſeln des Stratoniſchen Syſtems mit keiner Gewißheit erhelle, was er von Gott gehalten habe. Den Einfluß deſſelben in die materielle Welt mag er allenfalls geläugnet haben. Dieſes aber hat er weniger mit Spinoza, als mit vielen andern irrigen Weltweiſen gemein.

Was Sie am meiſten befremden wird, iſt die Art und Weiſe, auf welche Hr. Widder dem Spinoza mitfährt. Welche bittere Beſchuldigungen! „Sed hominem (Spinozam) quoque Atheorum fontibus hortulos irrigasse suos, Deumque, licet nullum prorsus agnosceret coleretque a mundo distinctum, ideo tantum in Ethica sua diligenter admodum nominasse, ut omnem amoveret invidiam, turpitudinemque disciplinae suae tegeret facilius et dissimularet". Iſt dieſe Liebloſigkeit einem Weltweiſen anſtändig? Muß denn Spinoza, weil

„Stellen, die uns anstößig scheinen, für allegorische Vorstellungen „solcher Wahrheiten zu halten, die man zu alten Zeiten dem „Volke mit Fleiß zu verbergen, und nur Leuten von mehrerem „Nachdenken zu verstehen zu geben gewohnt war? Wir glauben „hiervon überzeugt zu seyn, und haben auch schon wirklich den „Sinn von einigen räthselhaften Stellen herausgebracht. Die „wir nicht erklären können, betrachten wir mit einem ehrfurchts„vollen Stillschweigen, und gestehen unsere Unwissenheit".

„Indessen", fuhr er fort, „sind diese Allegorien selbst, in „welchen sie die Wahrheit eingehüllt, nicht alle so widersinnig, „als man glaubt. Öfters enthält auch ihr planer Sinn sehr „gute Sittenlehren, die heilsam und ersprießlich seyn können. „Unsere Lehrer haben hierin die Natur nachgeahmt. Sie be„kleidet öfters die Früchte mit äußern Schalen, die an und für „sich selbst schmackhaft und köstlich sind; nicht selten aber um„hüllt sie den zarten Kern mit einer ungenießbaren Schale, da„mit man, ohne bei derselben sich aufzuhalten, sogleich den köst„lichen Kern suchen möge".

Ich habe meinem gelehrten Juden nichts von der Rabe'schen Ankündigung der Mischna gesagt. Er scheint unsern Gelehrten die Geduld und Arbeitsamkeit nicht zuzutrauen, die nach seiner Meinung erfordert wird, wenn man den wahren Sinn der Mischna oder des Talmuds allenthalben erreichen will. Sobald die Übersetzung heraus seyn wird, werde ich sie ihm zur Beurtheilung vorlegen.

XVIII. Den 3 Mai 1759.

37ster Brief.

Der Hr. Professor Eschenbach zu Rostock hat eine Metaphysik geschrieben (denn welcher Deutsche wird über eine Wissenschaft lesen, ohne ein eigenes Lehrbuch zu verfertigen?), in welcher das Wolfische Lehrgebäude ganz ohne Verschonen niedergerissen wird. Da bleibt keine einzige Erklärung unangefochten, kein Satz unbestritten; und fast keine Seite in Wolf's

bekannt gemacht hat? Ich gestehe es, ich kann mir von der menschlichen Vernunft noch keinen so demüthigenden Begriff machen.

Ich bat einst einen jüdischen Gelehrten, der bei seiner Nation in großem Rufe steht, mir einen Begriff von dem Talmud zu machen. Wir befanden uns beide als Brunnengäste in F***, wo uns der Ort und die Gelegenheit zu einiger Vertraulichkeit Anlaß gab. „Der Talmud", gab er mir zur Antwort, „ist der „Inbegriff aller unserer Gesetze, Sitten und Gebräuche, unserer „Glaubenslehren und unserer Weisheit". „Sie werden über diese „Beschreibung vielleicht lachen", setzte er hinzu, „vielleicht auch „sich verwundern. Ich weiß, was für einen armseligen Begriff „sich die Weisesten unter Ihrem Volke von unserm Wissen zu „machen pflegen; und da unsere Sache niemals Vertheidiger ge„funden, so hat ihnen ein Jeder einbilden können, was er uns „entweder aus Unwissenheit oder aus unlöblichen Absichten hat „aufbürden wollen. Wie viel Verspottung, unbillige Verachtung „und Nationalhaß haben diese unseligen Vorurtheile nicht zuwege „gebracht! und wollte Gott, sie hätten nur keine blutige Ver„folgungen nach sich gezogen! — Jedoch ich will Sie und mich „mit diesen traurigen Erinnerungen verschonen. Es war ein „Unglück für uns, daß sich unsere Gelehrten nie darum bekümmerten, was man in andern Sprachen zu ihrem Nachtheile „geschrieben; und wenn sie sich auch darum bekümmerten, so „verstanden sie doch die Sprachen nicht, in welchen sie sich hätten vertheidigen müssen". Stehen aber die Mährchen nicht dem Talmud, fragte ich, die man uns daraus über- „Die mehresten", gab er zur Antwort, „befinden sich darin". Was kann aber in einem Buche vernünftiges wiederte ich, in welchem solche abenteuerliche und abge- Dinge vorkommen? „Wir schließen gerade umgekehrt", mein Rabbi; „die Dinge, die dem ersten Anblicke nach t scheinen sollten, machen etwa den zwanzigsten Theil uds aus. Im Übrigen enthält er nichts als gründ- ndungen und Betrachtungen über unsere Rechte, un- tesdienst und andere Gebote des alten Testaments. r also glauben, daß Leute, die so viel Proben von heit abgelegt, auf einmal allen Menschenverstand ver- auf Dinge verfallen seyn sollen, die sich kein ? Ist es nicht vernünftiger, diese wenigen

und Bewegungen ohne Ausnahme zusammenstimmen, die Zeiten alle Augenblicke anders anzuzeigen, noch eine Uhr seyn kann. Sie könnte eben so gut eine Wassermühle heißen!

Hr. Eschenbach ist überhaupt sehr sinnreich an Erfindung der Instanzen. S. 93. widerlegt er den Satz, daß die Substanzen die Quelle ihrer Veränderungen in sich haben. „Wenn „z. E. eine Pulvermühle springt", sagt er, „und einen Haufen „Soldaten in die Luft schmeißt: kann man wohl sagen, daß ein „Soldat einen beständigen Trieb habe, aus eigener Kraft in die „Luft zu springen, daß seine Hände und Füsse einen beständigen „Trieb haben aus einander zu fliegen?" Ich will Ihnen diese ganze Stelle hersetzen. Sie enthält lustiges Zeug. „Wolf selbst", fährt Hr. Eschenbach fort, „sagt, daß der Trieb der Körper „herunterwärts zu fallen, von dem Druck eines äussern Körpers „herrühre. Ist dieses wahr (welches mir hier gleich viel ist), so „kann man ja nicht schliessen, daß die Handlungen eines Dinges „allemal von seiner innern Kraft herrühren, sondern von der be„stimmenden Kraft eines andern Dinges. Und ist das Herunter„fallen der ursprünglichen Kraft des Körpers zuzuschreiben, wie „er eben daselbst behauptet; wozu ist der Druck der subtilen Ma„terie nöthig? und warum fällt der Körper nicht im leeren Raume „herunter?" Mit welchen Augen muß Hr. Eschenbach die Wolfischen Schriften gelesen haben, wenn er geglaubt hat, nach den Meinungen dieses Weltweisen könne eine Bewegung plötzlich und ohne eine vorhergehende andere Bewegung entstehen? Ist wohl das Einmaleins für die Einwürfe eines Menschen sicher, der mit offenen Augen nicht sehen will? Doch Hr. Eschenbach hat noch eine Instanz, und hierauf weiß ich nichts zu antworten. „Ein „Dieb", sagt er, „hat eine Kraft zu stehlen: kann man deswegen „sagen, daß sie immer thätig sey, und der Dieb beständig stehle, „auch so gar im tiefsten Schlafe?" Gewiß! die Kraft des Hrn. Eschenbach, Einwürfe zu machen, muß immer thätig seyn! denn er kann diesen nicht anders als im tiefsten Schlaf gemacht haben.

Von diesem Schrot und Korne sind die mehresten Einwürfe dieses Weltweisen. Ihnen und mir aber die Zeit nicht zu verderben, will ich nur noch einen einzigen anführen. Den Beweis, den Wolf für die Existenz Gottes aus der Zufälligkeit der Welt hernimmt, verwirft Hr. Eschenbach S. 499. aus folgenden Gründen. „Denn erstlich", sagt er, „deswegen kann ein

Schriften, auf welcher der Hr. Verf. nicht augenscheinliche Widersprüche finden sollte. Ich versprach mir recht viel von diesem Buche. Je mehr ich den vornehmsten Lehren der Wolfischen Weltweisheit anhange, mit desto größerer Begierde lese ich die Zweifel und Einwürfe, die dawider gemacht werden. Denn wenn sie von einem philosophischen Kopfe herrühren, so geben sie immer Gelegenheit, die Wahrheit von einer neuen Seite zu betrachten. Ich machte mir also Hoffnung, bei einem Weltweisen, der mit so vieler Freiheit von der betretenen Bahn abgeht, wenigstens einige neue philosophische Aussichten gewahr zu werden, die man gemeiniglich übersieht, wenn man immer in dem alten Gleise fortgeht. Allein ich ward betrogen. Zweifel von dieser Art muß man nur bei einem Weltweisen suchen, der nicht selber ein System aufrichten will. Hr. Eschenbach aber hat den Kopf von seiner eigenen Philosophie so voll, daß er sich nie verläugnen und in die Gedanken eines Andern versetzen kann. Er tadelt, widerlegt und verwirft, weil ihm außer seinen eigenen Gedanken gar nichts gefällt. Aber ein jeder Schüler in der Wolfischen Philosophie, der nur etwas mehr als Worte hat begreifen gelernt, muß ihm die Spitze bieten können.

Sagen Sie mir doch: kann ein Weltweiser, der nicht bloß mit Worten spielen oder dem Unwissenden ein Blendwerk vormachen will, aus der Lehre, daß die endlichen Dinge einer beständigen Veränderung unterworfen sind, die Folge ziehen, „daß „wenn ein Räuber nach Verlauf von vierzig Jahren ertappt und „gerädert werde, nicht eben derselbe, der die Mordthat begangen, „sondern ein ganz Anderer, und also ein Unschuldiger, gerädert „werde"? Hr. Eschenbach wärmt S. 43. diese elende Consequenzienmacherei wirklich wieder auf; aber sie verdient keine ernsthafte Widerlegung!

S. 55. trifft die Reihe die Wolfische Erklärung von der Vollkommenheit. Wolf setzte die Vollkommenheit in die Zusammenstimmung des Mannigfaltigen. „Vermöge dieser Erklärung", sagt Hr. Eschenbach, „kann manches, das nach dem Redegebrauch „unvollkommen und fehlerhaft ist, eben deswegen, weil es un„vollkommen ist, dennoch vollkommen heissen. Z. E. eine Uhr, „darinn alle Räder dahin zusammen stimmen, daß sie allemal „die Zeit unrichtig anzeigt, wird eine vollkommene, oder wie man „spricht, eine gute Uhr seyn". Possen! das macht Hr. Eschenbach den Wolfianern nicht weiß, daß eine Maschine, deren Theile

lieren nichts, wenn man sie einzeln vorträgt; der Hr. Eschenbach kann sie unmöglich zusammenhangend gedacht haben.

Er eifert an verschiedenen Stellen wider den Cartesius, daß er die Farben für bloße Erscheinungen gehalten. Ich gestehe es, ich hätte nicht geglaubt, daß man zu unsern Zeiten noch an dieser Wahrheit zweifeln könne. Wenn man bedenkt, daß wir uns die sinnlichen Gegenstände nur nach den Eindrücken vorstellen, die sie in die Gliedmaßen der Sinne machen; wenn man sich aus der Physik erinnert, daß der Unterschied der Farben bloß in dem verschiedenen Grade der Geschwindigkeit besteht, mit welchem sie in unsere Organe wirken; so kann man unmöglich daran zweifeln, daß wir von den Farben ganz andere Begriffe haben würden, wenn wir uns deutlich bewußt wären, wie die Strahlen in die kleinsten Theile unserer Organe wirken. Was ist nunmehr unphilosophischer, als zu glauben, daß die Farben außer uns so und nicht anders wirklich sind, als wir sie uns vorstellen? Allein Hr. Eschenbach sagt S. 128., wenn die Farben bloße Erscheinungen wären, so könnte es mit allen übrigen Eigenschaften des Körpers, und folglich mit dem Körper selbst, eben die Beschaffenheit haben; und hierin mag er freilich nicht Unrecht haben. Auch dieses kann man ihm einräumen, daß es nach diesen Voraussetzungen schwer sei, die Idealisten zu widerlegen. Hat man aber deswegen Grund, die unläugbare Wahrheit der Voraussetzungen selbst in Zweifel zu ziehen?

Doch Hr. Eschenbach hat sich vorgenommen, die Idealisten zu widerlegen, es koste was es wolle! Wir wollen sehen, wie er sie abfertigt. Das Daseyn seines eigenen Körpers beweist er S. 148. folgendergestalt: „Ich denke itzt wachend, d. i. in einem „Zustande, da ich mich nach Belieben so oft und viel ich will, „befragen kann, wachst du? und mir bewußt bin, daß ich wache. „Dieser Satz ist wahr; Ich fühle es, es braucht keines weitern „Beweises. — — Indem ich aber mit wachender Aufmerksamkeit „mich selbst betrachtend sage, Ich denke! indem ich dieses Wort, „Ich, ausspreche; erkenne ich zugleich, daß ich mit verschiedenen „Gliedmassen, Augen, Ohren u. d. g. begabt sey, die zusammen „genommen einen gegliederten Körper ausmachen. — Ich stelle „mir auch itzt, da ich zum ersten male sage, Ich denke, diesen „Körper als ein ausser wirkliches Ding vor; es fällt mir nicht „einmal ein, daß es nur ein blosser Gedanke seyn sollte" u. s. w. Es ist freilich eine verdrießliche Sache, wenn Jemand bei sich

„Ding noch nicht zufällig genennt werden, weil dessen Gegentheil „sich gedenken läßt; sonst kann man mit eben dem Recht „das unendliche Ding und Gott, ja selbst das schlechterdings „Nothwendige, noch immer zufällig nennen — (§. 39, Anm. „2, 3.)". Wir wollen nachschlagen! §. 39. Anm. 2. heißt es: „nach dieser Erklärung" (des Zufälligen nämlich) „kann man „sagen, daß das unendliche Ding (ens infinitum) zufällig sey, „weil dessen Gegentheil (ens finitum) möglich ist". Wie armselig! wird hier ein Schüler Wolf's ausrufen. Das heißt mit Worten gespielt; ich sage, der Satz: „das unendliche Ding existirt", sei schlechterdings nothwendig, weil das Gegentheil, „das unendliche Ding existirt nicht", unmöglich ist. Wenn ich also das Letztere erweise, so steht das Erstere fest; und ich erweise es daher, weil die Welt den Grund ihres Daseyns nicht in sich haben kann.

Der zweite Einwurf des Hrn. Eschenbach klingt noch seltsamer: „daraus", heißt es ferner, „daß Dinge in der Welt ent„stehen und vergehen, Menschen gebohren werden und sterben, „u. d. g. folgt auch nach den eigenen Grundsätzen des Herrn v. „Wolf nicht, daß sie zufällig sind, d. i. (wie es hier genommen „wird) einen Anfang im Daseyn haben". Und rathen Sie, warum? „weil Herr v. Wolf glaubt, die Menschen wären schon „in den Saamenthierchen, und kämen durch die Geburt nur „in einen andern Zustand der Wirklichkeit". Hr. Eschenbach hat geglaubt, die Verwandlungen, die ein Saamenthierchen leidet, könnten mit einem Dinge vorgenommen werden, das nicht zufällig, das also nothwendig ist; oder wenn er dieses selber nicht geglaubt hat, so hat er es seinem Gegner aufbürden wollen, um ihm desto leichter ankommen zu können. Ich will aus Liebe noch die Schuld auf Hrn. Eschenbach's Philosophie schieben, um seine Aufrichtigkeit nicht in Verdacht zu haben.

38ster Brief.

Sie werden vermuthlich auch etwas von des Hrn. Eschenbach's eigenem System wissen wollen. Ich werde Ihnen also eines und das andere daraus anführen. Seine Meinungen von

„ich mit dem Tode aufhöre, und alsdenn alles mit mir aus „sey: ich muß also durch eine unvermeidliche Folge das Daseyn „Gottes leugnen, weil, wenn kein solcher Gott da ist, der das „hier unbestrafte Laster dort bestraft, überall kein Gott seyn „kann. Ja ich nehme etwas an, das mit meinem natürlichen „untadelhaften Triebe, dem Wink zur Unsterblichkeit, nicht über„einstimmt". Man hätte wider diesen Beweis nichts, wenn ihn nur Hr. Eschenbach nicht für den unläugbarsten hielte, den man geben kann.

Eine einzige Stelle möchte ich Ihnen durchzulesen empfehlen, nämlich die Demonstration für die Existenz Gottes S. 452. u. flgd. Sie werden vieles darin finden, das für die Langeweile angenommen worden, aber auch einiges, das Aufmerksamkeit verdient. Ich habe nicht ohne Verwunderung den Satz darin angetroffen, den ich Ihnen in einem von meinen vorigen Briefen für neu ausgegeben, daß nämlich kein Ding eine einzige Eigenschaft im allerhöchsten Grade besitzen könne, ohne sie alle im allerhöchsten Grade zu besitzen. Es ist wahr, Hr. Eschenbach stützt diesen Satz auf einen sehr seltsamen Grund. Er meint, das allervollkommenste Wesen könne seines Gleichen nicht haben, sonst wäre es nicht das allervollkommenste Wesen. Alle seine Eigenschaften wären Vorrechte, die keinem andern Dinge neben oder unter ihm zukommen könnten; und also käme keinem Dinge, außer dem allervollkommensten, eine einige Eigenschaft im höchsten Grade zu. Der Beweis ist falsch, aber der Satz ist doch richtig!

XXIII. Den 7 Juni 1759.

42ster Brief.

Die Dissertation des sel. Hrn. Prof. König von der Übereinstimmung der Newton'schen und Leibnitzischen Philosophie ist mir nicht zu Gesichte gekommen. Wie haben Sie aber jemals glauben können, diese beiden Systeme könnten nicht mit einander bestehen? Was für einen Grund hat der Leibnitzianer, die

weiß, daß er wacht, und ein Anderer will ihn bereden, es könnte ihm nur so träumen. Das Unglück ist, daß es immer noch Leute giebt, die sich mit einem: „ich weiß es ja, daß es keine Einbildungen sind", nicht wollen abspeisen lassen. Als der Ritter Don Quixote seinen Stallmeister bereden wollte, es sei alles Zauberei, was sich mit ihnen zugetragen, seitdem sie auf Abenteuer ausgegangen, antwortete ihm dieser zwar: „ich will es gern „glauben, daß das Meiste durch Zauberei zugegangen, und will „es sogar beschwören, wenn man es verlangt; nur nehme ich „mein Prellen aus, welches ganz natürlich zuging, und gar nicht „in der Einbildung bestanden hat; denn ich habe sehr wohl „beobachtet, daß der Wirth einen Zipfel mit vom Tuche gehalten; „und der verfluchte Schelm prellte mich viel stärker, als die An„dern, und lachte allemal von Herzen dazu. Nun glaube ich „nach meinem einfältigen Verstande, daß, wenn man die Leute „so eigentlich kennt, die es gethan haben, es alsdann für keine „Bezauberung zu halten sei". Allein der Ritter hielt diese Gründe nicht für zureichend; und er glaubte fest, daß auch das Prellen, der Wirth und sein Lachen bloß in der Einbildung des Sancho könne bestanden haben.

Da sich nun Hr. Eschenbach von dem Daseyn seines eigenen Körpers überzeugt hat; so ist ihm nichts leichter, als zu beweisen, daß auch außer ihm Dinge wirklich sind, und zwar eben so und nicht anders wirklich sind, als er sie sich vorstellt. „Erstlich", sagt er, „ich hätte ja sonst meine Augen umsonst. „Wozu nutzen Augen, wenn nichts von allem da, und so be„schaffen ist, als und wie ich es sehe? Zweytens, wäre nicht „eben das Auge und kein anderes Glied zum Sehen gemacht, „warum sehe ich denn nicht mit dem Ohr, oder mit dem Ell„bogen? — Drittens; so bald ich mein Auge verliere, kann ich „nicht mehr sehen", u. s. w. Gewiß! eine sehr neue Anwendung der Lehre von den Absichten der Dinge! Warum läßt man nicht lieber den Idealismus unbestritten, ehe man ihm solche Gründe entgegensetzt?

Das Daseyn einer vom Körper unterschiedenen Seele beweist Hr. Eschenbach aus dem innerlichen Triebe, den alle Menschen haben, wenn es möglich wäre, nicht unterzugehen und vernichtet zu werden; und aus der Gerechtigkeit Gottes. „Nehme „ich die Meynung des Materialisten an", sagt er S. 225., „so „muß ich mir die Unsterblichkeit absprechen, und annehmen, daß

ad unicam legem virium in natura existentium. Auctore P. Rogerio Josepho Boscovich S. J. Seine Theorie, sagt der Verf., stimmt in einigen Stücken mit Leibnitzens, in andern mit Newton's Gedanken überein; in den meisten aber geht sie von beiden ab. Alle Ihre Freunde wünschen Ihr Urtheil über dieses Werk zu vernehmen. Sie sind lange genug Zuschauer gewesen, und mögen nun einmal selbst auftreten!

Ihnen aber die Mühe in etwas zu erleichtern, will ich Ihnen vorläufig einen kurzen Begriff von dem System dieses Paters vorlegen. Aber, wie gesagt, mein Urtheil behalte ich in petto.

Das ganze System des Herrn Boscovich beruht auf dem Gesetze des Stätigen. Der Pater erklärt dieses allgemeine Gesetz der Natur folgendergestalt: „wenn eine Quantität aus einer „Größe in die andere übergeht, so muß sie alle mittlere Größen „durchreisen, die zwischen den beiden Gränzen anzutreffen sind". In währender Veränderung also kommt jedem Augenblicke der Zeit ein bestimmter Zustand zu, der sowohl von dem vorhergehenden als von dem folgenden unterschieden ist. So wie aber die Dauer in einem fort geht, und jeder Augenblick nur gleichsam als der Übergang von der vorhergehenden in die folgende Zeit anzusehen ist; eben also betrachtet Hr. Boscovich den Zustand, welcher jedem Augenblicke zukommt, nur als die gemeinschaftliche Gränze zwischen der vorigen und der folgenden Größe. Will man die Dauer durch eine geradlinige Axe, und die verschiedenen Zustände durch darauf stehende senkrechte Linien ausdrücken, so wird jedem Punkte der Axe eine eigene senkrechte Linie zukommen; und die Gränzen aller dieser Linien werden eine einzige krumme Linie ausmachen, die nirgend durch Spitzen oder Winkel unterbrochen ist, und in ihren kleinsten Theilen nirgend zur geraden Linie wird.

Daß ein solches Gesetz in der Natur wirklich statt finde, beweist Hr. Boscovich einmal durch die Induction. So weit unsere Sinne reichen, geht keine Veränderung in der Natur vor, ohne daß dieses Gesetz auf das allergenaueste beobachtet werde. Es geschieht kein Wachsthum, keine Verringerung durch einen Sprung. Kein Körper wird aus einem Orte in den andern versetzt, ohne den dazwischen liegenden Raum zu durchstreichen. In Ansehung der natürlichen Veränderungen, bei welchen eine Folge auf einander statt findet, hat dieses seine allergenaueste Richtigkeit. In Ansehung der neben einander seienden Dinge aber,

allgemeine Schwere zu läugnen, und die Entdeckungen des großen Newton zu verwerfen, die unſern Zeiten in den Augen der Nachwelt zur größten Ehre gereichen werden? Die Anhänger Leibnitzens können zwar, nach ihrem Syſtem, keine Wirkung in das Entfernte vermittelſt des leeren Raumes gelten laſſen; ſie können alſo die allgemeine Schwere für keine urſprüngliche Kraft der Körper anſehen, die nach allen Seiten in der Runde in die entfernteſten Körper nach einem gewiſſen Verhältniſſe wirkt; ſondern die anziehende Kraft, wenn es eine giebt, muß nach ihrem Syſtem irgendwo ihren fernern Grund haben, daraus ſie ſich begreiflich machen läßt. Allein der Weltweiſe hat demungeachtet die Befugniß, die Bewegungen der Himmelskörper durch eben die Hypotheſe zu erklären, durch welche er die gemeinſten Begebenheiten auf der Erde erklären muß. Man darf nur bei der Induction ſtehen bleiben, und in Anſehung der fernern Urſache ſeine Unwiſſenheit zugeſtehen. Wie glücklich wären wir, wenn dieſes der einzige Fall wäre! da wir bei dem zweiten Warum den Finger auf den Mund legen müſſen. Daß ſich die Newtonianer haben verleiten laſſen, die anziehende Kraft für eine urſprüngliche Eigenſchaft der Körper zu halten, die keines fernern Grundes bedarf, war keine nothwendige Folge aus den Entdeckungen ihres großen Lehrers, ſondern eine gewöhnliche Schwachheit der Syſtematiker, die ſich nicht leicht überwinden können, etwas unerklärt zu laſſen. Man kann die ungegründeten Folgerungen verwerfen, aber den Entdeckungen muß man Gerechtigkeit widerfahren laſſen.

So viel iſt indeſſen gewiß: wenn es möglich wäre, eine Hypotheſe zur Erklärung der himmliſchen Begebenheiten unmittelbar aus metaphyſiſchen Quellen herzuleiten, ſo wäre dieſes der herrlichſte Triumph der Weltweisheit, darauf das menſchliche Geſchlecht ſtolz ſeyn könnte. Wir finden vor der Hand zwiſchen der Metaphyſik und natürlichen Philoſophie noch eine entſetzliche Kluft, und ſehen kaum die Möglichkeit ein, aus einer Wiſſenſchaft in die andere auf ebenem Wege reiſen zu können. Vielleicht hat unſere Nachkommenſchaft das Glück, dieſen erwünſchten Übergang zu finden.

Letztlich noch hat der Pater Boſcovich, ein berühmter Mathematiker, ein neues Syſtem der natürlichen Weltweisheit bekannt gemacht. Sein Werk iſt zu Wien herausgekommen, und führt den Titel: Philosophiae naturalis Theoria redacta

ad unicam legem virium in natura existentium. Auctore P. Rogerio Josepho Boscovich S. J. Seine Theorie, sagt der Verf., stimmt in einigen Stücken mit Leibnitzens, in andern mit Newton's Gedanken überein; in den meisten aber geht sie von beiden ab. Alle Ihre Freunde wünschen Ihr Urtheil über dieses Werk zu vernehmen. Sie sind lange genug Zuschauer gewesen, und mögen nun einmal selbst auftreten!

Ihnen aber die Mühe in etwas zu erleichtern, will ich Ihnen vorläufig einen kurzen Begriff von dem System dieses Paters vorlegen. Aber, wie gesagt, mein Urtheil behalte ich in petto.

Das ganze System des Herrn Boscovich beruht auf dem Gesetze des Stätigen. Der Pater erklärt dieses allgemeine Gesetz der Natur folgendergestalt: „wenn eine Quantität aus einer „Größe in die andere übergeht, so muß sie alle mittlere Größen „durchreisen, die zwischen den beiden Gränzen anzutreffen sind". In währender Veränderung also kommt jedem Augenblicke der Zeit ein bestimmter Zustand zu, der sowohl von dem vorhergehenden als von dem folgenden unterschieden ist. So wie aber die Dauer in einem fort geht, und jeder Augenblick nur gleichsam als der Übergang von der vorhergehenden in die folgende Zeit anzusehen ist; eben also betrachtet Hr. Boscovich den Zustand, welcher jedem Augenblicke zukommt, nur als die gemeinschaftliche Gränze zwischen der vorigen und der folgenden Größe. Will man die Dauer durch eine geradlinige Axe, und die verschiedenen Zustände durch darauf stehende senkrechte Linien ausdrücken, so wird jedem Punkte der Axe eine eigene senkrechte Linie zukommen; und die Gränzen aller dieser Linien werden eine einzige krumme Linie ausmachen, die nirgend durch Spitzen oder Winkel unterbrochen ist, und in ihren kleinsten Theilen nirgend zur geraden Linie wird.

Daß ein solches Gesetz in der Natur wirklich statt finde, beweist Hr. Boscovich einmal durch die Induction. So weit unsere Sinne reichen, geht keine Veränderung in der Natur vor, ohne daß dieses Gesetz auf das allergenaueste beobachtet werde. Es geschieht kein Wachsthum, keine Verringerung durch einen Sprung. Kein Körper wird aus einem Orte in den andern versetzt, ohne den dazwischen liegenden Raum zu durchstreichen. In Ansehung der natürlichen Veränderungen, bei welchen eine Folge auf einander statt findet, hat dieses seine allergenaueste Richtigkeit. In Ansehung der neben einander seienden Dinge aber,

allwo nach der Meinung des P. Boſcovich das Geſetz des Stätigen weder nothwendig iſt, noch auf das genaueſte beobachtet werden kann; ſcheint ihm die Natur dennoch eine Art von Stätigkeit zu affectiren, und zwiſchen den Gränzen einer Quantität alle mittlere Grade mitzunehmen. Die Exempel, die er hiervon anführt, ſind ſonderbar. Sie mögen ſie aber in dem Werke ſelbſt nachſchlagen.

Der Pater fährt fort zu ſchließen: die Stätigkeit in den Veränderungen iſt alſo eine durchgängige Beobachtung. Nun ſteht unſere Art, die Veränderungen der Dinge wahrzunehmen, in keiner ſolchen Verbindung mit dieſem Geſetze, daß wir uns bereden könnten, es fände nur da ſtatt, wo uns die Veränderungen in die Sinne fallen; ſo wie etwa die Farben oder die Ausdehnung, in Anſehung welcher der Schluß von dem Sichtbaren auf das Unſichtbare fehlerhaft wäre, weil ſie ſelbſt nur allzu ſehr von der Art, wie wir uns die Dinge vorſtellen, abhangen. Es iſt alſo vielmehr zu vermuthen, die Natur habe ſich das Geſetz der Stätigkeit in allen ihren Wirkungen ohne Ausnahme vorgeſchrieben, dergeſtalt, daß es auch da ſtatt findet, wohin unſere Sinne nicht reichen.

Hr. Boſcovich beweiſt ſein allgemeines Geſetz aber auch auf eine demonſtrative Art. Er ſetzt zum voraus, die Dauer ſei in ihrer Folge ſtätig; ein jeder Augenblick ſei, wie wir oben berührt, als die gemeinſchaftliche Gränze des vorhergehenden und des folgenden zu betrachten. Es giebt alſo keine zwei Augenblicke, die ſich einander die nächſten wären, d. i. zwiſchen welchen nicht eine wirkliche Dauer, eine wirkliche Folge anzutreffen ſeyn ſollte; ſo wenig es in der mathematiſchen Linie zwei Punkte, in der Fläche zwei Linien, oder in dem Körper zwei Flächen giebt, die ſich einander berühren und einander die nächſten ſind. Die Zeit iſt folglich nirgend getrennt, allenthalben ſtätig; daher muß auch der Fortgang der Veränderungen nirgend unterbrochen, ſondern allenthalben ſtätig ſeyn. Denn wären die Veränderungen irgendwo unterbrochen, ſo müßte ein Sprung geſchehen. Da, wo der Sprung geſchähe, würde die Dauer des vorhergehenden Zuſtandes von der Dauer des folgenden wirklich getrennt, und die beiden Gränzen, oder der letzte Augenblick der vorigen und der erſte Augenblick der folgenden Zeit, ſich einander die nächſten ſeyn; welches ungereimt iſt. Will man nun dieſe Ungereimtheit ver-

mit welchen sie sich wechselsweise immer in einer gewissen Entfernung erhalten.

Denken Sie aber ja nicht, Hr. Boscovich habe sich begnügt, seinen Punkten bloß zurückstoßende Kräfte zuzuschreiben. Dieses würde mit gewissen Erscheinungen in der Natur streiten, welche beweisen, daß es auch anziehende Kräfte giebt. Er behauptet vielmehr, und dieses ist das Eigenthümliche seines philosophischen Systems, daß die Kräfte der Punkte sich nach den Entfernungen richten, und daß sie zu verschiedenen Distanzen bald positiv, bald zero, bald negativ werden; wodurch die Körper bald sich anziehen, bald ruhen, bald sich von einander entfernen. Der Übergang von der positiven zur negativen Kraft, und umgekehrt, kann nach dem Gesetze der Stätigkeit geschehen. Denn da sowohl das Positive als Negative eine wirkliche Quantität ist, die durch allmälige Verminderung oder Vermehrung eine aus der andern entstehen können; so können auch die Linien, welche in verschiedenen Distanzen die Kräfte ausdrücken, durch allmälige Ab- und Zunahme von dem Positiven durch das Zero ins Negative, und umgekehrt, übergehen.

Und eben daher glaubt Hr. Boscovich alles durch eine einfache Kraft bewerkstelligen zu können. Eben dieselbe Kraft, sagt er, kann nach einem einfachen Gesetze dergestalt abgeändert werden, daß sie bald anziehend, bald zurückstoßend werde. Um uns einen Begriff von diesem Gesetze zu machen, sucht er den Zug der krummen Linie zu beschreiben, dadurch ungefähr ein solches Gesetz ausgedrückt werden könnte.

(Der Beschluß des Briefes in der folgenden Nummer.)

XXIV. Den 14 Juni 1759.

Beschluß des 42sten Briefs.

Es ist in der höhern Mathematik eine sehr bekannte Sache, daß öfters nach einem einfachen Gesetze eine krumme Linie beschrieben werden kann, die den Augen noch so intricat scheint

Man nehme also eine gerade Linie, welche die Distanzen ausdrückt, für die Axe an; von dem Punkte der völligen Berührung, wenn eine möglich wäre, rechne man auf beiden Seiten die Abscissen, deren jeder bald rechts, bald links eine gewisse Ordinate zukomme. Diese Ordinaten mögen die Kräfte ausdrücken, die jeder Abscisse oder Entfernung zusagen. Die krumme Linie, welche alle diese Ordinaten umschränkt, kann nach einem einfachen Gesetze beschrieben werden, und dennoch die Axe verschiedentlich durchkreuzen; daher denn die Ordinaten bald auf dieser, bald auf jener Seite der Axe zu liegen kommen, und folglich die Kräfte, durch die allergenaueste Stätigkeit, bald aus dem Positiven zero und negativ, bald umgekehrt werden können.

Da, wo der Anfang der Abscissen ist, oder wo die Distanz dem Zero gleicht, muß durch die Axe eine senkrechte Linie gezogen werden können, welche die krumme niemals berührt. Denn sollte sie dieselbe berühren, so würde sie eine Ordinate seyn, folglich den Grad der Kraft ausdrücken, mit welcher sich zwei Punkte zurückstoßen, wenn ihre Entfernung dem Zero gleicht. Wenn sich also die Punkte mit einer Kraft näherten, die diese Ordinate überträfe, so würden sie zur völligen Berührung zugelassen werden; und diese findet in der Natur nicht statt. Daher muß die senkrechte Linie, wenn sie auch unendlich verlängert wird, die krumme Linie nicht berühren. Indessen wird ihr diese doch immer näher kommen, weil die Ordinaten in dieser Gegend desto größer werden, je kleiner die Distanzen sind. Eine solche gerade Linie wird von den Mathematikverständigen eine Asymptote, und der Theil der krummen, der mit ihr fortläuft, ein asymptotischer Schenkel genannt. Die Linie der Kräfte nimmt also ihren Anfang von einem asymptotischen Schenkel, schlängelt sich nachher verschiedentlich bald neben, bald durch die Axe; bei welcher Gelegenheit sie alle die Krümmungen machen kann, die zur Erklärung der natürlichen Begebenheiten erfordert werden. Hr. Boscovich wagt aber weder, die Natur dieser Krümmungen, noch die Anzahl der Punkte zu bestimmen, in welchen die krumme Linie die Axe durchschneidet.

In einer gewissen Distanz erlangt die Kraft des Hrn. Boscovich die Natur der Newton'schen allgemeinen Schwere; und wenn diese anders von dort aus unendlich fortgeht, und nirgend wieder zurückstoßend wird, so wird die Linie der Kräfte sich allda abermals in einem asymptotischen Schenkel endigen,

welcher der Linie der Newton'schen Schwere, oder der Hyperbel vom dritten Grade sehr nahe kommt, und mit den Sinnen kaum von derselben zu unterscheiden seyn muß; denn völlig kann er sich in dieselben nicht verwandeln, weil zwei verschiedene Curven sich nur in Punkten berühren können.

Hr. Boscovich hat in einer angehängten Kupfertafel eine solche Linie mit vielen Krümmungen und mit ihren beiden asymptotischen Schenkeln zeichnen lassen. Wem sie wegen ihrer vielen Wendungen nicht einfach genug scheinen sollte, dem giebt der Pater zu bedenken, daß uns die gerade Linie nur deswegen einfach scheint, weil wir ihren Zug mit unsern Sinnen am besten verfolgen können. Vernünftige Wesen, die andere Sinne haben als wir, meint er, könnten die Parabel einfacher finden, als die gerade Linie; und bei ihnen würde es keine Aufgabe mehr seyn, wie man die Parabel rectificirt, sondern vielleicht, wie man die gerade Linie parabolirt.

Und also hätte ich Ihnen von dem ersten Theile des Boscovich'schen Werks eine Art von Auszug gemacht, wenn sich anders von dergleichen Schriften ein Auszug machen läßt. Den 2ten und 3ten Theil haben Sie noch zu erwarten. Im 2ten wird die Verbindung zwischen den Kräften und den Distanzen genauer betrachtet, und im 3ten die Theorie auf die Naturlehre und Mechanik angewendet.

Aus dem dritten Theil.

I. Den 5 Juli 1759.

45ster Brief.

Beinahe dürfte es mich reuen, daß ich Ihnen versprochen, mit dem Auszuge aus dem Werke des Pater Boscovich fortzufahren. Der 2te Theil dieser Schrift enthält die Anwendung

der Hypotheſe auf die Mechanik. Der Pater läßt ſich hier in ungemeine Subtilitäten ein, die ohne Figuren nicht verſtändlich zu machen ſind; und ich möchte meine Briefe nicht gern mit mathematiſchen Zeichnungen ausſteifen. Ich weiß wohl, daß Sie dieſe Spuren der Menſchheit, wie ſie jener Weltweiſe nannte, als er an einem unbekannten Ufer ausgeworfen ward, eben nicht ſcheuen; allein in Briefen iſt kein bequemer Ort für ſie, und, was das Schlimmſte iſt, dergleichen Speculationen laſſen ſich in keinen Auszug zuſammenziehen. Wollen Sie mich aber durchaus bei meinem Verſprechen halten, ſo nehmen Sie mit einigen der wichtigſten Stellen vorlieb, die ſich am leichteſten durch Worte ausdrücken laſſen. Zum Glück kann ich mit Ihnen kunſtmäßig ſprechen, denn Sie ſind mit vom Gewerke!

Sie werden ſich der Linie der Kräfte noch zu entſinnen wiſſen, auf welcher die Hypotheſe des Hrn. Boſcovich beruht. Sie werden ſich erinnern, daß die Axe die Entfernungen, und die Ordinaten die Kräfte vorſtellen, die jeder Entfernung zukommen. Die Linie, welche alle dieſe Ordinaten umſchränkt, macht verſchiedene Krümmungen, bald neben der Axe her, bald durch dieſelbe; daher die Kräfte bald ab-, bald zunehmen, bald anziehend, bald zurückſtoßend werden. In denjenigen Punkten aber, wo die Linie die Axe durchkreuzte, werden die Kräfte dem Zero gleich. Hr. Boſcovich nennt dieſe Durchkreuzungspunkte die Schranken. In der Entfernung dieſer Schranken erlangen die Punkte der Materie keine neuen Kräfte, weil hier die Ordinaten verſchwinden. Wenn alſo die Punkte, indem ſie in die Schranken eintreten, keine reſpective Geſchwindigkeit haben, und folglich reſpective ruhen, ſo beharren ſie in dieſem Zuſtande, bis ſie von einer andern Kraft aus ihrer Lage verrückt werden; haben ſie aber bei ihrem Eintritte in die Schranken irgend eine reſpective Geſchwindigkeit gehabt, ſo verlaſſen ſie die Schranken mit dieſer Geſchwindigkeit, und gerathen in eine Gegend, wo ſie nach Beſchaffenheit der Ordinaten entweder vermindert oder vermehrt wird. Die Quadrate von dieſer Verminderung oder Vermehrung der reſpectiven Geſchwindigkeit verhalten ſich, wie Hr. Boſcovich beweiſt, ſo, wie die Räume, welche die Ordinaten in ihrer allmäligen Fortrückung beſchrieben haben: wenn man nämlich die Summa der poſitiven Räume von der Summa der negativen, oder dieſe von jener abzieht.

Sie sehen, daß Hr. Boscovich eine Kraft der Trägheit zugeben müsse, ob er gleich derselben mit keinem Worte gedenkt. Seine Punkte bleiben entweder in Ruhe, oder behalten die Geschwindigkeit, die sie einmal besitzen, so lange, bis andere hinzukommende Kräfte ihren Zustand verändern. Hr. Boscovich muß also das erste Newtonische Gesetz der Bewegung völlig in sein System aufnehmen. Dieses lautet: „ein jeder in Bewegung gesetzter Körper wird sich mit eben der Geschwindigkeit nach einer„lei Richtung unendlich fortbewegen, wenn sein Zustand nicht „von neuen hinzukommenden Kräften verändert wird"; nur daß nach dem System des Paters die Entfernung allein allezeit hinreichend ist, dem bewegten Körper neue Kräfte mitzutheilen, und seine Geschwindigkeit bald zu vermindern, bald zu vermehren, bald sogar in eine entgegengesetzte Geschwindigkeit zu verwandeln. Damit aber wird der Allgemeinheit des Gesetzes nichts benommen. Die Punkte und Theile der Materie müssen immer noch, an und für sich, gegen Ruhe und Bewegung gleichgültig seyn; d. h. sie müssen, wie man sich auszudrücken pflegt, eine Kraft der Trägheit besitzen. Ich möchte wissen, warum Hr. Boscovich von dieser Kraft geschwiegen, und wie er sie aus seiner Hypothese herleitet?

Die Beschaffenheit der krummen Linie giebt dem Hrn. Boscovich Gelegenheit, einige allgemeine Eigenschaften derselben festzusetzen, unter welchen folgende in seinem System die fruchtbarste zu seyn scheint.

Die vorhin erwähnten Schranken sind von zweierlei Art. Denn entweder waren die Kräfte vorher zurückstoßend und werden nachher anziehend, oder sie waren vorher anziehend und werden hernach zurückstoßend; und man sieht leicht, daß diese beiden Arten, so lange die Curve sich durch die Axe schlängelt, beständig mit einander abwechseln müssen. Beide kommen darin überein, daß, wenn zwei Punkte sich in der Entfernung einer von diesen beiden Schranken in respectiver Ruhe befinden, sie in diesem Zustande beharren müssen. Wenn sie aber einmal aus dieser respectiven Ruhe verrückt werden, so werden sie in den Schranken von der ersten Art ihrer fernern Verrückung widerstehen, und sich bestreben, in ihren vorigen Stand zurückzukehren; in den Schranken von der zweiten Art aber werden sie sich immer mehr entweder einander nähern, oder von einander entfernen. Denn wenn ihre Entfernung vermindert wird, so

werden sie sich in dem ersten Falle einander wiederum zurückstoßen, und ihrer fernern Näherung widerstehen; in dem letztern Falle aber werden sie sich mit vermehrter Kraft einander nähern. Wird hingegen ihre Entfernung vermehrt, so erfolgt das Gegentheil; denn in dem ersten Falle gerathen sie in die Gegend der anziehenden Kräfte und kehren folglich in ihre erste Lage zurück; in dem zweiten Falle aber werden die Kräfte zurückstoßend, daher sie sich immer mehr von einander entfernen. Hr. Boscovich nennt die Schranken von der ersten Art die Schranken des Zusammenhangens (limites cohaesionis), die von der zweiten Art aber die Schranken des Nichtzusammenhangens (limites noncohaesionis); und sie können sich leichtlich vorstellen, wie sehr ihm diese verschiedene Schranken in der Anwendung seines Systems auf die Naturlehre dienen werden. Hr. Boscovich hält sich auch ziemlich lange bei der Betrachtung derselben auf, und beweist sogar aus denselben, daß sich die Punkte der Materie in gewissen Fällen beständig schwingen, d. i. sich wechselsweise einander nähern und von einander entfernen müssen; welches alles ihm, wie er verspricht, in Erklärung der Naturbegebenheiten von unsäglichem Nutzen seyn wird. Er will das Gähren und Aufbrausen, die Bewegung der Lichtstrahlen, die Natur der elastischen und weichen Körper u. s. w. aus der Zusammensetzung dieser verschiedenen Arten von Bewegungen erklären, welches er aber hier nur gleichsam berührt; die weitere Ausführung davon erspart er sich bis auf den 3ten Theil.

Der Pater kommt hierauf zu dem System dreier Punkte, die in einander wirken, welche Materie ihm zu einigen sinnreichen Speculationen Anlaß giebt. Je schwieriger aber die Lehre von den wechselweisen Wirkungen dreier Körper überhaupt ist, desto mehr verdient Hr. Boscovich an dieser Stelle selbst nachgelesen zu werden. Erlauben Sie also, daß ich sie ganz überschlage, und zur Betrachtung der zusammengesetzten Massen komme. Sie werden vermuthlich gern erfahren wollen, wie Hr. Boscovich die gemeinen Gesetze der Bewegung mit seiner Hypothese vereinigt; denn da er eine neue Theorie der Bewegung zum Grunde legt, so muß er auch die Gesetze auf eine ihm eigene Art daraus herleiten. Wir wollen also sehen!

Wir kommen erstlich zu den Eigenschaften des Schwerpunkts. Dieser, sagt Hr. Boscovich, gehört zu der Betrachtung der Masse überhaupt, ob er gleich dem Namen nach bloß für

ein Eigenthum der Schwere gehalten werden sollte. Die Mechaniker sind gewohnt ihn zu bestimmen, indem sie in einer Fläche den Durchschnitt zweier Linien suchen, die das Gleichgewicht der Flächen halten, und in einem Körper den Durchschnitt dreier Flächen, deren jede das Gleichgewicht des Körpers hält, die sich aber nicht alle in einer einzigen Linie durchschneiden. Wenn es mit diesem Verfahren seine Richtigkeit haben soll, sagt Hr. Boscovich, so muß vorläufig erwiesen werden, daß ein jeder Körper einen Schwerpunkt habe, und daß er auch nicht mehr als einen einzigen haben könne; kein Mechaniker aber hat sich noch bemüht, diese Sätze zu beweisen.

Man versuche es, fährt er fort, den Mittelpunkt der Größe auf eben dieselbe Weise zu bestimmen; indem man nämlich den Durchschnitt zweier Linien sucht, welche die Figur in zwei gleiche Theile zerschneiden, so wird man in handgreifliche Irrthümer verfallen. Warum? Es haben nicht alle Flächen einen Mittelpunkt der Größe. Wenn man also eben demselben Verfahren in Ansehung der Schwere trauen soll, so muß man bewiesen haben, daß alle Flächen und Körper wirklich einen Schwerpunkt, und zwar nicht mehr als einen haben.

Dieses zu beweisen, legt Hr. Boscovich folgende Erklärungen zum Grunde. Er nennt die Fläche, die einen Körper dergestalt durchschneidet, daß die Summe der Entfernungen aller Punkte, aus welchen der Körper besteht, auf beiden Seiten gleich ist, eine Fläche von gleichem Abstande; man mag diese Entfernungen entweder alle durch senkrechte Linien bestimmen, oder alle durch solche, die unter einem gegebenen Winkel gezogen sind; denn das Verhältniß der Gleichheit bleibt in beiden Fällen einerlei. Den Punkt aber, durch welchen keine geradlinige Fläche gehen kann, ohne eine Fläche von gleichem Abstande zu seyn, nennt er den Schwerpunkt; welche Erklärung, wie wir oben erinnert, sich auf die Eigenschaft der Masse überhaupt bezieht, und erforderlichen Falls auf die Schwere angewendet werden kann. Hieraus beweist Hr. Boscovich folgende Sätze:

1) Für jede Fläche von ungleichem Abstande findet sich innerhalb des Körpers eine Fläche von gleichem Abstande, die ihr parallel läuft.

2) Wenn drei Flächen von ungleichem Abstande sich nur in Einem Punkte durchschneiden, so können ihnen drei andere

Flächen von gleichem Abſtande parallel gezogen werden, die ſich auch nur in Einem Punkte durchſchneiden.

3) Wenn drei Flächen von gleichem Abſtande ſich nur in Einem Punkte durchkreuzen, ſo ſind alle übrige Flächen, die durch denſelben Punkt gezogen werden können, gleichfalls Flächen von gleichem Abſtande.

4) Zwei Flächen von gleichem Abſtande müſſen einander durchſchneiden. Unter zwei parallelen Flächen muß alſo eine immer von ungleichem Abſtande ſeyn.

Hieraus fließen die beiden Sätze ganz natürlich:

5) daß eine jede Maſſe einen Schwerpunkt habe, und

6) nicht mehr als einen einzigen Schwerpunkt haben könne.

Dieſer Beweis kann, wo ich nicht irre, auch außer der Hypotheſe unſers Paters gültig gemacht werden. Denn will man nicht, wie Hr. Boſcovich, alle Körper aus Punkten zuſammenſetzen, ſo hat man nur, ſtatt der Entfernungen der Punkte, die Momente, oder das Produkt der Maſſe in die Entfernung zu nehmen; und die Erklärungen ſowohl als die daraus gezogenen Folgerungen behalten ihren Werth.

Jedoch mich dünkt, man könnte in Anſehung der Schwere insbeſondere mit weit geringern Koſten beweiſen, daß jede Maſſe einen Schwerpunkt haben müſſe. Ich würde nur folgende beide, an ſich deutliche Grundſätze vorausſchicken.

1) Eine jede Maſſe kann durch eine geradlinige Fläche in zwei gleich ſchwere Theile durchſchnitten werden. Denn man laſſe ſie von einer geradlinigen Fläche in ungleich ſchwere Theile durchſchneiden, ſo wird der eine Theil leichter, der andere aber ſchwerer ſeyn. Man laſſe ferner dieſe Fläche innerhalb des Körpers ſich dergeſtalt forbewegen, daß ſie ſich ſelbſt beſtändig parallel bleibt; ſo wird irgendwo das Verhältniß der Theile ſich umkehren, der ſchwerere Theil leichter, und der leichtere ſchwerer werden. Daher müſſen die beiden Theile auch irgendwo vollkommen gleich ſchwer ſeyn. Dieſer Beweis gilt, mit gehöriger Veränderung, ſowohl von Flächen und Linien, als von Körpern, ſowohl in Anſehung der Größe, als in Anſehung der Schwere.

2) Wenn man bloß die Schwere zu betrachten hat, ſo kann man von der Ausdehnung abſtrahiren, und annehmen, als wenn die Schwere des ganzen Körpers in der Fläche concentrirt wäre, die ihn in gleich ſchwere Theile zerſchneidet. Auf gleiche Weiſe kann man die Fläche als in der halbirenden Linie,

und die Linie als in dem halbirenden Punkte concentrirt betrachten, wenn man unter dem, was halbirt werden soll, nicht die Größe, sondern die Schwere versteht.

Fließt nun nicht hieraus sehr deutlich, daß jede Masse einen Schwerpunkt haben müsse? Und sieht man nun nicht die Ursache, warum das Verfahren, dessen sich die Mechaniker bedienen, den Schwerpunkt zu finden, alsdann nicht Stich hält, wenn man den Mittelpunkt der Größe dadurch herausbringen will? Die Schwere läßt sich, ihrer Natur unbeschadet, concentriren; daher muß es eine Fläche geben, in welche der Körper, eine Linie, in welche die Fläche, und endlich einen Punkt, in welchem die Linie, und folglich der ganze Körper in Ansehung seiner Schwere concentrirt werden kann; aber die Größe kann von der Ausdehnung nicht getrennt werden.

Der zweite Satz, daß eine jede Masse nicht mehr als einen einzigen Schwerpunkt habe, ließe sich eben so leicht beweisen, wenn dieser Brief nicht mehr bestimmt wäre, Sie des Hrn. Boscovich, als meine eigene Gedanken wissen zu lassen. Kommen Sie also zu unserm Pater zurück!

(Der Beschluß folgt.)

II. Den 12 Juli 1759.

Beschluß des 45sten Briefes.

Es ist bekannt, daß die Wirkung der zusammengesetzten Kräfte durch die Diagonallinie bestimmt werde. Hr. Boscovich will diesen Satz auf eine allgemeinere Art erweisen, als insgemein zu geschehen pflegt. Er sagt: jede Kraft verrichtet in der Zusammensetzung ihre Wirkung nach eben der Richtung und mit eben der Geschwindigkeit, mit welcher sie außer der Zusammensetzung gewirkt haben würde. Um nun eine zusammengesetzte Wirkung auszumessen, hat man nur anzunehmen, die Kräfte hätten nicht zugleich, sondern eine nach der andern gewirkt; und in diesem Fall die Geschwindigkeit sowohl als die Richtung einer jeden zu bestimmen. Der Ort, an welchen sie

den Körper nach dieſer Vorausſetzung endlich gebracht haben würden, iſt eben derſelbe, an welchen ſie ihn führen, wenn ſie alle zugleich wirken; und die Linie, welche von dieſem Punkte bis auf den Punkt, wo ſich die Bewegung angefangen, gezogen werden kann, beſtimmt die zuſammengeſetzte Richtung ſowohl als Geſchwindigkeit. Wenn zwei Kräfte zugleich wirken, ſo macht dieſe Linie die Diagonale aus; und in dieſem Falle kommt die Methode des Hrn. Boſcovich mit der gemeinen Weiſe überein. Allein wenn mehrere Kräfte zugleich wirken, iſt man, nach der Methode des Paters, der Weitläuftigkeit überhoben, der Kräfte immer zwei und zwei zuſammenzuſetzen, und ſo viele Diagonalen zu ziehen. Man läßt die Kräfte eine nach der andern wirken, und ſucht den Ort, dahin ſie ihn zuletzt bringen würden. Dieſer beſtimmt ſowohl die Richtung, als die Geſchwindigkeit.

Eben deſſelben Kunſtgriffs, die Kräfte, die zu einer Zeit wirken, nach und nach wirken zu laſſen, bedient ſich Hr. Boſcovich, den berühmten Newton'ſchen Lehrſatz von der Ruhe oder gleichförmigen Bewegung des Schwerpunkts auf eine ſo allgemeine als leichte Art zu beweiſen. Den Satz ſelbſt drückt er nach ſeiner Hypotheſe folgendermaßen aus: „Wenn eine Menge „Punkte in einer jeden Lage gegen einander gewiſſe Maſſen „Materie ausmachen, und nicht nur gewiſſe Geſchwindigkeiten „und Richtungen haben, ſondern noch überdem mit gewiſſen „Kräften dergeſtalt wechſelsweiſe in einander wirken, daß je zwei „und zwei Punkte auf entgegengeſetzte Seiten gleiche Wirkungen „äußern (aequaliter agant in plagas oppositas); ſo wird der „allgemeine Schwerpunkt des ganzen Syſtems entweder ruhen „oder in einer Linie ſich gleichförmig fortbewegen, nicht anders, „als wenn die Punkte gar nicht wechſelsweiſe in einander gewirkt hätten. Der Beweis hiervon iſt für meinen Raum zu „weitläuftig".

Sie ſehen leicht, mein Herr, daß Hr. Boſcovich nun bald Land gewinnt. Sobald er dieſen Satz des Newton erwieſen, folgert er daraus, daß die Quantität der Bewegung nach einer Direction beſtändig einerlei, wie nicht weniger, daß die Wirkung beſtändig der Gegenwirkung gleich ſei; und es iſt bekannt, daß man nur einen von dieſen Grundſätzen anzunehmen hat, um alle Geſetze der Bewegung für den Stoß der Körper daraus herzuleiten. Zwar den Satz, daß in zwei Punkten Wirkung

und Gegenwirkung sich gleich sei, hat Hr. Boscovich zum Behufe des Newtonischen Lehrsatzes ohne Beweis angenommen und zum voraus gesetzt. Die wechselsweise in einander wirkenden Kräfte, mit welchen er die Punkte beseelt, wirken in binis quibuscunque punctis aequaliter in plagas oppositas, d. h. die Wirkung ist der Gegenwirkung beständig gleich. Alles, was Hr. Boscovich nunmehr, ohne einen fehlerhaften Zirkel im Schließen zu machen, aus dem Newton'schen Lehrsatze folgern kann, ist dieses: daß die Gleichheit der Wirkung und Gegenwirkung auch in Massen, d. h. in ganzen Haufen von Punkten, statt finden müsse, sobald man sie in Ansehung zweier einzelner Punkte als ausgemacht zum Grunde legt. Da er aber auf diesen Satz die Gesetze der Bewegung für den Stoß der Körper gründet, so wäre es vielleicht besser gewesen, ihn mit Newton *) aus der Erfahrung anzunehmen, um die Gesetze der Bewegung auf keine willkührliche Voraussetzung zu stützen. Jedoch ich will Ihnen im Urtheilen nicht zuvorkommen. Ich fahre also fort zu erzählen.

Daß Hr. Boscovich keine vollkommen harte Körper zugiebt, dürfte Sie nicht wundern, da nach seinem System die Punkte, aus welchen der Körper besteht, sich allezeit näher kommen und niemals berühren können. Er giebt aber auch keine vollkommen weiche oder elastische Körper zu; und theilt die natürlichen Körper bloß in unvollkommen weiche und elastische ein, weil die unvollkommen harten doch entweder weich oder elastisch seyn müssen. Wie diese verschiedenen Arten von Körpern aus seinen Punkten entstehen können, werden wir im 3ten Theil erfahren.

Was nun den senkrechten Stoß der Körper betrifft, so erfolgt nach der Hypothese des Hrn. Boscovich alles eben so, wie nach der gemeinen Lehre, nur daß sich die Körper nicht völlig berühren. Hr. Boscovich glaubt, die Bewegung der Körper, die sich einander nähern, erscheine bloß den Sinnen als gleichförmig, in der That aber nehme sie unmerklich ab; und indem sie sich sehr nahe kommen, werde die Geschwindigkeit durch die vermehrte Zurückstoßungskraft so sehr vermindert, bis zwei weiche

*) Philosophiae naturalis principia mathematica. Lex III.

Körper ihre Figur verändern, d. i. in den Theilen, welche sich zu berühren scheinen, eine Geschwindigkeit rückwärts erlangen, im Ganzen aber neben einander ruhen; zwei vollkommen elalastische, wenn solche möglich wärrn, mit eben der Geschwindigkeit, und unvollkommene elastische mit einer geringern Geschwindigkeit sich von einander entfernen, als sie sich genähert haben.

Beim schiefen Anstoße der Körper betrachtet man, nach der gemeinen Methode, die Linie der Bewegung als eine Diagonale, und löst sie in die beiden Seiten des Parallelogramms auf. Die Idee von der Auflösung der Bewegung, sagt Hr. Boscovich, macht einige Schwierigkeit. Man kann ihr zwar die Richtigkeit nicht völlig absprechen; man begreift aber nicht so leicht, wie eine einzige Kraft in zwei andere aufgelöst werden soll, deren jede öfters größer ist als sie selbst; denn je stumpfer der Winkel angenommen, desto kleiner ist die Diagonale in Verhältniß gegen jede der Seiten. Nach seiner Hypothese findet diese Schwierigkeit nicht statt; denn ihm stehen so viel Kräfte zu Gebote, als er deren bedarf. Wir wollen den einfachsten Fall betrachten, wo man nach der gemeinen Methode zur Auflösung der Kraft seine Zuflucht nehmen muß. Dieser ist, wenn ein Körper unter einem schiefen Winkel an eine unbewegliche Fläche stößt. Hier findet die gemeine Methode eine Zertrennung der Kraft in zwei andere, davon eine der Fläche parallel läuft, die andere aber auf dieselbe senkrecht steht. Die senkrechte Kraft, sagt man, wird durch den unbeweglichen Widerstand gehoben, die parallele hingegen findet keinen Widerstand, und bleibt nach dem Stoße unverändert. Hr. Boscovich schreitet ohne Auflösung zu Werke. Er schließt also: wäre der Körper, welcher sich der unbeweglichen Fläche nähert, vollkommen weich, so würde er von der Zurückstoßungskraft der Fläche so lange zurückgetrieben werden, bis er sich ihm nicht mehr nähern, d. h. bis er neben der Fläche parallel fortlaufen würde. Diese Bewegung in der Parallele neben der Fläche ist aus der Bewegung des Körpers von dem Stoße (welche unverändert bleibt) und aus der Zurückstoßungskraft der Fläche zusammengesetzt. Könnte der Körper vollkommen elastisch seyn, so würde die Entfernungskraft, die er durch die Annäherung erlangt, zweimal so groß seyn, als diejenige, welche ein weicher Körper erlangt. Diese, mit der Kraft von dem Stoße zusammengesetzt, treiben den Körper unter

einem Winkel von der Fläche zurück, der dem Einfallungswinkel völlig gleich ist. Ist aber der Körper nicht vollkommen elastisch, so muß der Einfallungswinkel größer seyn, als der Winkel, unter welchem der Körper zurückprallt; und so erfolgt, ohne Auflösung der Kräfte, alles völlig so wie nach der gemeinen Methode.

Eben dadurch sucht Hr. Boscovich den bekannten Bernoulli'schen Beweis für die Leibnitzische Ausmessung der Kräfte zu widerlegen. Bernoulli beweist, daß ein Körper, der sich mit der Geschwindigkeit = 2 bewegt, vier andern Körpern die Geschwindigkeit = 1 mittheilen kann; und schließt hieraus, daß sich die lebendigen Kräfte wie die Quadrate der Geschwindigkeiten verhalten müssen. Nach Hrn. Boscovich's Hypothese aber ist die Folge ungegründet. Es ist nicht die erste Geschwindigkeit des Körpers = 2, die sich durch die Auflösung gleichsam vervielfältigt, und Geschwindigkeiten hervorgebracht haben sollte, welche zusammen ihrem Quadrate = 4 gleichen; sondern es sind neue Kräfte, die durch die Annäherung der Körper entstanden sind; daher ist aus derselben für das Maaß der vorigen Kräfte nichts zu schließen.

Im Übrigen kann sich, nach dem System des Hrn. Boscovich, der vorhin erwähnte Körper der unbeweglichen Fläche niemals in einer geraden Linie nähern, sondern in einem solchen Aste von einer krummen Linie, die mit den Sinnen von der geraden nicht unterschieden werden kann. Wenn er der Fläche nahe kommt, so wird die Zurücklassungskraft größer; daher nimmt die Krümmung zu, bis der Körper in einem andern Aste von der Fläche zurückfährt, der abermals mit den Sinnen von einer geraden Linie nicht unterschieden werden kann.

So viel von dem 2ten Theil dieser philosophischen Schrift. Ich weiß nicht, wie bald ich den 3ten Theil werde nachholen können. Hr. Boscovich hat dem Werke auch einige speculative Dissertationen angehängt, von welchen ich Ihnen, sobald es meine Zeit zuläßt, gleichfalls Rechenschaft geben werde.

XI. Den 13 Sept. 1759.

54ſter Brief.

Ich nehme mir vor, Sie heute von einem ſehr allgemeinen Vorurtheil zu befreien. Nicht wahr, Sie glauben wie Jedermann, daß es unmöglich ſei, z. E. eine Mauer oder einen Wall zu durchdringen, ohne eine Öffnung in denſelben zu machen? in ein verſchloſſenes Zimmer zu kommen, ohne irgendwo einzubrechen? u. ſ. w. Machen Sie ſich gefaßt, dieſen Irrthum zu verlaſſen. Ich will Ihnen beweiſen, daß alles dieſes recht ſehr mögliche Dinge ſind, und daß nur ein einziger Umſtand noch bisher ihre Wirklichkeit verhindert. Beſinnen Sie ſich nur erſt wieder auf die vornehmſten Sätze aus der Boſcovich'ſchen Hypotheſe; denn auf dieſelben wird ſich der Beweis ſtützen, ſo wie er aus dem Werke dieſes Paters genommen iſt.

Kein einziger Punkt, fängt Hr. Boſcovich, in dem dritten Theile ſeines ſo oft erwähnten Werks, an zu ſchließen, kann eben denſelben Raum einnehmen, in welchem ein anderer Punkt oder auch er ſelbſt jemals exiſtirt hat. Denn da jedes Zwiſchenräumlein der Punkte, ſo klein es auch immer ſeyn mag, dennoch, als ein Theil von einer Linie, unendlich viele Punkte einzunehmen fähig iſt, die Zahl der wirklichen Punkte aber nur endlich ſeyn kann; ſo iſt es unendlich wahrſcheinlicher, daß die Punkte in allen möglichen Bewegungen und Verſetzungen immer andere Räume beſetzen, als daß irgend einer wieder in den Raum eintreten ſollte, der ſchon einſt von ihm oder von einem andern Punkte iſt angefüllt geweſen; und dieſe unendliche Wahrſcheinlichkeit macht eine phyſikaliſche Gewißheit aus.

Wenn wir alſo von den Entfernungskräften abſtrahiren, ſo können alle Körper ſich einander, ſo wie das Licht die durchſichtigen Gegenſtände, oder die Feuchtigkeit den Schwamm, dem Augenſcheine nach durchdringen, ohne daß eine wirkliche Penetration dabei vorginge. Denn die Punkte des einen Körpers werden gewiß niemals gerade auf die Punkte des andern Kör-

pers, sondern, wie vorhin erwiesen worden, allezeit auf die Zwischenräumlein stoßen, und daher in ihrem Durchgange nirgends aufgehalten werden. Ohne Entfernungskräfte also können sich die Körper zwar nicht wirklich durchdringen, aber doch zu durchdringen scheinen, dergestalt, daß wir in diesem Falle durch die Erfahrung gar keinen Begriff von der Undurchdringlichkeit erlangen könnten.

Allein die zurückstoßenden Kräfte, mit welchen die Punkte ausgerüstet sind, verhindern bei einigen Körpern auch die scheinbare Durchdringlichkeit, indem sie jede Anziehungskraft, noch ehe die scheinbare Durchdringung geschieht, durch entgegengesetzte Kräfte aufheben oder ihre Richtung verändern, mithin den herannahenden Körper entweder zur Ruhe bringen, oder sich anders wohin bewegen lassen. Dadurch aber wird die scheinbare Durchdringung noch nicht ganz unmöglich gemacht. Denn da zu einer jeden Kraft eine gewisse Zeit erfordert wird, ehe sie eine merkliche Wirkung hervorbringt; so kann der herannahende Körper, wenn er mit einer hinlänglichen Geschwindigkeit begabt ist, die scheinbare Durchdringung in einer allzu kurzen Zeit verrichten, als daß die zurückstoßenden Kräfte des durchdrungenen Körpers sollten einen merklichen Widerstand thun können. Wir sehen dieses an einer eisernen Kugel, z. B. die auf einer Fläche fortrollt, auf welche hier und da kleine Stückchen Magnet zerstreut sind. Bewegt sich die Kugel mit einer mäßigen Geschwindigkeit, so wird sie in ihrer Bewegung von der anziehenden Kraft der nahen magnetischen Theile aufgehalten, und wohl gar zur Ruhe gebracht; bewegt sie sich aber allzu schnell zwischen den Magnetstückchen hindurch, ohne sie zu berühren, so hat die magnetische Kraft nicht Zeit genug, ihre Wirkung gehörig zu äußern, und die Kugel wird nur einen ganz unmerklichen Theil von ihrer Geschwindigkeit verlieren.

Hr. Boscovich glaubt hier die wahre Ursach entdeckt zu haben, warum die Lichtstrahlen die durchsichtigen Körper von allen Seiten ungehindert durchscheinen können; denn daß die Lichtstrahlen eine ungemeine Geschwindigkeit besitzen, kann durch die Erfahrung hinlänglich bewiesen werden. Ihre Punkte, meint er, können also so schnell vor den Punkten des durchsichtigen Körpers vorbeifahren, daß die zurückstoßenden Kräfte nicht Zeit genug haben, ihnen einen merklichen Widerstand entgegenzusetzen. Auf gleiche Weise, sagt Hr. Boscovich, würden wir durch ver-

schlossene Thüren und die stärksten Mauern ohne Hinderniß, und ohne die geringste Öffnung hinter uns zu lassen, durchkommen können, wenn wir nur im Stande wären, uns die gehörige Geschwindigkeit zu geben, die seiner Theorie nach dazu erfordert wird. Wenn die Kraft des Pulvers groß genug wäre, so könnte man eine Kugel durch die Wand treiben, ohne ein Loch in dieselbe zu machen, u. s. w.

Was sagen Sie zu diesen Paradoxen? Mich dünkt, es ließe sich dadurch manches wunderbare Mährchen, darüber der Weltweise mit dem Pöbel nicht einig werden kann, zum Besten des letztern gar deutlich erklären. Die Geister können z. E. Leiber haben, wie wir, und dennoch allenthalben ohne Hinderniß durchdringen, und in den verschlossensten Zimmern aus den Wänden hervorkommen. Ein Mensch wird sich schußfrei machen können, wenn er das Geheimniß besitzt, der Kugel mit einer solchen Geschwindigkeit entgegenzueilen, daß sie seinen Körper durchdringt, ohne ihm den geringsten Schaden zuzufügen; und es wird nicht ganz unmöglich seyn, aus einem verschlossenen und versiegelten Kasten das hineingelegte Geld herauszubringen, — eine Begebenheit, von welcher ich einst eine ganze Dissertation gelesen habe.

Sie werden sagen: durch dergleichen Consequenzien läßt sich keine philosophische Hypothese widerlegen? Man würde nichts gewinnen, meinen Sie, wenn sich auch Ihr Boscovich zu allen diesen scheinbaren Ungereimtheiten verstünde?

Sie haben Recht! Dieses war auch ganz und gar meine Absicht nicht. Ich weiß, wie leicht man aus jedem philosophischen System Folgerungen ziehen kann, die demjenige Ding, das man gesunde Vernunft oder bon-sens nennt, für ungereimt erklärt. Wie weit würde man in den demonstrativen Wissenschaften gekommen seyn, wenn man sich bloß der Führung des bon-sens, der die Gegenstände durch ein sehr blendendes Licht unterscheidet, hätte überlassen wollen?

So viel kann man indessen wider den Hrn. Boscovich durch Consequenzien gewinnen: man kann beweisen, daß seine Hypothese von einem weit größern Umfange sei, als die Natur selbst; und daß man, nach seiner Art, weit sonderbarere Erscheinungen und verwickeltere Begebenheiten erklären könne, als diejenigen, welche in der Werkstatt der Natur jemals zum Vorschein kommen. Mich dünkt, dieses mache ein starkes Vor-

ett. Da er die Natur seiner Curve nicht genau be-
hat, so stehen ihm so viele Durchkreuzungen der Axe,
Schranken, ja so viele asymptotische Füße, und daher
und so mannigfaltige Kräfte zu Diensten, als er deren
mer bedarf. Welche natürliche Begebenheit wird nun-
schwer zu erklären seyn? Fragt man: wie kommt es,
wisse Körper die Beschaffenheit haben, daß ihre Theile
us ihrer Lage verrückt werden können, aber jederzeit eine
ung anwenden, sich wieder in ihren vorigen Zustand zu
t? so ist die Antwort: weil ihre Punkte in solchen
ken sich befinden, allwo die Kräfte erst zurückstoßend, her-
nziehend werden. — Warum bleiben die Theile der
Körper in der Lage, in welche man sie versetzt? Das
weil bei ihnen die Schranken sehr häufig auf einander
dergestalt, daß jeder Punkt, sobald er eine Schranke
wieder in eine andere eintritt; allwo er folglich weder an-
, noch zurückgestoßen wird, mithin nach einigen Schwin-
ruhen muß. Noch mehr! die Salze, Eis, Schnee
. schießen unter gewissen Figuren an; wie geht dieses
- Nichts ist leichter zu sagen, als dieses. Hr. Boscovich
eigt, daß es in seiner Linie solche Stellen geben könne,
die Punkte sich nothwendig in gewisse Figuren ordnen
, weil sie sich in jeder andern Lage zurückstoßen, und nur
er einzigen einander anziehn. Kurz! die allerschwersten
lassen sich mit einer erstaunenswürdigen Leichtigkeit be-
ten. Aber was sind dieses für Beantwortungen? und
ir ein Licht geben sie uns mehr, als die bloßen Data,
erläutern sollen? Die Erfahrung lehrt, daß sich die
eines elastischen Körpers zusammenziehen, wenn sie aus-
t, und ausdehnen, wenn sie zusammengezogen werden.
eder sieht, daß hier Kräfte seyn müssen, die in einer grö-
Entfernung ein Zusammenziehen, in einer kleinern aber

ein Zurückſtoßen verurſachen müſſen. Man fragt: was ſind dieſes für Kräfte? woher entſpringen ſie? Geſchieht nun dieſer Frage ein Genüge, wenn man mit Hrn. Boſcovich antwortet, die Kräfte der elaſtiſchen Körper wären ſo beſchaffen, daß ſie in kleinern Diſtanzen zurückſtoßend, in größern aber zuſammenziehend werden? Das haben wir gewußt, wird man erwiedern, und ſo viel zeigt der Augenſchein; allein woher kommt dieſe wunderbare Mannigfaltigkeit der Kräfte? daß man uns hier eine krumme Linie einigemal durch die Axe ſchlängelt, das erläutert nichts. Wenn der Urſprung der Kräfte erſt auf eine andere Weiſe erklärt wäre, ſo könnte man uns allenfalls den geometriſchen Ort zeigen, dadurch ihre verſchiedenen Modificationen in Linien ausgedrückt werden können. Was für ein ſeltſamer Mißbrauch aber, wenn man uns dieſen geometriſchen Ort ſtatt einer deutlichen Erklärung aufdringen will!

Und dieſer Fehler herrſcht durchgehends in dem ganzen phyſiſchen Theile des Boſcovich'ſchen Syſtems. Seine Hypotheſe hat zu nichts mehr gedient, als ungefähr den Zug der Linie auf eine ſehr allgemeine und unbeſtimmte Art anzugeben; welche allenfalls den geometriſchen Ort abgeben könnte, wenn uns eine tiefere Einſicht in die Geheimniſſe der Natur das Maaß der Kräfte und ihre mannigfaltigen Abänderungen, und durch dieſe die wahre analytiſche Gleichung hätte kennen gelehrt. Aber wie weit iſt dieſes von einer deutlichen und verſtändlichen Erklärung der natürlichen Erſcheinungen entfernt!

Hier in dem phyſiſchen Theile erwähnt Hr. Boſcovich auch endlich der Kraft der Trägheit; und er ſucht ſie aus dem allgemeinen Newton'ſchen Grundſatze herzuleiten, deſſen ich in meinem vorigen Schreiben *) erwähnt habe. Ich glaube aber an eben demſelben Orte deutlich genug gezeigt zu haben, daß Hr. Boſcovich keinen Schritt thun kann, den Newton'ſchen allgemeinen Grundſatz zu beweiſen, ohne das Geſetz der Trägheit wenigſtens in Anſehung der Punkte zum voraus zu ſetzen; und ich weiß nicht, wie er ſich hier wider die Beſchuldigung eines fehlerhaften Zirkels retten wird.

An einem andern Orte ſieht Hr. Boſcovich ſehr wohl ein,

*) ſ. den 45ſten Brief.

daß nach seiner Hypothese der Begriff von der Figur der Körper sehr unbestimmt sei, ja sogar, daß die Körper, wenn man will, nur als Flächen oder Linien betrachtet werden können. Denn da nach seiner Hypothese die Körper bloß aus Punkten, die nach allen drei Ausmessungen zerstreut sind, und aus Zwischenräumchen bestehen, so kann man diese Punkte entweder als in einer stätigen Oberfläche eingehüllt betrachten, und in diesem Fall machen sie einen Körper aus; man kann aber auch eine einzige Fläche oder gar eine einzige Linie annehmen, welche in ihren vielfältigen Krümmungen alle Punkte ohne Ausnahme in sich begreift; und in diesem Falle machen die Punkte zusammengenommen keinen wirklichen Körper, sondern nur eine stätige Fläche oder eine stätige Linie aus. Statt diese Beschuldigung von seiner Hypothese abzulehnen, sucht er vielmehr den Begriff von der Figur der Körper auch nach der gemeinen Meinung in Schwierigkeiten zu verwickeln. Er führt eine Stelle aus einer von ihm selbst geschriebenen Dissertation de figura telluris an, in welcher er zeigen will, daß wir mit dem Worte: Figur der Erde, einen sehr schwankenden Begriff verbinden. Sein Beweis ist folgender. „Diejenige Oberfläche der Erde, welche die „Meere, Flüsse, Berge und Thäler umschränkt, ist nicht nur, „wenigstens in Ansehung unser, unregelmäßig, sondern auch un„beständig; denn sie wird mit jeder kleinsten Bewegung der fe„sten und flüssigen Theile verändert. Von dieser Figur der „Erde ist auch niemals die Rede gewesen. Man hat eine an„dere, gewissermaßen regelmäßige Figur dafür angenommen, die „jener am nächsten kommt; man hat sich nämlich vorgestellt, „die Berge und Hügel wären abgetragen, und die Thäler damit „angefüllt worden. Allein auch dieser Begriff von der Figur „der Erde ist schwankend und unbestimmt. Denn so wie unend„lich viele regelmäßige Curven durch eine gewisse Anzahl gegebe„ner Punkte gezogen werden können; eben also können unend„lich viele krumme Flächen dergestalt um die Erde gezogen wer„den, daß sie entweder in gewissen gegebenen Punkten die Berge „und Hügel berühren, oder dieselben auf eine solche Art durch„schneiden, daß die innern leeren Lücken mit der außerhalb der „Fläche befindlichen Materie angefüllt werden können; und alle „diese Flächen können demungeachtet regelmäßig seyn. Es giebt „also unendlich viele verschiedene Flächen, die der Aufgabe Ge-

„nütze thun"; — und hieraus ſchließt Hr. Boſcovich, daß die Aufgabe ſelbſt unbeſtimmt ſeyn müſſe.

Ich bin ſehr begierig, erwähnte Diſſertation des Hrn. Boſcovich ſelbſt zu leſen. Ich kann mir unmöglich vorſtellen, daß ein ſo ſcharfſinniger Mathematikverſtändiger, als Hr. Boſcovich iſt, vergeſſen haben ſollte, daß unter allen dieſen mannigfaltigen regelmäßigen Flächen doch nothwendig eine die allerkleinſte ſeyn muß; und daß ohne Zweifel von dieſer Fläche die Rede iſt, wenn man die Figur der Erde zu beſtimmen ſucht.

(Der Beſchluß folgt.)

XII. Den 20 Sept. 1759.

Beſchluß des 54ſten Briefes.

Die Alten haben geglaubt, die Linie, welche von einem Erdpol zum andern gezogen wird, ſei einem halben Zirkel ähnlich; durch die Entdeckung der Neuern aber weiß man, daß dieſe Linie einer halben Ellipſis näher komme, als einem halben Zirkel. Haben irgend die Alten nicht gewußt, daß man von einem Pol zum andern, durch ſo viel gegebene Punkte man will, unendlich viel regelmäßige Linien ziehen könne? Gewiß, dieſes kann ihnen nicht unbekannt geweſen ſeyn. Allein ſie hielten den Zirkel für die kleinſte regelmäßige Linie, die um die Erde gezogen werden kann; und die Neuern haben gefunden, daß eine Ellipſis, die um die Erde gezogen wird, kleiner ſei, als ein um dieſelbe gezogener Zirkel. Eben dieſelbe Beſchaffenheit hat es mit der Fläche, durch welche man die Geſtalt der Erde beſtimmt. Man ſucht die kleinſte Fläche, die um den Erdball gezogen werden kann; und dieſe ſucht man mathematiſch, aber nicht, wie Hr. Boſcovich behauptet, aestimatione quadam morali, ausfindig zu machen. Und alſo haben die Worte: Figur der Erde oder der Körper überhaupt, nach der gemeinen Hypotheſe eine ſehr beſtimmte Bedeutung. Hr. Boſcovich wird

ganz allein auf diesen Ausdruck Verzicht thun müssen, weil nach seiner Hypothese die ganze Körperwelt als eine einzige stätige Linie betrachtet werden kann, wie ich bereits oben angeführt.

Vielleicht könnte Hr. Boscovich hierin mit den Leibnitzianern gemeinschaftliche Sache machen; denn obgleich nach ihrem System die deutliche Erklärung der Figur nicht eben die Schwierigkeit hat, als nach dem Boscovich'schen, so können sie doch aus andern Gründen ihrem Inbegriffe von einfachen Dingen nicht anders eine Figur zuschreiben, als insoweit die Zusammensetzung derselben als eine selbstständige Erscheinung betrachtet wird. Der Pater hat ohnedem sehr vieles mit dieser Schule gemein.

Außer vielen Stücken, deren ich bereits Erwähnung gethan, stimmt er noch mit derselben ein, daß die Materie in steter Bewegung sei, daß keine Veränderung in dem kleinsten Theile der Körper vorgehen könnte, ohne eine Veränderung im Ganzen nach sich zu ziehen; und läugnet, so wie sie, die Wirklichkeit einer stätigen Größe, eines mathematischen Körpers in der Natur. Er sagt sogar mit ausdrücklichen Worten: Geometria tota imaginaria est, et idealis, sed propositiones hypotheticae, quae inde deducuntur, sunt verae, et si existant conditiones ab illa assumptae, existent utique et conditiones inde erutae (§. 369.). Hier geht Hr. Boscovich noch weiter, als selbst die Leibnitzianer. Diese würden sehr Bedenken tragen, zu sagen, die ganze Geometrie beruhe bloß auf der Einbildung.

55ster Brief.

Sie haben den rechten Punkt getroffen! Herr Boscovich scheint auf dem halben Wege zur Wahrheit stehen geblieben zu seyn. Die Ausdehnung, Undurchdringlichkeit und noch einige andere Eigenschaften der Körper erkannte er für bloße Erscheinungen, die ihren Grund in den Kräften der einfachen Dinge oder Punkte haben, an und für sich aber so wenig als die Farben, Wärme und Kälte u. s. w. in den Körpern außer uns so

anzutreffen ſind, wie ſie ſich unſern Sinnen darſtellen. Allein von dem Raume und von der Bewegung ſah er dieſes nicht ein. Was Hr. Boſcovich von dem Raume gehalten, werde ich Ihnen weiter unten Gelegenheit haben umſtändlicher zu erzählen. So viel haben Sie aus dem Vorhergehenden geſehen, daß er ſeine Ausdehnung aus unausgedehnten Punkten entſtehen läßt, und ſich mit den Waffen der Leibnitzianer wider diejenigen vertheidigen muß, die hierin einen Widerſpruch zu finden glauben, ſo wenig er auch dieſes geſtehen will. Allein dieſe unausgedehnten Punkte, oder einfachen Dinge, wenn man ſie ſo nennen will, ſtehen ihm von einander ab, und ſind in dem leeren Raume, den wir vor uns ſehen, nach allen Ausmeſſungen zerſtreut. Er läßt alſo den Raum wirklich das ſeyn, was ſich unſere Einbildungskraft von ihm vorſtellt. Gleichergeſtalt verfährt er mit der Bewegung; denn da er ſeinen einfachen Dingen Kräfte zuſchreibt, andere einfache Dinge bald an ſich zu ziehen, bald von ſich zu ſtoßen, ſo realiſirt er alle Begriffe, die wir uns mit den Sinnen von der Bewegung machen; und muß ſogar einen realen Einfluß, eine Wirkung in die Ferne, und viele andere Idole annehmen, die man mit gutem Erfolge aus der Metaphyſik verbannt hat.

Und eben deswegen, weil ſich Hr. Boſcovich nur halb von den Idolen der Einbildungskraft befreit hat, macht er den Leibnitzianern manche Einwürfe, die eine ſehr unvollkommene Kenntniß des Leibnitziſchen Lehrgebäudes anzeigen. Er ſteht z. B. in der Meinung, Leibnitz ließe ſeine Punkte ſich unmittelbar einander berühren; und glaubt, wie ich Ihnen in einem meiner vorigen Briefe geſchrieben, man hätte die Schwierigkeit noch nicht gehoben, die dem Zeno vorlängſt gemacht worden, daß nämlich unausgedehnte Punkte, die ſich unmittelbar berühren, nothwendig in einander fallen müßten. Wird ſich der Leibnitzianer nicht hier beklagen, daß man ihm Begriffe vom Berühren und Ineinanderfallen aufdringe, die ſich nach ſeinem Syſtem nicht ſo ſchlechterdings aus der Meßkunſt in die Metaphyſik hinübertragen laſſen? Mir iſt das Berühren, wird er ſagen, wie wir es mit den Sinnen begreifen, nichts als eine bloße Erſcheinung; ſo wie der Carteſianer die Farben, und Hr. Boſcovich auch die körperliche Ausdehnung für nichts anders erkennt. Von einfachen Dingen hingegen ſagt man, faſt auf eine figürliche Weiſe: ſie berühren ſich, wenn ſie unmittelbar

wechselsweise in einander wirken; und diese Berührung muß man nicht mit den Sinnen begreifen wollen; denn was wäre dieses anders, als einfachen Substanzen Erscheinungen zuschreiben, die ihren Grund in der Zusammensetzung haben? In einander fallen aber können einfache Dinge nicht eher, als wenn man die Merkmale aufhebt, daran sie erkannt und von einander unterschieden werden. So lange die Dinge aber verschieden sind, müssen sie mit andern zufälligen Dingen in einem verschiedenen Verhältniß stehen; mithin im Raume neben einander seyn, aber nicht in einander fallen. So erklärt sich Leibnitz an verschiedenen Stellen, und die Leibnitzianer in jedem Lehrbuche. Man kann ihnen Einwürfe machen, sie widerlegen, aber doch unmöglich mit dem Pater Boscovich (§. 317.) sagen, Leibnitz habe seine ausgedehnten Punkte sich berühren lassen, damit ein continuum mathematicum daraus entstehe? Was für ein ungeheures Ding ist ein continuum mathematicum, das aus Leibnitzischen Monaden zusammengesetzt ist! Oder kann man sich es wohl träumen lassen, mit unserm Pater vorzugeben, daß beide, sowohl Leibnitz als Zeno, cum simplicitate, et inextensione, quam iis elementis tribuunt, commiscent ideam illam imperfectam, quam sibi compararunt per sensus, globuli cujusdam rotundi, qui binas habet superficies a se distinctas (§. 137.)? Ich möchte wissen, was Hr. Boscovich von Leibnitz gelesen hat, daß er solche Gedanken hat von seinem System hegen können.

Der Pater hat noch einen ziemlichen Vorrath von Einwürfen wider die Leibnitzische Philosophie hier und da in seinem Werke angebracht. Ich werde Sie aber nicht länger damit aufhalten.

56ster Brief.

In einer dem Werke angehängten metaphysischen Untersuchung handelt Hr. Boscovich von der Seele und Gott. Die Vereinigung des Körpers und der Seele, sagt er, geschieht nach drei verschiedenen Arten von Gesetzen (denn auch hier wird uns nicht mehr gesagt, als die Gesetze, nach welchen die Veränderungen erfolgen), davon zwei von dem Gesetze der Bewegung der materialischen Punkte ganz verschieden sind; die dritte aber kommt demselben in etwas nahe, und weicht wiederum in vielen Stücken von ihm ab. Aus gewissen örtlichen Bewegungen in den äußern Gliedmaßen entspringen gewisse geistige Bewegungen in der Seele; einige nothwendig, als die sinnlichen Empfindungen, andere durch eine freie Willkühr, als die Entschließungen des Willens. Dieses ist das erste Gesetz.

Auf diese freien Entschließungen des Willens und innere geistige Bewegung der Seele erfolgen, vermöge des zweiten Gesetzes, die örtlichen Bewegungen in den äußeren Gliedmaßen. Hingegen giebt es keine körperlichen Bewegungen, und keine Vorstellungen in der Seele, welche die freie Wahl des Willens nach einem gewissen Gesetze bestimmen sollte, dieses jenem vorzuziehen. Höchstens, sagt Hr. Boscovich, dürften sie vielleicht gewisse Handlungen leichter machen, und die Seele mehr zu diesen als zu ihrem Gegentheile neigen können. Die Fähigkeit der Seele aber, die wir Willen nennen, muß allezeit die allerfreieste Wahl behalten, das Gegentheil zu wählen; dergestalt, daß sie bloß aus innerer Bestimmung sich auf die Seite lenken kann, wo die wenigsten Bewegungsgründe sind. — Nach dem dritten Gesetze endlich bewegt sich die Seele aus ihrem Orte, und folgt allenthalben ihrem Körper nach. Es scheint aber nicht, meint Hr. Boscovich, daß hier, so wie bei den materialischen Punkten, die Anziehungen und Zurückstoßungen mit einander abwechseln sollten. Er vermuthet vielmehr, die Seele würde auch in der kleinsten Entfernung von dem Körper nicht zurückgestoßen, sondern könne völlig sowohl von der Materie, als von andern Geistern durchdrungen werden.

Der Pater kommt hierauf zu den Beweisen für das Daseyn Gottes, und widerlegt durch seine Hypothese den Einwurf,

ine jede endliche Folge von Begebenheiten, die noch so or-
ch, noch so vollkommen ist, durch eine bestimmte Anzahl
iger Würfe, bloß vom Ungefähr könne hervorgebracht wer-
— Der Hypothese der Atheisten von der Nothwendigkeit
Welt setzt er, außer den Gründen, die ihm sein System
e Hand giebt, einen Schluß entgegen, welcher mit dem
nen Schlusse von der Unmöglichkeit einer unendlichen Reihe
übereinkommt. Hr. Boscovich, der ihn verbessert zu ha-
glaubt, muß unsere deutschen Weltweisen niemals gelesen
. — Von dem System der besten Welt hat Hr. Bosco-
ganz seltsame Gedanken. Er glaubt, wir würden, wenn
die beste Welt wäre, nicht nöthig haben, Gott für unser
n zu danken; denn er würde uns ja wegen unseres Ver-
es zum Daseyn haben rufen müssen, weil die anderen Ge-
e, die er in ihrem Nichts gelassen, nicht so gut zur be-
Welt sich schicken, als wir. Wenn man ihm auch das
sen wollte hingehen lassen, das hier doch noch einer wich-
Einschränkung bedarf; was für Begriffe hat Hr. Boscovich
er Dankbarkeit!

Einige mathematische Anhänge, die Hr. Boscovich aus
n von ihm verfertigten Schriften anführt, werden Sie ver-
lich selbst lesen. Wir wollen also nur noch hören, was
m Raume und von der Zeit denkt. Er hat seine eigenen
ken hierüber aus seinen Supplementis Stayanis hergesetzt,
Werke, das mir, so viel ich mich erinnere, noch nicht zu
te gekommen.

„Sowohl diejenigen", sagt Hr. Boscovich, „welche den
m für ein wirkliches, stätiges, ewiges und unermeßliches
g halten, als die, welche ihn mit Leibnitz und Cartes durch
Ordnung der Dinge erklären; müssen dennoch einen mo-
, — wie soll ich das Wort sogleich übersetzen? — eine
se zu existiren annehmen, die nicht bloß in der Einbildung
t, sondern wirklich ist, vermöge welcher die Dinge da
wo sie wirklich sind, die auch selbst so lange existirt, so
die Dinge wirklich da sind, und verschwindet, sobald die
ge allda vorhanden zu seyn aufhören". — Ja, Hr. Bos-
meint, man müsse zwei solche Etwas zugeben, man
sie nennen, wie man wollte, das eine für das wo, und
ndere für das wann: einen modum, per quem res
bi, ubi est, und einen andern, per quem res est

tum, cum est. Nun giebt er einem jeden Punkte zwei Reihen von ſolchen wirklichen exiſtirenden Modis, und dieſe machen ſodann den wirklichen Raum und die wirkliche Zeit aus. Denkt man aber die bloße Möglichkeit von dieſen Modis, ſo hat man den leeren Raum und die leere Zeit, wenn man ſich ſo ausdrücken kann, oder den eingebildeten Raum und die eingebildete Zeit.

„Die wirklichen und exiſtirenden Modi entſtehen und vergehen wieder, ſind untheilbar, unbeweglich, unausgedehnt, und in „ihrer Ordnung unveränderlich". In dem Zwiſchenräumlein der Punkte giebt es einen möglichen Raum, indem wir uns die Möglichkeit immer anderer und anderer Punkte vorſtellen, die zwiſchen den erſten Punkten ihre Modos finden könnten. Hr. Boſcovich beweiſt, daß dieſer mögliche oder eingebildete Raum ſtätig, unendlich, ewig und nothwendig ſei, obgleich alle dieſe Eigenſchaften dem wirklichen Raume nicht zukommen. Endlich wendet er alles, was von dem Raume geſagt worden, auch auf die Zeit an. Ich weiß nicht, was ich aus dieſer bloßen Möglichkeit machen ſoll, von welcher man doch behauptet, daß ſie wirklich ſei. Zwiſchen den Punkten giebt es einen Zwiſchenraum; dieſer Zwiſchenraum iſt wirklich, aber er iſt nichts als ein möglicher Raum. Sehen Sie die Verwirrung, in welche den Pater ſeine Wirkung in die Ferne geſtürzt hat? Er hat einen leeren Raum zugeben müſſen; denn dazu nöthigte ihn ſeine Hypotheſe. Dennoch wollte er dieſen Raum nicht mit einigen Newtonianern für ein wirkliches, ausgedehntes, untheilbares und ewiges Ding halten. Er machte alſo eine bloße Möglichkeit daraus, und zwar eine Möglichkeit, die entweder exiſtiren muß, — oder ſeine Punkte haben keine wirklichen Zwiſchenräume, und fallen vermöge ſeiner eigenen Hypotheſe in einander. Um ſein Syſtem nicht ſinken zu laſſen, hat er ſich alſo zu handgreiflichen Widerſprüchen verſtehen müſſen.

Dieſes iſt das allgemeine Schickſal der Hypotheſen! Sie paſſen ſich ſelten ganz genau auf die Natur; daher läßt man ſich öfters verleiten, um die Hypotheſe nicht fahren zu laſſen, den erſten und ſicherſten Begriffen Gewalt anzuthun. — Sie werden, wenn Sie das Werk ſelber leſen, noch viele Stellen bemerken, in welchen ſich die Schwäche der Hypotheſen ganz offenbar zeigt. Und dennoch macht die Durchleſung deſſelben ungemein viel Vergnügen. Man ſieht die mächtige Anſtrengung

eines Genies, der ganzen Natur gleichsam Fesseln anzulegen, und sie allenthalben hinzuführen, wohin es von seiner Hypothese geleitet wird. Man sieht mit Verwunderung, was für Triebfedern der Verfasser in Bewegung setzt, seine Hypothese in den Lauf zu bringen; und da ihm seine Aussicht alle Gegenstände von einer neuen Seite zeigt, so kann seine Bemühung so wenig für ihn als für die Leser ganz unfruchtbar ablaufen. Er muß auf seinem Wege hier und da ein Vorurtheil gestürzt, eine Wahrheit entdeckt, eine andere besser bewiesen, oder mit fruchtbareren Folgen bereichert haben; Lohns genug für die sauerste Arbeit, die uns die Untersuchung gekostet hat! Überhaupt ist es rühmlicher und der Wahrheit weit ersprießlicher, mit Genie von ihr abzuweichen, als dasjenige geistlos zu wiederholen, was Andere vor uns schon besser gesagt haben.

Aus dem IV. Theil.

II. Den 11 Oct. 1759.

60ster Brief.

Gesetzt, ein Dichter hat Empfindungen auszudrücken, die ihm fremd sind, die er niemals selbst gefühlt hat; so wird er, wenn es ihm nur nicht an Genie mangelt, wenigstens denken statt zu empfinden. Seine Empfindungen werden das entzündete Feuer der Begeisterung nicht haben, die bei dem Leser ein sympathisches Gefühl erregen kann; er wird aber doch allezeit Gedanken hervorbringen, die gelesen zu werden verdienen. Der denkende Kopf kann spitzfindig und frostig, aber niemals abgeschmackt werden.

Der Hr. Prof. Sulzer sagt irgendwo: „wenn in der „Republik der Gelehrten Gesetze könnten gegeben werden, so „sollte dieses eines der ersten seyn: daß sich niemand unterstehen

„sollte ein Schriftsteller zu werden, der nicht die vornehmsten „griechischen und lateinischen Schriften der Alten, mit Fleiß, und „zu wiederholten malen durchgelesen". Mich wundert es, daß dieser wahrhaftig denkende Kopf gegen die sich selbst bildenden Genies hat so unbillig seyn können. Sein Gesetz hätte uns ja um alle Werke des Shakespear bringen können! Wenn es möglich wäre, so sollte man lieber den Leuten, die nicht selbst denken, das Schriftstellerhandwerk legen, und wenn sie auch die Alten mit noch so viel Fleiß durchgelesen hätten! Das Genie kann den Mangel der Exempel ersetzen, aber der Mangel des Genies ist unersetzlich.

In der gelehrten Republik taugen die geistlosen Köpfe auch nicht einmal zu bloßen Tagelöhnern. Sie können die Materialien nicht einmal auf eine nützliche Weise zusammentragen, die zur Einrichtung eines Gebäudes nothwendig sind. Was sieht z. B. dem ersten Anblicke nach einer Tagelöhnerarbeit ähnlicher, als das Wörterbuchschreiben? Welcher seichte Kopf, der noch so sehr von seiner Unfähigkeit überzeugt ist, wird sich nicht für tüchtig halten, ein Wörterbuch in einer Sprache zu schreiben, die er nur so halbwege versteht? Allein was für große Gaben setzt diese Arbeit nicht von Seiten des Verfassers voraus, wenn sie den Nutzen haben soll, den man von ihr fordern kann! Hören Sie, was der vorhin erwähnte Sulzer davon sagt: „Man kann den Werth eines vollkommenen Wörterbuchs nicht „genug schätzen. Ein solches Werk ist ein Schatz, an welchem „einer ganzen Nation sehr viel gelegen ist. Es erfordert die ver„einigte Kraft verschiedener grosser Männer, denen es weder an „philosophischer Scharfsinnigkeit und Wissenschaft, noch an gros„ser Belesenheit, noch an Einsicht in alle Arten der Wissen„schaften und Künste fehlet. Man würde vielleicht nicht zu viel „sagen, wenn man behauptete, daß die Verfertigung eines voll„kommenen Wörterbuchs die schwerste und fürtreflichste Arbeit „des menschlichen Verstandes sey".

Zum Unglücke pflegen dergleichen Arbeiten mehrentheils ein Raub der schlechtesten Köpfe zu werden. Entweder wollen sich die Genies keiner so undankbaren Arbeit unterziehen, da sie ihre Fähigkeit nur gleichsam unter der Hand zeigen können; oder sie sehen die Schwierigkeiten, die damit verbunden sind, allzu deutlich ein, und verzweifeln, sie mit Ruhm übersteigen zu können. Der schlechte Kopf ist glücklicher. Da er die Hindernisse nicht

eht, die aus dem Wege zu räumen sind, so stolpert er über lles hinweg; und glaubt sich endlich am Ziele, da er vielleicht och am weitesten davon entfernt ist.

Diesen Leuten ist keine Unternehmung in der Welt zu chwer. Ich kann Ihnen diese Bemerkung durch ein sehr gele- entliches Beispiel bestätigen. Sie wissen doch, daß der Hr. Prof. Sulzer vor einigen Jahren ein Werk angekündigt, darin- en er die „Grundsätze und Regeln der schönen Künste", nebst em Wichtigsten aus der Geschichte derselben, hat in alphabeti- cher Ordnung vortragen wollen. Sie werden auch gehört ha- en, daß er seit vielen Jahren mit ungemeinem Fleiße an die- em Werke arbeitet, und sich noch nicht im Stande glaubt, ie ungeduldigen Liebhaber so bald befriedigen zu können? Der Gewissenhafte! Prof. Gottsched hat seit der Zeit ein Dictio- naire der schönen Künste und Wissenschaften *) schon gesam- melt, schon in Ordnung gebracht und schon drucken lassen! Sein Werk ist schwarz auf weiß in Leipzig zu haben, indessen daß Sulzer noch Künstler zu Rathe zieht, noch überlegt, än- dert und verbessert. Ich wette, Gottsched's Wörterbuch wird verkauft und vergessen seyn, ehe Sulzer's Werk noch zum Vorschein kommen wird!

61ster Brief.

Die Stellen, die ich in meinem vorigen Schreiben von Sulzer angeführt, sind aus einem Werkchen, das den Titel hat: „Kurzer Begriff aller Wissenschaften und anderer Theile „der Gelehrsamkeit, worinnen jeder nach seinem Inhalt, Nutzen „und Vollkommenheit kürzlich beschrieben wird"; davon neulich die 2te, ganz veränderte und sehr vermehrte Auflage herausge- kommen. Der Verf. hat es völlig umgearbeitet; und so wie es jetzt ist, verdient es die Aufmerksamkeit aller Liebhaber der

*) Der genaue Titel ist: Handlexikon, oder kurzgefaßtes Wörterbuch der schönen Wissenschaften und freien Künste.
Anmerk. des Herausgebers.

Wiſſenſchaften. Sie haben hier das Land der Gelehrſamkeit wie auf einer Landkarte vor Augen, und können die Namen, die Lage und allgemeine Beſchaffenheit der verſchiedenen Provinzen und Städte derſelben faſt mit Einem Blicke überſehen. Da er mit dem Kanzler Baco verſchiedene Abſichten hatte, ſo mußte er auch einen ganz verſchiedenen Weg einſchlagen. Jener hielt ſich am meiſten bei ſolchen Theilen der Gelehrſamkeit auf, die zu ſeiner Zeit entweder noch zu erfinden oder zu verbeſſern waren; dieſer aber will in einem kurzen Abriſſe zeigen, wie weit man gekommen, was die Gelehrten mit ihren Bemühungen ausgerichtet haben. Die unbekannten Gegenden bemerkt er, wie die Erdſchreiber zu thun pflegen, nur inſoweit die Gränzen des zu beſchreibenden Landes ſich in dieſelben zu verlieren ſcheinen.

Hr. Sulzer zeigt ſich in allen Theilen der Gelehrſamkeit als einen denkenden Kopf, der ſich mit philoſophiſcher Scharfſinnigkeit umgeſehen, und das weitläuftige Feld der menſchlichen Erkenntniß unter Einem Geſichtspunkte zu vereinigen weiß. Schade, daß es ihm nicht auch gefallen, die Werke anzuzeigen, die zur Erlernung einer jeden Wiſſenſchaft am unentbehrlichſten ſind! Bei ſo verſchiedenen Vorſchlägen zur Anlegung einer nützlichen Bibliothek, die man ſchon gethan hat, ſcheint eine ſolche Arbeit von einem gründlichen Manne noch gar nicht überflüſſig zu ſeyn.

Über die Philoſophie iſt Hr. Sulzer am weitläuftigſten. Wolf iſt faſt in allen Theilen derſelben ſein Held; und er hat die Verdienſte dieſes unſterblichen Mannes in wenigen Blättern ganz anders anzuzeigen gewußt, als der vielſchreibende Gottſched in ſeinem Quartanten. Die Anmerkungen, die er hier und da über noch auszufüllende Lücken in der Weltweisheit angebracht, ſind wichtig. Urtheilen Sie aus folgenden Proben! Bei Gelegenheit der empiriſchen Pſychologie erinnert er die Weltweiſen (§. 206.): „die genaueſte Aufmerkſamkeit „auf die dunkeln Gegenden der Seele (wenn man ſo reden „kann) zu richten; wo ſie durch ſehr undeutliche und dunkele „Begriffe handelt. Wolf hat die Würkungen des Verſtandes „beym deutlichen Denken und Urtheilen fürtreflich beſchrieben. „Wenn man auf eben dieſe Weiſe das Betragen der Seele bey „der undeutlichen Erkenntnis und bey den ſchnellen Urtheilen, „welche aus der anſchauenden Erkenntnis folgen, bey allerley

r der Fälle genau aus einander setzte; so würde dieser Theil
Philosophie noch sehr erweitert werden". In der erklären-
Psychologie hat Hr. Sulzer einige Aufgaben, die der Be-
igen der Weltweisen würdig sind. „Es hat noch niemand
et", heißt es (§. 210.), „wie die Seele ohne merkliches
denken oder Überlegen gewisse Dinge sehr richtig erkennt,
urch das längste Nachdenken und sehr deutliche Begriffe
könnten erkannt werden. So könnte z. E. kein Mensch
Nachdenken herausbringen, mit was für einer Geschwin-
t, und mit welcher Richtung der Arm zu bewegen sey,
mit einem Stein ein entferntes Ziel zu treffen. Durch
lbung aber kann man zu einer Fertigkeit darin gelangen.
nicht die Seele dabey das alles dunkel einsehen, was sie
deutlich erkennen und berechnen kann? Wie kömmt es,
ie Seele zweyerley verschiedene Verrichtungen zugleich, eine
deutliche, die andere durch dunkele Erkenntnis, sehr gut
hten kann? Man kann z. E. im Gehen, oder unter ei-
handarbeit, wozu eine genaue Beobachtung vieler Regeln
t, sehr deutliche und richtige Untersuchungen über andere
en anstellen, ohne daß eine Verrichtung die andere hin-
Verdienen solche Fragen nicht von der einzigen Acade-
ie eine metaphysische Classe hat, zum Preise aufgegeben
rden?

62ster Brief.

Sie begnügen sich mit keinem allgemeinen Urtheil? Sie
auch wissen, was ich bei Durchlesung der erwähnten
er'schen Schrift gedacht habe? Viel merkwürdiges eben
Sie wissen, die guten Schriftsteller beschäftigen den Le-
angenehm, daß er selten Zeit hat, für sich selbst zu den-
Hier sind die wenigen Anmerkungen, die ich mich erin-
n währendem Lesen gemacht zu haben.
. 16. bemerkt Hr. Sulzer: „es wäre nützlich, wenn man
allgemeine philosophische Grammatik hätte, welche Regeln
nach denen die Vollkommenheit einer Sprache könnte be-
ilet werden; mit diesen Regeln könnten die, durch den

„Gebrauch eingeführte, verglichen, und daraus gerechtfertiget, „verbessert und vermehrt werden." Ich weiß nicht, ob die schönen Wissenschaften von dieser Vergleichung Vortheil haben würden. So wie die Sprachen jetzt sind, hat eine jede, so zu sagen, ihre Eigensinnigkeit, die der schöne Geist vortrefflich zu nutzen weiß. Er zieht aus dem Überflüssigen und Unregelmäßigen in seiner Sprache öfters Schönheiten, die eine richtige philosophische Sprache entbehren muß. Nur ein einziges Beispiel anzuführen: die philosophische Grammatik würde vermuthlich die Unterscheidung der Geschlechter bei leblosen Dingen für überflüssig erklären. Was für einen Grund hat man im Deutschen: der Mond, die Sonne, und im Französischen umgekehrt zu sagen? Die philosophische Grammatik würde sich also hierin für die englische Sprache erklären; und gleichwohl würden sich die französischen und deutschen Dichter die Schönheiten ungern rauben lassen, die sie aus diesem unnöthigen Unterschiede der Geschlechter gezogen haben. Einige Sprachen unterscheiden die Geschlechter auch in der Conjugation der Zeitwörter, welches ihren Schriften zu einer besondern Zierde gereicht.

§. 28. heißt es: „Es fehlet der Philologie noch an der „wichtigsten Erfindung, nämlich an der allgemeinen Sprache, „oder vielmehr an der allgemeinen Schrift, welche jede Nation „in ihrer eigenen Sprache lesen könnte, so wie alle Europäische „Nationen die Zahlen und Rechnungen lesen, und wie die Chi„neser und Japaner, ihre sehr von einander verschiedene Spra„chen, durch einerley Zeichen ausdeuten, und also in Schriften „einander verständlich sind. Der grosse Leibnitz hielt diese Er„findung nicht für unmöglich, und er hat sehr stark daran ge„arbeitet und sich mit der, einem so durchdringenden Kopfe „schwehrlich eiteln Hoffnung geschmeichelt, damit einigermassen „zu Stande zu kommen. Es ist sehr zu wünschen, daß die „grosse Schwierigkeiten die Sache nicht gänzlich unterdrückten". Wenn ich diese Stelle recht verstehe, so verlangt Hr. Sulzer eine allgemeine Schrift, deren Zeichen unmittelbar die Begriffe, nicht aber erst die Laute, und vermittelst dieser die Begriffe ausdrücken soll. Ich sehe aber nicht ein, worin die große Schwierigkeit liegen soll, eine solche Schrift zu erfinden? So wie man die Begriffe durch 25erlei Laute ausdrückt, eben so wohl kann es durch so viel geschriebene Zeichen geschehen. Ja mich dünkt, es sei in allen üblichen Sprachen nicht nothwendig, sich

die geschriebenen Zeichen erst mit den Lauten vorzustellen, sondern man könnte, der Natur der Sache gemäß, sogleich die Begriffe damit verbinden. Bei dem geschriebenen Worte Tugend kann ich mir sowohl die Erklärung dieser Fertigkeit der Seele, als die Laute vorstellen, mit welchen ich das Wort ausspreche. Daß aber insgemein vielmehr das Letztere zu geschehen pflegt, rührt von einer ganz andern Ursache her. Wir haben nämlich von den Lauten einen stärkern Begriff als von der Erklärung der allgemeinen Worte; daher fallen uns jene, vermöge des Gesetzes der Einbildungskraft, leichter und geschwinder bei Erblickung der geschriebenen Zeichen ein, als diese. Bei einfachen Begriffen, da wir von der Sache selbst eine fast eben so lebhafte Vorstellung haben als von den Lauten, wie z. B. Linie, Dreieck, roth, süß u. s. w., fällt es schon etwas leichter, sich mit den geschriebenen Zeichen unmittelbar die Sache selbst zu denken.

Man nehme aber einen Taubgebornen, und lasse ihn z. E. die deutsche Sprache in Schriften lernen. Dieser wird mit den geschriebenen Zeichen unmittelbar die Sachen und Begriffe selbst verbinden, so lange er sich von der Aussprache noch keine Vorstellung machen kann. Man führe ihn hernach in die Ammon'sche Schule, und lehre ihn, in verschiedenen andern Sprachen, außer der deutschen, sich mit Worten ausdrücken, dergestalt, daß er nunmehr z. E. deutsch schreiben und nicht sprechen, französisch, englisch, italiänisch u. s. w. im Gegentheil sprechen, aber nicht schreiben können mag. Diesem wird es einerlei seyn, eine ihm vorgelegte deutsche Schrift französisch, englisch oder italiänisch auszudeuten. Hätte also Leibnitz weiter nichts gesucht, als eine Schrift, die sich in verschiedenen Sprachen auslegen läßt, so hätte er vielleicht so große Schwierigkeiten nicht gefunden.

So viel ich mich aber erinnere gelesen zu haben, dachte Leibnitz auf eine Erfindung, die nichts weniger als zur Philologie gehört. Er hatte nämlich vor, eine allgemeine Algebra zu erfinden, die sich nicht bloß auf die Größe und ihre Verhältnisse einschränken, sondern auf alle mögliche Vernunftschlüsse erstrecken sollte. Hr. Sulzer bemerkt an einem andern Orte (§. 104.) einen Vortheil der Algebra, daß „in dieser Wissen„schaft, worin, als durch die allergenaueste Vernunftschlüsse her„ausgebracht wird, diese Schlüsse auf eine ganz mechanische Art

„können gemacht werden, ſo daß durch bloſe Verſetzung gewiſſer „Zeichen, oder durch eine Art Rechnung in einer Minute eine „Reihe von Schlüſſen aus einander hergeleitet werden, wozu „durch die ordentliche Sprache die Zeit eines ganzen Tages nicht „würde hinreichend ſeyn." Dieſen Vortheil nun dachte Leibnitz allen Wiſſenſchaften überhaupt zu ſtiften. Er hielt es nicht für unmöglich, die erſten Merkmale, die wir an den Dingen erkennen, und die Arten, wie wir ſie verbinden, durch Zeichen anzudeuten, und aus dieſen Zeichen eine Art von algebraiſchen Gleichungen herauszubringen. Es iſt hier der Ort nicht, dieſes weitläuftiger auszuführen; und wozu wäre es auch nöthig? Wolf hat in ſeiner lateiniſchen Ontologie *) einige hierher gehörige Sätze, die der Sache ein vortreffliches Licht geben; und ich würde mit vielen Worten doch nicht mehr als den Wolf ausſchreiben. So viel iſt gewiß! eine allgemeine Sprache hätte es ſeyn ſollen; aber nur für Gelehrte, ſowie die Analyſten unter ſich eine Art von allgemeiner Sprache haben. Die Philologen würden ſich mit dieſer Sprache gewiß nichts zu thun machen.

(Der Beſchluß folgt.)

III. Den 18 Oct. 1759.

Beſchluß des 62ſten Briefes.

Ich weiß wohl, daß ſich verſchiedene Gelehrte bemüht haben, eine allgemeine Schrift zu erfinden, die eine jede Nation in ihrer Sprache ſollte leſen und ausſprechen können. Becher that, ſo viel ich weiß, den erſten Verſuch. Seine Schrift führt den Titel: Joh. J. Becheri Spirensis Character pro notitia linguarum universali etc. Francof. 1661. 8°. Andere haben es nach ihm, auch an ihren Bemühungen nicht fehlen laſſen. Allein ich begreife nicht, was eine ſolche Erfindung für Nutzen

*) §. 964. u. flgd.

haben soll? Entweder man muß so viel einfache Zeichen erfinden, als Sachen sich denken lassen, — und in diesem Falle ist die Verwirrung unbeschreiblich; oder man setzt eine gewisse Anzahl einfacher Zeichen fest, und bedient sich vielfältiger Zusammensetzungen derselben. Diese Zusammensetzungen sowohl, als die Ordnung in ihrer Folge auf einander, muß, wie in den üblichen Sprachen, ihre gewisse Regeln haben; und man hat erstlich keine von den Schwierigkeiten vermieden, die man findet, eine neue Sprache zu erlernen. Die Gedanken müssen sich überdem aus dieser allgemeinen Schrift in eine jede gemeine Sprache eben so schwer, als aus einer Sprache in die andere, übersetzen lassen; und zur Erfindung und deutlichen Entwickelung der Begriffe hat jene nicht die geringste Bequemlichkeit vor jeder gemeinen Sprache voraus.

Daß aber Leibnitz wirklich mit einer Entdeckung wesentlicher Zeichen, wie man sie zu nennen pflegt, die in der Erfindungskunst große Vortheile bringen sollte, umgegangen, erhellt unter andern daraus, daß dieser große Mann sich mehr als einmal erklärt, man müsse erst auf andere Erfindungen, und unter andern auf eine algebram situs denken, um sich zu dieser größern Erfindung den Weg zu bahnen. Alle diese Vorbereitungen wären unnöthig gewesen, wenn es ihm nur um eine gemeine Zeichensprache zu thun gewesen wäre.

„Die Theorie der Malerkunst", sagt Hr. Sulzer (§. 79.) „lehret, wie das Schöne in sichtbaren Gegenständen durch die „Zeichnung und Farben auf einen flachen Grund vorzustellen „sey". Diese Beschreibung ist unvollständig. Warum nur das Schöne in den sichtbaren Gegenständen? Sollte man nicht hieraus schließen, daß die Malerei die Dinge, die in der Natur nicht schön sind, gar nicht vorstellen müsse? und dieses kann Hr. Sulzer unmöglich gemeint haben. Die Malerei weiß nicht nur die häßlichen Gegenstände auf eine angenehme Art zu bearbeiten; sondern sie ist vielleicht die einzige schöne Kunst, die sich sogar mit den ekelhaften Gegenständen abgiebt. Ich möchte also lieber sagen: „die Theorie der Malerkunst lehrt, wie die sichtbaren „Gegenstände u. s. w. schön vorzustellen sind". Doch auch dieser Beschreibung mangelt ein wesentliches Stück, die Rührung. Sie ist in vielen Theilen der Malerkunst von allzu großer Wichtigkeit, als daß sie aus der Beschreibung ganz sollte wegbleiben können. Ich finde, daß Hr. Sulzer bei der Tanzkunst (§. 83.)

derſelben gedenkt; und die Malerei ſollte ſich bloß mit dem Schönen begnügen?

Noch eine kleine, vielleicht nichts bedeutende Anmerkung über die allgemeine practiſche Weltweisheit! Hr. Sulzer ſagt von ihr (§. 216.): „man könnte ihr den Namen der moraliſchen „Theorie des Menſchen geben". Wolf, der Erfinder dieſer Wiſſenſchaft, hat dem Recht der Natur den Namen der moraliſchen Theorie gegeben. Die allgemeine practiſche Philoſophie aber nennt er generalem theoriam et praxin philosophiae practicae *); denn ſie enthält die allgemeinen Grundſätze des Rechts der Natur, der Ethik, Politik und Öconomik, und alſo nicht bloß den lehrenden, ſondern auch den ausübenden Theil der practiſchen Weltweisheit. Das Recht der Natur aber enthält, nach Wolf's Sinne, die beſondere Theorie der Ethik, Politik und Öconomik; denn ſie lehrt, welche Handlungen des Menſchen, in den verſchiedenen Verfaſſungen, in welchen er ſtehen kann, gut, und welche böſe ſind. Jedoch ich finde, daß Hr. Sulzer auch in Anſehung des Rechts der Natur von der Wolfiſchen Erklärung abgegangen, und ſie, mit einigen andern Lehrern der practiſchen Weltweisheit, bloß auf die Theorie der vollkommenen Pflichten (encratica biastica) eingeſchränkt hat. Das was Wolf aber Recht der Natur nennt, betitelt Hr. Sulzer Theorie der menſchlichen Pflichten; und alſo mag er unter den Worten: moraliſche Theorie des Menſchen, womit er die allgemeine practiſche Weltweisheit benennt, ſowohl die Kenntniß der Pflichten als ihre Ausübung verſtehen; denn beide gehören zur moraliſchen Wiſſenſchaft des Menſchen. In dieſem Falle habe ich nichts als eine kleine Dunkelheit an dieſer Erklärung auszuſetzen.

*) S. deſſen disc. praelim. §. 68. 70.

VI. Den 8 Nov. 1759.

66ster Brief.

ommt es, fragen Sie, daß es in der Malerei und
ist eine Idealschönheit; und überhaupt in allen schö-
aliquid immensum infinitumque giebt, das sich die
der Einbildung zum Muster vorstellen? und bloß
sollten, nach dem Ausspruche Plutarchs, genöthigt
mit Bösem, und also Schönes mit Häßlichem zu
Ich gestehe es, dieser Einwurf hat einigen Schein.
eltsam, daß die vollkommenste Tugend, diese unend-
heit der Seele, dem Maler des Geistes nicht eben
seyn sollte, was die vollkommenste Schönheit der
den Maler der Körper ist. Warum hat dieser sei-
k erreicht, wenn er seinen hohen Begriff von der
ten Schönheit nach der Verschiedenheit des Alters,
und der übrigen Mannigfaltigkeiten schattirt? und
von dem Dichter ausdrücklich eine Vermischung von
Bösen gefordert?

ken Sie hier noch einen Umstand, der uns vielleicht
Ziele bringen wird. In allen schönen Künsten ist
öne am allerschwersten zu erreichen; und die größten
glücklich, wenn sie ihm nur nahe gekommen sind.
men tugendhaften Charaktere aber machen dem Dich-
gsten Schwierigkeiten. Ich weiß, daß Richardson
vollkommenen Grandison leichter fertig geworden, als
lementina; und vielleicht auch mit der Clarissa leich-
dem Lovelace. Ein deutsches Exempel anzuführen:
ugnen, daß der Charakter des Canut ungleich leichter
gewesen, als der Charakter des Ulfo? Ich schließe
ß die Dichtkunst, als schöne Kunst betrachtet, eine
Idealschönheit habe, als die sittliche Vollkommenheit
re.

nüssen die philosophische Sittenlehre nicht mit der
echseln. In jener ist eine vollkommene Tugend, oder
Fertigkeit, in allen Vorfällen seine Handlungen nach
riften der Vernunft einzurichten, der erhabenste

Gegenstand menschlicher Betrachtung, das Idealschöne, das den Sittenlehrern zwar leicht zu schildern, dem Menschen aber unendlich schwer nachzueifern, und unmöglich zu erreichen ist. Diese Tugend in leiblicher Gestalt würde uns der allerliebenswürdigste Gegenstand seyn; allein unter die erdichteten Personen eines dramatischen Stücks muß sie sich selten mischen. Die Absicht des Drama ist, die Handlungen und Gemüthsneigungen der Menschen nach dem Leben vorzustellen, und gesellige Leidenschaften zu erregen. Seine Idealschönheiten sind also solche Charaktere, die zur Erreichung dieser Absichten die allerglücklichsten sind; und siehe! die vollkommen tugendhaften Charaktere sind es am wenigsten. Wenn ich die Wahl hätte, so wollte ich freilich lieber der fromme Aeneas, der strenge Cato des Addison, als der jähzornige Achilles oder der eifersüchtige Othello seyn; — aber erdichtet haben? Auf diese Frage würde ich mich zum Besten der Letztern erklären. Sie geben mehr Gelegenheit zu Handlungen, sie erregen heftigere Leidenschaften; ihre Erdichtung hat dem Dichter eine größere Anstrengung des Geistes gekostet. Kurz, sie kommen der poetischen Idealschönheit näher, sie sind in ihrer Art vollkommen.

So erhaben, so göttlich der Charakter des Cato in der Natur ist, so wenig nimmt er sich in der Nachahmung aus. In der Natur entzückt er; die Standhaftigkeit in den größten Gefahren, und trotz aller verführerischen Leidenschaften nach den Gesetzen der Natur zu handeln, die herrliche Übereinstimmung der sinnlichen und vernünftigen Begierden erregt Liebe, Bewunderung, und den stillen Wunsch, über unsere eigene Begierden eben so viel Gewalt zu haben. Allein in der Nachahmung? was kann hier für Bewunderung statt finden? Der Dichter hat keine Leidenschaften zu besiegen; und also kann er seinen erdichteten Personen so viel philosophische Gleichmüthigkeit geben, als er immer will. Es ist keine Kunst, die Schule des Sokrates zu plündern und sich einen rechtschaffenen Mann danach zu dichten, so schwer es auch seyn mag, sein eigenes Leben danach einzurichten. Womit soll uns also der Nachahmer interessiren? Ich weiß ein einziges Mittel: er muß die Illusion so weit treiben, daß wir die Sache selbst, und nicht die Nachahmung zu sehen glauben. Nur alsdann kann der Künstler seiner Nachahmung einen Theil von der Bewunderung versprechen, die der Sache selbst in der Natur zukommt. Allein wodurch ist dieser

che Betrug zu erhalten? Bloß durch die künstliche Er-
g der Leidenschaften. Nur diese sind mächtiger als die
, und verführen die Seele, die täuschenden Vorstellungen
irklich zu halten; daher interessirt die vollkommene Tugend
Nachahmung nur alsdann, wenn sie zur Action Gelegen-
giebt; wenn sie Leidenschaften erregt, und vermittelst der-
den Leser oder Zuschauer täuscht, daß er eine Wirklichkeit
ich zu haben glaubt; d. h. wenn sie mit der poetischen
schönheit verbunden werden kann; — und wie selten ist
Fall!

Plutarch hat also Recht, wenn er die vermischten Charak-
en vollkommen tugendhaften vorzieht; aber der Grund ist
, den er davon angiebt. Nicht weil in der Natur Böses
Gutem vermischt ist; der Künstler hat ja die Freiheit, die
zu verschönern. Warum kann er dieses in Ansehung der
heit? warum in Ansehung der Leibesstärke, der Tapferkeit
der übrigen Naturgaben? Homers Helena ist schöner als
latur, sein Achilles tapferer, und vielleicht sein Nestor weiser.
die Tugend hat er in der Epopee nicht bis auf den höchsten
treiben wollen, weil sie in den mehrsten Fällen den Ab-
des Dichters zuwider ist und sich nicht mit seiner Ideal-
eit verbinden läßt.

Die Alten scheinen dieses überhaupt vortrefflich eingesehen
ben. In ihren prosaischen Erzählungen, die mehr die Ab-
haben, den Verstand zu erleuchten als das Gemüth zu be-
, trugen sie kein Bedenken die vollkommensten Charaktere
Sterblichen zur Nachahmung vorzubilden. Aber sie hätten
als stoisch gesinnt seyn müssen, wenn sie ihren vollkomme-
Weisen für alles in allem, und sogar für die geschickteste
tische Person gehalten hätten. Ich weiß kein einziges dra-
hes Stück von den Alten, in welchem vollkommen tugend-
Personen vorkommen sollten. Ich nehme weder den Oedip
die Alceste aus, so sehr Sie auch geneigt scheinen, diese
Charaktere für moralische Idealschönheiten zu halten.
hat zwar nicht solche Fehler, daß man sein Unglück eine
nte Strafe nennen könnte. Er zeigt doch aber seine mensch-
Seite allzu sehr, und ist von der vollkommenen Tugend
Sokrates, eines Cato weit entfernt. Es ist eine Ver-
ng von Tugenden und Schwachheiten, die einen indivi-
t Charakter ausmacht. Der Charakter der Alceste ist mehr

übermäßige Zärtlichkeit als Tugend; und die Haupthandlung derselben, die Aufopferung für ihren Gemahl, ist vielleicht nach den strengsten Regeln der Vernunft eine zu weit getriebene Zärtlichkeit, eine Schwachheit; aber zu welchen vortrefflichen Situationen hat diese Schwachheit Gelegenheit gegeben!

67ster Brief.

Die Staatskunst hat sich in den neuern Zeiten so weit von der einfältigen Bahn der Weisheit verirrt, daß man sie kaum für ein philosophisches Studium mehr erkennen sollte. Jene ungekünstelten Pläne der alten Staatskunst scheinen sich so wenig als das arkadische Schäferleben mit unsern jetzigen Umständen zu vertragen. Und dieses ist viel mehr eine nothwendige Folge der Zeiten, als ein Fehler der Gesetze oder der Gesetzgeber. Lassen Sie einen neu aufkommenden Staat nach den einfältigsten Gesetzen regiert werden, so werden sich in Kurzem seine Verhältnisse mit den benachbarten, und vermittelst dieser mit den übrigen Völkern der Erde vermehren, und seine Bedürfnisse sich vervielfältigen; daraus werden dann neue Gesetze entstehen; und so oft diese mit den alten collidiren, werden Ausnahmen und Einschränkungen hinzugethan werden müssen. Zuletzt wird das Regierungssystem dieses Volks so verwickelt und in einander laufend seyn, als immer eines von den Systemen, nach welchen die jetzigen Staaten regiert werden. Die Weltweisen werden unzufrieden seyn und sich die erste Einfalt zurück wünschen; allein so vergebens, als man sich zuweilen die unschuldigen Jahre der Kindheit zurück wünscht.

Indessen gehören sowohl die Klagen der Weltweisen als die Verwirrung der Staatskunst mit zum Laufe der besten Welt, und sie sind auch nicht ganz ohne Nutzen. Indem sie die Einbildungskraft mit den angenehmen Bildern einer einfältigen Staatsverfassung beschäftigen, prägen sie den Gemüthern ihrer Mitbürger eine heilsame Liebe zur unschuldigen Natur ein, dadurch sie abgehalten werden, dem hinreißenden Strome allzu leicht nachzugeben.

Diese Gedanken hatte ich, als ich die Schriften eines J. J. Rousseau, die „philosophischen Träume" eines Iselin, und verschiedene andere Tractate dieser Art gelesen; und sie wurden letzthin bei mir erneuert, als mir erwähnten Herrn Iselin's Versuch über die Gesetzgebung *) zu Gesichte kam. Man sieht mit Vergnügen die inbrünstigen Wünsche eines Menschenfreundes, der, unzufrieden, daß er sie nicht erfüllt sieht, in seiner Einsamkeit „die öden Straßen der gesunden Politik", wie er sich in der Vorrede ausdrückt, „durchwandert, auf denen man „die Glückseligkeit der Menschen, und nicht die Größe und den „Glanz ihrer Beherrscher sieht".

Ich werde Ihnen von dieser kleinen Schrift wenig zu sagen haben, denn sie enthält wenig neues: ungefähr die allgemeinen Züge eines vollkommenen Gesetzgebers, so wie man sie nach den Grundsätzen der Weltweisheit entwerfen würde; Forderungen eines mit den Welthändeln unbekannten Weltweisen, deren Beurtheilung man dem Mann in Geschäften überlassen muß. Hr. Iselin hat weder durch Beispiele aus der Geschichte noch durch neue Vorschläge die Möglichkeit seiner Forderungen dargethan, und die meisten tragen offenbar das Zeichen der Unausführlichkeit an der Stirne. Er sagt z. B. (S. 37.): „In„sonderheit aber müssen sie (die Gesetze) den Reichthümern den „Rang bestimmen, der ihnen gebührt, und denselben nicht er„lauben zu den Vortheilen, die sie ohne diß gewähren, noch „die Ehre, welche die Belohnung der Tugend und der Verdienste „ist, sich zuzueignen. Die Gesetze wären ungerecht und unver„nünftig, wenn sie den Reichthümern die Bequemlichkeit, das „Wolleben und eine große Pracht versagen wollten. Sie sind „aber zernichtet, wenn der Reiche, nur weil er reich ist, die „Achtung und die Ehre auf sich ziehet. Alsdenn ist es um den „Staat geschehen". Die Warnung ist vortrefflich! aber was müssen die Gesetze thun, diesem Mißbrauche vorzubeugen? Können sie den Reichthümern die Bequemlichkeit, das Wohlleben und eine gewisse Pracht nicht versagen; so können sie auch nicht verhindern, daß der Reiche diejenigen Mitbürger an seiner Bequemlichkeit und Pracht Theil nehmen läßt, die ihm zu gefallen

*) Versuch über die Gesetzgebung, von dem Verfasser der philosophischen Träume. Zürich bey Orell u. Co. 1760.

leben; daß diese hinwiederum dem Reichen zur Vergeltung diejenige Achtung und Ehre bezeigen, welche die Belohnung der Tugend und der Verdienste seyn sollte; und alsdann ist es ja um den Staat geschehen! Es ist leicht zu sagen, was die Gesetze thun sollten; aber, wie? ist eine Frage, die sich der Weltweise allezeit erst selber thun muß, ehe er eine Forderung an den Tag legt.

„Den Frieden mit den Benachbarten", heißt es ferner (S. 42.), „so viel es immer möglich, zu unterhalten, die kriegerischen Tugenden in den Herzen der Bürger zu pflanzen und „zu ernähren, sind die zwey Hauptgrundsätze, nach denen ein „Gesetzgeber sich zu richten hat". Wer wird dieses läugnen? Wenn aber diese beiden Hauptgrundsätze, wie es öfters kommen kann, mit einander streiten, was soll der Gesetzgeber thun? Hr. Iselin hat ihm an einem andern Orte untersagt, seine Völker einer andern Macht zu leihen. Soll er nun einen Krieg anfangen, um die kriegerischen Tugenden in den Herzen der Bürger zu pflanzen und zu ernähren? Baco und fast alle erfahrne Politiker sagen ja, die Menschlichkeit aber seufzt nein; was sagt nun der Weltweise dazu? Diese schwierige Aufgabe ist der Untersuchung eines Menschenfreundes würdig, so wie überhaupt nicht die allgemeinen Gesetze, sondern die nöthigen Ausnahmen in besondern Fällen die größten Schwierigkeiten machen. Wenn die Politiker mit den Weltweisen irgend in einen Streit gerathen, so ist es mehrentheils über die Ausnahmen; in dem Allgemeinen der Gesetze stimmen sie vollkommen überein. Warum beobachtet also Hr. Iselin über jene ein tiefes Stillschweigen?

In der darauf folgenden Stelle ist er etwas weniger allgemein. Ohne einen Blick auf die jetzigen Zeitläufte würde der Weltweise schwerlich auf diese Betrachtungen gekommen seyn. „Unglückselig ist das Volk", heißt es, „dessen Räthe und Be„herrscher groß, mächtig, und selbst gesicherter durch die Unord„nungen des Krieges, nur darauf bedacht sind, wie sie den „Tempel des Janus eröfnen können. Welch ein glückseliges „Geheimnis wäre es nicht, wenn man anstatt neue Auflagen „auszudenken, ein Mittel ausfündig machen könnte, wodurch die „größte Last des Krieges auf diejenigen gewälzt würde, die den„selben anrathen! Welch eine weise Maxime wäre es nicht, „wenn der siegende Theil insbesondere diejenigen Minister des „Besiegten, die den Krieg angesponnen, verfolgte, und sich mehr

„an deren und ihrer Clienten Schäzen und Gütern, als an der „Armuth des unglückseligen Landmannes erhohlte!“ Lassen Sie uns diesen Wunsch von ganzem Herzen unterschreiben, damit diese niederträchtigen Aufwiegler, welche zwar List, aber nicht Tapferkeit genug besitzen, eine Welt zu verwüsten, sie wenigstens nicht so gemächlich, so unbesorgt verwüsten mögen.

Die Lehre von der Sanction oder Einführung der Gesetze handelt Hr. Iselin mit einiger Gründlichkeit ab. Man sieht, daß er die Theorie der Neuern von der Verbindlichkeit und von den Bewegungsgründen mit Verstande gelesen. Schade, daß er diese subtile Materie nicht durch Exempel aus der Geschichte erläutert!

XI. Den 13 Dec. 1759.

72ster Brief.

Warum mag es doch so schwer seyn, über den Ursprung der Sprachen mit einiger Gründlichkeit zu philosophiren? Ich weiß wohl, daß sich von geschehenen Dingen, davon wir keine urkundliche Nachrichten haben, selten mehr als Muthmaßungen herausbringen lassen. Allein warum will den Weltweisen auch keine Muthmaßung, keine Hypothese glücken? Wenn sie uns nicht sagen können, wie die Sprachen wirklich entstanden, warum erklären sie uns nicht wenigstens, wie sie haben entstehen können? Sollte es nicht daher kommen, weil uns die Sprachen so natürlich geworden, daß wir nicht ohne dieselben denken können? So wenig die Augen in ihrem natürlichen Zustande das Werkzeug des Sehens, die Lichtstrahlen, deutlich wahrnehmen, eben so wenig mag vielleicht die Seele das Werkzeug ihrer Gedanken, die Sprache, bis auf ihren Ursprung untersuchen können. Dieses mag uns so lange zur Entschuldigung dienen, bis ein glücklicheres Genie die Entschuldigungen unnöthig macht. Da ich ein Freund von dergleichen Speculationen bin, so können Sie sich leichtlich vorstellen, daß ich die Preisschrift der königl.

Academie für dieses Jahr *), die eine philosophische Untersuchung der Sprachen zum Gegenstande hat, mit ungemeiner Begierde in die Hände genommen hatte. Die gekrönte Abhandlung des Hrn. Prof. Michaelis in Göttingen ist meines Bedünkens eine von den wichtigsten Schriften, die wir in dieser Materie haben. Die Aufgabe erforderte weit mehr als eine bloße Sprachgelehrsamkeit, sie erforderte auch eine gründliche Kenntniß der Meinungen und eine philosophische Beurtheilungskraft; — Talente, die man selten in einer Person beisammen findet. Man sieht auch, daß unter allen Mitwerbern des Preises der einzige Michaelis der Sache gewachsen scheint; den Verfasser der zweiten Abhandlung in der Ordnung ausgenommen, welcher zur Beantwortung der academischen Frage wenigstens einen sehr sinnreichen Anfang geliefert hat. Da aber dieser gesteht, daß er nicht Zeit gehabt, seinen eigenen Plan auszuführen, so ist gewiß dem Hrn. Prof. Michaelis seine Abhandlung saurer geworden, als seiner Abhandlung der Sieg.

Zwar hat Hr. Michaelis einen gewissen Punkt in der Aufgabe gar nicht berührt, über welchen ich sehr gestutzt, als ich ihn gelesen. Die Academie erklärte sich bei der ersten Bekanntmachung der Aufgabe: „in wie weit haben die Meinungen eines „Volks einen Einfluß auf ihre Sprache und hinwiederum die „Sprache auf die Meinungen?“ in folgenden Ausdrückungen: „Hierbey kömmt es darauf an, daß man durch verschiedene „wohlausgesuchte Exempel zeige: 1) Wie viele wunderliche Wen„dungen und Ausdrücke es in den Sprachen giebt, welche offen„bar von gewissen bey denjenigen Völkern angenommenen Mei„nungen herrühren, wo solche Sprachen ihren Ursprung genommen „haben. Dieser erste Punkt dürfte wohl der leichteste seyn. „2) Das Wesentlichste würde seyn, in gewissen einer jeden „Sprache eigenen Wendungen der Redensarten, in gewissen „Ausdrücken, und bis auf die Wurzeln gewisser Worte den „Ursprung dieser oder jener Irrthümer, oder die Hindernisse zu „zeigen, warum diese oder jene Wahrheit nicht herauszubringen „sey“, u. s. w. Ich finde, daß Hr. Michaelis alle Forderungen der Academie gründlich behandelt; aber den letzten Punkt, „die

*) Über den Einfluß der Sprachen in die Meinungen und der Meinungen in die Sprachen.

Hinderniſſe, warum dieſe oder jene Wahrheit nicht herauszubringen ſei", hat er mit keinem Worte berührt; und der Erfolg hat gezeigt, daß die Academie nur die etwanigen weitern Ausſichten hat zeigen wollen, ohne ſo ſehr auf die Ausführung zu dringen.

In der That ſcheint dieſe Stelle etwas ſehr unbeſtimmtes zu fordern. Überlegen Sie nur, daß es hier nicht auf die Hinderniſſe ankommt, warum eine gewiſſe Wahrheit bei dieſem oder jenem Volke ſchwer oder leicht Eingang gefunden, ſondern auf die Hinderniſſe, warum dieſe oder jene Wahrheit „nicht herauszubringen ſei". Der Concipiſt der Aufgabe ſcheint alſo zu vermuthen, es könnten gewiſſe Wendungen der Sprachen verhindert haben, daß wir eine oder die andere Wahrheit haben herausbringen können. Er muß ferner vorausſetzen, dieſe Wendungen könnten allen bekannten Sprachen gemein, und der Natur derſelben ſo einverleibt ſeyn, daß ſie von den Gelehrten nicht wahrgenommen worden ſind, ſo lange man noch in einer von dieſen Sprachen gedacht hat. Wer ſie anzeigen wollte, der müßte eine Sprache verſtehen, die von dem Genie aller bekannten Sprachen weit abgeht, die nichts willkührliches mit denſelben gemein hat; und ſo weit forderte man noch nichts außerordentliches.

Allein ſoll Jemand dieſe Hinderniſſe finden, ſo muß er zugleich die vergebens geſuchten Wahrheiten, davon die Aufgabe redet, entdeckt haben. Beides iſt einerlei Arbeit; denn die Hinderniſſe der Sprache ſind keine Hinderniſſe mehr, ſobald man ſie nur kennt. Die bloße Anzeigung und Beſchreibung derſelben giebt ſchon den mangelhaften Sprachen den glücklichen Schwung, dadurch Wahrheiten an den Tag kommen, die ſonſt nicht herauszubringen geweſen. Ja ich behaupte, der Anzeiger dieſer Hinderniſſe müſſe die verhinderten Wahrheiten in ſeiner fremden Sprache erſt wirklich entdecken, ehe er durch die Vergleichung merken kann, wo uns die Hinderniſſe den Weg verlegen. Er kann ihrer unmöglich gewahr werden, wenn er nicht auf ſeinem beſſern Wege ſchon das Ziel in den Augen hat; ſo wenig Einer, der ſelbſt nicht ſieht, einem Blinden ſagen kann, was ihm für ein Sinn fehlt. Verſtehe ich alſo den angeführten Punkt der academiſchen Frage recht, ſo iſt es eben ſo viel, als wenn man überhaupt die Entdeckung dieſer oder jener Wahrheit verlangt

hätte, die bisher nicht herauszubringen gewesen, ohne zu bestimmen, welche. Konnte die Academie wohl alles Ernstes auf einer solchen Forderung bestehen?

73ster Brief.

Hr. Michaelis hat seine Abhandlung in vier Abschnitte eingetheilt. In dem ersten handelt er von dem Einflusse der Meinungen in die Sprachen; in dem 2ten von dem vortheilhaften, und in dem 3ten von dem nachtheiligen Einfluß einiger Sprachen in die Meinungen und Wissenschaften der Völker; und endlich untersucht er in dem 4ten Abschnitte die Mittel, wie dem schädlichen Einfluß vorzubeugen und der vortheilhafte zu befördern sei. Die ersten drei bestehen mehrentheils aus Exempeln, die in verschiedene Wissenschaften einschlagen, in welchen sich die Wirkung dieses wechselseitigen Einflusses deutlich zeigt. Der Hr. Verf. hat zwar aus diesen mannigfaltigen Beispielen nichts allgemeines abstrahirt, als was die Academie zum voraus setzt: daß nämlich die Sprache und Meinungen wechselsweise in einander einen zum Theil schädlichen, zum Theil auch vortheilhaften Einfluß haben. Allein die Beispiele an und für sich sind Betrachtungen von der größten Wichtigkeit, und verdienen mit Aufmerksamkeit gelesen zu werden. Der 4te Abschnitt aber scheint mit etwas weniger Sorgfalt ausgearbeitet zu seyn. Die Mittel, die Hr. Michaelis zur Verbesserung der Sprachen in Vorschlag bringt, sind weder neu noch gründlich. Kein Wunder! Wenn dieser Theil der Abhandlung hätte gerathen sollen, so hätte man aus den Exempeln der drei ersten Abschnitte allgemeine Sätze abstrahiren, und aus diesen die Mittel zur Verbesserung der Sprache herausbringen müssen. Das wäre aber in einer so neuen Materie für das erste Mal zu viel gefordert!

Sie werden vermuthlich keinen Auszug von mir erwarten; denn wie könnten Sie sich begnügen, eine so wichtige Schrift bloß aus einem Auszuge kennen zu lernen? Nein! Sie müssen sie selbst lesen. — Aber Ihr Versprechen?.. — Gut! ich verstehe Sie. Hier sind die Anmerkungen, die ich im Lesen gemacht habe!

S. 24. sagt Hr. Michaelis: „Bisweilen wirkt auch eine „noch versteckte Neben-Idee oder eine andere Bedeutung des „Worts, in der wir es dismal nicht nehmen sollten, und be„trügt uns auf eine geheime Art. Wir sind daher glücklich, „wenn wir ein so vollkommenes Mittelwort haben, dem auch „nicht einmahl in einer anderweitigen Bedeutung Lob oder Tadel „anhänget. Ich will dis mit einem Beyspiele erläutern, welches „eine Gelegenheit giebt, meiner Muttersprache ein Compliment, „wegen ihrer Vorzüge vor der lateinischen zu machen.

„Das allererste, oder, wie man es nennen will, das aller„letzte Gut, die Ursache, weswegen etwas für gut geachtet wird, „setzte Epicur in einer angenehmen Empfindung, voluptate. „Dis lateinische Wort, welches auch die Wollust bezeichnete, „behielt eine anhängende Idee von Weichlichkeit, die der Tugend „und der Tapferkeit entgegen gesetzt war. Wer wird daran zwei„feln, daß die Lehre Epicurs manchem Römer, blos aus Schuld „der Sprache unrichtig, ja so gar verhaßt und höchst verächtlich „scheinen mußte? Die mit Wortspielen und homiletischen Grün„den gefüllten Predigten des Cicero wider den Epicur sind ein „Beweis davon. Dem Lateiner fiel doch bey voluptas stets die „Wollust ein. — Unsere Sprache würde sich des Ausdrucks, „angenehme Empfindung, viel besser bedienet haben. Wenn „ich einem sage: „mein Freund! es ist die Frage, woher es „„komme, daß wir dis für ein Gut, und jenes für ein Übel „„schätzen? Daß wir dis suchen, und vor jenem einen Schau„„der empfinden? Was die Ursache sey? wegen welcher dir es „„lieb ist, geehrt, gesund, aufgeräumt zu seyn; und warum du „„Armuth, Verachtung, Schmerzen, Krankheit, Melancholie, „„ungern hast, und sie gewiß nicht willig übernehmen wirst, wo „„du sie nicht als ein Mittel vor einem grössern Übel bewahrt „„zu werden, oder ein Gut von einer ihnen entgegengesetzten Art „„zu erhalten, betrachtest. Die erste Ursache, oder das, was „„uns eigentlich in dem Guten gefällt, nennet man, wie du „„willst, das erste oder das letzte Gut, finem bonorum. Ich „„behaupte, dies letzte Gut laufe endlich auf einer Empfindung „„hinaus, von der man sich keines weitern Grundes bewust ist, „„warum sie gefällt, die man nicht wieder als ein Mittel zu „„andern Endzwecken ansiehet, sondern bloß durch ein inneres „„Gefühl hat, sie sey uns angenehm" — — „Wenn ich, sage „ich, so mit einem rede, so wird er leicht zu überzeugen seyn,

„und mir alle die Chicanen nicht machen, damit der römische „Redner den Epicur mishandelte, dessen Vertheidung ich sonst „nicht übernehme, und gern zugebe, daß er oder seine Schüler „aus Schuld des zweydeutigen Wortes, auch bisweilen Wollust „und angenehme Empfindungen verwechselt haben".

Sollte sich Cicero von einer so plumpen Zweideutigkeit haben blenden lassen, nachdem ihm Torquatus das Lehrgebäude Epikurs von der vortheilhaftesten Seite geschildert hat? Sollte der lateinischen Sprache ein [illegible] gefehlt haben, das dem deutschen Wort angenehme empfindung zusagt? Unmöglich: Cicero sagt *) mit ausdrücklichen Worten: est enim voluptas jucundus motus in sensu, deutsch: eine angenehme Bewegung in den Sinnen. Was ist dieses anders, als die angenehme Empfindung? Er geht sogar noch weiter; er sagt an eben der Stelle zum Torquatus: „Dieses ist meine Erklärung von dem „Worte voluptas; ich weiß aber auch, was ihr unter diesem „Worte versteht. Ihr zählt zweierlei Arten von Wollust: erst„lich diejenige, die ich beschrieben, die ihr voluptatem in motu „nennt; außer dieser aber gilt euch die bloße Abwesenheit aller „Schmerzen (der behagliche Gemüthszustand, wenn alle Begier„den gestillt sind) für den höchsten Grad der Wollust, den ihr „voluptatem stabilem nennt". Er läßt den Torquatus oft genug wiederholen, daß nach dem Epikur die voluptas stabilis, aber nicht die voluptas in motu das höchste Gut sei. Kann man deutlicher zeigen, daß man seinen Gegner verstehe? oder kann man nach einer solchen Erklärung wohl noch mit einem Wortspiele aufgezogen kommen?

Cicero eifert zwar in homiletischen Predigten, wie sie Hr. Michaelis nennt, wider den Mißbrauch des Worts voluptas. Als ein Vertheidiger des Sprachgebrauchs konnte er die Neuerung unmöglich dulden, daß die Epikuräer das Wort verdrehen, und die Abwesenheit aller Schmerzen, diesen gleichgültigen Zustand der Seele, den höchsten Grad der Wollust nennen. Ja er konnte es nicht begreifen, daß man die honesta nicht aus einer höhern Quelle sollte herleiten können, als aus einer bloßen sinnlichen Empfindung; und diese Beschwerden würden mit einiger Veränderung auch wider die deutschen Worte angenehme Empfindung statt gefunden haben.

*) De finibus bonorum et malorum lib. II. 123.

Jedoch der römische Weltweise hat noch weit triftigere Gründe, mit welchen er den Epikur widerlegt. Der Grieche behauptete, id solum dici honestum, quod est populari fama gloriosum. Er wollte auch der Seele keine andere angenehme Empfindungen einräumen, als die sich schlechterdings auf den Körper beziehen. Dixit etiam nec gaudere quemquam nisi propter corpus, nec dolere. Wider diese irrigen Grundsätze richtet Cicero seine stärksten Waffen. Ja er führt (lib. II. cap. 7.) eine sententiam ratam des Epikurs an, die in der lateinischen Übersetzung also lautet: si ea, quae sunt luxuriosis efficientia voluptatum, liberarent eos deorum, et mortis, et doloris metu, docerentque qui essent fines cupiditatum; nihil haereremus, cum undique complerentur voluptatibus, nec haberent ulla ex parte aliquid aut dolens, aut aegrum, id est autem malum. Diese Stelle giebt dem Römer Gelegenheit zu Folgerungen, die das ganze System des Epikur umstoßen; und wo ich nicht irre, so wäre das System der angenehmen Empfindungen für diese Consequenzien nicht viel besser geborgen gewesen, als das System der Wollust.

Ich weiß wohl, daß berühmte Leute die Vertheidigung der epikurischen Sittenlehre über sich genommen, und die von Cicero und Plutarch gerügten Stellen zum Theil vertheidigt, zum Theil auch für verstümmelt erklärt haben; allein sie haben dem Cicero zwar Absichten, aber keine solche Unwissenheit zugeschrieben, daß er ein System, das er widerlegt, so wenig gekannt haben sollte. Und die Vertheidigung eines Gassendi selbst? Ich glaube, daß sie Epikurs Unschuld, aber nicht sein System retten könne. Der Beweis hiervon überschreitet die Schranken eines Briefes. Jedoch wir wollen einmal den geläutertsten Epikurismus betrachten. Wir wollen die angenehmen Empfindungen der Seele mit in den Anschlag bringen, und daraus ein Lehrgebäude aufrichten, das der Aufrechthaltung der Tugend nicht gefährlich ist. Wird es aber auch mit der Wahrheit bestehen können? Gewiß nicht! wir werden noch immer Schwierigkeiten finden, die den Grund dieses Lehrgebäudes untergraben. Ein gewisser Priester behauptete gegen Sokrates, dasjenige sei gerecht, was den Göttern gefällt. Gefällt es den Göttern, fragte Sokrates, weil es gerecht ist? oder ist es gerecht, weil es den Göttern gefällt? Einen Vertheidiger des Epikurs würde ich auf eine ähnliche Weise fragen: ist die Tugend deswegen ein Gut, weil sie eine angenehme Empfindung

erregt? oder erregt ſie eine angenehme Empfindung, weil ſie ein Gut, eine Vollkommenheit iſt?

Ich finde einen wichtigen Einwurf beim Cicero *), den die ſcharfſinnigſten Vertheidiger des Epikurs noch nicht gehoben haben. Ein Neuerer würde ihn ungefähr folgendergeſtalt vortragen: Gott zieht das Gute dem Böſen vor, das geſteht man ein. Er thut es aber nicht der angenehmen Empfindung wegen; ſondern man muß zu einem höhern Grunde der Vollkommenheit hinaufſteigen, dieſe göttliche Wahl verſtändlich zu erklären. Was bei Gott in dem allerhöchſten Grade angenommen wird, kann bei zufälligen vernünftigen Weſen mit der gehörigen Einſchränkung ſtatt finden. Die Vollkommenheit iſt alſo das höchſte Gut, nicht aber die angenehmen Empfindungen.

XII. Den 20 Dec. 1759.

74ſter Brief.

Das summum bonum hat ſchon ſo Manchen geſchwätzig gemacht. Was Wunder, daß auch ich nicht ſo bald davon ſchweigen kann? Nur noch eine Kleinigkeit! Hr. Michaelis zeigt (S. 26.), daß die Worte zu einer Zweideutigkeit Anlaß gegeben; „summum bonum", ſagt er, „kann auch das aller„größte Gut unter allen bedeuten, und den deutſchen Ausdruck „höchſtes Gut wird man nicht leicht anders verſtehen". Einige Weltweiſe haben es, wie er fortfährt, wirklich alſo verſtanden, und ſich daher mit der unnützen Frage gequält, worin das höchſte (d. i. von nun an das allergrößte) Gut beſtehe. Die Sprache iſt, wie mich dünkt, in dieſem Falle unſchuldig. Summum und maximum ſind nicht allemal gleichbedeutende Wörter; und

---

*) Lib. II. cap. 34. Quaero enim de te; si sunt dii, ut vos etiam putatis, qui possunt esse beati, cum voluptates corpore percipere non possint? aut si sine eo genere voluptatis beati sunt, cur similem animi usum in sapiente esse nolitis?

die Weltweisen haben sich selbst betrogen, die sie hier für gleichbedeutend gehalten haben. Es ist wahr, der Ausdruck finis bonorum könnte dieser Mißdeutung vorbeugen; allein summum bonum hat einen vielbedeutenden Nebenbegriff, den ich nicht mehr entbehren möchte. Das allerhöchste Gut ist derjenige Gegenstand unsers Verlangens, dem alle andern, die mit ihm nicht zugleich bestehen können, weichen müssen; die allergemeinste Regel der Vollkommenheit des menschlichen Wandels, von welcher, wenn ein Streit der Regeln entsteht, niemals eine Ausnahme geschehen kann. Wenn ich nun mit den neuern Weltweisen annehme, das „allerhöchste Gut sei der ununterbrochene Fortgang von einer Stufe der Vollkommenheit zur andern", so giebt mir der Ausdruck höchstes Gut noch eine andere Wahrheit zu verstehen. Ich lerne daraus, daß ich, wenn ein Streit unter den Pflichten entsteht, derjenigen den Vorzug geben müsse, welche den erwünschten Fortgang am besten befördert. Wollen wir einen so fruchtbaren Ausdruck fahren lassen, weil er von Unverständigen gemißdeutet wird?

„Ein gegen jenen sehr junger Ausdruck", fährt Hr. Michaelis fort, „Jus naturae, Recht der Natur, hat durch seine Zwey„deutigkeit die Gelehrten eben so sehr verwirret, und die meisten, „die nicht Juristen sind, einer ganzen Disciplin beraubt, denn „was sie Recht der Natur nennen, ist Moral. Wir brauchen „nehmlich ausser der Moral, welche durch die Betrachtung, es „sey ein Gott, der die Moral befehle, in ein natürliches Gesetz „verwandelt wird, noch eine Disciplin, welche bestimmt, was „für Rechte einer gegen den andern hat, die jener ihm zugeben „müsse, wenn er auch keinen Gott glaubt, oder doch Gott für „keinen Gesetzgeber erkennet". Lassen Sie mich hier ein wenig stille stehen! Ich begreife nicht, warum Hr. Michaelis auf der längst widerlegten Meinung beharrt, es gebe kein Gesetz ohne einen befehlenden Gesetzgeber. Wir nehmen in der Naturlehre, Seelenlehre und Meßkunst Gesetze an, ohne die Betrachtung, daß ein Gott sei, der dieselben befehle. Warum denn nicht in der Sittenlehre? Es ist wahr, die Vorschriften und Regeln müssen mit Bewegungsgründen verbunden seyn, wenn sie zu moralischen Gesetzen werden sollen. Diese Bewegungsgründe können von einem freihandelnden Wesen willkührlich mit den Regeln verbunden werden, und in diesem Falle rühren die Gesetze von einem Gesetzgeber her; allein nothwendig ist dieses nicht.

Die sittlichen Regeln, welche ihre Bewegungsgründe mit sich führen, sind auch ohne die Betrachtung, daß ein Gott sei, Naturgesetze.

Kleinigkeit! werden Sie sagen; Hr. Michaelis hat die Freiheit, das Wort Gesetze zu erklären, wie es ihm beliebt; und es beliebt ihm, die Vorschriften eines Gesetzgebers darunter zu verstehen. Also kann er auch die Regeln der Moral nicht anders Gesetze nennen, als weit sie von Gott geboten sind. Gut! allein die kleine [illegible]keit in der Erklärung scheint eine weit wesentlichere ver[illegible] zu haben. Derjenige, der keinen Gott glaubt oder ih[illegible]n Gesetzgeber erkennt, sagt Hr. Michaelis, ist den[illegible] einem Andern die Rechte einzuräumen, die d[illegible]en. Ich begreife nicht, wie dieses möglich ist, wenn man die Gotteslängner nicht auch sittliche Naturgesetze zuzugeben nöthigt. Die Rechte sind Folgerungen aus den Gesetzen, oder (nach der Erklärung des Hrn. Michaelis, der ohne Gesetzgeber von keinen Gesetzen wissen will) aus den Lebensregeln, die ihre Verbindlichkeit mit sich führen. Das Recht der Natur fließt also unmittelbar aus der Moral; und wer diese läugnet, kann jenes ohne Widerspruch nicht zugeben.

Hr. Michaelis sagt zwar: „was für ein Recht habe ich, „den andern zu zwingen, daß er tugendhaft werde, oder ein „Volk zu bekriegen, weil es der Sittenlehre nicht folget?" Was thut dieses aber zur Sache? Ein Anderer mag leben, wie er will; so bin ich nicht befugt, ihm mit Gewalt etwas vorzuschreiben, so lange er meine Gerechtsame nicht kränkt, so lange er mir das sittliche Vermögen zu handeln läßt, das mir zukommt. Nicht alles, was wider die Sittenlehre läuft, kann mir ein Recht geben, es zu verhindern. Wie aber? wenn ich mein Vaterland vertheidige, wenn ich mich den ungerechten Absichten eines gewaltthätigen Nachbars widersetze: kann ich mein Recht, das ich hierzu habe, anders darthun, als indem ich zeige, es sei eine Folge aus den Gesetzen der Natur, aus den Pflichten der Selbsterhaltung u. s. w.? Ich muß also nothwendig zur Moral meine Zuflucht nehmen, wenn ich beweisen will, daß Jemanden ein Recht zukomme; und wer die Moral durchaus verwirft, der kann Niemanden das geringste Recht einräumen.

Ich finde ferner nicht die mindeste Zweideutigkeit in dem Worte Recht. Hr. Michaelis meint, es könne auch so viel als

Gesetz heißen, z. E. wenn man sagt: das römische Recht. Allein was ist hier zweideutiges? Das römische Recht ist eine Folge aus dem römischen Gesetze, so wie überhaupt alles Recht sich auf ein Gesetz gründen muß. Vermöge der römischen Gesetze kommen gewissen Personen gewisse Rechte zu, sind sie befugt etwas zu thun oder nicht zu thun. Man betrachtet entweder die Ursachen oder die Folgen, und sagt bald: das römische Gesetz, bald: das römische Recht.

Sie werden nunmehr leichtlich einsehen, wie wenig ich dem Hrn. Michaelis in folgender Betrachtung beistimmen kann. Der große Haufe, meint er, habe allezeit das Recht der Natur mit dem Gesetze der Natur verwechselt. „Er verstand das Natur„gesetz, d. i. die Moral, wie sie durch Verbindung mit der „natürlichen Theologie in ein Gesetz verwandelt ist, und er er„eifert sich nicht wenig, wenn andere von manchen Sünden be„haupten, sie streiten nicht wider das Recht der Natur. Zum „Theil gehören die Streitigkeiten über das Schmaussische Natur„recht hieher. — Darüber, wenn Schmauß will, Sodomiterey „sey nicht gegen das Naturrecht, würde niemand erstaunt seyn, „der wußte was Naturrecht ist. Wird wohl jemand behaupten, „daß wir Recht haben, einem Volke den Krieg anzukündigen, „weil es die Sodomiterey duldet?“ Wenn Schmauß nur hat sagen wollen, man könne kein Volk bloß der Sodomiterei wegen mit Krieg beziehen, so hätte er schlechtweg sagen sollen, die Pflichten gegen sich selbst liefen nicht wider das Völkerrecht, oder: was der Mensch selber thut, geht keinen Andern an. Meinetwegen möchte er lieber das ärgerlichste Paradoxon behauptet, als sich so linkisch ausgedrückt haben. Sodomiterei ist freilich nicht wider das Recht eines andern Volks, dem es völlig gleich gelten kann, wozu seine Nachbarn die von der Natur verliehene Kraft anwenden wollen, so lange es dadurch nicht beeinträchtigt wird. Allein diese Schandthat läuft doch immer wider das Naturrecht des Sünders selbst. Er hat kein Recht, keine Befugniß, kein sittliches Vermögen, die ihm zu einem bessern Gebrauch ertheilte Kraft auf eine so unnütze Weise zu verschwenden.

Überhaupt steht das Recht der Natur mit der Moral in folgender Verbindung. Die Naturgesetze verpflichten den Menschen zu gewissen Handlungen. Dadurch erlangt er eine sittliche Fähigkeit nicht nur zu diesen Handlungen, sondern auch zu den Mitteln, ohne welche die Handlungen nicht vollzogen werden

können. Dieſe ſittliche Fähigkeit heißt das Recht; und ich kann mich einem jeden Andern mit Gewalt widerſetzen, der mir im Gebrauch dieſes Rechts hinderlich ſeyn will. Dieſes iſt der Urſprung des Natur- und Völkerrechts. Wer ſich aber einbildet, es komme einem Jeden ein Recht zu, ſeinen Nebenmenſchen zu verhindern, daß er nicht laſterhaft ſeyn ſollte; der kann die Schuld ſeiner Unwiſſenheit gewiß nicht auf die Zweideutigkeit der Sprache ſchieben. Nicht die Verwechſelung des Naturrechts mit dem Naturgeſetz hat ihn verführt. Denn da jenes von dieſem herſtammt, ſo kann dieſe kleine Unrichtigkeit keinen ſonderlichen Irrthum veranlaſſen. Er muß vielmehr die Begriffe von dem Urſprunge des Rechts nicht hinlänglich entwickelt haben; und was hilft es ihm alsdann, wenn man auch, wie Hr. Michaelis in Vorſchlag bringt, ſtatt Recht der Natur: Befugniß der Natur ſagen wollte?

75ſter Brief.

Der Unbekannte, deſſen Abhandlung die Academie der zweiten Stelle in ihrer Sammlung gewürdigt, ſchickt der gedoppelten academiſchen Frage eine andere voran, die alſo lautet: „auf was für Art ſind die Sprachen entſtanden, und wie würden ſie noch heut zu Tage entſtehen, wenn man neugebohrne „Kinder, unter der Aufſicht ſtummer Perſonen, von Thieren aufſäugen lieſſe, wie Pſametychus gethan, und ſie hernach in eine „mit Mauern umgebene Wildniß bringen lieſſe, wo ſie eine eigene „und von allen übrigen Menſchen abgeſonderte Geſellſchaft aufrichten müßten?" In der Beantwortung dieſer Frage hat der Verf. viel Scharfſinnigkeit gezeigt. Man kann zwar nicht alles billigen, was er vorbringt; allein an den Stellen, wo man die Wahrheit vermißt, wird man den Witz des Verfaſſers nicht ohne Vergnügen am geſchäftigſten finden.

Es haben ſchon Verſchiedene vor ihm den Urſprung der Sprachen in den nachahmenden Lauten geſucht. Sie haben dieſe Meinung durch verſchiedene Gründe wahrſcheinlich gemacht, und vornehmlich durch die Bemerkung, daß die Grundſprachen reicher an nachdrücklichen Wörtern ſind, als die Sprachen, die von

denselben hergeleitet worden sind. Jene, die dem Ursprunge näher sind, sagten sie, haben die Töne, die sie in der Natur wahrgenommen, weniger verändert, weniger mit willkührlichen Tönen vermengt; daher drücken ihre Worte die Gegenstände, die mit einem Schalle verbunden sind, stärker und natürlicher aus. Doch hat Niemand diesen Satz für so allgemein ausgegeben, als der angeführte Verfasser. Er will alle Wörter, die Namen der körperlichen und unkörperlichen Dinge, die Namen der Farben, Größen, Bewegungen, und aller abstracten Begriffe von den nachahmenden Tönen herleiten; und sucht ihre Verwandtschaft mit denselben durch häufige Beispiele zu beweisen. Sie können sich leichtlich einbilden, daß bei einer solchen Unternehmung seine etymologischen Abtheilungen öfters sehr gekünstelt, und einem bloßen witzigen Spiele nicht unähnlich seyn müssen. An vielen Orten aber ist es ihm gelungen, seine Meinung durch ziemlich wahrscheinliche Wortverwandtschaften zu unterstützen.

Einige der vornehmsten Regeln, nach welchen sich die Völker in Bildung der Sprachen gerichtet haben können, beschreibt er (S. 103.) folgendergestalt: 1) Körper, sowohl lebendige als leblose, die einen Schall von sich geben, bekommen ihre Namen von diesem Schall. Diesen Grundsatz hat er in dem Vorhergehenden wahrscheinlich gemacht. 2) Körperliche Handlungen, als welche ohne Schall selten vollbracht werden können, bekommen ihren Namen von diesem Schall. Beispiele davon, dergleichen sind: hauen, stoßen, zischen, sausen, brausen u. s. w., geben alle Sprachen in großer Menge. An einem andern Orte zeigt der Verf., daß der Schall eben derselben Handlung nicht in allen Umständen gleich sei; daher verschiedene Völker eben dieselbe Handlung durch ganz verschiedene Töne bezeichnen, die aber alle in dem Schalle, der mit der Handlung verbunden ist, ihren Grund haben. 3) Körper, die man von dem Schalle nicht benennen kann, bekommen ihre Namen von einem andern Körper, mit dem sie eine Ähnlichkeit haben. Hier können verschiedene Völker abermals sehr weit von einander abgehen, nachdem ihnen bald diese, bald jene Ähnlichkeit mehr in die Augen geleuchtet. Einige von den Beispielen zu berühren, die der Verf. zur Bestätigung der dritten Regel anführt, so leitet er den Namen Lichtstrahl von der Ähnlichkeit desselben mit einem Pfeile her. Strale bedeutet slavonisch einen Pfeil. Die Abstammung des lat. radius ist bekannt. Licht selbst kommt ihm von Lücke

hätte, die bisher nicht herauszubringen geweſen, ohne zu beſtimmen, welche. Konnte die Academie wohl alles Ernſtes auf einer ſolchen Forderung beſtehen?

73ſter Brief.

Hr. Michaelis hat ſeine Abhandlung in vier Abſchnitte eingetheilt. In dem erſten handelt er von dem Einfluſſe der Meinungen in die Sprachen; in dem 2ten von dem vortheilhaften, und in dem 3ten von dem nachtheiligen Einfluß einiger Sprachen in die Meinungen und Wiſſenſchaften der Völker; und endlich unterſucht er in dem 4ten Abſchnitte die Mittel, wie dem ſchädlichen Einfluß vorzubeugen und der vortheilhafte zu befördern ſei. Die erſten drei beſtehen mehrentheils aus Exempeln, die in verſchiedene Wiſſenſchaften einſchlagen, in welchen ſich die Wirkung dieſes wechſelſeitigen Einfluſſes deutlich zeigt. Der Hr. Verf. hat zwar aus dieſen mannigfaltigen Beiſpielen nichts allgemeines abſtrahirt, als was die Academie zum voraus ſetzt: daß nämlich die Sprache und Meinungen wechſelsweiſe in einander einen zum Theil ſchädlichen, zum Theil auch vortheilhaften Einfluß haben. Allein die Beiſpiele an und für ſich ſind Betrachtungen von der größten Wichtigkeit, und verdienen mit Aufmerkſamkeit geleſen zu werden. Der 4te Abſchnitt aber ſcheint mit etwas weniger Sorgfalt ausgearbeitet zu ſeyn. Die Mittel, die Hr. Michaelis zur Verbeſſerung der Sprachen in Vorſchlag bringt, ſind weder neu noch gründlich. Kein Wunder! Wenn dieſer Theil der Abhandlung hätte gerathen ſollen, ſo hätte man aus den Exempeln der drei erſten Abſchnitte allgemeine Sätze abſtrahiren, und aus dieſen die Mittel zur Verbeſſerung der Sprache herausbringen müſſen. Das wäre aber in einer ſo neuen Materie für das erſte Mal zu viel gefordert!

Sie werden vermuthlich keinen Auszug von mir erwarten; denn wie könnten Sie ſich begnügen, eine ſo wichtige Schrift bloß aus einem Auszuge kennen zu lernen? Nein! Sie müſſen ſie ſelbſt leſen. — Aber Ihr Verſprechen?.. — Gut! ich verſtehe Sie. Hier ſind die Anmerkungen, die ich im Leſen gemacht habe!

S. 24. sagt Hr. Michaelis: „Bisweilen wirkt auch eine „noch versteckte Neben-Idee oder eine andere Bedeutung des „Worts, in der wir es dismal nicht nehmen sollten, und be„trügt uns auf eine geheime Art. Wir sind daher glücklich, „wenn wir ein so vollkommenes Mittelwort haben, dem auch „nicht einmahl in einer anderweitigen Bedeutung Lob oder Tadel „anhänget. Ich will dis mit einem Beyspiele erläutern, welches „eine Gelegenheit giebt, meiner Muttersprache ein Compliment, „wegen ihrer Vorzüge vor der lateinischen zu machen.

„Das allererste, oder, wie man es nennen will, das aller„letzte Gut, die Ursache, weswegen etwas für gut geachtet wird, „setzte Epicur in einer angenehmen Empfindung, voluptate. „Dis lateinische Wort, welches auch die Wollust bezeichnete, „behielt eine anhängende Idee von Weichlichkeit, die der Tugend „und der Tapferkeit entgegen gesetzt war. Wer wird daran zwei„feln, daß die Lehre Epicurs manchem Römer, blos aus Schuld „der Sprache unrichtig, ja so gar verhaßt und höchst verächtlich „scheinen mußte? Die mit Wortspielen und homiletischen Grün„den gefüllten Predigten des Cicero wider den Epicur sind ein „Beweis davon. Dem Lateiner fiel doch bey voluptas stets die „Wollust ein. — Unsere Sprache würde sich des Ausdrucks, „angenehme Empfindung, viel besser bedienet haben. Wenn „ich einem sage: „mein Freund! es ist die Frage, woher es „„komme, daß wir dis für ein Gut, und jenes für ein Übel „„schätzen? Daß wir dis suchen, und vor jenem einen Schau„„der empfinden? Was die Ursache sey? wegen welcher dir es „„lieb ist, geehrt, gesund, aufgeräumt zu seyn; und warum du „„Armuth, Verachtung, Schmerzen, Krankheit, Melancholie, „„ungern hast, und sie gewiß nicht willig übernehmen wirst, wo „„du sie nicht als ein Mittel vor einem grössern Übel bewahrt „„zu werden, oder ein Gut von einer ihnen entgegengesetzten Art „„zu erhalten, betrachtest. Die erste Ursache, oder das, was „„uns eigentlich in dem Guten gefällt, nennet man, wie du „„willst, das erste oder das letzte Gut, finem bonorum. Ich „„behaupte, dies letzte Gut laufe endlich auf einer Empfindung „„hinaus, von der man sich keines weitern Grundes bewust ist, „„warum sie gefällt, die man nicht wieder als ein Mittel zu „„andern Endzwecken ansiehet, sondern bloß durch ein inneres „„Gefühl hat, sie sey uns angenehm" — — „Wenn ich, sage „ich, so mit einem rede, so wird er leicht zu überzeugen seyn,

„und mir alle die Chicanen nicht machen, damit der römische „Redner den Epicur mishandelte, dessen Vertheidung ich sonst „nicht übernehme, und gern zugebe, daß er oder seine Schüler „aus Schuld des zweydeutigen Wortes, auch bisweilen Wollust „und angenehme Empfindungen verwechselt haben".

Sollte sich Cicero von einer so plumpen Zweideutigkeit haben blenden lassen, nachdem ihm Torquatus das Lehrgebäude Epikurs von der vortheilhaftesten Seite geschildert hat? Sollte der lateinischen Sprache ein Wort gefehlt haben, das dem deutschen Wort angenehme Empfindung zusagt? Unmöglich: Cicero sagt *) mit ausdrücklichen Worten: est enim voluptas jucundus motus in sensu, deutsch: eine angenehme Bewegung in den Sinnen. Was ist dieses anders, als die angenehme Empfindung? Er geht sogar noch weiter; er sagt an eben der Stelle zum Torquatus: „Dieses ist meine Erklärung von dem „Worte voluptas; ich weiß aber auch, was ihr unter diesem „Worte versteht. Ihr zählt zweierlei Arten von Wollust: erst„lich diejenige, die ich beschrieben, die ihr voluptatem in motu „nennt; außer dieser aber gilt euch die bloße Abwesenheit aller „Schmerzen (der behagliche Gemüthszustand, wenn alle Begier„den gestillt sind) für den höchsten Grad der Wollust, den ihr „voluptatem stabilem nennt". Er läßt den Torquatus oft genug wiederholen, daß nach dem Epikur die voluptas stabilis, aber nicht die voluptas in motu das höchste Gut sei. Kann man deutlicher zeigen, daß man seinen Gegner verstehe? oder kann man nach einer solchen Erklärung wohl noch mit einem Wortspiele aufgezogen kommen?

Cicero eifert zwar in homiletischen Predigten, wie sie Hr. Michaelis nennt, wider den Mißbrauch des Worts voluptas. Als ein Vertheidiger des Sprachgebrauchs konnte er die Neuerung unmöglich dulden, daß die Epikuräer das Wort verdrehen, und die Abwesenheit aller Schmerzen, diesen gleichgültigen Zustand der Seele, den höchsten Grad der Wollust nennen. Ja er konnte es nicht begreifen, daß man die honesta nicht aus einer höhern Quelle sollte herleiten können, als aus einer bloßen sinnlichen Empfindung; und diese Beschwerden würden mit einiger Veränderung auch wider die deutschen Worte angenehme Empfindung statt gefunden haben.

*) De finibus bonorum et malorum lib. II. 123.

Jedoch der römische Weltweise hat noch weit triftigere Gründe, mit welchen er den Epikur widerlegt. Der Grieche behauptete, id solum dici honestum, quod est populari fama gloriosum. Er wollte auch der Seele keine andere angenehme Empfindungen einräumen, als die sich schlechterdings auf den Körper beziehen. Dixit etiam nec gaudere quemquam nisi propter corpus, nec dolere. Wider diese irrigen Grundsätze richtet Cicero seine stärksten Waffen. Ja er führt (lib. II. cap. 7.) eine sententiam ratam des Epikurs an, die in der lateinischen Übersetzung also lautet: si ea, quae sunt luxuriosis efficientia voluptatum, liberarent eos deorum, et mortis, et doloris metu, docerentque qui essent fines cupiditatum; nihil haereremus, cum undique complerentur voluptatibus, nec haberent ulla ex parte aliquid aut dolens, aut aegrum, id est autem malum. Diese Stelle giebt dem Römer Gelegenheit zu Folgerungen, die das ganze System des Epikur umstoßen; und wo ich nicht irre, so wäre das System der angenehmen Empfindungen für diese Consequenzien nicht viel besser geborgen gewesen, als das System der Wollust.

Ich weiß wohl, daß berühmte Leute die Vertheidigung der epikurischen Sittenlehre über sich genommen, und die von Cicero und Plutarch gerügten Stellen zum Theil vertheidigt, zum Theil auch für verstümmelt erklärt haben; allein sie haben dem Cicero zwar Absichten, aber keine solche Unwissenheit zugeschrieben, daß er ein System, das er widerlegt, so wenig gekannt haben sollte. Und die Vertheidigung eines Gassendi selbst? Ich glaube, daß sie Epikurs Unschuld, aber nicht sein System retten könne. Der Beweis hiervon überschreitet die Schranken eines Briefes. Jedoch wir wollen einmal den geläutertsten Epikurismus betrachten. Wir wollen die angenehmen Empfindungen der Seele mit in den Anschlag bringen, und daraus ein Lehrgebäude aufrichten, das der Aufrechthaltung der Tugend nicht gefährlich ist. Wird es aber auch mit der Wahrheit bestehen können? Gewiß nicht! wir werden noch immer Schwierigkeiten finden, die den Grund dieses Lehrgebäudes untergraben. Ein gewisser Priester behauptete gegen Sokrates, dasjenige sei gerecht, was den Göttern gefällt. Gefällt es den Göttern, fragte Sokrates, weil es gerecht ist? oder ist es gerecht, weil es den Göttern gefällt? Einen Vertheidiger des Epikurs würde ich auf eine ähnliche Weise fragen: ist die Tugend deswegen ein Gut, weil sie eine angenehme Empfindung

erregt? oder erregt ſie eine angenehme Empfindung, weil ſie ein Gut, eine Vollkommenheit iſt?

Ich finde einen wichtigen Einwurf beim Cicero*), den die ſcharfſinnigſten Vertheidiger des Epikurs noch nicht gehoben haben. Ein Neuerer würde ihn ungefähr folgendergeſtalt vortragen: Gott zieht das Gute dem Böſen vor, das geſteht man ein. Er thut es aber nicht der angenehmen Empfindung wegen; ſondern man muß zu einem höhern Grunde der Vollkommenheit hinaufſteigen, dieſe göttliche Wahl verſtändlich zu erklären. Was bei Gott in dem allerhöchſten Grade angenommen wird, kann bei zufälligen vernünftigen Weſen mit der gehörigen Einſchränkung ſtatt finden. Die Vollkommenheit iſt alſo das höchſte Gut, nicht aber die angenehmen Empfindungen.

XII. Den 20 Dec. 1759.

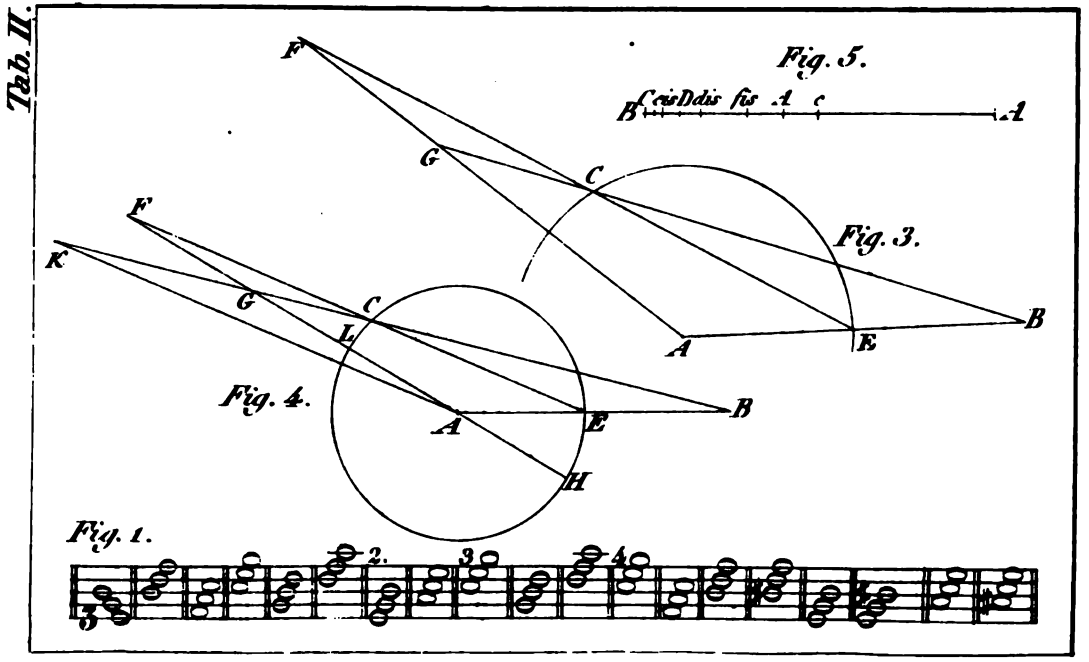
74ſter Brief.

Das summum bonum hat ſchon ſo Manchen geſchwätzig gemacht. Was Wunder, daß auch ich nicht ſo bald davon ſchweigen kann? Nur noch eine Kleinigkeit! Hr. Michaelis zeigt (S. 26.), daß die Worte zu einer Zweideutigkeit Anlaß gegeben; „summum bonum", ſagt er, „kann auch das aller„größte Gut unter allen bedeuten, und den deutſchen Ausdruck „höchſtes Gut wird man nicht leicht anders verſtehen". Einige Weltweiſe haben es, wie er fortfährt, wirklich alſo verſtanden, und ſich daher mit der unnützen Frage gequält, worin das höchſte (d. i. von nun an das allergrößte) Gut beſtehe. Die Sprache iſt, wie mich dünkt, in dieſem Falle unſchuldig. Summum und maximum ſind nicht allemal gleichbedeutende Wörter; und

---

*) Lib. II. cap. 34. Quaero enim de te; si sunt dii, ut vos etiam putatis, qui possunt esse beati, cum voluptates corpore percipere non possint? aut si sine eo genere voluptatis beati sunt, cur similem animi usum in sapiente esse nolitis?

Tab. II.



Die ſittlichen Regeln, welche ihre Bewegungsgründe mit ſich führen, ſind auch ohne die Betrachtung, daß ein Gott ſei, Naturgeſetze.

Kleinigkeit! werden Sie ſagen; Hr. Michaelis hat die Freiheit, das Wort Geſetze zu erklären, wie es ihm beliebt; und es beliebt ihm, die Vorſchriften eines Geſetzgebers darunter zu verſtehen. Alſo kann er auch die Regeln der Moral nicht anders Geſetze nennen, als inſoweit ſie von Gott geboten ſind. Gut! allein die kleine Unrichtigkeit in der Erklärung ſcheint eine weit weſentlichere verurſacht zu haben. Derjenige, der keinen Gott glaubt oder ihn für keinen Geſetzgeber erkennt, ſagt Hr. Michaelis, iſt dennoch genöthigt, einem Andern die Rechte einzuräumen, die demſelben zukommen. Ich begreife nicht, wie dieſes möglich iſt, wenn man die Gottesläugner nicht auch ſittliche Naturgeſetze zuzugeben nöthigt. Die Rechte ſind Folgerungen aus den Geſetzen, oder (nach der Erklärung des Hrn. Michaelis, der ohne Geſetzgeber von keinen Geſetzen wiſſen will) aus den Lebensregeln, die ihre Verbindlichkeit mit ſich führen. Das Recht der Natur fließt alſo unmittelbar aus der Moral; und wer dieſe läugnet, kann jenes ohne Widerſpruch nicht zugeben.

Hr. Michaelis ſagt zwar: „was für ein Recht habe ich, „den andern zu zwingen, daß er tugendhaft werde, oder ein „Volk zu bekriegen, weil es der Sittenlehre nicht folget?“ Was thut dieſes aber zur Sache? Ein Anderer mag leben, wie er will; ſo bin ich nicht befugt, ihm mit Gewalt etwas vorzuſchreiben, ſo lange er meine Gerechtſame nicht kränkt, ſo lange er mir das ſittliche Vermögen zu handeln läßt, das mir zukommt. Nicht alles, was wider die Sittenlehre läuft, kann mir ein Recht geben, es zu verhindern. Wie aber? wenn ich mein Vaterland vertheidige, wenn ich mich den ungerechten Abſichten eines gewaltthätigen Nachbars widerſetze: kann ich mein Recht, das ich hierzu habe, anders darthun, als indem ich zeige, es ſei eine Folge aus den Geſetzen der Natur, aus den Pflichten der Selbſterhaltung u. ſ. w.? Ich muß alſo nothwendig zur Moral meine Zuflucht nehmen, wenn ich beweiſen will, daß Jemanden ein Recht zukomme; und wer die Moral durchaus verwirft, der kann Niemanden das geringſte Recht einräumen.

Ich finde ferner nicht die mindeſte Zweideutigkeit in dem Worte Recht. Hr. Michaelis meint, es könne auch ſo viel als

Gesetz heißen, z. E. wenn man sagt: das römische Recht. Allein was ist hier zweideutiges? Das römische Recht ist eine Folge aus dem römischen Gesetze, so wie überhaupt alles Recht sich auf ein Gesetz gründen muß. Vermöge der römischen Gesetze kommen gewissen Personen gewisse Rechte zu, sind sie befugt etwas zu thun oder nicht zu thun. Man betrachtet entweder die Ursachen oder die Folgen, und sagt bald: das römische Gesetz, bald: das römische Recht.

Sie werden nunmehr leichtlich einsehen, wie wenig ich dem Hrn. Michaelis in folgender Betrachtung beistimmen kann. Der große Haufe, meint er, habe allezeit das Recht der Natur mit dem Gesetze der Natur verwechselt. „Er verstand das Natur„gesetz, d. i. die Moral, wie sie durch Verbindung mit der „natürlichen Theologie in ein Gesetz verwandelt ist, und er er„eifert sich nicht wenig, wenn andere von manchen Sünden be„haupten, sie streiten nicht wider das Recht der Natur. Zum „Theil gehören die Streitigkeiten über das Schmaussische Natur„recht hieher. — Darüber, wenn Schmauß will, Sodomiterey „sey nicht gegen das Naturrecht, würde niemand erstaunt seyn, „der wußte was Naturrecht ist. Wird wohl jemand behaupten, „daß wir Recht haben, einem Volke den Krieg anzukündigen, „weil es die Sodomiterey duldet?" Wenn Schmauß nur hat sagen wollen, man könne kein Volk bloß der Sodomiterei wegen mit Krieg beziehen, so hätte er schlechtweg sagen sollen, die Pflichten gegen sich selbst liefen nicht wider das Völkerrecht, oder: was der Mensch selber thut, geht keinen Andern an. Meinetwegen möchte er lieber das ärgerlichste Paradoxon behauptet, als sich so linkisch ausgedrückt haben. Sodomiterei ist freilich nicht wider das Recht eines andern Volks, dem es völlig gleich gelten kann, wozu seine Nachbarn die von der Natur verliehene Kraft anwenden wollen, so lange es dadurch nicht beeinträchtigt wird. Allein diese Schandthat läuft doch immer wider das Naturrecht des Sünders selbst. Er hat kein Recht, keine Befugniß, kein sittliches Vermögen, die ihm zu einem bessern Gebrauch ertheilte Kraft auf eine so unnütze Weise zu verschwenden.

Überhaupt steht das Recht der Natur mit der Moral in folgender Verbindung. Die Naturgesetze verpflichten den Menschen zu gewissen Handlungen. Dadurch erlangt er eine sittliche Fähigkeit nicht nur zu diesen Handlungen, sondern auch zu den Mitteln, ohne welche die Handlungen nicht vollzogen werden

können. Diese sittliche Fähigkeit heißt das Recht; und ich kann mich einem jeden Andern mit Gewalt widersetzen, der mir im Gebrauch dieses Rechts hinderlich seyn will. Dieses ist der Ursprung des Natur- und Völkerrechts. Wer sich aber einbildet, es komme einem Jeden ein Recht zu, seinen Nebenmenschen zu verhindern, daß er nicht lasterhaft seyn sollte; der kann die Schuld seiner Unwissenheit gewiß nicht auf die Zweideutigkeit der Sprache schieben. Nicht die Verwechselung des Naturrechts mit dem Naturgesetz hat ihn verführt. Denn da jenes von diesem herstammt, so kann diese kleine Unrichtigkeit keinen sonderlichen Irrthum veranlassen. Er muß vielmehr die Begriffe von dem Ursprunge des Rechts nicht hinlänglich entwickelt haben; und was hilft es ihm alsdann, wenn man auch, wie Hr. Michaelis in Vorschlag bringt, statt Recht der Natur: Befugniß der Natur sagen wollte?

75ster Brief.

Der Unbekannte, dessen Abhandlung die Academie der zweiten Stelle in ihrer Sammlung gewürdigt, schickt der gedoppelten academischen Frage eine andere voran, die also lautet: „auf was für Art sind die Sprachen entstanden, und wie würden sie noch heut zu Tage entstehen, wenn man neugebohrne „Kinder, unter der Aufsicht stummer Personen, von Thieren aufsäugen liesse, wie Psametychus gethan, und sie hernach in eine „mit Mauern umgebene Wildniß bringen liesse, wo sie eine eigene „und von allen übrigen Menschen abgesonderte Gesellschaft aufrichten müßten?" In der Beantwortnng dieser Frage hat der Verf. viel Scharfsinnigkeit gezeigt. Man kann zwar nicht alles billigen, was er vorbringt; allein an den Stellen, wo man die Wahrheit vermißt, wird man den Witz des Verfassers nicht ohne Vergnügen am geschäftigsten finden.

Es haben schon Verschiedene vor ihm den Ursprung der Sprachen in den nachahmenden Lauten gesucht. Sie haben diese Meinung durch verschiedene Gründe wahrscheinlich gemacht, und vornehmlich durch die Bemerkung, daß die Grundsprachen reicher an nachdrücklichen Wörtern sind, als die Sprachen, die von

denselben hergeleitet worden sind. Jene, die dem Ursprunge näher sind, sagten sie, haben die Töne, die sie in der Natur wahrgenommen, weniger verändert, weniger mit willkührlichen Tönen vermengt; daher drücken ihre Worte die Gegenstände, die mit einem Schalle verbunden sind, stärker und natürlicher aus. Doch hat Niemand diesen Satz für so allgemein ausgegeben, als der angeführte Verfasser. Er will alle Wörter, die Namen der körperlichen und unkörperlichen Dinge, die Namen der Farben, Größen, Bewegungen, und aller abstracten Begriffe von den nachahmenden Tönen herleiten; und sucht ihre Verwandtschaft mit denselben durch häufige Beispiele zu beweisen. Sie können sich leichtlich einbilden, daß bei einer solchen Unternehmung seine etymologischen Abtheilungen öfters sehr gekünstelt, und einem bloßen witzigen Spiele nicht unähnlich seyn müssen. An vielen Orten aber ist es ihm gelungen, seine Meinung durch ziemlich wahrscheinliche Wortverwandtschaften zu unterstützen.

Einige der vornehmsten Regeln, nach welchen sich die Völker in Bildung der Sprachen gerichtet haben können, beschreibt er (S. 103.) folgendergestalt: 1) Körper, sowohl lebendige als leblose, die einen Schall von sich geben, bekommen ihre Namen von diesem Schall. Diesen Grundsatz hat er in dem Vorhergehenden wahrscheinlich gemacht. 2) Körperliche Handlungen, als welche ohne Schall selten vollbracht werden können, bekommen ihren Namen von diesem Schall. Beispiele davon, dergleichen sind: hauen, stoßen, ziſchen, sausen, brausen u. s. w., geben alle Sprachen in großer Menge. An einem andern Orte zeigt der Verf., daß der Schall eben derselben Handlung nicht in allen Umständen gleich sei; daher verschiedene Völker eben dieselbe Handlung durch ganz verschiedene Töne bezeichnen, die aber alle in dem Schalle, der mit der Handlung verbunden ist, ihren Grund haben. 3) Körper, die man von dem Schalle nicht benennen kann, bekommen ihre Namen von einem andern Körper, mit dem sie eine Ähnlichkeit haben. Hier können verschiedene Völker abermals sehr weit von einander abgehen, nachdem ihnen bald diese, bald jene Ähnlichkeit mehr in die Augen geleuchtet. Einige von den Beispielen zu berühren, die der Verf. zur Bestätigung der dritten Regel anführt, so leitet er den Namen Lichtstrahl von der Ähnlichkeit desselben mit einem Pfeile her. Strale bedeutet slavonisch einen Pfeil. Die Abstammung des lat. radius ist bekannt. Licht selbst kommt ihm von Lücke

her, weil es da durchfällt; Blitz von Blick wegen der Ähnlichkeit, u. ſ. w. 4) Körperliche Handlungen, ſo von dem Schalle nicht benannt werden können, bekommen ihren Namen von andern Handlungen, mit denen ſie eine Ähnlichkeit oder Verwandtſchaft haben. Allhier hat der Verf. durch ein ſehr langes Geſchlechtsregiſter die Abſtammung des Worts blitzen von blöken (ſchreien wie ein Kalb) dargethan. Blitzen kommt von blicken, dieſes von belücken, beſehen; lücken, videre, von Lücke, dieſes von Loch, locus, daher löcken, legen, locare; Loch aber kommt von Löck, altdeutſch ein Kalb; davon blöken. Was hat aber Loch mit einem Kalbe zu thun? fragen Sie. Eine kleine Geduld! Von Löck, vitulus, kommt löcken oder lecken, d. i. ſaugen, daher lac, die Milch, daher Locke, papilla; daher Locke, eine Haarlocke, daher Lock, ein Loch. — Dieſes mag Ihnen zur Probe dienen, wie weit der Verf. ſeine Ableitungen herholte.

5) Abſtracte Begriffe borgen den Namen von ihren concretis. Hier gehen die etymologiſchen Ableitungen erſt recht an. Beſonders hat der Verf. zu dem Namen einiger Farben ſehr ſinnreiche Herleitungen ausgeſonnen. „Blau", ſagt er z. B., „nennt der Lateiner ganz natürlich caeruleus von caelum. Der „Celte aber kann dieſes, wegen ſeiner Religion, nicht thun, er „mußte ſich daher nach etwas anders umſehen. Der Vogel, auf „deſſen Bruſt und Hals dieſe Farbe ihren Sitz hat, heißt von „ſeinem Geſchrey: der Pau, Pavo, olim Plau und Plavo. „Dieſer Vogel pranget aber mit zwey Hauptfarben, die ſind „blau und goldgelb. Die blaue behält der Celte für ſich, die „gelbe nennet der Lateiner Flavus". In der Folge zeigt der Verf., wie vieles der Menſch von den zahmen Thieren gelernt, deren Geſchrei ſeine Ohren zum öfterſten rührt. Von dem Geſchrei der Ente, Taube, des Pfaues und anderer Vögel leitet er einen ziemlichen Theil der Sprachen her. Allein von dem Flügelwerke ſollen die Menſchen lange nicht ſo viel geborgt haben, als von den vierfüßigen Thieren, ſonderlich von dem Hunde, dem Bären, dem Pferde und dem Ochſen, dem Schafe und der Ziege. Vor allen iſt ihm der Bär ein großer Autor in der deutſchen Sprache. Dieſes ſind des Verf. eigene Worte. Alle Ausdrücke, die zum Kriege und zur Tapferkeit gehören, ſagt er, habe man dieſem Thiere abgeborgt; doch hat er hiervon keine Exempel angeführt.

Eine von den wichtigsten Folgen, die der Verf. aus seiner Untersuchung zieht, ist, daß man nicht so leicht aus jeder Ähnlichkeit in den Sprachen auf die Verwandtschaft der Völker schließen könne. Denn läßt sich anders der Ursprung aller Sprachen auf die Töne der Natur zurückführen, so bleibt nicht so viel willkührliches in denselben, als man insgemein zu glauben pflegt. Daher wird den Sprachen schon von Natur einige Übereinstimmung zukommen; und manche Ähnlichkeit, aus welcher man eine Verwandtschaft der Völker geschlossen, dürfte in der Natur der Sache gegründet seyn.

Der Verf. sagt zum Beschlusse, er habe in der Folge seiner Abhandlung diese Materie weiter ausgeführt, und endlich die eigentlichen Fragen der Academie beantwortet. Er habe die Religion, Sitten und Gebäuche, Lebensart und Zeitvertreibe der alten Celten aus ihrer Sprache entworfen; er habe gezeigt, daß Eine Sprache geschickter sei, dem Verstande zu richtigen Begriffen zu verhelfen, als die andere; er habe die Mängel der Sprachen untersucht, und Mittel dawider vorgeschlagen. Er bäte sich aber von der Academie ein Jahr Zeit aus, dieses alles in Ordnung zu bringen. Die Academie, welche die Abhandlung des Hrn. Prof. Michaelis vor Augen gehabt, hat nicht für gut befunden, den Preis länger auszusetzen. Wir wollen aber hoffen, der Verf. werde sich die Zeit selber nehmen, die ihm die Academie nicht hat geben können. Er mag um ihren Beifall arbeiten, wenn er um ihren Preis nicht mehr arbeiten kann.

STANFORD LIBRARIES

Druck von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Tab. I.

Fig. 6.

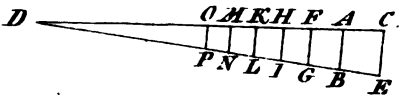


Fig. 1.

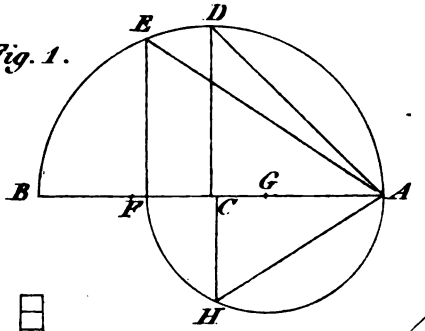
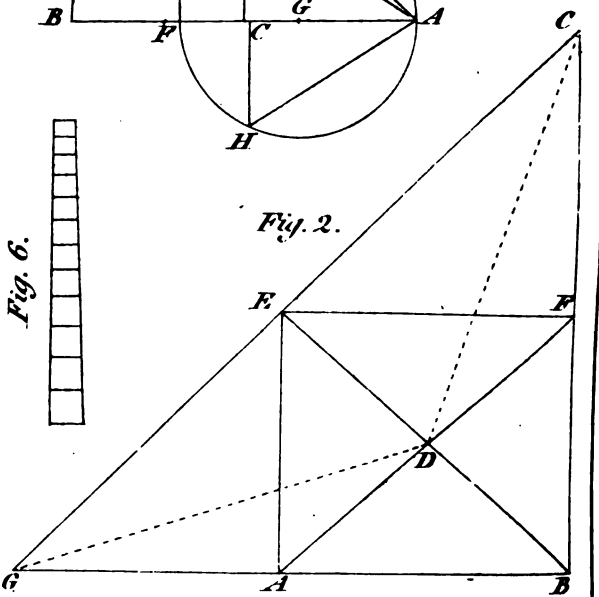


Fig. 6.

Fig. 2.



Tab. II.

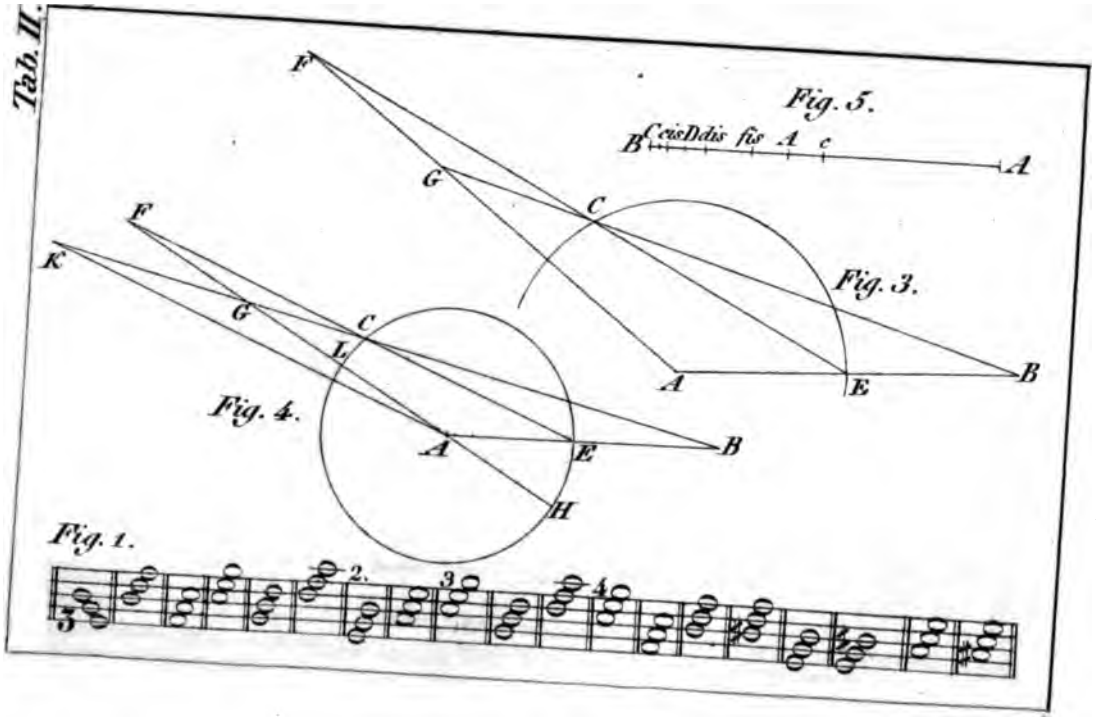


Fig. 5.
B C cis D dis fis A c A
Fig. 3.
F G C A E B
Fig. 4.
K F G C L A E B H
Fig. 1.
3 2. 3 4

STANFORD LIBRARIES

Moſes Mendelsſohn's
geſammelte Schriften.

Vierten Bandes
zweite Abtheilung.

STANFORD LIBRARIES

Inhalt

der zweiten Abtheilung des vierten Bandes.

Seite

Moſes Mendelsſohn's Antheil an den Briefen, die neueſte Litteratur betreffend. Fortſetzung.... 1 — 460

Aus dem V. Theil.

V. Den 31 Jan. 1760.

79ſter Brief. — Ob Brutus kurz vor ſeinem Tode die Tugend verwünſcht habe..... 3 — 5

80ſter Brief. — Joh. Fried. Löwen, ſatyriſche Verſuche, Geſchichte eines Tugendhaften; ſeine Götter- und Heldengeſpräche, ſeine Behandlung der Sätze: daß die Künſte den Sitten, und die Sitten den Künſten ſchaden ..... 5 — 9

VII. Den 14 Febr. 1760.

82ſter Brief. — Weitere Ausführung einer Anmerkung Joh. Adolf Schlegel's in der 2ten Auflage ſeiner Überſetzung von Batteux „Einſchränkung der ſchönen Künſte auf einen einzigen Grund-

Seite

satz" (Lpz. 1759): von den unangenehmen Empfindungen, die in der Nachahmung gefallen; daß der Ekel davon auszunehmen sei; Untersuchung der Natur des Ekels ..... 9 — 12

83ster Brief. — Der Ekel ist widriger als das Entsetzliche; das Entsetzliche darf der Dichter bis zum äußersten Grade schildern, aber die Pantomime des Trauerspiels muß es zu mäßigen suchen ..... 13 — 15

84ster Brief. — Die Pantomime muß sich beim Trauerspiele in den Schranken einer Hülfskunst halten, sie darf die Poesie nicht zu sehr zurückdrängen; dem Shakespear darf man viele Übertretungen dieser Vorschriften nachsehen ..... 15 — 17

VIII. Den 21 Febr. 1760.

85ster Brief. — Beurtheilung von Joh. Adolf Schlegel's Abhandlung über den eigentlichen Gegenstand der Schäferpoesie (in seinen eigenen Abhandlungen, welche den 2ten Band seiner Übersetzung von Batteux bilden und den Titel führen: „Abhandlungen über verschiedene Materien aus den schönen Künsten, die durch des Herrn Batteux Werk veranlasset worden"), und Versuch einer bessern Bestimmung desselben ..... 18 — 21

86ster Brief. — Fernere Beurtheilung der Schlegel'schen Abhandlung und Versuch einer neuen Erklärung des Schäfergedichts; seine Vergleichung mit dem Landgedicht; vier Arten des letzteren; Fehler einiger Kunstrichter bei der Lehre von der Schäferpoesie; wie man die niedrigen Züge in dem Schäfergedichte veredeln könne (Fortsetzung in der folgenden No.) ..... 21 — 24

IX. Den 28 Febr. 1760.

Fortsetzung des 86sten Briefes ..... 24 — 28

87ster Brief. — Joh. Adolf Schlegel's Abhandlung von dem höchsten Grundsatze der Poesie (in der obigen Sammlung); Vergleichung seiner Erklärung von der Dichtkunst mit der Baumgarten'schen ..... 28 — 31

XI. Den 13 März 1760.

89ster Brief. — Aufdeckung der anmaßenden Versprechungen und Ungereimtheiten in Georg Scha-

Seite

de's „Einleitung in die höhere Weltweisheit", welche Schrift für den ersten Versuch einer allgemeinen Gesellschaft der Wissenschaften ausgegeben wird ..... 32 — 36

90ster Brief. — Der Unsinn und die Abgeschmacktheiten von Schade's philosophischem System, das er auf eine angeblich verbesserte Monadenlehre gründet, aufgezeigt (Fortsetzung in der folgenden No.) .. 36 — 38

XII. Den 20 März 1760.

Fortsetzung des 90sten Briefes ..... 39 — 42

91ster Brief. — Schade in Streit mit Dreyer gekommen; seine der „Einleitung in die höhere Weltweisheit" angehängten Aufsätze. Über die „schuldige Ehrenrettung des Herrn Prof. Gottscheds", welchen Schade von dem Verdachte zu reinigen sucht, daß er der Verfasser des Candide sei. Eine Nachschrift von Lessing behauptet aber fest, daß Gottsched der Verfasser sei ..... 42 — 45

Aus dem VI. Theil.

XIV Den 3 April 1760.

92ster Brief. — Vom Genie, und Sulzer's Abhandlung darüber (Analyse du génie, in der Histoire de l'Académie Royale des Sciences et des Belles Lettres, Année 1757. Berlin 1759. 4° p. 392 — 404) ..... 46 — 51

XV. Den 13 April 1760.

93ster Brief. — Eines Ungenannten „Versuch über das Genie" (erster Abschnitt) (in der „Sammlung vermischter Schriften zur Beförderung der schönen Wissenschaften und der freyen Künste", Bd 2. Stück 1. Berlin, verlegts Fried. Nicolai, 1759. S. 131 — 179) ..... 52 — 54

94ster Brief. — Merian's „Vergleichung zwischen zweyen psychologischen Grundsätzen" im Vorübergehen erwähnt; die Abhandlung des Hrn. von Prémontval aber: théologie de l'être, ou chaîne d'idées de l'être jusqu'à Dieu erörtert und ausgezogen ..... 54 — 59

Seite

XVI. Den 16 April 1760.

95ſter Brief. — Über den Mangel des guten Tons in manchen Schriften, und über den ſeltſamen Univerſitäts- und Reſpects-Ton in der Jenaiſchen philoſophiſchen Bibliothek ..... 59 — 61
96ſter Brief. — Münter's lobpoſaunende Recenſion von Schmidt's „poetiſchen Gemählden und Empfindungen aus der heiligen Geſchichte" in der Jenaiſchen philoſophiſchen Bibliothek; Münter's Auszug und Widerlegung des Candide eben daſelbſt ..... 61 — 63
97ſter Brief. — Georg Fried. Meier's „Verſuch einer Erklärung des Nachtwandelns", und Gedanken über dieſe Erſcheinung .... 63 — 66

XVII. Den 24 April 1760.

98ſter Brief. — Die Poésies diverses König Friedrichs II. nach der ächten Ausgabe (Berlin, 1760. 4°) ..... 66 — 68
99ſter Brief. — Über König Friedrichs II. Épître au Maréchal Keith (in den Poésies diverses); imitation du troisième livre de Lucrèce; sur les vaines terreurs de la mort, & les frayeurs d'une autre vie ..... 69 — 73
König Friedrichs II. Épître au Maréchal Keith, der Text des Gedichts, nach der Original-Ausgabe ..... 74 — 82

XVIII. Den 1 Mai 1760.

Hundertſter Brief. — König Friedrichs II. Épître à Maupertuis (in den Poésies diverses) in ihrem vorgeblichen Principe: la Providence ne s'intéresse point à l'individu, mais à l'espèce, beleuchtet ..... 83 — 84
101ſter Brief. — Beweis, daß dieſer Denkſpruch der Ode des königlichen Dichters nicht das in dem Gedichte ſelbſt waltende Princip iſt, ſondern daß dieß letztere Princip ein wirklich beifallswerthes iſt, und zu dem philoſophiſchen Syſtem des Malebranche paßt ..... 84 — 90
König Friedrichs II. Épître à Maupertuis, der Text des Gedichts, nach der Original-Ausgabe 91 — 98

Seite

XXV. Den 19 Juni 1760.

113ter Brief. — Über die kleine Schrift: „Sokratische Denkwürdigkeiten für die lange Weile des Publicums", für deren Verfasser jetzt Joh. Georg Hamann gilt ..... 99 — 105

Aus dem VII. Theil.

I. Den 3 Juli 1760.

115ter Brief. — „Die letzten Gespräche Socrates und seiner Freunde", von W... (nach Mendelssohn's Meinung wahrscheinlich Wieland); eine Schrift, in welcher der Charakter des Sokrates gänzlich verfehlt ist ..... 106 — 110
116ter Brief. — Fortgesetzte Beurtheilung dieser Gespräche; Sokrates Unterredung mit dem Aristophanes (die Fortsetzung des Briefes in der folgenden No.) ..... 110 — 111

II. Den 10 Juli 1760.

Fortsetzung des 116ten Briefes ..... 112 — 115

117ter Brief. — Fortgesetzte Beurtheilung dieser Gespräche; elende und abgeschmackte Weise des Verfassers zu schreiben und zu dialogiren. (der Schluß des Briefes in der folgenden No.) ..... 115 — 119

III. Den 17 Juli 1760.

Schluß des 117ten Briefes ..... 119 — 121

118ter Brief. — Fortgesetzte Beurtheilung „der letzten Gespräche Socrates und seiner Freunde"; die Schutzrede des Sokrates ..... 121 — 124
119ter Brief. — Diderot's Plan zu einem Trauerspiele über den Tod des Sokrates; James Thomson's Trauerspiel Sokrates (die Fortsetzung des Briefes in der folgenden No.) ..... 125 — 126

IV. Den 24 Juli 1760.

Fortsetzung des 119ten Briefes ..... 126 — 133

VII. Den 14 Aug. 1760.

Seite

122ſter Brief. — Joh. Jacob Rabe's Überſetzung der Miſchnah, 1ſter Theil, Seraim..... 134 — 141

VIII. Den 21 Aug. 1760.

123ſter Brief. — Wieland's Trauerſpiel Clementina von Porretta; der Charakter Carl Grandiſon's, mit Rückſicht auf Richardſon's Roman, auf Lord Shaftesbury's Charakteriſtiken und auf die Trauerſpiele Philotas und Polytimet, beſonders in Bezug auf vollkommene Charaktere; der Charakter der Clementina bei Richardſon und bei Wieland, Rückblick auf Shakeſpear's Lear dabei; der Charakter des Jeronymo; über den möglichen Ausgang des Stücks (der Schluß des Briefes in der folgenden No.) ..... 141 — 148

IX. Den 28 Aug. 1760.

Schluß des 123ſten Briefes..... 148 — 151

124ſter Brief. — Weitere Beurtheilung von Wieland's Trauerſpiel Clementina von Porretta; Tadel der ſklaviſchen Weiſe, in welcher Wieland den Richardſon'ſchen Stoff bearbeitet hat; ſeine Darſtellung der Hauptcharaktere (der Schluß des Briefes in der folgenden No.) ..... 151 — 155

X. Den 4 Sept. 1760.

Schluß des 124ſten Briefes..... 156 — 158

XI. Den 11 Sept. 1760.

126ſter Brief. — Withof's Gedicht „die moraliſchen Ketzer" in der verbeſſerten Auflage..... 158 — 165

Aus dem VIII. Theil.

XIV. Den 23 Oct. 1760.

128ſter Brief. — Uz, Verſuch über die Kunſt ſtets fröhlich zu ſeyn; Vergleichung einiger Stellen die-

Seite

ses Lehrgedichts mit Stellen in Uz's lyrischen Gedichten, bei welcher das Lehrgedicht in den Schatten tritt ..... 165 — 172

XV. Den 30 Oct. 1760.

129ster Brief. — Fortsetzung über Uz; gelungene Stellen des Lehrgedichts. Das „Schreiben über die Duschische Beurtheilung des Siegs des Liebesgottes", welches Uz seinem Gedichte angehängt hat ..... 173 — 176

130ster Brief. — Hermann Samuel Reimarus „Abhandlungen von den vornehmsten Wahrheiten der natürlichen Religion"; seine „allgemeinen Betrachtungen über die Triebe der Thiere" (die Fortsetzung des Briefes in der folgenden No.) ..... 176 — 180

XVI. Den 6 Nov. 1760.

Fortsetzung des 130sten Briefes ..... 180 — 186

XVII. Den 13 Nov. 1760.

131ster Brief. — Fernere Beurtheilung von Reimarus Schrift über die Triebe der Thiere (der Schluß des Briefes in der folgenden No.) ..... 187 — 194

XVIII. Den 20 Nov. 1760.

Schluß des 131sten Briefes ..... 194 — 197

132ster Brief. — Über die Schrift: „die unwandelbare und ewige Religion der ältesten Naturforscher und so genannten Adepten" (für deren Verfasser jetzt Georg Schade gilt) ..... 197 — 200

XXI. Den 11 Dec. 1760.

134ster Brief. — Euler's Nachweisung der Erfindung der Differentialrechnung (in der Vorrede zu seinen Institutiones calculi differentialis) mit Schöpflin's Ansicht über die Erfindung der Buchdruckerkunst (in seinen Vindiciis typographicis) zusammengehalten ..... 201 — 203

135ster Brief. — Carl Fried. Flögel's „Einleitung in die Erfindungskunst"; daß er zu viel einmischt, was zu dem Gegenstande nicht gehört. 203 — 205

XXII. Den 18 Dec. 1760.

Seite

136ſter Brief. — Fortſetzung über Flögel's Erfindungskunſt; ſeine unendlichen Eintheilungen des Gegenſtandes; ſeine Erklärung des mathematiſchen Unendlichen ..... 205 — 208

137ſter Brief. — Weitere Fortſetzung über Flögel's „Einleitung in die Erfindungskunſt"; ſeine Erklärung des Wortes Kunſt (die Fortſetzung des Briefes in der folgenden No.) ..... 209 — 210

XXIII. Den 1 Jan. 1761.

Fortſetzung des 137ſten Briefes ..... 211 — 214

138ſter Brief. — Eines ungenannten Schweizers (d. i. Iſaak Iſelin's) „philoſophiſche und politiſche Verſuche" (der Schluß des Briefes in der folgenden No.) 214 — 217

XXIV. Den 8 Jan. 1761.

Schluß des 138ſten Briefes ..... 217 — 219

139ſter Brief. — Eines andern ungenannten Verfaſſers Briefe über John Brown's „estimate of the manners and principles of the times" und eines Schweizers „Gedanken über die Rechtmäßigkeit des fremden Kriegesdienſtes" (zwei Stücke, welche den vorhin genannten philoſophiſchen und politiſchen Verſuchen angehängt ſind) .. 219 — 224

Aus dem IX. Theil.

II. Den 5 Febr. 1761.

143ſter Brief. — Joh. Georg Zimmermann „vom Nationalſtolze", in der 2ten Auflage, Zürich 1760; beſonders die ſchöne Stelle über König Friedrich den Großen. Gedicht der Karſchin über den Sieg des Königs bei Torgau (der Schluß des Briefes in der folgenden No.) ..... 224 — 229

III. Den 12 Febr. 1761.

Schluß des 143ſten Briefes ..... 230 — 231

Seite

144ster Brief. — „Einfälle und Begebenheiten" (von Carl Ferd. Hommel) ..... 231 — 237

IV. Den 19 Febr. 1761.

145ster Brief. — Aufsuchung der Gründe, warum die Alten die vollkommen tugendhaften Charaktere in ihren Gedichten vermieden haben; eine Stelle Homers als Beispiel ..... 237 — 241

146ster Brief. — Mich. Conr. Curtius Abhandlung vom Erhabenen in der Dichtkunst (befindlich in seinen „kritischen Abhandlungen und Gedichten", Hannover 1760) beurtheilt, mit Hinzuziehung Longins und anderer Kunstrichter ..... 241 — 244

V. Den 26 Febr. 1761.

147ster Brief. — Fortsetzung des Gegenstandes; Curtius abgeschmackte Urtheile verschiedentlich aufgedeckt ..... 245 — 251

XII. Den 16 April 1761.

157ster Brief. — Curtius, „Abhandlung von den Gleichnissen und Metaphern" in derselben Sammlung; Beispiele seiner eignen Gleichnisse in seinen Lehrgedichten „von dem Schicksale der Dichtkunst" und „die Schicksale der Seelen nach dem Tode" 252 — 259

Aus dem X. Theil.

XVII. Den 4 Juni 1761.

166ster Brief. — Über J. J. Rousseau's neue Heloise; die Briefe, in welchen Rousseau als Weltweiser einzelne Materien abhandelt, sind vortrefflich; aber als Roman ist es ein elendes Buch ..... 260 — 262

167ster Brief. — Fortsetzung über Rousseau's neue Heloise; der Plan des Romans, die Personen und Charaktere; die Situationen sind gleichgültig und die Begebenheiten mager, die Sprache ist spitzfindig, affectirt und schwülstig; doch sind einige Briefe vortrefflich (der Schluß des Briefes in der folgenden No.) ..... 262 — 266

XVIII. Den 11 Juni 1761.

Seite

Schluß des 167sten Briefes ..... 266 — 268

168ster Brief. — Fortsetzung über Rousseau's neue Heloise; des Verf. Affectensprache durch Stellen aus den Briefen belegt; Abenteuerlichkeiten des St. Preux (der Schluß des Briefes in der folgenden No.) ..... 268 — 272

XIX. Den 18 Juni 1761.

Schluß des 168sten Briefes ..... 273 — 274

169ster Brief. — Fortsetzung über die neue Heloise; Widerlegung der Gedanken Rousseau's von der Affectensprache ..... 274 — 276

170ster Brief. — Fortsetzung über die neue Heloise; Unwahrscheinlichkeiten bei der letzten Krankheit der Julie; in dem ganzen Werke ist es Rousseau mehr um seine philosophischen Materien, als um den Roman zu thun gewesen ..... 276 — 278

171ster Brief. — Die deutsche Übersetzung von Rousseau's neuer Heloise, Leipzig 1761 (deren Verfasser Joh. Gottfr. Gellius ist), voll von Fehlern und Widersinnigkeiten (die Fortsetzung des Briefes in der folgenden No.) ..... 278 — 279

XX. Den 25 Juni 1761.

Fortsetzung des 171sten Briefes ..... 280 — 283

Aus dem XI. Theil.

III. Den 13 Aug. 1761.

181ster Brief. — Thomas Abbt „vom Tode für das Vaterland" (der Schluß in der folgenden No.). 284 — 288

IV. Den 20 Aug. 1761.

Schluß des 181sten Briefes ..... 288 — 292

VIII. Den 18 Sept. 1761.

186ster Brief. — über den 2ten Theil von Joh. Jac. Rabe's Übersetzung der Mischnah ..... 292 — 299

XI. Den 8 Oct. 1761.

Seite

190ster Brief. — Über das Trauerspiel „Codrus" des Frhrn. Joh. Fried. von Cronegk..... 299 — 303

191ster Brief. — Über das unvollendete Trauerspiel „Olint und Sophronia" des Herrn von Cronegk, und einige Worte über sein Lustspiel „der Mißtrauische" (die Fortsetzung in der folgenden No.) ..... 303 — 304

XII. Den 15 Oct. 1761.

Fortsetzung des 191sten Briefes..... 304 — 311

Aus dem XII. Theil.

I. Den 22 Oct. 1761.

192ster Brief. — Abaelardi Virbii (d. i. Joh. Ge. Hamann's) „Beylage zum zehnten Theile der Briefe, die neueste Litteratur betreffend", und Fulberti Kulmii (d. i. Moses Mendelssohn's) „Antwort an Abaelardum Virbium: im Namen des Verfassers der fünf Briefe, die neue Heloise betreffend":

Einleitung ..... 311 — 312

(Diese Einleitung ist, obgleich sie Mendelssohn's Chiffre trägt, von Fried. Nicolai, wie dieser selbst in seinem Schreiben an Lichtenberg vom 29 Oct. 1782, im 26sten Th. von Lessing's sämmtl. Werken, Berlin 1794, S. XXII bemerkt.)

Abaelardi Virbii Beylage u. s. w. (der Schluß in der folgenden No.) ..... 312 — 316

II. Den 29 Oct. 1761.

Fortsetzung des 192sten Briefes, und zwar:

Schluß der Schrift des Abaelardus Virbius... 316 — 318

Fulberti Kulmii Antwort an Abaelardum Virbium ..... 318 — 323

IV. Den 12 Nov. 1761.

194ster Brief — Über die Schrift: Anti-Shaftesbury, oder die entlarvte Eitelkeit der Selbstliebe

Seite

und Ruhmsucht, in philosophischen Gesprächen nach dem Englischen", eine, das Original ganz entstellende, elende Übersetzung des 2ten Theiles von Mandeville's Fabel von den Bienen (the fable of the bees, or private vices public benefits). 323 — 326

195ster Brief. — Um die Jämmerlichkeit dieser Übersetzung zu beweisen, werden, mit Übergehung alles Übrigen, nur einige Stellen angeführt, wo das Deutsche gerade das Gegentheil vom Englischen sagt (der Schluß in der folgenden No.) ..... 326 — 329

V. Den 19 Nov. 1761.

Schluß des 195sten Briefes ..... 329 — 330

XII. Den 31 Dec. 1761.

207ter Brief. — Von dem 2ten Bande der Schriften des Herrn von Cronegk, besonders von seinen „Einsamkeiten"; seine Lehrgedichte, seine Oden und Lieder, seine vermischten Gedichte .... 330 — 335

Aus dem XIII. Theil.

I. Den 7 Jan. 1762.

208ter Brief. — Von dem 2ten Abschnitte des „Versuches über das Genie" im ersten Stücke des 3ten Bandes der „Sammlung vermischter Schriften zur Beförderung der schönen Wissenschaften und der freyen Künste" (1760, S. 1 — 37); die Erlernung der Anfangsgründe in der Mathematik und in der Metaphysik in Vergleichung gestellt; die anschauende Erkenntniß ist nicht der Grund der Evidenz in der Mathematik, erschöpft auch nicht das Wesen des Genies .... 335 — 340

209ter Brief. — Eine Stelle aus diesem 2ten Abschnitte des „Versuches über das Genie", welche sich auf die vielen deutschen dunkel malenden Nachtdichter und schwülstigen Hexametristen, Nachtreter Klopstock's, bezieht und welche man auch auf die elenden Nachtreter in der Philosophie anwenden kann (der Schluß in der folgenden No.)... 341

II. Den 14 Jan. 1762.

Schluß des 209ten Briefes 342

Seite

210ter Brief. — Der 3te Abschnitt des „Versuches über das Genie" (in der obigen „Sammlung vermischter Schriften" S. 37—69); des Verf. Gedanken von der anschauenden Erkenntniß werden geprüft: sie ist kein Unterscheidungszeichen des Schönen, uns Menschen ist deutliche Erkenntniß ohne Sprache unmöglich, eine empirische Erkenntniß der göttlichen Eigenschaften ist nicht hinlänglich..... 342 — 348

X. Den 11 März 1762.

221ster Brief. — Des Übersetzers von Rousseau's neuer Heloise (Joh. Gottfr. Gellius) „Anmerkungen zum Gebrauche deutscher Kunstrichter, nebst einigen andern Wahrheiten", worin er die elenden Übersetzer in seinen Schutz nimmt, einen grimmigen Ausfall auf alle Kunstrichter macht, und außerdem auch auf den Verfasser des obigen 171sten Briefes (wofür er Nicolai hält) ..... 348 — 353

XI. Den 18 März 1762.

222ster Brief. — Fortsetzung über dieselbe Schrift; die darin eingeflochtene Philosophie und Anekdoten aus der obern Welt, z. B. vom Teufel ..... 354 — 356

223ster Brief. — Von einer patriotischen Gesellschaft in der Schweiz für die philosophische Sittenlehre und die Wissenschaft der Gesetze (besonders nach Mittheilungen Iselin's); Betrachtungen über diese beiden Wissenschaften, ihr Wesen und ihre Eintheilung (der Schluß in der folgenden No.)... 356 — 360

XII. Den 25 März 1762.

Schluß des 223sten Briefes..... 360 — 361

Aus dem XIV. Theil.

VI. Den 13 Mai 1762.

233ster Brief. — Von der von einem Ungenannten (Karl Wilh. Ramler) ohne Vorwissen des Verfassers veranstalteten verbesserten Ausgabe von Magnus Gottfried Lichtwer's Fabeln (unter dem Titel: Herrn M. G. Lichtwers auserlesene verbesserte Fabeln und Erzählungen in zweyen

Seite

Büchern. Greifsw. u. Lpz. 1761.) und von der von Lichtwer selbst veranstalteten 3ten Ausgabe (M. G. Lichtwers Fabeln in vier Büchern, von dem Verfasser selbst herausgegeben. 3te Aufl. Berlin 1762.); das Unternehmen des ungenannten Herausgebers von der moralischen Seite betrachtet, wo es tadelnswerth ist; eine Stelle Lessing's, der ihn zu vertheidigen sucht, wird eingeschoben, diese Beschönigung aber verworfen; doch hat sich Lichtwer bei dem Vorfall zu ungeberdig angestellt (der Schluß des Briefes in der folgenden No.) 361 — 367

VII. Den 20 Mai 1762.

Schluß des 233sten Briefes..... 367 — 368

234ster Brief. — Die Leistungen beider Herausgeber, des ungenannten und Lichtwer's, verglichen; Stellen, in denen Lichtwer glücklicher verbessert hat als der Ungenannte..... 368 — 374

VIII. Den 27 Mai 1762.

235ster Brief. — Fernere glückliche Verbesserungen Lichtwer's; dagegen Stellen, in denen der Ungenannte vor ihm den Vorzug behält..... 375 — 383

IX. Den 3 Juni 1762.

236ster Brief. — Allgemeine Beurtheilung von Lichtwer's Fabeln; in einigen erscheint er vom höchsten Talent, in andern sinkt er so tief, daß man ihn nicht erkennen kann. Allgemeinere Vergleichung seiner neuesten Ausgabe (der 3ten, von 1762) mit seiner 2ten (von 1758); in der neuesten hat er vieles schlechte weggelassen; einige neu hinzugekommene Fabeln sind sehr wohl gelungen, andere von ganz geringem Werthe. Über die Fabeln, welche der ungenannte Herausgeber weggelassen, Lichtwer aber nicht aufgeben will, sondern verändert hat..... 383 — 390

Aus dem XV. Theil.

I. Den 1 Juli 1762.

242ster Brief. — Herm. Samuel Reimarus Vertheidigung wider die Beurtheilung seiner „allge-

Seite

meinen Betrachtungen über die Triebe der Thiere" (durch Moses Mendelssohn im 130sten und 131sten Briefe), welche er in einem Anhange zur 2ten Auflage der Schrift (Hamburg 1762) geliefert hat. Die Entscheidung über die Entgegnung will M. M. dem Publikum überlassen, nur über die ihm schuld gegebenen liebloſen und hassenswerthen Gesinnungen sucht er sich zu rechtfertigen, und untersucht verschiedene Punkte, in denen er Reimarus Unrecht gethan haben soll (die Fortsetzung in der folgenden No.) ..... 390 — 397

II. Den 8 Juli 1762.

Fortsetzung des 242sten Briefes ..... 397 — 402

XI. Den 9 Sept. 1762.

254ster Brief. — Über die Extreme dunkler Kürze und der Weitschweifigkeit in der Schreibart, zwischen denen selbst das Genie ein Maaß kennen muß. Dieser dunkle und räthselhafte Styl ist dem Verf. der „Sokratischen Denkwürdigkeiten" (Joh. Georg Hamann), mit welchem Moses Mendelssohn schon 2mal (s. den 113ten und 192sten Brief) in Berührung gekommen ist, eigen; und er ist darin unverbesserlich, wie seine „Kreuzzüge des Philologen" (eine Sammlung seiner flüchtigen Blätter, mit einigen neuen Aufsätzen vermehrt) zeigen. Man muß aber einige schöne Stellen beachten, welche sich unter dem Wuste finden. Einzelne Aufsätze dieser Sammlung werden genannt und beurtheilt, auch die seltsame und unverständliche Schreibart darin öfter aufgezeigt (die Fortsetzung in der folgenden No.) ..... 403 — 405

XII. Den 16 Sept. 1762.

Fortsetzung des 254sten Briefes ..... 405 — 412

Aus dem XVI. Theil.

V. Den 4 Febr. 1763.

258ster Brief. — Des Frhrn. Fried. Carl von Moser Erwiederung auf Hamann's Beurtheilung seiner Schrift „Herr und Diener" in dem anony-

Seite

men Aufsatze: „vermischte Anmerkungen über die Wortfügung in der französischen Sprache", welche Erwiederung den Titel führt: „treuherziges Schreiben eines Layen-Bruders im Reich, an den Magum in Norden oder doch in Europa":
Einleitung von Mendelssohn ..... 412 — 413
Schreiben des Layen-Bruders ꝛc. (d. h. des Hrn. von Moser) (der Schluß befindet sich in der folgenden No.) ..... 413 — 417

VI. Den 11 Febr. 1763.

Schluß des 258sten Briefes und des Schreibens des Layen-Bruders ..... 417 — 419

Aus dem XVII. Theil.

VIII. Den 23 Febr. 1764.

272ster Brief. — Die Frau Karschin und ihre Gedichte („auserlesene Gedichte von Anna Louisa Karschin. Berlin 1764"; deren Herausgeber Sulzer war) ..... 420 — 421
273ster Brief. — Nähere Betrachtung der Gedichte der Karschin; sie sind mit zu vielem Enthusiasmus gepriesen worden, die Dichterinn bedarf noch des guten Rathes kritischer Freunde und muß ihm folgen; man hat Unrecht gethan, sie durch zu großes Lob über ihre Leistungen zu verblenden und ihren Fortgang zur Vollkommenheit zu hemmen (die Fortsetzung des Briefes in der folgenden No.) ..... 421 — 422

IX. Den 1 März 1764.

Fortsetzung des 273sten Briefes ..... 422 — 424

274ster Brief. — Einige schöne Stellen werden aus den Gedichten der Karschin angeführt, aber es wird auch bemerkt, daß ihrer nicht so viele sind, sondern vieles sehr mittelmäßige und matte darin ist (der Schluß des Briefes in der folgenden No.).. 424 — 429

X. Den 8 März 1764.

Schluß des 274sten Briefes ..... 429 — 431

Seite

275ster Brief. — Sogenannte Oden der Karschin; Wesen der Ode; die der Karschin sind nur poetische Phantasien; Zergliederung einiger dieser Oden (der Schluß des Briefes in der folgenden No.) 431 — 436

XI. Den 15 März 1764.

Schluß des 275sten Briefes ..... 436 — 439

276ster Brief. — Verschiedene schlechte, nachlässige, gezwungene, undeutsche Stellen werden aus den Gedichten der Karschin angeführt; es wird ihr noch einmal vorgehalten, daß es nun Zeit für sie wäre, auf den Rath guter Freunde zu hören und mit Vorsicht und Überlegung zu dichten, nicht mit ihrer bisherigen Flüchtigkeit; und daß sie nicht denke, schon genug für ihren Ruhm gethan zu haben. Zuletzt wird ihre neue kleine Schrift: „poetische Einfälle" noch dem Namen nach erwähnt (der Schluß des Briefes in der folgenden No.) ..... 439 — 443

Bemerk. des Herausg. Wir haben diesen Brief ganz mitgetheilt, bemerken aber, daß Friedrich Nicolai (in seinem Briefe an Lichtenberg vom 29 Oct. 1782, in Lessing's sämmtlichen Schriften Th. 26, Berlin 1794, S. XXII. Anm. *)) erklärt, er sei der Verfasser des Stücks S. 173 — 179 (bei uns S. 442 — 444). Ebenda erklärt er sich für den Verfasser des Eingangs des 192sten Briefes (oben bei uns S. 311 — 312), obgleich dieses Stück mit Mendelssohn's Chiffre unterzeichnet ist.

XII. Den 22 März 1764.

Schluß des 276sten Briefes..... 443 — 444

Aus dem XIX. Theil.

I — IV. Den 21 und 28 Juni, 5 und 12 Juli 1764.

287ster Brief. — Thom. Abbt's „Zweifel über die Bestimmung des Menschen" und Moses Mendelssohn's „Orakel die Bestimmung des

Sei

Menſchen betreffend" verwieſen auf den Briefwechſel mit Abbt im 5ten Bande dieſer geſammelten Schriften 445

Aus dem XXI. Theil.

VII. Den 17 Jan. 1765.

311ter Brief. — Bisherige Vernachläſſigung des deutſchen Schauſpiels, welche nicht die Schuld des Publikums iſt. Joh. Elias Schlegel's Trauerſpiel „die Trojanerinnen" und ſein „Herrmann" (im 1ſten Theile ſeiner, von ſeinem Bruder Joh. Heinr. Schlegel herausgegebenen Werke 1761) ſind ſehr vortreffliche Stücke, und es iſt unrecht, daß ſie in Deutſchland ſo wenig bekannt ſind; welches von beiden Stücken beſſer ſei; die Schönheiten des Herrmann werden näher hervorgehoben und eine Stelle wird angeführt; die Schwächen des Stückes werden auch genannt, namentlich Mangel an Handlung (die Fortſetzung des Briefes in der folgenden No.) ..... 445 —

VIII. Den 24 Jan. 1765.

Fortſetzung des 311ten Briefes ..... 448 —

IX. Den 31 Jan. 1765.

312ter Brief. — Joh. Elias Schlegel's Luſtſpiel „der Triumph der guten Frauen" (im 2ten Theile ſeiner Werke); warum das tragiſche Genie in einer ſich bildenden Nation eher als das comiſche reif wird, mit einer Anwendung auf die Deutſchen; das Luſtſpiel „der geſchäfftige Müßiggänger" von Schlegel wird erwähnt, und darauf „der Triumph der guten Frauen" näher beurtheilt. Von J. E. Schlegel's übrigen Arbeiten, namentlich den proſaiſchen, welche ſein Bruder Joh. Heinr. Schlegel in den folgenden Bänden der Werke zu liefern verſpricht ..... 455 —

313ter Brief. — Beweis, daß Dan. Caspar von Lohenſtein, bei allen ſeinen Fehlern, doch manche gute Eigenſchaften in ſeinem proſaiſchen Styl habe; ſein Roman Arminius ..... 458 —

Seite

Moſes Mendelsſohn's Antheil an der allgemeinen deutſchen Bibliothek..... 461 — 564

Aus des erſten Bandes zweitem Stück, 1765.

L'Iliade d'Homere, traduction nouvelle précedée de réflexions sur Homere. Par M. Bitaubé. Paris 1762. 2 Bde. 8°..... 463 — 485

Aus des dritten Bandes erſtem Stück, 1766.

Neues Organon, oder Gedanken über die Erforſchung und Bezeichnung des Wahren und deſſen Unterſcheidung vom Irrthum und Schein. durch J. H. Lambert. Erſter Band. Leipzig 1764. 8°..... 486 — 500

Aus des vierten Bandes zweitem Stück, 1767.

Lambert's neues Organon, zweiter Band, 1764.. 501 — 520
Philoſophiſche Muthmaßungen, über die Geſchichte der Menſchheit (von Iſaak Iſelin). 2 Bde. Frankf. und Leipzig 1764. 8°..... 521 — 527
Joh. Gottl. Stebbs, Verſuch einer allgemeinen Beſchreibung von dem Zuſtand der ungeſitteten und geſitteten Völker, nach ihrer moraliſchen und phyſicaliſchen Beſchaffenheit. Carlsruhe 1766. 8°.... 528
J. Kant's Träume eines Geiſterſehers, erläutert durch Träume der Metaphyſik. Königsberg 1766. 8°.. 529
Discours sur la Métaphysique, per Mr. Merian. Berlin 1765..... 530

Aus des fünften Bandes erſtem Stück, 1767.

Sämtliche poetiſche Werke von Joh. Jacob Duſch. Erſter Theil, Altona 1765. 8°..... 531 — 536

Aus des ſiebenten Bandes erſtem Stück, 1768.

Karl Wilh. Ramler's Oden. Berlin 1767. 8°... 537 — 553

Aus des achten Bandes erſtem Stück, 1768.

Über das Studium des Alterthums. von Hrn. Hofrath Klotz (d. h. Chriſtian Adolph Klotz). Halle 1766. 8°..... 554 — 558

Aus des 14ten Bandes erstem Stück, 1771.

Seite

Phedon of over de Onsterflykheid der ziele, in drie t'zamenspraaken, door Moses Mendelszoon, naar den tweeden verbeterden Druk uit het hoogduitsch vertaald. in's Graavenhaage 1769. (Die holländische Übersetzung von Moses Mendelssohn's Phädon.)..... 559

Verhandeling over het Verhevene en Naïve in de fraeje Wetenschappen, uit het hoogduitsch van Moses Mendelszoon. Utrecht 1769. (Die holländische Übersetzung von Moses Mendelssohn's Abhandlung über das Erhabene und Naive in den schönen Wissenschaften.) 560

Aus des 26sten Bandes erstem Stück, 1775.

Anmerkungen über einen schriftlichen Aufsatz (des Dr. Christian August Crusius), die Wunderthaten des berüchtigten Schröpfer betreffend.... .... 561 — 5

Alphabetisches Verzeichniß

der von Moses Mendelssohn beurtheilten Schriften.

Da der vierte Band dieser gesammelten Schriften in seinen beiden Abtheilungen fast ganz aus einer reichen Zahl kritischer Aufsätze, längerer oder kürzerer, zusammengesetzt ist, deren bei weitem größte den Briefen, die neueste Litteratur betreffend, angehört; so hat es dem Herausgeber zweckmäßig geschienen, das Auffinden einzelner durch ein nach den Verfassern der beurtheilten Schriften geordnetes alphabetisches Verzeichniß zu erleichtern. Bei anonymen Schriften ist das hauptsächlichste Wort im Titel berücksichtigt worden. Wo der Name eines Schriftstellers in Klammern eingeschlossen ist, ist das Buch ohne dessen Nennung erschienen. Übrigens sind es auch bisweilen nur gewisse Stellen einer Schrift, oder Meinungen und Gedanken eines Schriftstellers, ohne Rücksicht auf eine bestimmte Schrift, über welche sich die unter dem Namen eines Schriftstellers nachgewiesene Beurtheilung verbreitet. Diejenigen Aufsätze dieses Bandes, welche keine Kritiken, sondern Aufsätze über Materien sind, wohin auch einige Stücke der Briefe, die neueste Litteratur betreffend, gehören, werden dem allgemeinen alphabetischen Register der Materien im 7ten Bande einverleibt werden. Jedem kritischen Aufsatze ist, außer der Rubrik seines Ursprungs (kleine ungedruckte Schriften, Bibliothek der schönen Wissenschaften, Briefe die neueste Litteratur betreffend, allgemeine deutsche Bibliothek), das Jahr, in welchem er von Mendelssohn verfaßt oder im

Druck erſchienen iſt, beigefügt, was zugleich eine Beſtimmung über die Zeit des Erſcheinens der beurtheilten Schrift und die gemeinte Ausgabe, wenn deren ſpätere exiſtiren, an die Hand giebt. Hierauf folgt (durch römiſche Zahlen ausgedrückt) die Angabe des Bandes (IV, 1. die erſte Abtheilung, IV, 2. die zweite Abtheilung des 4ten Bandes), in welchem, und (durch deutſche Zahlen ausgedrückt) der Seitenzahlen, zwiſchen welchen ſich der Aufſatz in dieſen geſammelten Schriften befindet. Die ſich in einem der früheren drei Bände (dem 3ten) findenden kritiſchen Aufſätze ſind in dieſes Verzeichniß mit eingeflochten; und es werden ſo die drei alphabetiſchen Verzeichniſſe: das gegenwärtige der kritiſchen Aufſätze, das der Briefe, welches wir im 5ten Bande, und das aller in den ſieben Bänden enthaltenen Schriften Mendelsſohn's im allgemeinen, welches wir im 7ten Bande liefern werden, vereinigt dem Leſer den ganzen Inhalt dieſer geſammelten Schriften darbieten und eine vollſtändige Leichtigkeit zur Auffindung einer jeden Schrift und eines jeden kleinen Stückes gewähren.

A.

Abaelardus Virbius — ſ. unter Rouſſeau.

Thomas Abbt, vom Tode für das Vaterland — Briefe, die neueſte Litt. betr. 1761 — IV, 2. 284 — 292.

Thomas Abbt's Zweifel über die Beſtimmung des Menſchen — ib. 1764 — IV, 2. 445 — ſ. in Moſes Mendelsſohn's Briefwechſel mit Abbt im 5ten Bande.

Abu Chamed's Erklärung des mathematiſchen Körpers — Briefe, die neueſte Litt. betr. 1759 — IV, 1. 506 — 508.

The pleasures of imagination, a poem by Akenside — Bibl. der ſchönen Wiſſ. 1757 — IV, 1. 240 — 262.

Über die Schrift „Anti-Shaftesbury, oder die entlarvte Eitelkeit der Selbſtliebe und Ruhmſucht, in philoſophiſchen Geſprächen nach dem Engliſchen" (welche nichts als eine elende Überſetzung von Mandeville's Fabel von den Bienen iſt) — Briefe, die neueſte Litt. betr. 1761 — IV, 2. 323 — 330.

B.

Lehrbuch proſaiſcher und poetiſcher Wohlredenheit, von Joh. Bernh. Baſedow — Bibl. der ſchönen Wiſſ. 1757 — IV, 1. 218 — 240.

Einleitung in die ſchönen Wiſſenſchaften, nach dem Franzöſ. des Batteux mit Zuſätzen vermehrt von C. W. Ramler, 4 Bände — ib. 1758 — IV, 1. 361 — 375.

lex. Theoph. Baumgarten, Aestheticorum pars altera — Bibl. der ſchönen Wiſſ. 1758 — IV, 1. 375—387.
ler. Gottlieb Baumgarten's Metaphyſik, 3te Aufl. 1757 — Briefe, die neueſte Litt. betr. 1759—IV, 1. 502—504.
nmerkungen über Bayle's Pensées diverses sur les comètes — kleine ungedr. Schriften (1760—1767) — IV, 1. 83—88.
משלי שועלי die Fabeln der Füchſe des berühmten Weiſen Rabbi Berachja Hanakdan, zum zweytenmale gedruckt in Berlin im J. 516 (1756) — Bibl. der ſchönen Wiſſ. 1758 — IV, 1. 302—305.
itaubé, l'Iliade d'Homere — ſ. Homere.
etrachtungen über Bonnet's Palingeneſie — III. 135—176.
ogeri Jos. Boscovich philosophiae naturalis theoria, pars I. 2. 3. und Anhang — Briefe, die neueſte Litt. betr. 1759 — IV, 1. 537—545, 545—555, 556—565, 566—569.
ines ungenannten Verf. Briefe über John Brown's estimate of the manners and principles of the times (angehängt Jſelin's philoſophiſchen und politiſchen Verſuchen) — ib. 1761 — IV, 2. 219—221.
dmund Burke, on the sublime and beautiful — ſ. sublime.

C.

ber den Verfaſſer des Candide — ſ. Schade.
onh. Cochius Unterſuchungen über die Neigungen (eine Preisſchrift, Berlin 1769. 4°) — kleine ungedruckte Schriften 1769 — IV, 1. 102—105.
ber das Trauerſpiel Codrus des Frhrn. Joh. Fried. von Cronegk — Briefe, die neueſte Litt. betr. 1761 — IV, 2. 299—303; über deſſelben unvollendetes Trauerſpiel Olint und Sophronia — ib. 303—310; über ſein Luſtſpiel „der Mißtrauiſche" — ib. 310—311 (alle dieſe Stücke befinden ſich im erſten Bande ſeiner Schriften). — Von dem 2ten Bande ſeiner Schriften, beſonders von ſeinen „Einſamkeiten", ſeinen Lehrgedichten, Oden, Liedern und ſeinen vermiſchten Gedichten — ib. 330—335.
nmerkungen über einen ſchriftlichen Aufſatz (des Dr. Chriſtian Aug. Cruſius), die Wunderthaten des berüchtigten Schröpfer betreffend — allg. deutſche Bibl. 1775 — IV, 2. 561—564.
lich. Conr. Curtius Abhandlung vom Erhabenen in der Dichtkunſt, befindlich in ſeinen „kritiſchen Abhandlungen und Gedichten", 1760) — Briefe, die neueſte Litt. betr. 1761 — IV, 2. 237—251; deſſ. Abhandlung von den Gleichniſſen und Metaphern (in derſelben Sammlung) — ib. 252—257; Beiſpiele ſeiner eignen Gleichniſſe in ſeinem Lehrgedichte „von dem Schickſale der Dichtkunſt" und in ſeinem Lehrgedichte: „die Schickſale der Seelen nach dem Tode" — ib. 257—259.

D.

Diderot's Plan zu einem Trauerſpiele über den Tod des Sokrates — Briefe, die neueſte Litt. betr. 1760 — IV, 2. 125 — 133.

über Dieterich's Bemerkungen in Beziehung auf Kant's öffentlichen und Privatgebrauch der Vernunft — ſ. Kant.

Anmerkungen zu Michaelis Beurtheilung des 1ſten Theils von Chriſtian Wilh. Dohm's Schrift „über die bürgerliche Verbeſſerung der Juden" (Berlin und Stettin, bey Fried. Nicolai, 1781), aus dem 2ten Bande derſelben Schrift Dohm's (1783, S. 72 — 77) — III. 365 — 367.

Drey Gedichte von dem Verf. der vermiſchten Werke in verſchiedenen Arten der Dichtkunſt (Joh. Jacob Duſch) — Bibl. der ſchönen Wiſſ. 1756 — IV, 1. 210 — 218.

Sämtliche poetiſche Werke von Joh. Jacob Duſch, 1ſter Theil — allg. deutſche Bibl. 1767 — IV, 2. 531 — 536.

E.

Einfälle und Begebenheiten — ſ. Hommel.

Joh. Chr. Eſchenbach's Metaphyſik, oder Hauptwiſſenſchaft (Roſtock 1757. 8°) — Briefe, die neueſte Litt. betr. 1759 — IV, 1. 531 — 534; über Eſchenbach's philoſophiſches Syſtem — ib. 534 — 537.

Euler's Nachweiſung der Erfindung der Differentialrechnung (in der Vorrede zu ſeinen Institutiones calculi differentialis) mit Schöpflin's Anſicht über die Erfindung der Buchdruckerkunſt (in ſeinen Vindiciis typographicis) zuſammengehalten — Briefe, die neueſte Litt. betr. 1760 — IV, 2. 201 — 203.

F.

Carl Fried. Flögel's Einleitung in die Erfindungskunſt — Briefe, die neueſte Litt. betr. 1760 — 1761 — IV, 2. 203 — 214.

Die Poésies diverses Königs Friedrichs II. — Briefe, die neueſte Litt. betr. 1760 — IV, 2. 66 — 68; ſeine Épitre au Maréchal Keith — ib. 69 — 82; ſeine Épitre à Maupertuis — ib. 83 — 98.

Fulberti Kulmii Antwort an Abaelardum Virbium — ſ. unter Rouſſeau.

G.

Christian Garve's Schrift über die Neigungen (in der Sammlung der Preisschriften über diesen Gegenstand, Berlin 1769. 4° S. 91—186) — kleine ungedr. Schriften 1769 — IV, 1. 105 — 112.

Drey Gedichte von dem Verf. der vermischten Werke in verschiedenen Arten der Dichtkunst — s. Dusch.

(Joh. Gottfr. Gellius) deutsche Übersetzung von Rousseau's neuer Heloise (Leipzig 1761) und seine anonyme Schrift gegen die Beurtheilung seiner Übersetzung: „Anmerkungen zum Gebrauche deutscher Kunstrichter, nebst einigen andern Wahrheiten" — s. unter Rousseau.

Versuch über das Genie, Abschnitt 1—3 (in der „Sammlung vermischter Schriften zur Beförderung der schönen Wissenschaften und der freyen Künste" Bd. 2. Stück 1. 1759 und Bd. 3. Stück 1. 1760) — Briefe, die neueste Litt. betr. 1760, 1762 — IV, 2. 52—54, 335—342, 342—348.

Der Tod Abels, in 5 Gesängen von Salomon Geßner — Bibl. der schönen Wiss. 1759 — IV, 1. 457—484.

Lieder, Fabeln und Romanzen von F. W. G(leim) — Bibl. der schönen Wiss. 1758 — IV, 1. 350—361.

Historische Lobschrift des Frhrn. von Wolf, von Joh. Christoph Gottsched — Bibl. der schönen Wiss. 1757 — IV, 1. 262—267.

Joh. Christoph Gottsched's Handlexikon der schönen Wissenschaften — Briefe, die neueste Litt. betr. 1759 — IV, 1. 571.

H.

(Joh. Georg Hamann's) sokratische Denkwürdigkeiten für die lange Weile des Publicums — Briefe, die neueste Litt. betr. 1760 — IV, 2. 99—105.

(Joh. Georg Hamann) Kreuzzüge des Philologen (eine Sammlung seiner flüchtigen Blätter, mit einigen neuen Aufsätzen vermehrt) — ib. 1762 — IV, 2. 403—412.

Berachja Hanakdan — s. Berachja.

(Hemsterhuys) Lettre sur la sculpture — kleine ungedr. Schriften 1776 — IV, 1. 120—121.

(Herder) über die neuere deutsche Litteratur, 1ste und 2te Sammlung — ib. 1767 — IV, 1. 93—101.

L'Iliade d'Homere, traduction nouvelle par M. Bitaubé, 2 Bände — allg. deutsche Bibl. 1765 — IV, 2. 463—485.

(Carl Ferd. Hommel's) Einfälle und Begebenheiten — Briefe, die neueſte Litt. betr. 1761 — IV, 2. 231 — 237.

J.

Iſaak Iſelin's Verſuch über die Geſetzgebung — Briefe, die neueſte Litt. betr. 1759 — IV, 1. 582 — 585.

(Iſaak Iſelin's) philoſophiſche und politiſche Verſuche — ib. 1761 — IV, 2. 214 — 219.

Von einer patriotiſchen Geſellſchaft in der Schweiz für die philoſophiſche Sittenlehre und die Wiſſenſchaft der Geſetze (beſonders nach einem mitgetheilten Aufſatze Iſelin's) — ib. 1762 — IV, 2. 356 — 361.

(Iſaak Iſelin's) philoſophiſche Muthmaßungen, über die Geſchichte der Menſchheit, 2 Bände — allg. deutſche Bibl. 1767 — IV, 2. 521 — 527.

Über das Luſtſpiel: die Juden (erſchienen in Leſſing's theatraliſcher Bibliothek, Stück 1. 1754) — III. 476 — 480.

K.

Über Dieterich's Bemerkungen in Beziehung auf Kant's „öffentlichen und Privatgebrauch der Vernunft" — kleine ungedr. Schriften (1784? 1785?) — IV, 1. 146 — 148.

J. Kant's Träume eines Geiſterſehers, erläutert durch Träume der Metaphyſik — allg. deutſche Bibl. 1767 — IV, 2. 529.

Gedicht der Anna Louiſa Karſchin über den Sieg des Königs bei Torgau — Briefe, die neueſte Litt. betr. 1761 — IV, 2. 229 — 231.

Auserleſene Gedichte von Anna Louiſa Karſchin (Berlin 1764, herausgegeben von Sulzer) — ib. 1764 — IV, 2. 420 — 444 (der Schluß S. 442 — 444 ſoll von Fried. Nicolai ſeyn).

Chriſtian Adolph Klotz, über das Studium des Alterthums — allg. deutſche Bibl. 1768 — IV, 2. 554 — 558.

Gedanken über die Rechtmäßigkeit des fremden Kriegesdienſtes (angehängt Iſelin's philoſophiſchen und politiſchen Verſuchen) — Briefe, die neueſte Litt. betr. 1761 — IV, 2. 222 — 224.

Fulberti Kulmii Antwort an Abaelardum Virbium — ſ. unter Rouſſeau.

Anmerkungen zum Gebrauche deutſcher Kunſtrichter — ſ. unter Rouſſeau.

L.

J. H. Lambert's neues Organon, Bd. I. 2. — allg. deutsche Bibl. 1766, 1767 — IV, 2. 486—500, 501—520.

Martin Frobenius Ledermüller's physikalische Beobachtungen derer Saamenthiergens, Nürnberg 1756 — Briefe, die neueste Litt. betr. 1759 — IV, 1. 512—518; dess. Versuch einer gründlichen Vertheidigung der Saamenthiergen, Nürnberg 1758 — ib. 518—522.

über Leibnitzens Satz des Nichtzuunterscheidenden — Briefe, die neueste Litt. betr. 1759 — IV, 1. 510—512; eine neue Ausdehnung dieses Satzes — ib. 522—524.

Vier Bücher Aesopischer Fabeln von M. G. (d. h. Magnus Gottfried) Lichtwern. Zweyte Aufl. Berlin, 1758 — Bibl. der schönen Wiss. 1758 — IV, 1. 290—302; die von einem Ungenannten (Karl Wilh. Ramler) ohne Vorwissen des Verf. veranstaltete verbesserte Ausgabe von Lichtwer's Fabeln (Greifsw. und Leipzig 1761) und die von Lichtwer selbst veranstaltete 3te Ausgabe (Berlin 1762) unter einander und mit seiner 2ten Auflage verglichen — Briefe, die neueste Litt. betr. 1762 — IV, 2. 361—390.

Das Recht der Vernunft, in 5 Büchern, von M. G. Lichtwer — Bibl. der schönen Wiss. 1758 — IV, 1. 318—330.

Schreiben Joh. Nathanael Lieberkühn's an Hamberger (in Georgii Erhardi Hambergeri physiologia medica, Jenae 1751. 4° S. 707—713) — Briefe, die neueste Litt. betr. 1759 — IV, 1. 518—522.

Lieder, Fabeln und Romanzen, von J. W. G. — s. Gleim.

über die neuere deutsche Litteratur — s. Herder.

Joh. Fried. Löwen, satyrische Versuche, Geschichte eines Tugendhaften — Briefe, die neueste Litt. betr. 1760 — IV, 2. 5—6; seine Götter- und Heldengespräche — ib. 6—9.

Dan. Caspar von Lohenstein's Roman Arminius — Briefe, die neueste Litt. betr. 1765 — IV, 2. 458—460.

Robert Lowth, de sacra poesi Hebraeorum — Bibl. der schönen Wiss. 1756, 1757 — IV, 1. 171—192, 192—210.

über einen schriftlichen Aufsatz des Herrn de Luc, die Immaterialität der Seele betreffend — kleine ungedr. Schriften 1778 — IV, 1. 124—127.

M.

Mandeville's Fabel von den Bienen (the fable of the bees) ins Deutsche übersezt — s. Anti-Shaftesbury.

Georg Fried. Meier's Auszug aus den Anfangsgründen aller schönen Künste und Wissenschaften — Bibl. der schönen Wiss. 1758—IV, 1. 313—318.

—— Dess. Versuch einer Erklärung des Nachtwandelns — Briefe, die neueste Litt. betr. 1760—IV, 2. 63—66.

Phedon of over de Onsterflykheid der ziele, door Moses Mendelszoon, uit het hoogduitsch vertaald (die holländische Übersetzung von Moses Mendelssohn's Phädon) — allg. deutsche Bibl. 1771—IV, 2. 559.

Verhandeling over het Verhevene en Naive in de fraeje Wetenschappen, uit het hoogduitsch van Moses Mendelszoon (die holländische Übersetzung von Moses Mendelssohn's Abhandlung über das Erhabene und Naive in den schönen Wissenschaften) — ib. 560.

Philosophische Muthmaßungen, über die Geschichte der Menschheit — s. Iselin.

Merian's Vergleichung zwischen zweyen psychologischen Grundsätzen — Briefe, die neueste Litt. betr. 1760 — IV, 2. 54.

Discours sur la Métaphysique, par Mr. Merian — allg. deutsche Bibl. 1767 — IV, 2. 530.

Über Michaelis Beurtheilung des 1sten Theils von Dohm's Schrift „über die bürgerliche Verbesserung der Juden" — s. Dohm.

Michaelis Preisschrift über den Einfluß der Sprachen auf die Meinungen — Briefe, die neueste Litt. betr. 1759 — IV, 1. 585—596.

Joh. Jacob Rabe's Übersetzung der Mischnah — s. Rabe.

Des Frhrn. Fried. Carl von Moser Erwiederung auf Hamann's Beurtheilung seiner Schrift „Herr und Diener" in dem anonymen Aufsatze: „vermischte Anmerkungen über die Wortfügung in der französischen Sprache", welche Erwiederung den Titel führt: „treuherziges Schreiben eines Layen-Bruders im Reich, an den Magum in Norden oder doch in Europa — Briefe, die neueste Litt. betr. 1763 — IV, 2. 412—419.

Münter's Recension von Schmidt's „poetischen Gemählden und Empfindungen aus der heiligen Geschichte" in der Jenaischen philosophischen Bibliothek — Briefe, die neueste Litt. betr. 1760—IV, 2. 61—62; sein Auszug und seine Widerlegung des Candide eben daselbst — ib. 62—63.

N.

Vom Nationalstolze — s. Zimmermann.

Schilderungen aus dem Reiche der Natur und der Sittenlehre, durch alle Monate des Jahres; die Frühlingsmonate — Bibl. der schönen Wiss. 1758 — IV, 1. 306—312.

unwandelbare und ewige Religion der älteſten Naturforſcher und ſo genannten Adepten — ſ. Schade.

O.

ncipes pour la lecture des orateurs, 3 tomes; Grundſätze und Anweiſung die Schriften der Redner zu leſen, aus dem Franzöſ. überſetzt von C. L. R., 3 Theile — Bibl. der ſchönen Wiſſ. 1758 — IV, 1. 267—289.

P.

essay on the writings and genius of Pope, Vol. I. — Bibl. der ſchönen Wiſſ. 1758, 1759 — IV, 1. 388—411, 411—439.

r die „Beurtheilung der Schrift, die im J. 1755 den Preis von der Academie erhalten hat, nebſt einem Schreiben an den Verf. der Dunciade für die Deutſchen. Frankf. und Leipzig 1757" — kleine ungedr. Schriften — IV, 1. 76—78.

s Herrn von Prémontval théologie de l'être, ou chaîne d'idées de l'être jusqu'à Dieu — Briefe, die neueſte Litt. betr. 1760 — IV, 2. 54—59.

R.

). Jacob Rabe's Überſetzung der Miſchnah: ihre Ankündigung, Überſetzung des 1ſten und 2ten Theils — Briefe, die neueſte Litt. betr. 1759, 1760, 1761 — IV, 1. 529—531, IV, 2. 134—141, 292—299.

leitung in die ſchönen Wiſſenſchaften von C. W. Ramler — ſ. Batteux.

el Wilh. Ramler's Oden, 1767 — allg. deutſche Bibl. 1768 — IV, 2. 537—553.

ndſätze und Anweiſung die Schriften der Redner zu leſen, aus dem Franzöſ. überſ. von C. L. R. — ſ. orateurs.

mann Samuel Reimarus Abhandlungen von den vornehmſten Wahrheiten der natürlichen Religion — Briefe, die neueſte Litt. betr. 1760 — IV, 2. 176—177.

— Deſſen allgemeine Betrachtungen über die Triebe der Thiere (in der 1ſten Ausg., Hamburg 1760) — Briefe, die neueſte Litt. betr. 1760 — IV, 2. 177—197; über Reimarus Vertheidigung gegen dieſe Beurtheilung, in einem Anhange zur

2ten Auflage seiner Schrift (Hamburg 1762) — ib. 1762 — IV, 2. 390—402.

Reinhard, examen de l'optimisme — Briefe, die neueste Litt. betr. 1759 — IV, 1. 508—510.

Die unwandelbare und ewige Religion der ältesten Naturforscher und so genannten Adepten — s. Schade.

über J. J. Rousseau's neue Heloise — Briefe, die neueste Litt. betr. 1761 — IV, 2. 260—278; der über diese Beurtheilung entstandene Streit zwischen Hamann und Moses Mendelssohn — ib. 311—312 (dieses kleine Stück ist von Fried. Nicolai); Abaelardi Virbii „Beylage zum zehnten Theile der Briefe, die neueste Litteratur betreffend" (eine Schrift Joh. Georg Hamann's gegen Mendelssohn's Beurtheilung der neuen Heloise) — ib. 312—318; Fulberti Kulmii „Antwort an Abaelardum Virbium: im Namen des Verfassers der fünf Briefe, die neue Heloise betreffend" (Mendelssohn's Erwiederung) — ib. 318—323.

über die in Leipzig 1761 herausgekommene deutsche Übersetzung von Rousseau's neuer Heloise (deren Verf. Joh. Gottfr. Gellius ist) — Briefe, die neueste Litt. betr. 1761 — IV, 2. 278—283; über den Ausfall des Verfassers der Übersetzung gegen diese Kritik, in seiner Schrift: „Anmerkungen zum Gebrauche deutscher Kunstrichter, nebst einigen andern Wahrheiten" — ib. 1762 — IV, 2. 348—356.

S.

Georg Schade's Einleitung in die höhere Weltweisheit — Briefe, die neueste Litt. betr. 1760 — IV, 2. 32—42; seine dieser Schrift angehängten Aufsätze, besonders die „schuldige Ehrenrettung des Herrn Prof. Gottsched's", welchen Schade von dem Verdachte zu reinigen sucht, daß er der Verfasser des Candide sei — ib. 42—45.

Die unwandelbare und ewige Religion der ältesten Naturforscher und so genannten Adepten (von Georg Schade) — ib. 197—200.

Schilderungen aus dem Reiche der Natur und der Sittenlehre — s. Natur.

Joh. Adolf Schlegel von den unangenehmen Empfindungen, die in der Nachahmung gefallen (in seinen eigenen Abhandlungen, welche den 2ten Band der 2ten Aufl. seiner Übersetzung von Batteux „Einschränkung der schönen Künste auf einen einzigen Grundsatz", 1759, bilden) — Briefe, die neueste Litt. betr. 1760 — IV, 2. 9—17; dess. Abhandlung über den eigentlichen Gegenstand der Schäferpoesie (in demselben Bande) — ib. 18—28; dess. Abhandlung von dem höchsten Grundsatze der Poesie (in demselben Bande) — ib. 28—31.

). Elias Schlegel's Trauerspiel „die Trojanerinnen" (im 1sten Theile seiner, von seinem Bruder Joh. Heinr. Schlegel herausgegebenen Werke, 1761) — Briefe, die neueste Litt. betr. 1765 — IV, 2. 445—448; dessen Trauerspiel „Herrmann" (in demselben Theile) — ib. 448 — 455; dessen Lustspiel „der Triumph der guten Frauen" (im 2ten Theile seiner Werke) — ib. 455—458; dessen Lustspiel „der geschäfftige Müßiggänger" (im 2ten Theile) — ib. 456.

r einen paradoxen Satz von Schmauß — Briefe, die neueste Litt. betr. 1759 — IV, 1. 595.

). Dan. Schöpflin's Ansicht über die Erfindung der Buchdruckerkunst (in seinen Vindiciis typographicis, 1760) — s. Euler.

euherziges Schreiben eines Layen-Bruders im Reich, an den Magum in Norden oder doch in Europa — s. F. C. von Moser.

merkungen über einen schriftlichen Aufsatz, die Wunderthaten des berüchtigten Schröpfer betreffend — s. Crusius.

ttre sur la sculpture — s. Hemsterhuys.

r Selle's Satz, daß es keine reinen Vernunftbegriffe gebe — kleine ungedr. Schriften (1784?) — IV, 1. 134—135.

ti-Shaftesbury — s. Anti.

letzten Gespräche Socrates und seiner Freunde — s. W...

kratische Denkwürdigkeiten für die lange Weile des Publicums — s. Hamann.

anonyme Preisschrift über den Einfluß der Sprachen auf die Meinungen und der Meinungen auf die Sprachen — Briefe, die neueste Litt. betr. 1759 — IV, 1. 596—599.

). Gottl. Stebbs, Versuch einer allgemeinen Beschreibung von dem Zustand der ungesitteten und gesitteten Völker — allg. deutsche Bibl. 1767 — IV, 2. 528.

philosophical enquiry into the origin of our ideas of the sublime and beautiful (von Edmund Burke) — Bibl. der schönenWiss. 1758 — IV, 1. 331—350.

rundsätze und Regeln der schönen Künste" von Joh. George Sulzer in Aussicht — Briefe, die neueste Litt. betr. 1759 — IV, 1. 569—571.

lzer's Begriff aller Wissenschaften und andrer Theile der Gelehrsamkeit, 2te Aufl. 1759 — ib. 571—578.

lzer's Abhandlung vom Genie (Analyse de génie in der Histoire de l'Académie Royale des Sciences, année 1757. Berlin 1759. 4° p. 392—404) Briefe, die neueste Litt. betr. 1760 — IV, 2. 46—51.

T.

mes Thomson's Trauerspiel Sokrates — Briefe, die neueste Litt. betr. 1760 — IV, 2. 133.

m Tode für das Vaterland — s. Abbt.

U.

Uz, Verſuch über die Kunſt ſtets fröhlich zu ſeyn, in Vergleichung mit ſeinen lyriſchen Gedichten — Briefe, die neueſte Litt. betr. 1760—IV, 2. 165—176.

Uz, Schreiben über die Duſchiſche Beurtheilung des Siegs des Liebesgottes — ib. 176.

V.

Philoſophiſche und politiſche Verſuche — ſ. Iſelin.

Abaelardi Virbii Beytage zum zehnten Theile der Briefe, die neueſte Litteratur betreffend — ſ. unter Rouſſeau.

W.

Die letzten Geſpräche Socrates und ſeiner Freunde, von W... — Briefe, die neueſte Litt. betr. 1760 — IV, 2. 106 — 124.

Frid. Adami Widderi diss. de hylozoismo et Leibnitianismo — ib. 1759 — IV, 1. 524 — 529.

Lady Johanna Gray, ein Trauerſpiel von Chriſtoph Martin Wieland — Bibl. der ſchönen Wiſſ. 1759 — IV, 1. 484 — 496.

Wieland's Trauerſpiel Clementina von Porretta — Briefe, die neueſte Litt. betr. 1760 — IV, 2. 141 — 158.

Aufmunterungen in moraliſchen Gedichten, von Joh. Lorenz Withof — Bibl. der ſchönen Wiſſ. 1756 — IV, 1. 157 — 170.

Withof's Gedicht „die moraliſchen Ketzer" in der verbeſſerten Auflage — Briefe, die neueſte Litt. betr. 1760 — IV, 2. 158 — 165.

Z.

(Joh. Georg Zimmermann) vom Nationalſtolze (in der 1ſten Aufl., Zürich 1758) — Bibl. der ſchönen Wiſſ. 1758 — IV, 1. 439 — 457; in der 2ten Aufl. (1760, mit ſeinem Namen) — Briefe, die neueſte Litt. betr. 1761 — IV, 2. 224 — 228.

über vollkommene und unvollkommene Pflichten, mit Beziehung auf Zöllner's Schrift „über Moſes Mendelsſohn's Jeruſalem" (Berlin 1784. 8°) — kleine ungedr. Schriften 1784 — IV, 1. 135 — 145.

Moſes Mendelsſohn's Antheil an den Briefen, die neueſte Litteratur betreffend.

(Fortſetzung.)

STANFORD LIBRARIES

Aus dem V. Theil

der Briefe, die neueste Litteratur betreffend.

V. Den 31 Jan. 1760.

79ster Brief.

Brutus soll kurz vor seinem Ende, als er sich ohne Hoffnung überwunden sah, die Augen gegen den gestirnten Himmel gerichtet, und eine griechische Stelle ausgerufen haben, die in der Übersetzung also lautet: „O elende Tugend! du bist „ein bloßer Schall. Ich habe dich als ein Wesen verehrt, und „siehe! du bist dem Glücke unterthan". Florus und Dion haben diese Stelle angeführt, die Volumnius, ein Freund und Gefährte des Brutus, wie er selber erzählt, vergessen hatte, wie Andere aber wollen, aus Ehrfurcht gegen die Tugend verschwiegen haben soll. Was dünkt Ihnen von dieser Stelle, die uns alle Verächter der philosophischen Tugend so sehr aufmutzen? Mir scheint sie dem Charakter des Brutus, den er nach diesem vorgeblichen Vorfalle noch so mannhaft behauptet hat, so sehr zu widersprechen, daß ich sie für eben so ungereimt halte, als das Mährchen von dem Gespenste, das diesem Römer erschienen seyn soll. Man bedenke nur, wer Brutus gewesen! Nicht etwa ein Schulweiser, der über die Tugend speculirt, und bei der ersten Gelegenheit zur Ausübung aus Mangel der Erfahrung stutzt; nicht etwa ein verwegener Held, dessen Standhaftigkeit mit der Hoffnung eines bessern Glückes verschwindet. Er war ein Römer, der Standhafteste unter den Römern, ein versuchter Feldherr, ein wahrer Menschenfreund, ein Weltweiser; und was hätte er müssen gewesen seyn, wenn er diese alberne Ver-

wünschung der Tugend hätte ausstoßen können? Gewiß! der unerfahrenste Jüngling oder der abgefeimteste Betrüger. „Du bist dem Glücke unterthan!" Was für eine Entdeckung für Brutus! „So hast du denn bisher das Glück für eine Begleiterinn oder wohl gar für eine Nachtreterinn der Tugend gehalten?" hätte ihm der klügere Volumnius zurufen sollen; „o Brutus! wenn „du das geglaubt hast, so hast du die Tugend niemals, wie „du sagst, als ein Wesen verehrt, sondern ihr deine Aufwartung gemacht, um die Gunst des Glückes, als ihrer vermeinten „Nachtreterinn, zu gewinnen".

Die letzten Worte des Brutus, die sein Freund nicht vergessen hatte, bestätigen mich in der Meinung, daß jene Erzählung ein Mährchen sei. Der weltweise und tugendhafte Mann erscheint hier in seinem völligen Glanze. „Ich habe ein großes Vergnügen", sprach er in seiner Todesstunde, „daß mir keiner „von meinen Freunden untreu geworden, und ich nichts zu bedauern habe, als das Unglück meines Vaterlandes. Ich schätze „mich sowohl wegen des Vergangenen als des Gegenwärtigen „für weit glückseliger als die Überwinder, da ich einen Ruhm „der Tugend hinter mir lasse, den die Sieger mit allen ihren „Waffen und Reichthümern nicht hinterlassen werden; indem „man beständig sagen wird, daß sie als Ungerechte und Boshafte uns gerechte und redliche Männer umgebracht haben, und „sich die Herrschaft widerrechtlich anmaßen" *). Ich erkenne hier eben den großen Geist, der einige Zeit vorher mit dem Cassius, ehe sie die Losung zur Schlacht geben ließen, von der Unsterblichkeit der Seele und vom Selbstmorde philosophirte. Wie reimt sich dieses mit der häßlichen Rolle, die man diesen großen Mann zwischen diesen beiden Begebenheiten spielen läßt? O! lassen Sie uns lieber aus Ehrfurcht gegen die Tugendhaften dasjenige nicht glauben, was Volumnius aus Ehrfurcht gegen die Tugend, wie man vorgeben will, verschwiegen haben soll!

Ich weiß wohl, daß die Römer unter virtus nicht eben dasjenige verstanden, was wir unter dem Worte Tugend verstehen. Wir verbinden damit einen allgemeinen Begriff von der Vollkommenheit des Begehrungsvermögens, da der Grieche sein

*) Plutarch im Leben des Brutus.

ἀρετή und der Römer sein virtus bloß auf die Tapferkeit und die Liebe zur Freiheit einschränkten. Man konnte ein braver Mann in dem heutigen Verstande seyn, und dennoch diese Tugend für einen leeren Schall halten. Wenn also Brutus gleich die angeführte Stelle ausgerufen hätte, so würde dieß dennoch seinen Charakter, wenigstens in unsern Augen, nicht sonderlich beflecken. Allein was eine gemeine Seele nicht beschimpft, das beschimpft noch immer die Seele des Brutus. Es ist nicht genug, daß ein Brutus als braver Mann stirbt; er muß als Held sterben.

80ster Brief.

Sollen wir es ja von einem Menschen glauben, daß er Zeit seines Lebens die Tugend geliebt und in seiner letzten Stunde verwünscht hat, so muß er der Lycander des Herrn Löwen *) seyn. Diesen hat sein Schöpfer, Herr Löwen, mehr einfältig als tugendhaft seyn lassen. Da er also in seinem Leben so viel Sottisen begangen, ist es fast kein Wunder, daß er noch in der Todesstunde eine begeht. Die erhabene tugendhafte That, dadurch er sich ins Unglück gestürzt haben soll, ist, daß er sich verführen lassen, aus der ihm anvertraueten Chatoulle seines Fürsten eine ansehnliche Summe zu verborgen, um einem falschen Freund aus der Noth zu helfen. Sein Schuldner betrügt ihn darum; und er hat nicht Vermögen genug, die fehlende Summe zu ersetzen. Er wird, wie billig, seines Amts entsetzt, geräth in die äußerste Dürftigkeit und stirbt. Ein einziger Strohpfühl, erzählt Hr. Löwen, war sein Sterbebette. Neben ihm lag zu seiner Schande eine Schrift, die er oft gelesen, und die es beweisen wollte, daß die Tugend schon in diesem Leben ihre Belohnung mit sich führe. Am Ende dieses Buchs hatte Lycander folgende Worte geschrieben: „Ich gestehe „aufrichtig, itzt, da es keine Zeit mehr ist zu heucheln, daß ich „durch das Gift, welches in diesem Buche herrscht, angesteckt, „und in den elendesten Zustand gerathen bin. Ich Ohnmächti-

---

*) Satyrische Versuche von Johann Friedrich Löwen, Geschichte eines Tugendhaften.

„er, nahm mir vor, noch einmal vor meinem Ende die „Gründe des Verfassers zu prüfen, habe aber gefunden, daß sie „mit allen Tugenden, die man in der Welt antrift, niemals „Stich halten. Ich habe die Tugend auf eine gewisse Rechtschaffenheit, und auf ein innerliches Gefühl von Recht und „Unrecht gebauet. Allein ich hätte sie auf den Vortheil bauen „sollen, und die Belohnung würde nicht ausgeblieben seyn. „Zwar, die innerliche Ruhe, die ich fühle, prophezeihet — — „Weiter hatte vielleicht Lycander aus Mattigkeit nicht schreiben „können."

Wenn diese Geschichte, wie das Titelblatt aussagt, eine Satyre seyn soll, so weiß ich in der That nicht, ob Hr. Löwen den Lycander, desselben Feinde, oder die Schrift von der Tugend hat satyrisiren wollen. Welches innerliche Gefühl von Recht und Unrecht, welches giftige Buch von der Tugend hat den Lycander verführen können, das Geld seines Fürsten zu verborgen? Und wie elend hangen die Gedanken des Hrn. Löwen zusammen! Die Schrift, die zur Schande Lycanders neben ihm lag, wollte beweisen, daß die Tugend schon in diesem Leben ihre Belohnung mit sich führe. Hat ihn dieser Satz verführt? O nein! der sterbende Lycander sagt noch, daß die Belohnung nicht ausgeblieben seyn würde, wenn er die Tugend auf den Vortheil gegründet hätte. Er ist also durch einen ganz andern Satz, oder vielmehr durch seine eigene Einfältigkeit unglücklich geworden.

Und was meinen Sie, daß diese Geschichte dem Hrn. Löwen beweisen soll? Nichts geringeres als den Satz des Helvetius: daß die Tugenden der Menschen bloß auf das Interesse gegründet sind. Ich weiß zwar abermals nicht, ob dieß Ironie oder Ernst seyn soll, so schielend drückt sich der Verf. in dem ganzen Aufsatze aus. Aber das möchte ich dem Hrn. Löwen in beiden Fällen unmaaßgeblich rathen, paradoxe Lehren, für und wider welche so viele vortreffliche Federn beschäftigt gewesen, nicht so kahl abzufertigen, daß der Leser nicht weiß, ob ihn der Schriftsteller überzeugen oder zum Besten haben will.

Was mag z. B. eben derselbe Schriftsteller gedacht haben, als er in seinem „7ten Götter- und Heldengespräche" den berüchtigten paradoxen Satz, „daß die Künste den Sitten schaden", zum Gegenstand wählte? Was war seine Absicht? Seine

Leser von der Wahrheit dieses seltsamen Satzes zu überzeugen? das wird der Himmel nicht wollen. Hat doch Rousseau durch seine vortreffliche Abhandlung und durch alle Vertheidigungen derselben den Hrn. Löwen selbst, wie wir sehen, noch nicht bereden können, seine Sitten von den schönen Wissenschaften unbefleckt zu lassen. Er hat also seinen Lesern entweder zeigen wollen, wie man aus einer vortrefflichen Abhandlung ein elendes Götter- und Heldengesprächelchen von neun Duodezseitchen machen könne, oder er hat sie abermals zum Besten gehabt.

Doch Hr. Löwen hat nicht dem Genfer Bürger bloß nachgebetet, er hat auch bewiesen, daß sich dessen Satz umkehren lasse. Das 8te Götter- und Heldengespräch führt die Überschrift: „daß die Sitten den Künsten schaden". Welche Sitten? fragen Sie, die guten? die bösen? oder beiderlei? Das weiß ich selbst nicht. Ich dächte, wenn die Künste den Sitten schaden, so schaden sie vermuthlich den guten, denn an den bösen läßt sich nicht viel verderben; daher sollten billig aus Wiedervergeltung die guten Sitten auch den Künsten schaden. Doch lassen Sie uns nicht rathen, sondern lesen. Mars, Venus und Apoll. Die Göttinn der Liebe behauptet, sie belebe die Musen durch ihren himmlischen Einfluß, durch die Empfindung; und verlangt, eine Vorsteherinn und Schutzgöttinn der Musen genannt zu werden. Apoll: „du?" Venus: „ja ich" — u. s. w. „Du wareſt gezwungen bey „dem Könige Admetus als Schäfer in Diensten zu gehen, aber „du würdeſt ein erbärmlicher Schäfer gewesen seyn, wenn ich „dir nicht beygestanden". Apoll: „du mir beygestanden?" Venus: „freylich — —" Apoll: warum sie denn die Daphne habe vor ihm fliehen lassen? Venus: das wäre seine eigene Schuld. Er habe dem schüchternen Mädchen mit allzu viel Heftigkeit zugesetzt ꝛc. ꝛc. Das geht noch alles weder die Sitten noch die Künste recht an. Aber nun! Apoll: „mit einem „Worte, Venus! du schadeſt sowohl der Tugend als allen Künsten". Venus: „ich? die ich vielmehr den Künsten Preise „setze, ja selbst der Preiß der Künste bin". Apoll: „ja, du „magſt den Künsten wohl eben solche Preise setzen, als Mars; „ihren völligen Untergang". Mars: „der Donner nicht einmal" u. s. w. Apoll: „sobald du mir einräumeſt, Mars, daß die „Empfindung, und das, was man Gefühl nennet, keine Haupt-

STANFORD LIBRARIES

„Lust in unserer Seele wohnet
„ganzen Geschmack, und lenket
„wahr; sie verfeinert beyde, al
„stalt, daß sie dieselben endlich
„bekömmt eine Gewalt über u
„Ein jedes Vergnügen, das al
„Vernunft ausgekünstelt ist, w
„weichlich, wie unsere Vergnüg
„auch unsere Künste; und diese
„pfindung ist ein heimliches Gift
„Dichter und Redner, und selbst
„Künstler einschleicht. Würden d
„die liederlichsten Verse gemacht
„denen Sitten ihrer Zeit ihnen
„ten?" Venus: „du verstehest
„Sache einen Anstrich zu geben
Das dächte ich nun eben nicht,
stünde; denn er hat es sehr schl
ter Apoll! von der verzärtelten
Sitten auf die Künste ausbreitet,
pel, als die liederlichen Verse,
Genies verfertigt worden sind?
zärtlichen Empfindung her? oder
ausgekünstelt? Jedoch Mars ist
Frauenzimmer, und die nehmen

schriften? Es ist eben, als wenn Sie einen Schriftsteller an die Versprechungen erinnern wollten, die er auf dem Titelblatte oder in der Vorrede gethan hat. Genug! daß es Fontenelle und St. Mard in ihren Gesprächen eben nicht besser gemacht; und wenn Hr. Löwen nicht so witzig ist als die Franzosen, so ist er doch wenigstens eben so seicht. Allein Hr. Löwen war doch sonst kein so elender Schriftsteller? seine „Prophezeyungen für d. J. 1756" — — Nun ja doch! Eben der Beifall, den diese Prophezeiungen nicht unverdient erhalten, scheint ihn allzu treuherzig gemacht zu haben. Nunmehr hört er nicht auf, Schrift über Schrift herauszugeben; und er ist schon so weit, daß er sich selber ausschreibt. Das 2te Göttergespräch, „über den Geiz und die Dichtkunst", das noch so leidlich ist, hat ihm schon in seinen „satyrischen Versuchen" den Stoff zu einem ganzen Aufsatze hergeben müssen. Es ist hohe Zeit, ihn ans Stillschweigen zu erinnern; sonst möchte die Reihe auch an die übrigen Gespräche kommen!

VII. Den 14 Febr. 1760.

82ster Brief.

Beim Durchlesen der Schlegel'schen Übersetzung von Batteux „Einschränkung der schönen Künste" ꝛc. *), davon im vorigen Jahre eine vermehrte und verbesserte Auflage herausgekommen, gerieth ich auf folgende Anmerkung des Herrn Schlegel, die mir eine weitere Ausführung zu verdienen scheint. Batteux redet von den Vorstellungen, die in der Natur unangenehm sind, und dennoch in der Nachahmung den höchsten

*) Einschränkung der schönen Künste auf einen einzigen Grundsatz, aus dem Franz. übers., und mit verschiedenen eignen damit verwandten Abhandlungen begleitet von Joh. Adolf Schlegeln. 2 Bde. 8°.

Anm. des Herausg.

Grad von Wohlgefallen erregen. Die Urſach, die er davon anführt, erinnere ich mich auch ſchon bei dem Ariſtoteles geleſen zu haben. „Die Natur", ſpricht der franzöſiſche Schriftſteller *), „mag noch ſo ſorgfältig nachgeahmt ſeyn; ſo verräth ſich doch allezeit die Kunſt, und benachrichtiget dadurch „das Herz, daß dasjenige, was man ihm vorſtellet, nichts als „ein Blendwerk, nichts als ein Anſchein iſt, und ihm alſo „nichts wirkliches gewähren kann. Dieß giebt in den Künſten „denen Gegenſtänden Anmuth, die in der Natur unangenehm „ſind". Bei dieſer Gelegenheit bemerkt Hr. Schlegel in einer Note, daß der Ekel von den unangenehmen Empfindungen, die in der Nachahmung gefallen, ſchlechterdings auszuſchließen ſei. „Hier", ſpricht er, „würde die Kunſt alle ihre Arbeit um „ſonſt verſchwenden. Die wohlgetroffenſte Abſchilderung eines „unreinlichen alten Weibes, die mir daſſelbe mehr von ſeiner „widrigen, als von ſeiner lächerlichen Seite zeigt, wird mir, ob „in der Malerey? das erkühne ich mich nicht zu beurtheilen; „doch gewiß in der Poeſie wird ſie mir einen Schauer erwecken, „dem das Vergnügen über die Entdeckung der Ähnlichkeit nicht „die Waage halten, und den das Gefühl, daß es eine gemachte „Empfindung iſt, nicht tilgen kann".

„Woher kommt das?" fährt Hr. Schlegel fort. „Sollte „es nicht daher rühren, daß die Eindrücke des Eckels zu gewalt„ſam ſind? Eine Gewaltſamkeit, die ſich aus den langwierigen Unordnungen ſchlieſſen läßt, welche oft der Eckel, den die „Natur erweckt, in dem menſchlichen Körper anrichtet! Sollte „nicht das die Urſache ſeyn, daß er noch ſtärker auf die Einbildungskraft wirkt, als auf das Herz? daß ſeine Eindrücke „dauerhafter ſind, und ihre ganze Lebhaftigkeit länger behalten, „als alle andere unangenehme Empfindungen? Oder ſtreitet „dieſe Empfindung mit unſerer Natur ſo ſehr, daß wir auch „nicht einmal unterſuchen mögen, warum uns das Eckelhafte „allezeit misfällt, es ſey wahr oder erdichtet?"

Ich will nicht hoffen, daß Sie ſo delicat ſeyn werden, eine Unterſuchung von dieſer Art zu ſcheuen. Ich wage es alſo immer, die Natur des Ekels näher zu betrachten. Wenigſtens habe ich bei dieſer Gelegenheit die Freiheit, Ihnen Überdruß

*) Theil II. Cap. 5.

zu erwecken; denn ich kann die Schuld auf meine Materie schieben.

Wir wollen zusehen, wie diese widrige Empfindung natürlicherweise zu entstehen pflegt. Welche Sinne sind derselben am meisten ausgesetzt? Mich dünkt, der Geschmack, der Geruch und das Gefühl. Jene beide durch eine übermäßige Süßigkeit, und dieses durch eine allzu große Weichheit der Körper, die den berührenden Fibern nicht genugsam widerstehen. Diese Gegenstände werden sodann auch dem Gesichte unerträglich, bloß durch die Association der Begriffe, indem wir uns des Widerwillens erinnern, welchen sie dem Geschmacke, dem Geruche oder dem Gefühle verursachen. Eigentlich zu reden aber, giebt es keine Gegenstände des Ekels für das Gesicht. Endlich kann die bloße Vorstellung ekelhafter Gegenstände, wenn sie lebhaft genug ist, an und für sich selbst schon Widerwillen erregen, und zwar, welches wohl zu merken ist, ohne daß sich die Seele die Gegenstände als wirklich vorzustellen nöthig hat.

Hier zeigen sich schon handgreifliche Ursachen, warum der Ekel von den unangenehmen Empfindungen, die in der Nachahmung gefallen, schlechterdings ausgeschlossen sei. Für's erste ist der Ekel eine Empfindung, die ihrer ursprünglichen Beschaffenheit nach bloß den allerdunkelsten Sinnen, als dem Geschmack, dem Geruche und dem Gefühle, zukommt; und diese Sinne haben überhaupt nicht den geringsten Antheil an den Werken der schönen Künste. Die Nachahmung in den Künsten arbeitet bloß für die deutlicheren Sinne, für das Gesicht und das Gehör. Das Gesicht aber hat keine eigene ekelhafte Gegenstände; und das Gehör? Vielleicht ist der einzige Ekel, der für diesen Sinn statt findet, eine unmittelbare Folge von vollkommenen Consonanzen, die mit der übermäßigen Süßigkeit in Ansehung des Geschmacks einige Ähnlichkeit zu haben scheint. Die Tonkünstler vermeiden dieselbe zwar sehr sorgfältig; allein die Kritik der Tonkunst ist noch allzu wenig erleuchtet, als daß wir von allen ihren Regeln sollten verständlichen Grund angeben können.

Jedoch ich finde noch einen weit wichtigern Unterschied zwischen dem Ekel und denjenigen unangenehmen Empfindungen, die in der Nachahmung gefallen. Die Vorstellungen der Furcht, der Traurigkeit, des Schreckens, des Mitleids u. s. w. können nur Unlust erregen, insoweit wir das Übel für wirklich halten.

„tugend im Kriege sey, und sie ist es wahrhaftig nicht, sobald „ist es auch wahr; daß die ganze Aufführung, die du an den „Helden so sehr billigst, und die doch nichts, als ein Abriß der „rauhesten Sitten ist, den Künsten allerdings schade". Und also hat der Gott der Weisheit einmal bewiesen, daß die rauhen Sitten den Künsten schaden. Er wendet sich bald darauf zur Venus, und will eben dasselbe von den zarten Sitten behaupten. Venus: „den Beweis möchte ich hören". Apoll: „sogleich. Madame! die zärtliche Empfindung, die mit Heftig„keit in unserer Seele wohnet, beherrscht gemeiniglich unsern „ganzen Geschmack, und lenket unser ganzes Genie. Es ist „wahr; sie verfeinert beyde, aber sie verfeinert sie auch derge„stalt, daß sie dieselben endlich verzärtelt. Diese Verzärtelung „bekömmt eine Gewalt über unsere Sitten und Handlungen. „Ein jedes Vergnügen, das alsdenn nicht von der wollüstigen „Vernunft ausgekünstelt ist, wird sogleich unschmackhaft. So „weichlich, wie unsere Vergnügungen sind, so weichlich werden „auch unsere Künste; und diese so oft gepriesene zärtliche Em„pfindung ist ein heimliches Gift, das sich in die Schriften der „Dichter und Redner, und selbst in die Werkstuben der edelsten „Künstler einschleicht. Würden die größten Genies in Rom wohl „die liederlichsten Verse gemacht haben, wenn nicht die verdor„benen Sitten ihrer Zeit ihnen diesen Geschmack eingeflößt hät„ten?" Venus: „du verstehest dich unvergleichlich darauf, einer „Sache einen Anstrich zu geben, bloß wie es dir gefällt —". Das dächte ich nun eben nicht, daß es der Apoll so gut verstünde; denn er hat es sehr schlecht gezeigt. Was? mein guter Apoll! von der verzärtelten Weichlichkeit, die sich von den Sitten auf die Künste ausbreitet, weißt du kein besseres Exempel, als die liederlichen Verse, die zu Rom von den größten Genies verfertigt worden sind? Kamen diese von einer allzu zärtlichen Empfindung her? oder hat sie die wollüstige Vernunft ausgekünstelt? Jedoch Mars ist ein Krieger, und Venus ein Frauenzimmer, und die nehmen es denn so genau nicht. Der Gott der Musen behält also Recht.

Und also hat der Schriftsteller durch den Mund des Apoll selbst beweisen lassen, daß die Sitten den Künsten schaden? Sie fragen abermals: welche Sitten? die guten? die schlechten? oder beiderlei? Das weiß ich jetzt eben so wenig als vorhin. Und was erinnern Sie auch den Hrn. Löwen an seine Über-

schriften? Es ist eben, als wenn Sie einen Schriftsteller an die Versprechungen erinnern wollten, die er auf dem Titelblatte oder in der Vorrede gethan hat. Genug! daß es Fontenelle und St. Mard in ihren Gesprächen eben nicht besser gemacht; und wenn Hr. Löwen nicht so witzig ist als die Franzosen, so ist er doch wenigstens eben so seicht. Allein Hr. Löwen war doch sonst kein so elender Schriftsteller? seine „Prophezeyungen für d. J. 1756" — — Nun ja doch! Eben der Beifall, den diese Prophezeiungen nicht unverdient erhalten, scheint ihn allzu treuherzig gemacht zu haben. Nunmehr hört er nicht auf, Schrift über Schrift herauszugeben; und er ist schon so weit, daß er sich selber ausschreibt. Das 2te Göttergespräch, „über den Geiz und die Dichtkunst", das noch so leidlich ist, hat ihm schon in seinen „satyrischen Versuchen" den Stoff zu einem ganzen Aufsatze hergeben müssen. Es ist hohe Zeit, ihn ans Stillschweigen zu erinnern; sonst möchte die Reihe auch an die übrigen Gespräche kommen!

VII. Den 14 Febr. 1760.

82ster Brief.

Beim Durchlesen der Schlegel'schen Übersetzung von Batteux „Einschränkung der schönen Künste" ꝛc. *), davon im vorigen Jahre eine vermehrte und verbesserte Auflage herausgekommen, gerieth ich auf folgende Anmerkung des Herrn Schlegel, die mir eine weitere Ausführung zu verdienen scheint. Batteux redet von den Vorstellungen, die in der Natur unangenehm sind, und dennoch in der Nachahmung den höchsten

*) Einschränkung der schönen Künste auf einen einzigen Grundsatz, aus dem Franz. übers., und mit verschiedenen eignen damit verwandten Abhandlungen begleitet von Joh. Adolf Schlegeln. 2 Bde. 8°.

Anm. des Herausg.

Τῆς ἐκ μὲν ῥινῶν μύξαι ῥέον,

wird vom Longin *) auch in der Beſchreibung getadelt; denn ſie iſt nicht fürchterlich, ſondern ekelhaft. Aber die abſcheulichen Furien mit ihren blutigen Augen und Schlangenhaaren, die auf keiner Bühne in einem Trauerſpiele erſcheinen könnten, ohne dem Zuſchauer lächerlich oder unerträglich zu werden, die werden dennoch durch die facundiam praesentem, wie ſie Horaz nennt, eine fruchtbare Quelle des Erhabenen. Was für ein angenehmes Entſetzen erſchüttert den Zuſchauer, wenn Oreſtes in ſeiner Raſerei ſie ſelbſt zu ſehen glaubt, wie ſie, von ſeiner Mutter angereizt, ihn umfaſſen!

Αὗται γὰρ, αὗται πλησίον θρώσκουσί μου —
Οἵ μοι, κτανεῖ μὲ, ποῖ φύγω;

„Der Dichter", ſagt abermals Longin, „ſieht die Plagegeiſter „ſelbſt, und nöthigt den Zuhörer, ſeine Einbildungen gleichfalls „mit Augen zu ſehen" **).

Der höchſte Grad des Entſetzlichen mißfällt alſo bloß in der äußern Vorſtellung, in dem pantomimiſchen Theile des Trauerſpiels. Wenn wir dem Horaz glauben, ſo iſt die Urſach hiervon die Unmöglichkeit, die theatraliſche Illuſion ſo weit zu treiben, daß man dergleichen Handlungen ſollte wirklich vor Augen zu ſehen glauben. Quodcunque ostendis mihi sic, ſpricht er, incredulus odi. Allein dieſe Erklärung hat ihre Schwierigkeit. Die Pantomime der Alten hat ihre Zauberkraft wirklich ſo weit getrieben, daß ſie dem Zuſchauer das äußerſt Wunderbare hat glaublich machen können. Der Tanz der Eumeniden hat unter den ernſthafteſten Athenienſern keinen ſolchen incredulum gefunden. „Der Areopagus war vor Entſetzen außer ſich. „Männer, die in den Waffen alt geworden waren, zitterten. „Die Menge floh davon. Schwangere Frauen kamen nieder. „Man glaubte dieſe grauſamen Gottheiten, denen die Rache des „Himmels aufgetragen war, zu ſehen, wie ſie die Laſter der

*) Vom Erhabenen, 9te Abtheilung.

**) Vom Erhabenen, 15te Abtheilung.

Erde verfolgten und bestraften; man sahe sie wirklich!" *) Der höchste Grad des Entsetzlichen war hier zugleich der höchste Grad des Erhabenen; und gleichwohl würde die Erscheinung der Furieniden in einem Trauerspiele, das nicht bloß Pantomime wäre, das Erhabene vielmehr heruntersetzen.

Es muß also der horazischen Erklärung noch ein wesentlicher Umstand fehlen!

Nec pueros coram populo Medea trucidet.

fiehlt der römische Kunstrichter. Warum sollte diese Handlung auf der Schaubühne nicht glaubwürdig, nicht täuschend genug vorgestellt werden können? Die Pantomime würde es schon möglich machen

---

84ster Brief.

Ihr Gedanke ist gegründet, und giebt der horazischen Erklärung einen Zusatz, den sie nicht entbehren kann. Es ist vollkommen richtig: die Pantomime muß sich auf der tragischen Schaubühne, sowohl als die Musik, in den Schranken einer Hülfskunst halten, und sich hüten, zum Nachtheil der Hauptkunst, der dramatischen Poesie, ihre Zauberkünste zu verschwenden. Die äußerliche Handlung auf der Schaubühne ist bestimmt, der poetischen Illusion hülfreiche Hand zu leisten, und dem Vorgeben des Dichters einen Grad der Wirklichkeit mehr zu geben. Sobald sie aber der Poesie die Aufmerksamkeit des Zuschauers entzieht, und sich derselben zu ihrem eigenen Besten bemeistert, so handelt sie ihrer Bestimmung zuwider, und stört den angenehmen Betrug mehr, als sie ihn befördern hilft. Die äußerliche Handlung eines Sterbenden z. B. muß nur der Vorstellung, die wir vom Sterben haben, nicht widersprechen. Durch ein gelindes Hauptneigen, durch eine matte, unterbro-

*) Cahusac, von der Tanzkunst.

chene Stimme kann ſie der Einbildungskraft zu Hülfe kommen, die jetzt in der größten Bereitwilligkeit iſt, ſich betrügen zu laſſen. Das Hauptwerk aber, den größten Antheil an dem Betruge, muß ſie der Poeſie überlaſſen, die in dem Trauerſpiele die herrſchende Kunſt iſt. Sobald der Sterbende röchelt, ſchäumt, die Augen verdreht und die Glieder verzuckt, verdunkeln dieſe gewaltſamen ſinnlichen Handlungen durch ihre Gegenwart alle Täuſchungen der Dichtkunſt. Die Aufmerkſamkeit des Zuſchauers wird einzig und allein auf die Pantomime geheftet; und je ſchrecklicher ſie iſt, deſto mehr Zerſtreuung wird ſie verurſachen.

Es iſt nunmehr ſehr leicht zu beſtimmen, welches die intus digna geri ſind, davon Horaz ſpricht, denen man den Weg zur Seele lieber durch die Ohren als durch die Augen anweiſen muß; da es doch in andern Fällen heißt:

> Segnius irritant animos demissa per aurem,
> Quam quae sunt oculis subjecta fidelibus, et quae
> Ipse sibi tradit spectator.

Solche äußerliche Handlungen nämlich, die durch das Schreckliche, das Wunderbare, das Ungeheure oder das Niedrige, das ihnen, nicht als Zeichen der Gedanken, ſondern bloß als Pantomime anhängt, die Aufmerkſamkeit der Zuſchauer von der poetiſchen Illuſion ablocken können; müſſen von der Bühne entfernt, und durch eine facundiam praesentem, oder, wie Hr. Ramler dieſe Worte überſetzt, durch „einen lebhaft gerührten Augenzeugen" erzählt werden. Die Beiſpiele des Horaz paſſen vollkommen:

> Nec pueros coram populo Medea trucidet;
> Aut humana palam coquat exta nefarius Atreus;
> Aut in avem Progne vertatur, Cadmus in anguem.
> Quodcunque ostendis mihi sic, incredulus odi.

Das zweite Beiſpiel, das Kochen der menſchlichen Gliedmaßen, muß auch in der Erzählung nicht allzu umſtändlich vorgebracht werden, ſonſt verfällt es ins Ekelhafte; und dieſes iſt ſowohl in der Beſchreibung als in der Handlung unerträglich.

Dieß war die Ausdehnung, die mir Ihr Gedanke anzunehmen ſchien. Erlauben Sie mir nun auch, folgende Einſchränkung hinzuzuthun. Je größer die Gewalt iſt, mit welcher

der Dichter durch die Poesie in unsere Einbildungskraft wirkt, desto mehr äußerliche Action kann er sich erlauben, ohne der Poesie Abbruch zu thun; desto mehr muß er anwenden, wenn er die Täuschungen seiner Poesie mächtig genug unterstützen will. Sie kennen den Shakespear. Sie wissen, wie eigenmächtig er die Phantasie der Zuschauer gleichsam tyranniſirt, und wie leicht er sie, fast spielend, aus Einer Leidenschaft, aus Einer Illusion in die andere wirft. Aber wie viel Ungereimtheiten, wie viel mit den Regeln streitendes übersieht man ihm auch in der äußerlichen Action! und wie wenig merkt es der Zuschauer, dessen ganze Aufmerksamkeit auf einer andern Seite beschäftigt ist! Wen hat es noch je beleidigt, daß die ersten Auftritte im Tempest auf der vollen See in einem Schiffe vorgehen? Wer ist in England noch der incredulus gewesen, der an der Erscheinung des Geists im Hamlet gezweifelt hätte? Wem ist noch anstößig gewesen, daß die Hauptperson im Othello ein Mohr ist? und daß in demselben Stücke ein Schnupftuch zu den schrecklichsten Mißhelligkeiten Gelegenheit gegeben? Die entsetzlichen Vorstellungen sind unzählig, die in seinen äußerlichen Handlungen vorkommen; und es ist fast keine einzige Regel des Anstandes in Horazens Dichtkunst, die er nicht in jedem Stücke übertritt. Ein nüchterner Kunstrichter, der diese Übertretungssünden mit kaltem Blute aufsucht, kann vom Shakespear die lächerlichste Abbildung machen. Allein man ist betrogen, wenn man ihm glaubt. Wer das Gemüth so zu erhitzen und in einen solchen Taumel von Leidenschaften zu stürzen weiß, als Shakespear, der hat die Achtsamkeit seines Zuschauers gleichsam gefesselt; und kann es wagen, vor dessen geblendeten Augen die abenteuerlichsten Handlungen vorgehen zu lassen, ohne zu befahren, daß solches den Betrug stören werde. Ein nicht so großer Geist aber, der uns auf der Bühne noch Sinne und Bewußtseyn läßt, ist alle Augenblick in Gefahr, Ungläubige anzutreffen; und alsdann ergeht es ihm, sagt Batteux, wie dem Davus beim Terenz, dem Simo vorwirft, daß er es sehr schlecht anfinge, ihn zu betrügen: O Dave, itane contemnor abs te?

VIII. Den 21 Febr. 1760.

85ſter Brief.

Ich übergehe den Batteux, und komme zu den eigenen Abhandlungen des Herrn Schlegel, die er in dieſer Auflage, ſowohl der Anzahl als der Länge nach, anſehnlich vermehret hat *). So eben habe ich ſeine Gedanken „von dem eigentlichen Gegenſtande der Schäferpoeſie" geleſen. Batteux ſagt, „der weſentliche Gegenſtand der Schäferpoeſie ſei das Landleben, welches mit allen ſeinen möglichen Reizungen vorgeſtellt wird". Dieſe unzulängliche Erklärung bewog mich, in der Abhandlung des deutſchen Kunſtrichters etwas beſtimmteres zu ſuchen.

Ich fand für's erſte die wohlgegründete Anmerkung, daß das Landgedicht weſentlich von der Idylle unterſchieden ſei. Sie kommen beide weder in dem Gegenſtande noch in der Ausführung überein. „Die Ekloge", ſagt Hr. Schlegel, „wird alle„zeit mehr zur Hiſtorienmalerey der Poeſie, als unter ihre Land„ſchaftsſtücke gerechnet werden müſſen; denn die Büſche und „Bäche, die Heerden und Auen ſind in ihr nur das Zufällige, „nur die dazu ſchickliche Verzierung. Wer wird hingegen wol „das Landgedicht unter die hiſtoriſche Gemälde ſtellen? Jeder „erkennet in demſelben ein Landſchaftsſtück, und unter allen, „welche die Poeſie zeichnen kann, iſt es das reizendſte". Das Landgedicht ſchildert, die Ekloge ſtellt eine Handlung vor; jenes iſt den Gegenſtänden der Natur, und dieſe, ſagt der Verf., iſt, ſowohl als die Ode, den Empfindungen gewidmet. Er unterſcheidet ſie aber dennoch von der Ode darin, daß alle ſtürmiſchen Affecten und ſchmerzhaften Empfindungen ganz von der Ekloge ausgeſchloſſen ſeyn, und ſie, eben ſo wie die Oper, eine Handlung zum Grunde haben müſſe.

---

*) Sie bilden den 2ten Band ſeiner Überſetzung von Batteux (vgl. oben S. 9), und führen den Titel: Abhandlungen über verſchiedne Materien aus den ſchönen Künſten, die durch des Herrn Batteux Werk veranlaſſet worden.

Anmerk. des Herausg.

Ich könnte mich hier bei dem sehr schwankenden Begriffe aufhalten, den Hr. Schlegel von der Ode zu haben scheint. Es wäre leicht zu beweisen, daß die Empfindungen der Ode von einer ganz andern Beschaffenheit sind, als daß sie mit den Empfindungen der Ekloge sollten verglichen werden können; allein ich suche eine Erklärung von der Schäferpoesie. Hier ist sie! „Ihr wesentlicher Inhalt", sagt Hr. Schlegel, „sind sanfte Em„pfindungen eines glückseligen Lebens, die vermittelst einer ein„fachen, weder heroischen noch lächerlichen, sondern natürlichen „Handlung entwickelt werden; und in der für sie gehörigen „Scene, in der reizenden Scene der Natur, aufgestellt sind".

Wie sehr weiß ich es dieser Erklärung Dank, daß sie mir nicht sogleich in die Augen fiel! Ich hätte mich vielleicht nicht überwinden können, mehr zu lesen; und wäre des Vergnügens beraubt gewesen, das mir die Abhandlung in der That verursacht hat. Hr. Schlegel ist ein feiner und einsichtsvoller Kunstrichter, allein das Erklären scheint seine Sache nicht zu seyn.

Der Inhalt der Schäferpoesie sind „sanfte Empfindungen eines glückseligen Lebens"? Unmöglich! Wenn die „Alcima„dure" des Theokrit oder die „unglückliche Liebe" anders eine Idylle ist, so muß der Inhalt der Schäferpoesie auch in „unsanften Empfindungen eines unglückseligen Todes" bestehen können. Ist das „Grabmal des Adonis" eine Idylle? Hr. Schlegel wird es nicht läugnen. Und gleichwohl ist die Trauer um den Tod der Adonis nichts weniger als eine sanfte Empfindung eines glückseligen Lebens; alle Liebesgötter beweinen ihn. Von den Bergen her erschallt die klagende Stimme der Oreaden. „Und Venus untröstlich, mit aufgelösten Haaren, mit nakten „Füssen schweift durch die Wälder; Dornen trinken ihr Blut, „das Blut einer Göttin. Heulend irret sie in den Thälern und „ruft ihren Assyrischen Gemahl, und ruft ihren Geliebten — „Venus hat so viel Thränen vergossen als Adonis Blut ver„goß" *).

Die Liebe der Schäferpoesie ist nicht immer eine Liebe, die auf Rosen schläft, sondern öfters eine verderbliche und wüthende Leidenschaft. Ihr Amor ist nicht selten ein grausamer Gott, wie

*) S. Ramler's Einleitung in die schönen Wissenschaften. 1ter Band, S. 358.

ſich Theokrit ausdrückt, der die Milch einer Löwinn geſogen und in Wäldern auferzogen worden. Der Cyclop beim Theokrit, und Corydon beim Virgil beſingen die troſtloſen Unruhen ihrer Liebe:

Ah, Corydon, Corydon, quae te dementia cepit!

Geßner hat es ſogar gewagt, einſt einen neidiſchen Schäfer zu ſchildern; und wie glücklich! Lamon, der mißgünſtige Betrüger, giebt ihm die Gelegenheit zu einer Situation, die ich für eine von den angenehmſten in ſeinem „Daphnis" halte. Warum ſollte nicht auch ſein Kain ein ſchöner bukoliſcher Charakter ſeyn? Ein Wettgeſang zwiſchen Kain und Abel von Geßner'ſcher Ausführung würde, meines Erachtens, durch den ſchönen Contraſt der Sinnesarten die vortrefflichſte Wirkung thun. Wie kommt es alſo, daß Hr. Schlegel von nichts als ſanften Empfindungen, und noch dazu eines „glückſeligen Lebens", wiſſen will?

Ich will ihm indeſſen Gerechtigkeit widerfahren laſſen. Die Worte „ſanfte Empfindungen einer glücklichen Lebensart", worin die ganze Kraft ſeiner Erklärung liegt, mögen vielleicht mehr dem Ausdrucke, als dem Sinne nach, fehlerhaft ſeyn. Vielleicht ſoll ſanft hier nicht ſowohl ein Beiwort der Empfindungen, als des Colorits ſeyn, das der bukoliſche Dichter ſeinem Gemälde geben muß; und in ſo weit iſt es wohl nicht zu läugnen, daß die ſchmerzhafteſten Leidenſchaften in der Schäferpoeſie ſich mit keiner Härte, mit keiner Rauhigkeit des Colorits vertragen. Auch die Worte „eines glückſeligen Lebens" ließen ſich noch entſchuldigen. Sie ſollen vermuthlich die Lebensart der Schäfer überhaupt andeuten, und nicht die Umſtände, in welchen ſie der Dichter nimmt. Hr. Schlegel hat alſo vielleicht ſagen wollen, die Schäferpoeſie ſei „der ſanfte Ausdruck der Empfindungen ſolcher Leute, die eine ungekünſtelte glückſelige Lebensart führen". Allein warum ſchließt er an einem andern Orte ausdrücklich die ſchmerzhaften Empfindungen von der Schäferpoeſie aus? Warum weiſt er außer der Liebe keiner andern Empfindung, als der Redlichkeit, Offenherzigkeit, Gutthätigkeit, Weichmüthigkeit, Dienſtfertigkeit und Edelmüthigkeit, eine Stelle darin an? Heißt dieſes nicht dem Dichter vorſchreiben, er ſolle die Schäfer niemals anders als im Glücke und in ihren ruhigen

Tagen schildern, da die sanfte Liebe, oder die Güte des Herzens ihre einzige Bewegung ist?

Wie viel richtiger und philosophischer drückt sich Geßner in der Vorrede zu seinen vortrefflichen Idyllen über diesen Punkt aus! „Die Ekloge", sagt er, „giebt uns Züge aus dem „Leben glücklicher Leute, wie sie sich bey der natürlichsten Ein„falt der Sitten, der Lebensart und ihrer Neigungen, bey allen „Begegnissen, in Glück und Unglück betragen". Unvergleichlich! Diese Beschreibung der Schäferpoesie vergnügt so sehr, als eine von den schönsten Idyllen dieses beliebten Dichters. So selten Geßner der Dichter seine Schäfer im Unglück geschildert, so hat doch Geßner der Kunstrichter sehr wohl eingesehen, daß es angeht, und daß dieser Umstand als eine wesentliche Bestimmung mit zur Definition gehört.

86ster Brief.

Sie gestehen mir, daß der erste Theil der Schlegel'schen Erklärung wenigstens falsch ausgedrückt sei; und ich setze hinzu, daß die übrigen Stücke derselben noch weit tadelhafter sind. Er fordert zur Schäferpoesie „eine einfache, weder heroische noch lächerliche, sondern natürliche Handlung"; — die Handlung ist nicht nothwendig; und wenn sie da ist, so kann sie auch zusammengesetzt seyn. Denn wenn das wahr ist, was Batteux sagt, so können „die Schäfer epische Gedichte haben, „wie der Athis des Segrais, Comödien, Tragödien, Opern, „Elegien, Eklogen, Epigrammen, Inscriptionen, Allegorien, Lei„chengesänge, u. dgl., und haben sie auch wirklich". Verschiedene Idyllen von Geßner sind eigentliche Schäferoden; und die erste Ekloge des Virgil ist ein Schäfergespräch, das noch weniger Handlung hat als ein Gespräch des Plato.

Die Handlung soll weder „heroisch" noch „lächerlich", sondern „natürlich" seyn. Wie unbestimmt! Das Natürliche kann noch allenfalls dem Heroischen entgegenstehen, aber mit dem Lächerlichen macht es einen sehr übelgewählten Gegensatz. Und die

Scene, die Hr. Schlegel dem Schäfergedichte anweist, ist „die reizende Scene der Natur"; vermuthlich die Büsche, die Bäche und die Auen, die er an einem andern Orte den zufälligen, aber schicklichen Zierrath der Schäferpoesie nennt. Was wollen wir aber aus der Fischeridylle des Theokrit machen? Die Scene, auf welcher sie vorgeht, ist nichts weniger als die reizende Scene der Natur: „sie schliefen in ihrer Schilfhütte auf einer „Streu von trockenem Meergrase, gelagert an eine bemooste „Wand". Hier sehe ich Natur, aber gewiß keine reizende.

Sie würden mich indessen unrecht verstehen, wenn Sie die ganze Abhandlung des Hrn. Schlegel aus dem Gesichtspunkte beurtheilen wollten, den ich Ihnen vorhalte. Seine einzelnen Anmerkungen sind überaus lesenswürdig; nur in dem philosophischen Theile scheint er noch ein wenig zu französiren. Wir Deutschen suchen auch in der Kritik bestimmtere Begriffe; die Weltweisheit hat uns verwöhnt. Wie? wenn ich es versuchte, auf den Ruinen der Schlegel'schen Erklärung eine neue aufzurichten? Sie werden mich desto strenger beurtheilen, je weniger ich meinem Vorgänger nachgesehen habe? Gut! ich verlange so wenig Nachsicht, als ich glaube, daß Hr. Schlegel verlangt.

Das Landgedicht ist von der eigentlichen Schäferpoesie unterschieden, sowohl in dem Gegenstande als in der Ausführung unterschieden, wie Hr. Schlegel bemerkt. Demungeachtet aber möchte ich sie zu Einer Classe, allenfalls zu einer obern Classe, rechnen: und sollte es bloß der gefälligen Empfindung wegen geschehen, die sie beide in uns erwecken, ihrer gemeinschaftlichen naiven Wendungen, und der Bereitwilligkeit wegen, die sie bei uns antreffen, uns in alle ihre Umstände mit Vergnügen zu versetzen. Doch wozu diese erbettelten Gründe? sie haben wirkliche Ähnlichkeiten. Die Personen, deren sie sich in ihrer Malerei bedienen, kommen darin überein, daß sie in kleinern Gesellschaften zusammen leben. Das Landvolk, Schäfer, Jäger, Fischer u. dgl. sind Leute, die als Familien und Freunde unter einander leben, keine höheren gesellschaftlichen Verhältnisse kennen; und wenn sie auch durch geheime Bande mit einem großen Staate verknüpft sind, so sind diese Bande doch so versteckt, daß sie der Dichter unsern Augen völlig unsichtbar machen kann. Der allgemeinste Gegenstand der Landgedichte sowohl als der Idylle sind also die kleinern menschlichen

Gesellschaften, ungefähr so, wie sie der Weltweise in der Oeconomik moralisch betrachtet!

Man kann entweder die Beschäftigungen und die Lebensart dieser kleinern Gesellschaften betrachten, oder ihre Empfindungen und Leidenschaften. Sowohl die Lebensart als die Empfindungen können entweder der Natur gemäß, gleichsam porträtirt, oder nach dem Ideal verschönert werden. Hier haben Sie in wenig Worten die Beschreibung von viererlei Arten von Gedichten, die alle zu einer Hauptclasse gehören! 1) die Beschäftigungen kleinerer Gesellschaften nach der Natur; 2) eben dieselben nach dem Ideal; 3) die Empfindungen und Leidenschaften der kleinern Gesellschaften nach der Natur; 4) eben dieselben nach dem Ideal. Die erste ist das eigentliche Landgedicht, davon Hr. Schlegel redet; die zweite kommt mit der Beschreibung des goldnen Weltalters überein; die dritte ist eine Art von Landekloge, die nicht ganz zu verwerfen ist, und von welcher ich verschiedene anmuthige Stücke als Exempel anführen könnte; die vierte Art endlich ist die wahre Idylle Theokrit's, Virgil's und Geßner's.

Was ist nunmehr die Idylle? Nichts anders, dünkt mich, als der „sinnlichste Ausdruck der höchst verschönerten Leidenschaften und Empfindungen solcher Menschen, die in kleinern Gesellschaften zusammen leben". Diese Erklärung setzt dem Genie keine willkührliche Schranken; denn sie ist nicht bloß aus den vorhandenen Werken in dieser Art abstrahirt, sondern in der Natur unserer Empfindungen gegründet; und dieser muß sich das feurigste Genie unterwerfen. Sie fordert vom Schäferdichter Empfindungen und Leidenschaften; sie überläßt es aber seiner Willkühr, ob er sanfte oder stürmische wählen will. In diesem Stücke ist sein Genie der beste und der einzige Rathgeber. Nur muß die Quelle dieser Leidenschaften keine Begierde seyn, die nur in großen Gesellschaften entstehen kann. Herrschsucht, Geiz, unmäßige Ehrbegierde, Heuchelei, fanatischer Eifer, Liebe zur Meuterei u. dgl. sind Affecten, die das Innerste der Städter durchwühlen, den Gliedern der kleinern Gesellschaften hingegen unbekannt sind. Aber Liebe, Eifersucht, gebrochene Treue, beleidigte Freundschaft, der schreckliche Verlust der Freunde und Geliebten, die uns auf Erden das Schätzbarste sind; warum sollten diese nicht mitten unter den einfachsten

menſchlichen Geſellſchaften die allertragiſchſten Handlungen veranlaſſen können?

Es ſteht ferner bei dem Dichter, ob er gar keine, eine gewöhnliche, oder auch eine heroiſche Handlung zum Grunde legen will. Die heroiſche verwirft Hr. Schlegel, aber ohne Grund. Die Schäferwelt hat ihren eigenen Heroismus, der aus andern Quellen fließt, aber nicht weniger erhaben iſt als der Heroismus der Landbezwinger. In einer Idylle beim St. Mard erlegt Thyrſis einen Wolf mit bloßen Händen, der ihm ein Lamm rauben wollte; und dieſes Lamm war das Pfand der Treue ſeiner Schäferinn. „Er ſchlepte", ſo erzählt der Schäfer, „Götter, was für „ein Schmerz! er ſchleppte das Pfand deiner Treue, das ſo „geliebte Lamm, mit ſich fort. O! welche unglückliche Vorbe„deutung von meiner Liebe! rief ich aus. Grauſamer! ich ver„achte deine Wuth. Bald, ob ich gleich ohne Hund und Stab „hier bin, bald ſollſt du es empfinden, daß ein Liebhaber „nichts fürchtet. Endlich hat dieſes Raubthier, bis in ſeine „Höhle verfolgt, durch meine Streiche ſeinen Raub und ſein Le„ben verloren". Geſtehen Sie! gefällt Ihnen dieſer herkuliſche Heldenmuth nicht weit beſſer, als wenn der Schäfer furchtſam geflohen wäre und das geraubte Lamm in Stanzen beweint hätte?

(Der Beſchluß folgt.)

IX. Den 28 Febr. 1760.

Beſchluß des 86ſten Briefes.

Die Schäfer haben ihre Helden, ihre berühmten Leute. Ihr Daphnis hat ſo viel Unglück erfahren, daß ihnen τὰ Δάφνιδος ἄλγεα zum Sprichwort geworden ſind. Phyllis, Alcon und Codrus ſind ihnen berühmte Namen:

— — — Si quos aut Phyllidis ignes,
Aut Alconis habes laudes, aut jurgia Codri.

Sie kennen auch Helden einer höhern Art, denjenigen,

— — qui potuit rerum cognoscere causas,
Atque metus omnes, et inexorabile fatum
Subjecit pedibus strepitumque Acherontis avari;

warum sollten sie also keine heroischen Handlungen haben?

Kann aber der Dichter auch eine lächerliche Handlung wählen? Warum nicht? Nur das niedrige Lächerliche, das Burleske muß er vermeiden. Dieses gehört zur beschriebenen dritten Art, zur Landekloge. Die Erklärung der vierten Art, der wahren Idylle, fordert eine Veredlung der Empfindungen, die mit dem Burlesken streitet. Das feine und naive Lächerliche aber ist ein edler Zierrath des Schäfergedichts. Wenn Virgil seinen berauschten Silen anbinden, wenn er Aegle, die schönste der Najaden, ihm mit blutrothem Maulbeersaft Stirn und Schläfe bemalen läßt; so ist dieses allerdings eine lächerliche, beinahe possierliche Handlung. Allein wie vortrefflich hat sie der Dichter veredelt! Gresset hat befürchtet, dieses Bild würde seinen Landsleuten eine gar zu niedrige Idee erwecken, und hat die spaßhafte Handluug in eine Tändelei verwandelt. Statt der vortrefflichen Zeilen:

— — — Timidis supervenit Aegle,
Aegle, Najadum pulcherrima, jamque videnti
Sanguineis frontem moris et tempora pingit;

setzt der delicate Franzose:

La jeune Égle survient et se joint aux Pasteurs
Pour former au vieillard une Chaine de fleurs.

Weg ist der muthwillige Scherz der Najade, und die schalkhafte Laune des Alten, mit welcher er ihr den Spaß wiedergiebt:

— — — — Carmina vobis,
Huic aliud mercedis erit! — —

Welche Scene wollen wir aber der Idylle anweisen? Mich dünkt, jeden Ort, an welchem sich die beschriebenen einfachen Gesellschaften aufhalten können: das freie Feld für die Schäfer, die Gebirge für Jäger, das Ufer der Flüsse für Fischer, die Hütten, die Einsiedeleien, die arabische Wü-

sten, wie ein neuer Engländer gethan, für die Kameeltreiber; und was das Genie sonst für Örter ausfindig machen kann, wo sich Menschen aufhalten, die von dem Joche der willkührlichen Ungleichheit befreit sind. Der erfindsame Geist spottet nur der schwachen Fessel, die ihm der Kunstrichter anlegt; und wenn er sich in allzu engen Schranken fühlt, so nimmt er sich desto mehr Freiheiten, je weniger man ihm hat erlauben wollen. Es ist wahr, das Genie hat öfters eine gütige Laune, in welcher es der Kunstrichter, fast wie Delila den Held, ausholen kann, worin seine große Kraft sei; allein seine erste Antwort wird mehrentheils trügen.

Sie sollten Wunder sehen, wie sehr sich die Kunstrichter, die von der Schäferpoesie handeln, so zu sagen, in ihrem eignen Gewebe verwirren! Man sieht wohl, daß ihnen Aristoteles und Horaz in dieser Dichtungsart nicht vorgearbeitet haben. Ein gewisser französischer Schriftsteller hat die Regeln der Hirtengedichte so pünktlich auseinandergesetzt, die Sitten, die Schreibart, die Handlung, bis auf die Anzahl der Personen, so genau bestimmt, daß er beinahe alle Idyllen Theokrits und Virgils aus der Anzahl der Hirtengedichte herausgekünstelt hat. „Von ungefähr dreißig Stücken", spricht er, „die wir von Theo„krit, unter dem Namen Idyllen haben, und von zehnen, „die wir vom Virgil, unter dem Titel Eklogen besitzen, sind „kaum acht oder zehn Eklogen, die man, nach der französischen „Bedeutung dieses Worts, so nennen könnte" *). Schön! so danke ich denn für die französische Bedeutung dieses Worts!

Andere haben die Personen des Schäfergedichts aufsuchen wollen. Sie haben sie in Arkadien, in dem Stande der Natur, in dem goldnen Weltalter, sie haben sie sogar in der Bibel gesucht; und nicht gefunden. Fontenelle hat den Witz eines französischen Hofmannes und die Muße der Hirten zusammengeknetet, um sich einen Schäfer nach seinem Geschmacke zu schaffen. Alle haben die Frage beantworten wollen: „wo denken die Schäfer so, wie man sie in der Ekloge denken läßt?" Und doch hat noch Niemand gefragt: wo reden die Thiere so,

*) Der königl. Academie der Aufschriften ꝛc. ausführliche Schriften. Vier Theil S. 214 der deutschen Übersetzung.

ie in den Fabeln Aesops? Es ist derselbe Fall! Man hat eine Anlagen zu vernünftigen Fähigkeiten, die man bei den Thieren wahrnimmt, bis auf die höchste Stufe veredelt; eben hat man es mit den Empfindungen des Landmannes gemacht. Man hat sie verschönert, dem Ideal näher gebracht, doch so, daß sie ihre Natur nicht ablegen, d. h. daß sie in ihrer vollkommensten Veredelung noch mit den übrigen Eigenschaften eines Landmannes bestehen können.

Dieses bringt mich noch auf eine andere Anmerkung, und nun genug von der Schäferpoesie! Die Franzosen können die niedrigen Züge, wie sie sie nennen, nicht ausstehen, die Theokrit und zum Theil auch Virgil in ihren Hirtengedichten mit unterlaufen lassen. St. Mard hört die Schäfer nicht gern von Käse, Milch, Kastanien und Nüssen reden. Er denkt vielleicht, wie jener beim Petronius:

> Sordent velleribus hirsuta Cydonia canis,
> Sordent hirsutae munera castaneae;
> Nolo nuces Amarylli tuas, nec cerea pruna;
> Rusticus haec Corydon munera magna putet.

Fontenelle kann sich nicht genug verwundern, wie die Alten ihre Schäfer, gleich auf den zärtlichsten und anmuthigsten Stellen in Liebesangelegenheiten, können von solchen bäurischen Dingen, von ihren mühsamen Beschäftigungen und von ihrer armseligen Lebensart reden lassen.

Ich kann dieses Räthsel sehr leicht erklären. In der Idylle sollen die Leidenschaften und Empfindungen der Menschen, die in kleinern Gesellschaften leben, bis auf den höchsten Grad veredelt werden; und eben deswegen thut der Dichter wohl, wenn er ihre Lebensart nicht zugleich mit idealisirt. So wie der Fabeldichter seine Thiere in Nebenhandlungen, die nicht in seiner Absicht gehören, noch völlig Thiere seyn läßt, um sie nicht ganz aus ihrer Sphäre zu heben und eine andere Art von Geschöpfen aus ihnen zu machen; eben so verfährt der Hirtendichter. Er veredelt die Empfindungen seiner Personen, und läßt ihrer Lebensart nach die vestigia ruris, dadurch sie, philosophisch zu reden, in ihrer Art bestimmt sind, weil die Lebensart nicht zu seiner Absicht gehört. Durch diesen Kunstgriff wird der Leser aus der Irre der idealischen Welt auf die Natur zurückgeführt, die Charaktere erlangen ein bestimmtes Daseyn;

und was gewinnt der Dichter nicht von Seiten der Mannigfaltigkeit? Ich ſehe mich nach Beiſpielen um, dieſen Gedanken zu erläutern. Doch wozu? Geßner iſt Beiſpiels genug. Mich dünkt, das größte Verdienſt dieſes Dichters ſei, daß er dieſe Schranken der Veredelung ſo genau zu treffen gewußt hat. Die Empfindungen ſeiner Schäfer gränzen beinahe an das Erhabene; aber ihre Lebensart iſt ſo ländlich, ſo gemein, und faſt ſo armſelig als in der Natur. Man wünſcht ſich, mit ſeinem Palemon ausrufen zu können: „o du Armuth ſey mir „gelobt, wenn es Armuth iſt; die Arbeit hat meine Glieder ge„nährt, und die Mittagsſonne brennt mich nicht".

87ſter Brief.

Ich gehe rückwärts. Nach der achten Abhandlung des Hrn. Schlegel, von der Schäferpoeſie, leſe ich die fünfte: „von dem höchſten Grundſatze der Poeſie"; und wer weiß, ob ich nicht bald auf die Vorrede komme? In der That gehört die Vorrede des Hrn. Schlegel oder deſſen Schreiben an den Hrn. Prof. Gellert mit zur letzten Abhandlung; denn es werden darin einige Gründe wider den Batteux'ſchen Grundſatz der Nachahmung erörtert. Hr. Schlegel iſt, wie Sie wiſſen, der Erſte, der dieſen mangelhaften Grundſatz des Batteux beſtritten, und glücklich beſtritten hat. Er hat hinlänglich dargethan, daß die „Nachahmung der Natur" mit allen Winkelzügen, deren ſich Batteux bedient, unmöglich der höchſte Grundſatz der Poeſie „ſeyn könne"; und ich weiß nicht, was ich zu folgender Stelle ſagen ſoll, in welcher Hr. Schlegel, ohne es zu merken, ſeinem Gegner wieder alles einzuräumen ſcheint. „Habe ich Unrecht", fragt er den Hrn. Prof. Gellert, „wenn ich der Meinung bin, daß der „Verf in dieſer Schrift nicht das bewieſen habe, daß in der „Poeſie eben ſo wie in den übrigen ſchönen Künſten, die Nach„ahmung der Natur der einzige Grundſatz ſeyn müſſe: ſondern „weiter nichts als das, daß ſie es ſeyn könnte?" Sie [illegible] ganz gewiß Unrecht, wird ihm Gellert antworten, wenn die Sache ſo verhielte, wie Sie erzählen. Wenn ein [illegible] der höchſte ſeyn kann, ſo muß er auch der höchſte ſeyn...

ben hier nicht mit zufälligen Wahrheiten zu thun, da man s Mögliche von dem Wirklichen unterscheidet. Entweder Bat- r hat Recht, oder sein Grundsatz „muß unmöglich" der höchste n „können".

Zum Glücke ist das Letzte bewiesen; und zwar nicht nur Ansehung der Dichtkunst, sondern eben so gut in Ansehung übrigen schönen Künste, welche Hr. Schlegel dem Batteux ch zu lassen scheint. Die Nachahmung der Natur findet in Musik und Baukunst nicht durchgehends statt; und selbst in Malerei, wo sie zu Hause zu seyn scheint, kann sie den nstler auf Irrwege bringen, wenn er ihr einzig und allein gt. Den Beweis hiervon haben Sie bereits anderswo gelesen.

Die Erklärung, die Hr. Schlegel von der Dichtkunst giebt, mmt mit der berühmten Baumgarten'schen Erklärung fast erein. Etwas weitläuftiger ist die des Hrn. Schlegel; doch s thut das? sie kann dagegen leichter zu fassen seyn. Wir llen zusehen! „Die Poesie", sagt er, „ist der sinnlichste und ngenehmste Ausdruck des Schönen, oder des Guten, oder des Schönen und Guten zugleich, durch die Sprache". Baum- rten sagt: sensitiva oratio perfecta, eine sinnliche Rede, vollkommen ist. „Diese Erklärung", sagt Hr. Schlegel, nach- n er in einer Note versichert, daß sie ihm bei der ersten Aus- beitung seiner Abhandlung unbekannt gewesen, „hat eine phi- sophische Deutlichkeit; denn sie ist dem erklärten Begriffe völlig ngemessen; sie unterscheidet die Dichtkunst auf eine kenntliche Weise von der Weltweisheit sowohl, als von der Beredsamkeit; nd dieser Grundsatz von der Poesie ist im Wesentlichen von em, welchen ich festgesetzt, durch nichts unterschieden, als daß er meinige weiter auseinander setzt, was jener kurz faßt; wel- hes nach meinem Erachten, wofern ich anders in meiner eig- en Sache ein Urtheil fällen kann, in der Kritik zur leichtern ntwickelung der Regeln nicht ohne Nutzen seyn wird".

Wir wollen diese beiden Erklärungen mit einander ver- ichen. Die Poesie, sagt Hr. Schlegel, ist der „sinnlichste und genehmste Ausdruck". Das Beiwort angenehmste ist ein satz des Hrn. Schlegel; und er will dadurch, wie er sich selbst klärt, sowohl den „Ekel", als den „höchsten Grad des Entsetzens" n der Poesie ausschließen, indem sich diese widrige Empfindungen er Natur nach in keine angenehme verwandeln lassen. Ist ser Zusatz hier gut angebracht? Es scheint nicht. Der höchste

Grad des Entsetzens muß nicht von der Poesie, sondern, wie ich in einem meiner vorigen Schreiben gezeigt, bloß von der theatralischen Vorstellung ausgeschlossen werden. In der Dichtkunst ist der höchste Grad des Entsetzens mit dem Erhabenen verwandt, und öfters die Quelle desselben. Die Einschränkung der Poesie auf das Angenehme, insoweit man das Entsetzliche ausschließen will, ist also ungegründet; und insoweit sie den Ekel aus der Poesie v[illegible]e überflüssig. Denn ist anders der Gegens[tand] [wie] Hr. Schlegel will, das Schöne, oder das [Schöne und Gute zugleich, so ist der Ekel sc[hon] [ausgeschlossen]; denn er ist weder schön, noch gut, n[ur] [Weg] also mit dem trüglichen Worte ange[nehm] uns das Erhabene rauben könnte! Die Poesie ist nunmehr der „sinnlichste Ausdruck" u. s. w. „durch die Sprache". Ein Ausdruck durch die Sprache? verständlicher: eine Rede. Die Dichtkunst ist die „sinnlichste Rede". Vollkommen Baumgartensch!

Doch Hr. Schlegel bestimmt auch den Gegenstand der Poesie. Dieß thut der Frankfurtische Weltweise nicht. Diesem ist alles ein Gegenstand der Poesie, was sich sinnlich und vollkommen in einer Rede vortragen läßt; und wo ich nicht irre, so ist jede nähere Bestimmung des Gegenstandes ein Eingriff in die Freiheiten des Dichters. Alles, was ihm der Weltweise in dem höchsten Grundsatze seiner Kunst vorschreiben kann, ist: „wählet einen Vorwurf, der sich vollkommen und sinnlich in einer Rede vortragen läßt".

Was für einen Vorwurf weist aber Hr. Schlegel der Poesie an? Das Schöne und das Gute. Mit dem Guten verbindet derselbe einen sehr entfernten Begriff. Er will das Unangenehme in der Natur, das uns in den schönen Künsten gefällt, darunter mit verstanden wissen. Hören Sie, was er hiervon sagt: „In der Natur erkennen wir nichts für gut, als was mit unserm Willen würcklich überein kömmt. In den Künsten hingegen ist es keine Übereinkunft in einem so eingeschränkten „Verstande, welche erfordert wird; — — ja eine genaue Übereinstimmung mit unsern Eigenschaften und Vergnügen ist dazu „so wenig vonnöthen, daß so gar die Mißhelligkeit mit denselben „noch grössere Wirkung thut. — — Das Schlimmste in der „Natur, das, was uns empört, und von sich zurück scheucht, „Furcht, Schrecken, Angst, Traurigkeit, Abscheu, ziehet uns in

„den schönen Künsten an sich, und hat in ihnen eine vorzüg-„liche Güte". Gut heißt also in diesem Verstande alles, was in den schönen Künsten, und insbesondere, wenn von der Poesie die Rede ist, was in der Poesie gefallen kann, wenn es auch in der Natur das Schlimmste ist. Ferner das Schöne, davon Hr. Schlegel in der Erklärung redet, gehört nicht zur Poesie, insoweit es in der Natur, sondern insoweit es in der poetischen Nachahmung gefällt, d. h. insoweit es nach Hrn. Schlegel's Erklärung gut ist. Er hätte also das Schöne aus seinem Grundsatze weglassen, und ihn folgendergestalt ausdrücken können: „die Poesie ist die sinnlichste Rede von dem Guten". Dieses mag in der Natur schön oder häßlich, angenehm oder unangenehm seyn; was schadet es der poetischen Güte?

Das Überflüssige und Unbestimmte weggeschafft, setzt also Hr. Schlegel den Gegenstand der Poesie in das Gute; nicht in das metaphysische oder moralische, auch nicht in das physische, sondern in das poetisch Gute. Und was nennt er so? Alles, was in der Poesie gefallen kann. Allein heißt dieses nicht den Leser wieder sachte da absetzen, wo man ihn genommen hat? Man verspricht, den Gegenstand der Poesie zu bestimmen, d. h. man will zeigen, was in der Poesie gefallen kann; und sagt, es sei das Gute. Man setzt hinzu, das Gute sei allhier von einer besondern Art, und der Leser müßte das Wort ganz anders verstehen, als er gewohnt ist. Wir dringen auf eine nähere Erklärung; jetzt macht man eine geschickte Schwenkung, und sagt, gut sei allhier, was durch die Kunst gefallen kann; d. h. was geschickt ist, ein Gegenstand der schönen Künste, und in unserm Falle ein Gegenstand der Poesie zu seyn. Sehen Sie, wie mißlich das Unternehmen ist, eine kurze wohlgefügte Erklärung auszudehnen? Man will das Gemälde aufheitern, und giebt ihm ein falsches Licht.

XI. Den 13 März 1760.

89ster Brief.

Das große Geheimniß unſers Ph. iſt endlich an den Tag gekommen. [illegible] ir fingen bereits an, einiges Mißtrauen in ihn [illegible] heimnißvolle Sorgfalt, mit welcher er die Brie[illegible] ltona, ſo wie einige andere Schriften vor uns [illegible] s beſorgen, er möchte ſich, wer weiß wozu, haben [illegible] ſen. Nunmehr können wir ruhig ſeyn. Ph. iſt (wer [illegible] ſo was können träumen laſſen?) ein geheimes Mitglied einer unſichtbaren metaphyſiſchen Geſellſchaft, die im Holſteiniſchen ihren Sitz hat. Das war ſein geheimer Briefwechſel; und die Schriften, die er nicht wollte ſehen laſſen, ſind gedruckte Sachen eben derſelben Geſellſchaft, davon nunmehr einige bekannter geworden ſind. Hier iſt ihr erſter Verſuch, mit welchem ſie vor der Welt erſcheint. Der Titel *) ſcheint neben dem Tiefſinnigen auch viel Luſtiges zu verſprechen. Schade, Dreyer und Gottſched ſind die Perſonen dieſes Luſtſpiels; und in der Welt hätte ſich kein ſchönerer Contraſt zuſammenfinden können.

„Was iſt aber der Zweck dieſer Geſellſchaft?" dürften Sie hier mit den Freunden des Reiſenden bei Lichtwer fragen. „Be„ſorgen ſie die Wohlfarth der Gemeinde? — — Suchen ſie „der Weiſen Stein? — Oder wollen ſie vielleicht des Zirkels

*) Einleitung in die höhere Weltweisheit, der allgemeinen Geſellſchaft der Wiſſenſchaften erſter Verſuch, oder erſtes Stück, mit einer ſehr merkwürdigen Zueignungsſchrift an Ihro Königl. Majeſtät zu Dännemark, Norwegen, ꝛc. ꝛc.; nebſt einem Anhange von den boshaften Bemühungen des Secretär Dreyers zu Hamburg, den Fortgang dieſer Geſellſchaft, und das ihr zum Nutzen verliehene Privilegium auf die Altonaiſche Staats- und gelehrte Neuigkeiten, zu unterdrücken; wie auch eine ſchuldige Ehrenrettung des Prof. Gottſcheds, wider das boshafte Angeben, als wenn er Urheber von dem Optimisme oder des Candide wäre; aufs neue herausgegeben und verbeſſert, durch Georg Schade, Königl. Ober- und Landgerichts-Advocaten. Altona, gedruckt und zu bekommen in der Königl. privilegirten Schadiſchen Buchdruckerey, 1760.

„Vierung finden?" Das ist es alles nicht; sie spielen, antwortete der Reisende in der Fabel. Ich aber kann Ihnen nicht also antworten; denn mir scheint diese Gesellschaft alles dieses, und noch weit wichtigere Dinge leisten zu wollen. Sie verspricht, aus der Lehre von den einfachen Substanzen in der Natur „alle Würkungen und Erscheinungen, welche bey den zusammen„gesetzten Dingen oder Körpern der Natur, imgleichen bey den „Seelen und Geistern in der Welt wargenommen werden, in „einer systematischen Ordnung herzuleiten, und in die Form einer „ordentlichen Wissenschaft, die sie die höhere Weltweisheit nennet, „zu bringen, und dadurch eines Theils, die Geisterlehre und „natürliche Gottesgelartheit, nebst den davon abhängenden, zur „zeitlichen und ewigen Glückseligkeit der Geister gereichenden mo„ralischen Disciplinen: andern Theils aber die Naturlehre, Chy„mie, und Mathematik, von welchen die Medicin, Oconomie, „imgleichen alle Manufacturen und Künste, die zur Gesundheit „des Leibes, und zur Verbesserung unseres äusserlichen Zustandes „etwas beytragen, dependiren, zu verbessern, und in ein helleres „und ungezweifeltes Licht zu setzen". Und dieses alles durch die Lehre von den Monaden!

Sie erstaunen über diese ungeheuren Versprechungen, und sind vielleicht kleingläubig genug, an der Erfüllung derselben zu zweifeln? Ich nicht! Ich kann mir unmöglich vorstellen, daß Leute, die sich Weltweise nennen, es mit der Welt so machen würden, wie jener, der zu London öffentlich mit Leib und Leben in eine Bouteille zu kriechen versprach und am dazu bestimmten Tage unsichtbar ward. Schade mag entweder, wie Einige wollen, überall der einzige Versprecher in der Gesellschaft seyn oder, wie ich vielmehr glaube, der Einzige, der als Secretär der Gesellschaft sich zu nennen für gut befunden; so hat die Welt doch wenigstens einen Gewährsmann, den sie dafür ansehen kann, und der nicht so leicht verschwinden wird, als ein englischer Bouteillenkriecher.

Und was für Gründe haben Sie auch, in die Aufrichtigkeit oder in das Vermögen der Gesellschaft ein Mißtrauen zu setzen? Sie hat nicht bloße Versprechungen gethan; die Erfüllung derselben hat schon ihren Anfang genommen. Hören Sie, was die Gesellschaft von ihrem ersten Versuche sagt! Nach einer Anrufung an die Mitglieder heißt es: „es erscheinen im gegenwär„tigen ersten Stücke der höhern Weltweisheit, grosse Warheiten

„in einer geringen und einfältigen Gestalt. Dasjenige, womit „die größten Köpfe seit der Wiederherstellung der Wissenschaften, „ja wir dürfen sagen, seit der Erschaffung der Welt, sich be„schäftiget, und das unter die größte Geheimnisse der Natur mit „Recht gehalten worden, findet sich hier auf eine simple Art „aufgedeckt". Schämen Sie sich nun nicht, solche Leute in Verdacht gehabt zu haben? So widersinnig und lächerlich Ihnen auch monadologische Verbesserungen in der Ökonomie und Medicin, in Manufacturen und Künsten u. s. w. vorkommen mögen; so müssen Sie doch solchen Leuten alles zutrauen, die „dasjenige, womit sich die größten Köpfe seit Erschaffung der Welt beschäftigt, auf eine simple Art aufzudecken wissen".

Als eine Nebenabsicht setzt sich die Gesellschaft vor: „das „zeitliche Glück ihrer Mitglieder, die sich durch diese Erkenntniß „geschickt gemacht, die Glückseligkeit ihrer Nebenmenschen zu be„fördern, auf eine oder andere Art, entweder durch eine so viel „mögliche Forthelfung zu Bedienungen, oder durch Gelegenheit „zu einem sich für sie schickenden Gewerbe, auf einen festen Fuß „zu setzen".

Nichts wird leichter seyn als dieses; denn die Gesellschaft wird ja alle Gewerbe und Handthierungen, die nur möglich sind, auf einen bessern Fuß setzen, indem ihre theoretischen Schriften, wie sie sagt, einen großen Einfluß, nicht allein auf alle „Öco„nomie-, Commerz-, Cameral- und Kriegswissenschaften, sondern „auch auf die natürliche Gottesgelartheit, Jurisprudenz und „Regierungskunst, als welches doch die reellsten und nützlichsten „Wissenschaften auf der Welt sind, haben sollen".

— — Sapiens operis sic optimus omnis
Est opifex solus, sic rex. — — —

Hr. Schade hat sich zu diesem Endzwecke ein Privilegium, eine Buchdruckerei und eine Zeitungsexpedition ausgebeten, und von jedem Mitgliede beim Eintritte in die Gesellschaft, zur Bestreitung der schweren Kosten, 7 oder 8 Thaler dänisch Geld bezahlen lassen. Man will versichern, daß die Anzahl der Mitglieder schon auf einige Tausend angewachsen seyn soll. Nun klage man noch ferner über den Verfall der Metaphysik in Deutschland!

Wollen Sie dem Herrn Secretär der Gesellschaft einen Species-Ducaten nebst der Anzeige Ihrer Addresse postfrei

übersenden, so können Sie folgende fünf Stücke dafür bekommen:

„1) Nachricht von der Gesellschaft, mit den Anhängen von „1753 und 1754, nebst neuen Einrichtung von 1756.

„2) Das erste Stück von der höhern Weltweisheit, voll „tiefsinniger Betrachtungen, aus der tiefsten Methaphysik „und Naturkunde.

„3) Das zweyte Stück aus der höhern Weltweisheit.

„4) Eine umständliche historische Nachricht vom Anfange, „Wachsthum, Hindernissen, und nunmehrigen Fortgange und „Nutzen dieser, zur Verbesserung der höhern Natur- und Geister„lehre errichteten Gesellschaft, bis aufs 1757ste Jahr.

„5) Ein Vorbereitungstheil zur höhern Naturlehre, oder „zum dritten Stücke der höhern Weltweisheit, worinn der wahre „Nutzen der Monadologie in der Naturlehre und Chymie ge„zeiget wird".

In dem dritten Stücke der höhern Weltweisheit oder der tiefsten Metaphysik sollen die ächten Geheimnisse erst kommen, und dieses Stück soll auch einzig und allein den Mitgliedern der Gesellschaft geweiht seyn. Wir armen Laien werden nichts davon erfahren.

Sie werden bemerkt haben, daß die Gesellschaft alle Künste und Wissenschaften durch die Monadologie zu verbessern verspricht; bloß die schönen Wissenschaften ausgenommen, denen sie nicht die geringste Hoffnung zu machen scheint. Ja sie hat, allem Ansehen nach, diesen niedrigen Wissenschaften den völligen Untergang geschworen. In der „sehr merkwürdigen" Zueignungsschrift, wie sie Hr. Schade nennt, bekommen die bloß witzigen und sinnlichen Leute, denen die hohe Erkenntnißart der Gesellschaft undurchdringlich und unbegreiflich ist, ihre verdiente Abfertigung. „Unser jetziges Jahrhundert", heißt es unter andern, „zeuget einen solchen Überfluß an dergleichen vermeinten „schönen Geistern, daß es, wie in der mehrbemeldeten historischen „Nachricht vom Jahre 1757 umständlich dargethan worden, sehr „zu befürchten stehet, daß dieselben gar bald die Welt ganz un„vermutet, unter dem Namen von schönen Wissenschaften, in „die tiefste Barbarey und Unwissenheit hinein stürzen werde".

Μάντι κακῶν, — — — — — —
Αἰεί τοι τὰ κάκ' ἐστὶ φίλα φρεσὶ μαντεύεσθαι·
Ἐσθλὸν δ' οὔτε τί πω εἶπες ἔπος, οὔτ' ἐτέλεσσας.

Sie können sich leichtlich einbilden, daß diese Erbitterung wider die schönen Wissenschaften durch die Händel, die Hr. Schade mit dem Secretär Dreyer gehabt, auf's höchste gestiegen seyn muß. Nun ist keine Erbarmung mehr zu hoffen. Der böse Dreyer hat die Gesellschaft um die Zeitungen gebracht, in welchen sie ihren Mitgliedern, neben den Staatsneuigkeiten, ihre Entdeckungen und fernern Anstalten hat mittheilen wollen; und Dreyer ist ein schöner Geist!

90ster Brief.

Ich fürchte, ich muß auch etwas vom schönen Geiste weg haben. Sie wissen, daß Leibnitz, Wolf und Baumgarten mein täglicher Umgang sind, und daß ich die Lehre von den Monaden für die vernünftigste Hypothese in der Metaphysik halte; aber die Schadischen Lehren aus der höhern Weltweisheit sind mir gar zu hoch, gar zu undurchdringlich. Ohne Umschweif! dem Verfasser dieses ersten Versuchs fehlt meines Erachtens so viel zum Verbesserer der Monadologie, daß er das Bekannte und Ausgemachte in derselben nicht einmal richtig vorträgt. Man braucht nur das erste das beste Lehrbuch aus der Leibnitzischen Schule aufzuschlagen, um zu sehen, wie wenig Hr. Schade von den einfachen Substanzen in dem Sinne des Erfinders philosophirt, wie fehlerhaft seine Erklärungen, wie unbündig seine Beweise, und wie ungereimt die Zusätze sind, mit welchen er die Theorie von den Monaden bereichert hat.

Sie haben vermuthlich weder Muße noch Lust, sich jetzt mit mir in die Subtilitäten der Metaphysik einzulassen; und ich will auch nicht sehr in Sie dringen. Wenn Sie bei Gelegenheit Ihre Geduld üben wollen, so lesen Sie die Schade'sche Schrift selber. Mehr brauchen Sie nicht, um überführt zu seyn, daß ich nicht für die Langeweile tadle

Doch ich kann Ihnen dieses mit wenigem zeigen. Nach einigen Proben von der Denkungsart des Hrn. Schade werden Sie sich schon ungefähr einen Begriff von seiner ganzen Philosophie machen können.

§ 29 wird behauptet, daß keine Wirkung oder Absicht (dieses sind dem Hrn. Verf. gleichbedeutende Worte, s. § 4) hervorgebracht werden kann, ohne eine dunkle, klare oder deutliche Vorstellung. „Wir wollen dieses", heißt es, „durch ein „fühlbares Exempel aus der Erfahrung erläutern, wo nicht gar „völlig beweisen. Es ist bekannt, daß in einem verfinsterten „Zimmer, in welchem das Licht durch eine kleine gläserne Linse, „oder ein enges Loch fällt, welches man sonst Cameram „obscuram nennet, alle Sachen, von welchen Strahlen oder „Wirkungen des Lichts auf das Glas fallen können, in einer „gewissen Weite von dem Glase, oder von dem Loche, auf das „allerdeutlichste, jedoch umgekehret, vorgestellt werden, und zwar „mit ihren natürlichen Farben, Bewegungen und übrigen Ver„hältnissen. Gesetzt nun, daß in der mittelsten Monade der „Linse nicht alle und jede Strahlen oder Wirkungen von jedem „Punkt oder Monade der ausserhalb der Camerae obscurae „seyenden Sachen zusammen träfen, und darin concentrirt oder „abgebildet, und in eben derselben Lage vorgestellt würden, wie „sie ausserhalb der Linse in den Sachen selbst sich befinden; so „würden sie gewiß nicht wieder fortgepflanzt werden können, mit„hin sich auch nicht auf der hintersten Wand präsentiren. Hätte „also die mittelste Monade der Linse keine Vorstellungskraft gehabt; „so würde sie weder jemalen im Stande gewesen seyn, alle „Strahlen und darinn enthaltene Wirkungen der äusserlichen „Dinge in sich existiren zu lassen, noch sich bemühen, eben die„selbe Wirkungen in den nächst um sie seyenden Monaden „gleichfalls zur Existenz zu bringen, damit sie dieselbe in geraden „Linien von Monaden bis an die hinterste Wand des dunckeln „Zimmers fortpflanzen könnten, folglich würde auch auf solchen „Fall keine Repräsentation oder Vorstellung der äusserlichen „Dinge auf der hintersten Wand erfolgen, sondern eine vollkom„mene Finsterniß da seyn. Sollen also alle diese Wirkungen, „dergleichen wir doch alle Tage in den Augen aller lebendigen „Geschöpfe, als welche insgesammt dergleichen verfinsterten Zim„mern gleichen, wahrnehmen, erfolgen; so muß nothwendig die „mittelste Monade der Linse in der Camera obscura und in „der kristallnen Feuchtigkeit des Auges mit einer Vorstellungs„kraft begabt seyn, wodurch sie Wirkungen der äusserlichen Dinge „aufnehmen, und weiter fortpflanzen könne, ob sie gleich der„selben nicht bewußt ist".

Nun dieß war das Exempel, welches die Sache „erläutern, wo nicht gar beweisen“ sollte. Hat man je eine plumpere Anwendung der Metaphysik auf die Erscheinungen der Natur gesehen? Was für Begriffe! Und was für einen Vorschmack gibt uns Hr. Schade hier von seiner durch die Monadologie verbesserten Dioptrik! Lauter kinderleichte und kurze Erklärungen! Kürzer kann man unmöglich wegkommen. Die Lehre von der Strahlenbrechung, vom Brennpunkte der beiden convexen Seiten, und tausend andere Kleinigkeiten, mit welchen sich „die größten Köpfe seit Wiederherstellung der Wissenschaften, ja man kann sagen, seit Erschaffung der Welt beschäftigt haben“, sind nunmehr überflüssig geworden. Die höhere Philosophie hat einen kürzern Weg gefunden. In der Mitte der Linse sitzt eine Monade, welche die ankommenden Bilder der äußern Gegenstände aufnimmt und weiter besorgt. Die Strahlen versammeln sich nicht durch die Brechung im Brennpunkte; sondern sie gehen in einer geraden Linie den nächsten Weg, von der mittelsten Monade, die sie schon in ein Bild concentrirt hat, bis auf die hinterste Wand. O die tiefe, grundlose Weisheit!

Hr. Schade beweist aus eben dem Exempel noch einen andern Satz: daß nämlich die Elemente des Raums (die er die allerunterste Classe der Monaden nennt, weil sie wenig Kraft besitzen, indem sie gar nicht zusammenhangen, sondern nur außer einander neben einander seyn können) eine Vorstellungskraft haben müßten. „Denn“, sagt er, „in einer Camera obscura erfolgen „alle oben beschriebene Abbildungen eben so, wenn gleich die „Strahlen, oder die Wirkung der Sonne nicht durch eine gläserne „Linse, sondern nur bloß durch ein kleines Loch gelassen wird; „welches nicht geschehen würde, dafern die mittelste Monade des „Raums im Loche nicht eben so wohl, als die mittelste Monade „der Linse eine Vorstellungskraft hätte“. Muß man nicht in der Höhle des Trophonius gewesen seyn, um sich hier des Lachens enthalten zu können?

(Der Beschluß folgt.)

XII. Den 20 März 1760.

Beschluß des 90sten Briefes.

Ich brauche Ihnen beinahe nichts mehr von der Schadischen Philosophie zu sagen, denn sie scheint in den angeführten Stellen ziemlich durch. Sie haben es gewiß schon gemerkt, daß Hr. Schade seinen einfachen Substanzen wirkliche Gegenden, plagas, wenn Ihnen das deutsche Wort nicht deutlich genug ist, zuschreibt; daß er sie in der Reihe neben einander stellt, um Linien zu formiren. Ja er nennt sie (§ 14) „die kleinsten Theile des Körpers", und weigert sich gar nicht, ihnen eine örtliche Bewegung beizulegen. Die Seele selbst, meint er (§ 58), müsse sich mit dem Körper fortbewegen, wie wir solches in der täglichen Erfahrung sehen. Bei einer solchen Verwirrung der ersten Begriffe, die Jedermann von einfachen Substanzen hat, sagt Hr. Schade noch, er lege das alles zum Grunde, was Andere vor ihm von der Natur der Monaden bewiesen haben!

Was dünkt Ihnen, wie ein ächter Leibnitianer folgende Erklärung von der Kraft der Trägheit aufnehmen würde? „Ein „jedes einfaches Ding", heißt es (§ 52), „woraus das uni„versum bestehet, ist mit der Kraft, nach allen Gegenden gleich „stark zu würken, und seine Bemühung oder Absicht hervorzu„bringen, versehen. Eine gleich starke Bemühung nach allen „Seiten verursacht ein Gleichgewicht, oder eine Ruhe. Folglich „muß jedes einfache Ding mit einem Vermögen begabt seyn, an „seinem Orte zu bleiben, und nicht ohne zulänglichen Trieb sich „aus der Ruhe in Bewegung setzen zu lassen. Dieses Bemühen, „in der Ruhe zu bleiben, ist es, was die Kraft der Trägheit „(vis inertiae) genennet wird". Wo wird der Leibnitianer mit seiner Widerlegung den Anfang machen? So viel Worte, so viel Unrichtigkeiten! Und gesetzt, man wollte dem Hrn. Schade alles durch die Finger sehen; so kann man ihm doch unmöglich das verzeihen, daß er mit den einfachen Substanzen so körperlich umgeht, und ihren Bemühungen Gegenden anweist, die sich einander gegenüber stehen, damit in gewissen Fällen ein Gleichgewicht oder eine Ruhe, und in andern eine Bewegung erfolge; heißt dieses nicht auf eine unverantwortliche Art mit Worten

spielen? Hätte Schade die Schriften der Leibnitianer mit Bedacht gelesen, so hätte er dieses alles nicht nöthig gehabt. Baumgarten zeigt in seiner Metaphysik (§ 416) ganz unverbesserlich, wie die Erscheinung im Zusammengesetzten, die man der Kraft der Trägheit zuschreibt, aus den Wirkungen der einfachen Dinge zu erklären sei.

Wie Hr. Schade aber die Totalkörper und Weltgebäude aus Monaden zusammensetzt, mit welchen Monaden er den weiten Raum zwischen den Totalkörpern anfüllt; wie er die Centralkräfte und die Bewegung um die Axe durch die Monaden erklärt; das dürften Sie freilich aus den angeführten Stellen nicht errathen. Habe ich doch alles gelesen, was Schade von dieser Materie schreibt, und weiß Ihnen dennoch keinen Begriff davon zu machen. Lesen Sie also immer selber, oder vielmehr seyn Sie ein Augenzeuge, wie eine Welt entsteht! Eine Menge von Monaden drängt sich um die allerstärkste einfache Substanz, die in der Mitte auf dem Throne sitzt; so entsteht ein Totalkörper! Sie wenden alle eine gleiche Bemühung an, sich dem Mittelpunkte zu nähern; daher wird der Körper kugelrund! Andere einfache Substanzen (vermuthlich, die von schlechterer Extraction sind) müssen sich in einer gewissen Entfernung halten, und machen die Atmosphäre aus. Eine gewisse noch schlechtere Gattung von Monaden entfernen sich vom Mittelpunkte, so weit sie können, und werden zum Äther. So wird Sie Hr. Schade von Weltkörper auf Weltkörper, von System auf System führen, und Ihnen mit einer, ihm gewöhnlichen Deutlichkeit zeigen

— — ut his exordia primis
Omnia, et ipse tener mundi concreverit orbis *).

Zur Veränderung können Sie auch die äußerste Himmelsluft durchstreichen, und allda einen angenehmen Ort besuchen, den Hr. Schade „die Aufhörung der Bewegung der blos leidenden Substanzen, die Scheide, oder äusserste Grenze zwischen der „Möglichkeit und Wirklichkeit" nennt (§ 83). Nehmen Sie sich aber in Acht, daß Sie diese Gränze nicht überschreiten, sonst möchten Sie auf einmal aus einem wirklichen Dinge in ein mögliches verwandelt werden!

*) Virgil. Ecl. VI. 33. Anm. des Herausg.

Mehr kann ich Ihnen von den Geheimnissen dieser höhern Weltweisheit nicht verrathen. Vielleicht läßt sich Hr. Ph. bewegen, Ihnen ein Mehreres davon zu entdecken; er, der ein wahrer Initiat dieser Geheimnisse zu seyn scheint. Ich begnüge mich für dieses Mal, eine nähere Erklärung von dem aufzusuchen, was Hr. Schade ein bloß leidendes ens simplex nennt. Der Gedanke ist neu, und sollte Manchem offenbar mit der Lehre von den Monaden zu streiten scheinen. Lassen Sie uns sehen, wie sich Hr. Schade darüber erklärt!

§ 110 heißt es: „Nach der generalen Vorstellungskraft, „welche die einfachen Dinge von der ganzen Welt haben, nach „dem Punkt, wo sie sich darin befinden, aus welcher auch die „vis inertiae, oder die Bemühung nach allen Seiten zu „wollen entstehet, haben die einfachen Dinge kein speciales, „sondern nur ein allgemeines Wollen, ohne Vorstellung einer be„sondern Absicht, oder speciellen Bemühung nach andern Dingen, „eine Absicht mit ihnen zugleich auszuführen. Diejenige einfache „Dinge, welche nun diese allgemeine Vorstellungskraft besitzen, „und keine speciale Absicht sich vorstellen, und derselben gemäß „würken können, sind auch nicht geschickt, einen Körper zu for„miren. Denn, da sie keine specielle Bemühung haben; so kön„nen sie auch nicht vereiniget werden, um ein zusammengesetztes „Ding auszumachen. — Diejenige einfachen Dinge, welche über „die allgemeine Vorstellung des Universi sich eine besondere Ab„sicht vorstellen, und derselben gemäß würken können, nennet „man Simplicia activa, dahingegen diejenige, welche nichts mehr „als die allgemeine Vorstellungskraft besitzen, Simplicia passiva „genennet werden. Aus der erstern Art entstehen die besondern „Körper, die Totalkörper und Weltgebäude. Sie sind daher die „wahre Elemente der Körper; die andere Art aber macht den „wirklichen Raum aus, worinnen sich die Totalkörper und die „Systemata befinden, und unterhält die Communication der „Wirkungen in die Ferne", u. s. w. Ich kann unmöglich ohne Widerwillen weiter schreiben. Haben sich je in der Seele eines Träumenden ungereimtere Begriffe zusammen gefunden? Einfache Dinge, die eine allgemeine unbestimmte Kraft haben! eine Bemühung, nach allen Seiten zu wollen! ein allgemeines Wollen, ohne eine besondere Absicht! Substanzen, die für sich nicht wirken, sondern bloß die Wirkungen anderer in sich aufnehmen und weiter fortsetzen! simplica passiva, die neben

einander sind, ohne zusammenzuhangen, und, wie Hr. Schade sich in der Folge ausdrückt, gleichsam ein großes Meer ausmachen, worin alle große Weltgebäude schwimmen und in einander wirken! Solche Abenteuer will man der Welt für Weltweisheit verkaufen, dem eigentlichen Wortverstande nach verkaufen!

91ster Brief.

Und was hat diese allgemeine Monadengesellschaft mit einer Staatszeitung machen wollen? fragen Sie. Wozu will sie sich mit Staats- und politischen Neuigkeiten bemengen, so lange sie noch die Kriegskunst und Politik nicht durch die Monadologie verbessert hat? Dieses ist leicht zu beantworten. Hr. Schade sagt, die Welt sei jetzt so begierig nach politischen Neuigkeiten, daß die Gesellschaft geglaubt hat, ihr bei dieser Gelegenheit in den gelehrten Artikeln auch manches aus der höhern Weltweisheit beizubringen. Zudem würde diese die bequemste Gelegenheit gewesen seyn, die Correspondenz mit den entfernten Mitgliedern zu befördern, und ihnen von den fernern Einrichtungen, Anstalten und Entdeckungen der Gesellschaft die schleunigsten Nachrichten mittheilen zu können. Zum Unglück ist die Zeitung in die Hände eines Dreyer gerathen, der sich um die Aufnahme der allgemeinen Gesellschaft nicht sehr zu bekümmern schien. Er schrieb witzige Artikel aus dem Felde der schönen Wissenschaften, und weigerte sich, die, Weisheit und Tugend befördernden Aufsätze des Hrn. Schade einzurücken. Nunmehr, da der Gesellschaft das Zeitungsprivilegium genommen worden, hat Hr. Schade einige von seinen Aufsätzen der „Einleitung in die höhere Weltweisheit" angehängt.

In einem derselben verspricht Hr. Schade im Namen der Gesellschaft, zum Nutzen des Publici alle zwei Monate eine auf das System der Gesellschaft sich gründende periodische Schrift herauszugeben. In der ersten soll gleich an der Spitze folgende Materie abgehandelt werden: „die vernünftige Metempsychosis, „als das wahre Innere der Natur, sowohl in dem Körper- als „in dem Geisterreiche". „Diese wichtige Warheit", sagt Hr. Schade, „ist das einzige Gesetz, worauf die ganze höhere Natur„lehre und Chymie, die Verwandelung und natürliche Abände„rung der Metalle, nebst dem Ursprung, Fortwachs, und der

„endlichen Auflösung oder Tod aller und jeden natürlichen Körper „zu einem bessern Leben, von dem geringsten Mineralpunkte an, „bis zu dem Cherub, in allen Naturreichen eines jeden grossen „Weltkörpers, und mit einem Worte, alle Veränderungen in „der Natur einzig und allein beruhen". Und an einem andern Orte heißt es: „diese Abhandlung von der vernünftigen Seelen- „oder Archäenwanderung ist in der Naturlehre, vornehmlich in „der hermetischen, und in der ordentlichen sowohl als höhern „Chymie, nicht weniger in der natürlichen Gottesgelehrsamkeit, „und allen moralischen Disciplinen von gar grosser Wichtigkeit". Sehen Sie, wie sich die Absichten des Hrn. Schade nach und nach offenbaren? Ich betrüge mich sehr, oder er geht mit einer Entdeckung schwanger, die schlechteren Mineralmonaden in Goldmonaden zu veredeln. Diese muthmaßliche Absicht des Hrn. Schade streuet ein ganz besonderes Licht auf seine ganze Unternehmung; und nunmehr klärt sich mir verschiedenes in seinen Schriften auf, das mir vorhin ganz unbegreiflich war.

Noch ein Wort von der „schuldigen Ehrenrettung des Herrn Prof. Gottscheds"! Die vermeinte Ehrenrührung, darüber sich Hr. Gottsched beschwert, gründet sich auf einen Brief im 17ten Stücke der Schade'schen Staats- und gelehrten Zeitung, in welchem ein gewisser G. aus L. versichert, er sei der Verfasser der bekannten Schrift, die der Herr von V.*) unter dem Titel: Candide ou l'Optimisme, traduit de l'allemand de Mons. le Docteur Ralph, im Französischen herausgegeben. Er, Herr G. aus L., habe das Manuscript an seinen Freund, den Herrn S. G., nach Paris geschickt; es sei aber demselben entwendet, und darauf so ins Französische übersetzt worden, „wie „die Herrn Franzosen gemeiniglich die deutschen Schriften zu „übersetzen pflegen". Er verwundert sich über den Herrn von V., daß er ihm einen solchen Streich gespielt, da er (V.) ihm (dem Hrn. G.) doch mehr als einmal öffentliche Zeugnisse seiner Hochachtung gegeben; und noch mehr befremdet es ihn, daß ihm V. den Namen Doctor Ralph beigelegt, da ihm doch der Name G. beinahe so gut bekannt seyn müßte, als sein eigener. „Je- „doch", setzt Hr. G. hinzu, „man kann ungefähr die Ursachen „des Neides errathen, seitdem ich einer Gnade gewürdiget wor- „den, von welcher nicht nur ganz Germanien spricht, sondern

*) Voltaire. Der Herausgeber.

„die auch in Frankreich hat bekannt werden müssen". Hr. Gottsched, der selten Spaß versteht, besorgte, die ganze Welt würde ihn für den Verfasser des Candide halten, „und einem Unschuldigen", wie er sich im „Neuesten" ausdrückt, „solche „groben Irrthümer, und satyrische Verwegenheit zuschreiben, da„von ihm in seinem Leben nicht geträumet hat". Er machte gewaltigen Lärm in seinem „Neuesten", schrieb auch deswegen an Schade. Dieser schiebt die Schuld auf den Secretär Dreyer, und versichert, er habe die Schrift Candide niemals gelesen, und sich daher gar nicht vorstellen können, daß eine Bosheit darunter stecke. Um aber dem Hrn. Dreyer gar keine Ausflucht zu lassen, beweist Hr. Schade in bester Form, daß man den Hrn. Prof. Gottsched nothwendig für den Urheber besagten Briefes halten müsse: 1) aus dem Anfangsbuchstaben des Orts L. 2) aus dem Anfangsbuchstaben des Namens G. 3) aus der Gnade, die dem Hrn. Prof. Gottsched von Sr. Königl. Maj. in Preußen widerfahren, und endlich 4) aus dem vertraueten Freund S. G. zu Paris. Doch traut Hr. Schade dem letzten Beweis selbst nicht viel zu; und mit Recht! denn wer weiß, wie viel vertraute Freunde in Paris S. G. heißen mögen?

Dem sei, wie ihm wolle, Gottsched erlangt Genugthuung, und Hr. Schade demonstrirt gar deutlich, daß Hr. Gottsched unmöglich der Verfasser des Candide seyn könne. Ich dächte, Gottsched hätte sich immer auf seine Unschuld verlassen können. Kein Vernünftiger wird in ihm den schalkhaften Doctor Ralph suchen. Eher möchte ich Dreyer für den Erfinder der „vernünftigen Archäenwanderung", als Gottsched für den Verf. des Candide halten.

N. S. *)

Ich kann diesen Brief unsers Z.**) unmöglich ohne einen kleinen Zusatz fortschicken. Der gute Z., sehe ich wohl, versteht von den Gottsched'schen Autorstreichen eben so wenig als von der Schadischen Archäenwanderung. Würde er sonst die Protestation des Professors, daß

*) Diese Nachschrift hat Lessing zum Verfasser.
Der Herausgeber.

**) Die Chiffre, mit welcher Moses Mendelssohn den Brief unterzeichnet hat. Der Herausg.

er der Verfasser des Candide nicht sei, so gutherzig an- und aufgenommen haben? Woraus beweist Hr. Gottsched, daß er den Candide nicht könne gemacht haben? Nicht wahr, aus seiner Verabscheuung der darin vorgetragenen Lehren? Wenn ich Ihnen nun aber beweise, daß er diese Verabscheuung nur vorgiebt, und daß er das Allerunsinnigste, was im Candide zu finden ist, in völligem Ernste behauptet? wie da? Und nichts ist leichter zu beweisen. Erinnern Sie sich wohl des närrischen italiänischen Grafen im Candide, dem nichts mehr gefällt, der alles überdrüssig geworden ist, der von den vortrefflichsten Werken der Alten und Neuern auf eine so scurrile Art urtheilt, daß man nothwendig an seinem gesunden Verstande zweifeln muß? Sollte man nicht glauben, daß dieser rasende Virtuose nur deswegen eingeführt worden, um ihn durch seinen eigenen Mund lächerlich und verächtlich zu machen? Nothwendig. Und doch betrügen wir uns alle, die wir dieses glauben. Denn siehe! Hr. Gottsched erklärt ausdrücklich in seinem „Handlexico der schönen Wissenschaften", daß es die pure, lautere Wahrheit seyn soll, was der närrische Italiäner sagt. Kann man anders als das für eine authentische Erklärung, für eine Erklärung annehmen, die der Verfasser als derjenige giebt, der sich seiner Meinung am besten bewußt seyn muß? Er schreibt nämlich unter dem Artikel Milton: „das verlorene Paradies hat unter „Deutschen so viele Bewunderer und Tadler gefunden, daß wir unsere „Meinung nicht sagen, sondern nur die Worte eines auch unstreitig „großen französischen Dichters (der aber auch gut Engländisch versteht) „hieher setzen wollen". Und nun folgt das atrabiläre Urtheil des Grafen, welches ich Ihnen unmöglich abschreiben kann, weil es wahre Tollheiten sind. Hr. Gottsched aber schließt es mit den Worten: „so „schreibt Herr von Voltaire in seinem Optimisme". Wir kennen den Voltaire nunmehr, der das geschrieben hat! Denn was? das wäre Voltaire's Urtheil über den Milton? Das ist das Urtheil des Sénateur Procurant Noble Vénitien! (Denn jetzt besinne ich mich erst, daß ihn Hr. Gottsched zu keinem Grafen gemacht hat.) Das ist das Urtheil Viri celeberrimi Joannis Christophori Gottschedii P. P. Metaphysices ordinarii et Poeseos extraordinarii in Academia Lipsiensi. — Und kurz, glauben Sie mir nur auf mein Wort, ich weiß es eben so gewiß, daß Hr. Gottsched den Candide gemacht hat, als Hr. Gottsched weiß, daß der Verfasser der „Miß Sara Sampson" die „Briefe, die neueste Litteratur betreffend", macht *).

*) Man sehe das Neueste aus der anmuthigen Gelehrsamkeit No. II. von diesem Jahre.

Aus dem VI. Theil.

XIV. Den 3 April 1760.

92ſter Brief.

Ich glaube nicht, daß die Alten ein Wort gehabt haben, das auszudrücken, was wir jetzt Genie nennen. Ihre Schriftſteller ſchweigen gänzlich von dieſer Eigenſchaft des Geiſtes, die unſere Kunſtrichter beſtändig im Munde führen, und unſere Weltweiſen nun auch endlich zu unterſuchen anfangen. Es muß jenen alſo bloß an dem Worte gefehlt haben, dadurch ein abſtracter Begriff ein Gegenſtand der Unterſuchung werden kann; denn von der Eigenſchaft ſelbſt haben ſie, wo nicht mehr beſeſſen, doch gewiß mehr gezeigt als wir. Der Schluß iſt ſeltſam, den einige Schriftſteller von dem Mangel gewiſſer Wörter bei einer Nation auf die Abweſenheit der dadurch ausgedrückten Begriffe machen wollen. Mich dünkt, man finde Précieux, Ennuyeux und Coquetten genug in Deutſchland, ob wir gleich kein Wort haben, dieſe Charaktere auszudrücken. Muralt *), der uns Glück wünſcht, daß uns dieſe Laſter unbekannt zu ſeyn ſcheinen, müßte uns von der andern Seite bedauern, weil wir auch zu Genie kein deutſches Wort haben.

Und dieſes iſt wirklich ſchade; denn wenn das Wort Genie vor einiger Zeit in Deutſchland bekannt geweſen wäre, zu welchen ſchönen Unterſuchungen hätte es nicht unſerm großen Wolf in der Seelenlehre Anlaß gegeben! Baumgarten handelt zwar in ſeiner Metaphyſik vom Genie, allein mit der ihm gewöhnlichen Kürze. Außer ihm hat meines Wiſſens Niemand als Dubos und Trublet von dieſer Materie geſchrieben; jener kritiſcher, und dieſer mit mehr Witz, aber keiner von beiden philoſophiſch genug. Ich habe mich gefreut, letzthin zwei Abhandlungen über das Genie von deutſchen Schriftſtellern zu finden: eine von dem Hrn. Prof. Sulzer **), und die zweite

*) Lettres sur les Anglois et sur les François.

**) Histoire de l'Académie Royale des Sciences et des Belles Lettres. Année 1757.

von einem ungenannten Verfasser *), der uns noch eine Fortsetzung verspricht. Erlauben Sie, daß ich Sie mit den wichtigsten Anmerkungen aus diesen Aufsätzen unterhalte.

Hr. Sulzer legt die Namenerklärung des Abts Dubos zum Grunde. „Genie", spricht dieser, „nennt man das Ge„schick (l'aptitude), das ein Mensch von der Natur empfangen, „gewisse Dinge gut und leicht zu verrichten, die von andern „Menschen, wenn sie sich auch noch so viel Mühe geben, nicht „anders, als schlecht verrichtet werden können". Man kann mit dieser Erklärung so ziemlich zufrieden seyn, dünkt mich. Jedoch wäre zu wünschen, daß man die „gewissen Dinge" näher bestimmen könnte, die das Genie soll leicht und gut verrichten können; denn es giebt Verrichtungen des Körpers, die ein solches Geschick, als Dubos beschreibt, voraussetzen, und dennoch allzu geringschätzig sind, als daß sie dem Genie sollten zugeschrieben werden. Die Erklärung des Hrn. Prof. Sulzer kommt einer Sacherklärung näher, und ist zugleich anpassender. „Das Genie", sagt er, „besteht vornehmlich in dem Vermögen, sich aller erken„nenden Seelenkräfte mit Leichtigkeit und Geschicklichkeit bedienen „zu können". Es ist keine besondere Fähigkeit der Seele, heißt es an einem andern Orte, sondern eine allgemeine Bereitschaft (disposition); gewissermaßen eben dasselbe in Ansehung der erkennenden Seelenvermögen, was das sittliche Temperament in Ansehung der Begehrungsvermögen ist. Dieser Gedanke kommt der Baumgarten'schen Erklärung ziemlich nahe. „Ein jedes Be„gehrungsvermögen in uns", sagt dieser Weltweise **), „ist ein„geschränkt, daher kommen ihm gewisse und bestimmliche Schran„ken zu. Vergleicht man also die erkennende Vermögen mit „einander; so muß ein Verhältniß und eine bestimmte Propor„tion zwischen ihnen Statt finden, vermöge welcher eines größer „oder kleiner ist, als das andere. Diese bestimmte Proportion der „erkennenden Seelenkräfte in einem Menschen nennet man ingenium „latius dictum, oder wie es Hr. Baumgarten verdeutscht, „Kopf, Gemüthsfähigkeit". Das, was man vorzugsweise Genie nennt, könnte nach dieser Erklärung heißen: eine solche

*) Sammlung vermischter Schriften zur Beförderung der schönen Wissenschaften. Bd. 2. St. 1.

**) Metaph. § 648.

Proportion der erkennenden Seelenvermögen, die dazu übereinstimmen, den Menschen, der sie besitzt, zu gewissen Verrichtungen in ausnehmendem Grade geschickt zu machen.

Jedoch lassen Sie uns mit dem Erklären so lange inne halten, bis wir die wesentlichen Stücke kennen, die zum Genie erfordert werden. Hr. Sulzer hat sich bemüht sie auseinanderzusetzen. Das Erste, was man bei einem Genie bemerkt, ist die lebhafte Wirksamkeit des Geistes, vivida vis animi, wie sie Lucrez beschreibt. Diese nennt Hr. Sulzer die Grundlage des Genies, welche eine unmittelbare Wirkung eines höhern Grades der Vorstellungskraft ist. Eine Vorstellungskraft ist ein Bestreben nach neuen Begriffen; und ein höherer Grad der Kraft macht das Bestreben lebhafter, feuriger und wirksamer.

Diese Wirksamkeit der innern Kraft erzeugt eine Lust und anspornende Begierde zu solchen Gegenständen, die ihr zusagen, d. h. die dem Temperamente ihrer Fähigkeiten die beste Nahrung und den glücklichsten Fortgang versprechen. Man nennt dieses: Lust zu einer Sache haben. Die unwiderstehliche Lust ist das erste Merkmal, dadurch sich das Genie zu erkennen giebt; und bei außerordentlichen Genies pflegt sie bis zur Leidenschaft anzuwachsen. Alsdann kann sie nichts von ihrem Vorsatze abhalten. Sie übersteigen alle Schwierigkeiten, die sich ihnen darbieten; und werden ohne die geringste Aufmunterung in der Kunst oder Wissenschaft vortrefflich, die ihre Zueignung gewonnen hat.

Indessen, sagt Hr. Sulzer, ist diese Lust zu einer Sache zwar die erste Wirkung des Genies, aber nicht das Genie selbst. Man kennt mittelmäßige Künstler und Schriftsteller, die in ihr Metier bis zur Leidenschaft verliebt sind. Es hat ihnen also nicht an Lust, und dennoch an Genie gefehlt. Welche Eigenschaften müssen also zur Lust hinzukommen, um ein Genie auszumachen? Erstlich Witz und Scharfsinnigkeit; oder das Vermögen, an den Gegenständen eine große Menge von Verhältnissen und Beziehungen wahrzunehmen, sie gleichsam mit einem Blick zu übersehen, und ihre Ähnlichkeiten und Unähnlichkeiten zu unterscheiden. Daß dieses eine nothwendige Eigenschaft des Genies sei, werden Sie dem Hrn. Sulzer ohne Beweis zugeben. Zweitens eine gründliche Beurtheilungskraft, um „die Wichtigkeit der Verhältnisse" schätzen zu können, und diejenigen zu wählen, die am sichersten, bequemsten und angenehmsten zum Zwecke leiten. Nur durch diese Eigenschaft kann

man zu dem hohen Grade der Kunst, zur edlen Einfalt gelangen, die alles Überflüssige verwirft, und durch die kleinsten Mittel die größten Endzwecke erreicht.

Die dritte Eigenschaft, die Hr. Sulzer zu einem Genie erfordert, ist die Besonnenheit oder Gegenwart des Geistes, contenance ou présence d'esprit; welche die Seele in der größten Erhitzung der Einbildungskraft bei der Freiheit erhält, die Aufmerksamkeit, wohin es ihr beliebt, zu lenken, um den Vorwurf im Ganzen übersehen zu können. „Ein lebhafter „Kopf", sagt Herr Sulzer, „dem diese Eigenschaft fehlt, wird „von den Mitteln, seine Absicht zu erhalten, die sich ihm am „ersten darbieten, allzu stark gerührt. Er überläßt sich ihnen „mit der größten Hitze; und denkt nicht daran, daß es sichrere „und leichtere Mittel geben könne. Mit aller möglichen Scharf„sinnigkeit und Beurtheilungskraft, kann man auf solche Weise „die größten Fehler begehen. Indem man eine Idee allzu feu„rig verfolgt, läßt man sich verschiedene andere entwischen; und „bringt sich selbst um den Vortheil, den Werth der Ideen „gegen einander abwägen zu können. Nun sind ordentlicher„maßen in jeder anhaltenden Unternehmung viele Dinge zu be„trachten, eine große Anzahl von Mitteln in Erwägung zu zie„hen, die alle zu eben demselben Endzwecke führen, deren ei„nige sich selbst anbieten, andere aber nicht anders als durch „emsiges Nachsuchen gefunden werden; und sehr oft sind die „letztern die besten. So wie der Maler denselben Ausdruck auf „unendlich verschiedene Weise geben kann, indem er die Haltung, „die Gesichtszüge oder die Geberden verändert; eben also kann „der Dichter und Redner denselben Gedanken auf vielerlei Art „ausdrücken. — Es gehört also Gemüthsstille und Besonnen„heit dazu, alle möglichen Wege ausfindig zu machen, und den „besten zu wählen". Man kann hinzufügen, daß ein Künstler öfters die besten Mittel gewählt haben, und dennoch, ohne Hülfe dieser wichtigen Eigenschaft, sehr mittelmäßig bleiben kann. Entweder er wird von dem Feuer der Einbildungskraft so sehr überwältigt, daß er sich die Mittel lebhafter vorstellt als die Absicht, und daher bei jedem Schritt in Gefahr kommt, sein Ziel aus den Augen zu verlieren; oder er wird seine Kräfte nicht gehörig aufzusparen wissen, und sie bei einer geringern Gelegenheit verschwenden, ohne vorherzusehen, daß wichtigere Gelegenheiten auf ihn warten, die ihn sodann erschöpft finden werden. Mit einem

Worte: das Genie muß Meiſter über ſeine Begeiſterung ſeyn; die Vernunft muß in dem Temperamente ſeiner Fähigkeiten obenan ſitzen, und im Sturme der Leidenſchaften ſelbſt das Steuer nicht verlieren. Akenſide hat dieſe Eigenſchaft eines großen Genies vortrefflich ausgedrückt *):

— — — When lightning fires
The arch of heav'n, and thunders rock the ground;
When furious whirlwinds rend the howling air,
And ocean, groaning from his lowest bed,
Heaves his tempestuous billows to the sky;
Amid the mighty uproar, while below
The nations tremble, Shakespear looks abroad
From some high cliff, superior, and enjoys
The elemental war. — — —

Dieſe Eigenſchaft iſt es, dünkt mich, dadurch das Genie zum Erhabenen fähig wird; denn alles, was es in dieſer Diſpoſition des Gemüths hervorbringt, wird den Charakter der ſtillen Majeſtät an ſich haben, die uns als ein Merkmal einer ausnehmenden Vollkommenheit in Bewunderung ſetzt. Ein Menſch, der die größten Begebenheiten und ungeſtümſten Leidenſchaften heiter und mit ſich ſelbſt bewußter Größe, wie Addiſon's Engel die Gewitterwolke, vor ſich her treibt, iſt meines Erachtens der vollkommenſte Sterbliche, der die Gränzen der menſchlichen Fähigkeiten ſchon beinahe überſchreitet.

Ich verliere mich, und vergeſſe, wem und wovon ich ſchreibe. So ſehr hat mir die Idee gefallen, dem Genie die Gegenwart des Geiſtes als eine nothwendige Eigenſchaft zuzuſchreiben. Ich geſtehe indeſſen, daß mir Hr. Sulzer von dieſem fruchtbaren Gedanken nicht den beſten Gebrauch zu machen ſcheint. Indem er den Nutzen deſſelben ausdehnen will, verringert er ſeinen Werth, und verwandelt durch die Beſonnenheit das ſchöpferiſche Genie in ein correctes und fehlerfreies Weſen, das ſich immer gleich bleibt, und Tadel ſo ſehr ſcheut als Verachtung. „Wenn ein Künſtler beſtändig mit Leidenſchaft „arbeitet", ſagt er, „ſo können ſeine Werke zwar voller glänzen„den und erhabenen Züge ſeyn; aber im Ganzen wird man „ohne Zweifel noch große Fehler antreffen. Die Leidenſchaft

*) The Pleasures of Imagination. Book III. v. 550.

„mag beschaffen seyn, wie man will, so fällt sie doch allezeit „falsche Urtheile. Horaz, dieser große Kenner von Werken des „Genies, und selbst ein großes Genie, befiehlt dem Dichter, „sein Werk neun Jahre bei sich zu behalten, bevor er es be„kannt werden läßt. Warum? Weil es schwer ist, die Fehler „einzusehen, die man in der Begeisterung begangen; weil man „die Hitze, mit welcher man gearbeitet, muß vorübergehen las„sen, um über alle Theile seines Werks ein freies Urtheil fäl„len zu können". Wohl! dieses beweist, daß das Ausbessern für das Genie rühmlich sei; warum will es aber Hr. Sulzer zu einer Wirkung des Genies machen? Warum will er das vortreffliche Instrument des Genies, die Besonnenheit, zur kritischen Feile erniedrigen? Dieses sind die Verrichtungen des Geschmacks und der Kunst; und das Genie selbst muß sich ihrer Hülfe bedienen, wenn es sich anders bis zum Ausbessern herunterlassen will. Der Abt Trublet hat hiervon einige sehr artige Gedanken. „Wie kommt es", fragt er, „daß in „manchem Werke sehr matte Stellen und grobe Fehler neben „sehr großen Schönheiten anzutreffen sind? — Die Antwort „ist leicht. Der Verfasser war ein Genie. Dieselbe Ursache er„zeugt seine Fehler und seine Schönheiten. Man kann ihm „das Talent, jene zu vermeiden, nicht geben, ohne ihm das „wichtigere Talent, diese hervorzubringen, zu benehmen. Was „er von Seiten der Kunst und des Geschmackes gewinnen würde, „das würde er von Seiten der Einbildungskraft und des Ge„nies wieder verlieren. — Wenn ein Werk ohne Fehler mög„lich wäre, so müßte es einen mittelmäßigen Menschen zum „Verfasser haben".

Lassen Sie uns mit eben demselben Schriftsteller schließen: „Da das Genie die Schönheiten hervorbringt, die Kunst und „der Geschmack aber nur die Fehler zu vermeiden und die Schön„heiten auszubessern lehrt; so lassen sie uns an dem Verfasser „eines Werks, das Genie erfordert, an einem Redner oder „Dichter z. E., nichts so sehr erheben, als das Genie. Es „übertrifft alles; und so schätzbar auch der Geschmack ist, wenn „ich die Macht hätte, einem Schriftsteller, der viel Genie und „nicht Geschmack genug besäße, noch etwas zu geben: so würde „ich ihm nichts anders geben als Genie".

XV. Den 13 April 1760.

93ster Brief.

Der ungenannte Verfasser des Versuchs über das Genie, davon ich Ihnen geschrieben *), hat einen andern Weg genommen. Er macht den Anfang mit den Redensarten, die man vom Genie zu gebrauchen pflegt; und sucht durch eine Art von Induction die Erklärung herauszubringen, und die Eigenschaften des Genies auseinanderzusetzen. Die Redensart „Genie zu einer Sache haben" ist die erste, die er untersucht. Er theilt sie in drei Hauptclassen ein: in Genie zur Erlernung, zur Ausübung und zur Erfindung einer Sache; handelt in gegenwärtigem Versuch von den ersten beiden, und verspricht, in einer Fortsetzung auch das Genie zur Erfindung näher zu betrachten.

Er wirft gleich Anfangs die Frage auf: „wie gehet es doch im„mer zu, daß man zwar sagt: ein Mensch habe Genie zur Erlernung „der Malerey, der Dichtkunst u. s. w.; daß man aber niemahls sagt: „der Mensch hat Genie zur Moral, zur Theologie, zur Philo„sophie, zur Arzeney- oder Rechtsgelehrsamkeit, kurz, zu allen hö„hern Wissenschaften? — Erfordert die Erlernung derselben we„niger Genie, als die Erlernung irgend einer Kunst?" Nichts weniger, dünkt mich; so sehr sich auch der Verfasser in der Folge auf diesen Gedanken zu stützen scheint. Man sagt sehr wohl: „Genie zu den Wissenschaften" haben; aber man macht die Eintheilung nicht: Genie haben zur Theologie, zur Moral, zur Medicin u. s. w.; so wie man solches in Ansehung der Künste zu thun pflegt. Und nichts ist vernünftiger als dieser Sprachgebrauch. Eine jede Kunst hat ihren besondern Gegenstand, und fordert zur Erlernung eine besondere Mischung, eine Proportion der Seelenkräfte, die dem Gegenstande angemessen ist. Hingegen erfordern alle höhere Wissenschaften nichts anders als einen richtigen Gebrauch des Verstandes, und setzen alle in dem Lernenden eben dasselbe Genie zum voraus. Warum soll also der Sprachgebrauch dasjenige unterscheiden, was an sich nicht unterschieden ist?

*) oben S. 46 — 47.

Der Heraus-

Noch mehr! ich glaube, daß man folgende Redensarten zu unterscheiden pflege: Genie zur Historie, zur Philosophie oder zur Mathematik haben. Ist diese Bemerkung anders richtig, so läßt sie sich sehr gut erklären. Der Unterschied zwischen der historischen, philosophischen und mathematischen Kenntniß scheint auch eine Verschiedenheit im Genie, wenigstens in der Anwendung desselben, zu erfordern. Wo aber die Art der Kenntniß einerlei ist, da hat der Sprachgebrauch auch keine Verschiedenheit im Genie des Lernenden gesucht. Diesem Genie zur Rechtsgelehrsamkeit, und jenem zur Theologie zuschreiben, wäre eben so viel, als diesen zur Erlernung der chinesischen, und jenen zur Erlernung der griechischen Historie für geschickter zu halten.

Übrigens ist diese Abhandlung voll schöner Betrachtungen, die zum Theil auch neu sind. Ich begnüge mich, Ihnen einige Sätze abzuschreiben, die der Verf. aus seinen Anmerkungen gezogen hat.

„Man kann vieles behalten, und auch wohl wieder anbrin„gen, und es ist kein Merkmal des Genies".

„Wer Genie zur Erlernung einer Sache hat, bey dem ist die „Fähigkeit, oder Fertigkeit, welche dazu erforderlich ist, herrschend".

„Wer Genie zu einer Sache hat, bey dem ist die herrschende „Fähigkeit, entweder durch die Beschaffenheit der innern und äussern „Sinne, oder durch die Lage des Körpers, oder durch die ersten Ein„drücke, oder durch Erziehung und Umgang so ausgebildet worden, „daß sie sich leichter auf diesen Gegenstand lenkt, als auf einen „andern".

„Wenn zu Erlernung einer Sache die vorzügliche Schärfe „eines sinnlichen Werkzeuges erforderlich ist; so hat derjenige, dem „solche mangelt, kein Genie dazu, wenn auch gleich die Fähig„keit der Seele, welche dazu erfordert wird, herrschend bei ihm „seyn sollte".

„Wenn ein Mensch keine gute Muster vor sich gehabt hat; „so sind seine schlechte Arbeiten noch keine Zeichen von dem Man„gel des Genies. Wer aber die besten Muster elend nachahmet, „der beweiset auch, daß er zu der Kunst, darin er arbeitet, kein „oder wenig Genie habe. Es ist also eine richtige Prüfung, ob „ein Mensch zu einer Sache Genie habe, wenn man ihm gute „Muster davon zur Nachahmung vorlegt".

Und endlich „wäre es eine vortreffliche, aber nur zu oft ver„säumte Regel der Erziehung, wenn man junge Leute mit den be„sten Mustern in allen Arten der Künste bekannt zu machen sucht".

Sie ſehen, daß beide Schriftſteller auf demſelben Wege ſind, nur daß ſie von entgegengeſetzten Seiten ausgegangen ſind. Wenn der Ungenannte, wie er verſpricht, fortfahren wird, ſo wird er vermuthlich dem Hrn. Sulzer begegnen.

94ſter Brief.

Ich habe den Band der „Geſchichte der Königl. Academie" nun einmal zur Hand, die Sulzer'ſche Zergliederung des Genies hat Ihnen gefallen; laſſen Sie uns zuſehen, was die Claſſe der ſpeculativen Weltweisheit ſonſt neues hat.

Den Anfang macht Herr Merian mit einer „Vergleichung zwiſchen zweyen pſychologiſchen Grundſätzen", nämlich zwiſchen der Leibnitziſchen Vorſtellungskraft und dem Condillac'ſchen Vermögen zu empfinden. Der Einfall iſt nicht unglücklich. Nichts kann uns die Schwäche oder Stärke eines Syſtems deutlicher zeigen, als die Vergleichung; und es wäre zu wünſchen, daß ein neuer Plutarch die Arbeit übernehmen wollte, die Helden der Weltweisheit mit einander zu vergleichen. Aber er müßte ſo unpartheilich ſeyn als Hr. Merian, und ſich niemals weder für noch wider ein Syſtem erklärt haben, damit beide Partheien ihn für den zuſtehenden Richter erkennen. Wer ſich erklärt hat oder gar ſelbſt mit Syſtemen ſchwanger geht, dem ſteht das Richteramt nicht zu; denn er gehört zur Parthei.

Sie, die Sie ſich von dieſer Seite eines unbefleckten Gewiſſens rühmen! hier iſt was für Sie zu beurtheilen! eine neue philoſophiſche Theologie von dem Herrn von Prémontval, die er die „Theologie vom Weſen, oder Kette von Ideen vom Weſen bis zu Gott" *) nennt.

Der Anfang dieſer Abhandlung befindet ſich unter den Schriften der Academie vom Jahr 1755. Hr. von Prémontval beweiſt allda, daß alle mögliche Grade der Vollkommenheit, alle mögliche Weſen auch wirklich ſind; und er will ſogar die äußerſte Unvollkommenheit oder das größte Übel nicht davon aus-

---

*) La Théologie de l'être, ou chaine d'idées de l'être jusqu'à Dieu. Multum series juncturaque pollet. vid. Histoire de l'Académie. Année 1757.

geschlossen wissen. Er macht sich aber den Einwurf, daß man aus diesem Grundsatze sowohl das Daseyn eines vollkommen bösen, alles eines vollkommen guten Gottes schließen könnte. Diese Besorgniß veranlaßt ihn hier, in der Fortsetzung das System der Manichäer zu widerlegen. Seine Gründe sind nicht neu, aber die Art des Vortrags ist ihm völlig eigen.

„Was verstehen wir hier unter einem äußerst bösen „Gott? — Ein Wesen, das einen solchen Verstand und eine „solche Macht besitzt, als ich zur Idee von Gott erfordert habe; „das aber statt der Güte, die beständig wirksam ist, allen mög„lichen Wesen so viel Gutes zu erzeigen, als möglich ist, mit „einer Bosheit begabt wäre, die beständig wirksam ist, allen „möglichen Wesen so viel Böses zu erzeigen, als möglich ist. „Vollkommener kann der Contrast nicht seyn!

„Chimäre! Ein solches Ungeheuer ist eine bloße Chimäre! „ein viereckter Zirkel, oder ein rundes Viereck!

„So viel ist gewiß, es giebt in der Unermeßlichkeit der „Wesen auch einen höchsten Grad der Bosheit. Aber ich be„haupte: dieser höchste Grad der Bosheit kann unmöglich mit „dem höchsten Grade der Macht beisammen seyn. Warum? „Weil er ohne Widerspruch nicht mit dem höchsten Grade des „Verstandes verknüpft seyn kann; und weil der unendliche Un„terschied in Ansehung des Verstandes auch einen Unterschied in „Ansehung der Macht mit sich führt.

„Man wird einwenden: die Mächtigsten unter den Men„schen sind gleichwohl gemeiniglich auch die boshaftesten. Ich „antworte aber: 1) ich weiß nicht, ob das an dem sei. Ich „sehe wohl, daß ihre Bosheit mehr Lärmen macht; ich sehe aber „nicht, daß sie eben größer sei. Ich antworte 2) daß die Ty„rannen nicht sowohl aus Macht als aus Unvermögen Tyran„nen sind; aus Dürftigkeit, aus Mangel der Mittel, sich selbst „Genüge zu leisten. Ich antworte 3) daß kein Tyrann so ab„scheulich sei, daß er nicht gern Gerechtigkeit thun und die Ge„setze beobachten läßt, wenn seinen Leidenschaften nichts im Wege „steht. Ich antworte 4) daß endlich alle Tyrannen und Lasterhafte, „so viel es ihrer jemals gegeben, doch immer Menschen gewesen „sind, denen es in tausenderlei Absicht an Einsicht und Vernunft „gefehlt hat. Ich wiederhole es also: der höchste Grad des Ver„standes kann unmöglich mit viel Bosheit beisammen seyn".

Hr. von Prémontval treibt den Schluß noch weiter, und

folgert, daß die allerhöchste Bosheit mit gar keinem Verstande begabt seyn könne. Alles, was er ihr einräumt, ist eine Kraft, ein blinder Antrieb, ohne Verstand, ohne Willen und ohne Vorsatz. Indessen giebt es doch nach dem System des Hrn. von Prémontval nothwendig einen höchsten Grad der Bosheit; wo wird dieser wohl anzutreffen seyn?

„Wo anders", meinen Sie, „als in einem Wesen, das „weder Verstand, noch Willen, noch Vorsatz, sondern eine bloße „Kraft hat, in der Materie?" Gerathen! aber doch nur halb; denn Sie und der Hr. v. Prémontval verbinden mit dem Worte Materie nicht einerlei Begriff. Hören Sie, wie er sich erklärt! „Durch die höchste Bosheit verstehen wir über„haupt dasjenige, woraus alle und jede wirklichen und mögli„chen Übel entspringen". (Vorhin hat Hr. v. Prémontval gesagt, die höchste Bosheit sei ein beständiges Bestreben, allen möglichen Dingen so viel Böses zu erzeigen, als möglich ist; und ich zweifle, ob die folgenden Schlüsse sich mit dieser Erklärung vertragen.)

„Nun ist erwiesen, daß die höchste Bosheit nicht anzutref„fen seyn kann: weder in einem einzelnen, allerweisesten und „allervernünftigsten Wesen; denn der Begriff eines hohen Ver„standes kann nicht mit derselben bestehen; noch in einem ein„zelnen Wesen, das wenig oder gar keinen Verstand hat: ein „solches Individuum ist ein gar zu kleiner Gegenstand". (Ein etwas seltsamer Grund!) „Sie muß also in einer Sammlung „von Wesen ihren Sitz haben; und augenscheinlich in der „Sammlung aller Wesen" (wenn dieses folgen soll, so muß Hr. v. Prémontval nicht nur die Individua, sondern eine jede Sammlung von Wesen, die nicht alle in sich begreift, für einen gar zu kleinen Gegenstand halten); — „aller Wesen, oder „wenigstens aller unvollkommenen und eingeschränkten Wesen, „sie mögen Verstand und Sinne haben oder nicht. Mit wel„chem Rechte wollte man auch einige ausschließen, da von dem „höchsten Grade die Rede ist?" (Wie folgt das? der höchste Grad begreift alles in sich, was sich von einer gewissen Qualität denken läßt; darum begreift er auch alle nur ersinnliche Wesen in sich?) „Der höchste Grad begreift alles in sich, und „alles heißt alles.

„Was unvollkommen, und in irgend einer Absicht einge„schränkt ist, das trägt zum Bösen etwas bei, das ist ein Ele-

„ment des Bösen". (Die Frage war, ob alles Endliche und Unvollkommene auch der Ursprung des Übels sei, und ob das Übel einzig und allein seinen Grund in der Unvollkommenheit und Einschränkung der Wesen habe oder nicht? Diese Frage, auf welche alles ankommt, hat Hr. v. Prémontval gar nicht beantwortet. Die Ausdrücke „zum Bösen etwas beitragen, ein Element des Bösen seyn", sind gar zu vieldeutig, und können in der Sache nichts entscheiden.)

„Wie? wenn wir die ganze Masse, oder den unendlich „unendlichen Inbegriff aller dieser Wesen zusammen annehmen? „Wo werden wir einen größern Grad von Übel finden, als in „dieser Masse? Dieß ist eben das, was man Materie zu „nennen pflegt. Dieser Gesichtspunkt ist wichtig; man überlege „es wohl. Ja was man Materie nennt, ist nichts anders, „als die Masse oder der unermeßliche Inbegriff der Wesen" (es ist dem Hrn. v. Prémontval erlaubt, das Wort Materie oder Masse zu erklären, wie es ihm beliebt; er gestehe nur, daß dieses Wort sonst eine ganz andere Bedeutung zu haben pflege); „der Inbegriff aller vorhandenen Dinge, aller Qualitä„ten, aller Eigenschaften, und aller nur ersinnlichen Naturen" (dieses alles nennt er Materie; wie seltsam!); — „das Thea„ter aller Modificationen und auf einander folgenden Verän„derungen der Dinge.

„Ich rede von allen Dingen, um es nochmals zu erin„nern; von allen Wesen, sie mögen zusammengesetzt, einfach, „vernünftig, unvernünftig, mit Empfindung begabt oder empfin„dungslos seyn. Man hätte vielleicht nun die Worte einge„schränkt und unvollkommen noch hinzuzuthun, um das „vollkommenste Wesen auszuschließen; wo ich nicht irgend mit „Leuten rede, die von dessen Daseyn nicht überzeugt sind.

„Man hat von je her von der Unvollkommenheit der „Materie, und von ihrer Widerspenstigkeit gegen das Gute ge„sprochen. Diese Lehre hat einen wahren Grund, der genau „betrachtet werden muß. Nichts giebt ihr mehr Licht als dieser „Begriff". (Gar kein Licht giebt ihr der Begriff des Hrn. v. Prémontval! denn wenn alles außer Gott Materie heißt, so sagt der Satz, die Unvollkommenheit rühre von der Materie her, so viel als nichts.)

„Die Materie ist kein, ich weiß nicht was, das allen an„dern Dingen zur Base dient oder woraus alles besteht, ohne

„Bestreben und ohne Kraft; sondern vielmehr aus allen andern „Dingen zusammengesetzt; sie enthält alles, besitzt alle Kräfte „und alle Bestrebungen. Sie ist also das Chaos per excellen„tiam, die Unordnung, die Anarchie." (Ich sehe die Schlußfolge nicht ein. Sie enthält alle Kräfte; darum ist sie die Unordnung, die Anarchie?) „Der sinnreichste Tyrann in seiner „Wuth ist so boshaft nicht, als ein gemeines Volk, das von „einer blinden Raserei beseelt wird. Keine Boshaftigkeit kann „größer seyn, als die Boshaftigkeit der Materie, oder Samm„lung unendlich unendlicher Wesen, die in beständigem Streite „sind. Da ist keine Ausgelassenheit, der sich jenes nicht ergiebt, „wenn es nicht von einer höhern Autorität im Zaume gehalten, „gelenkt und regiert wird. Da ist kein Übel, das diese den ein„zelnen Dingen, woraus sie besteht, nicht zuwege bringt; wenn „sich nicht eine Weisheit ins Mittel schlägt, die tüchtig ist, „Friede und Ordnung einzuführen; ni melior litem Natura „dirimat. Die Materie ist also das äußerst böse Ding oder die „äußerste Bosheit.

„Da aber dieses Wesen zusammengesetzt ist und aus vielen „besteht, so hat es keinen Verstand und keinen Willen; beson„ders keinen so wirksamen Willen, den man Macht (puissance) „nennt. Es hat bloß eine blinde und vernunftlose Kraft, die „aus allen übereinstimmenden und mißstimmenden Kräften der „Wesen entspringt, aus welchen es zusammengesetzt ist".

In diesem Tone fährt Hr. v. Prémontval fort; und Sie können sich leichtlich vorstellen, daß zur Ausführung dieses Systems noch manches Paradoxon gehört. Daß der hazard seinen Platz darinnen findet, ist Ihnen von diesem Weltweisen wohl nichts unerwartetes. Ich begnüge mich also, nur eine kleine Stelle noch auszuschreiben, um Ihnen die Kette der Wesen nach dem Sinne des Hrn v. Prémontval etwas deutlicher zu machen:

„Die höchste Stufe hat nur ein einziges Wesen, dieses ist „Gott. Die zweite kann zwei, drei oder mehr haben, was weiß „ich es? die sich alle einander gleich, und dennoch zu unter„scheiden sind: einander gleich, sonst würden sie nicht zu eben der „Stufe, sondern zu verschiedenen gehören; dennoch zu unter„scheiden, sonst wären es nicht viele, sondern ein einziges Wesen". Hr. v. Prémontval behauptet nämlich, es könnten zwei und mehrere Dinge von einander zu unterscheiden, und dennoch par compensation einander gleich seyn. „Die dritte Stufe bekleiden

„noch mehrere einzelne Wesen; und die letzten unendlich mal „unendliche, bis ins Unendliche." Sogar den Unterschied zwischen den Stufen und die Proportion derselben bemüht sich Hr. v. Prémontval zu bestimmen, wobei ihm die mathematischen Begriffe vom Unendlichen gute Dienste thun. Ich bin aber heute nicht aufgelegt, ihm weiter zu folgen.

XVI. Den 16 April 1760.

95ster Brief.

Mit dem guten Ton in den Schriften will es auf unsern hohen Schulen noch nicht so recht fort. Man schreibt unter der Menge, die allda geschrieben wird, oft sehr gute und zuweilen vortreffliche Sachen. Und gleichwohl wette ich, daß ihre besten Schriften weder von Ausländern, noch von der großen Welt in Deutschland jemals würden gelesen werden. Desto schlimmer für die Ausländer, und für die deutsche große Welt! sagen Sie vielleicht? daß sie dieser schönen Sachen entbehren müssen. Schon recht! Wenn aber ein Gelehrter einmal schreibt, so braucht er ja seine Absichten nicht bloß auf seine Zuhörer einzuschränken; und allenfalls, wenn er auch dieses thun muß, so bilde er sich ein, es befinde sich ein Plato, Aristoteles oder Locke unter seinen Zuhörern, denen er zu gefallen hat. Er wird alsdann weniger an die Universitätsverhältnisse denken, weniger von der Professorhöhe herabreden, und einen edlen und freien Ton annehmen, so wie er den Wissenschaften anständig ist.

Verstehen Sie mich nicht unrecht! Ich bin so unsinnig nicht, die strenge Methode und die Gründlichkeit an unsern deutschen Schriftstellern zu tadeln; oder zu verlangen, daß sie von dieser Strenge, der Welt zu Gefallen, nur das Mindeste vergeben sollten. Der Schriftsteller muß erst an die Forderung der Wissenschaft, und hernach an die Bequemlichkeit seiner Le-

ſer denken. Jene gehen vor, weil der Leſer ſelbſt verpflichtet iſt, ihnen ſeine Bequemlichkeit aufzuopfern.

Ich tadele auch keinesweges das, was man in der Welt Pedanterie nennt, ſo anſtößig es auch Manchem ſeyn mag. Oft nennt die Welt Pedanterie, was ein wahres Kennzeichen vom Genie iſt; Newton war in dieſem Verſtande ein Erzpedant.

Auf unſern hohen Schulen giebt es ſogar nicht viel Pedanten mehr. Die Mehrſten haben den Schulſtaub abgeſchüttelt, haben ſich mit den ſchönen Wiſſenſchaften bekannt gemacht, haben deutſche Geſellſchaften die Menge errichtet, geben einen Band voll Gedichte über den andern heraus; was kann man mehr fordern? Nichts! Nur möchte man wünſchen, daß ſie es lieber beim Alten gelaſſen hätten. Ihre jetzige Affectation, ihr gern weltliches Weſen iſt zehnmal unerträglicher. Es iſt der Pedant im Stutzerkleide!

Mein Buchhändler ſchickte mir vor einigen Tagen die „Jenaiſche philoſophiſche Bibliothek", die unter der Aufſicht des Herrn Hofraths Daries herauskommt. Ich will den Verfaſſern derſelben ihre Einſichten in den Wiſſenſchaften nicht ſtreitig machen. Beſonders ſcheint ein gewiſſer Adj. Behn in philoſophiſchen Sachen richtig zu urtheilen. Aber der Ton, der durchgehends in dieſer periodiſchen Schrift herrſcht, iſt ſo ſeltſam als möglich. Allenthalben die Univerſität! allenthalben die Verhältniſſe zwiſchen Profeſſor und Student, und den übrigen Ehrenſtufen, die dazwiſchen liegen! Ein Profeſſor iſt ihnen gleichſam ein kleiner König. Recenſiren ſie eine von ſeinen Schriften, ſo heißt es: „der berühmte Herr Verfaſſer haben ſich durch dieſe „neue Bemühung auf's neue um die Welt ausnehmend verdient „gemacht; der Herr Profeſſor beweiſen, der Herr Profeſſor fah„ren fort" u. ſ. w. Schreibt ein Prof. Polz an den Hofrath Daries, ſo heißt es unter andern: „überdies bin ich, würdi„ger Herr Aufſeher dieſer neuen philoſophiſchen Bibliothek! von „Ihrer Art zu denken und zu handeln ſchon überzeugt, daß Sie „nicht leicht zugeben werden, etwas in dieſer Monatsſchrift ab„drucken zu laſſen, welches entweder dem Ruhm unſerer hohen „Schule, oder der Ehre eines öffentlichen ordentlichen Lehrers „insbeſondere zuwider wäre" u. ſ. w. Antwortet ein J. St. Müller dem Hrn. Prof. Polz, ſo ſollte man glauben, er ſtehe vor ihm und mache zwiſchen jedem Perioden eine tiefe Re-

verenz. „Es hat unsere Monatsschrift das Glück genossen", hebt er an, „von Ew. Hochedelgeboren ein Schreiben zu erhalten, „das ihr seines gründlichen und wichtigen Inhalts wegen zu kei„ner geringen Ehre gereicht. Wir erkennen dieses geneigte Be„zeugen Ew. Hochedelgeboren mit schuldigstem Danke, und er„bieten Ihnen dafür alle mögliche Gegendienste". In diesem Tone complimentirt Hr. J. St. Müller vier oder fünf Seiten weg. Was muß ein Ausländer von uns denken, wenn ihm eine solche Schrift in die Hände fällt?

Ich will nicht hoffen, durch diese Gedanken Jemand zu beleidigen. Ich bin keinesweges Willens, dem Ruhme dieser hohen Schule oder der Ehre irgend eines öffentlichen Lehrers derselben im geringsten zu nahe zu treten. In der That ist es um die Einkleidung der Wahrheiten überhaupt nur eine Kleinigkeit. Der ist zu bedauern, der sich durch den schlechten Anstand eines Menschen abhalten läßt, seine inneren Verdienste zu schätzen. Allein ich habe nur die Ursach anzeigen wollen, warum wir unsern Nachbaren so unbekannt bleiben; warum sie auf den Fortschritt unserer Weltweisheit so wenig aufmerksam sind, daß sie Entdeckungen zu machen glauben, wenn sie auf eine Wahrheit kommen, die in allen unsern Compendiis zu finden ist. Ihrer Abneigung vor der Gründlichkeit unserer Schriften kann man unmöglich die Schuld geben; denn sie lesen ja den Aristoteles, Newton und Locke; sie lesen sogar unsern Euler fleißiger als wir. Es muß der Philosophie also etwas ganz anderes im Wege stehen. Mich dünkt immer, wenn unsere Weltweisen die Schul-Etiquette vergessen, und sich einen freiern und ungezierten Ton angewöhnen wollten; so würde der allgemeine Beifall, den sie verdienen, nicht ausbleiben.

96ster Brief.

Die „Jenaische philosophische Bibliothek" giebt sich auch mit den schönen Wissenschaften ab. Vor der Hand sind zwar der Recensionen, die dahin eingeschlagen, nur sehr wenige; sie werden aber inskünftige, wie in der Vorrede versprochen

wird, häufiger vorkommen. Hier iſt gleich eine, die ich von ungefähr aufſchlage! Die „poetiſchen Gemählde und Empfindungen aus der heiligen Geſchichte" ſind von Kennern, ſo viel ich weiß, mit einem ſehr mittelmäßigen Beifall aufgenommen worden. Man hat höchſtens einige Tiraden hier und da leidlich gefunden, und im Übrigen das Urtheil der Göttingiſchen „gelehrten Anzeigen" über dieſe Poeſien recht ſehr gebilligt. Der Recenſent in der Bibliothek aber, der ſich Adj. Münter nennt, urtheilt ganz anders davon. „Ich kündige meinen Leſern", ſchreibt er, „hier einen Dichter von der erſten Gröſſe an, „dem weiter nichts fehlet, dieſen Rang öffentlich zu behaupten, „als daß ſeine vortrefflichen Gedichte den wahren Kennern allgemein bekannt werden. Der Herr M. Schmidt hat ſich ſeit „vielen Jahren als ein Genie gezeigt, das die Welt zu groſſen „Hofnungen berechtigt: hier aber hat er ſeine Flügel mit un„gleich gröſſerer Stärke ausgebreitet, und die Erwartungen, die „man von ihm haben konnte, ich will nicht ſagen, blos erfüllt, „ſondern ſogar übertroffen. Schon die Wahl ſeiner Gegenſtände „iſt ein unverwerfliches Zeugnis von dem reinen Geſchmack des „Dichters". O ja! die Wahl der bibliſchen Geſchichte iſt ein vortreffliches Zeugniß! das den reinen Geſchmack ſo mancher elender Hexametriſten rechtfertigen könnte!

Derſelbe Münter liefert einen kurzen Auszug und eine ſehr gründliche Widerlegung des Candide *); alle Spöttereien und drolligen Einfälle des Doctor Ralph verwandelt er in ordentliche Schlüſſe; und zeigt, wie fehlerhaft ſie ſind, und wie wenig ſie vermögen, das Syſtem der Religion, der beſten Welt, der Vorſehung, des Zuſammenhangs u. ſ. w. umzuſtoſſen. Lachen Sie nicht, die Sache wird ernſthaft. Er hat in der Philoſophie des Martin (eines Weltweiſen, der ein Reiſegefährte des Candide iſt) einen ſo handgreiflichen Widerſpruch gefunden, daß der Doctor Ralph nothwendig die Ehre ſeines Weltweiſen wird retten müſſen. Kann der Widerſpruch deutlicher ſeyn? „Martin fällt bey der Gelegenheit, da der holländiſche Ca„pitain, der den Candide um ſeine beiden Hämmel betrogen „hatte, mit ſeinem ganzen Schiffe untergieng, ein Urtheil, das

*) Vergl. oben S. 43—45. Der Herausg.

„der Gerechtigkeit der Vorsehung sehr nachtheilig zu seyn scheinet. „Candide will ihn durch dieses Beyspiel überzeugen, daß die „Bosheit doch zuweilen bestraft werde. Ja, sagt Martin, aber „war es denn auch nöthig, daß die Reisenden, die sich zugleich „auf dem Schiffe befanden, mit untergiengen? Gott hat den „Betrüger bestraft, und der Teufel hat die übrigen ersäuft". „Man siehet hier leicht", spricht Hr. Münter, „den Wider„spruch, den Martin begehet. Vorhin sagte eben dieser, Gott „hätte die Erde ganz verlassen, und der Teufel regiere sie allein. „Nun aber übt Gott doch noch Strafen auf der Welt aus". Wie nun? Hr. Martin! Ihr scheint sehr wenig von der Disputirkunst zu verstehen. Sich so häßlich zu widersprechen!

97ster Brief.

Unter den philosophischen Schriften, die in der Bibliothek *) angezeigt werden, hat mir der Meier'sche „Versuch einer Erklärung des Nachtwandelns" merkwürdig geschienen. Ich lief diese kleine Schrift, die schon seit einigen Jahren heraus ist, bei der Gelegenheit noch einmal durch. Sie ist sehr lesenswürdig. Mich dünkt, wenn Herr Meier nicht so entsetzlich viel schriebe, so könnte er ein guter Schriftsteller seyn. Das Nachtwandeln ist eine so bekannte als seltsame Erscheinung in der menschlichen Natur; und dennoch haben die Weltweisen noch wenig davon gesprochen. Ich finde bei dem einzigen Baumgarten eine Definition: quorum somnia comitari solent observabiliores motus corporis externi, sensationum similium in vigilantibus comites, sunt noctambuli **). Hr. Meier beweist, daß sich die Bewegungen der Nachtwandler nicht bloß nach ihren Phantasmaten, sondern auch nach ihren gegenwärtigen sinnlichen Empfindungen richten. Sie träumen zwar, al-

---

*) in der Jenaischen philosophischen Bibliothek.

Der Herausg.

**) Metaph. § 594.

lein ihre Träume sind mit merklich lebhaften sinnlichen Empfindungen untermengt. Die Nachtwandler sehen, fühlen und hören lebhaft genug, um ihre äußeren Gliedmaßen nach Veranlassung dieser Empfindungen freiwillig bewegen zu können; aber nicht lebhaft genug, um ihre Einbildungen und Erdichtungen von den sinnlichen Empfindungen zu unterscheiden. Daher sind sie sich ihrer nicht völlig bewußt, und folglich unordentlich in ihrem Denken und in ihren Handlungen. Alles dieses hat Hr. Meier durch die Erfahrung festgesetzt, und durch psychologische Gründe erläutert.

„Das Wachen eines Menschen", sagt Hr. Meier (S. 39), „ist der Zustand desselben, in welchem es ihm, so viel die Beschaffenheit seines eigenen Körpers betrift, natürlich möglich ist, „sich nach Maßgebung seiner klaren äusserlichen Empfindungen, „oder derjenigen Vorstellungen, die er dafür hält, willkührlich „zu bewegen; — — Indem ich sage, daß ein Wachender im „Stande seyn muß, sich nach Maßgebung derjenigen Vorstellungen zu bewegen, die er für äusserliche Empfindungen hält; „so ziele ich damit auf einen Verrückten. Ein Verrückter wacht, „und hält Einbildungen für Empfindungen und bewegt sich diesen Einbildungen gemäß. Allein da er sie für Empfindungen „hält, so ist eben dieses ein Beweis, daß er würcklich wacht". Dieser Winkelzug ist zu sehr gekünstelt; und unnöthig, wo ich nicht irre. Der Mensch wacht, wenn seine äußeren Empfindungen so lebhaft sind, als erfordert wird, wenn willkührliche Bewegungen darauf sollen erfolgen können. Die Empfindungen eines Verrückten haben in der That diesen Grad der Lebhaftigkeit, und er wacht auch wirklich. Allein seine Einbildungen sind stärker und lebhafter als gewöhnlich; daher vermischt er sie mit den Empfindungen, und seine willkührlichen Handlungen richten sich zum Theil nach den Einbildungen, zum Theil aber nach seinen Empfindungen. Mit einem Träumenden verhält es sich gerade umgekehrt. Seine Einbildungen sind nicht lebhafter als die Einbildungen eines Wachenden, und daher selten wirksam genug, willkührliche Bewegungen hervorzubringen; allein seine Empfindungen sind vergleichungsweise schwächer. Daher hält der Träumende seine Einbildungen, sowohl als der Verrückte, für äußerliche Empfindungen, und ist dennoch fast aller willkührlichen Bewegung unfähig. Wenn diese Eintheilung richtig ist, so kann man das Nachtwandeln vielleicht als einen Zustand be-

eiben, der in Ansehung der Empfindung zwischen dem Träu-
n und Wachen, in Ansehung der Einbildungen aber fast
schen Wachen und Verrücktseyn das Mittel hält. Denn daß
Empfindungen eines Nachtwandlers den Empfindungen eines
achenden fast gleich kommen, hat Hr. Meier hinlänglich darge-
n. Daß aber seine Einbildungen stärker sind als die Einbil-
gen eines Wachenden, ist daraus zu ersehen, weil sie bei ihm
altender willkührliche Bewegungen hervorbringen. Nichts ist
in mit denselben zu vergleichen als die Einbildungen eines Ver-
kten, deren unterscheidendes Kennzeichen es ist, daß sie stark
ug sind, anhaltende willkührliche Bewegungen zu verursachen.
Einbildungen der Nachtwandler kommen also beinahe mit den
bildungen der Verrückten überein, nur daß ihre Empfindungen
erschieden sind. Hieraus würde erhellen, daß das Nachtwan-
n wirklich eine Krankheit sei, indem es einen kleinern Grad der
rückung voraussetzt. Die Ärzte halten es auch in der That
eine Krankheit; und nach Hrn. Meier's Erklärung läßt es
nicht begreifen, warum das Nachtwandeln mehr eine Krank-
sei als das Träumen.

Woher es komme, daß ein Nachtwandler gefährliche Hand-
gen verrichte, die weder er selbst noch viele Andere im Wa-
n verrichten können; wie er z. E. auf einem Dache gehen
ne, ohne schwindlig zu werden und zu fallen; an steilen
uern in die Höhe klettern, und was dergleichen mehr ist,
e Schaden zu nehmen: erklärt Hr. Meier zwar, wie ge-
nlich, durch die Abwesenheit der Furcht; er führt aber den
anken etwas philosophischer aus. „Ein Nachtwandler", sagt
„siehet nach meiner Meynung nicht alles, sondern nur eini-
s. Er siehet also nur einen schmalen Strich, und so zu
den, nur einen schmalen Fußsteig auf dem Dache, nicht aber
Abschüßigkeit desselben, und eben so wenig die Tiefen von
yden Seiten. Indem er also die Gefahr nicht siehet; so
chtet er sich auch nicht. Er gehet also mit Zuversicht sei-
m Gesichte nach; und da er dem zu folge durch keinen an-
rn Anblick bestimmt wird, seinen Körper nach einer andern
chtung zu bewegen, so gehet er gerade und hält das Gleich-
vicht. Folglich ist's unmöglich, daß er fallen solte. Man
nn sich diese Erklärung durch das Beyspiel derjenigen er-
ttern, welche im Stande sind, ohne Wanken über einen
malen Weg zu gehen, der etwa nur eines Fusses breit ist,

„und der über einen breiten und tiefen Graben gemacht ist. „Solche Personen geben nur vornehmlich auf dem Weg Ach„tung; und da sie also den Anblick desselben stärker und klärer „in ihrer Seele erhalten, als den Anblick der Gefahr, so wird „ihr Körper auch vornehmlich nach Maßgebung des ersten An„blicks bewegt". Die Erklärung scheint sehr richtig, und die Erfahrung bestätigt sie in tausend andern Fällen. Man muß so zu sagen halb träumen, wenn man sicher durchkommen will. Wer allzu viel um sich sieht, wird allezeit mehr fürchten, und wirklich mehr in Gefahr seyn, als wer seine Blicke auf den schmalen Steig heftet, den er zu wandeln hat.

XVII. Den 24 April 1760.

98ster Brief.

Hier sind endlich die Poésies diverses, die Sie vermuthlich mit Ungeduld erwarten; denn Sie werden gewiß schon in verschiedenen Zeitungsblättern davon gelesen haben. „Dieses „Werk", sagt der Herausgeber, „ist in der Absicht nicht ver„fertigt worden, öffentlich zu erscheinen. Es ist die Frucht der „Ergötzungsstunden eines großen Prinzen, der sich der Welt „durch andere Thaten, als durch poetische Werke, gezeigt hat. „Er theilte sie bloß einer geringen Anzahl von Personen mit, „die er mit dem Namen seiner Freunde beehrte. Indessen kam „dieses Werk in Frankreich heimlicherweise zum Vorschein; und „man weiß eigentlich nicht, wem man diese Verrätherei schuld „geben soll. Der es entwendet und herausgegeben, hat sich „nicht begnügt, Geheimnisse zu verrathen; er hat noch die Bos„heit hinzugethan, das ganze Werk zu verfälschen. Der Ver„läumder hat die Unverschämtheit gehabt, eine große Anzahl „Verse wegzulassen, und an ihrer Stelle eine Menge anderer hin„zusetzen, voll satyrischer und unanständiger Züge, die sich der „hohe Verfasser niemals wider Jemanden erlaubt hat. Diese „Nichtswürdigkeiten, und die Einschaltung so vieler fremden Verse

iben, der in Ansehung der Empfindung zwischen dem Träu- und Wachen, in Ansehung der Einbildungen aber fast chen Wachen und Verrücktseyn das Mittel hält. Denn daß Empfindungen eines Nachtwandlers den Empfindungen eines chenden fast gleich kommen, hat Hr. Meier hinlänglich darge- t. Daß aber seine Einbildungen stärker sind als die Einbil- gen eines Wachenden, ist daraus zu ersehen, weil sie bei ihm altender willkührliche Bewegungen hervorbringen. Nichts ist in mit denselben zu vergleichen als die Einbildungen eines Ver- ten, deren unterscheidendes Kennzeichen es ist, daß sie stark ug sind, anhaltende willkührliche Bewegungen zu verursachen. Einbildungen der Nachtwandler kommen also beinahe mit den bildungen der Verrückten überein, nur daß ihre Empfindungen rschieden sind. Hieraus würde erhellen, daß das Nachtwan- wirklich eine Krankheit sei, indem es einen kleinern Grad der rückung voraussetzt. Die Ärzte halten es auch in der That eine Krankheit; und nach Hrn. Meier's Erklärung läßt es nicht begreifen, warum das Nachtwandeln mehr eine Krank- sei als das Träumen.

Woher es komme, daß ein Nachtwandler gefährliche Hand- zen verrichte, die weder er selbst noch viele Andere im Wa- verrichten können; wie er z. E. auf einem Dache gehen ne, ohne schwindlig zu werden und zu fallen; an steilen uern in die Höhe klettern, und was dergleichen mehr ist, e Schaden zu nehmen: erklärt Hr. Meier zwar, wie ge- nlich, durch die Abwesenheit der Furcht; er führt aber den anken etwas philosophischer aus. „Ein Nachtwandler", sagt „siehet nach meiner Meynung nicht alles, sondern nur eini- . Er siehet also nur einen schmalen Strich, und so zu en, nur einen schmalen Fußsteig auf dem Dache, nicht aber Abschüßigkeit desselben, und eben so wenig die Tiefen von den Seiten. Indem er also die Gefahr nicht siehet; so chtet er sich auch nicht. Er gehet also mit Zuversicht sei- n Gesichte nach; und da er dem zu folge durch keinen an- n Anblick bestimmt wird, seinen Körper nach einer andern htung zu bewegen, so gehet er gerade und hält das Gleich- icht. Folglich ist's unmöglich, daß er fallen solte. Man n sich diese Erklärung durch das Beyspiel derjenigen er- tern, welche im Stande sind, ohne Wanken über einen nalen Weg zu gehen, der etwa nur eines Fusses breit ist,

„und der über einen breiten und tiefen Graben gemacht iſt. „Solche Perſonen geben nur vornehmlich auf den Weg Ach„tung; und da ſie alſo den Anblik deſſelben ſtärker und klärer „in ihrer Seele erhalten, als den Anblick der Gefahr, ſo wird „ihr Körper auch vornehmlich nach Maßgebung des erſten An„blicks bewegt". Die Erklärung ſcheint ſehr richtig, und die Erfahrung beſtätigt ſie in tauſend andern Fällen. Man muß ſo zu ſagen halb träumen, wenn man ſicher durchkommen will. Wer allzu viel um ſich ſieht, wird allezeit mehr fürchten, und wirklich mehr in Gefahr ſeyn, als wer ſeine Blicke auf den ſchmalen Steig heftet, den er zu wandeln hat.

XVII. Den 24 April 1760.

98ſter Brief.

Hier ſind endlich die Poésies diverses, die Sie vermuthlich mit Ungeduld erwarten; denn Sie werden gewiß ſchon in verſchiedenen Zeitungsblättern davon geleſen haben. „Dieſes „Werk", ſagt der Herausgeber, „iſt in der Abſicht nicht ver„fertigt worden, öffentlich zu erſcheinen. Es iſt die Frucht der „Ergötzungsſtunden eines großen Prinzen, der ſich der Welt „durch andere Thaten, als durch poetiſche Werke, gezeigt hat. „Er theilte ſie bloß einer geringen Anzahl von Perſonen mit, „die er mit dem Namen ſeiner Freunde beehrte. Indeſſen kam „dieſes Werk in Frankreich heimlicherweiſe zum Vorſchein; und „man weiß eigentlich nicht, wem man dieſe Verrätherei ſchuld „geben ſoll. Der es entwendet und herausgegeben, hat ſich „nicht begnügt, Geheimniſſe zu verrathen; er hat noch die Bos„heit hinzugethan, das ganze Werk zu verfälſchen. Der Ver„läumder hat die Unverſchämtheit gehabt, eine große Anzahl „Verſe wegzulaſſen, und an ihrer Stelle eine Menge anderer hin„zuſetzen, voll ſatyriſcher und unanſtändiger Züge, die ſich der „hohe Verfaſſer niemals wider Jemanden erlaubt hat. Dieſe „Nichtswürdigkeiten, und die Einſchaltung ſo vieler fremden Verſe

„haben ihn endlich zu der Herablassung vermocht, die Original-„handschrift zum Drucke herzugeben". — Was sagen Sie hierzu? Sind die Großen nicht zu bedauern, wenn sie ihre Würde nicht einmal wider solche niedrige Beleidigungen soll schützen können? Man ist es von der Raubbegierde der gelehrten Hummeln schon gewohnt, daß sie sich von fremder Arbeit nähren, daß sie Anderer Honig sogar in ihr eigen Gift verwandeln, und daß weder Weisheit noch Tugend wider ihre Anfälle in Sicherheit setzen kann; aber daß sie dreist genug seyn sollten, sich bis an den Thron zu wagen, den Prinzen in seinen unschuldigen Erholungsstunden zu belauschen, und daß sie noch die Abscheulichkeit hinzuthun sollten, seinem erhabenen Geiste einige von ihren niederträchtigen Zügen zu leihen, um wer weiß welche kriechende Absichten hierdurch zu erhalten; dieses ist wenigstens bisher noch ganz unerhört. Der Herausgeber hat völlig Recht, hinzuzufügen: „Wenn sich Leute „finden, die unverschämt und verderbt genug sind, einen König „zu verachten, die Ehrerbietung, die Ergebenheit, und sogar „die Achtung, die man einem jeden Schriftsteller schuldig ist, „aus den Augen zu setzen, sein Werk zu verfälschen, und es in „dieser häßlichen Gestalt herauszugeben; was für ein Urtheil soll „man aus diesem Verfahren von den Sitten und der äußersten „Verderbniß unseres Jahrhunderts fällen? Finden sich Ver-„wegene und Unsinnige, deren treulose Bosheit Könige selbst „nicht verschont; was haben Privatpersonen nicht zu befürchten, „denen die Ruchlosigkeit unbestraft trotzen kann?"

Über die Gedichte selbst enthalte ich mich zu urtheilen. Der Ton eines Panegyristen hat in dem Munde eines Unterthanen einen schlechten Anstand. Er mag sich noch so sehr in den Schranken der Wahrheit halten, so muß er doch in sich selbst einiges Mißtrauen setzen; er muß bedenken, daß sein Herz vielleicht schon Parthei ergriffen, ehe noch der Verstand geurtheilt. Ich will Ihnen nur so viel sagen: Sie werden selten bei einem Dichter so viel Philosophie, erhabene Gesinnungen, Kenntniß des menschlichen Herzens, Natur in den Gemälden und Gleichnissen, und so viel Zartheit in den Empfindungen angetroffen haben; und, was an einem Werke des Genies die größte und seltenste Zierde ist, die reine Sprache des Herzens, welche sich nie verläugnet, und nie durch die Kunst nachahmen läßt. Jeder Vers beinahe ist ein Zug von dem Charakter dieses Prinzen; und das Ganze ist das wahre Portrait, worin seine

große Seele, ſein noch größeres Herz, und ſeine Schwachheiten ſelbſt, auf das natürlichſte geſchildert ſind. Die Nachwelt wird das Vergnügen haben, den Helden und den Landesvater, den ſie in ſeinen öffentlichen Thaten nicht genug wird bewundern können, hier in ſeinen Ergötzungen als den liebenswürdigſten Privatmann kennen zu lernen. Kaum iſt den Pflichten des Regenten, in ihrem weiteſten Umfange, Genüge geſchehen, ſo legt er Krone und Scepter, und den Zwang der Majeſtät vor dem Throne der Weisheit nieder, und begiebt ſich in den kleinen Zirkel von Freunden, iſt ſelbſt der zärtlichſte Freund, der angenehmſte Geſellſchafter, der gütigſte Hausherr und der ſtrengſte Sittenrichter; verabſcheuet den Schmeichler, züchtigt den Wollüſtling, ſcherzt über den Unzufriedenen, beſtraft ſeine eigenen Fehler, und haßt Niemanden als den Tyrannen und den Heuchler, die Feinde der menſchlichen Glückſeligkeit. Welcher Verluſt für unſere Mutterſprache, daß ſich dieſer Fürſt die franzöſiſche geläufiger gemacht! Sie würde einen Schatz beſitzen, um den ihre Nachbarn Urſache hätten ſie zu beneiden. Aber auch Er ſelbſt, der hohe Verfaſſer, würde der Herablaſſung überhoben geweſen ſeyn, in der Vorrede zu ſagen:

Ma Muſe tudesque & bizarre,
Jargonnant un Français barbare,
Dit les choſes comme elle peut;
Et du compas parfait bravant la ſymmétrie,
Le purisme gênant, & la pédanterie,
Exprime au moins ce qu'elle veut.

Libre de cette ſervitude,
Un trait d'imagination
Vaut mieux, au gré de ma raiſon,
Que cette froide exactitude
Dont les Modernes ſont l'étude,
Et qu'on réprouve à l'Hélicon.

Kann man wohl z. B. zu unſern Zeiten noch ſagen, daß der Begriff eines zukünftigen Lebens uns den Tod ſchrecklich mache? daß man alſo, um den Tod nicht zu fürchten, dieſes Vorurtheil ablegen müſſe? Oder macht ſich der vernünftigſte Theil nicht von der Zukunft vielmehr die tröſtlichſten Vorſtellungen, die ihnen den Tod ſogar wünſchenswürdig machen? Wer jetzt für les vaines terreurs de la mort ſchreiben will, der muß die Unſterblichkeit der Seele vielmehr behaupten.

Oder kann ein Schriftſteller, dem der jetzige Zuſtand der Weltweisheit nicht unbekannt iſt, der ſich allenthalben als einen gründlichen und wahrheitliebenden Kopf zeigt; — kann der es ſich wohl haben in den Sinn kommen laſſen, durch folgende Einwürfe die Lehre von der Unſterblichkeit der Seele zu beſtreiten?

Quoi, le Dieu que j'adore eſt-ce un tiran cruel?
Serais-je, après ma mort, l'innocente victime
De l'Auteur dont je tiens ce ſouffle qui m'anime,
Et ces tendres déſirs des ſens voluptueux?

* * *

Mais l'Ame, qu'on nous dit de nature ſuprême,
Quoi! cet Etre immortel, preſque l'égal des Dieux,
Quitterait-il pour nous l'heureux ſéjour des Cieux?
Daignerait-il s'unir à ce corps peu durable,
A la Matiere ingrate, abjecte, & périſſable?

* * *

Il *) n'eſt qu'un nom pompeux, un fantôme idéal;
Peut-il ſe ſouvenir de notre jour natal?
Sait-il comment le Ciel l'unit à la Matiere?

* * *

Comme avant que je fuſſe il n'avait point penſé,
De même après ma mort, quand toutes mes parties
Par la corruption ſeront anéanties.

*) L'eſprit. Anm. des Herausg.

Par un même deſtin il ne penſera plus;
Non, rien n'eſt plus certain, ſoyons-en convaincus,
Dès que nous ſupposons, notre Ame eſt éclipſée.

Nein! ſolche Philoſophie hat unmöglich in dem Haupte des Weiſen erzeugt werden können, dem wir dieſe Gedichte zu verdanken haben; und in der That erkennt die authentiſche Ausgabe dieſe Gedanken für eine bloße Nachahmung des Lucrez. Als ein Nachahmer hat der Dichter die Freiheit, die Denkungsart ſeines Originals anzunehmen, ohne für ihre Richtigkeit ſtehen zu dürfen.

Wir können ſchon zum voraus über manchen wichtigen Profeſſor lachen, der ſich wider dieſes heterodoxe Gedicht wird zum Helden ſchreiben wollen. Wie viel Logiken werden ſie plündern, um dem durchlauchtigſten Verfaſſer dialektiſche Schlingen zu legen, um Scheingründe zu widerlegen, die der Verfaſſer ſelbſt für nichts andres ausgiebt! Wie viele heilige Eifrer werden ihm Meinungen aufbürden, die er nicht hat, um ihre fromme Rache an einem Werke auszuüben, das ihnen in vieler Abſicht nicht ſehr günſtig zu ſeyn ſcheint! Noch größere Thoren als dieſe werden vielleicht ihrem Könige treu zu ſeyn glauben, wenn ſie Geſinnungen annehmen, die ihm die Unwiſſenheit und die Verläumdung zuſchreiben;

L'exemple d'un Monarque impoſe & fait ſuivre.

Dieſen Leuten dürfte es nützlich ſeyn, wenn man ihnen begreiflich macht, daß dieſes keinesweges die wahre Denkungsart des gekrönten Weltweiſen ſei; daß die Trugſchlüſſe eines Epikur für die Seele eines Marcus Aurelius viel zu ſeicht ſind; und daß die Freiheit zu denken, wenn ſie ein großes Genie und ein reines Herz vor ſich findet, unmöglich der Wahrheit nachtheilig ſeyn könne. Mit Einem Worte, mich dünkt, ein Friedrich, der an der Unſterblichkeit zweifelt, iſt, mit dem Herrn von Prémontval zu reden, eine bloße Chimäre, ein viereckter Zirkel, oder ein rundes Viereck!

Noch eine kleine Lection für den Hrn. Prof. G.! die vielleicht ſeinen Hochmuth etwas niederſchlagen wird. Doch er wird

sie schon selbst finden. Sein Name wird vermuthlich das Erste seyn, das er in diesen Gedichten suchen wird.

Der Herausgeber benutzt dankbar den Rath des um die Lebensgeschichte und die Werke des unsterblichen Königs und Weisen hochverdienten Herrn Prof. Preuß, indem er hier, wie nachher (S. 91), die ganze Ode des königlichen Dichters nach der Original-Ausgabe *) folgen läßt.

*) Poésies diverses. Berlin 1760. 4°. p. 302 — 318.

Épitre

au Maréchal Keith.

Imitation du Troisieme Livre de Lucrece.

Sur les vaines terreurs de la mort, & les frayeurs d'une autre vie.

Il n'eſt plus ce Saxon, ce Héros de la France,
Qui du ſuperbe Anglais renverſa la balance,
De l'Aigle des Céſars abaiſſa la fierté,
Dompta dans ſes roſeaux le Belge épouvanté,
Et rendit aux Français leur audace premiere.

Ah! Mars dans les combats prolongea ſa carriere;
Mais le cruel trépas qui dans ces champs fameux,
Reſpecta du Héros les jours victorieux,
Et ménageait en lui les deſtins de la France,
Dans les bras de la paix, qu'on dut à ſa vaillance,
Le frappe dans ſon lit, & lui laiſſe, en mourant,
Envier les deſtins qu'ont eus, en combattant,
Le généreux Bellisle, & l'illuſtre Baviere:
Ce Héros triomphant eſt réduit en pouſſiere;
Tout eſt anéanti, de l'Achille Saxon
Il ne nous reſte rien que ſon illuſtre nom,

Des ſons articulés: des ſillabes ſtériles,
Qui frappent du timpan les membranes ſubtiles,
Et vont ſe diſſiper dans l'eſpace des airs;
Tandis que le Grand-homme eſt rongé par les vers.

Nos ſoupirs, nos regrets, ce ſouvenir, ſa gloire,
Ses combats, où toujours préſida la Victoire,
Tout ſe perd à la fin, l'immenſité des tems
Abſorbe-juſqu'aux noms des plus grands Conquérans.

Si Maurice n'eſt plus, dites, qu'a-t-il à craindre?
Nous, qui l'avons perdu, c'eſt à nous de nous plaindre;
C'eſt un pilote heureux qui vient d'entrer au port.

Le Sage de ſang froid doit regarder la Mort;
Des maux déſeſpérés ſon ſecours nous délivre,
Il n'eſt plus de tourmens dès qu'on ceſſe de vivre;
Qui connaît le trépas, ne le fuit ni le craint.

Ce n'eſt pas, croyez-moi, ce Fantôme qu'on peint,
Ce Squélette effrayant, dont la faim dévorante
Engloutit des humains la dépouille ſanglante,
Et par d'amples moiſſons, qu'il fait dans l'Univers,
Remplit inceſſamment l'abîme des Enfers.
Ce ſont des ſonges vains que ces plaintives ombres
Qui paſſent, ſans retour, dans des demeures ſombres,
Dans des lieux de douleurs, où ces eſprits tremblans
Souffriront, ſans eſpoir, d'éternels châtimens.
Les fables de l'Egypte, & celles de nos peres
Sont un frivole amas de pompeuſes chimeres,
La crainte & l'artifice ont produit ces erreurs.

Ah! repouſſons, cher Keith, ces indignes terreurs,
La Vérité paraît, mes vers ſont ſes organes;
Menſonges conſacrés, mais en effet profanes,
Ne vous montrez ici que pour être vaincus.

Dépouillons le trépas de tous les attributs
Dont la ſecrette horreur révolte la Nature.
Qu'importe que des vers le corps ſoit la pâture?
Ne voyons dans la mort qu'un tranquille ſommeil,
A l'abri des malheurs, ſans ſonge, ſans réveil.
Et quand même, après nous, une faible étincelle,
Un Atome inconnu, qu'on nomme Ame immortelle,
Ranimant du trépas la froide inaction,
Pourrait braver les loix de la deſtruction;

Hélas! tout eſt égal, pour notre cendre éteinte,
Il n'eſt aucun objet ni d'eſpoir ni de crainte.

Qu'aurais-je à redouter au ſéjour éternel?
Quoi, le Dieu que j'adore eſt-ce un tiran cruel?
Serais-je, après ma mort, l'innocente victime
De l'Auteur dont je tiens ce ſouffle qui m'anime,
Et ces tendres déſirs des ſens voluptueux?

Si l'eſprit des mortels ſortit des mains des Dieux,
Se peut-il que ces Dieux puniſſent leur ouvrage
Des imperfections qui furent ſon partage?
Non, ma raiſon répugne à de tels ſentimens.

Un pere, dont le coeur eſt tendre à ſes enfans,
Serait-il parmi nous aſſez dur, & bizarre
Pour accabler ſon fils d'un châtiment barbare,
Si ce malheureux fruit de ſa fécondité
Le choquait en naiſſant par ſa difformité?

Un fils dénaturé peut irriter ſon pere,
Et ſe voir écraſé du poids de ſa colere;
Mais nous, contre les Dieux que peut notre fureur?
Rien ne peut altérer leur éternel bonheur.

Ecarts audacieux de notre extravagance,
Pourriez-vous offenſer l'auguste Providence?
Signalez, fiers Géans, votre rebellion,
Entaſſez, s'il ſe peut, Oſſa ſur Pélion,
Armez contre le Ciel votre bras redoutable!
Vous ne ſauriez heurter ce Trône inébranlable:
Dieu voudrait-il punir qui ne peut l'offenſer?
Un Dieu ſans paſſions peut-il ſe courroucer?
Je connais ſes bienfaits, ſa bonté, ſa clémence;
Qui le dépeint barbare, eſt le ſeul qui l'offenſe.

Ah! cette Ame, cher Keith, qu'on ne peut définir,
Et qu'après notre mort un Tiran doit punir,
Ce Nous qui n'eſt pas Nous, cet Etre chimérique
Diſparaît au flambeau que porte la Phyſique:
Que le peuple hébété reſpecte ce Roman;
Regardons d'un oeil ferme & l'Etre & le Néant.

J'implore ton ſecours, ô divine Uranie!
Accorde à ma raiſon les ailes du génie,
Montre-moi la Nature au feu de tes clartés,
Heureux qui peut connaître, & voir tes vérités!

Déjà l'Expérience entr'ouvre la barriere,
Je vois Lucrece & Locke au bout de la carriere;
Venez, ſuivons leurs pas, & montrons aux humains
Leur nature, leur être, & quels ſont leurs deſtins.

Examinons l'Eſprit depuis ſon origine,
Pendant tous ſes progrès, jusqu'à notre ruine.
Il naît, ſe développe, & croît avec nos ſens,
Il éprouve avec eux différens changemens:
Ainſi que notre corps, débile dans l'enfance,
Etourdi, plein de feu dans notre adoleſcence,
Abattu par les maux, & fort dans la ſanté,
Il baiſſe, il s'affaiblit dans la caducité,
Il périt avec nous, ſon deſtin eſt le même.

Mais l'Ame, qu'on nous dit de nature ſuprême,
Quoi! cet Etre immortel, preſque l'égal des Dieux,
Quitteraît-il pour nous l'heureux ſéjour des Cieux?
Daigneraît-il s'unir à ce corps peu durable,
A la Matiere ingrate, abjecte, & périſſable,
Epier les momens des plaiſirs de Vénus,
Se tenir en vedette, animer le foetus,
Et s'enfermer neuf mois dans le ſein de la Mere,
Dans un cachot obſcur priſonnier volontaire,
Pour s'expoſer après à tous les coups du Sort,
Souffrir le chaud, le froid, la douleur, & la mort?

Voilà les viſions dont notre orgueil nous flatte:
Conſultons ſur ces faits les enfans d'Hippocrate.
Voyons la méchanique, & les jeux des reſſorts
Qui meuvent nos eſprits, de même que nos corps.

Lorſque l'Aſtre du jour termine ſa carriere,
Que le diſcret ſommeil ferme votre paupiere,
Que fait alors cette Ame? elle dort avec vous:
Quand le ſang en fureur agite votre pouls,
Que par redoublement la fievre vous dévore,
Votre eſprit dérangé, pendant l'accès, s'ignore;
Laiſſez ſortir le ſang par ſes ruiſſeaux ouverts,
Que ſa pourpre, en jets d'eau, s'élance dans les airs:
Bientôt le mal n'eſt plus, votre poûmon reſpire,
Et l'Eſprit égaré revient de ſon délire.

Voyez, le verre en main, ce dévot de Bacchus,
Il bégaye des mots, il ne les comprend plus;
Un homme évanoui perd d'abord ſa penſée,
Son ame, en ce moment, par les maux oppreſſée

Reſte, ainſi que le corps, dans l'engourdiſſement;
Auſſi-tôt qu'il revient de ce ſaiſiſſement,
Quand il rouvre les yeux, ſon ame appeſantie
Après un court trépas, eſt rendue à la vie;
Souvent un peu de ſang, qui preſſe le cerveau,
De la faible Raiſon étouffe le flambeau;
L'Eſprit a pour penſer beſoin de nos organes.

S'il était dégagé de leurs fines membranes,
Comment pourrait-il voir, ſentir, toucher, ouir,
Sans mémoire penſer, craindre ou ſe réjouir?
Cet Atome immortel, ſans matiere ſolide,
Privé de tous les Sens, n'eſt qu'un Etre ſtupide.

Il n'eſt qu'un nom pompeux, un fantôme idéal;
Peut-il ſe ſouvenir de notre jour natal?
Sait-il comment le Ciel l'unit à la Matiere?
Et quelle était jadis ſa nature premiere?

L'Ame que je reçus, cet Etre clair-voyant,
Avait très mal inſtruit mon eſprit en naiſſant:
Je n'ai pas apporté la plus légere trace
De ce qui ſe paſſa dans cet immenſe eſpace,
Dans ces tems où mon Ame a dû me précéder;
Sur ce fait ma mémoire a droit de décider.

Non, mon coeur attendri n'a point donné de larmes
A ces jours rigoureux, à ces jours pleins d'allarmes *),
Quand dans nos champs féconds l'Oppreſſeur des Germains
Raviſſait les moiſſons qu'avaient ſemé nos mains,
Quand de nos ennemis la fureur diviſée
Ruinait tour-à-tour ma patrie épuiſée,
Pillait les habitans, ſaccageait les cités;
Que les Cieux rigoureux, contre nous irrités,
Pour comble de nos maux, envoyerent la peſte,
Qui de nos habitans emporta tout le reſte,
De ſon poiſon mortel corrompit enfin l'air,
Et fit de nos Etats un immenſe déſert.

Ces faits à mon eſprit ſont connus par l'Hiſtoire:
S'il ſubſiſtait alors, il était ſans mémoire.
De l'avenir, cher Keith, jugeons par le paſſé:
Comme avant que je fuſſe il n'avait point penſé,

*) *La Guerre de 30 ans.*

De même après ma mort, quand toutes mes parties
Par la corruption ſeront anéanties,
Par un même deſtin il ne penſera plus;
Non, rien n'eſt plus certain, ſoyons-en convaincus,
Dès que nous finiſſons, notre Ame eſt éclipſée.

Elle eſt en tout ſemblable à la flamme élancée,
Qui part du bois ardent dont elle ſe nourrit,
Et dès qu'il tombe en cendre, elle baiſſe & périt.

Oui, tel eſt notre ſort, & je vois, d'un oeil ferme,
Que le tems fugitif m'approche de mon terme.
Craindrais-je le trépas & ſes coups imprévus?
Je ſais qu'il me remet dans l'état où je fus
Pendant l'éternité qui précéda mon être;
Etais-je malheureux avant qu'on m'ait vu naître?
Je me ſoumets aux loix de la Néceſſité,
Mes jours ſont paſſagers, mon être eſt limité,
Je prévois mon trépas, faut-il que j'en murmure?

Ah! mortel orgueilleux, écoute la Nature:
C'eſt peu d'avoir ſur toi répandu ſes faveurs;
Elle veut bien encore détruire tes erreurs,
Vaincre tes préjugés, diſſiper tes chimeres,
Enfin t'initier à ſes ſavans miſteres:
„Je t'ai donné la vie, & c'eſt par mon concours
„Que ſe forma ton corps, que s'accrûrent tes jours:
„Tes fibres déliés, leur tiſſure ſubtile,
„Tout a dû t'annoncer que ton être eſt fragile:
„A des conditions tu vis quelques momens.
„Quand je te compoſais de divers élémens,
„Je leur promis alors que la Mort équitable
„Acquitterait un jour cet emprunt charitable.
„Jouis de mes bienfaits, mais garde mon accord,
„Je t'ai donné la vie, & tu me dois ta mort;
„Tu veux que mon ſecours allonge tes années,
„Redoute, malheureux, tes triſtes deſtinées;
„Je vois fondre ſur toi les maux & la douleur,
„Le chagrin dévorant te rongera le coeur;
„Réduit à déſirer la fin de ta carriere,
„Ta main à tes parens fermera la paupiere,
„A tes plus chers amis, à ta poſtérité;
„Iſolé dans le monde en ta caducité,
„Et perdant chaque jour tes ſens & ta penſée,
„De tes derniers neveux tu ſera la riſée.
„Eugene & Marlborough, malgré leurs grands exploits,
„Ont ſenti les effets de ces ſéveres loix;

„Condé, le grand Condé ſurvécut à lui-même;
„L'Auguſte des Français, malgré ſon diadême,
„Eprouva l'infortune à la fin de ſes ans,
„Et vit dans un tombeau porter tous ſes enfans.

Voilà ce que dirait notre mere commune;
Hélas, trop vain Mortel, ſon diſcours s'importune,
Ton coeur aime le monde, il brille, il éblouit,
Mais ſa figure paſſe, & tout s'évanouit.
Malgré tant de dangers, tu déſires la vie,
Le bien de tes parens, leur amour t'y convie,
Ta fin ſerait pour eux un lamentable deuil,
Tes affaires un tems ont beſoin de ton oeil;
Ah! que de grands projets ta mort viendrait ſuſpendre!
Tu n'as rien achevé, que ne peut-elle attendre?

Eh! pourquoi, malheureux, ne t'es-tu point hâté?
Croyais-tu donc jouir de l'immortalité?
Apprends que nos déſirs nous ſuivent en tout âge,
Et que perſonne enfin n'acheva ſon ouvrage
Avant que d'arriver à ſon terme fatal.

Ou plutôt ou plus tard, le trépas eſt égal:
Tous les tems écoulés ſont effacés de l'être,
Cent ans paſſés ſont moins que l'inſtant qui va naître,
Tout change, & c'eſt, cher Keith, la loi de l'Univers:
Les fleuves orgueilleux renouvellent les mers,
On engraiſſe la terre aride ſans culture,
Lorſque l'air s'épaiſſit, un zéphire l'épure;
Ces globes enflammés qui parcourent les cieux,
De l'Aſtre des ſaiſons renouvellent les feux:
La Nature, attentive, & de ſon bien avare,
Fait des pertes toujours, & toujours les répare;
Depuis les élémens juſques aux végétaux,
Tout change & reproduit quelques objets nouveaux:
La Matiere eſt durable & ſe métamorphoſe;
Mais ſi l'ordre l'unit, le tems la décompoſe.

Le Ciel pour peu de tems nous a prêté le jour;
Mais tout doit s'animer, tout doit avoir ſon tour:
Sommes-nous malheureux ſi la Parque infidelle
Ne fila pas pour nous les jours de Fontenelle?
Serait-ce donc à nous à redouter la mort?
A nous pauvres humains, fréles jouets du Sort,
Qui rampons dans la fange, & dont l'eſprit frivole,
S'il ne poſſédait point le don de la parole,
Serait égal en tout à ceux des animaux?

Ah! voyons, dans la mort, la fin de tous nos maux,
Ennemis irrités, armez votre vengeance!
Le trépas me défend contre votre inſolence.
Grand Dieu! votre courroux devient même impuiſſant,
Et votre foudre envain frappe mon monument;
La mort met à vos coups un éternel obſtacle.
J'ai vu de l'Univers le merveilleux ſpectacle,
J'ai joui de la vie & de ſes agrémens;
Et je rends, de bon gré, mon corps aux élémens.

Quoi, Céſar, qui ſoumit ſous ſon bras deſpotique
Tout l'Univers connu, Rome, ſa République;
Quoi, Virgile, l'auteur des plus ſublimes vers;
Newton, qui devina les loix de l'Univers;
Que dis-je? & vous auſſi, vertueux Marc-Aurele,
L'exemple des humains, mon Héros, mon modele,
Vous avez tous ſubi les arrêts du trépas!
Ah! ſi le Sort cruel ne vous épargna pas,
Devons-nous murmurer ſi la Parque laſſée
Vient du fil de nos jours trancher la trame uſée?

Qu'eſt-ce que nos deſtins? L'homme naît pour ſouffrir,
Il éleve, il détruit, il aime, il voit mourir,
Il pleure, il ſe conſole, il meurt enfin lui-même.

Voilà, pauvres humains, votre bonheur ſuprême.
Nous ne quittons ici qu'un ſéjour paſſager,
Nous vivons dans le monde, ainſi qu'un étranger
Qui jouit, en chemin, d'un riant payſage,
Et ne s'arrête point aux gîtes du voyage.

Cher Keith, ſuivons les pas de nos prédéceſſeurs,
Faiſons, à notre tour, place à nos ſucceſſeurs;
Tout le monde a les ſiens, & nous aurons les nôtres,
Ceux qui nous pleureront ſeront pleurés par d'autres.

Allez, lâches humains, que les feux éternels
Empêchent d'aſſouvir vos déſirs criminels,
Vos auſteres vertus n'en ont que l'apparence.

Mais nous, qui renonçons à toute récompenſe,
Nous qui ne croyons point vos éternels tourmens,
L'intérêt n'a jamais ſouillé nos ſentimens;
Le bien du genre-humain, la Vertu nous anime,
L'amour ſeul du devoir nous a fait fuir le crime.

Oui, finiſſons ſans trouble, & mourons ſans regrets
En laiſſant l'Univers comblé de nos bienfaits.
Ainſi l'Aſtre du jour, au bout de ſa carriere,
Répand ſur l'horizon une douce lumiere,
Et les derniers rayons qu'il darde dans les airs,
Sont ſes derniers ſoupirs, qu'il donne à l'Univers.

XVIII. Den 1 Mai 1760.

Der hundertſte Brief.

Sie fragen, ob ich auch das Gedicht an Maupertuis geleſen, und was ich von dem Gedanken halte, daß „die Vorſehung ſich nur um die Art, und nicht um das einzelne Ding bekümmert“ *)? Was ich davon halte? Das, was ich überhaupt von der Philoſophie in Gedichten zu halten pflege. Wenn ſich die Dichter eine philoſophiſche Larve vorziehen wollen, ſo nehmen ſie mehrentheils die erſte die beſte: eine cyniſche, ſtoiſche, epikuriſche oder peripatetiſche; — was liegt daran? Genug, daß die Muſe das Vergnügen hat, ſich durch den Bart ein nachdenkendes Anſehen zu geben. Schreiben Sie alſo immer über dieſes Gedicht: Imitation de Lucrece, oder ſonſt eines noch ältern Schwätzers; damit Sie ſich niemals irren, und die flachen Gedanken des Dichters auf die Rechnung des Weltweiſen ſetzen.

Hätte ich bei einem unbekannten Dichter die Stelle gefunden:

> Non, ne préſumez point, — — —
> Que Dieu regle un détail trop au-deſſous de lui:
> De nos frêles deſtins, de notre petiteſſe
> Le Ciel n'occupe point ſa ſuprême Sageſſe;
> Quoi notre individu, quoi nos nombreux beſoins
> Méritent-ils ſur eux de diſtraire ſes ſoins?

ſo hätte ich ſie vielleicht einem Schmeichler, etwa aus den Zeiten Ludwigs des vierzehnten, zugeſchrieben. Der Franzoſe, würde ich geglaubt haben, wußte den Fehler ſeines großen Königs, der ſich um das Detail ſeines Reichs gar zu wenig bekümmerte,

---

*) La Providence ne s'intéreſſe point à l'individu, mais à l'eſpèce.

nicht beſſer zu beſchönigen, als wenn er die Regierung Gottes ſelbſt nur auf das Allgemeine einſchränkte. Die Schmeichler haben nur gar zu oft Gott von ſeiner Höhe heruntergeſetzt, um ihren irdiſchen Götzen (wenn man alſo reden kann) auf ſeine Unkoſten zu erheben. Aber uns muß dieſer Gedanke beinahe lächerlich ſcheinen. Wir haben das Glück gehabt, von Regenten beherrſcht zu werden, denen das kleinſte Detail ihres weitläuftigen Reichs nicht zu „klein" geſchienen hat, ihre väterliche Vorſorge bis dahin zu erſtrecken. Unſere „Petiteſſen" mochten noch ſo tief unter ihrer Majeſtät ſeyn; ſobald ſie uns nur wichtig waren, ſo ſahen wir mit Bewunderung den Thron ſich bis zu ihnen herablaſſen und, wie einen liebreichen Hausvater, ſogar an dem Spiele ſeiner Kinder mit Theil nehmen. Können wir uns nun wohl überwinden, dem Höchſten eine Vollkommenheit abzuſprechen, die wir an unſern Regenten bewundern? Oder kann der Regent ſelbſt ſeinem Muſter, der Gottheit, eine Eigenſchaft verſagen, die ihn derſelben ſo ähnlich macht? — Nein! laſſen Sie uns immer den Dichter von dem Regenten, von dem Weltweiſen, ſogar von dem Menſchen trennen. Jenem iſt es erlaubt, zum Zeitvertreibe Gedanken in Reime zu bringen, welche der Regent durch Thaten verläugnet, der Weltweiſe durch Gründe verſpottet, und der Menſch ſelbſt, der ſich ſeines angebornen Adels bewußt iſt, anzunehmen ſich weigern muß.

101ſter Brief.

Sie glauben etwa, daß ich nur die Geſinnungen des hohen Verfaſſers rechtfertigen, das Gedicht aber Ihrer Kritik völlig aufopfern werde? O Sie irren ſich! Bis auf einige Ausdrücke, getraue ich mir die Lehren in dieſem Gedichte, die Ihnen noch ſo bedenklich ſcheinen, zu vertheidigen. Wenn ich ſie ja für unwürdig gehalten, auf die Rechnung eines Friedrich geſchrieben zu werden, ſo geſchah es bloß dieſer wenigen Ausdrücke wegen, die allerdings am Rande des Irrthums ſtehen. In dieſer dunkeln Materie iſt ſehr oft eine bloße Wortbedeutung der ganze Unterſchied zwiſchen Irrthum und Wahrheit.

Mais il n'apperçoit point dans la totalité
Le bien que fon mal fait à la Société.
Atome imperceptible, infecte qui murmure,
De quel tort te plains-tu? Que te doit la Nature?
T'avait-elle promis de troubler l'Univers
Pour t'épargner des foins, des peines, des revers?

Hierauf folgt eine ungemein rührende Beſchreibung von der Peſt, die zu Ende des vorigen Jahrhunderts in Preußen gewüthet; und endlich die daraus gezogene, ſehr richtige Folge:

Si ces calamités troublaient l'ordre des choſes,
La main du Tout-puiſſant arrêterait leurs cauſes;
Mais ce qui nous paraît un malheur capital,
N'eſt rien, quand on le voit d'un coup d'oeil général.

Geſtehen Sie mir, aus allen dieſen Gründen konnte der Weltweiſe unmöglich die ſeltſame Folge ziehen, daß ſich die Vorſehung „um das Kleine" gar nicht bekümmere. Um das Kleine? Wo trennen ſich denn in der Natur die Gränzen des Großen und Kleinen? Wo fangen die Gegenſtände an, für die Vorſehung wichtig genug zu werden? Die Arten ſind unerheblich in Anſehung der Gattungen, die Untergattungen in Anſehung der höhern Gattungen; das Allgemeine erkennt ein noch Allgemeineres, in Anſehung deſſen es wie nichts zu achten iſt; wo macht denn die Vorſehung den Anfang?

O nein! laſſen Sie uns einem erleuchteten Kopfe keine ſo übel zuſammenhangende Gedanken zutrauen. Beurtheilen Sie ihn weder aus dem Titel, noch aus einigen Zeilen, in welchen ſich der Weltweiſe zu vergeſſen ſcheint. Vergleichen Sie lieber die angeführten Stellen, in welchen ausdrücklich geſagt wird:

1) Alles, was wir hier ſehen, ſowohl was wir für böſe, als was wir für gut halten, gehört mit zum allgemeinen Plane.

2) Der eingeſchränkte Menſch ſieht nur einen ſehr geringen Theil dieſes unermeßlichen Plans und kann das Ganze nicht beurtheilen.

3) Er ſieht und fühlt nur das Unglück, das ihn drückt; und begreift nicht, daß ſein Unglück ſelbſt das allgemeine Wohl befördere.

4) Die Natur iſt nicht verbunden, die Ordnung des Ganzen zu zerſtören, um dem murrenden Inſect, dem Menſchen, Sorge, Mühe und Widerwärtigkeiten zu erſparen.

5) Die ſchrecklichſten Übel, die ſich auf Erden zutragen, zerſtören die Ordnung des ganzen Weltgebäudes nicht; ſonſt würde ihnen der Allmächtige Einhalt thun.

Erwägen Sie dieſe Sätze, und ſagen Sie, ob man ſich deutlicher erklären kann, daß alle Übel aus der Welt weg bleiben würden, wenn es ohne die allgemeine Ordnung zu zerſtören geſchehen könnte; daß die Vorſehung zwar das Intereſſe eines jeden einzelnen Geſchöpfes beherzige, aber nur in dem Verhältniſſe, in welchem es gegen das Ganze ſteht. Sie verſorgt auch das Individuum, aber weniger als die Art; einen kleinen Theil weniger als einen größern, und dieſen weniger als das Ganze. Dieſes iſt die völlige Lehrmeinung des Pater Malebranche; und ich ſage es noch einmal: bloß durch die Unbeſtimmtheit der Worte kann ſich der hohe Verfaſſer haben verleiten laſſen, an einigen Stellen von dieſen vortrefflichen Lehren ganz unvermerkt abzukommen.

Ich habe mich ſehr oft auf den P. Malebranche berufen; und um Sie an das Syſtem dieſes Weltweiſen wieder zu erinnern, will ich zum Beſchluſſe eine ſchöne Stelle aus Bayle's „Betrachtung über die Cometen" herſetzen, in welcher die Gedanken des Paters erläutert werden. „Ich trage kein Bedenken", ſagt Bayle, „zu behaupten, daß diejenigen, die das „Wohlergehen der Kuchloſen befremdet, über die Natur der „Gottheit ſehr wenig nachgedacht haben, und die Obliegenheiten „einer Urſache, die alles regiert, nach der Richtſchnur einer weit „niedrigern Vorſehung beurtheilen müſſen. Dieſes zeigt einen „ſehr kleinen Geiſt an. Wie? ſoll Gott, der ſowohl die freien „als die nothwendigen Urſachen hervorgebracht, und ſo unter „einander verſetzt hat, wie ſie am geſchickteſten ſind, die Wun„der ſeiner unendlichen Weisheit zu offenbaren; — ſoll er Ge„ſetze einführen müſſen, die zwar der Natur der freien Ur„ſachen angemeſſen, aber ſo unbeſtändig ſind, daß ſie der min„deſte Verdruß, der einem Menſchen zuſtößt, zum Untergang „der menſchlichen Freiheit völlig umſtoßen kann? Ein gemeiner „Statthalter würde ſich dem Spotte und der Verachtung aus„ſetzen, wenn er jederzeit ſeine Verordnungen ändern wollte,

„so oft es sich Jemand einfallen läßt, wider ihn zu mur„ren; und Gott, dessen Gesetze auf ein so allgemeines „Beste abzielen, daß vielleicht alles, was uns sichtbar ist, „nur einen geringen Nebenantheil daran hat, — Gott soll ge„halten seyn, von seinen Gesetzen abzugehen, weil sie heute „diesem, morgen jenem nicht gefallen? weil jetzt ein Aber„gläubischer, den ein Wahn von bösen Vorbedeutungen äng„stigt, von dem Irrthume auf ein lasterhaftes Opfer über„geht; und jetzt eine fromme Seele, die aber die Tugend „dennoch so hoch nicht schätzt, daß sie den Mangel derselben „für die größte Strafe halten sollte, sich ärgert, daß ein „Gottloser reich ist und einer dauerhaften Gesundheit genießt? „Kann man sich wohl von einer allgemeinen Vorsehung fal„schere Begriffe machen? Alle Welt gesteht, daß das Gesetz „der Natur: das Stärkere überwindet das Schwächere, sehr „weislich angeordnet sei; und daß es lächerlich sei, zu verlan„gen, Gott solle von diesem Gesetze eine Ausnahme machen, „so oft ein Stein auf ein zerbrechliches Gefäß fällt, das dem „Besitzer sehr lieb ist, um diesem Besitzer den Verdruß zu „ersparen. Ist nun dieses, so muß man gestehen, daß die „Forderung eben so lächerlich sei, Gott solle von demselben „Gesetz abweichen, so oft sich ein Ungerechter mit dem Raube „eines Rechtschaffenen bereichern will. Je mehr sich der Ruch„lose über die Eingebungen des Gewissens und der Ehre hin„wegsetzt, desto mehr ist er dem Rechtschaffenen an Macht „überlegen. Wenn sie sich also zu nahe kommen, so muß „der Rechtschaffene nach dem Laufe der Natur nothwendig „unterliegen. — Die da verlangen, der Lasterhafte solle krank „seyn, sind eben so unbillig, als diejenigen, welche verlan„gen, ein Stein solle auf ein Glas fallen können, ohne es „zu zerbrechen; denn wie seine Organe beschaffen sind, kön„nen die Nahrungen, die er zu sich nimmt, und die Luft, „die er athmet, nach den Gesetzen der Natur seiner Gesund„heit auf keinerlei Weise schädlich seyn. Die sich also über „seine Gesundheit beklagen, beklagen sich bloß, daß Gott ih„nen zu Gefallen die Gesetze nicht verändert, die er eingeführt „hat", u. s. w.

Es ist sehr schade, setzt Leibnitz, der diese Stelle an-führt, hinzu, daß Bayle diesen Weg, die Vorsehung zu

vertheidigen, welchen er ſo glücklich betreten, ſo bald wieder verläßt. Hätte er fortgefahren, was für Nutzen hätte er nicht ſtiften können!

Der Herausgeber erlaubt ſich, hier, wie er oben (S. 73) gethan, die in den beiden letzten Briefen beſprochene Ode König Friedrichs II. nach dem Original-Texte (Poésies diverses. Berlin 1760. 4°. p. 169—183) vollſtändig herzuſetzen.

Épitre

à Maupertuis.

La Providence ne s'intéreſſe point à l'individu, mais à l'eſpece.

Non, ne préſumez point, ſublime Maupertuis,
Que Dieu regle un détail trop au-deſſous de lui:
De nos frêles deſtins, de notre petiteſſe
Le Ciel n'occupe point ſa ſuprême Sageſſe;
Quoi notre individu, quoi nos nombreux beſoins
Méritent-ils ſur eux de diſtraire ſes ſoins?

Ce Moteur inconnu, cette Cauſe premiere,
En donnant une forme à l'antique Matiere,
Aux Etres impoſa ſes immuables loix:
Vers un centre commun gravitent tous les poids,
Le feu dans l'air éleve une flamme ondoyante,
L'eau ſans rétrograder ſuit le cours de ſa pente,
Tout genre eſt limité dans ſon petit circuit.
D'un pepin de pommier l'arbre ſe reproduit;
Mais jamais ce pepin ne produira des roſes.
Les effets ſont toujours les eſclaves des cauſes.

Ainſi l'homme, en naiſſant, reçut les paſſions,
Ces tirans de ſon coeur & de ſes actions;
Leur empire eſt connu par des effets ſemblables,
La trahiſon naquit des haines implacables;

L'amour à ſes douceurs mêle un cruel poiſon,
Il égare l'eſprit, & ſéduit la raiſon;
Inquiet, ſoupçonneux, rempli de jalouſie,
Il produit la fureur ou la mélancolie.
La colere eſt ſubite, aveugle en ſes accès,
Et pouſſe les humains au comble des forfaits;
Nous ſommes tous marqués d'un de ces caracteres,
Ils ont, vous le voyez, des ſuites néceſſaires:
Un *Héraclite* pleure, un *Démocrite* rit,
L'atrabilaire eſt dur, & l'humain s'attendrit.

Dieu fit ces paſſions, une main inconnue
Dans un ordre ignoré par-tout les diſtribue.
Tant de variétés, tant de deſtins divers,
Par leurs combinaiſons, décorent l'Univers,
Et d'un ſpectacle uſé renouvellent la ſcene.

Mais l'Etre tout-puiſſant ne ſe met point en peine
Du rôle que je joue & du ſort qui m'attend,
Mon principe m'entraîne, & je ſuis ſon torrent:
Si du faîte des cieux il abaiſſe ſa vue,
Il voit, d'un oeil égal, la roſe & la cigue:
Le grand eſt ſon ouvrage, & dans l'immenſité
Il ſait manifeſter toute ſa majeſté:
Dans de vaſtes deſſeins ce Dieu peut ſe complaire;
Mais il eſt ſourd aux cris du ſtupide Vulgaire:
Sans ſoins, ſans embarras, ſans peine, ſans tourment,
Il ſait que la Nature, exécutant ſon plan,
Obéit à ſes loix ſans leur donner d'atteinte,
Et garde les vertus dont il l'avait empreinte.

Tel, ſûr de ſon ouvrage, un Horloger expert
Agence des reſſorts pour agir de concert,
Et donne au mouvement ſon allure conſtante;
Au principe moteur la montre obéiſſante,
Dans l'abſence du maître, accomplit ſes deſſeins.

Et tel, ayant poſé des principes certains,
Dieu ſoumit les effets à leurs premieres cauſes,
Sûr des événemens, il laiſſe aller les choſes;
Ce qui nous paraît bien, ce qui nous paraît mal,
Tout concourt en effet à ſon plan général.

Les loix qu'à la matiere impoſa ſa Sageſſe
Se bornent au devoir de conſerver l'Eſpece;
Tout ce qui ſe détruit doit être remplacé.

Ainſi le tems préſent répare le paſſé,
Ainſi nous occupons les places de nos pères,
Les aigles, les vautours engendrent dans leurs aires;
Le Rhin fournit la mer du tribut de ſes eaux,
Là naiſſent des forêts, ici des végétaux;
Leur ſemence diverſe, également féconde,
Alors qu'il dépérit, renouvelle le monde;
Mais leur force inhérente, & leur fécondité
Ne produit qu'un ſeul genre à jamais limité.

Connaiſſez la Nature, attentive à l'eſpece,
Nos pertes par ſes ſoins ſe réparent ſans ceſſe;
Par ſa fécondité le monde eſt maintenu,
Et ſon ſein abondant fournit au ſuperflu:
Elle ſait que le gland peut reproduire un chêne;
Mais de ces glands perdus elle n'eſt point en peine
Qui tombent les hyvers, abattus par les vents,
Et ſans multiplier pourriſſent dans les champs.

Qu'un déluge en Eté détruiſe la ſemence;
Le grain, en d'autres lieux, revient en abondance;
Que l'Afrique fourniſſe aux beſoins des Français,
Que les champs des Germains nourriſſent les Anglais:
Ces objets, grands pour nous, petits pour la Nature,
N'importent point au monde, il pourſuit ſon allure.

Voyez, quand le Printems vient déchaîner les eaux,
Que les torrens Saxons font enfler nos ruiſſeaux,
Dans ſon cours orgueilleux l'Elbe majeſtueuſe
Etendre ſur les prés ſa fange limoneuſe,
Changer en ſerpentant la forme de ſon lit,
Couvrir un de ſes bords de ſon onde qui fuit;
Sans égard au terrain, qu'il ſoit le mien, le vôtre,
Ce qu'elle prend à l'un, elle le rend à l'autre.

Ainſi pour l'Univers il n'eſt rien de perdu,
Mais Dieu ne deſcend point juſqu'à l'individu;
Il rit de l'homme vain, qui rempli de lui-même,
Mécontent de ſon ſort, blâme l'Etre ſuprême.

Eh quoi! la taupe aveugle, en ſon vil ſouterrain,
Doit-elle critiquer les palais de Berlin?
Peut-elle appercevoir leur immenſe étendue?
A ſa motte de terre elle borne ſa vue.

Maupertuis, l'homme eſt taupe: étroitement borné,
Par l'inſtinct de ſes ſens il ſe trouve enchaîné,
Ses jugemens ſont faux, ſes lumieres trompeuſes.

Ce Campagnard ſe plaint que des ſources bourbeuſes
Coulent par le gagnage à travers ſes vallons,
Il accuſe les Dieux; connaît-il leurs raiſons?
Ce marais deſſéché qui forme ſa prairie
A l'utile ruiſſeau doit ſon herbe fleurie,
Et ces eaux, ſerpentant par des détours divers,
Par les bouches d'un fleuve enrichiſſent les mers.

Tels ſont nos préjugés: l'homme d'un regard louche
Voit & ſent vivement le malheur qui le touche;
Mais il n'apperçoit point dans la totalité
Le bien que ſon mal fait à la Société.

Atome imperceptible, inſecte qui murmure,
De quel tort te plains-tu? Que te doit la Nature?
T'avait-elle promis de troubler l'Univers
Pour t'épargner des ſoins, des peines, des revers?
Etouffe ton orgueil, qui te rend miſérable,
Et ſouviens-toi toujours du ciron de la Fable.

Dans l'ordre général, par le Ciel arrêté,
Un homme, un Etat même eſt à peine compté;
Un Empire n'eſt rien, il diſparaît dans l'ombre
De ce vaſte Univers, de ces mondes ſans nombre
Qui nagent dans le vuide autour de leurs ſoleils,
Supérieurs au nôtre, ou du moins ſes pareils.

Des plus puiſſans Etats examinons l'hiſtoire:
J'y vois de grands revers à côté de leur gloire;
La Grece, jadis libre, eſclave des Romains;
La maîtreſſe des mers & des champs Africains,
Par Scipion conquiſe, abattue & raſée.
Par les Huns, & les Goths je vois Rome embraſée.
Ici tout un pays ſubmergé par les flots,
Là Marſeille livrée aux fureurs d'Atropos;
Tant de vaſtes Etats, tant d'immenſes Coloſſes
Ebranlés & détruits par des peuples féroces,
De la viciſſitude ils ſe reſſentent tous.
Vous voyez donc que Dieu ne deſcend point à nous,
Inſenſible aux fléaux qui ravagent le monde,
Nous n'occupons jamais ſa Sageſſe profonde:
Il voit tout dans le grand où l'homme eſt englouti.

Oui, dans l'immenſité l'homme eſt anéanti,
Oui cette vérité; qui bleſſe une ame vaine,
Par les événemens paraît claire & certaine.

Lorſque l'Aſtre des jours, qui regle les ſaiſons,
De ſes rayons ardens vient brûler nos moiſſons,
Et que les cieux d'airain, qu'à grands cris on implore,
Refuſent aux mortels juſqu'aux pleurs de l'Aurore,
L'Etat prévoit ſa perte, il va manquer de pain;
Le beſoin, la pâleur, la miſere, la faim,
L'horreur, le déſeſpoir, & la mort implacable
Font dans tout le Royaume un ravage effroyable.

Si Dieu daignait veiller ſur nos faibles deſtins,
A ces calamités donnerait-il les mains?
Verrait-il de ſang froid le Démon de la guerre
Voler d'un pole à l'autre, en détruiſant la terre?
Ces crimes, ces fureurs, ces pays ravagés,
Ces maſſacres affreux de mortels égorgés,
Tous ces combats ſanglans qui nous enſéveliſſent,
Ces générations qui par le fer périſſent?

Malgré tant de fléaux, cruels au Genre-humain,
L'Eſpece fierement triomphe du Deſtin.

Qu'un Monarque abſolu, par des arrêts très ſages,
Proſcrive les moineaux qui pillent les villages,
Le mal qu'ils ſouffriront de ſa rigidité
N'approchera jamais de leur fécondité.

Les animaux privés, aux humains ſerviables,
Ont pour multiplier des reſſources ſemblables,
Notre voracité de leur chair ſe nourrit,
Mais il en naît par-tout bien plus qu'il n'en périt.

Ce mal contagieux eſt préſent à ma vue
Qui ravit la geniſſe au joug de la charrue;
Nos prés ſemblent déſerts, ſur nos troupeaux nombreux
La mort appeſantit ſon glaive rigoureux;
Tous les ſecours de l'Art leur furent inutiles,
Nos champs, ſans leurs travaux, vont demeurer ſtériles;
Le triſte laboureur, penſif, déſeſpéré,
Sans toucher ſon rateau, demeure déſoeuvré:
Les Français, les Bretons, la vaſte Germanie,
La Pruſſe, tout le Nord, & la froide Scythie
Eprouvent de ces maux les cruelles rigueurs.
Mais la mort vainement exerce ſes fureurs;
Voici d'autres troupeaux, parés de leur jeuneſſe,
La Nature par eux réparera l'eſpece.

Cette calamité rappelle à mon eſprit
Les funeſtes fléaux dont la Pruſſe ſouffrit.

Citoyens malheureux! ô ma chere Patrie!
De votre triſte ſort mon ame eſt attendrie.
Le trépas n'épargnait le peuple ni les grands,
Et le Royaume en deuil déplorait ſes enfans.

Du mal contagieux l'attaque était ſubite,
De ceux qu'il atteignait la vie était proſcrite;
Une chaleur ardente à l'inſtant les brûlait,
L'haleine leur manquait, la ſoif les accablait,
Ils buvaient, mais hélas! nos fleuves, dans leurs courſes,
Sans éteindre leur ſoif, auraient tari leurs ſources;
Pareils à la fournaiſe où l'on verſe de l'eau,
Leurs entrailles ſentaient accroître un feu nouveau,
Leurs yeux étincelaient, leur gorge était aride,
Leur langue deſſéchée, & leur couleur livide;
L'un vers l'autre, en tremblant, ils étendaient les bras,
Ils portaient ſur leur front l'arrêt de leur trépas;
Ces cadavres vivans, dans des douleurs affreuſes,
Sentaient couvrir leurs corps de taches venimeuſes,
De ces charbons crevés ſortait un poiſon noir,
Ils mouraient dans les cris, & dans le déſeſpoir.

O temps infortunés, ô tems vraiment funeſtes!
Il n'était plus alors de Niſus ni d'Oreſtes;
Les noeuds de l'amitié, ceux de la parenté,
Rien ne pouvait lier le peuple épouvanté.
Faut-il le rapporter? ô comble de nos crimes!
On fuyait lâchement ces plaintives victimes
Qui ſentaient les fureurs de la contagion,
On les laiſſait mourir ſans conſolation:
La faim à tant de maux vint joindre ſa ſouffrance,
Alors de tous les coeurs diſparut l'eſpérance.

Peignez-vous, s'il ſe peut, les horreurs de ces tems,
Les places, les maiſons pleines de nos mourans,
Là le frere expirant ſur le corps de ſon frere,
Le cadavre du fils couvrant celui du pere;
Là les triſtes ſanglots, & les cris douloureux
Des lamentables voix qui s'élevaient aux cieux:
Voyez ce tendre enfant qui tette à la mammelle,
Il prend, ſans le ſavoir, une boiſſon mortelle;
Sa mere, défaillante & manquant de ſecours,
Veut même en expirant lui prolonger ſes jours.
Figurez-vous ces morts privés de ſépulture,
Et repréſentez-vous l'odeur infecte, impure
Qu'exhalaient dans les airs tant de corps empeſtés,
Ces paſſans par l'odeur à l'inſtant infectés.

Nos ſens n'étaient frappés que d'objets lamentables,
O jours trop déſaſtreux! ſpectacles effroyables!
A la ſombre lueur d'un funebre flambeau,
Une famille entiere eſt conduite au tombeau,
Et tous ceux qui lui font cette faveur derniere
Dans peu ſont tous portés au même cimetiere.
Là des monceaux de morts on détournait ſes pas,
Où fuir? hélas! par-tout on trouvait le trépas;
La mort, jusqu'aux ſaints lieux inſultant tout aſile,
Fit un ſépulcre affreux de cette triſte ville *);
La peſte avait juré la mort des Pruſſiens,
Il nous reſtait ſi peu des anciens citoyens,
Par les meurtres nombreux qu'avait commis ſa rage,
Que ce pays déſert ſemblait un champ ſauvage.

Soit que la peſte alors, laſſe de ſes fureurs,
Terminât de nos maux les funeſtes horreurs,
Ou ſoit qu'elle perdit, par ce ravage inſigne,
De ſon poiſon mortel l'influence maligne,
Le mal finit enfin, & ſous un regne heureux **)
La Pruſſe répara ſon deſtin malheureux;
Le peu de citoyens qui des maux échapperent,
Secondés par le tems, depuis la repeuplerent:
La Nature attendrie, attentive à nos jours,
Sous le nom de l'amour vint à notre ſecours:
Tout le peuple nouveau dont la Pruſſe eſt remplie,
Au pouvoir de ce Dieu doit compte de ſa vie,
Et l'on n'apperçoit plus dans ces heureux Etats
Les traces qu'imprimait la fureur du trépas.

Si ces calamités troublaient l'ordre des choſes,
La main du Tout-puiſſant arrêterait leurs cauſes;
Mais ce qui nous paraît un malheur capital,
N'eſt rien, quand on le voit d'un coup d'oeil général.

Que cette vérité, quoique dure & ſévere,
Ne nous éloigne point du plaiſir néceſſaire.
Le Sage gagne à tout, l'école du malheur
Lui ſert à mieux ſentir le vrai prix du bonheur:
Il ſait à quels dangers l'expoſe ſa nature,
Dans des jours fortunés diſciple d'Epicure,

*) *Koenigsberg.*

**) *Celui du feu Roi.*

Dans des jours déſaſtreux diſciple de Zénon,
Pour tous les cas prévus il arme ſa raiſon.

Oui, tels ſont nos devoirs, reſpectons en ſilence
Ces loix qu'à l'Univers donna la Providence,
De notre eſprit borné redoutons les erreurs,
Craignons de décider ſur tant de profondeurs,
Et ſoyons aſſurés, malgré nos cataſtrophes,
Que le Ciel en ſait plus que tous les Philoſophes.

XXV. Den 19 Juni 1760.

113ter Brief.

Einen Schriftsteller tadeln, ist eine Beleidigung. Sollte nicht, einen andern loben, weit größere Beleidigung seyn? Ich müßte die Schriftstellereitelkeit wenig kennen, wenn ich hieran zweifeln könnte. Wollte man nun den bösen Gott der Dummheit nur in etwas schonen, so müßte man sparsam im Loben seyn, und Miene machen, als wenn man auch an dem besten Schriftsteller etwas auszusetzen fände. Verständige wissen schon, daß man öfters einen Unschuldigen mit der Ruthe streichen muß, wenn ein gezüchtigtes Kind zu schmollen aufhören soll.

Sie können nicht glauben, was das Beurtheilen für eine unangenehme Beschäftigung ist, wenn man nichts als zu tadeln findet, und gleichwohl aus jedem Tadel einen verdrießlichen Streit entstehen sieht. Man müßte alle Geduld verlieren, wenn nicht dann und wann das Vergnügen zu loben wieder aufmunterte; aber wie selten kann man sich dieses Vergnügen machen? Ich lief seit einigen Tagen die Menge Neuigkeiten durch, die uns die Leipziger Messe hergegeben, um Ihnen das Merkwürdigste mitzutheilen; und fand ein Schriftchen von vier kleinen Bogen, das mit ungemeinem Witze geschrieben ist. Es führt die etwas seltsame Aufschrift: „Socratische Denkwürdigkeiten für die lange Weile des Publicums, zusammen getragen von einem Liebhaber der langen Weile. Mit einer doppelten Zuschrift an Niemand und an Zween"*). Die Schreibart hat viel Ähnlichkeit mit der Winkelmann'schen: derselbe körnigte, aber etwas dunkle Styl, derselbe feine und edle Spott, und dieselbe vertraute Bekanntschaft mit dem Geiste des Alterthums! insbesondere werden Sie bemerken, daß unser Verfasser die naive Laune des Sokrates sehr glücklich gefaßt hat. Die Schilderung, die er von dessen Charakter macht, scheint nach dem Leben zu seyn.

Die „Zween", denen die zweite Zuschrift gewidmet ist, sind Freunde des Verf., ein Paar Anbeter des Publikums, wie er

*) Amsterdam 1759. (Man sieht Hamann als Verf. an. — D. H.)

sich ausdrückt, die er durch diese Pillen von dem Dienste der Eitelkeit zu reinigen wünscht. „Wo ein gemeiner Leser nichts „als Schimmel sehen möchte", spricht er, „wird der Affect der „Freundschaft Ihnen, meine Herren, in diesen Blättern vielleicht „ein mikroscopisch Wäldchen entdecken". Ich bin Einer von den gemeinen Lesern, und glaube dennoch ein sehr anmuthiges Wäldchen entdeckt zu haben, ob ich gleich gestehe, daß mir manche Stelle dunkel scheint, dazu vielleicht die „Zween" das Mikroskop in Händen haben. „Ich habe über den Socrates", fährt er fort, „auf eine socratische Weise geschrieben. Die Ana„logie war die Seele seiner Schlüsse, und er gab ihnen die „Ironie zu ihrem Leibe. — Socrates war, meine Herren, kein „gemeiner Kunstrichter. Er unterschied in den Schriften des „Heraklitus dasjenige, was er nicht verstand, von dem, was er „darin verstand, und that eine sehr billige und bescheidene Ver„muthung von dem Verständlichen auf das Unverständliche. Bey „dieser Gelegenheit redete Socrates von Lesern, welche schwimmen „könnten. Ein Zusammenfluß von Ideen und Empfindungen „in dieser lebenden Elegie vom Philosophen machte desselben „Sätze vielleicht zu einer Menge kleiner Inseln, zu deren Ge„meinschaft Brücken und Fähren der Methode fehleten". Richtiger kann man von den großen Wahrheiten und unzuverlässigen Beweisgründen des Sokrates nicht urtheilen!

In der Einleitung redet der Verf. von der philosophischen Geschichte: „weil Stanley ein Engländer, und Brucker ein „Schwabe ist; so haben beyde die lange Weile des Publicums „zu ihrem Ruhme vertrieben; wiewohl das Publicum auch für „die Gefälligkeit, womit es die ungleichen Fehler dieser Nations„schriftsteller übersehen, gelobt zu werden verdienet".

„Des Landes", fährt er fort, „ein Autor von encyclopä„schen Witze, hat eine chinesische Caminpuppe für das Cabinet „des galicanischen Geschmacks hervorgebracht. Der Schöpfer der „schönen Natur scheint die größten Köpfe Frankreichs, wie „Jupiter ehemals die Cyclopen, zur Schmiede der Strahlen und „Schwärmer verdammt zu haben, die er zum tauben Wetter„leuchten und aetherischen Feuerwerken nöthig hat. — Ich glaube „zuverläßig, daß unsere Philosophie eine andere Gestalt nothwen„dig haben müßte, wenn man die Schicksale dieses Namens oder „Worts, Philosophie, nach den Schattirungen der Zeiten, „Köpfe, Geschlechter und Völker, nicht wie ein Gelehrter oder

„Weltweiser selbst, sondern als ein müßiger Zuschauer ihrer olym-
„pischen Spiele studiert hätte, oder studieren könnte". Wie selt-
sam! So ist ein müßiger Zuschauer, der diese olympischen Spiele
so studirt hat, kein Gelehrter? kein Weltweiser? Man kann
einem Geschichtsschreiber der Philosophie schwerlich die Unpartei-
lichkeit zumuthen, die man von einem bürgerlichen Geschichts-
schreiber fordert. Die Begebenheiten, die der Erste erzählen soll,
interessiren ihn allezeit mit, und er ist entweder nicht unterrichtet,
oder hat Partie ergriffen. Indessen ist es nicht zu läugnen, daß
unsere philosophische Geschichte immer noch einer Geschichte der
Weltweisen ähnlicher sieht, als einer Geschichte der Weltweisheit.

Von den Denkmälern des Alterthums, die verloren ge-
gangen, sagt der Verf.: „Wenn kein junger Sperling ohne un-
„sern Gott auf die Erde fällt: so ist kein Denkmal alter Zeiten
„für uns verloren gegangen, das wir zu beklagen hätten. Sollte
„seine Vorsorge sich nicht über Bücher erstrecken, da Er selbst
„ein Schriftsteller geworden, und der Geist Gottes so genau ge-
„wesen, den Werth der ersten verbothenen Bücher aufzuzeichnen,
„die ein frommer Eifer unserer Religion dem Feuer geopfert *)?
„Wir bewundern es an Pompejus, als eine kluge und edle
„Handlung, daß er die Schriften seines Feindes Sertorius aus
„dem Wege räumte; warum nicht an unserm Herren, daß er die
„Schriften eines Celsus untergehen lassen? Ich meine also nicht
„ohne Grund, daß Gott für alle Bücher, woran uns was ge-
„legen, wenigstens so viel Aufmerksamkeit getragen, als Cäsar
„für die beschriebenen Rolle, mit der er in die See sprang, oder
„Paulus für sein Pergamen zu Troada **). — Wenn wir
„mehr Werke der Alten hätten, als uns die Zeit hat schenken
„wollen: so würden wir selbst genöthiget werden, unsere Ladungen
„über Bord zu werfen, unsere Bibliotheken in Brand zu stecken,
„oder es wie die Holländer mit dem Gewürze zu machen". Er
beschließt seine Einleitung mit diesen Worten: „Socrates besuchte
„öfters die Werkstäte eines Gerbers, der sein Freund war und,
„wie der Wirth des Apostel Petrus zu Joppe, Simon hieß.
„Der Handwerker hatte den ersten Einfall die Gespräche des
„Socrates aufzuschreiben. Dieser erkannte sich vielleicht besser in

*) Apostelgesch. 19, 19.

**) 2 Timoth. 4, 13.

„denſelben, als in Platons, bey deren Leſung er geſtutzt, und „gefragt haben ſoll: was hat dieſer junge Menſch im Sinn aus „mir zu machen? — Wenn ich nur ſo gut als Simon der „Gerber meinen Held verſtehe!"

Der ſokratiſche Unterricht iſt jederzeit mit den Hebammenkünſten verglichen worden. Dieſen Begriff will der Verf. in dem erſten Abſchnitte entwickeln. „Wie der Menſch", ſpricht er, „nach der Weisheit Gottes erſchaffen worden, ſo ſcheinet der Leib „eine Figur oder ein Bild der Seele zu ſeyn. Wenn uns unſer Gebein verholen iſt, weil wir im Verborgenen gemacht, „weil wir gebildet werden unter der Erde; wie viel mehr werden unſere Begriffe im Verborgenen gemacht, und können als „Gliedmaaſſen unſeres Verſtandes betrachtet werden. Daß ich „ſie Gliedmaaſſen des Verſtandes nenne, hindert nicht, jeden „Begrif als eine beſondere und ganze Geburt ſelbſt anzuſehen. „Socrates war alſo beſcheiden genug ſeine Schulweisheit mit der „Kunſt eines alten Weibes zu vergleichen". Der Gedanke iſt völlig im ſokratiſchen Sinn, aber, wie mich dünkt, von dem Verf. nicht in ſeinem vortheilhafteſten Lichte gezeigt worden. Unſer Lernen, behauptete Sokrates, ſei nur ein bloßes Erinnern; denn der Saame aller Begriffe, die wir erlangen, liegt von je her in der Seele, und wartet nur auf die Gelegenheit, die ſein Aufkommen befördert: ſo wie die Frucht im Mutterleibe ſchon die Grundbildung des künftigen Mannes enthält, und nur die Hand der Zeit und Gelegenheit erwartet, um ſich in größere Theile auseinanderzuwickeln. Dieſes zu beweiſen, verrichtete er einſt ſeinen Hebammendienſt bei den Knaben ſeines Wirths, und lockte durch bloßes Fragen einen tiefſinnigen mathematiſchen Satz aus dem Munde eines Unwiſſenden, der kaum wußte, was Länge und Breite ſei. Er war alſo nicht beſcheiden, ſondern nach ſeiner Lehrmeinung aufrichtig genug, ſeine Schulweisheit mit der Hebammenkunſt zu vergleichen.

Über die liebloſe Beſchuldigung einiger Neuern, davon man weder in der Anklage des Anytus, noch in dem ariſtophaniſchen Pasquill die mindeſte Spur findet, erklärt ſich der Verf. folgendergeſtalt: „Bey der Bildhauerkunſt, in welcher Socrates erzogen „worden, war ſein Auge an der Schönheit und ihren Verhältniſſen ſo gewöhnt und geübt, daß ſein Geſchmack an wohlgebildeten Jünglingen uns nicht befremden darf. Wenn man „die Zeiten des Heidenthums kennet, in denen er lebte; ſo iſt

„es eine thörichte Mühe ihn von einem Laster weis zu brennen, „das unsere Christenheit an Socrates übersehen solte, wie „die artige Welt an einem Toußaint die kleinen Romanen „seiner Leidenschaften, als Schönflecken seiner Sitten.— „Daß er das ihm beschuldigte Laster gehaßt, wissen wir aus „seinem Eifer gegen dasselbe, und in seiner Geschichte sind Merk„male seiner Unschuld, die ihn beynahe lossprechen. Man kann „keine lebhafte Freundschaft ohne Sinnlichkeit fühlen, und eine „metaphysische Liebe sündiget vielleicht gröber am Nervensaft, „als eine thierische an Fleisch und Blut. Socrates hat also „ohne Zweifel für seine Lust an einer Harmonie der äusserlichen „und innerlichen Schönheit in sich selbst leiden und streiten müssen".

Ein Hauptzug in dem Charakter des Sokrates ist seine vorgebliche Unwissenheit. Kriton soll die Kosten hergegeben haben, ihn von einer ansehnlichen Anzahl von Lehrmeistern und Lehrmeisterinnen unterrichten zu lassen; und gleichwohl blieb Sokrates, seinem eigenen Vorgeben nach, unwissend. „Das Loos der „Unwissenheit und die Blösse derselben", sagt unser angenehmer Schriftsteller, „macht eben so unversöhnliche Feinde, als die Überlegen„heit an Verdiensten und die Schau davon. War Socrates wirklich „unwissend; so muste ihm auch die Schande unwissend seyn, die „vernünftige Leute sich ergrübeln, unwissend zu scheinen".

Die Erläuterungen, die der Verf. von diesem sonderbaren Geständnisse des Sokrates giebt, sind so gründlich, so sehr in dem Charakter des Sokrates, daß sie einen vertrauten Schüler desselben verrathen, der ihm sogar einen Theil seiner glücklichen Unwissenheit abgelernt hat. Ich muß heute wider meine Gewohnheit bloß abschreiben; ein ander Mal will ich Glossen machen, wenn ich einen schlechtern Autor vor mir habe. — Nachdem der Verf. die Unwissenheit des Sokrates mit dem Orakelspruche sowohl als mit der Überschrift des Tempels verglichen, und nach Anleitung der bekannten „Apologie des Sokrates" dargethan, daß ihn das Orakel nur deswegen den weisesten unter allen Sterblichen genannt, weil er sich selbst kennt, und weiß, wie wenig er weiß; so fährt er fort, diesen Wahlspruch des Weltweisen aus einem andern Gesichtspunkte zu betrachten, nämlich so, wie er sich dessen gegen die Sophisten seiner Zeit bediente.

„Wir wollen annehmen", heißt es, „daß wir einem Unbe„kannten ein Kartenspiel anböthen. Wenn dieser uns antwortete: „Ich spiele nicht; so würden wir dieses entweder auslegen

„müssen, daß er das Spiel nicht verstünde, oder eine Abneigung „dagegen hätte, die in ökonomischen, sittlichen oder andern Grün„den liegen mag. Gesetzt aber ein ehrlicher Mann, von dem „man wüßte, daß er alle mögliche Stärke im Spiel besäße, und „in den Regeln sowohl, als verbotenen Künsten bewandert wäre, „der aber ein Spiel niemals anders als auf den Fuß eines un„schuldigen Zeitvertreibs lieben und treiben könnte; gesetzt dieser „Mann würde in einer Gesellschaft von seinen Betriegern, die „für gute Spieler gelten, und denen er von beyden Seiten ge„wachsen wäre, zu einer Partey mit ihnen aufgefordert. Wenn „dieser sagte: ich spiele nicht; so würden wir mit ihm den „Leuten ins Gesicht sehen müssen, mit denen er redet, und seine „Worte ergänzen können: ich spiele nicht; nemlich, mit sol„chen als ihr seyd, welche die Gesetze des Spiels brechen, und „das Glück desselben stehlen. Wenn ihr ein Spiel anbietet; so „ist unser gegenseitiger Vergleich, den Eigensinn des Zufalls für „unsern Meister zu erkennen; und ihr nennet die Wissenschaft „eurer Finger Zufall, und ich muß ihn dafür gelten lassen, wenn „ich nicht will die Gefahr wagen, euch zu beleidigen, oder die „Schande wählen, euch nachzuahmen. — In diese rauhe Töne „läßt sich die Meynung des Socrates auflösen, wenn er den „Sophisten, den Gelehrten seiner Zeit, sagte: ich weiß nichts. „Daher kam es, daß dis Wort ein Dorn in ihren Augen, und „eine Geissel auf ihren Rücken gewesen. — Die alten und neuen „Skeptiker hingegen mögen sich noch so sehr in die Löwenhaut „der Socratischen Unwissenheit einwickeln, so verrathen sie sich „durch ihre Stimme und Ohren. Wissen sie nichts; was braucht „die Welt einen gelehrten Beweis davon? Ihr Heucheltrug ist „lächerlich und unverschämt. Wer aber so viel Scharfsinn und „Beredsamkeit nöthig hat, sich selbst von seiner Unwissenheit zu „überführen, muß in seinem Herzen einen mächtigen Widerwillen „gegen die Wahrheit derselben hegen".

Dem letzten Grund mehr Nachdruck zu geben, behauptet der Verf. einen Satz, welcher einer Sophisterei nicht unähnlich sieht: „was man glaubt, hat nicht nöthig bewiesen zu „werden, und ein Satz kann noch so unumstößlich bewiesen seyn, „ohne deswegen geglaubt zu werden, — ja man kann den Be„weis eines Satzes glauben, ohne dem Satz selbst Beyfall zu „geben". Wie will sich denn der Verf. Rechnung machen, daß der seinige Beifall erhalten wird? Sokrates hätte sich auf

Anhörung desselben in seinen Mantel eingewickelt, und seinem Schüler selbst entgegengerufen: ich weiß nichts.

Man kann an das schimpfliche Ende dieses ehrlichen Weisen nicht denken, ohne dem menschlichen Geschlechte ein wenig gram zu werden. Der Verf. wird ordentlich bitter, und fügt seinem Werkchen eine Schlußrede an, die eine misanthropische Laune verräth: „wer nicht vom Brosamen oder Allmosen, auch nicht vom „Raube zu leben, und für ein Schwert alles zu entbehren weiß, „ist nicht geschickt zum Dienste der Warheit; der werde frühe! ein „vernünftiger, brauchbarer, artiger Mann in der Welt, oder „lerne Bücklinge machen und Teller lecken; so ist er für Hunger „und Durst, für Galgen und Rad sein lebelang sicher.

„Ist es wahr, daß Gott selbst, wie es in dem guten Be„kenntnisse lautet, das er ableget; ist es wahr, sage ich, daß „Gott selbst dazu ein Mensch wurde und dazu in die Welt „kam, „daß er die Wahrheit zeugen möchte"; so brauchte es „keine Allwissenheit vorher zu sehen, daß er nicht so gut wie „Socrates von der Welt kommen, sondern eines schmählichern „und grausamern Todes sterben würde, als der Vatermörder des „allerchristlichsten Königs, Ludewigs des Vielgeliebten, der ein „Urenkel Ludewigs des Grossen ist. — Plato läßt sich im „2ten Buche seiner Republik eine ähnliche Bitterkeit entfahren. „„Ein Gerechter von dieser Beschaffenheit", legt er seinem Bruder „Glaucon in den Mund, „stehet in Gefahr, sein Leben in „„beständigen Quaalen hinzubringen; gegeisselt, gefoldert, in „„Fesseln geschmiedet, seiner Augen beraubt zu werden, und end„„lich sein elendes Leben auf dem Rade zu beschliessen; um da„„durch zu lernen, daß man nicht gerecht zu seyn, sondern nur „„zu scheinen streben müsse"", u. s. w.

Ich wünsche, daß unser Verf. sein Miniaturgemälde ins Große bringen wolle, damit die edlen Züge desto deutlicher werden, die er jetzt kaum hat anzeigen können.

Aus dem VII. Theil.

I. Den 3 Juli 1760.

115ter Brief.

Der Sohn des Sophroniscus hat dieses Mal mehr als Einen Schriftsteller beschäftigt. Außer den „Denkwürdigkeiten", die ich Ihnen letzthin empfohlen, hat ein gewisser W... „die letzten Gespräche Socrates und seiner Freunde", 32 an der Zahl, geschrieben, und zu Zürich bei Orell u. Co. drucken lassen. Was meinen Sie? 32 sokratische Gespräche! alle von eigener Erfindung, ohne dem Xenophon oder dem Plato im geringsten nachgeahmt zu haben; alle vermuthlich so interessanten Inhalts, als Platons Apologie, Criton und Phädon! denn es sind die „letzten Gespräche Socrates und seiner Freunde"; — was für Erwartung muß ein solches Werk bei einem Menschen erregen, dessen angenehmste Beschäftigung ist, sich von Sokrates zu unterhalten? Was noch mehr? der Anfangsbuchstabe W. und der Ort Zürich schien mir einen Mann zu verrathen, der in Athen nicht anders als in seinem Vaterlande zu Hause ist, und insbesondere beim Plato, so zu sagen, in die Schule gegangen seyn muß; denn wer beruft sich mehr auf die Alten als die Herren Zürcher? und wer unter den Zürchern mehr auf den Plato als Herr Wieland? Mit diesen Hoffnungen schmeichelte mir das Titelblatt, und ich las — aber nicht weit; denn ich fand mich nur gar zu bald betrogen. Unmöglich kann Wieland der Verfasser seyn *); denn Wieland muß wenigstens wissen, wer Sokrates und seine Freunde gewesen, und was ein sokratisches Gespräch sei?

*) Man vergleiche jedoch unten den 124sten Brief, wo M. M. mit ziemlicher Bestimmtheit auf Wieland als den Verfasser hindeutet.

Anm. des Herausgebers.

Stellen Sie sich vor, Sie befänden sich auf einem Parterre (denn Sie müssen wissen, daß diese Gespräche zu einem Trauerspiele angelegt gewesen, und noch jetzt einige Merkmale ihrer vorigen Bestimmung an sich tragen); der Vorhang würde aufgezogen, und ein alter unscheinbarer Mann, „der aus einer „öffentlichen Versammlung des Volks tritt", eröffnete die Scene mit folgenden Worten: „Nicht umsonst hat man mich gewarnet, „als ich vorhatte, in diese ungestüme Versammlung zu gehen, „welche ihre Schmeichler das weise und mächtige Athen betiteln, „die Weisheit aber nur als einen Haufen Aufrührer gegen ihre „geheiligte Gesetze betrachtet. O ihr unsterblichen Götter, mit „welch ehrnen Banden habet ihr den Weisen an den Ort seiner „Geburt geheftet! Beschwerde, Armuth, Verachtung, ja was „noch unendlich schwerer, als dieses alles zu ertragen ist, Toll„heit, Raserey und das Laster selbst" u. s. w. Was dächten Sie wohl, wen dieser lieblose Mann vorstellen will? den Sokrates? O auf diesen wären Sie unmöglich gekommen! Erstlich ist der Sohn des Sophroniscus sein Lebelang in keine öffentliche Versammlung gekommen, und zwar aus sehr triftigen Ursachen, wie er in seiner Apologie sich deutlich genug erkläret; zweitens hat der Weiseste unter allen Griechen sich niemals so harte und lieblose Urtheile erlaubt. Er war menschlich genug, menschliche Schwachheiten zu ertragen; und von der Misanthropie, nach seinem eigenen Ausdrucke, eben so sehr entfernt als von der Misologie. Über Armuth konnte er sich nicht beschweren, denn er hatte sie freiwillig gewählt. „Beschwerden, Armuth, Verachtung"! was für Klagen in dem Munde eines Sokrates! Lieber möchte ich einen Alexander über das Ungemach des Kriegs klagen hören!

Athen nennt der deutsche Sokrates geradeweg einen „Haufen Aufrührer gegen die Gesetze". Wie wild! wie ausgelassen! So allgemein und so unglimpflich hat der griechische Weltweise niemals geurtheilt. „Wenn ich Einem von euch begegne", sagte dieser zu seinen Richtern, die er auf keinerlei Weise schonte, so rede ich ihn an: „vortrefflicher Mann! du bist ein Bürger zu „Athen, in einer Stadt, die an Weisheit und an Macht die „größte und berühmteste ist; und du schämst dich nicht, dein „Dichten und Trachten auf übermäßige Reichthümer, Ruhm und „Ansehen zu verwenden, ohne dich um Weisheit, Wahrheit, und „Besserung deiner Seele im geringsten zu bekümmern?" So

redete der Grieche; und der überstrenge Deutsche sagt, die Schmeichler nennten Athen „die weise und mächtige Stadt".

Das Todesurtheil war ihm schon gesprochen, und Sokrates blieb in der Hochachtung gegen seine Vaterstadt noch so unveränderlich, daß er es für Hochverrath hielt, sich dem ungerechtesten Urtheile seiner Nebenbürger zu entziehen, und für Undankbarkeit, sich darüber zu beschweren. Wer den Criton des Plato gelesen, der weiß, mit welcher göttlichen Beredsamkeit sich Sokrates wider den Crito der Vaterstadt angenommen. Der härteste Ausdruck wider die Athenienser, der ihm in der letzten Stunde entfahren, war dieser: „Simmias! rede mir nicht mehr von den „Athenienſern; denn sie wissen nicht, wer sich nach dem Tode „sehnet, noch wer ihn verdient". „Wir haben jetzt von andern „Dingen zu reden", setzt er hinzu, „χαίρειν εἰπόντες ἐκείνοις".

An dieser Sanftmuth erkenne ich den Weisen, aber nicht an dem Ungestüme, mit welchem ihn Hr. W. zu athenienſischen Vorstehern sagen läßt: „Wenn das Verderben in einem Staate „die Oberhand gewinnet; so ist es eines jeden ehrlichen Mannes „Pflicht, denselben nach allen seinen Kräften zu steuern. Es ist „Hochverrath, wenn er dieses unterläßt", worüber er ihn in der „olge sich noch deutlicher erklären läßt: „Ich rede von dem Vor„zug, welchen die Grossen bey allen Anlässen ihren eigenen An„gelegenheiten über die wahre Wohlfarth des Staats beylegen. „Sie gehen in der Republik auf Beute aus, wie in einem er„oberten Lande, und ein jedes neues Amt, welches sie erhaschen, „ist die Frucht ihrer neuen Arglist, durch welche sie endlich das „gemeine Wesen zu ihrem Eigenthume gemacht haben".

Überhaupt läßt Hr. W. seinen Sokrates bei allen Gelegenheiten die Regierung seiner Vaterstadt tadeln und seinen Freunden und Nebenbürgern mit verhaßten Farben abmalen. Solche Denkungsart möchte einem Cato, einem Brutus, und allenfalls einem Cicero anstehen; aber Sokrates ist mir von einer ganz andern Seite bekannt. Er hütete sich, jemals von öffentlichen Angelegenheiten zu reden, oder von der Staatsverfassung Athens seine wahre Meinung zu sagen. „Vielleicht dürfte es ungereimt „scheinen", sprach er zu seinen Richtern, „daß ich einzelnen Bür„gern nachlaufe, um sie zu vermahnen; und mich noch nie in „eine öffentliche Versammlung gewagt habe, der gesammten „Bürgerschaft zu rathen. Doch ihr wißt, Athenienser! wenn ich „mich in eure öffentlichen Händel gemischt hätte, so wäre es

„längst um mich geschehen gewesen, und ich hätte weder euch „noch mir den geringsten Nutzen gestiftet. Werdet nicht unge„halten, wenn ich die Wahrheit rede. Der macht es gewiß nicht „lange, der sich euch oder einem andern Volke öffentlich wider„setzt, und durchaus in Staatsangelegenheiten keine Ungerechtig„keit oder Unbilligkeit zu dulden gedenkt. Wer für die Gerech„tigkeit streiten und nicht sogleich umkommen will, der muß alle „Staatsangelegenheiten meiden, sich unter Privatleuten halten „und bloß mit Privathändeln abgeben. Ich kann euch hiervon „große Zeugnisse anführen, keine Vernunftgründe, sondern (was „ihr höher schätzt) Begebenheiten" u. s. w.

Unser deutscher Sokrates ist auch weit so unwissend nicht in seinen Augen, als der griechische, gewesen. Die großen Worte Weisheit und Tugend führt er beständig im Munde, redet von sich beständig wie von einer dritten Person: der Weise; ist übermüthig genug, einem Menschen, der ihn eigensinnig schilt, zu antworten: „es ist nur die Schuld der Thoren, wenn „der Weise sonderbar, oder eigensinnig scheinet"; stolz genug, zu einem Priester der Minerva zu sagen: „Ich habe mein ganzes „Leben der Betrachtung der Weisheit geweihet, welche die be„ständige Bemühung der Minerva ist. Ich bin in ihrem ge„heimen, in ihrem vertrautesten Umgange mehr Tage gewesen, „als du vielleicht Stunden in ihrem Tempel zugebracht" (o des unverschämten Prahlers!); und eitel genug, sich von seinen Schülern Elogen vorschmeicheln zu lassen, die ein ehrlicher Mann, ohne zu erröthen, weder sagen noch anhören kann. Plato wollte in seinen Tischgesprächen den Sokrates vom Alcibiades loben lassen. Was für Kunst hat der Mann gebraucht, bei dieser Gelegenheit alle Unanständigkeiten zu vermeiden! Er läßt den Alcibiades halb berauscht in die Versammlung kommen, damit ihm desto mehr Freiheit geziemen und vom Sokrates selbst ge„lassen werden könnte. „Du", spricht er zum Sokrates, „laß „mich ausreden. Ich rede die Wahrheit, und das wirst du mir „hoffentlich nicht verbieten. Wein und Jugend sind beide frei„müthig und lieben die Wahrheit; — laß mich nur ausreden" u. s. w. Diese Anstalten braucht Hr. W. überall nicht. Die Freunde Sokrates sind ihm Leute, die ihren Lehrer vergöttern, und Sokrates selbst ein Mann, der sich nicht ungern vergöttern läßt. — Er wollte seinen Vorgängern, den Platons und

Xenophons, nichts zu verdanken haben; und war vielleicht eigensinnig genug, nicht einmal die Charaktere der Hauptpersonen von ihnen zu borgen.

116ter Brief.

„Die Sprache des Sokrates", sagt Alcibiades beim Plato, „gleicht vollkommen einem hohlen Satyr, der dem Bilde „einer Gottheit zur Schale dient. Wer ihn das erste Mal „reden hört, dem möchte er lächerlich scheinen; denn alle seine „Worte und Reden sind wie in das Fell eines plumpen Sa„tyrs eingehüllt. Er redet von niedrigen und gemeinen Dingen, „und seine Beispiele sind alle aus den Werkstätten verächtlicher „Künstler; also daß Leute, die ihn nicht recht verstehen, über „ihn lachen müssen. Wer aber durch die Schale hindurch bis „auf den Kern dringt, der wird einen großen Sinn, eine innere „Seele gewahr; der findet das Göttliche darinnen, welches vor„treffliche Tugendlehren und höchst nützliche Vorschriften des „Guten und Schönen enthält". Unser deutscher Plato aber, Hr. W., giebt seinem Sokrates eine blumige und stolzirende Sprache, die den plumpen Satyr von außen ganz verläugnet, aber von innen nur desto mehr verräth. Der steife Eigensinn und der unerträglichste Stolz leuchtet aus allen seinen Predigten hervor. Der erhabene Schwätzer mag noch so sehr mit den Worten Tugend und Weisheit um sich werfen, man merkt es, daß der Ehrgeiz noch heimlich in seinem Busen lauert; und seine Unwissenheit versäumt keine Gelegenheit, sich zu zeigen, so sehr er sie zu verhüllen gedenkt.

Hier sind einige Proben von der Sprache und zugleich von der Denkungsart unseres Sokrates. „Warlich unsere Namen", spricht er zum Euripides, „werden in dem Verzeichniß der Weisen, „der guten Bürger von Athen stehen, wenn die Titel unsrer „mächtigen Spötter unter dem Schutt ihrer prächtigen Pallä„ste einmal verscharret sind. Alle Gewalt, alle unsinnige Gewalt „der Tyrannen ist, mit Ströhmen Blut, die sie vergiessen, nicht „fähig, den Namen eines einzigen Weisen aus den Büchern der „Unsterblichen zu löschen. Die Tugend aber, welche ihm diese „Vorrechte verleihet, ist noch unendlich mächtiger. Sie gebeut

„der Zeit, und lenkt alle Gemüther. Ein Wink von derselben „gilt mehr, als alle Befehle ihrer stärksten Feinde. Wir haben „Freunde und Schüler, die niemals aufhören werden, die geheiligten Rechte der Tugend mit einer göttlichen Beredsamkeit und „einem noch göttlicheren Leben zu vertheidigen. Die Tugend, „welche sie durch ihre weisen Übungen selber ernähren, wird zu „riesenmäßiger Stärke anwachsen. Sie wird mit ihren Machtsprüchen alle niederträchtige Gewalt neben sich zu Boden schlagen. Die Sachwalter des Lasters werden verstummen; und „der falsche, der boshafte Witz wird aus Verweiflung seine freche „Stirne in den Schleyer der abergläubischen Andacht, oder in „die Mine eines ausgelassenen Zottenreissers verstecken müssen". Schön gedacht! die Tugend wird zu riesenmäßiger Stärke anwachsen, wird das Laster zu Boden schlagen, und keinen falschen Witz neben sich dulden, als denjenigen, welcher entweder heuchelt oder Zoten reißt! Welcher Triumph für die Tugend!

In einem Monologe declamirt Sokrates: „O unschätzbares „Kleinod meines Lebens, göttliche Tugend! Wie unwidertreiblich „ist deine Gewalt! Die Verspottung ist wie der Stich einer „Natter, deren Gift alle Nerven durchdringt" (nicht doch! die Nerven eines Sokrates sind gegen Verspottung ganz unempfindlich; die Liebe zur Weisheit vergleicht er beim Plato mit einem Nattersticke; denn sie durchdringt das Innerste des Menschen, und läßt ihm keine Ruhe); „und dennoch vermag sie nicht, den „Weisen zu einer einigen niederträchtigen That zu bewegen. „Gehet, ihr Bezwinger der Städte, und zeiget eine Standhaftigkeit, die einer solchen gleiche. Ihr gebraucht zehn tausend „Hände, und noch so viel Rüstzeuge, eine schwache Mauer niederzureissen. Der Tugendhafte aber bedarf nur sich selbst, „nur die Kräfte seines Verstandes und Gemüths, und seine „Seele, das unveränderlichste unter allen Geschöpfen, um das „Laster, die scheußlichste unter allen Bestien, zu bezähmen". Und was meinen Sie, von welcher göttlichen That jetzt Sokrates zurückkommt, daß er sich ein solches Triumphlied singt? Er hat sich mit dem Aristophanes gezankt; der Comödienschreiber hat gespottet, und der Weltweise geschimpft. — Doch ich bin Ihnen von dieser Unterredung des Sokrates mit dem Aristophanes eine ausführlichere Nachricht schuldig.

(Der Beschluß folgt.)

II. Den 10 Juli 1760.

Beſchluß des 116ten Briefes.

Wem der feine ironiſche Geiſt des Sokrates nicht unbekannt iſt, der wird allezeit vermuthen, Ariſtophanes ſelbſt würde gegen ihn in einem Wortkampf den Kürzern ziehen. Anfangs würde zwar das laute Gelächter auf der Seite des Comödianten ſeyn, und Sokrates würde nachgeben; zuletzt aber müßte ſich der luſtige Ariſtophanes ſo in die Enge getrieben ſehen, daß er entweder beſchämt daſtehen, oder die Laune verändern und böſe werden müßte. Dieſen Ausgang hätte ich mir von der Unterredung des Sokrates mit dem Ariſtophanes verſprochen. Allein was für eine elende Figur läßt Hr. W. ſeinen Sokrates machen! Sein Ariſtophanes iſt zwar ein ziemlich ſchaler Spötter, dem weder Witz noch Einfall zu Dienſte ſind; allein ſein Sokrates iſt noch weit abgeſchmackter. Hier iſt ein Auszug aus dem Geſpräche.

Ariſtophanes.

„Iſt es einem geringen Dichter erlaubt, von dem Könige „der Athenienſiſchen Weiſen ein Verhör zu empfangen, ſo wolleſt „du, Socrates! mir eine Bitte gewähren, die ich ſchon lange bey „dir abzulegen im Sinne hatte. Ich möchte gern in meiner „Kunſt vollkommen ſeyn, und ich weiß zu dieſer Abſicht kein „eigenthümlicheres Muſter, als deine Perſon und ganzes Betragen auszuwehlen. — Ich würde mein ganzes Theater um „eine Perſon geben, die mit einem Angeſicht, wie das deinige „iſt, ein ſolches ſteifes Weſen, eine ſolche ernſthafte Gravität „zu verbinden wüßte. Das Lächerliche giebt niemals mehr Beluſtigung, als wenn es neben dem übertriebenen Stolze ſtehet „oder ſolcher ſelber iſt“.

Wie armſelig! Sokrates mußte mit einem ſo unwitzigen Luſtigmacher nothwendig Mitleiden haben, oder über ihn lachen; allein Hr. W. läßt ihn ſteif und gravitätiſch antworten:

„Es iſt wahr! Ariſtophanes, du weiſt deine Kunſt noch „nicht aus dem Grunde, weil du ſie an dem unrechten Ort

„anwendest, wo die gemeine Anständigkeit der Sitten dir dieses „Spiel verbietet".

Aristophanes.

„Verzeihe mir, Socrates, daß ich mich bey deinem Antlitz „ein wenig geirret habe; ich glaubte einen Mimum zu sehen". (Dieß paßt vortrefflich auf die Antwort des Sokrates! Hr. W. dialogirt meisterhaft!) „Man muß selber einen Dämon besitzen, „wenn einem die Tugend dabey zu Sinne kommen soll. Wenn die „Weisheit in einer solchen Gestalt erschiene, so müßte man einen „dichten Schleyer über sie werfen, damit solche niemand an statt „eines Hermas oder Priapus aufstellen möchte".

Konnte der griechische Sokrates über diese Zunöthigung sich entrüsten? Gewiß nicht! Sein Geliebter und Lehrjünger hat ihm sehr oft gesagt: „du siehest der Bildung nach völlig so aus, „wie der Satyr Marsyas". Er selbst hat einem Gesichtsdeuter eingestanden, daß er eine unglückliche Physiognomie habe, und seiner Gesichtsbildung nach für den niederträchtigsten Menschen zu halten sei. Doch Hr. W. läßt seinen Weisen alle Contenance verlieren. Wie ungeberdig er sich stellt!

Socrates.

„Die Schönheit des Körpers, o Aristophanes, ist ein zwey„deutiges Kennzeichen der Tugend und Weisheit. Die Seele hat „Schönheiten, die ihr eigenthümlich sind, und nur von denen „gesehen werden, welche durch die schwarzen Wolken der sicht„baren Dinge bis in das Heiligthum der Götter hindurch schauen. „Ein solches Gesicht aber verleihen dieselben keinem, der durch „einen liederlichen Leichtsinn sich ihres seligen Umgangs unwürdig „macht".

Nach einem langen Wortwechsel über die Pflicht des komischen Dichters, der von der einen Seite mit Bitterkeit und von der andern mit Niederträchtigkeit geführt wird, fährt endlich Sokrates fort:

„Die schöne Tugend, welche einem jeden Weisen Ruhe „und sanfte Bewußtheit seiner guten Thaten zuwinkt, wird un„ter dem wilden Getümmel der gröbern Leidenschaften gänzlich „aus den Augen verlohren. Wie unersetzlich aber ist dieser Ver-

„lust! Welch ein unendlicher Unterschied der frohen Ehrlichkeit, „mit leisen, aber sichern Schritten in seinem ganzen Leben zu „folgen, oder sich in den Netzen seiner eigenen Schalkheiten und „Verstellungen zu verstricken! Über wen meinest du, Dichter, „daß die Götter mit mehrerer Verachtung herabschauen; über eine „Welt, da das Gute sich zu dem Bösen nach dem genauesten „Ebenmaaß verhält; oder über einen Taumelnden, dessen Leichtsinn grösser denn alle Ungereimtheiten der Welt ist?" Verstehen Sie dieses prächtige Geschwätz? Ich nicht, und Aristophanes muß es eben so wenig verstanden haben, denn er versetzt darauf:

Aristophanes.

„Ich glaube, daß ein philosophischer Schwärmer, nach dem „Urtheil des Minos selbst, in dem Quartier der glückseeligen „Thoren den obersten Platz verdiene"; eine Antwort, die auf das Vorhergehende so wenig zu passen scheint, daß Sokrates wohl thut, eben so einmal à propos zu erwiedern:

Socrates.

„Du redest, als wenn die Rachgöttinnen dich schon hier „auf Erden zu ihrem Geheimschreiber erwehlet hätten; ich glaube „aber gewiß nicht, daß sich ein Comicus zu diesem Berufe „schickte".

Aristophanes.

„Ich vermag vielleicht, ohne diese Stelle zu haben, manchen „Aufgeblasenen mit leichter Mühe vor mir zittern zu machen".

Socrates.

„Die Stralen, welche aus einem comischen Theater her„vorbrechen, können die Gedanken desjenigen nur nicht zerstreuen, „der bey des Jupiters seinen unbeweglich stehet". Abenteuerlicher konnte ihn Aristophanes in den „Wolken" selbst nicht sprechen lassen!

Sie setzen ihre Unterredung fort; ich aber will hier abbrechen, und Ihnen nur noch den Schluß dieses seltsamen Auftritts hersetzen:

Aristophanes.

„Mein gröster Fehler, o Socrates, ist, daß ich aus einem
:sonnenen Mitleiden gegen unglückliche Thoren dieselbe bey
benen Anlässen nicht derbe genug durchziehe. Ich verspreche
daß ich gewiß das nächste mal nicht in diesen Fehler fallen
e".

Socrates.

„Du wirst einen gesetzten Muth vor dir finden, an dem
ganzer lasterhafter Witz stranden wird".

Aristophanes.

„Das Urtheil der Menge wird es ausmachen, wie wohl
übel er angebracht ist". Er tritt ab, und Sokrates hält
Standhaftigkeit eine Lobrede, die ihr desto schmeichelhafter
muß, je weniger sie dieß Mal Lob verdient. Sie haben
Monolog bereits gelesen.

117ter Brief.

Hat Hr. W. seine Gespräche nicht für die Schaubühne zu-
n können, warum suchte er nicht wenigstens die große Ma-
m Dialogiren zu erreichen, die wir an den Alten bewun-
Sie wußten einen Discurs mit vieler Geschicklichkeit, aber
natürlich, herbeizuführen, die Materie unter die unterredenden
nen glücklich zu vertheilen, jede Person charaktergemäß
n und gelegentlich sprechen zu lassen; und gleichwohl war
ugenmerk auf das Ganze mit gerichtet. Die Einheit des
weckes fügte die mannigfaltigen Theile so glücklich an einan-
daß man dem Faden der Unterredung ohne Verwirrung
, und den Weg, den man zurückgelegt, ganz übersehen
e. — Sokrates hatte seine eigene Weise. Er wußte
Gegner durch geschickte Umwege dahin zu locken, wo er
aben wollte; und wenn ein Mißtrauen entstand, so erlaubte

er ihm zurückzukehren, um, wenn er es für nöthig findet, sich besser vorzusehen. Seine größte Kunst aber setzte er darein, die wichtigen Lehren, davon er überzeugen wollte, in ihre Elementartheile aufzulösen; so wie man die harten Speisen zerhackt, um sie für schwächliche Magen etwas verdaulicher zu machen. Er fing sodann von dem Bekanntesten an, das sein Gegner einzuräumen nicht umhin konnte, lockte ihm ein Geständniß nach dem andern ab; und ganz unvermerkt befand er sich am Ziele.

Es gehört freilich kein gemeines Talent dazu, sich diese Manier zu eigen zu machen; und da sie einem Cicero nicht sonderlich gelungen, so steht es einem Neuern weit weniger zu verdenken, wenn er unglücklich darin ist. Allein ein Verfasser „sokratischer Gespräche" muß wissen, was sein Gegenstand von ihm fordert, und was für Vorgänger er gehabt, mit welchen man ihn nothwendig vergleichen muß. Hat Hr W. aber die Gefahr dieser Vergleichung eingesehen, so verdient seine Nachlässigkeit im Dialogiren nicht die geringste Nachsicht. Doch was rede ich von Nachlässigkeit? Hr. W. scheint von der Kunst zu dialogiren nicht den mindesten Begriff zu haben. Sie finden in seinen 32 Gesprächen nicht nur keine Spur von der feinen sokratischen Manier, sondern Sie werden die gemeinsten dialogischen Tugenden vermissen, ohne welche ein Gespräch weit langweiliger wird als der langweiligste Discurs. Alle Personen unsers Verfassers lehren aus Einem Tone; die Charaktere sind ohne Leben, die Gesinnungen ohne Wahrheit, und der Ausdruck ohne Natur. Zum Unglück hat er seine, so schon ungelenkige Sprache durch eine Menge poetischer Blümchen noch weit unnatürlicher gemacht.

Sie wissen doch, was ich hier unter poetischen Blumen verstehe? Nicht die feurige Sprache eines Weltweisen, den die Wahrheit begeistert hat! nicht die strömende Beredsamkeit, die aus dem Herzen quillt und sich ins Herz ergießt! Ich müßte weder den Plato noch den Shaftesbury kennen, wenn ich diese tadeln wollte. Ich rede von dem schwerfälligen, neumodischen Styl, durch welchen sich unsere Prosaschreiber ein Ansehen zu geben glauben; von der seltsamen Gewohnheit, die gemeinsten Gedanken in einem Schwall von prächtigen Worten gleichsam zu ersticken, um den Leser weiß zu machen, er habe was wichtiges gelesen; diese Schreibart ist, um mich mit Dr. Young

uszudrücken, für alle übrige Arten von Prosa eine böse Krank-
eit, für das Gespräch aber der völlige Tod.

Sie haben in meinen vorigen Briefen einige Proben von
er Schreibart und vom Dialogischen des Hrn. W. gesehen.
Leichen diese nicht zu, meine Kritik zu rechtfertigen? Hier sind
och einige!

Gleich im ersten Gespräche sagt Antisthenes zu seinem
ehrmeister: „Du allein, o Socrates, hast mich zum Menschen
gemacht! Daß mein Gemüth, wie ein diamantner Fels, allen
Wellen des Unglücks Trotz bietet, bin ich nicht meinem leib-
lichen Vater, sondern dir und deiner wunderbaren Kunst allein
schuldig, die das härteste Gemüth und meinen eisernen Sinn
deiner göttlichen Gewalt unterworfen. Du hast meine Seele
mit Standhaftigkeit als mit einem Panzer von geschliffenen
Stahl gegen alle Anfälle des Unglücks ausgerüstet. Ich bin
ein Held und ein Überwinder meiner selbst, und aller widrigen
Sorgen, unter deiner Anführung geworden". Was für Tau-
ologien! diamantner Fels, das härteste Gemüth, eiserner Sinn,
anzer von geschliffenem Stahl, wunderbare Kunst, göttliche
ewalt, Wellen des Unglücks, Anfälle des Unglücks, ein Held,
n Überwinder u. s. w.! Ich öffne die mit Schnörkel gezierte
chale, um die innere Gottheit zu suchen; allein wie klein, wie
nansehnlich ist diese! Der ganze Gedanke ist: von dir, o So-
rates, habe ich gelernt, das Unglück geduldig ertragen. Kann
er Contrast lächerlicher seyn? — Doch Antisthenes hat ausge-
edet, Aristippus fängt an:

„Und ich war in die Pfützen der Wollust, in diese uner-
gründlichen Moräste, unabhebbar versunken; wenn nicht dein
starker, dein durchdringender Ruf zur Weisheit, mich annoch
auf den Pfaden einer gewissen Mässigung erhielten. Oft thut
meine Seele, noch izt vergebliche Versuche auf dem Scheidweg
der Sitten, die Vorschrift der Weisheit zu erwählen. Wenn
das Laster mit einem Sirenengesang mich durch die feinern
Lüste der Sinnen zur Wollust verführet, so glitschte ich oft
auf die Wege dieser Ergötzlichkeiten, und falle durch die schlipf-
rige Exempel der Grossen". — Auch Aristippus hat ausgeredet,
nd Euclides von Megara hebt an:

„Unsere Waffen sind gegen die schlauen Sophisten unüber-
windlich geworden, seitdem wir dieselben nach deiner Anleitung,
o Socrates, bestritten. Sie schiessen ihre spitzigen Pfeile ver-

„gebens gegen uns los, wenn wir deine bewährte Lehrart den„selben als einen Schild der Minerva entgegen halten. Alle „Sophisten versuchen umsonst ihre Kräfte an dieser göttlichen „Weisheit, und ihre ganze Redekunst wird darüber zu schanden".

Sie sehen! diese Herren sind blutarm an Gedanken, allein sie wissen zu wirthschaften. Sie wärmen denselben Kohl zu verschiedenen Malen auf, um ihr Gehirn nicht in neue Kosten zu setzen. Diese Kunst haben sie vermuthlich von der göttlichen Rednerinn Aspasia gelernt, die des Sokrates Lehrmeisterinn in der Beredsamkeit gewesen; denn diese weiß mit ihrem kleinen Gedankenvorrath noch sparsamer umzugehen. Lesen Sie, wenn Ihre Geduld noch nicht ermüdet ist, und zählen Sie, wie viel Mal derselbe Gedanke wiederholt wird! — Sie redet mit dem Aristophanes. „Socrates Geist", spricht die beredte Dame, „machet der menschlichen Natur Ehre. Er ist bis zu der Quelle „aller Schönheit, bis zu dem erhabensten Begrif der Vollkom„menheit gedrungen. Weil er seine Begriffe in gewisse allge„meine Classen oder Regeln zu setzen gewußt; (1) so hat er „nicht die bunte Mannigfaltigkeit eines Wizlings. (2) Nicht „eine blosse, sinnliche und flüchtige Schönheit giebt bey ihm den „Ausschlag über das wahrhafte Schöne. Er ruhet in seinen „Unternehmungen nicht, bis er die absolute Nothwendigkeit der„selben eingesehen. (Was will die Frau hiermit sagen?) „(3) Sein Witz ist keine Cokette, welche von einem Vorwurf zu „dem andern schwärmet. (4) Er gleichet keinem Schmetterlinge, „welcher nun auf kurze Zeit eine Gestalt annimmt, und sie „denn wiederum verläßt. (5) Genien, welche solchen vielfarbig„ten Mücken gleichen, flattern nur auf den Blumen, und ver„kennen die grössern Schönheiten der Natur. Sein Witz ist „von einer höhern und bessern Art. Er verbindet nehmlich die „Lilien und Rosen der lächelnden Jugend mit allem Anstand des „reifern Alters. Nur Genien, welche (6) mit einer beständigen „Unruhe herumflattern, verkennen die vollkommenere Schön„heiten" u. s. w. Die ewige Schwätzerinn! will sie hier Exercitia machen, daß sie einen elenden Gedanken so oft variirt?

Doch schade für die Pedanten! hier ist ein Mann, der zu leben weiß. Charicles, ein athenienſischer Vorsteher, redet den Sokrates an!

„Da ich wegen Geschäften dieses Quartier der Stadt be„suchen mußte, konnte ich nicht umhin, unsern berühmten

„Socrates zu besuchen, um seiner Gesundheit Nachfrage zu hal„ten". Sehen Sie? der ist höflich. Er grüßt: guten Morgen, Herr Sokrates! Wie befinden Sie sich? Allein, als ein Athenienser, weiß er dem Complimente eine Wendung zu geben. „Seiner Gesundheit Nachfrage zu halten", ist weit edler, als: „wie befinden Sie sich?" — Der gute Sokrates muß dergleichen Complimente niemals gehört haben, denn er wird ungehalten, und antwortet: „du hast, o Edler, weit gröſsere Be„mühungen, als daß du dich im Ernst um einen gemeinen „Bürger bekümmertest, der seine Ehre stets und allein in eine „verachtete Tugend gesetzet". Das heißt vielleicht: „du bist, o „Edler, ein Vorsteher zu Athen; und es ist deines Amts gar „nicht, dich nach Gesundheiten zu erkundigen. Doch wenn du „auch ein Arzt oder ein Apotheker wärest, so wisse, daß ich ein „armer Bürger bin, der die Visite nicht bezahlen kann; denn ich „setze meine Ehre und mein Vermögen in eine verachtete Tugend, „und damit dürfte dem Arzt wohl nicht gedient seyn". So möchte man die Antwort des Sokrates auslegen.

(Der Beschluß folgt.)

III. Den 17 Juli 1760.

Beschluß des 117ten Briefes.

In der Folge geräth sowohl der Vorsteher als der Weltweise in Hitze; allein ich glaube, Sie werden den Hrn. W. von der solennen tragischen Seite nun zur Genüge kennen. Ich habe kaum so viel Platz, Ihnen noch eine Probe von dem komischen Genie dieses Schriftstellers mitzutheilen; und zwar aus einer Unterredung des Sokrates mit seinem Hauskreuze, der Xantippe.

Xantippe.

„So hat einmal, du alter Tollkopf, Athen dich nach Ver„dienst belohnt, und dir deinen eigensinnigen Stolz stark genug

„gebrochen. — Ich kann einen solchen nichtswerthen, ver„schmäheten Mann nicht mehr vor mir sehen". (Sie stößt ihn von sich weg.)

Socrates.

„O Weib! Es kann niemahls eine wahre Schande von „der Tugend entspringen", u. s. w.

Xantippe.

„— — Du kannst meinetwegen in alles Unglück hinein„rennen; es ist für deinen eigensinnigen Kopf kein Schade. „Nur dein armes Weib und Kinder sind zu bedauren, die du, „liederlicher Mann! durch dein albernes Geschwätz" u. s. w. — „Bey allen Göttern! Du bist der ärgste Böswicht!"

Socrates mit Lachen.

„Es scheinet, die Athenienser haben dich bestellet, eine „Furie zu agiren".

Xantippe.

„Warte nur, du aberwitziger Alter. Sie werden dich bald „etwas anders lehren. Ich weiß schon, was ich von meiner „Nachbarin gehört habe".

Socrates.

„Es wäre mir dabey bange, wenn ich Xantippe wäre".

Dieser Zank dauert so lange, bis sich Plato mit in den Handel mischt und seinem Lehrer beistehen will. Als sie dieß hört, stößt sie ihren Mann mit seinen Schülern zum Hause hinaus, und spricht: „Ich kenne euch alle genug; ich weiß, daß „ihr alberne Schüler eines alten, unerträglichen Thoren seid. „Packt euch alle zusammen hinaus!" Antisthenes wundert sich, daß Sokrates mit diesem Weibe so viel Geduld haben kann; und Sokrates erwiedert: „Geduld, Sanftmuth, Mäßigung, o „meine Freunde! wären nichts als leere Worte der Sophisten,

„wenn sie nicht bey wichtigen Anlässen gebraucht werden „könnten. Nur ein Sieg macht einen Prinzen berühmt, wenn „er unverschuldete und unerbittliche Feinde hat. Kein Feind aber „ist so heftig, als der Ursprung aller Feindschaft, nehmlich eine „unordentliche Gemüthsbewegung des andern. Sie richtet auch „so gewiß eine ähnliche Zerrüttung in einem unbereiteten Ge„müthe an, als der Apfel der Eris solches vorzeiten gethan hat. „Der weise also" — O! lassen Sie die Xanthippe wiederkommen; der Mann plaudert zu unerträglich.

118ter Brief.

Ich habe mich tiefer hinein gewagt, und die Schutzrede gelesen, die Hr. W. seinen Sokrates halten läßt. O hätte ich lieber nicht gelesen! Hat es den „nordischen Aufseher" verdrossen, seine Freunde schlecht in Kupfer gestochen zu sehen, so können Sie sich leicht vorstellen, wie es mich gekränkt haben muß, den Charakter dieses ehrlichen Alten so schändlich verhunzt zu sehen. Ich gestehe Ihnen frei, einen so unbändigen, stolzen Mann hätte ich selbst nicht losgesprochen. Der Giftbecher war freilich etwas zu arg, allein zu einem ewigen Gefängnisse hätte ich ihn gewiß mit verdammt; und gleichwohl fühle ich es, daß ich mich für den wahren Sokrates vielleicht aufgeopfert haben würde. So entgegengesetzt sind die Begriffe, die Hr. W. und Ihr Freund sich von der Unschuld machen!

Hr. W. scheint irgendwo gelesen zu haben, Sokrates habe sich mit so viel Muth und Erhabenheit vertheidigt, daß man ihn eher für einen Richter als für einen Beklagten hätte ansehen sollen; und er ging hin, und schilderte einen übermüthigen, hochtrabenden Mann, der vorsetzlicherweise die Gemüther durch seinen Ungestüm noch mehr erbittert; der alle Achtung für seine Richter, für die Vaterstadt, für die Gesetze und für ihre Verweser aus den Augen setzt, und durch seine Aufführung einen großen Theil der Beschuldigungen rechtfertigt, die seine Feinde wider ihn angeschrieben? Wie sanftmüthig und gelassen müssen die Richter seyn, die einen Beklagten, er sei wer er wolle, können sagen hören:

„Findet ihr es nicht höchst unbillig, o ihr Bürger, daß ich, „der ich zu euerm größten Besten alle meine sittlichen Kräfte „angestrenget habe, deswegen den Tod leiden sollte, daß ich euere „unbändigen Leidenschaften nicht zu verbessern, und zu besänf„tigen vermögend gewesen. Wäre ich so glücklich gewesen, euch „mit der Tugend unaufhörlich zu verbinden, so würdet ihr mir „den ersten Platz unter euern Vorstehern einräumen. Nun aber, „da eure Leidenschaften unendlich stärker, als alle meine sittliche „Bemühungen sind, so bestrafet ihr die Grösse euerer Halsstar„rigkeit an mir, euerem Lehrer und Anführer".

Was dünkt Ihnen? Wenn Sie Richter wären, ließen Sie den aufgeblasenen Narren weiter sprechen? Beinahe sollte man glauben, Hr. W. habe eine Satyre auf den Sokrates machen wollen. Androcles sagt ihm, die Richter würden jetzt ein Urtheil über ihn fällen, und er spricht zu den Herumstehenden: „Dieser „Streit der Leidenschaften mit der Tugend wird bald entschieden „seyn. Denn da die Rechtschaffenheit keine andere Waffen, als „ihre eigene Unschuld hat; so darf sie also durch alle ihre Be„harrlichkeit in dem sittlichen Guten nichts anders als den Grimm „der Bösen erwarten. Athen kündiget in meiner Person allen „guten Sitten einen ewigen Krieg an". Alle gute Sitten! zählt Hr. W. die Menschenliebe, Sanftmuth und Bescheidenheit nicht mit zu den guten Sitten? Oder zählt er Menschenverstand nicht zu den Eigenschaften, die ein Sokrates besitzen muß? Welche unwürdige Gesinnungen! Hören Sie, wie Plato seinen Lehrer von dem unbilligen Urtheil denken läßt, das wider ihn gefällt worden. Crito hat die Wache bestochen, und räth seinem Freund, sich die Gelegenheit zu Nutze zu machen und zu entweichen. „Wie? mein lieber Crito", antwortete dieser; „wozu willst du mich verleiten? Wenn ich jetzt im Begriffe „wäre davonzulaufen, und die Republik sammt ihren Gesetzen „erschienen, um mich zu fragen: Sprich, Sokrates! was bist du „Willens zu thun? Bedenkst du nicht, daß dieses uns, den Ge„setzen und dem gesammten Staate, so viel an dir liegt, den „Untergang bereiten heißt? Oder glaubst du, daß ein Staat Be„stand habe und nicht nothwendig zerrüttet werden müsse, in „welchem die Rechtsurtheile keine Kraft haben und von jeder „Privatperson vereitelt werden können? Was kann ich hierauf „antworten? mein Werther. Etwa, daß mir Unrecht geschehen, „und ich das Urtheil nicht verdient, das wider mich gesprochen

„worden? Soll ich dieß antworten? — Crito. Beim Jupiter! „ja, o Sokrates! — Sokrates. Wenn aber die Gesetze er„wiederten: wie? Sokrates, hast du dich gegen uns nicht an„heischig gemacht, alle Rechtssprüche der Republik zu geneh„migen? — Ich würde über diesen Antrag stutzen; allein sie „würden fortfahren: laß dich dieses nicht befremden, Sokrates, „sondern antworte nur; du bist ja sonst ein Freund von Fragen „und Antworten. Sag an, was mißfällt dir an uns und an „der Republik, daß du uns zu Grunde richten willst? Mißfallen „dir etwa die Gesetze der Ehe, durch welche dein Vater deine „Mutter geheirathet und dich zur Welt gebracht? mißfallen dir „diese?" — „Keineswegs, würde ich antworten". — „So „mißbilligst du etwa unsere Weise die Kinder zu erziehen und zu „unterrichten? Ist die Einrichtung nicht löblich, die wir zu die„sem Behuf gemacht, und die deinen Vater veranlaßt, dich in „der Musik und Gymnastik unterrichten zu lassen?" — „Sehr „löblich, müßte ich antworten". — „Du gestehst also, daß du „uns deine Geburt, deine Auferziehung und deine Unterweisung „zu verdanken hast? und folglich können wir dich sowohl als je„den von deinen Vorfahren als unsern Sohn und Untergebenen „betrachten. Ist dem aber also, so fragen wir: kommt dir mit „uns ein gleiches Recht zu? und bist du befugt, uns alles, was „wir dir thun, mit gleicher Münze zu bezahlen? Du wirst dir „kein gleiches Recht mit deinem Vater anmaßen, kein gleiches „Recht mit deinem Gebieter, wenn du einen hast, sie alles, was „du von ihnen leidest, wieder empfinden zu lassen, dich mit „Worten oder Thaten wider sie zu vergehen, wenn sie dir etwa „zu nahe treten; und mit dem Vaterlande und mit den Gesetzen „willst du gleiches Recht haben? Gegen uns willst du dich für „befugt halten, sobald wir etwas wider dich beschlossen, dich „wider uns aufzulehnen? den Gesetzen, dem Vaterlande, so viel „bei dir steht, den Untergang anzurichten? Und du glaubst recht„schaffen zu handeln? du, der du dich im Ernst der Tugend be„fleißigen willst? Stehet es so um deine Weisheit, daß du nicht „einmal einsiehst, daß Vater, Mutter und Vorfahren lange nicht „so ehrwürdig, nicht so hochzuschätzen, nicht so heilig sind? bei „den Göttern sowohl, als bei allen Menschen, welche bei Ver„stande sind, in keinem solchen Ansehen stehen als das Vater„land?" — Sie fahren in diesem Tone fort, und setzen endlich hinzu: „Bedenke, Sokrates! ob du nicht unbillig gegen uns

„verfährst? Wir haben dich gezeugt, erzogen und unterrichtet; „wir haben dich und jeden athenienſiſchen Bürger, ſo viel bei „uns geſtanden, aller Wohlthaten theilhaftig gemacht, die das „geſellſchaftliche Leben gewähren kann; und gleichwohl haben wir „dir und Jedwedem, der ſich zu Athen niedergelaſſen, die Er„laubniß gegeben, wenn ihm unſere Staatsverfaſſung nach einer „hinlänglichen Prüfung nicht anſteht, mit den Seinigen davon„zugehen und ſich, wohin er will, zu begeben. Die Thore von „Athen ſtehen einem Jeden offen, dem es in der Stadt nicht „gefällt; und er kann das Seinige ungehindert mitnehmen. „Wer aber geſehen, wie es bei uns zugeht und wie wir Recht „und Gerechtigkeit handhaben, und dennoch bei uns geblieben, „der iſt ſtillſchweigend einen Vertrag eingegangen, ſich alles ge„fallen zu laſſen, was wir ihm befehlen; und wenn er unge„horſam iſt, ſo begeht er eine dreifache Ungerechtigkeit. Er iſt „ungehorſam gegen ſeine Eltern, ungehorſam gegen ſeine Zuch„und Lehrmeiſter, und er übertritt den Vertrag, den er mit uns „eingegangen". — Wo gerathe ich hin? die vortreffliche Stelle hat mich ſo bezaubert, daß ich aufzuhören vergaß. Wie verdrießlich muß es auch ſeyn, vom Plato auf Hrn. W. zurückzufallen!

Sehen Sie, mein Herr W., ſo war Sokrates geſinnt, und ſo hätten Sie ihn ſchildern müſſen, wenn wir ihn im Bilde hätten erkennen ſollen. Die Ähnlichkeit, der Geiſt, die Grazie, alles iſt unter Ihren Händen verſchwunden. Haben Sie zum Unglück den Plato niemals geleſen, ſo hätten Sie wenigſtens vom Diderot lernen können, wie ſchwer es iſt, dieſen Charakter in ſeiner ganzen Würde auf die Bühne zu bringen. „Welche „Beredſamkeit", ſpricht dieſer in ſeiner Abhandlung von der dramatiſchen Dichtkunſt, „wird dazu erfordert! welche tiefe Einſicht „in die Weltweisheit! welch Naturell! welche Wahrheit! Man „faſſe den feſten, einfältigen, ruhigen, heitern und erhabenen „Charakter des Philoſophen nur recht, und man wird bald mer„ken, wie ſchwer er zu ſchildern iſt. Alle Augenblicke werden „ſich die Lippen zum Lächeln verziehen, und die Augen voll Thränen „ſtehen! Ich würde vergnügt ſterben, wenn ich dieſes Werk ſo aus„geführt hätte, als ich mir es vorſtelle". — Wer ſo lebhaft von ſeinem Vorwurfe durchdrungen und ſo gründlich von den Schwierigkeiten deſſelben unterrichtet iſt, der kann unmöglich etwas ganz ſchlechtes hervorbringen.

119ter Brief.

Ich bekomme Lust, Ihnen den Plan mitzutheilen, den Diderot zu einem Trauerspiel über den Tod des Sokrates entworfen. Zum Glück haben wir eine vortreffliche Übersetzung von dem Theater dieses philosophischen Kopfes, die meiner Bequemlichkeit sehr zu statten kommt. Diderot ist ein einsichtsvoller Kunstrichter, dem es weder an Genie noch an Geschmack fehlt, und der Herzhaftigkeit genug besitzt, den betretenen Weg zu verlassen, welcher öfters mehr von dem Vorurtheil als von der Vernunft gebahnt worden. „Ich möchte wohl sagen", spricht der Übersetzer in der Vorrede, „daß sich nach dem Aristoteles, kein „philosophischerer Geist mit dem Theater abgegeben hat, als Er. „Daher sieht er auch die Bühne seiner Nation bey weitem auf „der Stufe der Vollkommenheit nicht, auf welcher sie unter uns „die schalen Köpfe erblicken." — Was von seinen theatralischen Stücken zu halten sei, müssen Sie von den Verfassern der „Bibliothek der schönen Wissenschaften" *) ja nicht auf Glauben annehmen, ob sich gleich die Hrn. darauf beziehen, daß zu Paris eben so geurtheilt worden. Sie wissen, wie viel Pariser die Encyclopädie mit scheelen Augen ansehen; und Hr. Diderot ist einer der vornehmsten Mitarbeiter an diesem großen Werke. Aber dieses können Sie dem Verfasser der Bibliothek sicherer glauben, daß die Schriften des Hrn. Diderot „an vielen Orten „schwehr zu verstehen, und an noch mehrern schwehr, ja fast gar „nicht zu übersetzen sind". Desto rühmlicher ist es für den unbekannten Übersetzer, daß er alle Schwierigkeiten überstanden und eine fast unverbesserliche Übersetzung geliefert hat. Vielleicht habe ich zu einer andern Zeit Gelegenheit, mich mit Ihnen von dem Theater des Hrn. Diderot weitläuftiger zu unterhalten. Jetzt habe ich es bloß mit seinem Plane von dem Tode des Sokrates zu thun.

„Es giebt eine Art von Schauspielen" (heißt es in der bereits angeführten Abhandlung von der dramatischen Dichtkunst), „wo man die Moral gerade zu, und doch glücklich vortragen „könnte. Hier ist ein Beyspiel. Man gebe wohl darauf Achtung,

*) 5ten Bandes 2tes Stück.

„was unsere Richter davon sagen werden; und wenn es ihnen „frostig vorkömmt, so glaube man nur gewiß, daß es ihnen an „Energie der Seele, an der Idee der wahren Beredsamkeit, an „Gefühl und Empfindlichkeit fehle. Ich wenigstens halte dafür, „wenn sich ein Genie dieses Stoffes bemächtigte, es würde un„sern Augen nicht Zeit lassen, trocken zu werden, und wir wür„den ihm das allerrührendste Schauspiel, die allerlehrreichste und „angenehmste Schrift, die man nur lesen kann, zu danken „haben. Ich meyne den Tod Socrates.

„Die Scene ist im Gefängnisse. Man erblickt den Phil„sophen in Ketten und auf Stroh liegend. Er schläft. Seine „Freunde haben die Wache bestochen, und kommen mit an„brechendem Tage, ihm seine Befreyung anzukündigen.

„Ganz Athen ist in Aufruhr, aber der Gerechte schläft. „Von einem unschuldigen Leben. Wie süß es ist, wohl geschlafen „zu haben, wenn man nun sterben soll! Erster Auftritt. „Socrates erwacht; er erblickt seine Freunde, und wundert sich, „sie so früh zu sehen.

„Der Traum des Socrates.

„Sie hinterbringen ihm, was sie ausgerichtet haben. Er „untersuchet mit ihnen, was sich für ihn zu thun schicke.

„Von der Achtung, die man sich selber schuldig ist, und „von der Heiligkeit der Gesetze".

(Der Beschluß folgt.)

IV. Den 24 Juli 1760.

Beschluß des 119ten Briefes.

Das wäre also der zweite Auftritt. Der Stoff zu diesen beiden Auftritten ist, wie Sie sehen, aus dem platonischen Gespräche Crito. Allein er hat durch den Zwang der theatralischen Regeln schon sehr gelitten. Beim Plato schläft der bereits verurtheilte Gerechte, indem die Partheien für und wider ihn ganz Athen in Aufruhr setzen; und er streitet, gleichsam im

Angesichte des Todes, für die Heiligkeit der Gesetze. Diderot aber sah sich genöthigt, um die Einheit der Zeit zu beobachten, alles dieses vor der Verdammung hergehen zu lassen, zu einer Zeit, da der Weltweise noch Hoffnung hatte, von seinen Richtern selbst losgesprochen zu werden. Dieser Umstand benimmt dem Stoff einen ziemlichen Theil von seiner Erhabenheit. Leute, die auf das Costume halten, dürfte vielleicht auch dieses befremden, daß Diderot den Sokrates gleich nach der Anschreibung in Fesseln legen läßt, da doch aus der Geschichte bekannt ist, daß dieses nicht eher als nach der Verurtheilung zu geschehen pflegte. So viel ist zwar gewiß, ohne die Bürgschaft des Crito wäre Sokrates vielleicht gleich nach der Anschreibung in Verhaft gezogen worden; denn als ihn Crito fragt, wie er nach seinem Tode bestattet seyn wollte? kehrte er sich zu den andern Weltweisen, und spricht: „Ich kann diesen Freund, wie ich sehe, gar „nicht überzeugen. Er meynet immer noch, ich würde nach „meinem Tode noch hier im Gefängnisse bleiben, und fragt, wie „er mit mir verfahren soll. Er hat den Richtern Bürg„schaft leisten müssen, daß ich da bleiben werde; seyd „so gut und verbürgt nun wieder bey ihm das Gegentheil; daß „ich nehmlich, sobald der Gift gewürkt haben wird, nicht mehr „hier bleiben, sondern mich davon machen werde". Aber daß die Athenienser einen angeschriebenen Bürger, bevor noch Zeugen wider ihn verhört worden, sollten haben fesseln lassen, scheint fast unglaublich. Doch dieß sind Kleinigkeiten, die man einem Dichter nicht aufmutzen kann! Diderot fährt fort:

„Die Wache kömmt; man nimmt ihm seine Ketten ab.

„Die Fabel von Schmerz und Lust.

„Die Richter treten herein; mit ihnen zugleich die Ankläger „des Socrates und eine Menge Volks. Er wird angeklagt, und „vertheidiget sich.

„Die Schutzrede. Dritter Auftritt.

„Man muß sich hier nach den griechischen Sitten richten; „die Klagen müssen gelesen werden; Socrates muß sich bald an „seine Richter, bald an seine Ankläger, bald an das Volk wen„den; er muß in sie dringen; er muß sie fragen; er muß ihnen „antworten. Man muß die Sache zeigen, wie sie wirklich vor„gefallen ist; und das Schauspiel wird um so viel wahrer, um „so viel in die Augen fallender, um so viel schöner werden."

Recht gut! das ist alles nach den griechischen Sitten; aber nach welchen Sitten ist es, daß die Richter, die Ankläger und das Volk zu dem Beklagten ins Gefängniß kommen, ihn zu richten? Gewiß nach den Sitten des französischen Theaters, das lieber ganz Athen ins Gefängniß schickt, ehe es die Bühne verändern leidet. Der Dichter, der dieses Schauspiel versuchen will, folge meines Erachtens nur immer der Geschichte. Plato sagt, der Gerichtssaal, in welchem Sokrates verurtheilt worden, sei dicht neben dem Gefängnisse gewesen. Diesen Umstand mache er sich zu Nutze; er ziehe einen innern Vorhang auf, und zeige mir die Richter in stiller Erwartung, die Trabanten, die Ankläger in heimlicher Bewegung, und das Volk, das von allen Seiten hinzuläuft. Diese lärmende Scene wird mit der Stille des Gefängnisses vortrefflich abstechen. Er lasse den angeklagten Greis, von der Wache und von seinen Freunden umgeben, etwas entkräftet, aber unerschrocken hinzutreten. Was für ein Gemälde! was für schöne Züge hätte Diderot, dieser Freund von theatralischen Gemälden, nicht hier anbringen können! er, der sonst aus dem alten Herkommen einer Regel nicht viel zu machen pflegt. Doch die genaue Einheit des Orts ist ihm, ich weiß nicht warum, noch einigermaßen heilig.

„Die Richter treten ab; die Freunde des Socrates bleiben, „die Verdammung hat ihnen geahnet, Socrates unterhält sie „und tröstet sie.

„Von der Unsterblichkeit der Seele. Vierter Auftritt. „Er ist verurtheilt. Man kündiget ihm den Todt an. Er „spricht seine Frau und seine Kinder. Man bringt den Gift„becher. Er stirbt. Fünfter Auftritt.

„Es ist ein einziger Aufzug", setzt Diderot hinzu, „der aber, „wenn er wohl ausgearbeitet würde, die Länge eines Stückes „haben dürfte".

Er scheint indessen selbst gemerkt zu haben, daß Sokrates nach diesem Plane allzu spät von seiner Verurtheilung benachrichtigt wird, und daß es besser sei, dem Zuschauer nicht den Angeklagten, sondern sobald als möglich den sterbenden Sokrates vorzustellen. Denn in der Folge derselben Abhandlung entwirft er die letzten Stunden Sokrates etwas ausführlicher, aber nicht nach diesem Plane, sondern völlig nach der Geschichte. „Die „Freunde treten zu ihm herein, da man ihn eben losgebunden

„hatte. Xantippe sitzt neben ihm, und hat eines von ihren „Kindern in den Armen".

Der Philosoph spricht wenig mit seiner Frau. Aber wie viel zärtliches hatte nicht ein weiser Mann, dem das Leben gleichgültig war, über sein Kind zu sagen!

„Die Philosophen treten herein. Kaum erblickt sie Xan„tippe, als sie zu schreyen und sich untröstlich zu stellen an„fängt, so wie die Gewohnheit der Weiber in dergleichen Fällen „ist. Socrates, schreiet sie, heute sprechen dich deine Freunde „zum letzten male. Zum letzten male umarmst du itzt deine „Frau; zum letzten male dein Kind.

„Socrates kehret sich gegen den Crito und saget: Freund, „laß diese Frau nach Hause bringen. Und das geschiehet. Man „ziehet Xantippen fort. Sie will mit Gewalt noch einmal auf „den Socrates zu, reicht ihm den Arm, ruft ihn, zerreißt sich „das Gesicht mit ihren Händen, und erfüllet das Gefängniß mit „ihrem Geschrey. Unterdessen sagt Socrates noch ein Wort über „sein Kind; man trägt es weg.

„Nunmehr nimmt der Philosoph ein heiteres Gesicht an, „setzet sich auf sein Bette, ziehet den Fuß an sich, von dem man „ihm die Fessel abgenommen hatte, reibet ihn sanft, und sagt: „wie nahe grenzen Schmerz und Vergnügen an einander! Wenn „Aesop daran gedacht hätte, welche schöne Fabel hätte er davon „machen können! — Die Athenienser wollen, ich soll abgehen, „und ich gehe ab. — Sagt dem Evenus, wenn er weise ist, „soll er mir folgen.

„Dieses Wort giebt Gelegenheit zu der Scene über die „Unsterblichkeit der Seele. Wer will, versuche diese Scene. Ich „eile zu meinem Zwecke".

Wie nun? Warum macht Hr. Diderot sich hier aus dem Staube? Warum sagt er nicht wenigstens, wie man diese Scene für die Schaubühne zurichten müsse? Ich fürchte, ich fürchte, er hat hier selbst nicht zu rathen gewußt. In der That sind hier zwei Klippen, denen fast nicht auszuweichen ist. Überzeugt Sokrates seine Schüler durch philosophische Gründe, so gähnt der größte Theil der Zuschauer; rührt er die Zuschauer durch seine Beredsamkeit, so bleiben die Philosophen unbefriedigt. Ich sage auch, wie Diderot: „wer will, versuche diese Scene. Ich eile zu meinem Zwecke"

„So wie ein Vater mitten unter ſeinen Kindern ſtirbt, ſo „war das Ende des Socrates mitten unter den Weltweiſen, ſei„nen Schülern.

„Als er aufhöret zu reden, bleibt es einen Augenblick ſtill, „und Crito ſagt zu ihm:

Crito.

„Was haſt du uns noch zu befehlen?

Socrates.

„Daß ihr euch beſtrebet, ſo viel als möglich, den Göttern „gleich zu werden, und alles andere ihrer Vorſorge überlaſſet".

Warum hat Diderot hier ſein Muſter verlaſſen? Crito ſpricht beim Plato: „was haſt du uns ſonſt wegen deiner Kinder oder häuslichen Angelegenheiten zu hinterlaſſen? womit können wir dir zu Dank leben?" Und Sokrates antwortet: „Wenn ihr ſo lebet, wie ich euch längſt empfohlen habe. Ich habe nichts neues hinzuzuthun. Wenn ihr vor euch ſelbſt Achtung habt, ſo werdet ihr zugleich mir, den Meinigen und euch zu Gefallen leben: wenn ihr es auch nicht verſprecht. Vernachläſſigt ihr aber euch ſelbſt, ſo werden die heiligſten Verſprechungen nichts helfen". So weit Plato.

Crito.

„Wie ſoll man nach deinem Tode mit dir verfahren?

Socrates.

„Crito, wie ihr wollt? wenn ihr mich anders habt.

„Hierauf blickt er lächelnd auf die Philoſophen, und ſetzt hinzu:

„Ich mag machen, was ich will, ich werde unſern Freund „doch nie überreden, den Socrates von ſeiner Hülle zu unter„ſcheiden.

„Indem tritt der Trabante der Eilfmänner herein, und „nahet ſich ihm ohne zu reden. Socrates fragt ihn:

Socrates.

„Was willſt du?

Der Trabante.

„Dich auf Befehl der Obrigkeit erinnern — —

Socrates.

„Daß es Zeit ist, zu sterben. Mein Freund, wenn das „Gift bereitet ist, so bring es her, und sey willkommen.

Der Trabant.

(indem er sich umkehret, und weinet.)

„Andre fluchen mir, und dieser seegnet mich.

Crito.

„Die Sonne glänzet noch auf den Bergen.

Socrates.

„Der mag zaudern, der mit dem Leben alles zu verlieren „glaubt. Ich hoffe zu gewinnen".

Nach Platons Erzählung wurden allhier die drei Kinder des Sokrates hereingeführt, zwei kleine und ein erwachsenes. Es kamen auch einige von seinen Hausweibern, vermuthlich um nach alter Gewohnheit, wenn er gestorben seyn würde, den Leichnam zu waschen. Sokrates redete mit seinen Kindern, sagte ihnen, was er noch zu sagen hatte, und schickte sie mit den Weibern weg. Doch Diderot hat vermuthlich nicht für gut befunden, diesen Umstand zu gebrauchen.

„Nunmehr tritt der Sclave mit dem Gifthecher herein. „Socrates nimmt ihn, und sagt:

Socrates.

„Guter Mann, was muß ich thun? Du wirst das wissen.

Der Sclave.

„Trinken und auf und nie dergehen, bis du fühlest, daß dir „die Beine schwer werden.

Socrates.

„Dürfte ich nicht einige Tropfen, als ein Dankopfer für „die Götter, vergiessen?

Der Sclave.

„Es iſt gleich ſo viel, als nöthig.

Socrates.

„So mag es bleiben. — Aber ein Gebet kann ich doch „an ſie richten.

„Er hält den Becher in der einen Hand, richtet die Augen „gen Himmel, und ſagt:

„Die ihr mich ruft, o Götter, verleihet mir eine glückliche „Reiſe. — Hierauf ſchwieg er, und trank.

„Bis hieher waren ſeine Freunde ſtark genug geweſen ihren „Schmerz zu verbergen; aber wenn er den Becher an den Mund „ſetzet, können ſie ſich länger nicht halten. Einige verhüllen ſich „in ihre Mäntel. Crito iſt aufgeſtanden, irret in dem Gefäng„niſſe hin und her, und ſchreyet. Andere ſtehen unbeweglich, „betrachten finſter und ſchweigend den Socrates, und Thränen „rollen ihre Wangen herab. Apollodorus hat ſich an dem Fuſſe „des Bettes niedergeſetzet, den Rücken gegen den Socrates ge„kehret, und den Mund in die Hand, ſich des Schluchzens zu „erwehren.

„Mittlerweile gehet Socrates auf und nieder, ſo wie der „Sclave gerathen hat, und in dem Herumgehen wendet er ſich „an jeden von ihnen und tröſtet ſie alle. Zu dem einen ſagt „er: Wo bleibt die Standhaftigkeit? die Weisheit? die Tugend? — „Zu dem andern: deswegen ſchickte ich die Weiber weg". (Dieſer Umſtand bezieht ſich beim Plato auf die Weiber, die zuletzt mit den Kindern des Sokrates gekommen und weggeſchickt worden ſind. Diderot muß entweder die Xanthippe darunter verſtehen, oder vergeſſen haben, daß er zuletzt keine Weiber hat kommen laſſen.) „Zu allen: Was haben mir nun Anytus und Melitus „Böſes thun können? — Wir werden uns wieder ſehen, meine „Freunde. — Wenn ihr euch ſo betrübt, ſo müßt ihr daran „zweifeln.

„Unterdeß werden ihm die Beine ſchwer, und er legt ſich „auf das Bette nieder. Darauf empfiehlt er ſeinen Freunden „ſein Andenken, und ſagt mit ſchwachwerdender Stimme:

Socrates.

„Bald werde ich nicht mehr seyn. — Nach euch werden „sie mich richten. — Werfet meinen Tod den Athenienſern „nicht anders vor, als durch die Heiligkeit eures Lebens.

„Seine Freunde wollen ihm antworten, aber ſie können „nicht; ſie weinen und ſchweigen — Der Sclave, der unten an „dem Bette ſtehet, faſſet ſeine Füſſe, und drücket ſie. Socrates „ſieht ihn an, und ſagt:

„Ich fühle ſie nicht mehr. Einen Augenblick darauf faßt „er ihn an die Schenkel, und drückt ſie. Socrates ſieht ihn an, „und ſagt:

„Ich fühle ſie nicht mehr. Nunmehr fangen ſeine Augen „an zu verlöſchen, ſeine Lippen und Naſelöcher ſich einzuziehen, „ſeine Glieder zu erſtarren. Der Schatten des Todes liegt auf „ihn verbreitet u. ſ. w. — Zuletzt erfolgen Zuckungen, von „denen er mit einem tiefen Seufzer wieder zu ſich kömmt. Er „ruft dem Crito. Crito beugt ſich gegen ihm nieder und So„crates ſagt zu ihm (welches ſeine letzten Worte ſind):

„Crito — bringe dem Gott der Geſundheit ein Opfer. „Ich geneſe.

„Auf dem Cebes, der dem Socrates gegen über ſaß, blie„ben ſeine letzten Blicke hangen; und Crito drückte ihm den „Mund und die Augen zu".

Alle dieſe Umſtände ſind mit den Ausdrückungen aus dem Plato. „Man brauche ſie", ſagt Diderot, „wie man will, aber „man brauche ſie. Denn alle andere, die man an ihrer Stelle „ſetzen wollte, werden falſch und ohne Würkung ſeyn".

Thomſon hat einen Sokrates hinterlaſſen, in welchem von allen dieſen Umſtänden nichts gebraucht worden. Ich weiß nicht, ob das Engliſche nunmehr heraus ſeyn mag; denn ich habe nur die franzöſiſche Überſetzung *) von dem Herrn Fatema geleſen. Einige Genie verrathende Züge ausgenommen, ſcheint mir das Stück weder des Verfaſſers noch des Überſetzers würdig zu ſeyn.

*) Socrates, ouvrage dramatique, traduit de l'Anglois de feu Mr. Thomson. Amsterd. 1749.

VII. Den 14 Aug. 1760.

122ster Brief.

Sobald der erste Theil der Rabe'schen Übersetzung der Mischnah*) zu bekommen war, schickte ich meinem Rabbi, mit welchem ich zu F... Bekanntschaft gemacht habe**), ein Exemplar davon, und bat mir bei Gelegenheit seine Meinung darüber aus. Gestern besuchte ich ihn, um mich mit ihm darüber zu besprechen. Er schien mit der Arbeit des Herrn Caplans sehr zufrieden zu seyn. Ich habe vor der Hand, sprach er, nicht mehr als einige Massichthoth mit kritischen Augen betrachten können. Ich finde hier und da zwar Unrichtigkeiten; allein die Anzahl derselben ist in Betrachtung der zu übersteigenden Schwierigkeiten immer noch sehr geringe. Ich bewundere den Fleiß des Herrn Rabe, und muß gestehen, daß er die Erwartung übertroffen, die man von Ihren Gelehrten in Ansehung einer Wissenschaft, die sie so wenig angeht, haben konnte. Sie wissen, daß ich bei unserer ersten Unterredung zu F.. an der Möglichkeit einer guten Übersetzung der Mischnah zweifelte. In der That schien es fast unglaublich, daß Jemand aus bloßer Neubegierde dasjenige für eine Wissenschaft thun werde, was wir aus Religion zu thun gewohnt sind. Ich sehe aber, daß die Wißbegierde Ihrer Gelehrten weiter geht, als ich geglaubt habe; und ich freue mich, daß die Übersetzung dieses uns so schätzbaren Werks in gute Hände gerathen ist. — Sie waren damals begierig, setzte er hinzu, von unserm Talmud einigen Begriff zu haben; und ich war nicht im Stande, Ihnen in einer mün-

*) Mischnah oder der Text des Talmuds. D. i., Sammlung der Aufsätze der Ältesten, und mündlichen Überlieferungen oder Traditionen, als der Grund des heutigen Pharisäischen Judenthums. Erster Theil, Seraim. Von den Rechten und Satzungen dessen was gesäet und gepflanzt wird. Aus dem Hebräischen übersezt, umschrieben und mit Anmerkungen erläutert von Johann Jacob Rabe, Stadt-Caplan zu Onolzbach. Onolzbach, bey Jacob Christoph Posch. 1760. 4°.

**) S. den 35sten Brief (Bd. 4. Abth. 1. der gesammelten Schriften S. 529).

lichen Unterredung genugzuthun. Hr. Rabe scheint in seiner Vorrede den Juden insgemein „die Gabe der Deutlichkeit" abzusprechen. Versteht er dieses von den Juden, welche die Marktplätze besuchen, und vermuthlich in einer ganz andern Absicht zu ihm kommen, als sich über Stellen aus dem Talmud befragen zu lassen; so habe ich nichts dawider. Daß er aber von diesen nicht auf's Allgemeine schließe! Wer deutliche Einsichten hat, wird sich auch verständlich erklären können; — nur daß der Ort, die Zeit und die Gelegenheit solches nicht immer zulassen, wie zum Theil der Fall ist, worin wir uns zu F.. befanden. Nunmehr werden Sie selbst lesen, und sich mit unserer Art zu studiren, so viel sich solche aus der Mischnah abnehmen läßt, bekannt machen können.

Ich gestand ihm, daß ich schon verschiedene Male zu lesen angefangen, aber niemals sehr weit habe fortrücken können. Ich setzte hinzu, man sehe zwar, daß dieses Studium so futil nicht sei, als man insgemein zu glauben pflegt; allein sehr unangenehm ließe sich das Werk doch immer lesen.

So gedulden Sie sich denn, versetzte er, bis der dritte Theil, welcher von den bürgerlichen Rechten handelt, heraus seyn wird. Der Stoff zu den ersten beiden Theilen sind heilige Gesetze, davon Sie, vermöge Ihrer Religion, völlig befreit zu seyn glauben; daher kann eine genaue und weitläuftige Untersuchung derselben, die für uns die heiligste und würdigste Beschäftigung ist, Sie sehr wenig interessiren. Ich stelle mir vor, die gewissenhafte Genauigkeit, mit welcher unsere Rabbinen z. B. von Killajim, oder von Dingen verschiedener Art, die man nicht vermischen darf, handeln, kann Ihnen nach Ihren Grundsätzen nicht anders als langweilig, und zum Theil lächerlich scheinen. Denn ob sich gleich diese Satzungen auf bewährte Schriftsteller gründen, so muß Ihnen dennoch unsere fromme Sorgfalt, alle mögliche Fälle so genau zu erwägen, allzu sehr ins Kleine zu fallen scheinen. Es hält schwer, in dergleichen Fällen seine Grundsätze zu verläugnen und sich in die Denkungsart eines Andern zu versetzen. Verschieben Sie also Ihr Urtheil, bis der dritte Theil zum Vorschein kommt. Mich dünkt, die Grundsätze unsers bürgerlichen Rechts müßten Ihnen nothwendig gefallen. Wenigstens scheint mir schon dieses ein unläugbarer Vorzug an unseren Rechten, daß sie sich durchgehends entweder auf Schriftstellen oder auf mündliche Traditionen gründen, und

dadurch genauer mit unserer Religion verbunden sind. Sie, die Religion, die in dem, was gut und böse, heilig und unheilig ist, unser Urtheil so eigenmächtig lenkt; — warum soll sie nicht auch Recht und Unrecht unterscheiden lehren? — Ich fragte ihn, ob er mir nicht die Anmerkungen mittheilen wollte, die er über die Rabe'sche Übersetzung gemacht hat? — Was ich in der allgemeinen Einleitung, und in einigen Tractaten, die ich aufmerksam durchgelesen, zu erinnern gefunden, versetzte er, habe ich auf ein Blatt gesetzt, und war Willens, Ihnen solches nicht eher zuzuschicken, bis ich das ganze Werk würde durchgegangen seyn. Da ich aber nicht wissen kann, wie lange solches noch anstehen möchte, so nehmen Sie indessen diese wenige Anmerkungen, und machen Sie den beliebigen Gebrauch davon. Bescheidene Erinnerungen, hoffe ich, werden dem Hrn. Rabe nicht zuwider seyn, da er selbst in seiner Vorrede jeden Liebhaber der Wahrheit dazu einladet.

Soll ich Ihnen die Anmerkungen des Rabbi hersetzen? Wenn ich es thue, so geschieht es bloß dem Hrn. Rabe zu Gefallen, dem sie vielleicht nützlich seyn können. Sie mögen immer hier aufhören zu lesen! das Folgende ist weder von mir, noch an Sie, sondern von einem jüdischen Gelehrten an den Hrn. Caplan Rabe, Übersetzer der Mischnah.

In der „allgemeinen Einleitung" S. 7 heißt es: „das „vierte Seder Nesikin, von den Schadenklagen und andern „gerichtlichen Dingen u. s. w., hat in beyderley Talmud eine „Gemara, ausgenommen im siebenten und zehenten Buche; so „fehlet auch dieselbe im dritten Cap. des Tractats Maccoth". Ich vermuthe hier einen Druckfehler; denn das dritte Capitel des Tractats Maccoth hat im babylonischen Talmud eine weitläuftige Gemara, und sie fehlt nur in dem hierosolymitanischen Talmud.

Ebendas. S. 11. Unter den verschiedenen Ausgaben des hierosolymitanischen Talmuds hätte das berühmte Werk unseres hiesigen Rabbi Fränckel vorzüglich erwähnt werden sollen. Es ist bekannt, daß dieser Rabbi den ganzen hierosol. Talmud mit seinem eigenen Commentario und weitläuftigen Noten auf eigene Kosten drucken läßt. Weil das erste Seder bereits 1710 zu Amsterdam mit Noten herausgekommen, so hat er mit dem zweiten Seder den Anfang gemacht, welches 1743 zu Dessau herausgekommen ist. Das dritte ist 1757 zu Berlin

gedruckt worden, und das vierte wird nächstens die Presse verlassen. Das ganze Werk führt den Titel: Korban Haëdah, und ist in der äußerlichen Einrichtung dem babylonischen Talmud vollkommen ähnlich.

So ist auch auf eben der Seite die zehnte Auflage des babylonischen Talmuds vergessen worden, welche 1737, eben so wie die achte, zu Berlin und Frankfurt an der Oder herausgekommen ist. — So viel von der Einleitung.

Tractat II. Peah.

Cap. 3. Mischnah 7. Die Schenkung eines auf dem Krankenbette liegenden, sagt Hr. Rabe, werde für gültig erkannt, „wenn sie gehörig in Besitz genommen worden". Diese Bedingung ist unnöthig. Die Schenkung ist gültig, wenn sie auch gar nicht in Besitz genommen, und dem Kranken nur der Mantelkauf abgenommen worden; worin alle unsere Ausleger übereinkommen.

Cap. 5. M. 3. Begeht Hr. Rabe einen unverzeihlichen Fehler. Topheach heißt nicht eine Handbreit, wie es der Übersetzer giebt, sondern anfeuchtend; maschke topheach, ein anfeuchtendes Naß. Eine Handbreit aber heißt tephach.

Cap. 6. M. 1. Niemals hat sich die Schule Schammai träumen lassen, zu behaupten, was man preis gegeben, gehöre nur für die Armen. Der wahre Sinn ist dieser: die Schule Schammai sagt, was man nur den Armen preis gegeben, sei eben so gut zehntfrei, als wenn es für Jedermann preis gegeben worden wäre. Hr. Rabe hätte dieses aus der entgegengesetzten Meinung der Schule Hillels abnehmen können, die er sehr richtig giebt: „man kann nicht sagen, daß etwas Preiß „gegeben sey, wenn nicht auch die Reichen solches nehmen dürfen".

M. 3. heißt es in der Übersetzung: „eine Garbe, davon „die Muthmassung ist, daß man sie in die Stadt bringen „wollen, ist nicht als eine vergessene Garbe anzusehen". Von der „Muthmaßung" ist hier die Rede nicht. Der Sinn ist dieser: eine Garbe, die man aufgehoben, um sie in die Stadt zu tragen, und hernach auf dem Felde vergessen u. s. w. S. Rabbi Schimschon. Diese Worte schehechesik bo können

unmöglich verdeutscht werden: „davon die Muthmaßung ist", sondern müssen nothwendig heißen: die man ergriffen, aufgehoben.

Cap. 8. M. 3. „Sie (die Armen) sind beglaubt, wegen „Gersten, so lang sie noch in Hülsen ist". Wie kommt Hr. Rabe auf Gersten? Im Texte steht „Gersten von Reiß". Darunter verstehen einige Ausleger: Reiß, so lange er noch in Hülsen ist, und andere: Ähren von Reiß. Gersten aber kann hier unmöglich verstanden werden.

M. 7. Die Armencasse, sagt Hr. Rabe, werde alle „Freitag Abends" ausgetheilt. Nicht doch! das hieße ja die Armencasse am Schabbath austheilen! — Sollte Hr. Rabe nicht wissen, daß ereb schabbath eigentlich Freitag, aber nicht Freitags Abends heiße?

M. 8. „Wenn jemand zweyhundert Sus im Vermögen „hat; soll er nichts nehmen von der Nachlese, Schicheha, Peah, „oder den Armenzehnden. Fehlet ihm aber auch nur Ein Denarius daran, wenn auch tausend Personen auf einmahl ihm „denselben geben, und die Zahl voll machen wollten, darf er „sich des alles bedienen". Ist unrichtig, und soll heißen: wenn man ihm auch für tausend Denarien Nachlese u. s. w. auf einmal geben will, darf er solche annehmen. Hierin liegt der ganze Nachdruck des Satzes: daß ihm erlaubt ist, auf einmal nicht anzunehmen, als ihm zu zweihundert Sus fehlt.

Tractat VII. Maaßroth.

Cap. 3. Mischnah 8. „Wann jemand auf den Baum „hinauf steigt, darf man seinen Geren mit Früchten anfüllen, „und frey davon essen (nur daß man nicht herab in den Hof „steige)". Der ganze Satz ist unverständlich, und soll heißen: „wenn Jemand auf den Baum hinaufsteigt, darf er seinen Geren „mit Früchten anfüllen, und oben frei davon essen (aber nichts „herunter in den Hof mitnehmen)".

Cap. 5. M. 2. „Wenn man Zwiebeln mit den Blättern „ausgerissen, daß die Erde, darinn sie gestanden, daran hangen „bleibt, bleiben sie rein, daß sie nicht können verunreiniget „werden". Wie unrichtig Hr. Rabe hier gelesen, wird er bei einiger Überlegung sehr leicht einsehen. Es ist offenbar, er hat bealehen gelesen, wo er balijah hätte lesen sollen. Der Sinn ist dieser: „wenn Zwiebeln auf einem Fruchtboden liegen und

„(in dem allda befindlichen Schutt) von neuem Wurzel fassen, „so können sie nicht mehr verunreinigt werden". Ein einziges Wort, das er unrichtig punktirte, hat ihn so weit von der Wahrheit abgeführt.

M. 3. „Sind unter dem, was man verkauffen will, „Erstlinge, so nehme man dieselbe zuvörderst heraus, und verkaufe sodann das übrige". Erstlinge heißen sonst die biccurim, wie sie auch Hr. Rabe nicht anders nennt. Hier aber ist die Rede nicht von den biccurim, sondern von reifen und zehntbaren Früchten. In der mehrern Zahl heißen sie bechoroth, Früchte, die früher reif geworden sind; um sie von den eigentlichen biccurim zu unterscheiden.

Tractat VIII. Maasser Scheni.

Cap. 1. M. 1. Es ist nicht erlaubt, den zweiten Zehnten zu verschenken, sagt Hr. Rabe, „weil schenken die Rechte eines „Kaufs hat". Schenken hat sonst keinesweges die Rechte eines Kaufs, indem es die Früchte nicht einmal zehntbar macht (s. R. Jom Tob). Nur hier in diesem Falle, heißt es, soll man das Eigenthum Gottes so wenig verschenken als verkaufen.

M. 5. „Wenn jemand (auf dem Lande) um das Zehen„gengeld aus Irrthum Früchte gekauft, muß der Verkäufer die „Früchte wieder zurück nehmen, und jenem sein Geld wieder„geben. Ist es aber mit Vorsatz wissentlich geschehen; so muß „man sie hinauf tragen, und an dem Orte, den der Herr er„wählt hat, essen. Wenn man sie aber nicht auf diese „Weise geheiliget, muß man sie verfaulen lassen". Abermals fehlerhaft punktirt! Hr. Rabe liest statt mikdasch: mekaddesch, und übersetzt: „wenn man sie aber nicht auf diese Weise „geheiliget", da es doch heißen muß: „wenn aber kein mikdasch oder Tempel vorhanden ist"; daß man also zu Jerusalem keinen zweiten Zehnten essen kann. Derselbe Fehler kommt M. 6. abermals vor.

Cap. 2. M. 3. „Die Schule Hillels sagt, alles was „man damit (mit dem Tiltan vom zweiten Zehnten) vornehme, „dürfe in Unreinigkeit geschehen, ausgenommen, wenn man „denselben gefeuchtet habe". Ist falsch, und soll heißen: „ausgenommen das Einweichen oder Anfeuchten", welches mit unreinen Händen zu thun verboten.

M. 6. „Wenn ein Sela (zwei Seckelstück von Silber), „der von dem zweyten Zehenden ist, mit einem gemeinen Sela „verwechselt worden, daß man nicht weiß, welches der Zehenden „Sela ist (und man will diesen wieder von Jerusalem „hinaus tragen)". Dieser Zusatz ist von R. Bartenura, soll aber eigentlich heißen: „und man will diesen außerhalb Je„rusalem ausgeben". Die Verwechselung des Zehntengeldes mit dem gemeinen Gelde kann sowohl auf dem Lande als in Jerusalem vorkommen; und es ist dem Besitzer in beiden Fällen daran gelegen, sie von einander zu unterscheiden, damit er das gemeine Geld zu Hause verzehren könne. Hr. Rabe hat das Wort lehozie unrecht verstanden.

Cap. 4. M. 13. „Die Schule Schammai lehrt, wenn „jemand, nachdem er die Krüge zugemacht, von einem auf alle „die Hebe geben wolle, müsse er sie alle aufmachen, und in die „Kelter ausleeren; die Schule Hillels aber sagt, es sey genug, „wenn man nur einen aufmache" u. s. w. Ist unrichtig. Die Schule Hillels gesteht, daß man sie alle aufmachen müsse, und geht bloß in Ansehung des Ausleerens von der Schule Schammai ab; welches Hr. Rabe aus der vorgehenden Mischnah hätte abnehmen können, da es ausdrücklich heißt: „wenn die „Fässer zugeschlagen sind, muß man die Hebe von jedem be„sonders nehmen"; worin die beiden Schulen übereinkommen. Übrigens hat Hr. Rabe diese überaus schwere Mischnah glücklich übersetzt; nur wünschte ich, daß er zuletzt, bei der Lehre R. Schimeon's, der Auslegung des hierosol. Talmuds gefolgt wäre, so wie R. Schimschon und R. Bartenura gethan.

Cap. 5. M. 1. „Ein Weinberg des vierten Jahrs wird „mit einem Erdhügel von rother Erde bezeichnet". Daß die Erde eben roth seyn müsse, finde ich bei keinem von unsern Auslegern. Das Wort aedamah kann zwar seinem Ursprunge nach eine röthliche Erde bedeuten, allein in den mehresten Fällen bedeutet es auch jede andere Erde.

Man sieht hieraus, daß Hr. Rabe noch nicht Sorgfalt genug auf seine Übersetzung gewendet. Er meint zwar in der Vorrede, man würde in seinem Werke keine Vergehungen finden, wo er nicht wenigstens einen jüdischen Ausleger dabei zum Fürsprecher möchte aufbringen können. Ich zweifle aber sehr, ob er bei einer von den hier getadelten Stellen die geringste Autorität für sich finden würde. Ich habe keine lateinische Übersetzung der

Mischnah zur Hand, und kann also nicht sagen, in wie weit diese mögen richtiger oder unrichtiger seyn. So viel ich mich aber erinnere zu einer andern Zeit davon gelesen zu haben, dünkt mich die Übersetzung des Hrn. Rabe noch die richtigste und verständlichste unter allen. Die deutsche Sprache ist überhaupt ihrer Biegsamkeit halben geschickter zu Übersetzungen als die lateinische; und Hr. Rabe hat auch die Sache genug verstanden, um sich mehr an den Sinn als an die Worte zu binden.

So weit der Rabbi. — Ich werde ihn öfter besuchen, um ihn, wo möglich, zur Beurtheilung der übrigen Tractate, oder Massichtoth, wie sie der Hebräer nennt, anzuhalten.

VIII. Den 21 Aug. 1760.

123ster Brief.

„Clementina von Porretta, ein Trauerspiel von dem Verfasser der Lady Johanna Gray", sahe ich bei meinem Buchhändler auf dem Tische liegen, und schämte mich, daß ein Anderer einen Plan ausgeführt, den ich längst überdacht und angefangen, aber nicht habe zu Stande bringen können. Jetzt, da mir Herr Wieland zuvorgekommen, will ich Ihnen die Schwierigkeiten entdecken, die mich von der Bearbeitung dieses Plans abgeschreckt haben. Wie vortrefflich Hr. Richardson die Episode von der Clementina behandelt hat, wissen Sie, weiß Jedermann, dem die Werke des Genies nicht gleichgültig sind; und wer einiges Gefühl hat, muß wünschen, diese neue Situation auf der Bühne vorgestellt zu sehen. Dem ersten Anblicke nach sollte nichts leichter scheinen, als die Verwandlung einer rührenden Episode in ein bürgerliches Trauerspiel; und der Vortrag des Hrn. Richardson kommt hier diesem Betruge sehr zu statten. Denn da er so natürlich dialogirt, und so sorgfältig die Geberden seiner unterredenden Personen beschreibt; so wird man verführt zu glauben, er habe nicht nur die Erfindung, sondern auch den größten Theil der theatralischen Ausführung, bis auf die Pantomime sogar, die der Schauspieler zu beobachten hat, über

sich genommen. Dieses glaubte ich, und fing an, den Plan zu entwerfen. Allein ich ward gar bald inne, daß die Dichtungsarten sich so schwer, als die Arten der Natur, eine in die andere umschmelzen lassen. Jede hat ihre wesentliche Bestandtheile, die gleichsam in Rauch aufgehen, sobald man eine gewaltsame Verwandlung mit ihnen vornimmt. Ich will mich erklären, und die Schwierigkeiten stückweise herzählen, die mir aufgestoßen sind, als ich meinen Vorwurf näher zu betrachten anfing.

Erstlich der Charakter des Carl Grandison ist für den Roman unverbesserlich, aber sehr unpoetisch, wenigstens für das Theater höchst unbequem. Ich habe Ihnen schon vor einiger Zeit meine Gedanken über die vollkommen tugendhaften Charaktere eröffnet, und, wie ich glaube, nicht ohne Grund behauptet, daß die Idealschönheit der Dichtkunst nicht nur von der vollkommenen Tugend unterschieden, sondern auch mit derselben schwerlich zu verbinden sei. Damals führte ich meine eigenen Gründe an; jetzt mag der Graf Shaftesbury, dieser große Kenner der Idealschönheiten, für mich reden. „Man wird vielleicht fragen", spricht der Lord *): „wie kommt es, daß der „Dichter" (Homer in seinen beiden Heldengedichten) „nirgend „ein einziges Muster der Tugend, einen vollkommenen Charakter „schildert? — Ich antworte: als Dichter hat er dieses nicht „thun können, ohne verkehrt und falsch zu denken. Nicht das „Mögliche, sondern das Wahrscheinliche, das Vermuthliche muß „sich der Dichter zum Leitfaden wählen. So und nicht anders „gewinnt er die Aufmerksamkeit, und bemeistert sich des innern „Gefühls des Lesers oder Zuschauers, die aus eigener Erfahrung, und aus dem, was in ihrem Herzen vorgeht, am besten urtheilen können. Die vollkommene Tugend ist eine Wirkung der Kunst, der Selbsterziehung, des Zwanges, und der Gewalt gleichsam, die man der Natur anthut. Gemeine Leser „und Zuschauer aber, die bloß Vergnügen suchen, und gern „ihre Leidenschaften und Gemüthsbewegungen wollen erregen lassen, verstehen sehr wenig von der Bezähmung, Milderung „und Verbesserung, dadurch dieses neue Kunstgeschöpf hervorgebracht wird. Der wahre Tugendhafte ist wirklich nichts anders;

*) Characteristics, Vol. III. Miscellany 5. chapt. 1. not.

„denn seine Kunst mag an und für sich selbst noch so natür„lich oder noch so sehr in Natur und Vernunft gegründet „seyn; so ist sie doch allezeit eine Verbesserung, die das ge„meine Gepräge der Natur, den bekannten Charakter des „menschlichen Geschlechtes weit hinter sich zurücklässt. Daher „sind die höchst tugendhaften und vollkommenen Charaktere un„poetisch und falsch. Man muß keine Wirkung zeigen, deren „Ursache unbekannt und unbegreiflich bleiben muß."

Daß sich aber die Vertheidiger der vollkommen tugendhaften Charaktere ja nicht mit der Ausflucht schützen, man könne auch für Leser und Zuschauer aus einer höhern Sphäre dichten, denen diese Verbesserung der Natur kein Geheimniß ist, und die bei dem Dichter etwas mehr suchen als sich zu vergnügen! Lord Shaftesbury ist diesem Irrthume zuvorgekommen. Er hat die Unzulänglichkeit seines ersten Grundes selbst eingesehen, und führt in der Folge andere Gründe an, die den Punkt besser zu treffen scheinen. Die Stelle ist gar zu merkwürdig, als daß ich sie Ihnen nicht ganz hersetzen sollte. Lassen Sie mich immer von meinem Wege etwas abkommen, ich werde schon wieder einlenken. — „Ein Held ohne Leidenschaft", spricht der Lord, „ist so ungereimt, als ein Held ohne Leben, ohne Hand„lung. Giebt man ihm aber Leidenschaft, so müssen auch lei„denschaftliche Handlungen daraus entspringen. Dasselbe he„roische Genie, dieselbe anscheinende Seelengröße, die uns ent„zückt, wenn wir sie sehen, entzückt natürlicherweise auch in „dem Leben und in den Sitten der Großen, die man uns be„schreibt. Der geschickte Zeichner also, der zum Behuf der „Wahrheit dichtet und seine Charaktere nach den Regeln der „Sittenlehre schildert, bemerkt diesen Hang der Natur, und läßt „jeder hohen Gesinnung den ihr eigenen Überschwung, oder die „Neigung, in dem Tone oder in der Art von Leidenschaft, „welche den hervorstechenden und scheinbaren Theil eines jeden „poetischen Charakters ausmacht, zu weit zu gehen. Die Lei„denschaft des Achilles strebt nach solchem Ruhm, den man „durch Waffen und persönliche Tapferkeit erwirbt. Diesem Cha„rakter zu Gefallen verzeihen wir dem edelmüthigen Jünglinge „seine allzu große Hitze auf dem Schlachtfelde, und seinen Jäh„zorn in dem Rathe oder gegen seinen Bundesgenossen, wenn „er beleidigt und aufgebracht wird. Die Leidenschaft des Ulysses „strebt nach solchem Ruhm, den man durch Klugheit, Weis-

„heit und geschickte Unterhandlungen erwirbt. Daher verzeihen wir „ihm sein feines, listiges und betrügerisches Wesen. Der Intriguen„geist, das überkluge Wesen und die allzu fein gekünstelte Politik sind „dem versuchten Staatsmanne, der lauter Staatsmann ist, so natür„lich, als der Jähzorn, ein unüberlegtes und rasches Betragen dem „offenen Charakter eines kriegerischen Jünglings, welcher selten weit„aussehende Absichten hat. Die riesenmäßige Stärke des Ajax und „seine treffliche Kriegesarbeit würde weder so glaublich noch so einnch„mend seyn, wenn ihnen der Dichter nicht zugleich die redlichste Ein„falt und etwas plumpe Gemüthsgaben zugesellt hätte. Wir „bewundern den Agamemnon als einen weisen und edelmüthigen „Heerführer; aber es gefällt uns ungemein, daß der Dichter „den fürstlichen Stolz, das steife und herrische Wesen, welches „diesem Charakter eigen zu seyn pflegt, in seiner Person vorge„stellt, und die üblen Folgen desselben nicht unbemerkt gelassen. „Und hierdurch wird das Übertriebene der Charaktere eigentlich „wieder zurechte gesetzt. Denn indem das Unglück gezeigt wird, „das aus jeder Übertreibung zu entspringen pflegt, so werden „unsere heftig erregten Leidenschaften auf die heilsamste und „wirksamste Weise gebessert und gereinigt. Wer sich nach einem „einzigen Muster oder Original bildet, und wenn es auch noch „so vollkommen ist, bleibt doch nichts mehr als eine bloße Copie. „Wer sich aber Züge aus verschiedenen Mustern wählt, der wird „selbst original, natürlich und ungezwungen. Wir bemerken „täglich in Ansehung der äußerlichen Aufführung, wie lächerlich „der wird, welcher einem Andern, und wenn es auch der ar„tigste Mann wäre, beständig nachahmt. Das müssen kleine „Geister seyn, die nichts als copiren wollen. Nichts ist ange„nehm, nichts ist natürlich, als was original ist. Unsere Sit„ten sowohl als unsere Gesichter müssen, wenn sie noch so schön „sind, in der Schönheit selbst eine Verschiedenheit haben. Eine „allzu große Regelmäßigkeit kommt der Häßlichkeit nahe; und „in einem Gedicht (es sei episch oder dramatisch) ist ein voll„kommener Charakter das größte Ungeheuer, und unter allen „poetischen Erdichtungen nicht nur am wenigsten einnehmend, „sondern auch am wenigsten moralisch, und am wenigsten be„quem, die Sitten zu verbessern. In a poem (whether epick „or dramatick) a compleat and perfect character is the „greatest Monster, and of all poetick fictions not only the „least engaging, but the least moral and improving."

Sehen Sie! so strenge ist Shaftesbury gegen die vollkommen tugendhaften Charaktere in der Poesie. Wer hätte das geglaubt? Shaftesbury! der unsern süßen Schwätzern allezeit die Gewähr leisten muß, wenn sie uns erweisen wollen, daß sie das sittliche Ideal besser zu treffen wissen als Homer, weil ihre Helden tugendhafter sind, als die Helden der Iliade oder der Odyssee, weil ihre Achilles gelassener, ihre Agamemnons demüthiger, und ihre Ulysses aufrichtiger sind.

Was für ein Geschrei erhoben die schweizerischen Kunstrichter nicht wider den Charakter des Philotas, dieses heldenmüthigen Kindes, das, von überschwänglicher Ruhmbegierde entflammt, im Gefecht verwegen, und in der Gefangenschaft verzweiflungsvoll ist? Sie haben ganze Bücher geschrieben, zu beweisen, daß dieser Ehrgeiz übertrieben, und der Charakter des Philotas unmoralisch wäre. Sie haben ihm einen harmlosen Polytimet entgegengesetzt, welcher im Gefechte behutsamer, in der Gefangenschaft geduldiger ist, und den Ausgang der Sache mit Gelassenheit abwartet. Die seltsamen Moralisten! Ich mag die Vertheidigung des Trauerspiels „Philotas" nicht über mich nehmen, und hier ist auch der Ort dazu nicht; aber so viel ist gewiß: was sie an dem Charakter des Kindes bessern wollen, ist höchst ungereimt. Shaftesbury würde ihnen antworten: es ist wahr, meine Herren! Ihr Polytimet macht seinem Vater so viel Kummer nicht, als Philotas dem seinigen. Wenn ich König wäre und mein Prinz würde gefangen, so wünschte ich freilich lieber, daß er dem Polytimet als dem Philotas nachahme. Aber vom Theater lassen Sie mir das altkluge Kind weg. Es ist eine siebzigjährige Seele in einem achtjährigen Leibe, ein poetisches Ungeheuer, das mir das beste Stück verderben könnte. — Philotas hat von dem Ehrgeize etwas zu viel? Lassen Sie ihm dieses „etwas zu viel", das seinem Charakter Natur, Leben und poetische Wahrheit giebt. Ich sage noch mehr: vielleicht würde ich von einem so feurigen Kinde als Philotas nur desto größere Hoffnung schöpfen, als von einem Polytimet, dessen philosophische Gleichmüthigkeit ich für einen Temperamentsfehler halten würde, weil sie der reifern Überlegung, Erfahrung und anhaltenden Übung zuvorgekommen ist. Wenigstens hat Xenophon so gedacht, da er seinen Cyrus als Kind weit feuriger und wilder in die Gefahr rennen läßt,

als sie dem Philotas zu thun erlauben wollen. — Doch genug vom Philotas!

Als ich vor einiger Zeit, ohne die Stelle im Shaftesbury bemerkt zu haben, bloß auf Veranlassung einiger Zeilen, die Hr. G. aus dem Plutarch angeführt hatte *), mich wider die vollkommenen Charaktere erklärte; war ich mit dem Grunde, daß keine vollkommene Tugend in der Natur anzutreffen wäre, nicht zufrieden. Ich hielt damals die Einförmigkeit, Unfruchtbarkeit der Erfindung und den Mangel an Handlung für die wahren Ursachen, warum die höchste Tugend in der Dichtkunst mißfiele. Was für Ursachen man aber auch annimmt, so ist an der Wahrheit des Satzes selbst doch nicht zu zweifeln, daß die höchst tugendhaften Charaktere in der Dichtkunst monströse Hirngeburten sind. Einige Kunstrichter haben sogar bemerkt, Homer habe den Nireus, welchen er als den schönsten, und den Thersites, welchen er als den häßlichsten Menschen geschildert hat, in seinem ganzen Gedichte nicht mehr als ein einziges Mal vorkommen lassen. Nec denique, sagt Clarke, ad artificium poematis nihil est, quod hic annotarunt nonnulli; utique unum omnium formosissimum Nirea, itidemque omnium maxime deformem Thersiten semel depictos, nunquam deinceps in toto poemate memoratos. So sehr hat dieser große Dichter alles Einzige in seinen Ideen gescheuet!

Ich weiß nur einen Fall, da die vollkommenen Charaktere auf der Bühne erträglich sind; dieser ist: wenn die tugendhaftesten Personen unglücklich werden, wenn sie durch ihre Tugend selbst einen Raub des Neides und der Verfolgung abgeben, und mit ihrem Schicksale in einem beständigen Kampfe leben müssen. Alsdann erregen sie unser Mitleid; und schlagen desto tiefere Wunden in unser Gemüth, je mehr Liebe, Hochachtung und Bewunderung sie sich durch ihre moralische Vollkommenheit erworben. Sobald der Tugendhafte aber das Unglück überkommt, wird er gleichgültig. Bewunderung ohne Mitleiden, ohne Schrecken ist für die Dichtkunst überhaupt, und um so viel mehr für das Theater, ein gar zu kalter Affect.

---

*) Siehe den 66sten Brief (Bd. 4. Abth. 1. der gesammelten Schriften S. 579).

Ich komme von meiner weitläuftigen Digression zurück. Bei solchen Gesinnungen konnte ich unmöglich einen Charakter wie den Carl Grandison's für theatralisch gut halten. In der Episode von der Clementina schien er mir dieses um so viel weniger, je unthätiger er bei dieser ganzen Begebenheit bleiben muß. Er muß sich völlig leidend verhalten, wenn er die Hoffnung, der Besitzer der Clementina zu werden, nicht verscherzen, und zugleich ihrer Familie nicht verdächtig werden will, als hätte er aus hinterlistigen Absichten sich die Schwachheit der jungen Gräfinn zu Nutze gemacht. Richardson fand zu seinem Roman noch immer Mittel, den Charakter des Grandison, der hier außer Action ist, durch Nebenzüge zu erheben; allein für den theatralischen Dichter sind alle diese Mittel unbrauchbar. Was für eine leblose, gleichgültige Rolle muß er also seinen Grandison spielen lassen!

Die zweite Schwierigkeit war die Clementina selbst. Richardson hat in seinem Roman Zeit und Raum genug, ihren Gemüthszustand eine völlige Revolution hindurchzuführen. Sie ist Anfangs bei heitern Gemüthskräften der Stolz ihrer Familie, ein Muster der Tugend und der Frömmigkeit; aber sie besitzt einen edlen Hochmuth, der einen kleinen Überschwung hat; und dieser ist die Quelle ihres Unglücks. Sie liebt den Grandison, welchen ihr ihre Religion als einen Ketzer, und der Adel ihres Hauses als einen Menschen von geringerm Stande betrachten heißt. Religion und Stolz gerathen in einen Kampf mit Liebe und Zärtlichkeit, und ihre Vernunft ist das Opfer dieses schweren Kampfes. Sie wird trübsinnig, geräth in eine liebenswürdige Schwärmerei, die der englische Schriftsteller mit so meisterhaften Zügen zu schildern weiß. Sie wird wild, rasend; und durch die Strenge, mit welcher ihr die grausame Laurana mitspielt, wird ihre Raserei ganz natürlich in die hartnäckigste Melancholie verwandelt. Nun ist ihre Vernunft völlig dahin, und die Familie verzweifelt an ihrer Genesung. Indessen entzieht man sie der unmenschlichen Ansicht der Laurana, begegnet ihr gelinder, läßt den Grandison nach Bologna kommen, gebraucht Arzneimittel; und ihr Gemüth heitert sich allmälig wieder auf. Sie wird wieder Meister von ihrer Vernunft, und, welches das Wunderbare der Erdichtung ist, zugleich auch Meister von ihrer Leidenschaft. Die Religion siegt,

zum größten Erstaunen Grandison's und ihrer Anverwandten, und ihre Liebe verwandelt sich in eine zärtliche Freundschaft. — Dieses ist der Auszug von der Geschichte der Clementina, die uns in dem englischen Roman ganze Ströme von Thränen auspreßt. Der Charakter ist neu, die Glücksveränderung schrecklich, und der Ausdruck des Herrn Richardson so pathetisch, so voller Natur, daß er das Innerste unseres Gemüths durchwühlt, und die geheimsten Saiten der Empfindung sicher zu treffen weiß.

(Der Beschluß folgt.)

IX. Den 28 Aug. 1760.

Beschluß des 123sten Briefes.

Aber wie soll der dramatische Dichter, dessen Zeit und Raum, wenn er sich auch noch viel Freiheiten erlaubt, in Vergleichung gegen die des Romanenschreibers so sehr eingeschränkt sind; — wie soll dieser die Clementina auf die Schaubühne bringen, ohne den Zuschauer bedauern zu lassen, daß er nicht lieber zu Hause den Richardson liest? Soll er die Begebenheiten häufen, zusammenpressen, und also den ganzen Zirkel von Veränderungen vorstellen, welche das Gemüth der jungen Gräfinn erlitten hat? Soll er sie in der Blüthe des Wohlstandes aufführen, und vor den Augen des Zuschauers verwirrt, sinnlos und zuletzt wieder heiter werden lassen? — Ich wußte, daß dieses nicht unmöglich sei, und erinnerte mich des großen Meisters, der einen ähnlichen Plan vortrefflich ausgeführt. Shakespear läßt den König Lear im Anfange des Trauerspiels, das diesen Namen führt, sein Reich seinen beiden ältesten Töchtern abtreten und die jüngste verstoßen; in der Folge ihn selbst von den beiden ältesten Töchtern verstoßen werden! des Nachts in Sturm und Wetter, von Niemanden als von seinem Hofnarren begleitet, in einer Einöde herumirren, und

aus Verzweiflung seinen Verstand verlieren. Der verstoßenen Tochter, die einen französischen Prinzen geheirathet, kommt das Unglück ihres Vaters zu Ohren; sie sucht ihn in dieser Einöde auf, sie findet ihn, nimmt ihn in ihren Schutz, und bringt ihn durch gute Pflege und erquickende Tröstungen wieder zu sich selbst. — Die Einheit der Zeit hat unter der Menge von Begebenheiten etwas gelitten; aber wer achtet dieser, wenn das Gemüth ernsthafter beschäftigt und in beständigen Leidenschaften herumgetrieben wird? Ich ging also zum Shakespear, um mich Raths zu erholen; allein aller Muth sank mir, als ich dieses vortreffliche Trauerspiel noch einmal las. Was hilft mir der Bogen des Ulysses, wenn ich ihn nicht spannen kann? Shakespear ist der einzige dramatische Dichter, der es wagen kann, in dem Othello die Eifersucht, und in dem Lear die Raserei in dem Angesichte des Zuschauers entstehen, wachsen und bis auf den Gipfel gedeihen zu lassen, ohne sich sogar der Zwischenscenen zu bedienen, um dem Fortgange des Affects einen Ruck zu geben, welchem der Zuschauer nicht mit den Augen folgen kann. Wer ist aber kühn genug, einem Hercules seine Keule, oder einem Shakespear seine dramatischen Kunstgriffe zu entwenden?

Um sich also nach den gemeinen Regeln des Theaters zu bequemen, müßte der Dichter da anfangen, wo die Melancholie der Clementina am hartnäckigsten ist, und die Familie den Grandison wieder nach Bologna kommen läßt. Er hat immer noch Materie genug, fünf Aufzüge damit anzufüllen, das gestehe ich; allein von der Clementina wird er uns in diesem Falle kaum den Schatten zeigen können. Wie viel vortreffliche Züge wird er ungebraucht lassen müssen, welche den großen Charakter der Gräfinn in ihrem Gesundheitszustande, und ihre reine und durch keine Gedanken befleckte Unschuld in der verliebten Raserei selbst so unvergleichlich bezeichnen! Und wie steht es um die liebenswürdigen Phantasien der Clementina, um die unschätzbaren Grillen ihrer allzu lebhaften Einbildungskraft, um deren willen allein man das Stück auf dem Theater zu sehen wünscht? Der Dichter wird einen großen Theil derselben schlechterdings weglassen müssen, da der Zustand, in welchem er die Clementina nimmt, nicht mehr schwatzhafte Raserei, sondern tiefe Schwermuth seyn soll. Das heißt: er wird uns von der schönen Bildsäule des Hrn. Richardson auf dem Theater nur

einen verstümmelten Torso zeigen können; und dieser soll Leidenschaften erregen?

Sagen Sie mir doch, ob es möglich ist, daß man sich für eine rasende Person interessire, die man nie in ihrem heitern Gemüthszustande gekannt, und geliebt oder hochgeachtet hat? Ich folge dem Hamlet, dem Lear auf allen ihren phantastischen Abwegen, weil mich der Dichter sie hat kennen, hochachten, und ihre unerhörten Begegnisse mit empfinden lassen. Derselbe nagende Gedanke, welcher sich so tief in ihrer Seele eingegraben, daß er die Empfindungen selbst in seine eigene Bilder verwandelt; hat auch uns gleichsam mit angesteckt, und unserer Einbildungskraft den Hang mitgetheilt, alles auf die beständige Lieblingsidee zurückzuschicken. Wie kann ich aber an der Sinnlosigkeit einer Person Theil nehmen, die ich nur vom Hörensagen kenne, und das erste Mal, daß ich sie sehe, ohne Vernunft und Sinne antreffe? Ich glaube also nicht einmal, daß die Situation der Clementina sehr rührend werden kann, wenn man sie gleich Anfangs, da sie die Bühne betritt, aller Vernunft beraubt seyn läßt. Der Zuschauer muß natürlicherweise zweifeln, ob sie nicht mehr dumm oder halsstarrig, als melancholisch seyn mag.

Endlich stand mir auch der Charakter des Jeronymo im Wege. Er ist eine nothwendige Person in dieser ganzen Episode; aber der dramatische Dichter kann ihn unmöglich in den Umständen lassen, in welche ihn Hr. Richardson versetzt hat. Da er ein elendes und gequältes Leben führt, und beständig in Gefahr ist, unter den Händen der Wundärzte seinen Geist aufzugeben; so wird das Mitleiden des Zuschauers zwischen ihm und der Clementina getheilt, und die Einheit der Theilnehmung zerstört. Doch diesem Übel ließe sich allenfalls noch abhelfen!

Aber wie sollte der Ausgang des Stückes seyn? Das Schicksal der Clementina kann auf der Schaubühne nicht so unbestimmt bleiben, als es der Romanendichter gelassen. Dieses hat auch Hr. Wieland in seiner Vorrede bemerkt. Der Zuschauer ist auf den Ausgang allzu begierig gemacht worden; und er ist gar nicht befriedigt, wenn ihm noch der geringste Zweifel übrig bleibt. Eine Episode ist ein angebrachter Nebenzierrath, dessen Anfang und Ende nicht absetzen, sondern dem Ganzen gleichsam einverleibt werden müssen. Ein dramatisches

Stück aber ist ein für sich bestehendes Ganze, dessen Enden hervorragen und in die Sinne fallen sollen. Was soll also am Ende aus der Heldinn werden? Ihr Wahnwitz hat sich verloren, ihre Leidenschaft hat sich in das Joch der Religion geschmiegt; allein welcher Zuschauer besorgt nicht einen noch gefährlichern Rückfall? Soll man sie ins Kloster schicken? dazu können Sie unmöglich rathen. Der Einfall ist zu alltäglich, als daß er nicht ausgezischt werden sollte. Ich weiß nur einen einzigen Rath: man müßte sie von der wüthenden Lady Olivia aus Eifersucht hinrichten lassen. Der Tod des Helden ist allezeit die rührendste Entwickelung; denn er läßt einen Stachel in dem Gemüthe des Zuschauers zurück, welcher anhaltende Schmerzen verursacht. Diesen Anschlag hatte ich gefaßt; und war nur darauf bedacht, die Olivia mit in das Hauptinteresse des Stückes zu verwickeln und eine ihr anständige Rolle spielen zu lassen. Allein Sie sehen, daß dieser Umstand allein schon die ganze Anlage verändert, und daß ich mehr hätte erfinden als nachahmen müssen. Ich weiß nicht, ob ich meinen Kräften zu wenig zugetraut, oder meiner Bequemlichkeit zu viel nachgesehen habe. Genug, mein letzter Entschluß war, weder nachzuahmen noch zu erfinden, sondern den ganzen Anschlag fahren zu lassen.

124ster Brief.

Wie glücklich ist Hr. Wieland nicht! Über alle Schwierigkeiten, die ich mir gemacht habe, ist er weit hinweg. Er nimmt die Umstände alle, so wie sie ihm Richardson in die Hände liefert; übersetzt die wichtigsten Scenen von Wort zu Wort aus dem Englischen, setzt einige gleichgültige hinzu, um den Vorhang fünfmal aufziehen zu lassen; und siehe! es entsteht ein Ding, das Hr. Wieland ein Trauerspiel nennt. Ob es auf der Bühne gefallen oder nicht gefallen werde, das geht ihn nun weiter nichts an. Genug, er hat das Seinige gethan, und Scenen und Aufzüge überschrieben. Wenn er das Glück hat, Zuschauer zu finden, welche niemals die Ge-

schichte beim Richardson gelesen, so kann er vielleicht auch Beifall hoffen.

Ich begreife nicht, wie ein Wieland, der sich in verschiedenen von seinen Ausarbeitungen als einen denkenden Kopf gezeigt, bis zu einer so sklavischen Nachahmung herabsinken kann! Er sagt in seiner Vorrede, der Charakter der Clementina habe „für den Dichter so besondere Schwierigkeiten, daß es unbillig „wäre, von dem ersten, der sich an denselbigen wagt, etwas „vollkommenes zu fordern". Ganz recht! wer wird etwas vollkommenes fordern? Aber ich möchte wissen, welche Schwierigkeiten denn Hr. Wieland so glücklich überstanden, daß er sich für die übrigen Nachsicht verspricht? meines Erachtens keine einzige. Nehmen Sie die triviale Entwicklung, die Entfernung der Gräfinn von der Welt, aus, die wirklich von des Hrn. Wieland's Hinzuthun ist; so ist im Übrigen alles so geblieben, wie man es in der ersten unüberlegten Hitze nehmen zu können glaubt. Ich mag mich in kein verdrießliches Detail einlassen, denn das würde mich zu weit führen. Ich begnüge mich, die Hauptcharaktere mit wenigem zu berühren.

Sein Carl Grandison ist auf der Bühne, wie ich es vermuthet hatte, eine tugendhafte, aber höchst unthätige Person geblieben. Seine Figur spielt zwar in diesem Stücke eine wichtige Rolle, aber bloß durch ihre stumme Anwesenheit; denn was sie thut oder spricht, sind mehrentheils Verbeugungen oder Complimente. Gegen den Grafen Belvedera wird er einmal feurig, — und macht Rodomontaden: „Nur dieses muß ich „Ihnen sagen, wenn ich Ansprüche an die Gräfin Clementina „hätte, so sollten weder Sie noch eine ganze dräuende Welt „mich abschrecken können, sie zu behaupten. Ein rechtschaffener „Mann fürchtet nichts. Oder wen soll der fürchten, der vor „dem Himmel selbst nicht erzittern muß?" Ein seltsamer Ton! weder ein Graf Belvedera, noch „eine ganze drohende Welt" sollten ihn abschrecken, an ein Frauenzimmer Ansprüche zu machen! Müssen denn die Ansprüche gemacht seyn? warum soll sie ein tugendhafter Grandison nicht einer „ganzen drohenden Welt" zu Gefallen fahren lassen? — „Ein rechtschaffener Mann „fürchtet nichts. Wen soll der fürchten, der vor dem Himmel „selbst nicht erzittern muß?" Diese Sprache verräth den Verfasser der „sokratischen Gespräche", so ungern ich auch den Hrn. Wieland dafür erkennen möchte. „Die Stra-

spricht Sokrates dort, „welche aus einem comischen Theater her„vor brechen, können die Gedanken desjenigen nur nicht zer„streuen, der bei des Jupiters seinen unbeweglich bleibt". Sokrates redet wie Grandison, und Grandison wie Sokrates, und vielleicht beide wie Hr. Wieland; denn warum würde er zwei so verschiedene Muster der Tugend dieselbe Sprache führen lassen, wenn er sie nicht für die wahre und angemessene Sprache der Rechtschaffenheit hielte?

Die Clementina erscheint in dem 8ten Auftritte des zweiten Aufzuges zum ersten Male. Die Markgräfinn, Grandison, der Bischof und Jeronymo befinden sich in dem Zimmer des Letztern; und „Clementina nähert sich, an Camillens Arm „gelehnt, mit kleinen Schritten und auf dem Boden gehefteten „Blicken. In der Mitte des Zimmers bleibt sie einige Augen„blicke stehen, ohne darauf Acht zu haben, daß jemand gegen„wärtig sey, darauf macht sie eine Bewegung, als ob sie wie„der zurück gehen wollte; aber Camille zeigt ihr einen Stuhl „zwischen ihrer Mutter und dem Bischof, und spricht: Hier, „gnädige Gräfin! hier! Clementina setzt sich, ohne die Augen „aufzuheben" u. s. w. Diese ganze Scene ist mehr Pantomime als Reden. Hr. Wieland hat sie von Wort zu Wort dem Richardson nachgeschrieben. Ich gestehe es, am rechten Orte würde sie die vortrefflichste Wirkung thun; aber der Zuschauer muß mit großer Kunst dazu vorbereitet seyn. Wenn ich meiner Empfindung trauen darf, so muß dieses stumme Spiel der Clementina in dem Trauerspiel des Hrn. Wieland mehr Widerwillen als Mitleiden erregen. Carl Grandison schreibt irgendwo: what, my dear Dr. Bartelet, can be more affecting, than these absences, these reveries, of a mind once so sound and so sensible! Man muß aber wissen, wie gesund, wie verständig eine Seele vorher gewesen, wenn man durch ihre Abwesenheit so gerührt werden soll. Hr. Wieland hat uns die Seele der Clementina noch gar zu wenig kennen lassen. Wir sind noch immer in Zweifel, ob die junge Gräfinn verzogen und tückisch, oder wirklich wahnwitzig ist.

Zum Unglück hat Hr. Wieland die Ausschweifungen der Einbildungskraft, die glücklichen Rasereien der Clementina alle weggelassen, die uns den innern Zustand ihrer Seele so treulich abschildern. In den Stellen selbst, die er Wort zu Wort aus dem Englischen übersetzt, hat er die wenigen Züge von dieser

Art, welche ihm nach der Anlage des Stückes noch zu Dienſte geſtanden, wie mit Fleiß, aus der Mitte geriſſen und verworfen. Hat er ſie irgend nicht für theatraliſch gehalten? O wir hätten ihm gern einige ſchwatzhafte Monologen dafür geſchenkt!

Laſſen Sie ſich einige von dieſen Unterlaſſungsſünden erzählen. — Im 5ten Auftritte des erſten Aufzuges kommt Camilla gelaufen. „O Herr Grandiſon! — Ein Engel iſt „mit Ihnen in dieſes Haus gekommen! Welch eine freudige „Zeitung bringe ich Ihnen! Clementina — — meine theuere „junge Gräfin — hat dieſen Augenblick wieder geredet.“ Dieſe Veränderung geht bei dem Hrn. Wieland mit Wunder zu. Nun hören Sie, was für eine vortreffliche Scene er ſich hat entgehen laſſen.

„Man nannte den Grandiſon“, erzählt der Engländer, „in „ihrer Gegenwart, und ſie ſah ſich ſchnell wie nach Jemand um. „Laura, ihr Mädchen, ward von ungefähr gerufen. — Sie fuhr „in ſich, warf ihre Arme, wie erſchrocken, um die Camille, und „ſah wild aus. Camille glaubt ganz gewiß, der Name Laura „habe ſie auf die Gedanken von Laurana gebracht, welche ſie ſo „ſehr fürchtet. Als ſie mit ihrer Camilla allein gelaſſen ward, „fing ſie an zu reden.

„Hat nicht Jemand den Ritter Grandiſon da genannt! „fragte ſie.

„Ja, Madame!

„Geſchwind! ehe ich ihn noch einmal nenne, ſehe ſie nach „der Thür, ob meine grauſame Muhme nicht horcht?

„Ihre grauſame Muhme, Madame, iſt wie viel Meilen „von Ihnen entfernt.

„Das hilft nicht, ſie kann doch hören.

„Theuerſte Lady! ſie kann nicht hören. Sie ſoll Ihnen „niemals wieder vor Augen kommen.

„So ſpricht ſie wohl, Camille!

„Habe ich Sie denn jemals hintergangen, gnädige Gräfinn!

„Ich kann mich nicht mehr beſinnen. Mein Gedächtniß „iſt weg, ganz weg, Camille. — Sie ſah hierauf die Camille ſtarr an, und ſchrie voller Entſetzen.

„Was fehlt Ihnen, theuerſte Gräfinn?

„Indem ſie wieder zu ſich kommt: Ach meine Camille!

„Sie ist es. Ich dachte wahrlich, sie wäre Laurana gewor„den, als sie mich so wunderlich anblickte. — Keinen solchen „Blick mehr! thue sie es nicht mehr, Camille!

„Camille fühlte in ihren Blicken eben nichts besonders. —

„Ist meine Mutter drinnen?

„Ja!

„Wer noch?

„Der Chevalier, Madame.

„Welcher Chevalier?

„Grandison.

„Unmöglich! der ist ja in seinem stolzen England.

„Er ist herüber gekommen, Madame. — — Wünschten „Sie wohl ihn zu sehen?

„Zu sehen? wen?

„Den Chevalier Grandison?

„Einst wünschte ich es sehr. (seufzt)

„Und nun nicht mehr, Madame?

„Nein; ich habe alles vergessen, was ich ihm zu sagen „hatte. Doch nach England möchte ich wohl reisen. Wir ar„mes Frauenzimmer sollen durchaus nirgend hinkommen, und „die — —

„Hier hielt sie inne, und Camille konnte kein Wort „mehr von ihr herausbringen".

(Der Beschluß folgt.)

X. Den 4 Sept. 1760.

Beschluß des 124sten Briefes.

Was sagen Sie zu dieser Scene, und was zu Hrn. Wieland, der einen solchen Schatz vernachlässigt? Ich versichere Sie, in seinem ganzen Stücke hat er keine einzige, die dieser an Erheblichkeit beikäme.

In der pantomimischen Scene, davon ich oben geredet, übergeht er muthwillig den allererhabensten und schrecklichsten Zug des ganzen Auftritts. — „Clementina setzt sich, ohne die „Augen aufzuheben. Alle Personen, ausser ihr, drücken ihre „Betrübniß auf verschiedene Art aus. Die Markgräfin nimmt sie bey der Hand und spricht:

„Schaue doch auf, meine liebe! = = = Siehe deinen „Jeronymo! = = = Er weint. — Clementina bleibt noch immer in der vorigen Stellung, ohne sich zu bewegen". So weit Hr. Wieland. Der Engländer fährt fort: „Ihr Bruder „bat: theuerste Schwester, siehe uns alle an. Verachte uns „nicht, gönne uns einen Blick. Siehe Vater, Mutter, Bruder, Schwester und Jedermann in Thränen. Wenn du uns „liebst, so lächle uns freundlich an. — Sie hob die Augen „zu ihm auf, und gab sich, aus Gefälligkeit, alle Mühe zu „lächeln. Allein eine trübe Ernsthaftigkeit hatte sich ihrer Gesichtszüge so bemeistert, daß sie nichts mehr thun als durch das „Anstrengen ihre Ergebenheit bezeugen konnte. — Der Vater „sprang vom Stuhl auf, mit einem Tuche vor den Augen. „Liebes Kind! sprach er, niemals, niemals laß mich dieses „schreckliche Lächeln wieder sehen." — Hr. Wieland hebt da wieder an, wo die Unterredung gleichgültiger wird!

Im 13ten Auftritte des zweiten Aufzuges läßt ihr Hr. Wieland Verstand und Sprache wiederkommen; aber auf einmal ist alles wieder da. Sie redet so verständig, so ordentlich, als Grandison selbst. Wie wenig hat er die Wahrheit und Nothwendigkeit der kleinen Rückfälle eingesehen, die sie Hr. Ri-

chardson noch immer ausstehen läßt! Ihre Mutter spricht beim Wieland: „kennest du den dankbaren Grandison nicht mehr, den „deine ganze Familie mit ihrer Achtung beehrt?

Clementina.

„O ja! ja! = = = Ich kenne ihn = = = Aber wo sind „Sie diese ganze Zeit gewesen?

Grandison.

„In England, gnädige Gräfin, und ich bin erst kürtzlich „gekommen, Sie und Ihren Jeronymo zu besuchen.

Clementina.

„Der gute Jeronymo! Ich habe ihn lange nicht gesehen. „Und Sie lieben ihn" u. s. w.

Richardson läßt sie hier schwärmen. Sie spricht: „Jeronymo! indem sie die eine Hand in die Höhe hebt, — armer Jeronymo!

„Ihr Jeronymo, Madame! und mein Jeronymo ist auf „gutem Wege zur Besserung. Lieben Sie den Jeronymo?

„Ob ich ihn! — Was sagten Sie vom Jeronymo? Ich „verstehe Sie nicht.

„Jeronymo wird, da Sie sich nun wohl befinden, auch „bald wieder hergestellt seyn.

„Befinde ich mich denn wohl? — Ach Sie! — Ret„ten Sie mich, Grandison, retten Sie mich! schrie sie mit et„was schwacher Stimme, indem sie sich voller Furcht und Ent„setzen umsah.

„Ich will Sie retten. Wir wollen alle Sie retten. Was „fürchten Sie denn so sehr?

„O du grausame, grausame Laurana!" u. s. w.

Dergleichen fanatische Schrecken wandeln sie beim Engländer in derselben Scene zu verschiedenen Malen wieder an; und Hr. Wieland hat sie, ich weiß nicht aus welchem Eigensinne, alle in der Übersetzung weggelassen. Z. E. Clementina spricht im Deutschen:

„Sie müssen wissen, Herr Grandison, = = = Was wolte „ich doch sagen? = = Ach mein Kopf! (Sie legt die Hand auf „die Stirne) Wol! = = = Aber Sie müssen mich jetzt verlas-

„sen. = = = Es ist etwas nicht recht *) — — Verlassen Sie „mich, ich kenne mich selbst nicht mehr." Das Original setzt meisterhaft hinzu:

„Mit schreckenvollem Angesicht sah sie ihn hierauf an: Sie „sind der Mann nicht mehr, mit dem ich so eben geredet. — „Wer sind Sie, Herr?" u. s. w.

Ein einziges Mal wagt es Hr. Wieland, sie etwas verwirrt sprechen zu lassen; und dieses einzige Mal mißlingt ihm: „Er (Grandison) wußte, wie unglücklich ich war, er wußte, wie „grausam Laurana mit mir umgieng, er sah es, und wollte mich „nicht retten. — — Die unbarmherzige Laurana! Sie hassete „mich. — Aber jetzt — — Arme Unglückliche! Sie ist da„hin, und ich bete für ihre Seele." Schön! aber nur alsdann erst, wenn man weiß, daß es eine Grille ist, die sie sich in den Kopf gesetzt, und daß Laurana in der That noch lebt. Der Engländer hat die Vorsichtigkeit gehabt, seine Leser davon zu benachrichtigen. Der Deutsche aber, der dieses nicht thut, muß, wo es nicht aus Unachtsamkeit geschehen, den Werth des unvergleichlichen Zuges selbst nicht eingesehen haben.

XI. Den 11 Sept. 1760.

126ster Brief.

Zur Weltweisheit scheint die deutsche Sprache mehr als irgend eine von den lebenden Sprachen ausgebildet zu seyn. Sie ist bestimmt und reich genug, die feinsten Gedanken des Metaphysikers in ihrer nackten Schönheit vorzutragen, und von der andern Seite nachdrücklich und bilderreich genug, die abgezogensten Lehren durch den Schmuck der Dichtkunst zu beleben. Jenes hat sie Wolfen, und dieses Hallern zu verdanken.

---

*) Hr. Wieland übersetzt öfters gar zu sklavisch. Wer versteht dieses, wenn er sich nicht sogleich auf das englische something is wrong besinnt?

Zwei solche Schriftsteller sind genug, einer Sprache von einer gewissen Seite die gehörige Ausbildung zu geben. Die Nation hat ihnen auch, so zu sagen, das Münzrecht zugestanden; denn die mit ihrem Stempel bezeichneten Ausdrücke sind in dem Gebiete der Weltweisheit nunmehr gänge und gebe geworden.

Wenn ich unsrer Sprache in Ansehung der Weltweisheit einen Vorzug einräume, so rede ich bloß von der allgemeinen betrachtenden Weltweisheit, in welcher sich unsere Schriftsteller so ungemein hervorgethan. Denn in der besondern ausübenden Sittenlehre möchte der Deutsche noch eher über Mangel zu klagen haben. Sie erinnern sich noch wohl, wie unzufrieden man mit mir war, als ich dieses einst in einer Gesellschaft behauptete; und gleichwohl konnte mir Niemand einen einzigen deutschen Schriftsteller aufweisen, der in Schilderung der Charaktere mehr als mittelmäßiges Glück gehabt haben sollte. Wenn der Deutsche Charaktere schildert, so nimmt er entweder seine Zuflucht zu Ausländern, oder er copirt alltägliche Gesichter, die in Schriften noch unerträglicher sind als im Umgange. Woran es liegen mag? weiß ich nicht eigentlich zu bestimmen. Vielleicht ist der Mangel der Geselligkeit überhaupt, vielleicht auch die Entfernung schuld, in welcher unsere Bücherschreiber von den großen Originalcharakteren gehalten werden; und vielleicht haben die Originalcharaktere in Deutschland noch zu wenig Seele, wenn ich mich so ausdrücken kann, einem geistreichen Schriftsteller zum Muster zu dienen. Wem die letzte Vermuthung zu lieblos scheint, der höre einen Schriftsteller von weit bewährterer Autorität. Der große Kenner des menschlichen Herzens sagt:

L'Allemagne féconde en plats originaux *).

Unsere Lehrdichter sind vortrefflich, wenn sie die Systeme der Weltweisen vortragen, wenn sie sich in die Höhen des Unermeßlichen emporschwingen, wenn sie den Schöpfer und seine Werke besingen; hingegen sinken sie unter das Mittelmäßige, sobald sie sich zu den Sitten der Länder und der einzelnen Menschen herablassen. Popens Essay on Man möchte man einem Deutschen weit eher zutrauen, als einem Franzosen; aber seine Moral Essays verrathen eine so feine Kenntniß des menschlichen Herzens, als noch nie ein deutscher Schriftsteller gezeigt. Nicht

*) Poésies diverses.

daß ich damit eine Gattung der andern vorziehen wollte! Sie wissen, daß mein Geschmack insbesondere vielmehr den philosophischen Gedichten gewogen ist, die etwas höheres wagen. Allein jede Gattung hat ihre Liebhaber; und ich wünschte, daß in meinem Vaterlande auch jeder Liebhaber seine Gattung finden möchte.

Außer Haller haben uns auch Bodmer, Hagedorn, Wieland, Dusch u. A. m. überaus schöne moralische Gedichte geliefert. Niemand aber ist diesem großen Vorgänger so nahe gekommen, als Withof. Er denkt stark, kühn; weniger zusammenhangend als Haller, aber eben so neu, und vielleicht an einigen Stellen mit mehrerer Einbildungskraft. Er hat Flickwörter, Härte, Reimzwang, die einen gemeinen Dichter abscheulich machen würden; allein ich bedaure den, welcher bei Withof noch müßig genug ist, sich an diese Kleinigkeiten zu stoßen. Hier ist eine verbesserte Auflage von seinem Gedichte „die moralischen Ketzer", das ehedem ziemlich unvollkommen war, in einer besondern Sammlung herausgekommen! Sehen Sie, ob es möglich ist, an die Mechanik der Dichtkunst zu denken, wenn unsre Seele so beschäftigt ist!

Sie wollen nicht eher lesen, bis ich Ihnen angezeigt, was Sie sich zu versprechen haben? Gut! es soll geschehen. — Der Vorwurf dieses Gedichts sind die verschiedenen Systeme, welche sich die Menschen von der Glückseligkeit gemacht, und die ihnen zusagenden Wege, auf denen sie das Ziel ihrer Wünsche zu erreichen gehofft. Im Eingange bricht er in Klagen über das Elend der Menschen aus:

Wie konnte deine Huld, o Schöpfer, sich erheben,
Den ungeplagten Staub zum Elend zu beleben?
Ach! konntest du nicht Gott, und wir auch glücklich seyn?
Und gleichwohl schufst du selbst den Saamen unsrer Pein.
Was hilft dir dann das Lob bethränter Creaturen,
Die nicht ihr Daseyn eh' als ihren Fluch erfuhren?

Er geht die verschiedenen Plagen des menschlichen Lebens durch. Unter andern spricht er von der Sünde:

Sie, die Sirene, lockt auf zauberischen Flöten.
Ihr Basilisken-Aug? liebäugelnd kann es tödten.
Sanft, wie die Liebe selbst, unschuldig wie ein Kind,
Geartet wie ein Wolf, und wie ein Fuchs gesinnt.

Trägt sie die Lust vorher auf Liebreiz-vollen Gliedern;
Erst hinten stroyt der Hals von Neuerfüllten Hydern.
Kaum daß sie noch zuletzt von müden Alten weicht.
Wann sie mit voller Kraft um junge Busen schleicht;
Dann flattern sie davon, die abgeschmackten Freuden.
Dann kömmt die Weisheit erst, und kömmt mit neuen Leiden.

Verzeihen Sie! ich war so eben im Begriffe, die Schönheiten dieser vortrefflichen Zeilen zu zergliedern, und besann mich nicht sogleich, daß ein Mann von Geschmack beleidigt werden muß, wenn er durch langweilige Zergliederungen in seinem eigenen Nachdenken gestört wird. — Ich fahre also fort. — In der Folge legt der Dichter seine eigene Erklärung von der Glückseligkeit zum Grunde:

Von allen Plagen fern, und fern von allen Sünden,
Die gröste Süßigkeit, und immerfort, empfinden;
Nicht, wenn man wechselsweis sich grämet, und sich freut;
Nein, immer fröhlich seyn: Nur das ist Seeligkeit.

Sie können sich leichtlich vorstellen, daß er diese Venus der Glückseligkeit in allen Systemen der Weltweisheit vergebens suchen muß: so wenig ein Phidias in ganz Griechenland ein Frauenzimmer liebenswürdig gefunden haben würde, wenn er sich vorgenommen hätte, nichts als das vollkommene Bild seiner Imagination für liebenswürdig zu halten. Withof sagt in der Vorrede: „In so weit alle Lehrgebäude gegen diesen Begrif „der Glückseeligkeit gehalten werden, sind sie alle mit einander „unzulänglich und unwahr. Pflegt man doch auch keinen Kör„per schlechterdinges Gold zu nennen, ob sich gleich auf dem „Probierstein einige Goldtheilchen zeigen?" Ganz recht! Wenn wir aber unser Gold niemals von allem Zusatz läutern können, sollen wir es deswegen ganz unter die Schlacken werfen? Lohnt sich es denn nicht sehr oft der Mühe (um immer bei diesem Gleichnisse zu bleiben), in den Schachten diejenigen Gänge aufzusuchen, die am goldhaltigsten sind? Wenn wir die Erklärung des Hrn. Withof annehmen, so müssen wir das, was wir auf Erden finden können, nicht schlechterdings Glückseligkeit, sondern unterdessen, ich weiß nicht wie, nennen. Aber dieses ich weiß nicht wie, — dieser Grad der Glückseligkeit verdient doch wenigstens, daß wir mit allem möglichen Eifer danach streben. Wird doch Hr. Withof als Arzt Jedem anrathen,

nach der Gesundheit zu streben, obgleich eine vollkommene Gesundheit eben so weit von uns entfernt seyn mag, als eine vollkommene Glückseligkeit? Doch wer wird einem Dichter den Mangel der logischen Richtigkeit aufmutzen? Wenn er uns rührt, wenn er nur leibliche Wahrheiten, die den Sitten nicht nachtheilig sind, mit dem bezaubernden Schmuck der Poesie bekleidet, so hat er seine Pflicht erfüllt. Withof hat noch dazu die fromme Absicht, das Heiligthum der Religion auf den Trümmern der Weltweisheit aufzurichten; und löblichen Absichten pflegt man vieles zu übersehen.

Er theilt die Lehrgebäude von der Glückseligkeit in drei Oberclassen ein, welche er die einfachen Lehrgebäude nennt.

Der macht 1) die Phantasie, der 2) die Vernunft zur Quelle,
Der sind't in 3) Sinnenlust den Himmel und die Hölle.

Diese verschiedenen Secten beschreibt Hr. Withof mit der ihm gewöhnlichen Stärke; allein die Widerlegungen, die er hinzuthut, haben mich nicht im geringsten überzeugt. Sie bestehen mehrentheils, wider die Gewohnheit unsers Dichters, aus einer Folge von übel zusammenhangenden Reimen, deren wenigste zur Widerlegung des ihnen vorhergehenden Systems etwas beitragen. Ich begreife nicht, wie eben derselbe Dichter sich so ungleich werden kann! — Die Mystiker sind die ersten, welche er beschreibt. Die berufene Schwärmerinn Antoinette de Bourignon ist in dieser Secte seine Heldinn:

Geneigt nur gegen sich, sich mächtig zu entrüsten,
Thut sie den Leib in Bann samt allen seinen Lüsten.
Dann eilt der reinre Geist in der phanat'schen Ruh
Der fernen Seligkeit auf Platons Flügeln zu *);
Und schmelzt sein Wesen um, wenn er, in Gott versenket,
Nicht denkt mehr, was er fühlt, und fühlt das, was er denket.

Was für ein Gedanke! der einzige Vers erschöpft den ganzen Charakter des Fanatikers. Seine Gedanken sind eine Art von dunkler Empfindung. Was er denkt, glaubt er zu fühlen; und ist niemals genug bei sich selbst, um über sein Gefühl nachzudenken: „er denkt nicht, was er fühlt, und fühlt das,

*) Leidenschaften nennt Plato die Flügel der Seele.

was er denkt". — Die Folge ist dieses vortrefflichen Anfangs vollkommen würdig:

Kann der erneute Mensch nicht neue Worte finden,
So suchst du seinen Stand vergebens zu ergründen.
Sein ganz entsündigtes und himmlisches Gesicht
Verlernt das Weinen bald, und acht' der Wunden nicht,
Woran der Kummer saugt, und scharfe Schmerzen nagen.
Der Geist, in Gott vergnügt, verkennt gemeine Plagen. — —

So leicht sich übrigens dieses schwärmerische Lehrgebäude widerlegen läßt, so wenig ist es dem Verf. gelungen, seiner Widerlegung die bündige Überzeugung zu geben, die man sich von ihm versprechen sollte. Doch es wäre unbillig, aus einem Gedichte Withof's schlechte Zeilen anzuführen. Sie mögen also die Stelle selbst lesen, wenn Sie zu kritisiren Lust haben. Vielleicht macht auch nur ihre allzu glänzende Gesellschaft, daß sie mir weniger gefällt.

Sein Weltweiser ist Leibnitz. Die Beschreibung von dem System dieses Weltweisen ist demselben nicht angemessen genug. Was er von Leibnitzen sagt, läßt sich mit verändertem Namen von jedem andern Erforscher der Wahrheit sagen:

Der Weisheit Winkelmaas läßt ihn nicht trostlos fehlen.
Er wird nichts als mit Grund, nichts als mit Absicht wählen.
Der Werkstatt der Natur weiht er den kühnsten Blick;
Wo andre Schrecken sehn, kömmt er mit Lust zurück;
Verweist den Poltergeist der Weltlust zum Gedränge;
Find't die dem Menschen sonst so gar verborgnen Gänge,
Die nach dem letzten Tritt der Wesenleiter gehn,
Und wagt sich kühn hinauf, das Uhrwerk einzusehn,
Und kömmt zum Chaos hin u. s. w.

Sie können aus dieser allgemeinen und unbestimmten Beschreibung schon abnehmen, wie es um die Widerlegung dieses moralischen Systems stehen mag. In der That werden Sie finden, daß er wider die philosophische Glückseligkeit eben so unerhebliche Gründe vorbringt, als vorhin wider die schwärmerische. Lassen Sie uns also überschlagen! — Doch nein! Ich finde hier eine merkwürdige Note, die nicht überschlagen werden muß. Withof behauptet, Leibnitz habe dem Grafen Shaftesbury vieles zu danken gehabt, und beweist dies durch die eigenen

Worte des Erſtern. In der Histoire critique de la République des Lettres tant ancienne que moderne, Tome X. S. 323, in einem Éloge critique des Oeuvres de Milord Shaftesbury, ſagt Leibnitz ſelbſt: J'y ai trouvé d'abord presque toute ma Théodicée (mais plus agréablement tournée), avant qu'elle eût vu le jour . . . Il ne manque presque que mon harmonie préétablie, mon bannissement de la mort, et ma réduction de la Matiere, ou de la Multitude aux unités, ou aux substances simples. Doch geht Withof offenbar zu weit, wenn er hinzuſetzt: „wenn ich den Herrn „von Leibnitz nicht ſcheuete, ſo würde ich ſagen: Wir ſind Wolfen, Wolf Leibnitzen, Leibnitz dem Schaftesbury, Schaftesbury „den Alten alles ſchuldig." Wenigſtens hätte er Leibnitzen wohl können aus der Quelle ſchöpfen laſſen; denn er war mit den Alten ſo gut bekannt als Shaftesbury.

Der Wollüſtling iſt hierauf der nächſte in der Reihe; der Epikuräer, welcher bloß in Sinnenluſt ſeine ganze Glückſeligkeit ſetzt:

Wo nach dem reichen Mal der Karten Zeitvertreib,
Und nach Muſik und Wein ein angenehmes Weib,
Zuletzt ein ſüſſer Schlaf ſich nimmer lang verweilen,
Die ganze Lebenszeit ſtets wechſelnd einzutheilen;
Da kehrt der Gram ſo gern als Wolf bey Langen ein.
Der Schlaftrunk ſteter Luſt verdrängt die mind'ſte Pein.
Hier wird kein männlich Ach zum Vater edler Tränen.
So viel weis ein Caſtrat von Töchtern und von Söhnen.
Wann das noch ferne Grab dem eilften Ludwig droht,
Lebt dieſer recht vergnügt, wie Grammond, ſich zu tod,
Und kann mit beſſerm Recht, als Sichems Dido ſagen:
Nun hab' ich recht gelebt *). Der Lehnsherr ſeiner Tagen
Kömmt eh' nicht, bis er kömmt, und ſchreckt ihn nicht vorab;
Das Grab wird ſeine Welt, ſonſt war die Welt ſein Grab.
Doch heißt das auch gelebt, zum Glück die Trägheit wählen?
Und quählen die ſich nicht, die ſich im Bette quählen? u. ſ. w.

Der Dichter wendet ſich hierauf zu den moraliſchen Lehrgebäuden, die aus den vorigen zuſammengeſetzt ſind. Der Raum

*) Vixi, et quem dederat cursum fortuna, peregi.
(Virgil. Aen. IV. 653.)

erlaubt mir aber nicht mehr, als eine kurze Beschreibung derselben aus der Vorrede anzuführen. „Der Freygeist", sagt Hr. Withof, „baut auf Schwärmerey und Sinnenlust. Der „Spinosist schwärmet nicht wenig, und vernünftelt noch mehr. „Der Stoiker ist ein noch weit größerer Phantaste, sein Witz „ist schöner, und seine Vernunft viel schwächer. Zu diesen letztern „gesellen sich in diesem Gedichte Seneca, Cato, Antonin, Epi„ctet. Diogenes, der Cyniker, und Molinos werden bey dieser „Gelegenheit gleichfalls beurtheilt. Die übermäßige Liebe zum „einsamen Landleben ist ein Mischmasch von Phantasterey, Phi„losophie und Wollust." Alle diese verschiedene Lehrmeinungen werden beschrieben, und die Poesie wird in der Folge immer stärker und weniger ungleich. — Braucht es wohl mehr, Sie zum Lesen aufzumuntern?

Aus dem VIII. Theil.

XIV. Den 23 Oct. 1760.

128ster Brief.

Ohne Ihr Urtheil über „die moralischen Ketzer" des Herrn Withof abzuwarten, schicke ich Ihnen schon den Pendant dazu, des Herrn J. P. Uz „Versuch über die Kunst stets fröhlich zu seyn" *). Der Gegenstand dieser beiden Gedichte ist beinahe einerlei, denn sie handeln beide von der wahren Glückseligkeit. Indem Withof alle Gebäude der mensch-

*) Leipzig, bei Johann Gottfried Dyck. 1760.

lichen Weisheit niederzureißen sucht, um der Religion Platz zu machen; begnügt sich Uz, zwischen beiden einen Vergleich zu treffen, und die Religion das Werk krönen zu lassen, das von der menschlichen Vernunft angelegt und aufgeführt worden. Sein System ist ein geläuterter und unschuldiger Epikurismus. Das Vergnügen ist ihm das Wesen der Glückseligkeit; und wer also glücklich seyn will, der muß die Summe seines Vergnügens zu vermehren, und die Summe des Mißvergnügens oder der schmerzhaften Empfindungen zu vermindern suchen. Jenes kann er nicht ohne Weisheit und Tugend, und dieses nicht, ohne seinen Begierden Einhalt zu thun, sie von niedern Schattengütern abzuwenden und bloß auf das wesentliche Gute einzuschränken. Die Beruhigung in den Widerwärtigkeiten dieses Lebens gewährt der Gedanke, daß ein weiser und gütiger Gott die Welt und unser Schicksal regiere, und alles zum Besten des Ganzen eingerichtet habe. So weit führt die sich selbst überlassene Vernunft; allein durch die Gründe der Weisheit, sagt Hr. Uz in dem Inhalte seines vierten poetischen Briefes, wenn sie auf das gegenwärtige Leben eingeschränkt werden, wird der Zustand eines dauerhaften Vergnügens unter allen Arten von Leiden nicht wirklich gemacht. Die Unsterblichkeit der Seele und ein anderes Leben wird von der Vernunft erkannt, aber nur wahrscheinlich und mühsam. Die Offenbarung der Religion setzt sie außer Zweifel, und erweitert unsere Aussichten. Sie lehrt — — Doch Sie wissen schon, was diese lehrt, und sind vielleicht ungeduldig, daß ich mich bei dem Inhalte verweile. Dieser ist an einem Lehrgedichte gemeiniglich das Langweiligste; denn er beraubt die Gedanken des Dichters aller ihrer Reizungen, und zeigt sie in einem philosophischen Lichte, das ihnen nichts weniger als vortheilhaft ist. Ich verlasse also den Weltweisen und komme zu dem Dichter.

Der poetische Vortrag des Hrn. Uz ist fließender und sanfter als Withof's. Man sieht, daß ihm das Mechanische der Poesie besser von der Hand gegangen als diesem. Es fehlt auch seinem Gedichte nicht an schönen Stellen, die poetisches Feuer verrathen. Allein die Stärke und den körnigen Nachdruck Withof's werden Sie in diesem Gedichte des Hrn. Uz vergebens suchen. Ich sage: in diesem Gedichte; denn bei andern Gelegenheiten hat Hr. Uz sattsam gezeigt, daß er Dichters genug ist, die abstracten Lehren der Weltweisheit sogar mit

dem kühnen Schwunge der Ode zu verbinden. Seine Lehr-Oden „die Glückseligkeit", „die Wollust", „die Empfindungen an einem Frühlingsmorgen", und vor allen andern seine vortreffliche „Theodicee", dieses majestätische Gedicht, in welchem der Dichter auf den Flügeln der Ode

Mit sonnenrothem Angesichte
Hinauf zur Gottheit fliegt — —
Durch welche Töne wälzt sein heiliger Gesang,
Wie eine Fluth von furchtbarn Klippen,
Sich strömend fort, und braust von seinen Lippen! *) —

ich gestehe es, diese meisterhaften Gedichte haben mir von der Lehrmuse des Hrn. Uz solche Begriffe beigebracht, daß ich mit den schönsten Stellen in seinem Lehrgedichte nicht zufrieden bin. Ich glaube allenthalben eine Mattigkeit, ein lauliches Wesen zu finden, das ich Jedermann eher als dem Sänger der Theodicee verzeihen möchte. So ist es: manchen Werken ist der Ruhm ihres Verfassers nachtheilig. Man würde sie loben, wenn man sich nicht für berechtigt hielte, von ihrem Urheber etwas besseres zu fordern. Mit einem Armen nehmen wir vorlieb; aber wenn uns ein Reicher einladet, so wollen wir auch herrlich bewirthet seyn.

Ich muß Ihrem Einwurfe zuvorkommen. Ich weiß wohl, daß die Lehr-Ode selbst noch von dem Lehrgedichte sehr unterschieden ist, und daß eine jede Gattung ihren besondern Ton habe, den der Dichter wohl zu unterscheiden hat. Ein odenmäßiges Lehrgedicht würde so ungereimt sein, als eine dialektische Vorlesung in dem emphatischen Tone einer philippischen Rede. Allein ich schließe so: wer den Weltweisen auf den hohen Gipfel der Ode mit sich nehmen kann, der sollte mit weit weniger Mühe den Dichter in die Thäler der Weltweisheit herunterzulocken wissen; und dieses kann man von dem Lehrdichter mit Recht fordern. Er muß zwar den kühnen Schwung der Ode und ihre anscheinende Unordnung vermeiden; allein er muß sich vor Trockenheit und prosaischem Wesen eben so sorgfältig in Acht nehmen, und bedenken, daß uns Pope, Haller und Young

*) Lyrische und andere Gedichte S. 157.

so verwöhnt haben, daß wir nunmehr in keiner Zeile den Dichter ganz vermissen wollen. Ich weiß nicht, was heutiges Tages ein Scribent für Beifall erhalten würde, der es wagen wollte, nach dem Beispiele des Lucrez die Lehren einer Schule mit trockenen Worten vorzutragen, und etwa hier und da durch eine poetische Stelle aufzustutzen? Gewiß ist es, daß er in Reimen und in der gewöhnlichen Versart ganz unerträglich seyn würde. Diese Art des Vortrags hat, wenigstens im Deutschen, eine gewisse Feierlichkeit, die sowohl mit dem Aufgeweckten des Theaters als mit dem Trocknen der Schule einen seltsamen Contrast macht.

So wenig ich indessen mit diesem Gedichte des Hrn. Uz zufrieden bin, so spreche ich ihm dennoch nicht alle Schönheiten ab, und gestehe sogar, daß ich es fast durchgehends mit Vergnügen gelesen. Ich habe mir die Lust gemacht, zu einigen Stellen desselben in den erwähnten „lyrischen Gedichten" Parallelstellen aufzusuchen, durch deren Vergleichung die Stärke und Schwäche des Dichters am deutlichsten in die Augen fallen. Die Mühe nicht vergebens gehabt zu haben, will ich Ihnen einige davon hersetzen. — S. 8 des Lehrgedichts heißt es:

Kann der unglücklich seyn, der andre glücklich macht?
Latonens weiser Sohn bleibt weis' auch bei der Heerde,
Ist glücklich im Olymp und glücklich auf der Erde;
Der Himmel ist in ihm! Sey Thoren fürchterlich,
O Glück! Des Weisen Herz ist frölich ohne Dich.

Diese Zeilen sind ohne Tadel. Nun hören Sie, wie der Odendichter die Genügsamkeit des Weisen beschreibt. Er redet seinen Freund an:

Sey auch vergnügt, und laß das wilde Glück
Die Zeiten mehr als eisern machen!

Es zieh' uns aus, was wir von ihm geborgt,
Und werf' allein dem ihm verkauften Schwarme
Die Güter zu, um die ich nie gesorgt!
Nackt flieh' ich in der Weisheit Arme.

* * *

Es bleibt mir doch der stets zufriedne Sinn,
Und Muths genug, mein Glück in mir zu suchen,
Und edler Stolz, auch wann ich niedrig bin,
Unedle Tücke zu verfluchen.

Daß die Glückseligkeit nicht in der bloß sinnlichen Wollust
ehe, beweist der Lehrdichter S. 10:

Wie kann ein weiser Mann in sinnliches Ergötzen
Der Menschheit höchstes Gut, den Zweck des Lebens setzen?
Wie elend ist ein Mensch, wie nah dem Thier verwandt,
Der kein Vergnügen kennt, als was der Leib gekannt!

e schwach! wie Gottschedisch, möchte ich fast sagen! Wie
nnlich, wie poetisch ist hingegen folgende Strophe:

Die Wollust nicht, die auch der Pöbel kennet;
Die viehisch ras't, nicht sich vernünftig freut;
Von Lieb und Wein, umkränzt mit Epheu, brennet,
Und Lieb und Wein durch Übermaaß entweiht!
Nein! die zugleich Natur und Weisheit preisen;
Der Weisheit Kind, die Königinn der Weisen! *)

Die innere Gewissensplage beglückter Lasterhaften beschreiben
ende Zeilen, S. 17:

Kann wahre Freude seyn bey schändlichen Verbrechen,
Wann Geißeln innrer Angst verschmähte Tugend rächen,
In unruhvoller Brust, wo späte Neue klagt,
Und unzufriedner Neid am wunden Herzen nagt?
Nie darf des Weisen Herz von solchen Bissen bluten:
Nein! gleich dem guten Gott, ergötzt er sich am Guten.

b sie sind, am gelindesten davon zu urtheilen, ziemlich matt.
er:

Die Furien, in deren blut'gen Händen,
Stets fürchterlich, die Dornen-Peitsche braust,
Verfolgen ihn, wann zwischen Marmor-Wänden
Der Lüste Sklav erraubtes Gut verschmaust.

*) Lyrische Gedichte S. 67.

Sein Aug' entschläft: sein wachendes Gewissen
Stört seinen Schlaf mit gelber Rattern Bissen.

* * *

Unselig Glück! o ungeliebtes Leben!
Dergleichen Qual bezahlt kein Schatz der Welt.
Der Weise muß nach ächtern Freuden streben,
Die Klugheit würzt und Reue nicht vergällt. *)

Welcher Unterschied! Der Dichter ist gleichsam in seinem mente, so oft er der Muse einen höhern Flug erlaub S. 19 heißt es:

Wie thierisch ist ein Mensch, der, keiner Seele werth,
Nur solche Freuden kennt, die auch das Vieh begehrt!
— — — — — —
Umsonst betäubt er sich durch Freuden, die ermüden:
Die Seele bleibt stets leer und bleibt stets unzufrieden,
Und fühlt, wie klein sie sey, sie, die unsterblich ist,
Und ihres hohen Rangs und wahren Glücks vergißt.

Von gleichem Inhalte sind folgende Strophen:

Um Tand und Puppenwerk vertauscht er seine Rechte
Zu glänzender Unsterblichkeit,
Erniedrigt sich und sein Geschlechte,
Sucht kurze Lust, und findet ewig Leid.

* * *

Ein denkendes Geschöpf kann so verderblich wählen,
Als wär' es nur zum Thier bestimmt?
Herrscht solche Blindheit über Seelen,
In welchen doch der Gottheit Funke glimmt? **)

Ich habe bisher bloß moralische Betrachtungen ang In den metaphysischen Stellen wird Hr. Uz der Lehrdichte Hrn. Uz dem Odendichter noch weit mehr übertroffen; von dem Zusammenhange in der Welt singt der Erstere S

*) Das. S. 69.
**) Das. S. 144.

Der Kette, die Gestirn' und Erd' und blaue Fluten
Und ihr bevölkernd Heer, das Böse samt dem Guten,
Und Staub und grün Gebüsch und was in Büschen singt,
Was lebt und leblos ist, verbindet und umschlingt.
Gott übersieht sie ganz u. s. w.

Der Letztere hingegen:

Es flammt ein Welten-Heer in angewies'nen Gränzen:
Es ist im lichten Raum, wo in bestimmter Bahn
Die ungezählten Sonnen glänzen,
Der Ordnung alles unterthan.
Zur Ordnung ward, was ist, eh' etwas war, erlesen:
Sie fordert sanften West und stürmisch Ungestüm:
Ihr Band verknüpfet alle Wesen,
Vom Staube bis zu Cherubim. *)

Jener S. 36:

Was ist, ist alles recht, doch im Zusammenhange,
Den ich nicht einzusehn vermag, auch nicht verlange.
Der eine Welt gemacht, kennt ihren ganzen Plan
Und aller Theile Zweck: er ordnet alles an,
Macht gut, was böse war, und lenkt Begebenheiten
Zu seiner Absicht um, auch wenn sie mit ihr streiten;

der Odendichter:

Er sieht, er sieht allein, wie Sonn' an Sonne hängt,
Und wie zum Wohl oft ganzer Welten
Ein Übel dient, das wir im Staube schelten.

* * *

Er sieht mit heiligem Vergnügen
Auf unsrer Erde selbst sich alle Theile fügen,
Und Ordnung überall, auch wo die Tugend weint:
Und findet, wann sein Blick, was bös' und finster scheint,
Im Schimmer seiner Folgen siehet,
Daß, was geschieht, aufs beste stets geschiehet. **)

*) Das. S. 117.

**) Das. S. 160.

Der Erste fährt in seinem schwachen Tone fort:

Und mischt, wenn's heilsam ist, aus weiser Lieb' allein,
Der Wermuth Bitterkeit in unsern Becher ein.
Wie leicht verzärtelt sich das Herz in steten Freuden!
Doch stark und sicher wird die Tugend unter Leiden.
Sie strahlt am göttlichsten durch dicke Dunkelheit:
Dann leuchtet sie der Welt und überlebt die Zeit.

Der Letzte aber mit der ihm eigenen Stärke:

Mit weiser Huld vertheilt das Schicksal Weh und Freuden,
Das bald auf Rosen uns durchs Leben wandern heißt,
Bald aber durch bedornte Leiden
Des Lasters Armen uns entreißt.

* * *

Ein Blick in vorig Leid wird künftig uns entzücken,
Wenn unsrem Auge sich der Ordnung Plan entdeckt,
Der nun vor unsern kühnen Blicken
In heilig Dunkel sich versteckt. *)

Wenn ich das Glück hätte, ein Freund des Hrn. Uz zu seyn; so möchte ich ihm rathen, ein Feld nicht zu verlassen, auf welchem er unter den Deutschen ein Original geworden, um ein anderes zu betreten, auf welchem man schwerlich mehr als leidlicher Nachahmer werden kann.

*) Das. S. 119.

XV. Den 30 Oct. 1760.

129ster Brief.

Ich überlese mein voriges Schreiben, und finde, daß ich gegen das Uzische Lehrgedicht zu streng, vielleicht etwas unbillig gewesen. Durch die beständige Vergleichung mit den Oden hat es nothwendig verlieren müssen; und wer das Gedicht nur von dieser Seite kennt, kann es leichtlich in seinen Gedanken tiefer heruntersetzen, als es verdient. Ich muß Ihnen also einige von den Stellen anführen, die Uzens nicht unwürdig sind. Diese sind zwar im ganzen Gedichte nicht selten, der vierte Brief aber bietet mir die mehrsten an.

Gleich beim Anfange desselben finde ich eine Beschreibung, die mich desto stärker rührt, da ich das traurige Urbild davon leider! vor Augen habe:

Die wilde Zwietracht sprengt der Höllen eisern Thor
Unwidersetzlich auf, und führt den Krieg hervor.
Die ängstliche Natur bebt vor dem Ungeheuer:
Vor ihm ist Finsterniß und nach ihm fressend Feuer.
Verwüstung überschwemmt des Weisen Vaterland:
Sein kleines Erbe seufzt in rauher Barbarn Hand.
Nackt wird er ausgejagt: er sieht mit einem Blicke,
Der sich durch Thränen zwingt, noch einmal stumm zurücke.
Zum schwarzen Himmel raucht, aus aufgethürmtem Graus,
Im allgemeinen Brand, auch seiner Väter Haus.
Der Gattinn, deren Blick ein Himmel ihm geschienen,
Der liebsten Gattinn Grab sind brennende Ruinen.
Ihm folgt, wohin er geht, ihr Schatten seufzend nach:
Er sieht sie, wie sie war, und hört sie, wie sie sprach.

Der Dichter behauptet, daß in so außerordentlichen Unglücksfällen alle Trostgründe der Vernunft nichts vermögen, wenn sie nicht durch die Lehre von der Unsterblichkeit der Seelen unterstützt werden. Er fährt fort:

Und nach dem Tod verwest, vielleicht in nahen Höhlen,
Der tugendhafte Geist, mit lasterhaften Seelen?

Hilft mir die Tugend nichts, warum verehr' ich sie,
Leb' ihr gemäß, als Mensch, und sterbe gleich dem Vieh?
Wer sich unsterblich fühlt, kann große Thaten wagen,
Und seinem schlechtern Theil mit edlem Stolz entsagen:
Wer ganz zu sterben glaubt, denkt schwerlich als ein Held,
Stirbt, wie der feile Sklav, und stirbt nicht für die Welt.
Der stolze Weichling denkt sich sterblich und erzittert;
Und sein Vergnügen wird im vollen Kelch verbittert.
Wie kann er sicher seyn? Auch unter Myrten droht
Der Tod im Hinterhalt, und überall ist Tod.

Allein die Vernunft, meint Hr. Uz, beweist die Unsterblichkeit nicht, sondern macht sie nur wahrscheinlich. Zudem sind ihre Gründe nicht von Jedermann zu erreichen, und der Weise selbst verirrt sich oft in ihren dunkeln Gängen;

Nun scheint ihm zweifelhaft, was ruhigern Gedanken
Bewiesne Warheit schien: die festen Schlüsse wanken:
Die Ungewißheit stürmt von allen Seiten ein:
Kann wahrer Heldenmuth in seiner Seele seyn?
Verzweiflung reißt ihn fort, indem er sich mit Zittern
An morschen Gründen hält: wie wann in Ungewittern
Das steuerlose Schiff an Klippen scheiternd läuft,
Ein Mensch mit starrer Hand den nächsten Strauch ergreift.
Hier hängt er halb entseelt; nach seinem schwachen Leben
Brüllt unter ihm die See: die schwanken Äste beben:
Die Wurzel reißt sich los; und nun deckt seinen Blick
Des Todes Finsterniß: er stürzt ins Meer zurück.

Diese schöne Stelle erinnert mich an eine ähnliche im „Messias", worin der Zustand einer an ihrer Unsterblichkeit zweifelnden Seele vortrefflich geschildert ist. Die Vergleichung ähnlicher Stellen in verschiedenen Dichtern ist meine angenehmste Beschäftigung:

Wie die Seele trübsinniger Weisen, die, in sich gekehret,
Und an der Ewigkeit ihrer zukünftigen Dauer verzweifelnd,
Innerlich bebt; der Unsterblichen schauert vor ihrer Zernichtung;
Aber itzt nahet sich ihr der weisern Freundinnen eine;
Ihrer Unsterblichkeit sicher, und stolz auf Gottes Verheissung,
Kömmt sie zu ihr mit tröstendem Blick. Die trübe Verlaßne
Heitert sich auf, und windet mit Macht vom jammernden Kummer
Ungestüm freudig sich los u. s. w.

Uz erläutert die Gemüthsbeschaffenheit des Zweifelnden durch eine Begebenheit aus der gemeinen Natur, und Klopstock

wagt es sogar, diese innere Gemüthsbeschaffenheit selbst zum Gleichnisse anzuführen. Dieser Dichter hat eine ihm besonders eigene Manier in Gleichnissen, daß er mehrentheils Erscheinungen aus der Geisterwelt dazu wählt. Man muß der Stärke seines Pinsels gewiß seyn, wenn man diese Abweichung von der gemeinen Weise wagen will; man muß so glücklich, als Klopstock, die geheimen Empfindungen zu schildern wissen, die innerlich desto wirksamer sind, je weniger sie sich durch äußere Kennzeichen zu erkennen geben. — Ich komme zu dem Hrn. Uz zurück.

Vom Sokrates sagt er mit dem Cicero, daß alle seine Beweise nicht hinlänglich wären, die Unsterblichkeit außer Zweifel zu setzen; man sehe nur so viel: er sei selbst überführt gewesen, und habe gewünscht, auch Andere überführen zu können. Doch auch den ersten muthmaßlichen Gedanken eines zukünftigen Lebens spricht der Dichter der Vernunft ab, wenn sie nicht von der Offenbarung unterstützt wird:

Wie konnt' ein Sterblicher Unsterblichkeit vermuthen,
Der alles rings umher, die Bösen und die Guten,
Gleich Thieren, sterben sah? Sträubt die Vernunft sich nicht,
Wenn ein gewagter Satz den Sinnen widerspricht?

Mit gleichem Rechte könnte man behaupten, die Vernunft habe ohne die Offenbarung nie vermuthen können, daß es Gegenfüßler gebe, oder daß die Sonne im Mittelpunkt ruhe und die Erde sich um dieselbe bewege; denn:

— — Sträubt die Vernunft sich nicht,
Wenn ein gewagter Satz den Sinnen widerspricht?

Am Ende beschreibt der Dichter den Charakter eines Weisen, welchen Vernunft und Religion unterrichtet; wo unter andern folgende schöne Zeilen vorkommen:

Sein Leiden, weil es ihm ein Gott voll weiser Huld,
Ihn zu verbessern, schickt, erträgt er mit Geduld.
Er ist kein blinder Sklav der sinnlichen Begierde,
Genießt, mit edlem Stolz auf seine wahre Würde,
Die niedern Freuden hier nur flüchtig, als im Lauf,
Und opfert, ohne Gram, sie höhern Güter auf.

Ihn lockt kein Blumenweg, beym Laster zu verweilen:
Ihn reizt kein falscher Glanz, der Thorheit nachzueilen.
Er geht auf seinen Zweck mit unverwandtem Blick:
Nicht für die Zeit bestimmt, verachtet er ihr Glück u. s. w.

Auch des „Schreibens über die Duschische Beurtheilung des Siegs des Liebsgottes", das Hr. Uz seinem Gedichte [illegible] in meinem vorigen Briefe zu erwähnen verge[illegible] welcher die Geißel der Kritik so oft empfunden, [illegible] auch einmal Andere empfinden lassen. [illegible] ersten Anfall auf den Hrn. Uz, welchen er, [illegible] zlichen Kunst zu errathen, für einen Freund [illegible] Verfasser der „Bibliothek der schönen Wissen[illegible] Und zwar übte er seine Rache an dem „Siege des Liebesgottes" aus, weil die Verfasser der Bibliothek sich hatten verlauten lassen, sie hielten dieses Gedicht für mehr Original, als seinen „Schooßhund". Daher ist auch, wie Hr. Uz bemerkt, in der That seine ganze Beurtheilung des Sieges des Liebesgottes eine beständige Parodie der Beurtheilung des Schooßhundes. Da sich die Verfasser der Bibliothek nunmehr zu erkennen gegeben, so wird Hr. Dusch wohl selbst einsehen, daß er die Ohrfeige einem Unrechten wiedergegeben hat. Indessen begegnet Hr. Uz seinem grimmigen Angriffe mit vieler Gelassenheit. Der Ton verräth einen Mann, welcher seinem Ruhm unbeschadet einen „Sieg des Liebesgottes" dem Muthwillen seiner Tadler aufopfern würde, wenn sie nur mit Geschmack zu tadeln wüßten.

130ster Brief.

Ich dächte, wir hätten Sie lange genug amüsirt, und es wäre nun bald Zeit, Sie wieder einmal zu beschäftigen. — Die philosophischen Schriften des Hrn. Prof. Reimarus, und besonders seine „vornehmsten Wahrheiten der natürlichen Religion", können Ihnen nicht unbekannt [illegible] denn sie sind durchgehends mit dem verdienten Beifalle

nommen worden. Ohne sich von der Methode fesseln zu lassen, denkt er bündig und zusammenhangend, und weiß sich faßlich auszudrücken, ohne ins Spielende zu verfallen. Da er, um gemeinnützig zu werden, die dornigen Wege der mathematischen Methode vermeiden mußte; so hat er sehr vorsichtig die subtilen Speculationen, die ohne Hülfe einer strengern Lehrart nicht erörtert werden können, unberührt gelassen, und sich bloß auf die vornehmsten Wahrheiten der natürlichen Religion eingeschränkt, zu denen der Weg billig jedem Liebhaber der Wahrheit offen stehen sollte.

Sie werden sich einer Stelle in dieser Schrift zu erinnern wissen, wo der Verfasser die besondern Absichten Gottes im Thierreiche aus einigen Arten der thierischen Kunsttriebe zu zeigen sucht, und da ihm die Materie zu weitläuftig wird, ihr künftig eine ausführlichere Abhandlung zu widmen verspricht. Dieser Weg, die göttlichen Absichten aus der Einrichtung der thierischen Natur zu erkennen, ist zwar nicht neu, und von den ältesten Philosophen bis auf unsere Zeit hat sich jeder Verfechter der Gottheit desselben mit Nutzen zu bedienen gewußt. Man erwartete aber demungeachtet die Betrachtungen des Hrn. Reimarus mit Ungeduld; denn man versprach sich von denselben, neben der Erforschung der Absichten, auch ein mehreres Licht, die wirkenden Ursachen der thierischen Kunsttriebe verständlich zu erklären; und Sie wissen, wie leer es von dieser Seite in unsern besten philosophischen Lehrbüchern noch aussieht. Unsere Weltweisen bestimmen die Schranken der thierischen Seelen a priori, und zeigen, welche Erkenntnißvermögen sie haben oder nicht haben und wie weit sich ihre Einsichten erstrecken; aber Niemand hat noch gesucht, das Wunderbare, welches die Naturforscher an den Trieben der Thiere beobachten, durch diese allgemeinen Gründe begreiflich zu machen. Wolf, dieser große Beobachter der Seele, hat zuerst gezeigt, wie man über einen Geist Beobachtungen anstellen, und den Grund dessen, so man durch die Erfahrung herausgebracht, in dem Wesen desselben suchen müsse. Allein er schränkt seine Erfahrungen auf den Menschen ein, und gedenkt in seiner „Psychologia empirica" der Seelen der Thiere mit keiner Sylbe. Möchten doch unsere jetzigen Weltweisen, statt das Gesagte bis zum Ekel zu wiederholen, lieber dergleichen Lücken auszufüllen suchen, die ihnen ihre Vorgänger öfters treuherzig genug angezeigt haben!

Reimarus hat indessen sein Versprechen gehalten. Hier ist seine ausführlichere Abhandlung über die Triebe der Thiere *), die ich mit vielem Vergnügen gelesen. Ich werde Ihnen einen kleinen Schattenriß von dieser schönen Schrift vorlegen, und zuletzt einige Anmerkungen hinzufügen. Der Verf. nimmt das Wort Trieb in der weitläuftigsten Bedeutung, da es alles natürliche Bemühen zu gewissen Handlungen in sich begreift; daher er bei den Thieren dreierlei Triebe annimmt: mechanische Triebe, die dem Körper, als einer Maschine, zukommen; Vorstellungstriebe, oder das Bemühen der Seele, sich der Dinge nach dem Stande ihres Körpers bewußt zu seyn; und endlich willkührliche Triebe, oder ein Bemühen der Seele, dasjenige, was nach ihrer Empfindung und Vorstellung Lust verspricht, durch gewisse Handlungen zu erhalten, und was mit Unlust droht, zu entfernen. Diese Benennung dünkt mich etwas unbequem; denn es giebt auch Vorstellungstriebe, die willkührlich sind, wie der Verf. an verschiedenen Stellen selbst bemerkt. Erwägungstriebe und Ausübungstriebe wär vielleicht der Sache angemessener. — Nach einer kurzen Betrachtung der mechanischen Triebe kommt Hr. Reimarus zu den Vorstellungstrieben. Dieses ist eines der merkwürdigsten Hauptstücke in der ganzen Schrift. Der Verf. setzt sehr deutlich auseinander, was das Vernunftähnliche, oder die Erwartung ähnlicher Fälle sei, welche nach Leibnitzens Meinung bei den Thieren die Stelle der Vernunft vertritt, und sie zu solchen Handlungen veranlaßt, die uns eine Folge der Vernunftschlüsse zu seyn scheinen. Er zeigt unter andern, daß sich die Thiere zwar das Vergangene vermöge ihrer Einbildungskraft vorstellen, daß sie aber keineswegs solches von dem Gegenwärtigen unterscheiden, sondern sehr undeutlich mit demselben vermengen. Er folgert hieraus, daß die Thiere weder eigentlicher Begriffe noch Urtheile, und weit weniger förmlicher Schlüsse fähig sind; und beweist, daß die Folge ihrer Vorstellungen sich zwar sehr oft in förmliche Schlüsse auflösen läßt, in der That aber einzig und allein aus den Gesetzen der Empfindung und der Einbildungs-

*) Allgemeine Betrachtungen über die Triebe der Thiere u. s. w. von Hermann Samuel Reimarus, Prof. in Hamburg, bey Johann Carl Bohn. 1760.

t erklärt werden muß; welches er durch die Beispiele selbst
utert, aus denen andere Weltweise den Thieren den Gebrauch
Vernunft haben zuerkennen wollen. Man findet das Vor-
mste hiervon zwar in den gemeinen Lehrbüchern der Meta-
sik, allein die Ausführung des Hrn. Verf. verdient nichts-
oweniger mit Aufmerksamkeit nachgelesen zu werden. — Eins
ß ich erinern: Hr. Reimarus scheint den Thieren das Ge-
tniß, oder die Erkennung des Vergangenen als vergangen,
chterdings abzusprechen; allein man unterscheide mit unsern
ern Weltweisen memoriam sensitivam und intellectualem;
sinnliches Gedächtniß scheint den Thieren allerdings zuzukom-
, indem der Eindruck des Gegenwärtigen wahrscheinlicher-
e auch bei ihnen von dem Eindrucke des Vergangenen sinn-
unterschieden seyn wird.

Der Verf. wendet sich hierauf zu den von ihm genannten
ührlichen Trieben, und theilt sie erstlich in natürliche und
eartete Triebe. Jene sind solche, die den Thieren in ih-
vollen Freiheit stets auf einerlei Weise zukommen; diese aber
hen, entweder durch die bloße Erziehung und Wartung, oder
h Zwang und Abrichtung, von ihrer natürlichen Art zu
deln ab. Unter den natürlichen Trieben bemerkt er zuvör-
t den allgemeinen Grundtrieb, welcher allen Thieren, und
t den Menschen, ohne den Gebrauch der Vernunft, natür-
zukommt: nämlich die Bemühung für jedes eigene und sei-
Geschlechts Erhaltung. Die besondern Triebe, die in
m allgemeinen wenigstens einen entfernten Grund zu haben
nen, theilt er abermals, nach Veranlassung dessen, so wir
uns selbst wahrnehmen, in Kunst- und Affectentriebe:
m wir Menschen, theils durch Affecten zu gewissen Hand-
zen angetrieben werden, theils auch von unsern Bedürfnissen
halten werden, durch die Übung in gewissen regelmäßigen
dlungen eine Fertigkeit zu erwerben, die wir Kunst nen-
Was nun bei uns durch die Übung geschehen muß, das
nt den Thieren angeboren zu seyn. Der Verf. zeigt sehr
dlich, wie die verschiedenen Kunsttriebe einer jeden Thierart
ihren besondern Bedürfnissen und mit ihrer Lebensart über-
immen. Hierauf theilt er die Kunsttriebe der Thiere in
besondere Classen, und diese in viele Unterarten ein; und
allgemeine Eigenschaften und Merkmale derselben heraus,

die ein Weltweiser aus der Natur der Thierarten zu erklären hat, wenn er von der Beschaffenheit der Kunsttriebe Rechenschaft geben will.

(Der Beschluß folgt.)

XVI. Den 6 Nov. 1760.

Beschluß des 130sten Briefes.

Die Reduction verschiedener Erscheinungen auf ihre allgemeine Eigenschaften ist der erste Schritt zur Entdeckung ihrer wahren Ursache. Man verringert durch diesen Kunstgriff nicht nur die Anzahl der zu erklärenden Wirkungen, sondern trennt auch die wesentlichen Umstände derselben von dem Fremden und Zufälligen, mit welchem sie in einzelnen Fällen untermengt sind; und vereinigt alle Forderungen, denen die Hypothese Genüge zu leisten hat, unter einem einzigen Gesichtspunkt. Die Gegeneinanderhaltung der angenommenen Hypothese mit den allgemeinen Eigenschaften der vorhandenen Naturbegebenheiten zeigt alsdann gar bald, ob man auf dem Wege zur Wahrheit sei oder nicht.

Hr. Reimarus weiß sich dieses Kunstgriffes mit Nutzen zu bedienen. Nachdem er die Eigenschaften der Kunsttriebe festgesetzt, vergleicht er mit denselben die Hypotheſen der alten sowohl als neuern Weltweisen, dadurch sie die Natur dieser wunderbaren Erscheinungen zu erklären gesucht haben; und findet, daß keine derselben die Schwierigkeiten aus dem Grunde heben. Einige haben den Thieren Vernunft und überlegte Absichten zugeschrieben, und ihre Kunsttriebe für erworbene Geschicklichkeiten gehalten, haben aber nicht bedacht: 1). daß sie dadurch die Thiere ohne Grund weit über die Menschen setzen; indem der Mensch ohne den Gebrauch der Sprache oder anderer willkührlichen Zeichen sich seiner Vernunft wenig zu bedienen weiß, und selbst durch Hülfe dieser beiden Vortheile es in keiner Kunst ohne un-

haltende Übung zur Fertigkeit, und ohne vielfältiges Verbessern zur Vollkommenheit bringt; die Thiere aber verfertigen, ohne den Gebrauch der Sprache und ohne die geringste Übung, in ihrer Kunst gleich das erste Mal unverbesserliche Meisterstücke; 2) daß viele Thiere ihre Arbeit verrichten, bevor sie noch den geringsten Begriff von dem Nutzen dieser Arbeit haben können; und endlich 3) daß sie in den Stücken, welche zu ihrer Lebensart nicht unmittelbar gehören, die größte Dummheit und Ungelehrigkeit verrathen. Andere haben alles für ein mechanisches Spiel gehalten. Diesem aber widerspricht: 1) die Analogie der thierischen mit den menschlichen Handlungen; 2) die Bemerkung, daß die Thiere öfters in der Wahl der Mittel eine ungezwungene Willkühr blicken lassen; und daß sie 3) ihre Werke unermüdet ausbessern, so oft ihnen etwas daran verdorben worden. Die angenehmen und unangenehmen Empfindungen können auch ihre einzigen Lehrmeister nicht seyn; denn diese beziehen sich auf keine Gegenstände, von welchen das Thier keinen Begriff hat, und führen auch ohne vernünftiges Nachdenken nicht auf die geschicktesten Mittel, dadurch die begehrte Absicht erhalten werden kann. Viele haben aus Mangel deutlicher Begriffe zu nichtsbedeutenden Wörtern ihre Zuflucht genommen. Sie reden von einer zeugenden und bildenden Natur, von fatalen, magischen und sympathetischen Kräften, von einem principio hylarchico u. s. w.; — geheimnißvolle Töne! deren Zauberei zu unserer Zeit ihre Kraft verloren zu haben scheint.

Unter den Hypothesen der Neuern von den Trieben der Thiere, die Hr. Reimarus anführt und bestreitet, hätten Sie die Systeme des Malebranche und Leibnitz von der Verbindung des Leibes und der Seele wohl nimmermehr gesucht. Sollte sich es Jemand haben in den Sinn kommen lassen, aus diesen die Beschaffenheit der thierischen Triebe zu erklären? Unmöglich! diese Lehrbegriffe sollen bloß die Art und Weise anzeigen, wie die Bewegungen des Leibes und die Vorstellungen der Seele wechselsweise auf einander erfolgen und mit einander übereinstimmen Daß sie aber wechselsweise auf einander erfolgen, und daß sie mit einander harmoniren, ist vermöge der Erfahrung gewiß und unumstößlich, man mag den Grund davon setzen, worein man will. Nun hat derjenige, der von den Trieben der Thiere Rechenschaft geben will, bloß zu zeigen,

wie sie in der Gemeinschaft der Seele und des Leibes, die wir täglich wahrnehmen, gegründet sind. Was kann aber zur Erörterung dieser Frage die fernere Untersuchung beitragen: was es mit dieser Gemeinschaft der Seele und des Leibes für eine Beschaffenheit habe, und wie sie verständlich erklärt werden mag? Ich glaube also, Hr. Reimarus habe hier eine unnöthige Arbeit unternommen, die ihm, was das Schlimmste ist, nicht sonderlich gelungen zu seyn scheint; denn wo ich nicht irre, so hat er die Meinungen, die er widerlegen will, nicht in ihrer völligen Stärke vorgetragen. — Doch lassen Sie mich von einer Materie abbrechen, die der Verf. selbst nur zum Überflusse berührt hat! Genug, daß er diejenigen Lehrmeinungen glücklich bestritten, welche die Erklärung der thierischen Triebe wirklich zur Absicht haben!

Zwar läßt sich Hr. Reimarus hieran nicht begnügen. Er will die Lehrgebäude seiner Vorgänger nicht umsonst niedergerissen haben; und bemüht sich, auf ihren Ruinen ein dauerhafteres Werk aufzuführen. Dieses ist allezeit der mißlichste Schritt für einen Weltweisen, der Anderer Meinung bestreitet; denn er zieht dadurch den Krieg gleichsam auf seinen eigenen Grund und Boden, wo seine beleidigten Gegner ihn zu erwarten scheinen. Indessen ist keine Hypothese überhaupt sogleich zu verwerfen, weil noch Einwürfe dawider gemacht werden können; denn wenn sie gleich der Weg zur Wahrheit nicht selbst ist, so kann sie doch auf denselben hinweisen. Insbesondere aber scheinen die Gedanken des Hrn. Reimarus der Wahrheit sehr nahe zu kommen, ob sie gleich nicht hinlänglich seyn dürften, der Sache völlig Genüge zu thun.

Er glaubt den natürlichen Grund von den Trieben der Thiere in nichts, als in folgenden vier Stücken: nämlich 1) in ihrem Mechanismus, oder 2) in ihren äußerlichen Sinnen und sinnlichen Einbildungskraft, oder 3) in ihrer inneren Empfindung, oder 4) in ihrer eingepflanzten blinden Neigung, oder vielmehr in allen diesen vier Stücken zusammengenommen, suchen zu können. Der mechanische Bau der thierischen Körper kommt ihren Kunstfertigkeiten vortrefflich zu statten; denn alle nöthige Kunstwerkzeuge sind ihnen angewachsen, und ein jedes derselben ist von Natur zu seinen gewissen Verrichtungen eingerichtet und bestimmt: da wir Menschen nur ein einziges allgemeines Werkzeug, die Hände, am Leibe tragen, welche die Be-

stimmung ihres Gebrauchs nicht in sich halten, sondern zu allerlei Bewegung von Natur gleich geschickt sind. Zudem haben die Glieder und Werkzeuge der Bewegung bei den Thieren eine Stärke und Gelenkigkeit, die wir Menschen nicht vom Anfange besitzen, sondern durch Fleiß und anhaltende Übung zu erwerben suchen müssen.

Ihre äußeren Sinne sind schärfer, sicherer und feiner, als die Sinne des Menschen; daher denn auch ihre sinnliche Einbildungskraft vollkommener ist. Der Verf. sucht durch viele Beobachtungen wahrscheinlich zu machen, daß man den sogenannten unvollkommenen Thieren öfters Sinne abspricht, die ihnen in der That zukommen; und daß bei vielen derselben der Abgang eines Sinnes entweder durch einen neuen Sinn, davon wir uns keinen deutlichen Begriff machen können, oder durch die Schärfe der übrigen Sinne hinlänglich ersetzt werde.

Das Dritte war die innere Empfindung. Der Verf. versteht darunter alle Empfindungen der Thiere von ihrer eigenen Natur, welche nicht durch den äußerlichen Eindruck in die Sinne entstehen. Wir Menschen haben zwar auch ein inneres Gefühl von dem Zustande unseres Körpers; allein es ist so dunkel, daß wir ohne den Gebrauch der äußern Sinne nicht merken, was für Theile wir am Leibe haben, wie sie beschaffen und wozu sie geschickt sind; den Thieren aber schreibt der Verf. ein weit bestimmteres, und sicheres Gefühl von ihrer innern Beschaffenheit zu. Man kann ihm dieses einräumen. Urtheilen Sie aber, ob er nicht offenbar zu weit geht, wenn er aus diesem innern Gefühl erklären will, daß die Thiere sich öfters bemühen, Waffen und Werkzeuge zu gebrauchen, die ihnen noch nicht gewachsen sind? wenn er sogar die Liebe und Vorsorge der Thiere für ihre künftige Brut und Jungen dahin rechnen will? Ist es nicht besser, seine Unwissenheit gestehen, als einem blinden innern Gefühl, das kaum das Gegenwärtige merken kann, so viel Einsicht in das Zukünftige zuschreiben? Ein inneres Gefühl setzt zwar keinen äußerlichen Eindruck, aber doch eine innere Bewegung in den Nerven voraus. Was hat aber die jetzige Beschaffenheit der Nerven mit der Nothdurft der künftigen Brut gemein? oder wie kann das Thier jetzt die Waffen fühlen, die ihm künftig wachsen werden? „Ein Zug„vogel", sagt der Verfasser ferner, „fühlt in sich, wenn seine

„Zeit sey die Gegend zu verändern, und spühret einen Zug nach „einer gewissen Gegend". Heißt dieses mehr, als mit Worten spielen? Was versteht man unter einem innerlichen „Zug nach einer gewissen Gegend"? Ich gestehe es, daß ich bei diesen Worten so wenig denke, als bei dem principio hylarchico der Paracelsiten.

So vieles sich indessen Hr. Reimarus aus dieser innerlichen Empfindung zu erklären getraut, so gesteht er doch, daß das Vornehmste in den Kunsttrieben der Thiere, nämlich die regelmäßigen Werke der Bienen, Ameisen, Wespen u. s. w., sich weder aus dem Mechanismus, noch aus einer damit verknüpften äußerlichen und innern Empfindung auflösen lasse. Zum Behuf dieser Erscheinungen nimmt er seine Zuflucht zu dem oben erwähnten vierten Stücke, nämlich zu einer „eingepflanzten blinden Neigung". Da dieses die wichtigste Schlinge in dem Knoten ist, der hier aufgelöst werden soll, so ist es der Mühe werth, dem Verfasser bei dieser Gelegenheit Schritt vor Schritt zu folgen.

Unter dieser blinden Neigung versteht er eine genaue Bestimmung der Kräfte auf einen gewissen Endzweck. Er zeigt nämlich, daß die Leibes- und Seelenkräfte des Menschen in vielen Stücken unbestimmt, und seinen erworbenen Begriffen und Fertigkeiten, seinem Wissen und Willen unterworfen sind. Insoweit nun die Schranken seiner Kräfte von Natur nicht bestimmt und festgesetzt sind, ist der Mensch zwar einer größern Vollkommenheit fähig, indem ihm ein freies Feld gelassen worden, seine Fähigkeiten auf eine beliebige Weise zu erweitern; allein eben deswegen kann er dieses ohne Anstrengen, Fleiß und anhaltende Übung nicht bewerkstelligen. Mit den Thieren, meint der Verf., habe es eine entgegengesetzte Beschaffenheit. Ihre Leibes- und Seelenkräfte wären von Natur auf etwas gewisses und besonderes determinirt: so, daß eines jeden natürliches Vermögen und Bemühen zu derjenigen Wirksamkeit allein eingerichtet, vorbereitet, und gleichsam angewiesen ist, welche die Bedürfnisse seiner Lebensart erfordern. Diese bestimmte Naturkräfte, setzt er hinzu, geben ihnen zwar engere Schranken ihrer Vollkommenheiten; aber in diesen Schranken liegt eine natürliche, unerlernte Fertigkeit ihrer Handlungen, welche dem Zweck ihrer Lebensart desto unfehlbarer Genüge thut.

Lassen Sie uns hier ein wenig stille stehen! Die Seelen-

kräfte der Thiere, sagt Hr. Reimarus, wären von Natur auf etwas gewisses und besonderes bestimmt. Sollen diese Worte etwas mehr als leere Töne seyn, so muß der Verf. annehmen, es ließe sich aus der Natur der thierischen Seele begreiflich machen, es sei in derselben gegründet, daß die Kräfte vielmehr auf dieses Gewisse, als auf sonst etwas bestimmt sind. Und zwar muß der Grund hiervon nicht sowohl in der ursprünglichen Kraft der Seele, als in ihren Abänderungen und Modificationen zu suchen seyn. Nun richten sich die Modificationen der thierischen Seele wahrscheinlicherweise, so gut als der unsrigen, nach dem Stande ihres Körpers; also werden diese genaueren Bestimmungen der thierischen Seelenkräfte in dem Zustande ihres Körpers und dessen sinnlichen Organen gegründet seyn, d. h. in dem Mechanismus des Leibes, in den äußern Sinnen, oder in der innern Empfindung. Oder soll ich mir die vierte Ursache, die Hr. Reimarus hinzuthut, „die genauere Determination der Kräfte", als so etwas vorstellen, von dem sich kein fernerer Grund angeben läßt? Dieß kann kein Weltweiser verlangen. Mithin müssen wir nothwendig zu den ersten drei Ursachen zurückkommen, um uns die vierte als möglich vorzustellen.

Da aber Hr. Reimarus nirgends zeigt, wie sich seine „Bestimmung der Kräfte auf etwas Gewisses" aus der Natur des Thieres erklären läßt, und da er vielmehr diese Bestimmung deswegen als einen vierten Grund anführt, weil er sich nicht getraut, sie aus den drei vorhergehenden Stücken herzuleiten; wie will er durch dieselbe die Beschaffenheit der Triebe begreiflich machen? Und wenn er auch noch so unumstößlich zeigt, daß eine solche Bestimmung vorhanden ist, so hat er bloß das Factum angezeigt, ohne bis zu der Ursach hinaufzusteigen. Wir wissen, was geschieht, wenn die Thiere Kunstwerke verfertigen; aber wir wissen nicht, warum?

Denn daß die Leibes- und Seelenkräfte der Thiere bei Verfertigung der Kunstwerke auf etwas bestimmtes gerichtet sind, wird Niemand in Zweifel ziehen. Die Frage aber ist: wodurch sind diese Kräfte so und nicht anders gerichtet? Hr. Reimarus antwortet: durch ihre eigene Natur. Dieser Antwort zufolge müßten wir den Grund von dieser bestimmten Richtung in der Natur des Thieres, d. h. in dem mechanischen Bau seines Körpers und in seinen innern und äußerlichen Empfindungen, suchen. Nun gesteht Hr. Reimarus, er habe in keinem von die-

ſen den verlangten Grund ausfindig machen können; alſo ſind wir immer noch an der vorigen Stelle: wir wiſſen die Begebenheit, und forſchen nach der Urſach.

Doch Hr. Reimarus will bei den Menſchen ſelbſt eben ſolche determinirte Naturkräfte wahrgenommen haben, als er zur Erklärung der thieriſchen Triebe annimmt; und er giebt unſerer Unachtſamkeit die Schuld, daß wir ſie nicht bemerken. Wenn dieſes wäre, ſo wüßten wir zwar deswegen von der Beſchaffenheit der Triebe nicht ein Haar mehr; allein die Schwierigkeit wäre uns etwas näher gelegt. Wir gehen uns näher an, und ſind uns auch beſſer zur Hand, als die Thiere, um durch die Aufmerkſamkeit auf uns ſelbſt hinter die wahre Urſach kommen zu können. Der Zuſchauer muß die Einrichtung der Maſchinen aus ihren Veränderungen errathen; aber wer hinter der Scene ſteht, kann das Triebwerk mit Augen ſehen. Ich geſtehe es, daß ich Anfangs geſtutzt, als ich den Hrn. Verf. durch eine Menge von Beiſpielen beweiſen ſah, daß wir das an uns ſelbſt haben, worüber wir uns bei den Thieren ſo verwundern. Dem erſten Anblicke nach dünkten mich einige von dieſen Beiſpielen den Kunſttrieben der Thiere in der That ſehr ähnlich zu ſeyn; allein ich betrachtete ſie genauer, und alle Ähnlichkeit ſchien mir zu verſchwinden. — Ich verſpare mir dieſe Anmerkungen, mit Ihrer Erlaubniß, auf mein nächſtes Schreiben; denn ich vermuthe, ſie werden etwas weitläuftig gerathen; — können Sie doch die Stelle, die bei dem Hrn. Reimarus einige Seiten einnimmt, unterdeſſen nachleſen!

XVII. Den 13 Nov. 1760.

131ster Brief.

Wenn Hr. Reimarus bei den Menschen selbst „die bestimmte Richtung der Kräfte auf etwas Gewisses" beweisen will, die er zum Behuf seiner Erklärung der Triebe annimmt; so muß er zeigen, daß wir eben solche Handlungen verrichten, wie die regelmäßigen Kunstwerke der Bienen, Wespen, Ameisen u. s. w., ohne daß sich solche aus irgend einer andern Ursach verständlicher erklären lassen. Es müssen Handlungen seyn, welche wir weder durch einen beliebigen Vorsatz noch durch Gewohnheit und Übung, weder durch das Anrathen der Vernunft noch durch den Reiz der angenehmen und unangenehmen Empfindungen, so wenig vermöge des Mechanismus unseres Leibes als auf Veranlassung einer äußern oder innern Empfindung anfangen und vollbringen können; wo nicht außer diesem noch eine gewisse angeborne Richtung der Kräfte auf etwas bestimmtes hinzukommt, die wir zwar nicht verstehen, deren Mitwirkung aber nichtsdestoweniger unumgänglich erfordert wird. Denn so etwas hinzukommendes muß in der That seine bestimmte Richtung der Kräfte seyn, durch welche er die regelmäßigen Kunstwerke der Bienen, Wespen, Ameisen u. s. w. erklären will, nachdem er auf alle übrigen Erklärungsmittel ausdrücklich Verzicht gethan.

Lassen Sie uns sehen, ob die Beispiele, die Hr. Reimarus anführt, wirklich diese Beschaffenheit haben! Ich werde sie in der Ordnung durchgehen, in welcher er sie vorträgt. „Was ‚unsere körperlichen Fertigkeiten betrift", spricht er (§ 138), ‚so könnte ich mich zuvörderst auf das Schreyen und Winseln ‚der Kinder berufen, welches ja keine gänzlich mechanische, sondern eine willkührliche Handlung ist. — — Dieses ist der ‚Kinder ihre erste natürlich bestimmte Fertigkeit, ohne daß sie ‚selbst den wissentlichen Vorsatz haben, daß dadurch ein zum ‚Mitleid reizender Laut solle ausgedruckt werden". Was hier

von dem Schreien und Winseln insbesondere gesagt wird, drückt der Verf. in der Folge allgemeiner aus: „zarte Kinder wissen „von Natur ihre Gemüthsbeschaffenheit und Leidenschaften, Ver„gnügen, Begierde, Schmerz und Furcht, in ihren Mienen gleichsam „zu mahlen und abzubilden; ja sie unterscheiden eben diese Mienen „auch an andern; indem sie anfangen zu weinen und furchtsam „zu werden, wenn man ihnen allerley saure und widrige Ge„sichter macht" u. s. w. Ich weiß nicht, was Hr. Reimarus hierdurch beweisen will? Wo ich nicht irre, so gilt der Einwurf der Epikuräer vollkommen, so einfältig er auch in den Fällen ist, in welchen sie ihn anzubringen gedenken. Die Kinder weinen Anfangs nicht, um Mitleid zu erregen; sondern sie erregen Mitleiden, weil wir aus eigener Erfahrung wissen, daß das Gefühl der Schmerzen von solchen Tönen begleitet zu werden pflegt. Überhaupt werden, vermöge der nicht zu läugnenden Gemeinschaft der Seele und des Leibes, alle heftige Begierden und Verabscheuungen der Seele von heftigen Bewegungen der flüssigen, und vermöge dieser auch der festen Theile des Leibes begleitet. Wenn nun diese Bewegungen so stark werden, daß sie in den äußern Theilen merkliche Veränderungen hervorbringen, so können wir diese Veränderungen als Zeichen der Gemüthsbeschaffenheit ansehen, insoweit wir durch eigene Erfahrung unterrichtet sind, welche innere Gemüthsbewegung einer jeden sichtbaren äußern Veränderung zusagt. Ist aber diese Erfahrung einmal gegründet, so kann man auch mit Hervorbringung solcher Geberden die Absicht verbinden, Andern unsere inneren Leidenschaften zu erkennen zu geben; und wenn man diese Übung wiederholt, so kann man es darin zur Fertigkeit bringen. Man hat also das Angeborne von dem Erlernten wohl zu unterscheiden. Die Fertigkeit, beim Gefühl der Schmerzen zu weinen, ist uns angeboren, und sie gründet sich auf die Gemeinschaft der Seele und des Leibes; aber die Fertigkeit, durch das Weinen Mitleiden zu erregen, oder beim Anblick eines Weinenden Mitleiden zu empfinden, setzt eine wiederholte Erfahrung zum voraus, daß dieses innere Gefühl von dieser äußern Bewegung begleitet zu werden pflegt. Eben derselbe Unterschied gilt auch von allen übrigen Gemüthsbewegungen; und ich finde in allen diesen Exempeln keine angeborne Richtung oder Neigung auf etwas gewisses. Will aber Hr. Reimarus behaupten, daß wir eine unerlernte Fertigkeit haben, in unserm

ach Veranlassung der Veränderungen in der Seele, gewisse Bewegungen hervorzubringen, so wird ihm dieses zwar Jedermann gegeben; allein was thut dieses zu seiner Hypothese?

Daß die Kinder, sobald sie zur Welt kommen, die Augen öffnen, wenn ein schwaches Licht ihnen durch die geschlossenen Augenlieder schimmert, ist zwar eine richtige Erfahrung; wer sieht aber nicht, daß hier die Kraft, die Augen zu öffnen, ihre Bestimmung und Richtung nicht von selbst hat, sondern erst durch den Reiz des äußerlichen Eindrucks erhält? Zum Aufsehen der Augenlieder gehören freilich mancherlei Bewegungen der Muskeln, aber keine angeborne Richtung.

Mit dem Saugen der Kinder hat es eine gleiche Bewandtniß; es gehören unstreitig vielfältige Bewegungen dazu, und es muß den Kindern ein Vermögen, solche zu verrichten, angeboren seyn. Dieses Vermögen aber würde niemals zur Ausübung kommen, wenn die Seele nicht durch den Reiz einer angenehmen Empfindung in Bewegung gebracht würde. Die Bestimmung und Richtung der Kräfte hat also hier ihren Grund in den Empfindungen. Daß es aber den Säuglingen leichter wird, die zum Saugen nöthigen Bewegungen zu verrichten, als den Erwachsenen, ist ein Beweis von des Hrn. Verf. erstem Satze, nämlich: daß der Mechanismus des thierischen Leibes öfters gewisse Bewegungen leichter, und die dazu nöthigen Gliedmaßen gelenkiger mache; denn vermuthlich ist es nichts anderes, als der wundervolle Mechanismus des Leibes, was den Bedürfnissen des Säuglings zuvorkommt, und ihm eine Handlung erleichtert, die zu seiner Erhaltung so nöthig ist. Hr. Reimarus hätte also diese Erfahrung zur Bestätigung seines ersten Satzes anführen können; wie will er aber seinen vierten Satz daraus folgern, daß nämlich manche Kräfte ihre angewiesene Richtung und Bestimmung an und für sich selbst mit sich führen? Findet sich hier die geringste Gleichheit mit den Kunstbewegungen, welche die Thiere, ohne den Antrieb einer angenehmen oder unangenehmen Empfindung, und ohne den Nutzen ihrer Arbeit anzusehen, verrichten? Diese Kunsttriebe zu erklären, hat der Hr. Verf. für nöthig gefunden, ein viertes Principium, eine gewisse angeborne Richtung der Kräfte anzunehmen; und siehe! seine Exempel von den Fertigkeiten der Menschen beweisen höchstens einen von den zugegebenen Sätzen, die ihm zur Erklärung der Triebe nicht hinreichend geschienen.

Doch weiter! „Unser Sehen", sagt Hr. Reimarus, „hat „nach der Vorstellung der Seele unglaublich viel kunstmäßiges „in sich. Denn ausser daß wir die Axen beyder Augen auf ei„nen Punkt richten, so stellen wir auch das Gemälde der Kör„per, welches in unsern Augen ist, vor uns und ausser uns. „Wir machen es nach dem Maasse des einfallenden Winkels, in „der Vorstellung groß; und wegen der Ähnlichkeit beyder Bil„der in beyden Augen, nicht gedoppelt, sondern einfach; wir „kehren es zugleich um, das unterste zu oberst, indem wir die „Berührung von jedem Lichtstral auf seinen Ursprung, und also, „was sich unten im Auge mahlt, nach oben hin rechnen. „Wenn uns diese Fertigkeit nicht angebohren wäre, so würden „wir sie, wegen der Vielheit der nach den Regeln des Lichts sich „richtenden Handlungen, vermuthlich durch keine Überlegung und „Übung erwerben können". — Ich finde hier verschiedenes anzumerken. 1) Wenn diese Instanzen auch eine angeborne Fertigkeit erwiesen, so ist daraus noch keinesweges auf eine unerworbene und eingepflanzte Richtung zu schließen. Eine angeborne Fertigkeit ist ein Vermögen, gewisse Handlungen, ohne vorhergehende Übung, so leicht und geschwind zu verrichten, daß wir uns nicht alles dessen bewußt sind, was dabei vorgeht; eine eingepflanzte Richtung auf etwas gewisses aber ist ein Ding, das sich wohl nicht so leicht erklären läßt. 2) Es läßt sich schwerlich erweisen, daß die Fertigkeit, die Augenaxen zu richten und sich die sichtbaren Dinge in einer gewissen Distanz vorzustellen, angeboren sei; die Erfahrung von Blinden, die wieder zu ihrem Gesichte gelangt sind, scheint das Gegentheil dazuthun. Wenn diese nicht erst eine Zeit lang das Gefühl mit dem Gesicht vergleichen, und durch eine lange Gewohnheit die Nachurtheile der Seele mit unter die Empfindungen mischen lernen; so sehen sie aus Mangel gehöriger Richtung alles undeutlich, und es scheint ihnen auch auf den Augen zu liegen. Vielleicht können wir uns jetzt nicht mehr besinnen, wie viel Versuche uns in der Kindheit mißlungen, und was für Mühe es gekostet, ehe wir uns diese Fertigkeiten angeschafft; und glauben, wir hätten sie erb- und eigenthümlich von der Hand der Natur erhalten. 3) Daß wir die Gegenstände weder gedoppelt noch umgekehrt sehen, schreibt Hr. Reimarus einer angebornen Fertigkeit zu; und also muß er glauben, die Seele würde sich ohne diese Fertigkeit die Gegenstände in der That gedoppelt und

mgekehrt vorstellen. Ist aber diese Hypothese schon so ausgemacht, daß sie Hr. Reimarus ohne allen Beweis annimmt? Es ist wahr, sie hat das Ansehn vieler berühmten Schriftsteller für sich; allein es fehlt gleichwohl an Weltweisen nicht, welche diese bekannten Paradoxa unmittelbar aus der Natur der Empfindung herzuleiten gesucht haben, ohne weder zu einer angebornen noch erworbenen Fertigkeit ihre Zuflucht zu nehmen; und ich muß gestehen, daß mich wenigstens ihre Gedanken sehr überzeugen. Von dem Gedoppelt-Sehen führt der Herr von Haller in seinen Noten zu Boerhaave's Vorlesungen *) die Meinung an: Mentem nulla objecta distinguere, nisi diversas efficiant quocunque modo sensationes. In dolore late diffuso puncta dolentia non distinguit. Non duabus auribus duplicem sensum separat, non duabus auribus duplices sonos audit, imo vero neque simillimos diversos sonos distinguit; neque ergo duobus oculis duo objecta videt. Er pflichtet diesen Gedanken völlig bei, und setzt zur Erläuterung derselben hinzu: Insecta certe non vident objecta multiplicata, etsi corneas et nervos opticos habeant innumerabiles. Rectissima enim via ad praedam suam aut venerem contendunt, cum eadem ex necessitate fabricae aberrare sequeretur, si ab ulla alia causa unitas visionis penderet. In der That müßte Hr. Reimarus, und alle übrige Schriftsteller, die hierin seiner Meinung sind, diesen Insecten eine Fertigkeit zulegen, welche alle Wahrscheinlichkeit überschreitet, wenn ihnen die Empfindung die Gegenstände so vielfach vorstellte, und die Seele gleichwohl durch ein Nachurtheil alle diese Vorstellungen wieder vereinigen müßte.

Von der zweiten Schwierigkeit, das Aufgerichtet- und Umgekehrt-Sehen betreffend, erinnere ich mich in den Mylius'schen Schriften eine Erklärung gefunden zu haben, die der ganzen sonst mittelmäßigen Sammlung einigen Werth

*) Hermanni Boerhaave praelectiones academicae in proprias institutiones rei medicae ed., et notas addidit Albertus Haller. Vol. IV. § DXLI. not.

giebt *). Sie schien mir so natürlich, daß ich mich wundere, wie man sie jemals hat verfehlen können. Ich habe das Buch jetzt nicht zur Hand; doch so viel ich mich erinnere, laufen seine Gründe kürzlich auf folgendes hinaus. Es ist wahr, behauptet Mylius, wir stellen uns alle sichtbare Gegenstände das Unterste zu oberst vor. Allein man bedenke, daß oben und unten bloß relative Begriffe sind. Unsere Gegenfüßler nennen das unten, was wir oben nennen, und so umgekehrt. Wenn nun alle Gegenstände in der Welt sich umkehren sollten, die Menschen nicht ausgenommen; so würden wir es gar nicht merken, daß eine Veränderung geschehen sei, indem in Ansehung unser alles so bleiben würde, wie es ist. Dieses thut bei Gesicht; es kehrt alle Gegenstände in der Vorstellung um, und uns selbst mit, denn auch das Bild vor unserm Körper muß sich im Auge umkehren; also kann aus dieser Umkehrung keine Verwirrung entstehen, sondern es muß in Ansehung unser alles eben so erfolgen, als wenn sich die Bilder im Auge aufgerichtet abmalen sollten. In einem verfinsterten Zimmer malen sich die Gegenstände gleichfalls umgekehrt ab; wenn aber das Bild eines Menschen in diesem Zimmer die übrigen Bilder sehen könnte, von welchen es umgeben ist, so würde es sie alle auch abgedruckt finden, und niemals auf die Vermuthung kommen, daß in seiner kleinen Schattenwelt alles umgekehrt stünde. Nun sind wir selbst in Ansehung unserer Augen nichts anders als ein Bildchen, das auf dem Grunde derselben so gut als die übrigen Gegenstände umgekehrt abgemalt worden; daher muß uns alles nothwendig aufgerichtet scheinen, und wir verwundern uns wenn uns Jemand erzählt, daß wir das Unterste zu oberst sehen. Es ist hier der Ort nicht, dieses weitläuftiger auszuführen. Sie sehen doch aber so viel, daß die gewöhnliche Meinung, mit welcher man die beiden angeführten Schwierigkeiten aus

*) Es ist gemeint der Aufsatz: „Untersuchung warum wir die Sachen aufgerichtet sehen, da doch die Bilder derselben verkehrt in unsre Augen fallen", welcher sich in den „vermischten Schriften des Herrn Christlob Mylius, gesammelt von G. E. Lessing, Berl. 1754", S. 236 — 267 befindet.

Anmerk. des Herausgebers.

ewohnheit, oder Fertigkeit der Seele zu erklären pflegt, noch vie-
n Zweifeln unterworfen ist. Hr. Reimarus kann sich also nicht
schlechterdings darauf stützen.

Überhaupt ist hier der Ort, wo die Naturlehre in die sub-
ste Metaphysik übergeht, und wo man durch die kleinste Un-
chtigkeit im Ausdrucke so verwirrt werden kann, daß man
chwierigkeiten zu finden glaubt, wo doch keine sind. Z. B.
r. Reimarus hält auch dieses für parador, daß wir uns beim
ehen einen Gegenstand tausendmal größer vorstellen, als er ab-
bildet ist; und ich erinnere mich, denselben Gedanken in ver-
iedenen physiologischen Tractaten angetroffen zu haben. Gleich-
ohl muß ich Ihnen gestehen, daß mir diese ganze Schwierigkeit
s einer Unachtsamkeit im Ausdrucke entsprungen zu seyn scheint.
er sich richtig ausdrücken will, kann nicht sagen: ich stelle
r diesen Gegenstand größer vor, als er in mir abgebildet ist;
nn warum sollte es von dem Gegenstande vorstellen, und
n dem Bildchen seyn heißen? Ist die Größe des Bildes im
ge etwa ein absoluter Begriff? oder woher wissen wir, wie
ß das Bildchen eines Gegenstandes im Auge sei? Etwa weil
doch nicht größer seyn kann, als das ganze Auge, dessen
öße wir betrachten können? Wohl! man rede also deutli-
r, und spreche: ich stelle mir diesen Gegenstand größer vor,
ich mir das Bild davon vorstellen würde, wenn es nicht
mir, sondern außer mir wäre, und ich solches vermittelst
Augen erst wieder sehen müßte. Durch diese kleine Behut-
ıkeit im Reden ist alle Schwierigkeit verschwunden; denn ist
nicht sehr natürlich, daß wir den Gegenstand selbst unter ei-
n größern Winkel sehen, als wir sein Bild sehen würden,
ın es erst wieder durch die Augen gehen müßte? Wir kön-
von der Größe keinen Begriff als durch die Vergleichung
ıngen; und müssen uns also wohl hüten, die Größe für so
as anzusehen, das sich, wie die Qualität, an und für sich
ıe Vergleichung und Gegeneinanderhaltung begreifen läßt.
ınn wir fragen: wie groß stelle ich mir diesen Gegenstand
? so bedeuten diese Worte nichts anders, als: in welchem
rhältniß gegen eine andere gegebene Größe? Dieses beur-
ilt die Seele aus dem Verhältnisse des Bildes eines Gegen-
ıdes gegen das Bild einer gegebenen Größe. Hingegen kann
dem Bilde im Auge und mit den äußern Gegenständen
gemeinschaftliches Maaß verglichen werden; und daher kann

das Verhältniß ihrer Größe gegen einander nicht anders beurtheilt werden, als wenn wir das Bild selbst außer uns sehen und als einen Gegenstand des Gesichts betrachten. Thut man aber dieses, so muß freilich das Bild des Bildes sich in einem kleinern Raume abschildern, als das Bild des Gegenstandes. — Doch genug von diesen Subtilitäten!

(Der Beschluß folgt.)

XVIII. Den 20 Nov. 1760.

Beschluß des 131sten Briefes.

Ich glaube zur Genüge dargethan zu haben, daß Hr. Reimarus bei den körperlichen Fertigkeiten des Menschen nicht die geringste Spur von Ähnlichkeit mit den Kunsttrieben der Thiere entdeckt hat. Es kommt darauf an, ob es ihm bei den Seelenfertigkeiten besser gelungen ist! Ich werde hier nur ein einziges Exempel anführen; denn alle, deren Hr. Reimarus gedenkt, sind von so ähnlicher Beschaffenheit, daß man nur eins entkräften darf, um sie alle widerlegt zu haben.

„Wenn wir unsere übrigen Gemüthskräfte untersuchen", sagt Hr. Reimarus, „so findet sich vieles, das wir mit einer „solchen bestimten Fertigkeit verrichten, die wir, wenn sie „uns nicht angeboren wäre, nimmer durch Übung erhalten wür„den. Die Einbildungskraft ist uns nicht allein unwillkührlich, „sondern auch willkührlich zu Dienste, und hält die beständige „Regel, daß sie uns bey dem Gegenwärtigen alles Vergangene „vorstellet, worin auch nur ein Theil mit dem Gegenwärtigen „einerley ist. Wenn die Einbildungskraft nicht von Natur fer„tig und bereit wäre, die vorigen Denkbilder nach dieser Regel zu „erneuren; so würden wir sie durch kein Bemühen oder Üben „wieder hervorsuchen können. — — Demnach giebt es bey uns „Menschen eine angeborne Fertigkeit, die vergangenen Dinge so „wieder vorzustellen, daß wir sie von den Gegenwärtigen unter„scheiden, und mit denselben in Vergleichung stellen, ja daß wir

„durch willkührliche Beachtung des Vergangenen ganz in die „vorige Welt mit unsern Gedanken hinein gehen können".

Ich habe im Vorhergehenden schon oft zugestanden, daß wir Menschen angeborne Fertigkeiten besitzen. Unter einer angebornen Fertigkeit versteht man ein ungeübtes Vermögen, gewisse willkührliche Handlungen mit solcher Geschwindigkeit zu verrichten, daß wir uns alles dessen, was dabei vorgenommen wird, nicht deutlich bewußt sind. Daß einer jeden menschlichen Fähigkeit ein gewisser Grad von einer solchen Fertigkeit beiwohne, ist nicht zu läugnen; aber damit allein ist der Hypothese des Hrn. Reimarus nicht gedient; und ein mehreres einzuräumen, sehe ich noch immer keine Nothwendigkeit. Denn wo liegt in diesem Exempel von der Einbildungskraft die gesuchte Richtung und Bestimmung auf etwas gewisses? Etwa darin, daß die Einbildungskraft bloß auf das Vergangene gerichtet und angewiesen ist? Kaum sollte ich es vermuthen, daß Hr. Reimarus dieses gemeint haben könne! Es ist ausgemacht und von unsern Weltweisen längst bewiesen, daß die Imagination keine abgesonderte Kraft sei, die der Seele etwa als eine Zugabe geschenkt worden; sondern sie ist eine bloße Abänderung der ursprünglichen Vorstellungskraft, welche das Wesen der Seele ausmacht. Diese wesentliche und ursprüngliche Kraft ist an und für sich unbestimmt, wird aber durch ihren und ihres Körpers Zustand auf dieses Gegenwärtige, dieses oder jenes Vergangene, und dieses oder jenes Zukünftige auf eine begreifliche Weise gerichtet und angewiesen. Insoweit sie auf das Gegenwärtige bestimmt ist, nennt man sie Empfindungsvermögen; auf das Vergangene: Einbildungskraft, und auf das Zukünftige: Vorhersehungsvermögen.— Warum ist die Einbildungskraft auf das Vergangene gerichtet? Weil die wesentliche Kraft der Seele das Vergangene sowohl als das Gegenwärtige und Zukünftige in sich begreift, und weil wir sie nicht anders Einbildungskraft nennen, als insoweit sie durch die bestimmenden Ursachen sich etwas vorstellt, das ihr zu einer andern Zeit gegenwärtig gewesen. Die Einbildungskraft ist ja kein für sich bestehendes Ding, sondern an und für sich schon eine Bestimmung der ursprünglichen Vorstellungskraft, die wir mit einem besondern Namen, eine Kraft aber nur in einem gewissen uneigentlichen Verstande nennen. Auf gleiche Weise könnten wir jedem andern Vermögen, z. B. dem Vermögen die Farbe zu unterscheiden, einen besondern Namen geben, und uns

hernach verwundern, daß dieſes beſondere Vermögen auf die Unterſcheidung der Farbe gerichtet iſt.

Doch ich will lieber den Hrn. Reimarus nicht verſtanden haben, als ihm ſo unphiloſophiſche Gedanken zutrauen. Die übrigen Exempel ſind, wie ſchon erinnert, von gleichem Schlage; und ich finde in Anſehung ihrer nichts hinzuzuthun. Soll ich Ihnen, nach einem ſo langen Geſchwätze, in wenigen Worten ſagen, was ich von der Hypotheſe des Hrn. Reimarus urtheile? Mich dünkt, diejenigen thieriſchen Kunſttriebe, die bloß eine innere Regelmäßigkeit in den willkührlichen Bewegungen der Muskeln anzeigen, hat Hr. Reimarus vollkommen deutlich erklärt, und vielleicht alles, was ſich davon ſagen läßt, erſchöpft. Aber dieſe Erſcheinung bleibt noch immer ein Geheimniß, daß die Thiere auch äußerliche regelmäßige Kunſtwerke hervorbringen, die nach einem wohlausgeſonnenen Plane verfertigt zu ſeyn ſcheinen. Ich kann ſehr wohl begreifen, wie es durch einen künſtlichen Mechanismus möglich ſei, daß das Thier auf den Antrieb einer innern oder äußern Empfindung die regelmäßigen Bewegungen verrichte, welche wir Menſchen in der Ordnung und mit der Fertigkeit nicht ohne Fleiß und Übung hervorbringen können. Wie aber aus dieſem allem, ohne überlegten Plan, ein äußerliches regelmäßiges Werk, eine ſechseckige Zelle, ein ſpiralförmiges Gewebe oder ein künſtliches Biberhaus entſteht; ſcheint mir deſto unbegreiflicher, da die Thiere öfters unregelmäßige Bewegungen vornehmen müſſen, um das äußere Werk vollkommen regelmäßig zu machen. Die Spinne merkt, daß ihr Fadenhaus irgendwo geriſſen, und ſie ſtellt ihre Arbeit an einer andern Seite ein, um dieſen Schaden auszubeſſern. Sie weicht alſo von ihrer innern Regel ab, der ſie ſonſt unfehlbar folgen würde, um die äußere Regelmäßigkeit ihres Werkes zu ergänzen. So macht es auch der Seidenwurm; und die Biene giebt, wie Hr. Reimarus bemerkt, von dem Sechseecke, ihrer Lieblingsfigur, etwas nach, wenn von einer andern Seite etwa gefehlt worden: um die Zellenreihe wieder in die Richte zu bringen. Dieſe äußerliche Regelmäßigkeit, dünkt mich, kann Hr. Reimarus aus allen vier Sätzen, aus welchen ſeine Hypotheſe beſteht, zuſammengenommen nicht erklären, und wenn man ihm auch die beſtimmte Richtung auf etwas gewiſſes zugeben wollte, die ihm ſo fruchtbar zu ſeyn ſcheint. Denn was für einen Begriff mache ich mir von einer vorherbeſtimmten Richtung auf ein Sechseck oder

sonst eine ordentliche Figur? Daß den Thieren solche Figuren eingeprägt wären, haben Andere behaupten wollen; allein Hr. Reimarus hat sie gründlich widerlegt. Was bleibt uns also übrig? Nichts, als die Schuldigkeit, unsere Unwissenheit zu gestehen.

132ster Brief.

Man begeht noch immerweg die Thorheit, jede Scharteke wider die Religion mit großem Geschrei aufzunehmen, und sobald man die Macht dazu hat, von dem Scharfrichter verbrennen zu lassen; obgleich die Erfahrung gezeigt, daß dadurch der Fortgang der Deisterei mehr befördert als gehemmt wird. Mancher Plunder, den kein Mensch angesehen haben würde, wird ein wichtiges Buch, nachdem es durch die Hand des Büttels gegangen; so wie das „Leben des G. B." gewiß Maculatur geworden wäre, wenn es nicht das Glück gehabt hätte, mit so großen Anstalten verbrannt zu werden. Die Welt schließt so: was so große Leute fürchten, muß doch verdienen gelesen zu werden. Dieses Vorurtheil ist nirgend so schädlich als in Religionssachen. Der gewissenhafteste Mensch betrachtet eine verfolgte Schrift als etwas, das zu fürchten ist; und die Begierde, das, was man fürchtet, kennen zu lernen, ist den Menschen sehr natürlich.

Man hat durch dieses Mittel erst letzthin wieder eine deistische Schrift aus ihrer Dunkelheit gezogen. Bloß der Titel würde mich abgeschreckt haben, tiefer hinein zu sehen, wenn das Werk nicht durch den Bann einigen Reiz bekommen hätte. Bedenken Sie, was für ein Titel! „Die unwandelbare und „ewige Religion der ältesten Naturforscher und so „genanten Adepten, oder geometrischer Beweis, daß die „Metaphysik die wahre theoretische und die Moral die wahre „practische Gottesgelartheit sey, bestehend in einigen freyen An„merkungen und Erinnerungen über das in dem I. II. und den „Vorbereitungstheilen zum III. Stücke der höhern Weltweisheit „enthaltene System der allgemeinen Gesellschaft der Wissenschaf„ten und deren Einrichtung und Plan, zu gründlicher Überführung

„aller seichtdenkenden und kohlgläubigen Deisten und Naturalisten, aufgesetzt von einem Liebhaber der Wahrheit an seinen „Freund".

Der Verfasser scheint ein Freund oder gar ein Mitglied der „allgemeinen Gesellschaft der Wissenschaften" zu seyn, deren Stifter die unübersteiglichsten Höhen der Weltweisheit überstiegen und die unabsehlichsten Tiefen der Natur durchschaut haben. Nichts ist vor den Augen dieser wahren Adepten verborgen; und sie wissen, wie ich Ihnen schon zu einer andern Zeit gemeldet *), durch ihre Theorie von der Archäenwanderung oder von der vernünftigen Metempsychosis nicht nur die gesammten Theile der Weltweisheit: als die Lehre von Gott, von der Welt und von der Seele, die Moral, das Naturrecht und die Staatskunst, auf einen weit sichreren Fuß zu setzen, — sondern auch die Naturlehre, Chemie und Medicin, alle Oconomie-, Commerz-, Cameral- und Militärwissenschaften, und endlich alle Künste und Handwerke zu verbessern. — Unser Verf. tadelt die Gesellschaft, daß sie mit ihrer Verbesserung zur Naturlehre schreitet, ohne vorher in der Religion aufgeräumt zu haben. Wie er spricht, so sollte man glauben, es käme bloß auf die Gesellschaft an, was sie für eine Religion festsetzen wollte. Es ist lustig, ihn die Gesellschaft ernstlich und mit vielem Eifer bitten zu sehen, sie möchte doch alle übernatürliche Offenbarung wegwerfen, und auf ihrer Archäenwanderung oder vernünftigen Metempsychosis ein Religionssystem aufführen, das, wie er sich ausdrückt, weder Pfaffenlist noch Heuchelei bedarf, um sich aufrecht zu erhalten. Allenfalls erbietet er sich, mit Erlaubniß der Gesellschaft diesen unvergleichlichen Vorschlag selbst auszuführen, und aus der Monadologie der allgemeinen Gesellschaft ein vernünftiges Religionssystem, eine Kinderlehre oder Catechismus, heilige Reden, Gebete, Gesänge, und alles, was zu einer Religion erfordert wird, herauszuziehen, und mit einer so einleuchtenden Überzeugung vorzutragen, daß alle Welt darüber erstaunen und die Priesterzunft sich in ihrem Herzen schämen soll. Ich möchte seine monadologischen Lieder wohl in Musik gesetzt sehen!

Sie sehen, daß dieser Mann mehr Grillenfänger als furchtbarer Religionsfeind ist. Er greift zwar die Offenbarung mit

*) S. den 89sten bis 91sten Brief. Anmerk. des Herausg.

unmäßiger Bitterkeit an, und beschimpft den geistlichen Stand auf eine etwas ungezogene Weise; allein es müßte um die Wahrheit der Offenbarung schlecht bestellt seyn, wenn man seinem Einwurf nicht anders als durch die gänzliche Unterdrückung begegnen könnte. Weder seine Grundsätze noch sein Vortrag sind von der Art, daß sie den gemeinen Mann durch ihre Annehmlichkeit sollten verführen können. Seine Sittenlehre, — man muß ihm Gerechtigkeit widerfahren lassen —, ist eine der strengsten, und im philosophischen Verstande auch der heiligsten: also, daß sich der liederliche Theil des menschlichen Geschlechts gewiß nicht auf seine Seite schlagen wird. Der einzige Metaphysikus, der sich mit ihm in die dornigen Subtilitäten der Monadologie einlassen kann, wird auch ganz gewiß im Stande seyn, die Wichtigkeit seiner Einwürfe einzusehen. Was hat man also zu fürchten? Ich dächte, man hätte die Schrift immer können unbemerkt zur ewigen Vergessenheit schleichen lassen. Doch man bleibt schon bei dem alten Schlendrian!

Ihnen eine Probe von der Schreibart dieses Verf. zu geben, will ich eine der hitzigsten Stellen anführen, und Sie können daraus leichtlich auf die frostigern schließen. Er apostrophirt die Geistlichkeit: „Was meinet ihr, wenn eben dieser Weg, welchen „die Lehrer der natürlichen Gottesgelahrtheit zur Seeligkeit zeigen, „eben derjenige sey, welchem die Natur in allen ihren auch den „geringsten Wirkungen folget, und daß durch diesen Weg, der „zur Seligkeit führet, auch zugleich alle Geheimnisse der „Natur, zum wahren Nutzen des menschlichen Geschlechts, ent„decket werden? Sollte man es nicht durch den weltlichen Arm „dahin zu bringen suchen, daß die Menschen in der Erkenntniß „der Natur, eben so wohl, als in der Religion, durch Feuer „und Schwerdt dahin gebracht werden können, die Vernunft und „die Erfahrung, unter dem Gehorsam der Erdichtungskraft und „der Fabel gefangen zu nehmen? Was sollte daran hindern, „daß man nicht eben so wohl ein Pabstthum in der Natur, „als in der Religion und Moral errichten solte, wenn nur die „Vernunft rechtschaffen verbannet, und Aberglaube genug in der „Welt ist? Säumet nicht, dieses zu thun, sonst werden alle „eure Systeme bald anfangen, den Greuel der Verwüstung zu „empfinden, wo ihr zulasset, daß die Welt in der Erkentnis „der Natur der Dinge weiter schreitet. Vor allen Dingen unter„drücket die verfluchte Erkenntniß von den einfachen Sub-

„stanzen. — Ihr habt euch bisher wohl dabey befunden, daß „diese Erkenntniß nicht gar weit gestiegen. Haltet sie hübsch „noch unter der Scheere! Denn sie ist im höchsten Grade schäd„lich vor alle erdichtete Offenbarungen! Es ist nicht gut, daß „die Menschen zu genau mit ihrer Seele und Gott bekannt „werden". Die unschuldigen Monaden haben sich wohl niemals träumen lassen, daß man sie auf eine so lächerliche Weise mißbrauchen wird.

Was er hier unter Entdeckung der Geheimnisse der Natur versteht, erklärt er an einer andern Stelle deutlicher: „Die Ver„hältnisse der Grösse oder des Grades der Ähnlichkeit der edlen „einfachen Substanzen, oder der Seele mit Gott, wird zu ei„ner gefunden und einer practischen Moral, Rechtsgelehrsamkeit, „Staatslehre, weit gewissere und solidere Gründe legen, als bis„her, so lange man die Einsicht in die wahre Vollkommenheit „der vernünftigen Geschöpfe gehabt, möglich gewesen; so wie „die Verhältniß der Grösse oder des Grades der unedlern einfa„chen Substanzen oder Elemente der Körper einen weit sich„rern Grund zur Erkenntniß der Körper und deren Vereini„gung mit Seelen und Geister, folglich auch zur Naturlehre, „Chymie, Medicin, wie auch zu alle Öconomie-, Commerz-, „Cammeral- und Militärwissenschaften, und nicht weniger zu „allen Künsten und Handwerken abgeben wird, als noch zur „Zeit geschehen können."

Ich habe Ihnen einst schon gemeldet, daß diese Verbesserer aller Wissenschaften und Künste den schönen Wissenschaften einen ewigen Haß geschworen haben. Gegenwärtiger Verf. mag hierin mit den Stiftern der Gesellschaft nicht völlig eines Sinnes seyn; denn er schreibt erträglicher, und verspricht doch auch heilige Lieder zu verfertigen.

XXI. Den 11 Dec. 1760.

134ster Brief.

Was Herr Schöpflin von der Buchdruckerkunst be- *), das gilt überhaupt von allen menschlichen Erfindungen. haben alle ihre Vorspiele, ihren Anfang und ihre lkommenheit. Selten ist eine Erfindung in der näm- Zeit, und noch seltner von dem nämlichen Erfinder bis die dritte Staffel gebracht worden. Daher entstehen die ltigen und so schwer zu entscheidenden Streitigkeiten über hre der Erfindungen. Zuerst müssen die historischen Um- in Richtigkeit gebracht werden: wem man die verschiede- Stufen einer Erfindung zu verdanken hat, und wenn sie verschiedenen Personen herrühren, was jeder für einen An- an der Erfinduug hat. Sodann ist auseinanderzusetzen, Zufall, Fleiß und Genie zur Erfindung beigetragen. In neisten Fällen sind die Vorspiele ein Werk des Zufalls, nfang ein Werk des Genies, und die Vollkommen- ein Werk des Fleißes; doch wer ist so kühn, dieses allge- zu behaupten? Wenn indessen von der Ehre der Erfin- die Rede ist, so gebührt sie ohne Zweifel dem, welcher bei Antheile an der Erfindung am meisten Genie gezeigt; ieses war in Ansehung der Buchdruckerei, nach dem was pflin davon anführt, unstreitig Guttenberg.

Euler **) hat den berühmten Streit wegen der Erfindung ifferentialrechnung auf eine ähnliche Art entschieden: er, wie Schöpflin bei der Buchdruckerei gethan, deutlich landergesetzt hat, was wir jedem Miterfinder dieser großen nschaft zu danken haben. Nach dem Urtheile dieses be- en Mannes hat derjenige den Grund zur Erfindung der

---

*) Diese Worte beziehen sich auf den Gegenstand des vorangegange- von Fried. Nicolai verfaßten 133sten Briefes: Schöpflin's ae typographicae. Anmerk. des Herausgebers.

**) Siehe die Vorrede zu seinen Institutiones calculi differentialis. us usu in analysi finitorum.

Differentialrechnung gelegt, der zuerst darauf gefallen ist, die allerletzten Verhältnisse in Erwägung zu ziehen, zu welchen sich die Ab- und Zurechnungen der veränderlichen Größen desto mehr nähern, je kleiner sie angenommen werden, und die sie endlich, indem sie verschwinden, völlig erreichen. „Die Spuren dieser „Speculation", sagt Hr. Euler, „findet man schon bei den älte„sten Schriftstellern, denen man also eine geringe Einsicht, einen „vorspielenden Begriff von der höhern Analysis nicht absprechen „kann. Nach und nach hat diese Wissenschaft zugenommen; bis „sie endlich auf die Höhe gestiegen, auf welcher wir sie jetzt er„blicken, obgleich immer noch in derselben mehr verborgen, als „entdeckt seyn mag. Die Anwendung dieser allerletzten Verhält„nisse auf Rational-Functionen ist lange Zeit vor Newton „und Leibnitz bekannt gewesen. Dem englischen Erfinder haben „wir unstreitig die Anwendung dieser Verhältnisse auf Irratio„nal-Functionen zu verdanken, auf welchen glücklichen Schrit„er durch seinen vortrefflichen Lehrsatz von der allgemeinen Formel „aller binomischen Potenzen ist geleitet worden. Leibnitzen „sind wir verbunden, daß er der Rechnungsart, die man vorher „nur als einen besondern Kunstgriff angesehen, die Gestalt einer „Disciplin gegeben, die Regeln derselben in ein System gebracht, „und deutlich auseinandergesetzt hat. Er bahnte den Weg zur „ferneren Ausbildung dieser Wissenschaft, und zeigte die Grund„sätze, aus welchen das annoch Fehlende herzuleiten sei. Endlich „haben Leibnitz und die von ihm aufgemunterten Bernoullis „die Gränzen der Differentialrechnung auch bis auf Transscen„dental-Functionen, welcher Theil vorhin noch unangebauet war, „mit vereinigten Kräften ausgedehnt, und auch die Grundsätze „der Integralrechnung festgesetzt. Newton hat sich gleichfalls „nicht wenig um die Integralrechnung verdient gemacht. Von „der ersten Erfindung dieses Calculus aber läßt sich wenig be„stimmen; denn ein schwacher Begrif davon hat zugleich mit der „Differentialrechnung aufkommen müssen: und zur Vollkommen„heit ist er noch jetzo nicht gediehen, indem der größte Theil „desselben noch zu entdecken übrig ist".

Ich habe Ihnen diese schöne Stelle hierher gesetzt, damit Sie das Vergnügen haben mögen, die Geschichte zweier wichtiger Erfindungen mit einander zu vergleichen, deren jede in ihrer Sphäre zur Erweiterung der menschlichen Einsicht unendlich viel beigetragen. Es ist überaus angenehm, den Baum des Er-

kenntnisses in seinem Wachsthum zu betrachten. Ein Dichter möchte ihn mit der Aloe vergleichen. Öfters scheint er noch langsamer als die Aloe, Jahrhunderte stille zu stehen, oder wohl gar durch schlechte Wartung an seinen Äußersten abzusterben. Endlich bringt ein glückliches Jahrhundert einige Geister hervor, welche den Stamm mit den befruchtenden Strahlen ihres Genies bescheinen. Plötzlich schießt er empor, und verbreitet sich in tausend Äste, welche mit ihren Blumen die Augen ergötzen, und mit ihrem wohlriechenden Duft die ganze Gegend balsamiren.

135ster Brief.

Die Logik ist in ihrem weitesten Umfange eine vollständige Arzneikunst der menschlichen Seele. Doch muß man, wie Leibnitz bemerkt, unter dem Worte Arzneikunst die Gymnastik mit verstehen, indem die Logik unsere Seelenkräfte durch die Übung zugleich vollkommener und zu ihren angewiesenen Verrichtungen geschickter macht. Bis zu unsern Zeiten hat nur ein einziger Theil dieser Seelenarzneikunst, den man im genauesten Verstande Vernunftkunst nennen könnte, die Vollkommenheit erreicht. Von der Dialektik, oder Logik der Wahrscheinlichkeit, haben wir nur einige Vorspiele; und zur Ästhetik hat uns der berühmte Baumgarten einen vortrefflichen Anfang geliefert, der von der Hand seines Erfinders die Vollkommenheit erwartet.

Die Erfindungskunst, als ein besonderer Theil der allgemeinen Logik, liegt noch völlig unangebaut. In dieser Gegend sehen wir noch immer wie durch einen Nebel. Wir erblicken schimmernde Gegenstände; aber wir unterscheiden nichts, und wissen auch noch keinen Weg zu finden, der uns zu ihnen hinführt. Es scheint, als wenn die Theorie dieser Kunst ohne eine vollständige Dialektik nicht fortkommen könne, indem die Erfinder mehrentheils durch wahrscheinliche Schlüsse zuerst auf ihre Erfindung zu kommen pflegen. Desto rühmlicher hingegen ist der Eifer des Weltweisen, der sich ohne die erforderlichen Hülfsmittel an eine Theorie der Erfindungskunst wagt, und wenigstens so weit, als es sich vor der Hand thun läßt, zu

kommen ſucht. Neulich hat Herr Carl Fried. Flögel zu Breslau eine „Einleitung in die Erfindungskunſt“ *) herausgegeben, die ſehr leſenswürdig iſt. Hier iſt ſie.

Wie? ſagen Sie, einen ſolchen Band haben wir von der Erfindungskunſt, der noch dazu ſehr leſenswerth iſt, und gleichwohl wüßten wir noch ſo wenig davon? Laſſen Sie ſich das nicht irren! das Buch iſt leſenswerth, allein kaum die Hälfte davon gehört eigentlich zur Erfindungskunſt. Die Kunſt gränzt ſo nahe an die gemeine Logik, daß der Verf., wo er von der Erfindungskunſt nichts zu ſagen hatte, eine kleine Wendung machen und ſich ins Gebiet der Logik hinüberſtehlen konnte. Da amüſirt er ſeine Leſer eine Weile, und ſucht ihnen weiß zu machen, er habe die Gränzen der Erfindungskunſt bis dahin erweitert. Der ganze Band hält z. E. 478 Seiten, und davon ſind 220 mit einer encyclopädiſchen Eintheilung und mit den Definitionen aller Wiſſenſchaften und Künſte angefüllt. Was thut dieſe Menge von Definitionen zur Erfindungskunſt? Ja, ſagt der Verf., die Wiſſenſchaften und Künſte ſind die Objecte der Erfindungen; und mußte ich nicht von der objectiven Erfindungskunſt ſo gut als von der ſubjectiven handeln? Schon recht! allein in dieſer Abſicht hätten die Künſte und Wiſſenſchaften nicht nach ihrem Stammregiſter beſchrieben, ſondern in allgemeine Claſſen eingetheilt werden ſollen, und zwar in ſolche, deren jede andere Erfindungsmittel zu ihrer Entdeckung erfordert: denn nur in ſo weit gehört die Betrachtung der Künſte und Wiſſenſchaften zur Theorie der Erfindungskunſt; der Verf. hätte ſeine Einſichten in verſchiedenen Wiſſenſchaften weniger zeigen können, allein ſeiner Abſicht wäre er unſtreitig näher gekommen: und dieſes iſt alles, was ſeine Leſer erwarten.

S. 302 kommt der Verf. endlich zur „Theorie der Erfindungsmittel“. Hier werden Sie eine Menge überaus wichtiger Anmerkungen finden. Allein da der Verf. eigentlich ſogenannte Erfindungsmittel und Erfindungskunſtgriffe nicht unterſcheidet, ſo hat er ſich auch hier nicht ſelten in die gemeine Logik verlieren müſſen. Er nimmt nämlich das Wort Erfindungsmittel in ſeinem allgemeinſten Verſtande, in welchem man alles darunter begreift, was zur Erfindung nur etwas bei-

*) Breslau und Leipzig, bey Johann Ernſt Meyer. 1760.

trägt. Er zieht hierauf alle unsere Seelenkräfte zu den Erfindungsmitteln, und geht sie nach der Reihe durch, um zu zeigen, was jede derselben zur Erfindung helfen kann. Die Methode wäre vortrefflich, wenn der Verf. mehr Erfindungskunstgriffe aus allen Künsten und Wissenschaften abstrahirt, und hernach a priori gezeigt hätte, wie sich unsere Seelenkräfte dabei verhalten. Da er aber aus der Erfahrung wenig Kunstgriffe gesammelt, und bloß a priori aus der Erklärung der Seelenkräfte zeigen will, was sie zur Erfindung beitragen; so hat er zum Theil auf unfruchtbare Distinctionen fallen, zum Theil aber die Lücken mit gemeinen logikalischen Betrachtungen anfüllen müssen. — Wie gesagt! das Buch ist sehr lesenswerth; aber was es seyn soll, ist es nur sehr wenig.

XXII. Den 18 Dec. 1760.

136ster Brief.

Herr Flögel bearbeitet eine unergiebige und trockene Materie; er philosophirt methodisch, definirt strenge, beweist, wie es sich in Wissenschaften gehört, und seine Schreibart ist gleichwohl nicht unangenehm; nur schade! daß er die Subtilität im Unterscheiden und Eintheilen öfters bis zum Ermüden treibt, ohne den verdrießlichen Leser durch die Annehmlichkeit der Anwendung und des Nutzens, der aus dieser superfeinen Eintheilung erwächst, wieder schadlos zu halten. Ich weiß wohl, daß es keine vollkommen leere Distinctionen giebt, und daß ein jeder Unterschied, der wahrzunehmen ist, auch seine Folgen haben muß. Der Canzler Baco vergleicht irgendwo die subtilen Distinctionen mit den Spinnenweben: sie sind fein, aber ohne Nutzen. Zu des Canzlers Zeiten hatte der Einfall seinen Werth, ob er gleich nicht vollkommen richtig seyn mag. Es ist eine nicht geringe Verwegenheit, von einem Unterschiede, den unsere Seele bemerkt, zu sagen, er verdiene schlechterdings nicht angemerkt zu werden; und in besondern Fällen dürfte der subtile Weltweise seinen Tadler leicht zu Schanden machen können. Da man aber bei

dem geringsten Vorfalle bis ins Unendliche wegdistinguiren kann, so erfordert es die Pflicht eines Schriftstellers, nur diejenigen Eintheilungen vorzutragen, deren Fruchtbarkeit er dem Leser kann in die Augen leuchten lassen; denn die Folgen, die der Leser nicht einsieht, sind in diesem Falle so gut als wenn sie nicht da wären. Hr. Flögel scheint den Fußstapfen des berühmten Baumgarten gefolgt zu seyn; und es ist bekannt, daß sich viele Leser der Baumgarten'schen Schriften über seine allzu feinen Distinctionen beschweren. Allein dieser große Lehrer hat nicht sowohl für die Welt als für seine Zuhörer geschrieben; und diesen zeigt er in seinen mündlichen Vorlesungen den Nutzen und die Wichtigkeit seiner subtilsten Eintheilungen. Unser Freund Hr. K. hat die Gütigkeit gehabt, mir einige Vorlesungen dieses Weltweisen im Manuscript mitzutheilen; und seit der Zeit betrachte ich die große Menge Distinctionen, welche in den Baumgarten'schen Schriften vorkommen, als eben so viele notiones directrices, die auf wichtige Wahrheiten leiten. Hr. Flögel aber, der nicht, um darüber zu lesen, sondern um gelesen zu werden, geschrieben; hätte bei verschiedenen Gelegenheiten wohlgethan, wenn er hätte zeigen wollen, daß ihm die Fruchtbarkeit, der Begriff, und keine trockene Topik, im Unterscheiden zum Leitfaden gedient habe. Hierher gehört z. E. die Eintheilung des Erfindungskreises (horizon inveniendi) in einen künstlichen und wissenschaftlichen (§ 53); in einen allgemeinen, besondern und besondersten (§ 56); in einen philosophischen und gemeinen (§ 58); in einen schönen und vernunftsinnlichen (§ 59); in einen objectiven und subjectiven (§ 60); in einen extensiven und intensiven (§ 61); endlich (§ 62) in einen absoluten und relativen; — und sodann die Eintheilung des Erfindungsstoffes in absolut erschöpften und relativ erschöpften, in solchen über dem Horizont und unter dem Horizont, u. s. w. Alles dieses scheint nach dem Muster der Baumgarten'schen Ästhetik zugeschnitten zu seyn. Ich gestehe Ihnen aber meine Unwissenheit, daß ich den Nutzen dieser feinen Gewebes in der Theorie der Erfindungskunst nicht einsehe.

Von der encyclopädischen Eintheilung der Wissenschaften des Hrn. Flögel habe ich Ihnen bereits gemeldet, daß sie zur Theorie der Erfindungskunst eigentlich nicht viel beiträgt; aber an und für sich betrachtet, macht sie dem Hrn. Verf. Ehre. Unter den Baumgarten'schen Vorlesungen, deren ich oben erwähnt habe, befindet sich auch eine „sciographia encyclopaediae philosophicae",

mit welcher die Flögel'sche Beschreibung der Wissenschaften eine große Ähnlichkeit hat. Fast dieselbe Abstammung, dieselben Erklärungen, und sogar die Grille, alle mögliche Wahrsagerkünste dem Stamme der menschlichen Erkenntniß einzupfropfen, haben beide Weltweisen gemein. Wenn Hr. Flögel die Abhandlung des Frankfurtschen Weltweisen nicht vor sich gehabt hat, so müssen sie beide wenigstens Einem Leitfaden gefolgt seyn. Jenes zu ärgwohnen, hat man nicht Gründe genug; und also dient es dem Hrn. Flögel zum Ruhme, daß er mit Baumgarten den nämlichen Weg eingeschlagen hat.

Ich werde Sie für dieses Mal mit meinen Anmerkungen verschonen; denn Sie wollen vermuthlich lieber das Werk als meine Anmerkungen lesen. Doch eine einzige werden Sie mir schon erlauben, und zwar über des Hrn. Flögel's Erklärung vom mathematischen Unendlichen. Zwar sind seine Erklärungen und Urtheile von mathematischen Dingen überhaupt eben nicht die gründlichsten in seinem Werke, und viele derselben so beschaffen, daß die Mathematik-Verständigen unmöglich damit zufrieden seyn können; allein mit seiner Erklärung von unendlichen Größen, auf welche das prächtige Gebäude der neuen Algebra gegründet ist, dürften sie es am wenigsten seyn. — „Wenn „zwey Größen ungleich sind", sagt Hr. Flögel (§ 286), „so „muß die eine größer, die andre kleiner seyn. Nun kan man „entweder das Verhältniß der größern zur kleinern bestimmen, „das ist ausmachen, wie vielmahl die kleinere in der größern „enthalten ist, oder nicht; Ist das erste, so heißen sie endliche „Größen (Quantitates finitae), ist aber das andere, unendliche „Größen (Quantitates infinitae)". — § 287: „Die größere „von zwei unendlichen Größen heist eine unendlich große Größe „(Quantitas infinite magna), die kleinere aber die unendlich „kleine (Quantitas infinite parva)". Und nun fährt Hr. Flögel (§ 288) im Erklären fort: „Die Algebra findet entweder „endliche Größen, oder unendliche; das erste ist die gemeine „Algebra; Im andern Falle heist sie die höhere Algebra (Analysis „infinitorum), und da findet sie entweder unendlich große oder „unendlich kleine Größen; das erste heist die Integralrechnung „(Calculus integralis), das andere die Differentialrechnung (Cal„culus differentialis)". Wie unrichtig alle diese Erklärungen sind, wird ein Jeder, dem die Methode der neuen Algebraisten nicht ganz unbekannt ist, leichtlich einsehen. Erstlich wenn das

Verhältniß der kleinern Größe zur größern nicht ausgemacht werden kann, so heißt der Mathematiker keinesweges jene unendlich klein, und diese unendlich groß; vielmehr betrachtet er die größere oder die kleinere davon als eine endliche Größe, und die andere nennt er, in Ansehung dieser, entweder unendlich klein oder unendlich groß. Das Verhältniß derselben drückt er durch $1 : \infty$ oder $\frac{1}{\infty} : 1$ aus. Hingegen ist das Verhältniß des unendlich Kleinen zum unendlich Großen, dessen Hr. Flögel gedenkt, aus diesen beiden Verhältnissen, nämlich des unendlich Kleinen zum Endlichen, und des Endlichen zum unendlich Großen, zusammengesetzt, und folglich $= \frac{1}{\infty} : \infty$ oder $= 1 : \infty^2$; welches die Algebraisten das Verhältniß der endlichen Größe zum Unendlichen vom zweiten Grade nennen. Ob diese Begriffe philosophisch richtig sind, ist hier die Frage nicht. Genug, daß sich der Mathematiker derselben mit Nutzen bedient.

Doch die ganze Erklärung des Hrn. Flögel ist unbrauchbar. „Wenn man nicht ausmachen kann, wie viel mal eine Größe „in der andern enthalten ist; so heissen sie unendliche Größen"; wie falsch! Man kann nicht ausmachen, wie vielmal der Durchmesser eines Zirkels in seiner Peripherie enthalten ist; sind sie deswegen unendliche Größen? Weit richtiger sagt Baumgarten in seiner angeführten Sciographia: „Quantitates imaginariae, quibus desunt termini, ultra quos augeri aut minui nequeant, sunt infinitae". Sie können hiervon auf die Richtigkeit der Flögel'schen Erklärung der Differential- und Integralrechnung schließen. Wer diese Rechnungsart sonst nicht besser kennt, der muß sich aus des Verf. Erklärung einen sehr verkehrten Begriff davon machen. Ich habe Ihnen in einem vorigen Schreiben die Erklärung des Hrn. Euler von der Differentialrechnung angeführt, welche sich meines Erachtens vollkommen philosophisch rechtfertigen läßt. Aber freilich wird, wie Hr. Euler selbst gesteht, Niemand die Erklärung begreifen, dem nicht die Geheimnisse der Algebra schon in etwas bekannt sind; und ist es in der That nicht besser, gar keinen, als einen falschen Begriff von einer Sache zu haben?

137ster Brief.

Die allergemeinsten Wörter machen öfters dem Weltweisen, der sie kunstmäßig erklären will, am meisten zu schaffen. Denn da sie der gemeine Haufe täglich im Munde führt, so nehmen sie mehrentheils so vielfältige Bedeutungen an, daß man Mühe hat, das Allgemeine und Wesentliche derselben von dem Zufälligen zu trennen. Das Wort Kunst gehört zu dieser Anzahl. Hr. Flögel scheint die Hoffnung aufzugeben, die verschiedenen Bedeutungen dieses Worts auf eine einzige Idee zurückzubringen. „Der gemeine Sprachgebrauch", sagt er, „hat hier so „mancherlei Widersprüche, so wohl mit sich selbst, als auch mit „dem philosophischen; und dieser letztere ist auch nicht ganz davon „frei. Dieses führt uns auf die Gedanken, daß das Wort „Kunst mehr als eine Bedeutung haben müße. Alle Welt„weisen stimmen überein, daß durch die Kunst etwas soll zur „Wirklichkeit gebracht werden, die es vorher nicht hatte; aber sie „setzen noch diese und jene Bestimmungen dazu, worin sie nicht „mit einander einig sind. Schon Aristoteles erklärte die Kunst, „daß sie wäre habitus cum recta ratione effectivus". Hr. Flögel glaubt diesem Worte eine dreifache Bedeutung zuschreiben zu können. „Die Kunst im weitläuftigsten Verstande" setzt er in „ein Vermögen etwas zur Wirklichkeit zu bringen. In die„ser Bedeutung sagt man, Gott habe in der Anordnung des „Weltgebäudes die gröste Kunst bewiesen. — Nun ist es aber „bekant, daß man die Natur der Kunst pflegt entgegen zu „setzen; und behauptet, das Natürliche sei nicht künstlich. — „Man sagt, eine Pflanze wächst von Natur herfür, und nicht „durch die Kunst. Ein Laokoon war ein Werk der Kunst und „nicht der Natur. Also ist in genauer Bedeutung die Kunst „eine Fertigkeit etwas herfür zu bringen, was durch den Lauf „der Natur nicht herfürkommen wäre. Damit ist man noch „nicht zufrieden. Man unterscheidet noch Kunst und Wissen„schaft. Man sagt, die Tonkunst, Tanzkunst, Mahlerey und „Bildhauerkunst gehörten zu den schönen Künsten, und die Dicht„und Redekunst zu den schönen Wißenschaften. Also heißt im „genausten Verstande die Kunst eine Fertigkeit, die nicht wißen„schaftlich ist, etwas herfür zu bringen, was durch den Lauf der „Natur nicht herfürkommen wäre". Diese Eintheilung scheint

„ſtanzen. — Ihr habt euch bisher wohl dabey befunden, daß „dieſe Erkenntniß nicht gar weit geſtiegen. Haltet ſie hübſch „noch unter der Scheere! Denn ſie iſt im höchſten Grade ſchäd„lich vor alle erdichtete Offenbarungen! Es iſt nicht gut, daß „die Menſchen zu genau mit ihrer Seele und Gott bekannt „werden". Die unſchuldigen Monaden haben ſich wohl niemals träumen laſſen, daß man ſie auf eine ſo lächerliche Weiſe miß-brauchen wird.

Was er hier unter Entdeckung der Geheimniſſe der Natur verſteht, erklärt er an einer andern Stelle deutlicher: „Die Ver„hältniſſe der Gröſſe oder des Grades der Ähnlichkeit der edlen „einfachen Subſtanzen, oder der Seele mit Gott, wird zu ei„ner geſunden und einer practiſchen Moral, Rechtsgelehrſamkeit, „Staatslehre, weit gewiſſere und ſolidere Gründe legen, als bis„her, ſo lange man die Einſicht in die wahre Vollkommenheit „der vernünftigen Geſchöpfe gehabt, möglich geweſen; ſo wie „die Verhältniß der Gröſſe oder des Grades der unedlern einfa„chen Subſtanzen oder Elemente der Körper einen weit ſich„rern Grund zur Erkenntniß der Körper und deren Vereini„gung mit Seelen und Geiſter, folglich auch zur Naturlehre, „Chymie, Medicin, wie auch zu alle Öconomie-, Commerz-, „Cammeral- und Militärwiſſenſchaften, und nicht weniger zu „allen Künſten und Handwerken abgeben wird, als noch zur „Zeit geſchehen können."

Ich habe Ihnen einſt ſchon gemeldet, daß dieſe Verbeſſe-rer aller Wiſſenſchaften und Künſte den ſchönen Wiſſenſchaften einen ewigen Haß geſchworen haben. Gegenwärtiger Verf. muß hierin mit den Stiftern der Geſellſchaft nicht völlig eines Sin-nes ſeyn; denn er ſchreibt erträglicher, und verſpricht doch auch, heilige Lieder zu verfertigen.

XXI. Den 11 Dec. 1760.

134ster Brief.

Was Herr Schöpflin von der Buchdruckerkunst bemerkt *), das gilt überhaupt von allen menschlichen Erfindungen. Sie haben alle ihre Vorspiele, ihren Anfang und ihre Vollkommenheit. Selten ist eine Erfindung in der nämlichen Zeit, und noch seltner von dem nämlichen Erfinder bis auf die dritte Staffel gebracht worden. Daher entstehen die vielfältigen und so schwer zu entscheidenden Streitigkeiten über die Ehre der Erfindungen. Zuerst müssen die historischen Umstände in Richtigkeit gebracht werden: wem man die verschiedenen Stufen einer Erfindung zu verdanken hat, und wenn sie von verschiedenen Personen herrühren, was jeder für einen Antheil an der Erfindung hat. Sodann ist auseinanderzusetzen, was Zufall, Fleiß und Genie zur Erfindung beigetragen. In den meisten Fällen sind die Vorspiele ein Werk des Zufalls, der Anfang ein Werk des Genies, und die Vollkommenheit ein Werk des Fleißes; doch wer ist so kühn, dieses allgemein zu behaupten? Wenn indessen von der Ehre der Erfindung die Rede ist, so gebührt sie ohne Zweifel dem, welcher bei seinem Antheile an der Erfindung am meisten Genie gezeigt; und dieses war in Ansehung der Buchdruckerei, nach dem was Schöpflin davon anführt, unstreitig Guttenberg.

Euler **) hat den berühmten Streit wegen der Erfindung der Differentialrechnung auf eine ähnliche Art entschieden: indem er, wie Schöpflin bei der Buchdruckerei gethan, deutlich auseinandergesetzt hat, was wir jedem Miterfinder dieser großen Wissenschaft zu danken haben. Nach dem Urtheile dieses berühmten Mannes hat derjenige den Grund zur Erfindung der

*) Diese Worte beziehen sich auf den Gegenstand des vorangegangenen, von Fried. Nicolai verfaßten 133sten Briefes: Schöpflin's Vindiciae typographicae. Anmerk. des Herausgebers.

**) Siehe die Vorrede zu seinen Institutiones calculi differentialis, cum ejus usu in analysi finitorum.

vorgeschriebene Auflösung der verlangte Endzweck erhalten wird. Eben also giebt es für jede Kunst eine besondere Wissenschaft, in welcher gezeigt wird, daß der Inbegriff der Ausübungsfälle zur Erhaltung des vorgesetzten Endzweckes wirklich übereinstimme. Man kann daher jede Kunst sowohl kunstmäßig als wissenschaftlich besitzen, d. h. man kann eine Fertigkeit haben, die Regeln der Kunst auszuüben oder zu demonstriren; und wir haben Beispiele genug, daß Eines ohne das Andere vollkommen möglich sei.

Es bleibt noch der Unterschied zwischen Kunst und Natur auseinanderzusetzen, und dieses wird noch weniger Schwierigkeit haben. Zur Erhaltung einer jeden Absicht gehört eine Folge von Handlungen oder Veränderungen, die zu dieser Absicht die Mittel sind; und insoweit sie als Mittel zu ihrem Endzwecke übereinstimmen, sind sie auch mit einander verknüpft. Außer dieser idealischen Verknüpfung aber giebt es auch eine physische Verknüpfung, nach welcher diese Mittel selbst unter sich als Wirkungen und Ursachen zusammenhangen können; und hierin liegt das ganze zu erklärende Geheimniß! Wenn ein Endzweck durch solche Mittel erhalten wird, die bloß in der ersten Verbindung stehen, so ist es ein Werk der Kunst; stehen sie aber unter sich nicht nur in der ersten, sondern zugleich mit in der zweiten Verbindung, oder, mich deutlicher auszudrücken: wenn die Mittel, dadurch ein Endzweck erhalten wird, nicht nur zu diesem Entzwecke harmoniren, sondern auch unter sich dergestalt verbunden sind, daß eines die wirkende Ursache des andern ist; so ist der erlangte Endzweck ein Werk der Natur. Die bloße Erklärung des Wortes Natur rechtfertigt diesen Begriff; doch ich will ihn durch ein Beispiel erläutern, und zwar durch das Beispiel, das Hr. Flögel anführt.

Die Mittel, welche der Künstler anwandte, um den Laokoon hervorzubringen, stimmten alle mit seiner Absicht überein. Unter sich aber standen sie in keiner weitern Verbindung; und alles, was er bei Verfertigung seines Kunststückes vorgenommen, folgte bloß willkührlich auf einander. Daher sagt man, dieser Laokoon sei kein Werk der Natur, sondern ein Werk der Kunst. — Aber die Pflanze, die hervorgewachsen ist? Diese kann man in zweifacher Absicht betrachten. Man sieht entweder auf die vortreffliche Übereinstimmung aller Mittel zu einem einzigen Endzwecke, und sagt: es ginge mit dem Wachsthum der Pflanze

überaus künstlich zu; oder man betrachtet die Mittel zum Wachsthume, wie sie unter sich als Wirkungen und Ursachen physisch verknüpft sind, und sagt eben so richtig: der Wachsthum der Pflanze sei ein Werk der Natur. Sie sehen hieraus, daß das Natürliche eigentlich das Künstliche nicht ausschließt. Alle Werke der Natur sind zugleich im höchsten Grade künstlich. Man nennt aber zum Unterschiede dasjenige schlechtweg künstlich, was nicht natürlich zugleich, und bloß durch willkührliche Mittel, insoweit sie zu einem Endzwecke übereinstimmen, entstanden ist.

Der Mensch kann in einer Kunst oder Wissenschaft eine natürliche oder auch eine künstliche Fertigkeit haben. Er hat eine natürliche Fertigkeit, insoweit die Mittel, durch welche er sie erhalten, in seinen Fähigkeiten und ihrer Vermischung zureichenden Grund haben. Hat er aber nach Vorschrift der Kunst gewisse Handlungen willkührlich vorgenommen, um sich diese Fertigkeit zu erwerben, so besitzt er eine künstliche Fertigkeit. Dieses folgt ganz ungezwungen aus der vorigen Betrachtung; und man begreift nunmehr, worauf Horaz gesehen, wenn er sagt:

Natura fieret laudabile carmen, an arte,
Quaesitum est — —

und den Ausspruch thut:

— — — alterius sic
Altera poscit opem res, et conjurat amice.

Mit dem Unterschiede zwischen dem Natürlichen und Gekünstelten hat es eine ähnliche Bewandtniß. Die schönen Künste und Wissenschaften haben die Absicht zu gefallen. Der Virtuose muß also alle Mittel anwenden, die ihn zu diesem Ziele leiten. Wenn wir nun die Bemühung zu gefallen gar zu deutlich merken, und also mehr die Übereinstimmung der Mittel zum Endzwecke, als ihre natürliche Verbindung unter einander wahrnehmen; so sagen wir, es sei zu sehr gekünstelt. Hat aber der Künstler seine Mittel, außer ihrer Übereinstimmung zur Absicht, auch unter sich dergestalt verbunden, daß sie ungezwungen aus einander fließen, und sich gleichsam einander nothwendig machen; so sagen wir mit Recht: er hat die Kunst zu verbergen gewußt, es ist alles Natur in seinen Arbeiten.

Ich glaube nunmehr den Sprachgebrauch des Wortes Kunst vollkommen gerechtfertigt zu haben. — Und deswegen,

fragen Sie, mußte ich einen ſo langweiligen Brief durchleſen! Kann denn der ſo willkührliche Sprachgebrauch nicht auch ſeinen Eigenſinn haben? — Selten! Die Redensarten, die bei einer Nation durchgängig eingeführt ſind, pflegen etwas mehr als einen bloßen Eigenſinn zum Grunde zu haben.

138ſter Brief.

Man muß einigen ſchweizeriſchen Schriftſtellern die Gerechtigkeit widerfahren laſſen, daß ſie die erſten unter den Deutſchen geweſen ſind, welche die Menſchen in der großen politiſchen Geſellſchaft mit wahren philoſophiſchen Augen zu betrachten angefangen. Die Weltweisheit iſt in Deutſchland zu Hauſe; dieſe fangen nach und nach die Ausländer an einzuſehen. Es fehlt uns auch nicht an Syſtemen der Staatskunſt, die auf philoſophiſche Gründe gebaut ſind. Allein unſerer politiſchen Weltweisheit klebt noch einige Schüchternheit an, die ſie natürlicherweiſe nirgend als in einem freien Staate ablegen konnte. Da iſt ihr wahres Vaterland, wo ſie ſich nicht ſcheuen darf, weder der eigenmächtigen Gewalt noch der Heuchelei mit offner Stirne unter die Augen zu treten. Unter einer eingeſchränkten Regierung aber muß ſich die Minerva ſelbſt nicht ſelten den Helm in die Augen rücken, damit ihr durchdringender Blick nicht weiter ſehe, als ihm erlaubt wird. Vielleicht iſt dieſes die Urſach, daß ſich die politiſchen Schriftſteller in Deutſchland und Frankreich mehr um die äußeren Vollkommenheiten der menſchlichen Geſellſchaft, als um die inneren bekümmern. Jene ſind die einzigen, bei welchen der Unterthan weiſe ſeyn darf; daher widmet er ſich ihnen ganz, und überläßt die Unterſuchung der letztern dem freiern Republikaner.

Ein ungenannter ſchweizeriſcher Schriftſteller, der in die Fußſtapfen eines edeldenkenden Iſelin getreten, und vielleicht noch weiter als ſein Vorgänger gekommen iſt, hebt ſeine „philoſophiſche und politiſche Verſuche" *) mit folgender

*) Zürch, bey Orell und Compagnie. 1760.

Betrachtung an: „Die Staatskunst scheinet sich in unsern Tagen „mit einem besondern Glanze empor zu schwingen. Die allge„meine Staatswirthschaft, die Finanzen, die Handelschaft, die „Künste, die Landwirthschaft, das Forstwesen, und alles was in „die äusserliche Glückseeligkeit eines Staats einen Einfluß hat, „werden mit dem Enthusiasmus, welcher der Mode eigen ist, „von den Gelehrten um die Wette bearbeitet. Beynahe unzeh„liche neue Socraten entziehen die Weltweisheit der Betrachtung „des Himmels, um ihre erhabenen Bemühungen der Verbesse„rung der Erde zu widmen"; und machen, möchte man hinzusetzen, daß jetzt mehr als Sokraten nöthig sind, die Bemühungen der Weltweisen von der Erde bis zu ihren Bewohnern wieder emporzuheben. Es ist bei weitem so schwer nicht, die Menschen von der brodtlosen Betrachtung des Himmels, als von der einträglichen Verbesserung der Erde abzulenken.

„Es ist freylich eine eben nicht allzuangenehme Arbeit", fährt der Verf. fort, „einer verwöhnten Welt anstatt ihrer „schmeichlerischen Vorurtheile, rohe und unbeliebige Wahrheiten, „die ihr schon bis zum Eckel wiederholt worden sind, auf das neue „zu predigen. Aber eben deswegen ist es gar keine überflüßige „Bemühung, diejenigen, die ihr noch unverderbtes Herz eines „bessern Schicksals würdig macht, vor diesen Ausschweifungen „zu warnen. Je mehr die gute Sache der Tugend Gefahr „läuft, mit desto grössern Muthe sollen alle Freunde die Ver„theidigung derselben übernehmen".

Sie werden dieses Werkchen nicht ohne Vergnügen lesen. Die Schreibart ist etwas schweizerisch, und einem delicaten Ohre an vielen Stellen ziemlich anstößig; allein wer achtet das Gehör, wenn der Geist vergnügt wird? Wie sehr ist der Leser geneigt, sich in die Heimath des Schriftstellers zu versetzen und die allda übliche Mundart anzunehmen, wenn ihm diese mühsame Gefälligkeit nur angenehm belohnt wird! Die Materien, die hier abgehandelt werden, sind, wo nicht neu, wenigstens in einem neuen Lichte gezeigt. Nach einer Einleitung „von der politischen Tugend" betrachtet der Verf. die „Vollkommenheit" und „Verderbnis eines Staats", jede in einem besondern Abschnitte. Hierauf handelt er von den „Pflichten, welche aus der Verderbnis des Staats fliessen", in sechs Abschnitten. Der dritte Abschnitt von den besondern Pflichten, welche die Gelehrten und die Schriftsteller, in Betrachtung der Verderbniß des Staats, zu

beobachten haben, hat meine Neubegierde zuerst auf sich gezogen. Der Hr. Verf. liest hier, wie Sie sich leicht vorstellen können, den witzigen Schriftstellern den Text, welche die Gemüther durch muthwillige Scherze einzunehmen oder, wie die Schriftsteller seiner Nation sich ausdrücken, ins Verderben zu stürzen wissen. Doch ist er wider die anakreontischen Dichter nicht so sehr erbittert, als Herr Wieland zu seyn pflegt; denn ihn scheint kein persönlicher Haß aufgebracht zu haben. Er bleibt in den Schranken der Mäßigung, und zeigt dem Gelehrten bloß die wichtige Rolle, die er in der Gesellschaft spielt, und die Pflichten, welche ihm diese Wichtigkeit der Rolle auferlegt. „So „groß und so weit ausgebreitet", spricht er, „die Macht der „Fürsten immer seyn mag; so giebt es doch eine Art von „Menschen, welche ohne Macht und ohne äusserliche Größe „einen stärkern und ausgedehntern Einfluß in die Gemüther „haben. Es sind dieses die Gelehrten und unter denselben ins„besondere die Schriftsteller. Plato, Xenophon, Horaz, Cicero, „Tacitus, Fenelon, Wolf, Leibnitz, Bodmer, Pope, Bacu, „haben ein jeder in verschiedenen Ländern und in der Folge der „Zeiten mehr Menschen beherrscht, als immer ein Alexander der „Grosse, ein Carl der V., ein Timurbeg und ein Ludwig der „XIV. Ein elender Federheld, ein la Mettrie, verderbet so gut „als ein Voltaire mehr Gemüther, als der größte Eroberer je„mals Menschen unterjocht hat. — Diese durch kein Zeitalter „und durch keine Gränzen eingeschränkte Gewalt verbindet die „Schriftsteller und die Gelehrten zu einem solchen Gebrauche „ihres Witzes und ihrer Gaben, der ihrer grossen Bestimmung „entspreche". Er redet hierauf von dem schädlichen Gebrauche, den einige Schriftsteller von ihrem Talente gemacht: „Bald ist „es ein munterer und dem Scheine nach liebenswürdiger Leichtsinn, womit erhabene und der ehrfurchtsvollesten Erwegung „würdige Wahrheiten als Kleinigkeiten behandelt werden. Bald „sind es Scherze und Spöttereyen, welche, indem sie nur auf „gewisse Fehler und Ausschweiffungen gerichtet sind, zugleich „grosse und erhabene Pflichten lächerlich machen. Bald streuet „die herrschende Seuche des Witzes und Scharfsinns, und die „verführende Begierde durch unerwartete Einfälle zu schimmern, „in blendenden Betrachtungen gefährlichen Saamen des Zweifels „und der Ausgelassenheit aus. Bald theilet ein erhitzter und „unbehutsamer Eifer der unvorsichtigen Zunft der Lesenden, ohne

„genugsame Prüfung unschuldiger Weise solche Sätze mit, welche „die gefährlichsten und verderblichsten Irthümer in sich schliessen. „Diese Art von voreiligem Witze, von flüchtigem Scharfsinn, „und von anmuthiger Weisheit ist insbesondere den neuen fran„zösischen Schriftstellern eigen. — Molière, Boileau, la Roche„foucault, la Beaumelle, ja selbst Montesquieu, der Adler unter „allen französischen Verfassern, haben ihre vortrefliche Geister so „weit erniedriget", u. s. w.

(Der Beschluß folgt.)

XXIV. Den 8 Jan. 1761.

Beschluß des 138sten Briefes.

Man kann weder die Billigkeit dieser Klagen in Zweifel ziehen, noch den Eifer tadeln, mit welchem sich tugendhafte Schriftsteller dem einreißenden Strom widersetzen. Allein ist ihr Tadel auch nicht einseitig? Warum ziehen sie bloß wider diese belustigenden Schriftsteller zu Felde? und verschonen eine andere Zunft von Scribenten, welche nicht sowohl durch anmuthigen Witz, als durch einen traurigen Enthusiasmus den Verstand und das Herz ihrer Leser verderben?. Ist die Schwärmerei, ist der Aberglaube etwa weniger verführerisch, weniger ansteckend, als der lachende Witz?

Mich dünkt, die leichtsinnigen und schwermüthigen Seelenverderber könnten immer mit einander abrechnen: wo sich die Letztern nicht etwa auf den Theophrast berufen, welcher behauptet hat, daß „eine lustige Sünde sträflicher sei als eine traurige" *). So viel ist gewiß: das Gift der einen findet in der andern sein Gegengift; und man erkennt auch hierin die Wege der Vorsehung, die eine faule Luft, welche den Saamen der schleichenden Pest in sich trägt, durch einen niederreißenden

*) Marcus Antoninus εἰς ἑαυτόν, lib. II. § 10.

Sturm zerstreut. Wir würden noch immer unter
des alten Aberglaubens seufzen, wenn nicht bald wi
gründliche Zweifler seine Ketten zerschlagen, und ein
das andere vertrieben hätten. Der vernünftige Leser
durch aufmerksam gemacht. Er sieht den Abgrund
Seiten, und wandelt auf der Mittelstraße fort. Un
vortreffliche Schriften würden wir nicht entbehren, we
mals verwegene Zweifler gegeben hätte! Ohne einen sch
Bayle würden wir keine „Theodicee", so wie ohne d
Witz der Sophisten keine Widerlegung derselben vom
bekommen haben.

Will man einer Verderbniß steuern? Gut! kein
tiges wird dieses tadeln. Allein man sehe sich vor,
entweder das entgegengesetzte Verderben zugleich mit
lasse sie beide einander die Stange halten. Der falsch
einem vernünftigen Mann höchst unanständig, aber
falschen Empfindungen eben so sehr; und gleichwoh
Niemand wider dieselben geeifert. — Doch ich mu
brechen, sonst möchte man mich der Partheilichkeit be
denn ich erinnere mich eben jetzt, daß der Verfasser der
„schen unäsopischen Fabeln" auch unsere „Briefe" zu
lichen Geburten des Witzes rechnet, die ihre Leser
ins Verderben ziehen; und diesem ernsthaften Scribente
gewiß kein Machtwort, das ihm nicht so mancher w
censent auf Glauben nachschreibt.

Ich komme zu meinem Schriftsteller zurück. In
ten Abschnitte handelt er von den besondern Pflichte
die Geistlichen in Betrachtung der Verderbniß des
beobachten haben. Die Pflichten, welche er ihnen auf
eben so strenge, und eben so sehr nach der Idee der
nen Natur abgemessen, als die, welche er in dem v
schnitte den weltlichen Gelehrten vorgeschrieben. Es ist
das schöne Ideal zu betrachten, das er den Geistlichen
ahmung vorhält, ob man gleich nicht begreift, warum
Strenge bloß in Betrachtung der Verderbniß eine
beobachtet wissen will. Den Schluß des Gemäldes m
gende schöne Züge: „Es ist der Eifer eines Dieners
„der schwärmerisch, noch hochmüthig, noch trotzig
„Klugheit, Sanftmuth und Bescheidenheit beglei
„Bemühungen, und beleuchten alle seine

„liebreich und menschenfreundlich, verabscheuet er alle Gewaltthätigkeit. Er hütet sich auf alle Weise, das Reich der Wahrheit „durch derselben unwürdige Mittel auszubreiten. Er ist zu erleuchtet um nicht einzusehen, daß er dieselbe dadurch auf die „unwürdigste Weise entehren würde. Er weiß allzuwohl, daß „ihm nichts anders ein Recht über die Gemüther geben kann, „als die göttliche Kraft der Wahrheit, und der tugendhafte Wandel, der von derselben die rührendste Probe ist. Wehe demjenigen, der von diesen Grundsätzen abweicht! Er wird dadurch „ein abscheulicher Verbrecher an Gott und an den Menschen."

In dem letzten Abschnitte untersucht der Verf. die Möglichkeit oder Unmöglichkeit der Verbesserung eines Staats. Er widerlegt hier das allgemeine Vorurtheil, nach welchem man alle Hoffnung zur Verbesserung gar zu leicht aufzugeben pflegt. Seine Gedanken hierüber sind bündig, und so angenehm vorgetragen, daß ich Bedenken trage, sie in einem Auszuge zu zerrütten.

139ster Brief.

Sie werden in eben demselben Bändchen noch einige Aufsätze von verschiedenem Inhalte finden, die auch zum Theil nicht von demselben Verfasser herzurühren scheinen. Der zweite Aufsatz besteht in einigen Briefen über Dr. Brown's berühmtes Werk „von den englischen Sitten"*). Der Verf. giebt sich für einen Reichsstädter, wie es das Ansehen hat, für einen Nürnberger aus, der sich zu Regensburg aufhält und an einen seiner Mitbürger schreibt. Wie diese Briefe mit den Schriften des schweizerischen Patrioten in Einen Band gekommen, wird uns nicht gemeldet; und aus der Schreibart sollte man den Reichsstädter fast für erdichtet halten, wenn nicht gewisse zutreffende Umstände seine Existenz gar zu deutlich bewiesen. — Brown's Estimate kennen Sie doch? wenigstens aus dem er-

*) John Brown, an estimate of the manners and principles of the times. Vol. 1. 2. London 1757, 1758. 8°.
Anmerk. des Herausgebers.

staunlichen Aufsehen, das es in England gemacht, und aus der Menge von Auszügen, Widerlegungen und Vertheidigungen, mit deren Beurtheilung sich alle englische Blätter von 1757 und 1758 beschäftigen. Von diesem Werke nun, das freilich unsere besten Köpfe kaum mehr als dem Namen nach kennen, liefert der Verf. eine Art von Auszug. — Muß man sich nicht wundern über den elenden Geschmack des lesenden Theils in Deutschland? Naß von der Presse hätten wir jeden Bogen aus England kommen lassen und übersetzt, wenn Dr. Brown einen Roman oder ein Leben der Pompadour geschrieben hätte; aber mit seinem philosophischen Werke hat es Weile. Sind doch die Schriften des Shaftesbury noch nicht einmal alle übersetzt! Die tiefsinnigen Gedanken des Engländers, und die freie Art, mit welcher er seinem Vaterlande die bittersten Wahrheiten sagt, welche vielleicht jemals einem Staate gesagt worden sind, würden auch gegenwärtigen Auszug schätzbar machen, wenn der Verf. nicht den seltsamen Einfall gehabt hätte, seine Vaterstadt beständig mit England zu vergleichen, und jeden Gedanken des Doctors, den er anführt, sogleich durch eine so falsche Anwendung gleichsam zu entkräften. Der Leser weiß nicht, wie ihm geschieht, wenn er aus dem großen und mächtigen England auf einmal in das enge Gebiet einer Kreisstadt versetzt wird. Er ist noch betäubt von dem Ungestüme des großen Weltmeers, und soll den Übellaut eines murmelnden Bachs bemerken, welcher nicht weit von seiner Quelle sein Gewässer und seinen Namen in den Strom ergießt.

Am lustigsten schien mir diese Parallele da, wo der Verf. Dr. Brown's Betrachtungen über den Zustand der englischen Kriegesmacht anführt. Ihnen muß dieser Contrast noch deutlicher in die Augen fallen; denn Sie haben Gelegenheit gehabt, das englische Kriegesvolk kennen zu lernen, das die bittern Vorwürfe des Doctors auf die allernachdrücklichste Weise, durch Thaten, widerlegt; und die mit mit diesen verglichenen Kreistruppen? wenigstens haben Sie solche näher betrachten können als ich.

„Der englische Soldat", sagt der Verfasser der Briefe im Namen des britischen Schriftstellers, „obgleich sehr verdorben, „führet sich zwar in den meisten Anlässen mit besonderer Herz„haftigkeit auf; und die Ehre seiner Rotte, seiner Compagnie „und seines Regiments ist ihm noch sehr angelegen. Der

„Verfasser will den Leuten vom Stande und den Officiers das „gleiche Lob nicht zugestehen. Ihre weibische Weichlichkeit be„raubet sie aller physicalischen und moralischen Eigenschaften, „welche nöthig sind, dasselbe zu erwerben. Ihr Unglaube und „ihre Ruchlosigkeit tauget zu nichts, als ihre Gemüther mit „Feigheit zu erfüllen, und ihre falsche Ehre bringet keine weitere „Früchte, als etwa die prahlende Verwegenheit, die zu einem „Zweykampfe erfordert wird. Eine überzeugende Probe des Man„gels der Tapferkeit hat sich bey dem letzten Aufruhre gezeigt. „Alles zitterte, alles floh damals vor einer Handvoll armseliger „Bergleute. Jedermann wollte für die gemeine Sache Geld „hergeben, so viel man verlangen konnte; aber dem Feinde die „Spitze bieten, wollten wenige. Der Selbstmord, den man zu „einem so kräftigen Beweise der englischen Herzhaftigkeit machen „will, ist im Grunde nichts anders, als eine Feigheit, die „Schande zu ertragen, die man aus dem Verlust der Reich„thümer, des Überflusses, der Maitressen und andrer solchen „Armseeligkeiten befürchtet, welche die Eitelkeit und Weichlichkeit „für die höchsten Güter ansehen. Der Verfasser tadelt hier sein „Vaterland insbesondere wegen Mangel der Stiftungen, vermit„telst derer jungen Leuten der wahre kriegerische Geist und die „dazu erforderliche Geschicklichkeit beygebracht werden könnten. „Die brittische Jugend wird denselben weder bey ihrer elenden „Auferziehung, noch bey der verderblichen Lebensart der Officiers „im Frieden, und ihrer eigennützigen Aufführung im Kriege „ergreiffen."

So kühn, so freimüthig tadelte der Britte, als die Umstände seinen Tadel noch zu rechtfertigen schienen; und die großmüthige Nation nahm seine Züchtigung mit Dank an. Vielleicht läßt er ihr nunmehr die Gegengerechtigkeit widerfahren, seine Vorwürfe in einer Palinodie zu widerrufen. Der Verf. der Briefe, welcher wohl sah, was hier seine Vergleichung für eine Figur machen werde, setzt ziemlich kleinlaut hinzu: „Was soll „ich hier von uns sagen, mein Freund! Wir haben schon lange „fast alle Gedanken von Vertheidigung fahren lassen; und wie „schön die Verfassung unsers ganzen Kreises sey, erhellet aus „dem Begriffe, den man sich macht, so bald man nur das Wort „Kreistruppen erschallen höret".

Der fünfte Versuch enthält „Ermahnungen eines Eidgenos„sen an seinen Sohn", die der Denkungsart ihres Verf. Ehre

machen; doch ich eile zu den „Gedanken über die Recht„mäßigkeit des fremden Kriegesdienstes", welche den Beschluß des Bändchens ausmachen. Die Mode erlaubt den Eintritt in fremde Kriegesdienste ohne die geringste Bedenklichkeit. Der vernünftige Mann, der zum Kriege Neigung hat, nimmt keinen Anstand, wenn sein Vaterland im Frieden begriffen ist, sein Glück, wie man es zu nennen pflegt, in fremden Diensten zu suchen. Ob die Sache des Fürsten, welchem ich diene, gerecht sei, spricht man, mag er verantworten; ich thue meine Pflicht, indem ich seinem Befehle gehorche. Allein man bedenkt nicht, daß dieses einzig und allein für die Unterthanen der kriegführenden Mächte eine gültige Entschuldigung sei. Diesen kommt es freilich nicht zu, von der Rechtmäßigkeit des von ihrem Oberhaupte unternommenen Krieges zu urtheilen, und nach diesem Urtheile zu handeln. Einem Fremden aber, der freiwillig in eines andern Fürsten Kriegesdienst tritt, — was für Bedenklichkeiten legt diesem die Vernunft und sein eigen Gewissen nicht auf, ehe er diesen Schritt thut? Der Verf. untersucht diese Frage kurz und gründlich.

„Der Eintritt eines Particularen in fremde Kriegesdienste", spricht er, „ist nichts anders als eine Verkommniß, vermittelst welcher dieser einem fremden Fürsten verspricht, ihm mit „allen seinen Leibeskräften und aller seiner Geschicklichkeit und „Einsicht in das Kriegswesen, wider seine Feinde behülflich zu „seyn". Zur Rechtmäßigkeit dieses Vertrages gehören nach dem Urtheile des Verf. so viele und so selten vereinigte Bedingungen, daß er es fast für eine Unmöglichkeit hält, dieselben beisammen anzutreffen. Erstlich muß derjenige, der in solche Kriegesdienste tritt, sein eigner Herr, oder durch die Erlaubniß seines Oberherrn zu einer solchen Handlung befugt seyn. „Zweytens", spricht der Verf., „weis ein solcher, daß der Herr, dem er dienen „soll, eine rechtmäßige Sache hat; oder er weis, daß sie unrechtmäßig ist, oder er zweifelt noch daran. In den zween letztern Fällen verbinden ihn seine Pflichten gegen Gott, gegen „die Gesellschaft, und gegen sich selbst, sich eines solchen Dienstes „zu enthalten. Die Ehrlichkeit verbietet ihm, sich zu einem „Werckzeuge der Laster zu verkaufen. Eine solche Niederträchtigkeit ist allen Grundsätzen der Tugend und der Religion zuwider und eine unbedingte Knechtschaft, die so sehr die Würde „und Hoheit des Menschen entehrt, als sie die Gesetze der Gott-

„heit verletzet. Sie machet eine jede schändliche Handlung, die „man darinne begehet, zu eben so hassenswürdigen Übelthaten, „als die Verbrechen eines Mörders und Strassenräubers sind. „In dem ersten Falle hingegen kann ein Mensch ohne die hei„ligen Gesetze im geringsten zu verletzen, und auch nach Be„schaffenheit der Umstände aus edlen, tugendhaften und groß„müthigen Absichten in eines fremden Fürsten Kriegesdienste „treten."

Mit der Rechtmäßigkeit der Sache des Fürsten, behauptet der Verf., sei es allein nicht genug. Der Freiwillige, welcher sich in dessen Dienste begiebt, soll auch überzeugt seyn, daß dieser Herr seine gerechte Sache auf eine solche Weise und durch solche Mittel auszuführen suche, die den ewigen Gesetzen der Natur und den Grundsätzen der Menschlichkeit gemäß sind, und daß er ihn nicht zu einem Werkzeuge solcher Handlungen machen werde, welche ungerecht, grausam und unmenschlich sind. „Es „ist unstreitig", spricht er, „daß wir sträflich sind, wenn wir „uns zu solchen Handlungen gebrauchen lassen; und daß wir „uns weder vor Gott, noch vor den Menschen, noch vor unserm „eigenen Gewissen deshalb werden rechtfertigen können. Die „Religion und die Menschheit finden es gleich verdammlich, sich „so dringenden Gefahren, seine heiligste Pflichten zu verletzen, blos „zu stellen". Er setzt diese unstreitigen Grundsätze in der Folge deutlicher aus einander, wendet sie auch auf die Aufführung hülfeleistender Nationen an, und schließt mit folgenden freimüthigen Anmerkungen:

„Freylich wird nach diesen Grundsätzen die Aufführung un„serer so gepriesenen eydsgenossischen Altvordern nicht in allen „Stücken gerechtfertiget werden können; und wer weiß, wie wir „bestehen würden, wenn wir dieselbe zum Probiersteine unserer „dermaligen Weise zu handeln, nehmen sollten? — Ich muß „indessen zu Ehren unsers Vaterlandes noch eine Anmerkung „hinzufügen: wenn schon unser Betragen in dem einen und an„dern mit den strengsten Gesetzen der Gerechtigkeit und der „Weisheit nicht übereinstimmet; so ist es noch von der Härtig„keit, und man darf wohl sagen, Tyranney derjenigen Landes„herrren weit unterschieden, welche ihre Landeskinder, denen sie „doch auch Vatertreu geschworen haben, um einige geringschätzige „Hülfsgelder zu ihrer Üppigkeit und verderblichen Pracht zu

„erhalten, in fremde Dienste zwingen, und bald wie Sclaven „verkaufen."

Ein weiser Republikaner kann bei uns die Stelle der Nachwelt vertreten. Sie, der so wenig, als er, die Macht der Tyrannei zu scheuen hat, werden vermuthlich auch so urtheilen wie er.

Aus dem IX. Theil.

II. Den 5 Febr. 1761.

143ster Brief.

Sie fragen, welches denn die schweizerischen Schriftsteller sind, die unter den Deutschen zuerst angefangen, die Menschen in der großen politischen Gesellschaft mit wahren philosophischen Augen zu betrachten? Ich glaube Ihnen die Namen Iselin und Zimmermann mehr als einmal genannt zu haben, welche in diesem Felde unter uns die ersten Früchte gezogen. Die „philosophischen und patriotischen Träume" des Erstern, und der „Nationalstolz" des Letztern verdienen den Beifall vollkommen, welchen sie durchgehends erhalten haben. Vom „Nationalstolz" ist letzthin zu Zürich *) eine verbesserte Auflage herausgekommen, die von der ersten merklich unterschieden ist. Der Verf. hat seine zerstreuten Anmerkungen in Ordnung gebracht, und mit mehr als schriftstellerischer Verläugnung oft die

*) Bey Heidegger und Compagnie. 1760. 8°.

witzigsten Gedanken und beredtesten Stellen weggelassen, die ihm mehr zu schimmern als zu unterrichten schienen. Der Vortrag hat dadurch etwas von seinem vorigen Feuer, und das Werkchen ziemlich von seiner vorigen Masse verloren, allein zu seinem Vortheile. Durch die abgemessene Ordnung und Kürze, welche der Verf. hineinzubringen gewußt, ist es eine der feinsten Ausarbeitungen geworden, die wir im Deutschen haben. Die Schreibart ist beneidenswerth; und wäre unverbesserlich, wenn nicht an einigen Stellen die Mühe allzu merklich wäre, welche sich der Verf. gegeben, die ihm fremde hochdeutsche Mundart zu errathen. Er sucht öfters Redensarten, die nicht gesucht, sondern durch den Umgang eingesogen werden müssen; und verfehlt dadurch nicht selten ihren wahren Nachdruck. Er verläugnet seine Provinzialsprache sehr glücklich; aber man merkt es, daß ihm diese Verläugnung sauer geworden. Seine Beispiele sind die ausgesuchtesten, und seine Denkungsart ist edel und philosophisch. Der Weitläuftigkeit feind, begnügt er sich, das Wesentliche zu sagen, so zu sagen, daß der Leser das Übrige mit Vergnügen hinzudenkt; und spottet der unermüdeten Schriftsteller, die sich mit ihren Lesern nie einlassen, ohne ihnen alles zu sagen, was sie nur wissen. „Die Proseschreiber", spricht er bey Gelegenheit der Verachtung der Menschen gegen einander, „verachten sich untereinander. Manche sind auf ihre Weitläuf„tigkeit, manche auf ihren Verstand stolz. Jene schreiben alles „was sie wissen; diese nur was wissenswürdig ist. Jene schlep„pen auf Karren in ihren Werken zusammen, was man von „der Sündfluth an, ohne sie gewußt hat. Sie werden des „Schleppens nicht satt, sie reissen ihren Gegenstand mit den „Zähnen herum, sie leiern auf ihre Weitläuftigkeit stolz, ihr „unüberwindliches Geschwätze dahin, bis ein sanfter Schlaf den „Leser überfällt, und sie leiern noch. Der Verfasser eines Fo„lianten scheint ihnen ein riesenmäßiger Geist, der Verfasser eines „Duodezbändchens ein Geck. Es ist in ihren Augen Unsinn, „wenn man nur von dem Wesentlichen gerührt, nicht mehr „sagt, als gesagt zu werden verdienet. Sie heissen ungelehrtes, „tändelhaftes, leichtes und flüchtiges Zeug, was mit Wahl, mit „Richtigkeit und Anmuth geschrieben ist. Sie verwerfen, was „sie nicht kennen, die Sorge für die Schreibart, und die Be„redsamkeit. Sie verwerfen den Witz, weil sie keinen haben. „Der gelehrte Haufe nennt die Classe, die Verstand hat, die

„Classe der Kleinmeister. Die Classe, die Verstand hat, nennt „den Haufen ihrer Gegner die Classe der Pedanten, weil ein „Mensch, der ohne Verstand auf einen unnützen Quark von „Gelehrsamkeit stolz ist, ein Pedant ist."

In der ersten Auflage *) schien Herr Zimmermann bloß den freien Staaten einen Stolz auf ihre Regierungsform zu erlauben: und dieses war von einem Republikaner zu vermuthen; allein die glänzende Rolle, die jetzt unser monarchischer Staat vor den Augen der Nachwelt spielt, und die des edlen Stolzes so würdig ist als alles, was die Geschichte von Republiken erzählt, hat ihn auf andere Gedanken gebracht. Er widmet in der zweiten Auflage dem Stolze, der in Monarchien Platz hat, ein besonderes Hauptstück; und Sie werden leicht erkennen, welche Monarchie hier sein einziges Beispiel ist. „Der „Stolz, der in Monarchien Platz hat", spricht er, „ist die Erhabenheit, die der Mensch fühlt, wenn er sich durch die Person „seines Monarchen vorzüglich beglückt siehet. — Dieselbe Nachahmungssucht, welche die Hofleute des Alexanders antrieb, den „Kopf gegen die Schulter zu krümmen, weil der Kopf des „Alexanders krum hieng, macht den Geist der Unterthanen groß, „wenn der Geist des Monarchen groß ist." Der Gedanke ist glänzend, aber falsch. Bei den Hofleuten des Alexander war es nicht Nachahmungssucht, sondern Schmeichelei, daß sie einen Naturfehler ihres Monarchen nachahmten; aber die Größe des Geistes läßt sich von keinem Schmeichler annehmen. Man kann aus Niederträchtigkeit den Kopf seitwärts krümmen, aber nicht den Geist erheben. Und warum sollen wir von der andern Seite den Fall mit der Nachahmungssucht vergleichen, wenn man, durch ein großes Beispiel angefeuert, die wahre Seelengröße kennen, lieben, und selbst danach streben lernt? Ist dieses Nachahmung? oder ist es nicht vielmehr die uns angeborne Liebe zum Erhabenen, die jetzt durch die Macht des Beispiels einen neuen Trieb bekommt? In dieser Betrachtung läßt sich mit Recht hoffen, der große Geist des Monarchen werde den Geist der Nation in der That veredeln und nicht bloß zur Nachahmungssucht

*) Von Moses Mendelssohn in der „Bibliothek der schönen Wissenschaften" beurtheilt (s. die erste Abth. des 4ten Bandes dieser gesammelten Schriften S. 439 – 457). Anm. des Herausgebers.

reizen. Hr. Zimmermann selbst leitet in der Folge diese rühmliche Nacheiferung von einer edlern Quelle her. „Das Reich", spricht er, „das in Europa seine Augen am meisten auf seinen „König heftet, wird so oft alle andre Reiche der Erde übersteigen, „als sein König das ist, was er seyn soll. Alles kömmt auf „die Person des Monarchen an. Der beste Kenner der alten „und neuen Staatsverfassungen hat gesagt: die Sitten des Mo„narchen tragen zu der Freyheit so viel bey, als die Gesetze; er „könne aus Menschen Thiere, und aus Thieren Menschen „machen; er werde Unterthanen haben, wenn er freye Seelen „liebe, er werde Sclaven haben, wenn er kleine Seelen liebe. „Die erhabensten Fähigkeiten bleiben verborgen, wenn sie der „Fürst nicht hervor ruft.

„Ein Fürst der zugleich die Macht und den Willen hat „seine Unterthanen glücklich zu machen, ein Fürst den bey seinem „Leben sein Volk als einen Gott verehrt, und bey seinem Tode „als einen Vater beweint, theilt seine Grösse mit seinem Volke. „Die Majestät des Thrones ist ein Licht, das von dem Mo„narchen auf das Volk, und von dem Volke auf den Thron „fällt".

Hierauf folgt eine Beschreibung des Fürsten, auf welchen die Nation stolz zu seyn Ursache hat. Diese geht uns so nahe an, daß ich mir ein Vergnügen mache, sie ganz abzuschreiben. Sie schmeichelt unserer Eigenliebe auf die angenehmste Weise, indem sie uns berechtigt, an der Größe eines Monarchen Theil zu nehmen, da Andere sich begnügen müssen, sie in der Ferne zu bewundern.

„Der Unterthan würde den gerechtesten Stolz empfinden, „wenn der Monarch die Tage seiner Jugend in der Einsamkeit „zugebracht, in den Jahren der Wollust das Unglück gekannt, „und in dem Alter der Freuden gelernt hätte, ein König zu seyn.

„Der Geist der Nation nähme einen neuen Schwung; „alle Künste bezauberten die Sinne, alle Wissenschaften reitzten „den Verstand, wenn dieser König auf dem Throne ein Philo„soph, ein Gesetzgeber, ein Freund der Künste, des Friedens, der „Wissenschaften, und der Menschen wäre.

„Der gegründetste Stolz würde die Armeen dieses Königs „ermuntern, wenn er, im Kriege so groß als im Frieden, die „Beschwerden der Märsche, die Unbequemlichkeiten der Jahrs„zeit, den Mangel aller Bedürfnisse des Lebens mit den Sol-

„daten theilte; wenn er mitten unter ihre Haufen träte, wenn „er in ihre Zelter ginge, mit jedem spräche, mit den Muntern „frölich, mit den Unglücklichen betrübt, Öl in ihre Wunden „und Linderung in ihre Schmerzen brächte; wenn er ihre Ungeduld „in ihren Schwachheiten, und ihren Heldenmuth im Tode unter„stützte. Wenn er, vor dem Feinde, mit den Eigenschaften des „größten und des klügsten der Helden, das Künftige durch das „Vergangene vorhersähe, und, immer das Gegenwärtige mit Ad„lersblicken überschauend, den kurzen, den entscheidenden Augen„blick ergriffe; wenn er mit der Todesfahne in der Hand vor „seinen Völkern herführe, und mitten in den Flammen der „Schlacht mit unerschütterter Gegenwart des Geistes auf ein„mal Noth und Errettung bemerkte.

„Die Unterthanen dieses Königs sähen, aus unendlichen Ge„fahren, die Tage seiner Größe nahen, wenn die gewaltigsten „und zum Streite für die Oberherrschaft der Welt geweihten „Völker wider ihn aufstünden. Sie sagten mit einem ihrer „schönsten Genien: die unüberwindliche Standhaftigkeit, der ge„setzteste Muth, die keine Ermüdung kennende Thätigkeit, und „die weit über die gemeine Schranken gehende Weisheit unsers „Beschützers sind uns Bürgen der göttlichen Hülfe. Die kleinen „macedonischen Haufen stürzten sich mit der Überzeugung in die „mächtigen Heere der Feinde: wir sind Geschöpfe einer höhern „Ordnung, weil die Seele unserer Armee ein Geschöpf von „höherer Ordnung ist.

„Jede Seele würde groß, wenn der Monarch durch die Ge„schwindigkeit und die Menge noch nie erhörter Thaten, von „Freunden und Feinden bewundert, die Augen aller Völker auf „sich zöge; wenn er bald durch die Natur, bald durch die Zahl, „bald durch Helden, die er siegen gelehrt, überwältigt, immer „Hülfe in der Noth, immer Errettung am Rande des Abgrun„des, nach jedem Verluste neue Siege erstritte, und niemand „ähnlich als sich selbst, in Glück und Unglück groß, bald seine „Feinde, bald sein Unglück besiegte.

„Jede Seele würde groß, wenn endlich über dem weiten „Grabe der Überwundenen und der Überwinder der Friede zu „leuchten anfinge; wenn über den Helden der Philosoph, über „den Rächer der Menschenfreund, wenn der Monarch über sich „selbst triumphirend, der müden Welt zuriefe: es ist genug!“ — So weit Zimmermann.

Eine Dichterinn, die den „Sieg des Königs bei orgau" *) besungen, prophezeiet uns diesen glücklichen Tag folgenden schönen Strophen:

Schutzengel, die, als Er gewonnen,
Unsichtbar um Ihn her geschwebt,
Frolockten laut, daselbst, wo über tausend Sonnen
Die Gottheit ihren Stuhl erhebt;
Sie warfen sich auf's Antlitz nieder,
Und seine Stimme hieß sie gehn,
Um künftig mit bedeckendem Gefieder
Noch meinem König beyzustehn.

Sie lagen noch und baten Friede
Von dem, der auf dem Stule saß,
Erhörung redete herab in einem Liede
Zu heilig für das Sylbenmaaß,
Sanft tönten in die goldne Harfen
Accente der Erbarmung ein,
Und Väter, die zum Thron die Cronen warfen,
Vernahmen, bald soll's Friede seyn.

Der Weltweisheit und Freundschaft heilig
Sind meines Helden Tage dann.
Kommt frohe Stunden, kommt, seyd ungewöhnlich eilig!
Euch lächelt Er von fern her an;
Dann zieht den Schlachten, die entscheiden,
Der Philosoph von Sans-Souci
Die Flure vor, wo sichre Heerden weiden,
Und wie Horaz, so singt Er sie.

(Der Beschluß folgt.)

*) „Den Sieg des Königs bei Torgau beschrieb Anne Louisa rschin, geborne Dürbachin, Glogau 1760."

„daten theilte; wenn er mitten unter ihre Haufen träte, wenn „er in ihre Zelter ginge, mit jedem spräche, mit den Muntern „frölich, mit den Unglücklichen betrübt, Öl in ihre Wunden „und Linderung in ihre Schmerzen brächte; wenn er ihre Ungeduld „in ihren Schwachheiten, und ihren Heldenmuth im Tode unter„stützte. Wenn er, vor dem Feinde, mit den Eigenschaften des „größten und des klügsten der Helden, das Künftige durch das „Vergangene vorhersähe, und, immer das Gegenwärtige mit Ad„lersblicken überschauend, den kurzen, den entscheidenden Augen„blick ergriffe; wenn er mit der Todesfahne in der Hand vor „seinen Völkern herführe, und mitten in den Flammen der „Schlacht mit unerschütterter Gegenwart des Geistes auf ein„mal Noth und Errettung bemerkte.

„Die Unterthanen dieses Königs sähen, aus unendlichen Ge„fahren, die Tage seiner Grösse nahen, wenn die gewaltigsten „und zum Streite für die Oberherrschaft der Welt geweihten „Völker wider ihn aufstünden. Sie sagten mit einem ihrer „schönsten Genien: die unüberwindliche Standhaftigkeit, der ge„setzteste Muth, die keine Ermüdung kennende Thätigkeit, und „die weit über die gemeine Schranken gehende Weisheit unsers „Beschützers sind uns Bürgen der göttlichen Hülfe. Die kleinen „macedonischen Haufen stürzten sich mit der Überzeugung in die „mächtigen Heere der Feinde: wir sind Geschöpfe einer höhern „Ordnung, weil die Seele unserer Armee ein Geschöpf von „höherer Ordnung ist.

„Jede Seele würde groß, wenn der Monarch durch die Ge„schwindigkeit und die Menge noch nie erhörter Thaten, von „Freunden und Feinden bewundert, die Augen aller Völker auf „sich zöge; wenn er bald durch die Natur, bald durch die Zahl, „bald durch Helden, die er siegen gelehrt, überwältigt, immer „Hülfe in der Noth, immer Errettung am Rande des Abgrun„des, nach jedem Verluste neue Siege erstritte, und niemand „ähnlich als sich selbst, in Glück und Unglück groß, bald seine „Feinde, bald sein Unglück besiegte.

„Jede Seele würde groß, wenn endlich über dem weiten „Grabe der Überwundenen und der Überwinder der Friede zu „leuchten anfinge; wenn über den Helden der Philosoph, über „den Rächer der Menschenfreund, wenn der Monarch über sich „selbst triumphirend, der müden Welt zuriefe: es ist genug!" — So weit Zimmermann.

Eine Dichterinn, die den „Sieg des Königs bei Torgau" *) besungen, prophezeiet uns diesen glücklichen Tag in folgenden schönen Strophen:

Schutzengel, die, als Er gewonnen,
Unsichtbar um Ihn her geschwebt,
Frolockten laut, daselbst, wo über tausend Sonnen
Die Gottheit ihren Stuhl erhebt;
Sie warfen sich auf's Antlitz nieder,
Und seine Stimme hieß sie gehn,
Um künftig mit bedeckendem Gefieder
Noch meinem König beyzustehn.

Sie lagen noch und baten Friede
Von dem, der auf dem Stule saß,
Erhörung redete herab in einem Liede
Zu heilig für das Sylbenmaaß,
Sanft tönten in die goldne Harfen
Accente der Erbarmung ein,
Und Väter, die zum Thron die Cronen warfen,
Vernahmen, bald soll's Friede seyn.

Der Weltweisheit und Freundschaft heilig
Sind meines Helden Tage dann.
Kommt frohe Stunden, kommt, seyd ungewöhnlich eilig!
Euch lächelt Er von fern her an;
Dann zieht den Schlachten, die entscheiden,
Der Philosoph von Sans-Souci
Die Flure vor, wo sichre Heerden weiden,
Und wie Horaz, so singt Er sie.

(Der Beschluß folgt.)

*) „Den Sieg des Königs bei Torgau beschrieb Anne Louisa Karschin, geborne Dürbachin, Glogau 1760."

III. Den 12 Febr. 1761.

Beschluß des 143sten Briefes.

Was dünkt Ihnen von vorerwähnten Zeilen? Sie werden vermuthlich Lust bekommen, das Gedicht ganz zu lesen, aus welchem sie genommen sind? Alle Strophen sind zwar nicht von gleicher Stärke; allein aus einigen leuchtet eine männliche, und fast etwas wilde Imagination hervor, die ganz untrüglich ein ungemeines Genie verräth. Wenn die Dichterinn, wie man sagt, bisher in einem Stande gelebt, da sie weder Erziehung noch Unterricht, weder Anleitung noch Aufmunterung hat genießen können, so sind ihr die Fehler desto leichter zu verzeihen, und die Züge des Genies gereichen ihr zu desto größerer Ehre. Urtheilen Sie aus folgenden Stellen!

O Muse! die mit kühnen Fluge
Bis ins Gewühl der Feldschlacht dringt,
Dem Held zum Streite folgt, und seines Heeres Zuge
Nachspäht, und grosse Thaten singt,
Trag meine Phantasie auf Flügeln
Hin, wo die Elb' ans Ufer trat,
Zu sehen, wie auf nachbarlichen Hügeln
Mein König grosse Dinge that.

Daun hielt an Zuversicht gelehnt
Den Degen in der Hand, und sah
Sein unabsehlich Heer am Strom weit ausgedehnt;
Stolz auf sein Lager stand er da
Und zählte seiner Wagen Menge,
Gemacht um Feuer auszuspeyn,
Schon dacht' er sich gerühmt durch Siegs-Gesänge,
Schon sah er Wien lufttaumelnd sein.

Hohnlächelnd von Berlin gekommen,
Vereinte sich mit ihm Lascy. —
Und vom gerechten Zorn des Helden eingenommen,
Drang itzt der König gegen sie;
So stürzt ein Adler auf die Schlange,
Die sicher zwischen Felsen liegt,
Schlau auf der Hut, entwischte sie ihm lange,
Er überrascht die List, und siegt. —

Der König winkt, die Reuter falten
Ernsthaft die Stirnen, und ihr Arm
Wird ihren Feinden schwehr. Geschwungne Säbel spalten
Den Kopf, und vom Gehirn noch warm
Zerfleischt das Schwerdt die Eingeweide.

Welches Gemälde! Sagen Sie mir doch, ob es wahr ist, daß die Reiter die Stirne falten, wenn sie einhauen! Der Zug ist erhaben, und so viel ich weiß, noch ungebraucht. Ich begreife nicht, wie ein unkriegerisches Frauenzimmer auf diese Bemerkung hat zuerst kommen können!

144ster Brief.

Die „Einfälle und Begebenheiten", die, mit einer grotesken Vignette geziert, ohne Benennung des Orts *) herausgekommen, sind ein anmuthiges Allerlei von lustigen und ernsthaften, satyrischen, kritischen und philosophischen Gedanken, in deren Gesellschaft sich auch manche Pößchen und Wortspiele einschleichen. Der Verf. will sich folgende Grabschrift setzen lassen:

Ci gît H. Jureconsulte malgré lui,

und sagt am Ende des Büchelchens: „Ich baue einen Garten, „wo keine Blumen wachsen. Die silbernen Bäche, für den „Narcissus gefährlich, deren sanftes Murmeln die Dichter ver„stehen, fliesen weit, ach leider weit! davon. Kein Schäfer „besuchet diese Gegenden, und Philomele kennet sie nicht. Ein „Feld mit traurigen Dornen ist mir zum Erbtheile worden „In diesem size ich einsam die ganze Lebens Zeit und löse Knoten „auf, welche Verschlagenheit künstlich geknüpfet hat. Vergebet „mir also, ihr Richter des guten Geschmakes! wenn meine „Schreib Art herbe, und je zuweilen nach Aeten schmeket."

---

*) Auch ohne Namen des Verfassers. Der Verfasser ist aber Carl Ferd. Hommel. Anm. des Herausgebers.

Unter den lustigen Einfällen haben mir folgende vorzüglich gefallen: „Als ich Doctor wurde", erzählt der Verf., „hatte ich „mit einem Kaufmanne Bekantschaft, der scherzhaft zu mir „sagete, ich würde ihm doch auch eine Disputation überbringen. „Das thate ich. Als er die vielen Allegata sahe, fragete er, was „die ** und † † nebst beygeschriebenen Namen verschiedner „Schriftsteller bedeuteten? Es sind Tratten, sagete ich, denn „weil ich einige Säze für wahr annehme, daran vieleicht der „Leser zweifelt, so solte ich selbige beweisen; aber der Kürze „halber thue ich Anweisung, und nenne diejenigen, wo er diesfals seine Zahlung erhalten kan. Wenn man aber falsch „allegiret, kommen sie mit Protest zurüke, und als ein Kaufmann wissen Sie, was diesfals der Trassirer zu gewähren hat".

„Andreas Rüdiger, welchen man einige Zeit lang den Leipziger Philosophen genennet, hatte gefunden, daß aus seinem „Namen Andreas Ruidigerus durch Versezung derer Buchstaben „arare rus dei dignus heraus gebracht werde. Es ist das allerreinste Anagramma. Dieser Weltweise lernete anfänglich die „Gottes Gelahrheit, und war in Halle bey Christian Thomasen „wohl gelitten, dessen Kinder er unterrichtete. Es suchte ihn „aber Thomasius von der Gottes Gelahrheit ab zu bringen und „sagete: daß er sich besser zur Arzteney Kunst schikete. Rüdiger antwortete, er verspüre selbst bey sich mehrere Neigung ein Arzt zu „werden, trüge aber Bedenken, solches zu thun, weil er zur „Theologie einen göttlichen Beruf in seinem Namen führe, denn „er sey arare rus dei dignus. Narrens Possen! sagete Thomasius, „das ist eben der göttliche Beruf ein Arzt zu werden, denn dei „rus heißt der Gottes Acker."

Hr. Hommel wagt auch manche kleine Streifereien in das Gebiet der Metaphysik; vermuthlich mehr in der Absicht, die Einwohner zu erschrecken als zu bekriegen. Die Metaphysiker sind ein schwerfälliger Trupp, der von dem leichten Geschwader des Witzes überfallen und beunruhigt, aber nicht verdrängt werden kann. Ich weiß nicht, zu welcher Parthei ich mich zählen soll; allein Sie mögen urtheilen!

§ 14 will Hr. Hommel der Vernunft ihre so lange behauptete Oberherrschaft streitig machen. „Ein Vorurtheil ist", spricht er, „welches kein Weltweiser aus zu wurzeln vermögend, nehmlich, daß der Mensch glaubet, es sey nichts vortreflichers als „Vernunft zu haben. Man verstehe mich recht. Die Vernunft

„ist unser schönstes und herlichstes Kleinod, das gebe ich zu. „Menschen können sich nichts götlichers vorstellen, das ist vol„kommen richtig. Aber ich behaupte meinen Saz folgender „maasen: Die Vernunft, sage ich, ist das höchste Kleinod des „Menschen, aber sie ist nicht das höchste Kleinod überhaupt. „Es giebet vielleicht in der Unendlichkeit der Dinge und in „andern Welten höhere Wesen, für welche die Vernunft ein gar „zu geringer Vorzug wäre." Vielleicht, spricht der Widersacher der Vernunft; und ihre Sachwalter antworten: unmöglich. Man verstehe uns recht. Wir begreifen unter dem Worte Vernunft sowohl vernünftig denken, als vernünftig handeln: dasjenige, was bei Gott im allerhöchsten Grade Allwissenheit und Schöpfungskraft genannt wird. Nun lasset eure Wesen in anderen Welten seyn, was sie wollen; so muß ihr vermeinter Vorzug, der mehr als die Vernunft gelten soll, in einem innern Vermögen bestehn, das ihnen zukommt. Dieses Vermögen muß, als ein wahrer Vorzug, eine Vollkommenheit seyn, und auch vollkommene Folgen haben. Ich nenne sie Folgen, und nicht Wirkungen, aus einer vielleicht unnöthigen Vorsichtigkeit: weil die Vorstellungen Gottes nicht Wirkungen, sondern Folgen seiner allerhöchsten Vernunft genannt werden können. Doch da von endlichen Wesen die Rede ist, kann ich immer sagen: ein jedes Vermögen, das ihnen zukommt, muß, wenn es vollkommen seyn soll, vollkommene Wirkungen hervorbringen. Diese Wirkungen sind entweder Gedanken oder Handlungen, und als vollkommene Wirkungen entweder vollkommene Gedanken oder vollkommene Handlungen; oder giebt es noch ein drittes? Unmöglich! denn es sind entweder innerliche oder äußerliche Wirkungen: die innerlichen sind Gedanken, die äußerlichen Handlungen. Wie weit sind wir nun? Der übervernünftige Vorzug des Hrn. Hommel kann nichts anders seyn, als etwa ein Vermögen, vollkommen zu denken oder vollkommen zu handeln. Was meinen Sie? sollte Hr. Hommel nicht erlauben, dafür zu setzen: vernünftig zu denken, oder vernünftig zu handeln? Ich sollte nicht zweifeln; denn vernünftig denken und handeln heißt nichts anders, als nach der Regel der Vollkommenheit denken und handeln. Aber wie steht es nun um das vorige vielleicht? Kann man wohl noch zweifeln, ob es einen höheren Vorzug gebe, als das Vermögen, vollkommen zu denken oder vollkommen zu handeln, Realitäten sich vorzustellen oder außer sich wirklich

„Sinnen" (§ 70) überaus leſenswerth, und ſein „Schattenſpiel der Welt" (§ 84) wird Ihnen gefallen. Er nennt das Letzte eine Parodie der Leibnitziſchen vorherbeſtimmten Übereinſtimmung; und man kennt das Schickſal der Parodien. Sie vergnügen den Leſer durch die Nachäffung; allein es gelingt ihnen ſelten, das parodirte Werk von ſeinem Werthe herunterzuſetzen. Hr. Hommel, der in ſeinem traurigen Felde ſo viel Knoten aufzulöſen hat, ſcheint in ſeinen Erholungsſtunden gern neue Knoten zu ſchlagen, um ſie den Weltweiſen aufzulöſen zu geben. Er will die Vernunft entgelten laſſen, was ihm die Verſchlagenheit Leides zugefügt hat.

Einige witzige Aufſätze, z. B. der Auftritt aus einem Luſtſpiele „der böſe Advocat" (§ 25) und „das Lomberſpiel" (§ 65), haben mich bedauern laſſen, daß der Verf. nicht ſeine glücklichſten Stunden den ſchönen Wiſſenſchaften widmen kann. So geht es leider unſern beſten Köpfen. Ihr Genie verzehrt ſich unter der Laſt einer trockenen und undankbaren Arbeit; und in Nebenſtunden ſollen ſie mit den Ausländern wetteifern, welche das Glück haben, ihre ganze Lebenszeit den Muſen widmen zu können! Daher ſind unſere beſten Werke des Witzes mehrentheils Jugendproben glücklicher Köpfe; denn wenn das Alter der Vernunft kommt, ſo flieht gemeiniglich die Muſe. Doch dieſes ſind bekannte Klagen, mit welchen ich das Blatt nicht verderben will. Lieber will ich Ihnen aus dem Büchelchen, das ich vor mir habe, einige kritiſche Erklärungen herſetzen, die ſo ſinnreich ſind, und wenn man ſie geleſen hat, ſo leicht und natürlich ſcheinen, daß ſie eines Bentley würdig ſind:

31.

„Ad rivum eundem lupus et agnus venerant
„Siti compulsi: superior stabat lupus,
„Longeque inferior agnus: tunc fauce improba
„Latro incitatus, iurgii causam intulit.

„Wie kan der Wolf fauce improba incitatus ſeyn: Eine ver„zweifelte Stelle! ſaget Burman. Andere ſezen face improbe, „andere fame improba. Allein ich ſehe keine Schwierigkeit. „Man muß nur nicht, wie oben ſtehet, die Unterſcheidungs Zeichen „ſezen, ſondern alſo leſen:

— — — — tunc fauce improba,
Latro incitatus, iurgii causam intulit.

„daß nehmlich fauce improba auf das Wort intulit gezogen „werde."

36. „Bey dem Ovid*) ſtehet dieſer unverſtändliche Vers:

— — — ego vindice flamma
In domino dignosque everti tecta penates.

„Ich nehme in domino dignosque für indignosque domino „penates. Denn die Richter trennen zuweilen die Wörter, wie „das Beyſpiel des Horaz zeiget:

„Alter rixatus de lana saepe caprina
„Propugnat nugis armatus.

„Auch hier muß man nicht propugnat, ſondern: pro pugnat „nugis (das heiſt: pro nugis pugnat) leſen".

Eben ſo glückliche Erklärungen ſchwerer Stellen finden Sie § 44 und 55. Doch mir fehlt der Raum, mehr abzuſchreiben.

IV. Den 19 Febr. 1761.

145ſter Brief.

Sie ſind immer noch zweifelhaft, ob die Alten in ihren dramatiſchen und epiſchen Gedichten die vollkommen tugendhaften Charaktere nicht mehr aus Mangel moraliſcher Einſichten, als mit Fleiß vermeiden? Es ſcheint Ihnen nicht unmöglich, daß in den damaligen unphiloſophiſchen Zeiten Tapferkeit und Klugheit für die höchſten heroiſchen Tugenden gehalten worden; und wenn dieſes wäre, ſo hätte Homer freilich das, was er für die vollkommenſte Tugend gehalten, im Achilles, Hector, Diomedes, Ulyſſes und Ajax oft genug gefeiert und angeprieſen. Er würde vielleicht vollkommnere Charaktere gewählt haben, meinen Sie, wenn ſeine Seele nur von der

*) Metamorph. lib. I. v. 231.

„Sinnen" (§ 70) überaus leſenswerth, und ſein „Schattenſpiel der Welt" (§ 84) wird Ihnen gefallen. Er nennt das Leben eine Parodie der Leibnitziſchen vorherbeſtimmten Übereinſtimmung; und man kennt das Schickſal der Parodien. Sie vergnügen den Leſer durch die Nachäffung; allein es gelingt ihnen ſelten, das parodirte Werk von ſeinem Werthe herunterzuſetzen. Hr. Hommel, der in ſeinem traurigen Felde ſo viel Knoten aufzulöſen hat, ſcheint in ſeinen Erholungsſtunden gern neue Knoten zu ſchlagen, um ſie den Weltweiſen aufzulöſen zu geben. Er will die Vernunft entgelten laſſen, was ihm die Verſchlagenheit Leides zugefügt hat.

Einige witzige Aufſätze, z. B. der Auftritt aus einem Luſtſpiele „der böſe Advocat" (§ 25) und „das Lomberſpiel" (§ 65), haben mich bedauern laſſen, daß der Verf. nicht ſeine glücklichſten Stunden den ſchönen Wiſſenſchaften widmen kann. So geht es leider unſern beſten Köpfen. Ihr Genie verzehrt ſich unter der Laſt einer trockenen und undankbaren Arbeit; und in Nebenſtunden ſollen ſie mit den Ausländern wetteifern, welche das Glück haben, ihre ganze Lebenszeit den Muſen widmen zu können! Daher ſind unſere beſten Werke des Witzes mehrentheils Jugendproben glücklicher Köpfe; denn wenn das Alter der Vernunft kommt, ſo flieht gemeiniglich die Muſe. Doch dieſes ſind bekannte Klagen, mit welchen ich das Blatt nicht verderben will. Lieber will ich Ihnen aus dem Büchelchen, das ich vor mir habe, einige kritiſche Erklärungen herſetzen, die ſo ſinnreich ſind, und wenn man ſie geleſen hat, ſo leicht und natürlich ſcheinen, daß ſie eines Bentley würdig ſind:

31.

„Ad rivum eundem lupus et agnus venerant
„Siti compulsi: superior stabat lupus,
„Longeque inferior agnus: tunc fauce improba
„Latro incitatus, iurgii causam intulit.

„Wie kan der Wolf fauce improba incitatus ſeyn: Eine ver„zweifelte Stelle! ſaget Burman. Andere ſezen face improba, „andere fame improba. Allein ich ſehe keine Schwierigkeit. „Man muß nur nicht, wie oben ſtehet, die Unterſcheidungs Zeichen „ſezen, ſondern alſo leſen:

— — — — tunc fauce improba,
Latro incitatus, jurgii causam intulit

„daß nehmlich fauce improba auf das Wort intulit gezogen „werde."

36. „Bey dem Ovid*) stehet dieser unverständliche Vers:

— — — ego vindice flamma
In domino dignosque everti tecta penates.

„Ich nehme in domino dignosque für indignosque domino „penates. Denn die Richter trennen zuweilen die Wörter, wie „das Beyspiel des Horaz zeiget:

„Alter rixatus de lana saepe caprina
„Propugnat nugis armatus.

„Auch hier muß man nicht propugnat, sondern: pro pugnat „nugis (das heist: pro nugis pugnat) lesen".

Eben so glückliche Erklärungen schwerer Stellen finden Sie § 44 und 55. Doch mir fehlt der Raum, mehr abzuschreiben.

IV. Den 19 Febr. 1761.

145ster Brief.

Sie sind immer noch zweifelhaft, ob die Alten in ihren dramatischen und epischen Gedichten die vollkommen tugendhaften Charaktere nicht mehr aus Mangel moralischer Einsichten, als mit Fleiß vermeiden? Es scheint Ihnen nicht unmöglich, daß in den damaligen unphilosophischen Zeiten Tapferkeit und Klugheit für die höchsten heroischen Tugenden gehalten worden; und wenn dieses wäre, so hätte Homer freilich das, was er für die vollkommenste Tugend gehalten, im Achilles, Hector, Diomedes, Ulysses und Ajax oft genug gefeiert und angepriesen. Er würde vielleicht vollkommnere Charaktere gewählt haben, meinen Sie, wenn seine Seele nur von der

*) Metamorph. lib. I. v. 231.

erhabenen Tugend eines Leonidas, Cato, Brutus, oder von der noch göttlicheren Tugend der Patriarchen den geringsten Begriff gehabt hätte. Lord Shaftesbury hat bei Ihnen zwar kein geringes Gewicht; und da dieser die höchste Tugend für so unpoetisch hält, daß er sagt*): „in einem jeden Gedichte" (es sei episch oder dramatisch) sei „ein vollkommener Charakter das „größte Ungeheuer, und unter allen Erdichtungen am wenigsten „einnehmend, am wenigsten moralisch, und am wenigsten be„quem die Sitten zu verbessern"; so lassen Sie der bewährten Autorität dieses großen Kenners, und noch mehr seinen angeführten Gründen Gerechtigkeit widerfahren. Allein Sie glauben, daß der Lord die Alten vielleicht sinnreicher vertheidigt, als sie sich selbst würden vertheidigt haben. Wie käme es sonst, fragen Sie, daß sie ihren Homer, den sie fast vergöttert haben, über diesen Punkt nicht besser zu rechtfertigen gewußt, als Plutarch in der von unserm Freunde G. angeführten Stelle?

Gut, daß ich Ihnen auch hierin genugthun kann! In dem Leben Homers, das Einige dem Plutarch, Andere aber mit mehrerem Rechte dem Dionysius von Halicarnaß**) zuschreiben, finde ich eine Stelle, in welcher sich der Verfasser über diesen Punkt so deutlich erklärt, als Sie nur immer wünschen können, und in wenigen Worten alles sagt, was zur Entscheidung desselben nöthig ist. Sie wissen, ich hielt, ehe ich die Stelle im Shaftesbury bemerkt hatte, die Einförmigkeit, Unfruchtbarkeit der Erfindung und den Mangel an Handlung für die wahren Ursachen, warum die höchste Tugend in der Dichtkunst mißfiele***). Ich muß bei Ihnen nothwendig in Verdacht kommen, den griechischen Schriftsteller ausgeschrieben zu haben; denn Sie finden fast bei ihm die nämlichen Worte. Doch unser G. weiß, ob ich eines Diebstahls zu beschuldigen bin; denn er hat mir die Stelle selbst angewiesen.

„Sollte uns Jemand tadeln", spricht der griechische Schriftsteller zum Beschlusse seines Werks, „daß wir in dem homeri-

*) Siehe den 123sten Brief (oben S. 142).

**) S. Thom. Gale in der Vorrede zu den Opusculis mythologicis, physicis et ethicis, so 1688 zu Amsterdam herausgekommen.

***) Siehe den 66sten Brief (in der ersten Abth. des 4ten Bandes dieser gesammelten Schriften S 579—582).

„schen Gedichte physikalische, politische und moralische Wahr-
„heiten, wie auch verschiedene andere nützliche Kenntnisse suchen,
„da doch der Grund derselben auf böse und lasterhafte Hand-
„lungen gebauet ist; so kehren wir uns hieran nicht. In einem
„Gedichte sind außerordentliche Handlungen und Leidenschaften,
„und hervorstehende Charaktere das Nothwendigste. Nun sind
„die sittlich guten Handlungen einförmig und unfruchtbar,
„und zeigen in der poetischen Ausführung keine sonderliche
„Erfindung (τὰ μὲν ἀγαθὰ καθ' ἑαυτὰ, ἁπλᾶ ἐστι καὶ
„μονοειδῆ, καὶ ἀκατασκεύαστα); die aber zum Theil böse
„sind, geben Gelegenheit zu vielerlei Veränderungen und mannig-
„faltigen Situationen, woraus der Stoff zu den Handlungen
„erwächst. Durch die Hinzuthuung des Bösen wird auch die
„Kenntniß und die Wahl des vollkommen Guten erleichtert. Zu-
„dem giebt ein solcher Vorwurf dem Dichter Gelegenheit zu
„mancherlei beweglichen Reden, die er zum Theil selbst führt,
„zum Theil seine eingeführten Personen halten läßt; woraus den
„Lesern ein vielfältiger Nutzen erwächst."

Ich brauche nichts hinzuzuthun. Die Stelle zeigt gar zu deutlich, daß den Alten nicht unbekannt gewesen, daß es weit erhabnere Tugenden giebt, als sie in ihren Gedichten ausgeführt; und daß sie nicht aus Unwissenheit, sondern mit Überlegung so sorgfältig vermieden, die Tugend in ihren Gedichten auf die höchste Stufe der sittlichen Vollkommenheit zu bringen. Idomeneus beschreibt beim Homer*) den Unterschied zwischen einem feigherzigen und braven Kriegsmanne, wenn sie beide in einem Hinterhalte fechten sollen. Nachdem er des Feigherzigen Bestürzung, Zittern und Klappern mit den Zähnen beschrieben, spricht er:

Τοῦ δ' ἀγαθοῦ οὔτι' ἄρ τρέπεται χρὼς, οὔτε τι λίην
Ταρβεῖ, ἐπειδὰν πρῶτον ἑλίζηται λόχον ἀνδρῶν,
Ἁρπάλιμοι δὲ τάχιστα μιγήμεναι ἐν δαὶ λυγρῇ.

Das ist:

„Aber der wackere Kriegsmann verändert die Farbe
„nicht, und zittert nicht sehr, sobald er sich einmal im
„Hinterhalt stellet. Nun wünscht er nur baldigst im
„hitzigen Treffen handgemein zu werden".

*) Iliad. XIII. v. 279.

dern, der aus löblichen Absichten die heftigsten Leidenschaften besiegt, so geschieht dieses doch keinesweges in der Nachahmung: indem es nichts bewunderungswürdiges ist, einen solchen Charakter zu erdichten. In der Dichtkunst ist derjenige Gegenstand erhaben, welcher fähig ist, durch die vollkommenste sinnliche Rede das Gemüth mit Bewunderung zu erfüllen. Die Charaktere werden in der Poesie nicht durch sittliche, sondern durch poetische Vollkommenheiten erhaben und bewunderungswürdig; und daher kann der sittlich abscheulichste Charakter in der Dichtkunst vollkommen erhaben seyn.

Die vornehmsten Merkmale des Erhabenen in der Dichtkunst sind also diese: 1) es muß Bewunderung erregen, 2) höchst sinnlich, und 3) vollkommen ausgedrückt seyn; die Bewunderung verursacht Nachdenken, fesselt die Aufmerksamkeit, und macht, daß wir das Bewunderte nicht leicht vergessen. Der Charakter der Sinnlichkeit macht, daß es leicht und faßlich ist, und von Jedermann, der gesunde Vernunft hat, begriffen werden kann; durch das dritte Merkmal aber, welches die Vollkommenheit des Ausdrucks war, erlangt das Erhabene die Beschaffenheit, daß es schwerlich oder vielmehr unmöglich besser gegeben werden kann. Dieses sind die Kennzeichen, die Longin vom Erhabenen in der Dichtkunst angiebt. „Dasjenige ist in „der That erhaben", spricht er in der 7ten Abtheilung seiner Schrift vom Erhabenen, „welches viel Nachdenken verursacht, „welches man schwerlich oder vielmehr unmöglich besser geben kann, „welches fest im Gedächtnisse bleibt und nicht so bald vergessen „wird. Überhaupt", setzt Longin hinzu, „ist dasjenige wahrhaftig schön und erhaben, was allemal und allen Menschen „gefällt. Denn wenn Leuten von verschiedenen Wissenschaften, „Lebensart, Neigungen, Alter und Einsicht dieselbe Sache zugleich gefällt, so ist die Vermischung und Zusammenstimmung so vieler Verschiedenheiten ein großer und unbetrüglicher Beweis von der Gegenwart des Wunderbaren oder Erhabenen."

Hr. Curtius macht wider diese richtigen Anmerkungen folgende Einwürfe:

„1) Sollte alles dasjenige erhaben seyn, welches viel Nachdenken verursachet, so würde der größte Theil der geometrischen, algebraischen u. s. w. Sätze erhaben seyn.

„2) Ein Trink- oder Gassenlied, eine reitzende verliebte „Ode, bleibt eben so lange und länger noch im Gedächtnisse, „als die vollkommenste Muster des Erhabenen.

„3) Die Verschiedenheit des einem jeden Volcke eigenthüm„lichen Nationalcharakters, des Clima's, der Religion, und Er„ziehung, tausend andere Umstände, machen fast unmöglich, daß „viele Sachen allen Menschen, zu allen Zeiten, und unter al„len Umständen, erhaben scheinen können. Daß Schriften vie„len und verschiedenen Leuten gefallen, ist kein Beweis des Er„habenen, sonst müßten Molierens Lustspiele, und des Abt „Coyre Satyren oder moralische Kleinigkeiten im höchsten Grade „erhaben seyn."

Was sagen Sie zu diesen Einwürfen? Ist es nicht lächerlich? Login sagt: was alle diese Merkmale besitzt, ist erhaben; und Hr. Curtius glaubt ihn widerlegt zu haben, wenn er beweist, daß dasjenige nicht erhaben sei, welches nur eine von diesen Eigenschaften besitzt. Hr. Curtius hat Recht, aber wahrhaftig Longin auch; die Lehrsätze der Mathematik, Gassenlieder und verliebte Oden sind nicht erhaben. Was aber so viel nachzudenken giebt, als ein mathematischer Lehrsatz, und dennoch so leicht zu fassen ist und eben so lange im Gedächtnisse bleibt, als ein Gassenlied oder eine verliebte Ode; was über diese Eigenschaften noch, wie Longin hinzusetzt, schwerlich oder wohl gar unmöglich besser gegeben werden kann: das ist in der That erhaben; und dieses wird vermuthlich Hr. Curtius nicht in Abrede seyn. — Sein dritter Einwurf, welchen auch schon de la Motte in seiner Antwort auf die elfte Anmerkung des Boileau über den Longin vorbringt, und Heineke in seinen Anmerkungen gleichfalls über den Longin anführt *), sagt etwas. Doch glaube ich nicht, daß es Longin so verstanden habe, das Erhabene müsse nothwendig allen Menschen, von welcher Lebensart und Erziehung sie auch sind, erhaben scheinen; son-

*) Dionysius Longin vom Erhabenen. Griechisch und Teutsch, nebst dessen Leben, einer Nachricht von seinen Schrifften, und einer Untersuchung, was Longin durch das Erhabene verstehe, von Carl Heinrich Heinecken. Lpz. u. Hamb. 1738. 8°.

Anm. des Herausgebers.

dern, der aus löblichen Absichten die heftigsten Leidenschaften besiegt, so geschieht dieses doch keinesweges in der Nachahmung: indem es nichts bewundernswürdiges ist, einen solchen Charakter zu erdichten. In der Dichtkunst ist derjenige Gegenstand erhaben, welcher fähig ist, durch die vollkommenste sinnliche Rede das Gemüth mit Bewunderung zu erfüllen. Die Charaktere werden in der Poesie nicht durch sittliche, sondern durch poetische Vollkommenheiten erhaben und bewundernswürdig; und daher kann der sittlich abscheulichste Charakter in der Dichtkunst vollkommen erhaben seyn.

Die vornehmsten Merkmale des Erhabenen in der Dichtkunst sind also diese: 1) es muß Bewunderung erregen, 2) höchst sinnlich, und 3) vollkommen ausgedrückt seyn; die Bewunderung verursacht Nachdenken, fesselt die Aufmerksamkeit und macht, daß wir das Bewunderte nicht leicht vergessen. Der Charakter der Sinnlichkeit macht, daß es leicht und faßlich ist, und von Jedermann, der gesunde Vernunft hat, begriffen werden kann; durch das dritte Merkmal aber, welches die Vollkommenheit des Ausdrucks war, erlangt das Erhabene die Beschaffenheit, daß es schwerlich oder vielmehr unmöglich besser gegeben werden kann. Dieses sind die Kennzeichen, die Longin vom Erhabenen in der Dichtkunst angiebt. „Dasjenige ist „der That erhaben", spricht er in der 7ten Abtheilung seiner Schrift vom Erhabenen, „welches viel Nachdenken verursacht, „welches man schwerlich oder vielmehr unmöglich besser geben kann, „welches fest im Gedächtnisse bleibt und nicht so bald vergessen „wird. Überhaupt", setzt Longin hinzu, „ist dasjenige wahr„haftig schön und erhaben, was allemal und allen Menschen „gefällt. Denn wenn Leuten von verschiedenen Wissenschaften, „Lebensart, Neigungen, Alter und Einsicht dieselbe Sache „gleich gefällt, so ist die Vermischung und Zusammenstim„mung so vieler Verschiedenheiten ein großer und unbetrüg„licher Beweis von der Gegenwart des Wunderbaren oder Er„habenen."

Hr. Curtius macht wider diese richtigen Anmerkungen folgende Einwürfe:

„1) Sollte alles dasjenige erhaben seyn, welches viel Nach„denken verursachet, so würde der größte Theil der geometri„schen, algebraischen u. s. w. Sätze erhaben seyn.

„2) Ein Trink- oder Gassenlied, eine reitzende verliebte „Ode, bleibt eben so lange und länger noch im Gedächtnisse, „als die vollkommenste Muster des Erhabenen.

„3) Die Verschiedenheit des einem jeden Volcke eigenthüm„lichen Nationalcharakters, des Clima's, der Religion, und Er„ziehung, tausend andere Umstände, machen fast unmöglich, daß „viele Sachen allen Menschen, zu allen Zeiten, und unter al„len Umständen, erhaben scheinen können. Daß Schriften vie„len und verschiedenen Leuten gefallen, ist kein Beweis des Er„habenen, sonst müßten Molierens Lustspiele, und des Abt „Coyre Satyren oder moralische Kleinigkeiten im höchsten Grade „erhaben seyn."

Was sagen Sie zu diesen Einwürfen? Ist es nicht lächerlich? Login sagt: was alle diese Merkmale besitzt, ist erhaben; und Hr. Curtius glaubt ihn widerlegt zu haben, wenn er beweist, daß dasjenige nicht erhaben sei, welches nur eine von diesen Eigenschaften besitzt. Hr. Curtius hat Recht, aber wahrhaftig Longin auch; die Lehrsätze der Mathematik, Gassenlieder und verliebte Oden sind nicht erhaben. Was aber so viel nachzudenken giebt, als ein mathematischer Lehrsatz, und dennoch so leicht zu fassen ist und eben so lange im Gedächtnisse bleibt, als ein Gassenlied oder eine verliebte Ode; was über diese Eigenschaften noch, wie Longin hinzusetzt, schwerlich oder wohl gar unmöglich besser gegeben werden kann: das ist in der That erhaben; und dieses wird vermuthlich Hr. Curtius nicht in Abrede seyn. — Sein dritter Einwurf, welchen auch schon de la Motte in seiner Antwort auf die elfte Anmerkung des Boileau über den Longin vorbringt, und Heineke in seinen Anmerkungen gleichfalls über den Longin anführt *), sagt etwas. Doch glaube ich nicht, daß es Longin so verstanden habe, das Erhabene müsse nothwendig allen Menschen, von welcher Lebensart und Erziehung sie auch sind, erhaben scheinen; son-

*) Dionysius Longin vom Erhabenen. Griechisch und Teutsch, nebst dessen Leben, einer Nachricht von seinen Schrifften, und einer Untersuchung, was Longin durch das Erhabene verstehe, von Carl Heinrich Heinecken. Lpz. u. Hamb. 1738. 8°.

Anm. des Herausgebers.

V. Den 26 Febr. 1761.

147ster Brief.

Wundern Sie sich über die seltsamen Urtheile des Hrn. Curtius? Das ist noch alles nichts! Sie müssen die Abhandlung ganz durchlesen, wenn Sie den Geschmack dieses Kunstrichters recht wollen kennen lernen. Damit seine Gedanken vom Erhabenen desto wichtiger scheinen mögen, geht er am Ende seiner Abhandlung die Abschnitte des Longin flüchtig durch, und findet an jedem etwas auszusetzen. Er tadelt in einem so zuversichtlichen und triumphirenden Tone, aus welchem seine Leser gewiß nicht vermuthen sollten, daß er meist alle seine Kritiken aus den Anmerkungen des Heineke über den Longin zusammengeschrieben. Den bekannten unglücklichen Tadler des Longin, den Silvain, mit allen Übereilungen, die ihm Heineke so strenge als gerecht verwiesen hat, nimmt er in seinen Schutz; und geht mit diesem seltsamen Kunstrichter in der Verkleinerung des Longin so weit, daß er ihm nicht einmal das Verdienst lassen will, glückliche Beispiele gewählt zu haben.

Mir hat es jederzeit geschienen, daß Longin die Absicht gehabt, seinen Vorwurf mehr als Kunstverständiger, denn als ein Weltweiser zu behandeln; und diese hat er vollkommen erreicht. Ob er die Erklärung des Cäcil, dessen Schrift vom Erhabenen er zu Anfange seines Werks anführt, als bekannt vorausschickt, oder ob er sich vom Erhabenen überall keinen allgemeinen deutlichen Begriff abstrahirt; läßt sich zwar nicht so leicht ausmachen. Aber dieses ist gewiß: sein großer Geschmack hat ihn das Erhabene in den Werken des Geistes nie verkennen lassen; und seine richtige und feine Empfindung hat ihn allezeit auf die Spuren geführt, die zur wahren Quelle des Erhabenen leiten. Seine Beispiele sind die ausgesuchtesten; und in seinen Anmerkungen über diese Beispiele zergliedert er unsere feinsten Empfindungen, und zeigt die wahren Mittel, durch welche diese Stellen so vortrefflich geworden sind. Er schreibt mehr für den

V. Den 26 Febr. 1761.

147ster Brief.

Wundern Sie sich über die seltsamen Urtheile des Hrn. Curtius? Das ist noch alles nichts! Sie müssen die Abhandlung ganz durchlesen, wenn Sie den Geschmack dieses Kunstrichters recht wollen kennen lernen. Damit seine Gedanken vom Erhabenen desto wichtiger scheinen mögen, geht er am Ende seiner Abhandlung die Abschnitte des Longin flüchtig durch, und findet an jedem etwas auszusetzen. Er tadelt in einem so zuversichtlichen und triumphirenden Tone, aus welchem seine Leser gewiß nicht vermuthen sollten, daß er meist alle seine Kritiken aus den Anmerkungen des Heineke über den Longin zusammengeschrieben. Den bekannten unglücklichen Tadler des Longin, den Silvain, mit allen Übereilungen, die ihm Heineke so strenge als gerecht verwiesen hat, nimmt er in seinen Schutz; und geht mit diesem seltsamen Kunstrichter in der Verkleinerung des Longin so weit, daß er ihm nicht einmal das Verdienst lassen will, glückliche Beispiele gewählt zu haben.

Mir hat es jederzeit geschienen, daß Longin die Absicht gehabt, seinen Vorwurf mehr als Kunstverständiger, denn als ein Weltweiser zu behandeln; und diese hat er vollkommen erreicht. Ob er die Erklärung des Cäcil, dessen Schrift vom Erhabenen er zu Anfange seines Werks anführt, als bekannt vorausschickt, oder ob er sich vom Erhabenen überall keinen allgemeinen deutlichen Begriff abstrahirt; läßt sich zwar nicht so leicht ausmachen. Aber dieses ist gewiß: sein großer Geschmack hat ihn das Erhabene in den Werken des Geistes nie verkennen lassen; und seine richtige und feine Empfindung hat ihn allezeit auf die Spuren geführt, die zur wahren Quelle des Erhabenen leiten. Seine Beispiele sind die ausgesuchtesten; und in seinen Anmerkungen über diese Beispiele zergliedert er unsere feinsten Empfindungen, und zeigt die wahren Mittel, durch welche diese Stellen so vortrefflich geworden sind. Er schreibt mehr für den

Kunstbegierigen, der selbst erhaben werden will, als für den Weltweisen, welcher das Erhabene zu definiren sucht.

Seine Beurtheiler schlagen den entgegengesetzten Weg ein. Sie schicken eine willkührliche Definition vom Erhabenen zum voraus; und wenn die Exempel des Longin mit dieser willkührlichen Definition nicht übereinstimmen, so tadeln sie. Silvain erklärt das Erhabene; sehen Sie zu, ob Sie aus dem Geschwätz klug werden können! „Das Erhabene", spricht er, „ist „eine Rede von einem außerordentlichen Schwunge, welche durch „die edelsten Bilder, und durch die größten Empfindungen, de„ren Hoheit sie eben durch diesen außerordentlichen Schwung be„merklich macht, die Seele über die gewöhnlichen Begriffe der „Größe erhebt; und auf einmal zu demjenigen führt, was in „der Natur am erhabensten ist, solche in Entzückung setzt, und „ihr hohe Begriffe von sich selbst beibringt." Dieses war sein Probierstein des Erhabenen; und wo er das Zeug nicht alle bemerken konnte, das war ihm zwar schön und vortrefflich, aber nicht erhaben.

Die Erklärung des Hrn. Curtius, die ich Ihnen in meinem vorigen Schreiben angeführt, ist zwar deutlicher, aber desto unvollständiger. Er hat nicht bemerkt, daß sich die Gränzen des Schönen und Erhabenen wirklich in einander verlieren; denn der höchste Grad von Schönheit erregt Bewunderung, und wird, vermöge des Hrn. Curtius eigener Erklärung, dadurch selbst erhaben. Die zärtlichste Empfindung wird in diesem Umstande erhaben, wenn sie mit so vieler Wahrheit und innerlicher Rührung geschildert wird, daß sie der Leser in ihrer ganzen Lebhaftigkeit mit empfindet, und fast zweifelt, ob er Wahrheit oder Erdichtung vor sich sieht. Wer die berühmte Ode der Sappho auch nur in einer mittelmäßigen Übersetzung liest, der fühlt sich von dem sanften Feuer der Empfindung durchdrungen. Die Gluth wühlt in seinen Adern, wie in den Adern der Sappho selbst; und wechselt mit dem kalten Schauer und mit dem Zittern ab, das bei ihr auf die Liebeswuth folgt, um bald darauf der Verzweiflung Platz zu machen. Silvain findet hier nichts Erhabenes. „Alles was man an diesen Versen bemerken kann", spricht er, „besteht in einer großen Zärtlichkeit und sehr lebhafter „Leidenschaft". Curtius gesteht noch weniger ein. „Die Ode „der Sappho", sagt dieser, „ist zwar voll von zärtlichen Em„pfindungen; ist aber weder durch die Gegenstände, noch durch

„die Art zu denken, oder den Ausdruck über die gewöhnlichen „Begriffe erhöhet, und also nicht erhaben." Diese Kunstrichter läugnen lieber ihre eigene Empfindung, ehe sie von einer vorgefaßten Worterklärung abweichen wollen.

Longin giebt fünf Quellen des Erhabenen an, welche die Eintheilung seines Buchs ausmachen.

Die erste und wichtigste Quelle ist τὸ περὶ τὰς νοήσεις ἐξηρτημένον. Tollius übersetzt diese Worte: „nobilis et felix „in concipiendis grandibus et excelsis sensibus animi mag„nitudo"; und Heineke: „eine edle Kühnheit, ungemeine Gedanken glücklich hervorzubringen". Curtius sagt schlechtweg: „die Grösse und Vortreflichkeit der Gedanken".

Die andere ist eine heftige enthusiastische Leidenschaft.

Diese beiden Quellen, sagt Longin, werden meistens mit uns geboren; die drei übrigen aber rühren von der Kunst her, und bestehen in einer gewissen Anordnung der Figuren u. s. w. — Wissen Sie, was Hr. Curtius zu dieser einsichtsvollen Eintheilung sagt? „Es könnte einer bey genauem und „richtigem Gebrauche dieser Quellen, dennoch Reden und Ge„dichte machen, welche zwar schön, aber nicht erhaben seyn „könnten. — Dieses bringt einen aufmerksamen Leser des Lon„gins natürlicher Weise auf die Gedanken, welche Silvain ge„äussert, Longin habe nemlich keinen bestimmten Begrif vom „Erhabenen gehabt". O ja! sehr natürlich! Ich möchte wissen, was Hr. Curtius noch für eine sechste Disposition von Seiten des Dichters verlangt, wenn er erhaben seyn soll? Was kann ich mir von der Erhabenheit eines Homer oder eines Shakespear für einen größern Begriff machen, als daß sie von Natur eine edle und glückliche Kühnheit in Hervorbringung großer Gedanken, und eine heftige und enthusiastische Leidenschaft besaßen: durch die Kunst aber die Gedanken, Figuren und Worte so zu ordnen gelernt haben, wie sie dem Erhabenen am vortheilhaftesten sind?

Doch ich habe hier Genies genannt, von welchen Hr. Curtius eben keine so hohe Begriffe zu haben scheint. Von dem Engländer urtheilt er in seinem spröden und verächtlichen Tone: „Schakespears Trauerspiele, und insbesondere sein Hämlet, sind, „nach Voltairens eigenen Ausspruche, von ungeheuren Fehlern und „blendenden Schönheiten zusammengesetzt". O! hier verging mir alle Geduld. Ist das der Ton, aus welchem man von einem der

„er sagt: Die weder Weißheit noch Tugend kennen, sondern „allezeit dem Wohlleben und der Üppigkeit ergeben sind, sinken, „wie sie es verdienen, in den Abgrund, und irren allda das „ganze Leben hindurch. Denn zur Wahrheit hinauf haben sie „niemals geschauet, noch vielweniger nach derselben gestrebet, „daher haben sie niemals ein lauteres und unschuldiges Vergnügen „kosten können. Sie kriechen, wie das weidende Vieh mit ge„bücktem Haupte herum, und sehen beständig niederwärts auf „die Erde, und auf die Speisen, sie grasen, kühlen ihre Brunst; „und da immer einer gieriger ist, als der andere, so schlagen „sie um sich, stossen und beschädigen einander mit ihren Klauen „und eisernen Hörnern, und zuletzt bringen sie aus unersättlicher „Schlemmerey sich selbst um." Diese Stelle hat den Hrn. Curtius überzeugt, daß Longin gar nicht wisse, was erhaben sei! Es ist wahr, Curtius führt sie nach Heinekens Übersetzung an, die mir hier selbst nicht gefällt; allein warum hat Hr. Curtius mehr auf den Heineke, als auf den Longin gesehen?

Auf die nämliche Weise tadelt Hr. Curtius eine andere Stelle des Plato, die Longin in dem 32sten Abschnitte für göttlich hält. Hr. Curtius spricht, sie sei schülermäßig, gezwungen und frostig; — Ausdrücke, deren man sich zu bedienen billig scheuen sollte, wenn von einer Stelle des Plato die Rede ist, die Longin göttlich findet. Ich kann Ihnen diese vortreffliche Stelle nicht hersetzen; denn sie ist ziemlich lang, und sie enthält einige Metaphern, welche sich nicht wohl übersetzen lassen. Heineke hat sie gegeben, so gut er gekonnt; und was Curtius zur Bestätigung seines verwegenen Urtheils anführt, hat er bloß im Heineke gelesen. — Und ein dritter Beweis, daß Longin das Erhabene nicht gekannt habe, soll dieses seyn, daß er den Geschichtsschreiber Thucydides für erhaben hält. Das hätten Sie in der That nicht geglaubt. Hören Sie aber des Hrn. Curtius Gründe! „Das Erhabene ist bekanntermassen der End„zweck des Geschichtschreibers nicht, sondern er ist schuldig, die „Personen so zu schildern, wie sie gewesen sind, und die Bege„benheiten so zu erzählen, wie sie sich zugetragen haben, ohne „selbige auf eine höhere Staffel der Würde zu erheben. Da „nun aber die Begebenheiten in der Welt sich größtentheils nach „den gewöhnlichen Begriffen zutragen, so siehet man nicht, wie „eine Geschichtserzehlung im Ganzen auf das Erhabene An-

„er sagt: Die weder Weißheit noch Tugend kennen, sondern „allezeit dem Wohlleben und der Üppigkeit ergeben sind, sinken, „wie sie es verdienen, in den Abgrund, und irren allda das „ganze Leben hindurch. Denn zur Wahrheit hinauf haben sie „niemals geschauet, noch vielweniger nach derselben gestrebet, „daher haben sie niemals ein lauteres und unschuldiges Vergnügen „kosten können. Sie kriechen, wie das weidende Vieh mit ge„bücktem Haupte herum, und sehen beständig niederwärts auf „die Erde, und auf die Speisen, sie grasen, kühlen ihre Brunst; „und da immer einer gieriger ist, als der andere, so schlagen „sie um sich, stossen und beschädigen einander mit ihren Klauen „und eisernen Hörnern, und zuletzt bringen sie aus unersättlicher „Schlemmerey sich selbst um." Diese Stelle hat den Hrn. Curtius überzeugt, daß Longin gar nicht wisse, was erhaben sei! Es ist wahr, Curtius führt sie nach Heinekens Übersetzung an, die mir hier selbst nicht gefällt; allein warum hat Hr. Curtius mehr auf den Heineke, als auf den Longin gesehen?

Auf die nämliche Weise tadelt Hr. Curtius eine andere Stelle des Plato, die Longin in dem 32sten Abschnitte für göttlich hält. Hr. Curtius spricht, sie sei schülermäßig, gezwungen und frostig; — Ausdrücke, deren man sich zu bedienen billig scheuen sollte, wenn von einer Stelle des Plato die Rede ist, die Longin göttlich findet. Ich kann Ihnen diese vortreffliche Stelle nicht hersetzen; denn sie ist ziemlich lang, und sie enthält einige Metaphern, welche sich nicht wohl übersetzen lassen. Heineke hat sie gegeben, so gut er gekonnt; und was Curtius zur Bestätigung seines verwegenen Urtheils anführt, hat er bloß im Heineke gelesen. — Und ein dritter Beweis, daß Longin das Erhabene nicht gekannt habe, soll dieses seyn, daß er den Geschichtsschreiber Thucydides für erhaben hält. Das hätten Sie in der That nicht geglaubt. Hören Sie aber des Hrn. Curtius Gründe! „Das Erhabene ist bekanntermassen der End„zweck des Geschichtschreibers nicht, sondern er ist schuldig, die „Personen so zu schildern, wie sie gewesen sind, und die Bege„benheiten so zu erzählen, wie sie sich zugetragen haben, ohne „selbige auf eine höhere Staffel der Würde zu erheben. Da „nun aber die Begebenheiten in der Welt sich gröstentheils nach „den gewöhnlichen Begriffen zutragen, so siehet man nicht, wie „eine Geschichtserzehlung im Ganzen auf das Erhabene An-

Erklärung von dem Worte Phantasie, welche der Poesie angemessener ist. „Man pflegt sonst", spricht er, „eine jede Vorstel„lung der uns in die Sinne gefallenen Bilder, Phantasey „zu nennen. Öfters verstehet man auch unter dieser Benennung „einen jeden Gedanken überhaupt, in so weit er eine Rede her„vorbringt (*ἐννόημα λόγου γεννητικόν*), er mag herkommen, „wo er will. Allhier aber brauchen wir diese Namen bloß, „wenn eine enthusiastische und leidenschaftsvolle Vorstellung ge„genwärtig zu seyn, und den Zuhörern vor Augen gestellet zu „werden scheinet". Dieses ist eine sehr deutliche Erklärung von demjenigen, das man in den schönen Wissenschaften Einbildungen oder Phantasie zu nennen pflegt. Die Einbildungskraft des Dichters muß so enthusiastisch, so voller Affect seyn, daß seine eingebildeten Vorstellungen so lebhaft scheinen als gegenwärtige sinnliche Empfindungen. Das Beispiel, das Longin anführt, erläutert den Satz ungemein:

Ὦ μῆτερ, ἱκετεύω σὲ μὴ 'πίσειέ μοι,
Τὰς αἱματωπούς καὶ δρακοντώδεις κόρας·
Αὗται γὰρ, αὗται πλησίον θρώσκουσί μου.

Das ist:

O Mutter! ich bitte dich, reize nicht wider mich diese blutäugigen, diese schlangenhaarigen Plagegeister. Sie kommen, sie — ach! sie springen auf mich los.

„Der Dichter", fügt Longin hinzu, „siehet die Plagegeister, und „nöthiget, so zu sagen, den Zuhörer, daß er dessen Phantaseyen „beynahe gleichfalls siehet".

Sehen Sie! so sind die Kritiken des Hrn. Curtius beschaffen. Ich habe noch einige Stellen in seiner Abhandlung angestrichen, aber ich will Sie verschonen. Mein Brief ist so etwas langweilig geworden, wie ich merke. — Es befindet sich auch in eben der Sammlung eine Abhandlung von Gleichnissen und Metaphern, wie auch vier Lehrgedichte, wovon ich noch ein Wort zu sagen hätte. Jedoch ein ander Mal.

Erklärung von dem Worte Phantasie, welche der Poesie angemessener ist. „Man pflegt sonst", spricht er, „eine jede Vorstel„lung der uns in die Sinne gefallenen Bilder, Phantasey „zu nennen. Öfters verstehet man auch unter dieser Benennung „einen jeden Gedanken überhaupt, in so weit er eine Rede her„vorbringt (ἐννόημα λόγου γεννητικόν), er mag herkommen, „wo er will. Allhier aber brauchen wir diese Namen bloß, „wenn eine enthusiastische und leidenschaftsvolle Vorstellung ge„genwärtig zu seyn, und den Zuhörern vor Augen gestellet zu „werden scheinet". Dieses ist eine sehr deutliche Erklärung von demjenigen, das man in den schönen Wissenschaften Einbildungen oder Phantasie zu nennen pflegt. Die Einbildungskraft des Dichters muß so enthusiastisch, so voller Affect seyn, daß seine eingebildeten Vorstellungen so lebhaft scheinen als gegenwärtige sinnliche Empfindungen. Das Beispiel, das Longin anführt, erläutert den Satz ungemein:

Ὦ μῆτερ, ἱκετεύω σὲ μὴ 'πίσειέ μοι,
Τὰς αἱματωπούς καὶ δρακοντιώδεις κόρας·
Αὗται γάρ, αὗται πλησίον θρώσκουσί μου.

Das ist:

O Mutter! ich bitte dich, reize nicht wider mich diese blutäugigen, diese schlangenhaarigen Plagegeister. Sie kommen, sie — ach! sie springen auf mich los.

„Der Dichter", fügt Longin hinzu, „siehet die Plagegeister, und „nöthiget, so zu sagen, den Zuhörer, daß er dessen Phantaseyen „beynahe gleichfalls siehet".

Sehen Sie! so sind die Kritiken des Hrn. Curtius beschaffen. Ich habe noch einige Stellen in seiner Abhandlung angestrichen, aber ich will Sie verschonen. Mein Brief ist so etwas langweilig geworden, wie ich merke. — Es befindet sich auch in eben der Sammlung eine Abhandlung von Gleichnissen und Metaphern, wie auch vier Lehrgedichte, wovon ich noch ein Wort zu sagen hätte. Jedoch ein ander Mal.

einer Stelle verschiedene Gleichnisse anbringen will. Die Regel ist sehr natürlich, daß die schwächern vorangehen und die stärkern folgen müssen, damit der Eindruck nach und nach an Lebhaftigkeit zunehme. Allein der Gedanke ist zu gemein, und muß aufgestutzt werden. „Ich will annehmen", sagt Herr Curtius, „es sollen zu Erläuterung eines Satzes vier Gleichnisse „auf einander folgen. O hat eine grosse äusserliche Klarheit; P „ist noch klärer; Q ist nicht so klar als O, und R nicht so „klar als Q. Hier ist die Folge dieser Gleichnisse, nach den „Gesetzen der poetischen Ordnung, nicht O, P, Q, R, oder auf „einige andere Weise, sondern R, Q, O, P" u. s. w. Mit allen diesen fürchterlichen Q, R, O, P u. s. w. sagt Hr. Curtius weiter nichts, als daß das Lebhaftere allezeit auf das minder Lebhafte folgen müsse. — Fast ein gleiches Spiel treibt er mit seinem A, B und C, womit er die Hauptheile eines Gleichnisses bezeichnet. In dem Haller'schen Vers:

Ich will ein Swift, ein Hobbes werden

ist Haller A, Swift und Hobbes B, die Verfolgung falscher Tugenden aber C, u. s. w.

Oft giebt sich Hr. Curtius gar zu sehr bloß, daß ihm die Gründlichkeit, die er affectirt, nicht natürlich sei. Lesen Sie z. B. den 12ten §, dessen Anfang sich in die Wolken der Ideen versteigt. Hr. Curtius will erklären, was intensive und extensive Klarheit sei. „Eine Sache", spricht er, „ist innerlich „klar, wenn ich die Kennzeichen derselben einzeln deutlich ange„ben kann (Claritas intensiva). Eine äusserliche Klarheit ent„stehet, wenn die Kennzeichen einer Sache auf einmal undeut„lich vorgestellet werden (Claritas extensiva)". Begreifen Sie, was Hr. Curtius hiermit sagen will? Wie es scheint, so glaubt er, ein Begriff könne entweder extensive oder intensive klar seyn. Wie man mir aber diese Begriffe erklärt hat, so kommt einem jeden klaren Begriffe sowohl extensive als intensive Klarheit zu: so wie man einer jeden Erleuchtung sowohl Stärke als Ausbreitung zuschreibt. Aber so wie Ein Licht ausgebreiteter und das andere stärker seyn kann, wie z. E. der Mondschein und der brennende Vesuv: eben also können wir uns in Einem Begriffe eine größere Anzahl von Merkmalen, in einem andern die Merkmale klarer vorstellen. Durch die Menge der Merkmale wird claritas extensiva, und durch die Klarheit der

Kunſtbegierigen, der ſelbſt erhaben werden will, als für den Weltweiſen, welcher das Erhabene zu definiren ſucht.

Seine Beurtheiler ſchlagen den entgegengeſetzten Weg ein. Sie ſchicken eine willkührliche Definition vom Erhabenen zum voraus; und wenn die Exempel des Longin mit dieſer willkührlichen Definition nicht übereinſtimmen, ſo tadeln ſie. Silvain erklärt das Erhabene; ſehen Sie zu, ob Sie aus dem Geſchwätz klug werden können! „Das Erhabene", ſpricht er, „iſt „eine Rede von einem außerordentlichen Schwunge, welche durch „die edelſten Bilder, und durch die größten Empfindungen, de„ren Hoheit ſie eben durch dieſen außerordentlichen Schwung be„merklich macht, die Seele über die gewöhnlichen Begriffe der „Größe erhebt; und auf einmal zu demjenigen führt, was in „der Natur am erhabenſten iſt, ſolche in Entzückung ſetzt, und „ihr hohe Begriffe von ſich ſelbſt beibringt." Dieſes war ſein Probierſtein des Erhabenen; und wo er das Zeug nicht alle ſo merken konnte, das war ihm zwar ſchön und vortrefflich, aber nicht erhaben.

Die Erklärung des Hrn. Curtius, die ich Ihnen in meinem vorigen Schreiben angeführt, iſt zwar deutlicher, aber noch unvollſtändiger. Er hat nicht bemerkt, daß ſich die Gränzen des Schönen und Erhabenen wirklich in einander verlieren; denn der höchſte Grad von Schönheit erregt Bewunderung, und wird, vermöge des Hrn. Curtius eigener Erklärung, dadurch ſelbſt erhaben. Die zärtlichſte Empfindung wird in dieſem Zuſtande erhaben, wenn ſie mit ſo vieler Wahrheit und innerlicher Rührung geſchildert wird, daß ſie der Leſer in ihrer ganzen Lebhaftigkeit mit empfindet, und faſt zweifelt, ob er Wahrheit oder Erdichtung vor ſich ſieht. Wer die berühmte Ode der Sappho auch nur in einer mittelmäßigen Überſetzung lieſt, der fühlt ſich von dem ſanften Feuer der Empfindung durchdrungen. Die Gluth wühlt in ſeinen Adern, wie in den Adern der Sappho ſelbſt; und wechſelt mit dem kalten Schauer und mit dem Zittern ab, das bei ihr auf die Liebeswuth folgt, um bald darauf der Verzweiflung Platz zu machen. Silvain findet hier nichts Erhabenes. „Alles was man an dieſen Verſen bemerken kann", ſpricht er, „beſteht in einer großen Zärtlichkeit und ſehr lebhafter „Leidenſchaft". Curtius geſteht noch weniger ein. „Die Ode „der Sappho", ſagt dieſer, „iſt zwar voll von zärtlichen Empfindungen; iſt aber weder durch die Gegenſtände, noch durch

„zu finden". Diesen Gedanken erläutert Hr. Curtius durch Beispiele. Er führt aber nur solche Beispiele an, die ihm günstig scheinen, und verschweigt unzählige andere, die ihn widerlegen. Wenn dieses Gesetz allgemein wäre, so müßten die Sätze, die poetisch verglichen werden können, in allen wesentlichen Stücken, welche das Wesen der nächsten Art ausmachen, übereinkommen, und nur in einer einzigen Bestimmung von einander abgehen. Nimmt man diese Bestimmung in ihrer Unterart hinweg, so müssen sie beide vollkommen ähnlich seyn. Wer kann aber die poetischen Gleichnisse so einschränken? Corydon singt beim Virgil:

> O formose puer, nimium ne crede colori;
> Alba ligustra cadunt, vaccinia nigra leguntur.

Kann man wohl sagen, daß der schöne Alexis und eine weiße Blume zu einer species proxima gehören? Der Gerechte, singt der Übersetzer der Psalmen:

> Er grünet, wie am Bach ein Baum
> Von seinem Segen schwillt.

Wo ist hier die species proxima? Ich finde nichts als eine Ähnlichkeit zwischen dem Glücksstand eines Gottesfürchtigen, und dem guten Fortkommen eines Baums, der am Bache steht. Doch wozu dienen alle diese Beispiele? Es ist offenbar, daß sich Hr. Curtius nur unrichtig ausdrückt. Er hat sagen wollen: dasjenige, worin die beiden Vergleichungssätze übereinkommen sollen, kann in einem jeden verschiedentlich bestimmt seyn; aber die Verschiedenheit der Bestimmungen muß die Ähnlichkeit nicht verdunkeln. So ist z. B. das Grünen eines Baums und der Wohlstand eines Menschen nicht einerlei, allein die Ähnlichkeit leuchtet in die Augen; denn beide sind vollkommene Zustände, jenes einer Pflanze, und dieser des Menschen. Auf eine gleiche Weise mögen die alba ligustra wohl nicht völlig so ausgesehen haben, wie Alexis; allein beider Schönheit war doch nur äußerliche Farbe, und Corydon wollte nur den Satz beweisen: nimium ne crede colori. Hätte Hr. Curtius seine Regel so eingeschränkt, so wäre sie freilich nichts neues, aber doch richtig gewesen. Baumgarten drückt diese Regel also aus: caveantur Metaphorae dissimiles, quarum ipsum comparationis

tertium notabiliter differt in termino et subjecto assimilationis, et durae, i. e. a longinqua similitudine ductae *).

Im Übrigen enthält der theoretiſche Theil dieſer Abhandlung des Hrn. Curtius einige ſehr nützliche Gedanken, die eine würdigere Geſellſchaft verdient hätten. Wenn der Verf. die zweite Hand daran legen wollte, ſo könnte der Aufſatz vielleicht gut werden. Doch ſage ich dieſes nur von dem theoretiſchen Theile der Abhandlung. Die Gedanken des Hrn. Curtius aber, welche er über den practiſchen Gebrauch der Gleichniſſe in den verſchiedenen Dichtungsarten hinzufügt, ſind ſo mittelmäßig, ſo ſeicht möchte ich faſt ſagen, daß ſie keiner Verbeſſerung fähig ſind. Ich will Ihnen einige Proben herſetzen. § 21 handelt von dem Gebrauche der Gleichniſſe in den Luſtſpielen. „Eine „Comödie", ſagt Hr. Curtius, „iſt eine Nachahmung einer „niedrigen moraliſchen Handlung, welche durch redende Perſonen „vorgeſtellet wird. In einer Comödie kommen alſo nur Hand„lungen des gemeinen Lebens vor: und da der Prinz in ſolchen „Fällen ſich nicht viel anders, als der Bürger ausdruckt, und „ſich nicht ängſtlich um weitgeſuchte Gleichniſſe bemühet; „ſo muß ein Dichter in der Comödie gleiche Vorſicht anwenden, „und ſich hüten, daß ſeine redende Perſonen keine allzugelehrte „Mine machen." Nun da! das war alles, was Hr. Curtius von dem Gebrauche der Gleichniſſe in den Comödien zu ſagen wußte. Die Prinzen reden faſt wie die Bürger, darum müſſen ſie keine allzu gelehrte Miene machen! Die Tragödie wird § 22 eben ſo kahl abgefertigt. Doch nirgend ward ich ſo ſehr betrogen, als bei Gelegenheit der Ode. Hier, dachte ich, wird Hr. Curtius von dem Unterſchiede der griechiſchen, römiſchen und orientaliſchen Ode handeln. Er wird zeigen, warum die horaziſche Ode mehr ausgeführte Gleichniſſe verträgt als die pindariſche, und dieſe mehr als die davidiſche; und aus eben demſelben Grunde erklären, warum der heilige Dichter an Kühnheit der Metaphern jene weit hinter ſich läßt. Er wird ferner zeigen, wie der Odendichter von Einem Gleichniß in das andere übergeht und, wenn er ſich dann von ſeinem Gegenſtande zu ſehr entfernt hat, plötzlich abbricht. Er wird ferner auseinanderſetzen, in welchem Falle es dem Dichter erlaubt iſt, von dem

*) Aesthet. § 787.

Gleichnisse zurückzukehren und den Faden seiner Empfindungen wieder zu ergreifen, oder wo sein Feuer mitten in dem Gleichnisse wie ein Blitz verschwinden muß. Allein wie erschrak ich, als ich statt dieser schmeichelnden Hoffnungen folgenden armseligen § lesen mußte! „In einem so erhabenen und heftigen Ge„dichte, als die Ode seyn soll, ist der Dichter in einer beständi„gen Bewegung und Entzückung, die ihm keinen Raum zu „weitgesuchten und überflüßigen Gleichnissen verstattet, hingegen „sich auch nicht mit einer schülerischen Sorgfalt um die allzu„genaue Ähnlichkeit der würklich angebrachten Vergleichungen be„kümmert, weil die Kühnheit des Gedichts, und der hohe Geist „der Ode, auch die Kühnheit der Gleichnisse entschuldiget". Als wenn jeder andere Dichter Raum genug hätte, „weitgesuchte und überflüssige" Gleichnisse anzubringen, oder genöthigt wäre, sich um die „allzu genaue" Ähnlichkeit seiner Vergleichungen mit einer „schülerischen Sorgfalt" zu bekümmern! Und die schöne Entschuldigung! der Ode ist es erlaubt, in Vergleichungen kühn zu seyn, weil die Ode ein kühnes Gedicht ist.

Hr. Curtius schließt mit dem Lehrgedichte. „Ein Lehrgedichte", spricht er, „ist nicht für den niedern Pöbel" (ich möchte wissen, welches Gedicht denn wohl für den „niedern Pöbel" ist), „sondern für Leute geschrieben, die Verstand und „Erkenntniß haben. Der Dichter kan also hier seine Kräfte „aufbieten, den Vortrag der sittlichen und oft trockenen Wahr„heiten mit den auserlesensten Gleichnissen zu beleben." Gut! lassen Sie uns doch sehen, mit welchen auserlesenen Gleichnissen Hr. Curtius selbst die „sittlichen und oft trockenen" Wahrheiten in seinen Lehrgedichten belebt. Hier fällt sogleich in seinem Lehrgedichte von dem „Schicksale der Dichtkunst" eine Seite auf, die mit Gleichnissen genug ausgeziert ist. Wir wollen lesen!

Wie des Elektri feur'ger Gang, so bald sein erster Funke reifet,
Dem Denken an der Schnelle gleich, zu dem entfernten Vorwurf schweifet;
So schnell mischt sich die Hippokrene mit der gelehrten Tiberfluth,
Der Römer spielt des Griechen Töne; des Krieges wüst Gerassel ruht.

Merken Sie hier den ungereimten Zirkel? die schnelle Ausbreitung des Geschmacks, als eine abstracte psychologische Erschei-

Aus dem X. Theil.

XVII. Den 4 Juni 1761.

166ster Brief.

Wissen Sie denn nicht, daß wir uns vorgenommen, Sie bloß von der deutschen Litteratur zu unterhalten? Die ausländische war für unsern Plan zu weitläuftig; und da wir nicht genug davon sagen konnten, so war unsere Abrede, lieber gar nichts davon zu sagen. Diese Abrede ist Ihnen nicht unbekannt, und Sie fordern gleichwohl eine Nachricht von der „neuen Heloise" *) des Hrn. Rousseau? Gut! da Sie es verlangen, so soll für dieses Mal eine Ausnahme geschehen.

Daß ich dieses Werk gelesen habe, konnten Sie mit Recht voraussetzen. Einen philosophischen Roman, eine zweite Heloise, davon Rousseau der Verf. oder doch wenigstens der Herausgeber ist; ein Werk, das in Paris Aufsehen macht, das man sich in Deutschland aus den Händen reißt, und wovon man allhier in allen Gesellschaften spricht; — konnte ich dieses wohl ungelesen lassen? Sie wissen, mit welcher Begierde ich sonst zuzugreifen pflege, sobald ich nur den Namen des Genfer Bürgers auf der Stirne eines kleinen Aufsatzes glänzen sehe.

Aber hätte Rousseau lieber philosophische Aufsätze, als einen Roman geschrieben! Sie können nicht glauben, wie sehr ich mich in meiner Erwartung betrogen fand. Es hat mir

*) Julie, ou la nouvelle Héloïse. Amsterd. 1761. 8°.

nicht wenig Überwindung gekostet, alle sechs Bücher dieses Romans mit ununterbrochener Aufmerksamkeit durchzulesen. Man trauet sich Anfangs selber nicht. Seiner eigenen Empfindung zum Trotze, zwingt man sich, gewisse Dinge schön zu finden, die ein allgemeiner Beifall dafür erkannt hat. Durch das Ansehen des Verfassers und des Publikums getäuscht, liest man, ermüdet die Geduld, und macht sich noch immer Hoffnungen, bis man endlich am Rande ist und sich betrogen sieht. Sie finden zwar in dieser Sammlung hier und da vortreffliche Briefe, die eines Rousseau würdig sind; aber was sind es auch für Briefe? solche, in welchen Rousseau als Weltweiser einzelne Materien abhandelt: über das Lesen der Bücher, über den Zweikampf, über den Selbstmord, über die Musik, über die Erziehung, über die Vergnügungen eines arbeitsamen Landlebens. Sie wissen, was man sich von einem Rousseau über diese Materien versprechen kann! Wo es auf Beredsamkeit und Gründe ankommt, da hat sich dieser Weltweise schon als Meister gezeigt. Allein wie selten hat der Romandichter Gelegenheit, diese Talente anzubringen! und wie wenig ist der Schriftsteller, welcher diese Talente allein, obgleich im höchsten Grade, besitzt, zum Romanschreiben aufgelegt! Eine fruchtbare und unerschöpfliche Dichtungskraft; Kenntniß des menschlichen Herzens, die sich nicht sowohl bei allgemeinen moralischen Betrachtungen verweilt, als in das Eigenthümliche eines jeden Charakters eindringt; die große Gabe zu erzählen, und die noch größere zu dialogiren; die ächte Sprache der Leidenschaften, welche in dem Herzen des Lesers ein sympathetisches Feuer anzündet, und nicht eher schwärmt, als bis die Einbildungskraft des Lesers vorbereitet ist, mit zu schwärmen: — dieses sind die Eigenschaften, welche man an einem Richardson bewundert, in dem Werke des Rousseau aber vergebens suchen wird. Seine Dichtungskraft hat er in diesem Werke in keine große Unkosten gesetzt; seine Kenntniß des menschlichen Herzens ist mehr speculativisch als pragmatisch; die Erzählungen sind sich ungleich, bald schleppend, bald in vollem Galopp; die Gabe zu dialogiren möchte man ihm fast ganz absprechen, und seine Leidenschaften überjagen die Einbildungskraft des Lesers. Sie sind schon in den Wolken, ehe der Leser noch die geringste Lust verspürt, sich mit ihnen zu versteigen.

Am Ende der Sammlung hat der Verf. oder, wie er sich

lieber nennen will, der Herausgeber der Briefe, eine Vorrede nachgesetzt, die er Préface de la nouvelle Héloïse, ou entretien sur les romans, entre l'éditeur et un homme de lettres, betitelt. Hier scheint er die Fehler seines Werks offenherzig genug anzuzeigen, und mit der ihm gewöhnlichen Scharfsinnigkeit von sich abzulehnen. Was er von der guten Absicht eines Romanschreibers und von der Lauterkeit der Moral sagt, die in seinen Briefen gepredigt wird, das lasse ich dahingestellt seyn. Aber die magern Erfindungen und der unnatürliche Vortrag lassen sich durch keine guten Absichten entschuldigen. Ist es eine wahre Geschichte, und haben die einsiedlerischen Schweizer wirklich so geschrieben, als sie der Sammler ihrer Briefe schreiben läßt; so ist er außer Schuld, der Leser aber nichtsdestoweniger befugt, sein Mißfallen zu erkennen zu geben.

167ster Brief.

Sie sind nicht gewohnt, mit einem allgemeinen Urtheile zufrieden zu seyn, und ich nicht, es dabei bewenden zu lassen. Hier sind die Gründe, die mein vermessenes Urtheil über die Heloise des Hrn. Rousseau veranlaßt haben! — Was die Erfindung betrifft? Urtheilen Sie selbst, ob folgender Plan eine sonderliche Fruchtbarkeit verräth! Julie von Etange und ihre Muhme Clare, zwei liebenswürdige Fräulein, werden von einem jungen Menschen, der unter dem Namen St. Preux vorkommt, in den Wissenschaften unterrichtet. Der Vater der Julie ist abwesend; und ihre allzu gütige Mutter vertraut die beiden Schülerinnen einem jungen wohlgebildeten Weltweisen, ohne von dieser gefährlichen Vertraulichkeit das Geringste zu befürchten. Clare ist ein flüchtiges Mädchen, das zum Verlieben nicht gemacht ist. Sie verehrt ihren Lehrmeister, ohne ihn zu lieben, und kennt keine andere Neigung, als Freundschaft für ihre Julie. In der Folge heirathet sie einen gewissen von Orbe, ohne Neigung; in dem Ehestande liebt sie ihn ohne Zärtlichkeit, und nach seinem Tode beweint sie ihn aus Pflicht. Kurz! die Eindrücke berühren nur die Oberfläche ihrer Seele;

und sie ist zu leichtsinnig, jemals eine große Thorheit zu begehen. Julie aber ist von einem weit fühlbarern Wesen. Die zärtlichen Neigungen treiben in ihre Seele so tief Wurzeln, daß sie sich ihrem Wesen gleichsam einverleiben und über alle ihre Fähigkeiten ausbreiten. Ihr Lehrmeister ist so zärtlich als sie, aber weit ungestümer in seinen Gemüthsbewegungen. Solche empfindungsreiche Seelen sind zu allem, was groß und erhaben ist, aber auch zu großen verliebten Thorheiten aufgelegt. Sie begehen wirklich eben nicht die kleinsten; und wenn ich Fräulein Julie nicht schmeicheln soll, so verführt sie mehr, als sie verführt wird. Die beiden Verliebten reden mit Entzückung von der Tugend, indem sie sich am meisten von ihr entfernen; und predigen in allen ihren Thorheiten nichts als Weisheit. Der Baron von Etange, ein Mann von altem Adel und stolz auf sein Pergament, kommt nach Hause, und will sein Fräulein von keinem geringen Bürger ohne Entgeld unterrichten lassen. Die Mutter merkt endlich die geheime Vertraulichkeit ihrer Tochter mit ihrem Lehrmeister; und da sie weiß, daß der Baron unbeweglich seyn wird, so verzehrt sie sich in ihrem eigenen Kummer und stirbt. Der Vater, welcher nicht lange hernach gleichfalls hinter das Geheimniß kommt, nöthigt seine Tochter, einen Herrn von Wolmar zu heirathen, der ihm in den letzten Feldzuge sein Leben gerettet hat. St. Preux erfährt es, geräth in Verzweiflung, und will sich entleiben; doch ist er vorsichtig genug, seinem Freunde Sir Eduard Bomston, der gleichsam von den Wolken heruntergefallen ist, um ein Freund des Saint Preux zu werden, diesen verzweifelten Entschluß zu melden und seine Meinung darüber zu verlangen. Diese Briefe und die Antwort des Sir Eduard sind die vortrefflichsten in der ganzen Sammlung. Es ist wahr, sie hangen mit dem Reste der Geschichte nicht zusammen, und St. Preux scheint sich nur ermorden zu wollen, um dem Sir Eduard Gelegenheit zu geben, den Selbstmord so unnachahmlich zu bestreiten; denn in dem nächsten Briefe darauf ist alles wieder vergessen. Indessen sind die Briefe an und für sich voll von der erschütternden Beredsamkeit, welche wir an dem Genfer Bürger gewohnt sind, und welcher nichts, die verstockteste Verzweiflung selbst nicht, widerstehen kann. „Bedenke es wohl, Jüng„ling!" spricht Bomston unter andern; „was sind zehn, zwanzig, dreißig Jahre für ein unsterbliches Wesen? Schmerz und

Merkmale wird claritas intensiva bestimmt. Hr. Curtius kann also nicht sagen: eine Sache ist innerlich klar, wenn ich die Kennzeichen derselben einzeln deutlich angeben kann; sondern, wenn er ja Subtilitäten haben will, so drücke er sie wenigstens richtiger aus: ein Begriff erlangt ein stärkeres Licht, wird intensive klarer, je klarer, deutlicher, vollständiger und ausführlicher wir seine Merkmale wahrnehmen. Noch weit unrichtiger ist die folgende Erklärung: „eine äusserliche Klarheit entsteht „wenn die Kennzeichen einer Sache auf einmal undeutlich vorgestellt werden". Hätte Hr. Curtius nicht die lateinischen Worte claritas extensiva zwischen Klammern hinzugesetzt, so hätte vielleicht Niemand errathen, was er mit dieser Erklärung sagen will. Aber so merkt man es noch wohl, daß es heißen soll: die verbreitete oder ausgedehnte Klarheit eines Begriffs besteht in der Menge der Merkmale, die wir an einer Sache wahrnehmen. Nun lesen Sie weiter! „Die äusserliche Klarheit gründet „sich auf die bloße Erkenntnis der Sinnen" (merken Sie sich das!) „und bestimmet die Vollkommenheit eines Gedichts, „deren Grad man, nach den Stufen der darinn befindlichen äusserlichen Klarheit, abmisset" (Hr. Curtius kennt also kein anderes Maaß zur Vollkommenheit eines Gedichts, als die äusserliche Klarheit, die er noch dazu sich auf die bloße Erkenntnis der Sinne gründen läßt), „indem ein Gedicht eine vollkommene „sinnliche Rede ist". Da haben wir es! Hr. Curtius hält eine „sinnliche Erkenntniß" für eine „bloße Erkenntniß der Sinne", und beweist daher in bester Form, daß die äusserliche Klarheit, welche sich auf die bloße Erkenntniß der Sinne gründet, auch die Vollkommenheit einer sinnlichen Rede bestimmen muß.

An einer andern Stelle setzt Hr. Curtius eine Regel fest, nach welcher die Richtigkeit der Gleichnisse beurtheilt werden soll: „wenn beyde Sätze" (die verglichen werden sollen) „unter „einer gemeinen und nahen Art (Species proxima) begriffen „werden, so ist das Gleichniß richtig; kommen beyde Sätze aber „nur in einer entfernten Art oder Geschlecht überein, so ist das „Gleichniß falsch; indem alsdann die darunter begriffene Arten „so zahlreich seyn, und die Unterschiede ihrer Bestimmungen so „weit von einander abgehen können, daß man die Ähnlichkeit „mit Mühe entdecken, und noch weniger im Stande sein „würde, die ausgelassenen Vergleichungssätze bey einer Verbin-

Situationen Platz finden; und Rousseau selbst macht keinen Anspruch auf Situationen. Nehmen Sie diesen geringen Vorrath von Begebenheiten, dehnen Sie ihn aus, so weit Sie können, und füllen Sie die Lücken mit langen moralischen Predigten und verliebten Spitzfindigkeiten aus; so haben Sie ungefähr die Geschichte der „neuen Heloise", die Briefe ausgenommen, in welchen Rousseau besondere Materien nach seiner Art abhandelt und die, wie ich Ihnen schon gemeldet, vortrefflich sind.

Und nunmehr sind Sie einigermaßen im Stande, auch von den Charakteren zu urtheilen. Was ist der sogenannte St. Preux? Er soll der Abälard in der Geschichte seyn, und sie nennen ihn alle den Weltweisen. Den Weltweisen! ich möchte wissen, was der junge Mensch in der ganzen Geschichte spricht oder thut, dadurch er diesen Namen verdient? In meinen Augen ist er der albernste Mensch von der Welt, welcher in allgemeinen Ausrufungen Vernunft und Weisheit bis in den Himmel erhebt, und nicht den geringsten Funken davon besitzt. In seiner Liebe ist er abenteuerlich, schwülstig, ausgelassen; und in seinem übrigen Thun und Lassen finden Sie nicht die geringste Spur von Überzeugung. Er setzt das stolzeste Zutrauen in seine Vernunft; und ist dennoch nicht entschlossen genug, den kleinsten Schritt zu thun, ohne von seiner Schülerinn oder von seinem Freunde an der Hand geführt zu werden. Er trinkt sich einst einen Rausch. Julie macht ihm Vorwürfe, und er verschwört sich den Wein. Sie billigt auch diese Übereilung nicht, und er trinkt wieder: aber nicht mehr, als ihm die beiden Schülerinnen reichen wollen, weil er sich selbst nicht zutrauet, Maaß halten zu können. Und so kindisch unschlüssig ist er in seinem ganzen Wesen. Soll das Beispiel des St. Preux den Stolz der Weltweisen demüthigen? O! er müßte ihnen ähnlicher seyn, wenn sie sich seiner schämen sollen.

Lord Eduard Bomston ist ein Engländer, das zeigt sein Name an. Aber sein Charakter? In Paris wird ihn vielleicht Jedermann für englisch halten, aber ganz gewiß in London nicht. Großmuth, Aufrichtigkeit, übermäßiger Stolz auf ihr Vaterland, und etwas rauhes und trockenes im Äußerlichen; dieses sind die Züge, welche man der englischen Nation überhaupt zuschreibt. Machen sie aber den Engländer ins-

beſondere aus? Gewiß nicht! Jeder Engländer hat, wie Muralt ſehr wohl bemerkt, etwas vorzüglich eigenthümliches, das ihn nicht nur von allen Menſchen, die außer der Inſel wohnen, ſondern auch von allen andern Engländern unterſcheidet; und dieſes Unterſcheidungszeichen macht erſt den einzelnen Engländer aus.

(Der Beſchluß folgt.)

XVIII. Den 11 Juni 1761.

Beſchluß des 167ſten Briefes.

Man muß die Engländer in England ſtudiren, um dieſe eigenſinnigen Leute zu faſſen und gehörig nachahmen zu können. Ich glaube, daß ſich auf dieſes beſondere Unterſcheidungszeichen diejenige Art von Witz oder Scharfſinnigkeit gründet, die von den Engländern humour genannt wird, und ſich ſo ſchwer erklären läßt. Jeder Einfall, jede Handlung, die aus dieſem individuellen Zuge eines Charakters fließt, ſcheint ſonderbar; aber ſie wirft ein vortheilhaftes Licht auf den Charakter desjenigen, dem ſie zugeſchrieben wird; ſie gibt uns dieſen Menſchen in individuo zu erkennen: und dieſes ſind, wo ich nicht irre, die Eigenſchaften des Humors. — Doch ich verliere mich in Betrachtungen.

In dem Charakter des Eduard finde ich nichts, als das Allgemeine, das man mit dem Namen eines tugendhaften Engländers zugleich zu denken gewohnt iſt; und auch dieſes Allgemeinen hat ſich der Verf. nicht mit dem beſten Vortheil bedient; denn überhaupt iſt Eduard eine epiſodiſche Perſon in dieſer Geſchichte, von der man ſich weit mehr verſpricht, als ſie in der That zu bedeuten hat.

Der Charakter des Wolmar iſt vortrefflich und macht dem Hrn. Rouſſeau Ehre. Die Erfindung, durch den Umgang mit einem ruhigen, etwas kaltſinnigen, aber äußerſt tugend-

haften Manne die ungestümen Leidenschaften zweier Verliebten zu besänftigen; — diese Erfindung sage ich, gehört dem Hrn. Rousseau ganz eigen, und ist seiner würdig. Wie das Getöse jenes aufrührerischen Pöbels sich Anfangs in ein leises Murmeln und dann in eine tiefe Stille verlor, sobald der ehrwürdige Greis seinen Mund aufthat: eben so verliert sich das wilde Brausen der Leidenschaft erst in dem Herzen der Julie, und sodann auch in dem Herzen des St. Preux, durch das Beispiel einer so gelassenen und ruhigen Gemüthsbeschaffenheit, wie die Wolmar's. Die Beschreibung, welche St. Preux von dem Leben der beiden Eheleute macht, ist überaus reizend. Nur schade! daß er öfters zu sehr ins Kleine verfällt und durch die Weitläuftigkeit etwas ermüdet.

Julie ist eigentlich der Philosoph in dieser Geschichte. Sie philosophirt unaufhörlich, nicht wie eine Schülerinn des Saint Preux, sondern wie ein Rousseau: mit demselben Feuer und mit derselben Einsicht. So oft sie den Saint Preux ihren Lehrmeister nennt, so schien mir es immer, als wollte sie seiner spotten. In der That ist sie ihm an Vernunft, Wissenschaft und Weisheit weit überlegen; und sie kann von ihm nichts anders gelernt haben, als etwa die Anfangsgründe der Liebe. Im Übrigen spielt sie in dieser Geschichte eine zweifache Rolle. Sie ist Anfangs ein schwaches und sogar etwas verführerisches Mädchen; und wird zuletzt ein Frauenzimmer, das alle Muster der Tugend, die man jemals erdichtet hat, weit übertrifft. Hr. Rousseau erklärt sich in seiner Unterredung mit einem Homme de lettres öffentlich wider die allzu vollkommenen Muster, und glaubt; daß sie zwar zur Bewunderung, aber nicht sehr zur Nachahmung reizen. Ich mag jetzt nicht untersuchen, wie weit der Charakter der Julie mit diesem Urtheile übereinstimmt. Sie hat Schwachheiten begangen, allein sie ist desto vollkommener; sie war weniger, und wird mehr als ein tugendhaftes Frauenzimmer: sie wird ein Engel. Es kann seyn, daß die Erinnerung ihrer vorigen Fehler sie noch immer in unsern Augen etwas heruntersetzt, und auf die Stufe zurückführt, welche für die Nachahmung nicht zu hoch ist. — Die übrigen Charaktere sind von keiner sonderlichen Erheblichkeit.

Was soll ich aber zu der Affectensprache des Hrn. Rousseau sagen? Sie wird von allen Seiten mit der größten Lo-

beserhebung aufgenommen; man nennt sie erhaben, begeistert, göttlich. Und ich — zu meiner Schande muß ich es gestehen, ich finde sie spitzfindig, affectirt und voller Schwulst. Hr. Rousseau, der zum Entzücken schön schreibt, so oft er die Sprache der begeisterten Vernunft zu reden hat, scheint über die Natur der Leidenschaften räsonnirt, sie selbst aber niemals gefühlt zu haben; daher es ihm denn so schwer wird, ihre ächte Sprache zu reden. Er will sie durch Ausrufungen und Hyperbeln in einen Zustand von Empfindungen zwingen, welche ihm durch die Erfahrung nicht bekannt genug sind; und dieser Versuch muß allemal mißlingen. Wer eine Empfindung nicht kennt, der trifft schwerlich von ungefähr die rechte Seite des Herzens, welche dieser Empfindung zusagt. Durch Ausrufungen und Hyperbeln wird man heftig und ausgelassen, aber nicht herzrührend. Und ich muß gestehen, daß mein Herz bei allen verliebten Klagen des St. Preux eiskalt geblieben ist. Ich konnte sie sogar ohne Widerwillen nicht lesen; denn was auf Empfindung Anspruch macht, muß entweder Empfindungen erregen, oder es wird abgeschmackt.

Ich kann Sie hiervon durch kein Beispiel überzeugen. Sie müssen nicht einzelne Stellen, sondern ganze Briefe lesen, um hiervon richtig urtheilen zu können. Lesen Sie also z. B. die Briefe des verliebten Weltweisen, und sagen Sie mir, ob Ihnen der Jüngling nicht mehr geschraubten Witz und wilde Einbildungskraft, als eine wahre Leidenschaft zu verrathen scheint? Sie können auch der Julie verliebte Briefe hinzuthun. Sie sind leidlicher als die des Jünglings, aber immer noch unnatürlich genug.

168ster Brief.

Die Frage hatte ich nicht erwartet; ob ich mit der Sprache der Zärtlichkeit so vertraut bin, daß ich alle Farben kenne, welche sie in der Natur bei der unendlichen Mannigfaltigkeit der Charaktere anzunehmen fähig ist? Nein! so theuer möchte ich die Befugniß zum Kunstrichter nicht erkaufen. Doch diese Ausflucht rettet nicht. In der Natur kann vieles seyn, das in der

Nachahmung unnatürlich ist. Ehe die Natur dem Virtuosen zur Richtschnur dienen kann, muß sie sich erst selbst den Regeln der ästhetischen Wahrscheinlichkeit unterwerfen. Lassen Sie uns also sehen, in wie weit Ihre Gründe, die Sie zur Vertheidigung des Rousseau vorbringen, die Wahrscheinlichkeit retten!

Ich räume Ihnen die allgemeinen Grundsätze ein, daß die Leidenschaften die Natur des Bodens annehmen, aus welchem sie hervorwachsen, und nach der verschiedenen Beschaffenheit der Charaktere ihre Farben verändern; daß dieselbe Gemüthsbewegung diesen niedergeschlagen, jenen geschwätzig: diesen sanft, jenen ungestüm machen kann; daß auch die Grundsätze, welche ein Mensch eingesogen, in der Natur seiner Gemüthsbewegungen vieles verändern. Ein junger Mensch, wie der St. Preux in der „neuen Heloise", der mit einer platonischen Sittenlehre groß geworden, der mehr gelesen als sich umgesehen, und seine vorgefaßten Schulbegriffe durch den Umgang noch nicht gemildert hat: ist gleichsam ein Mensch aus einer andern Welt. Seine hochtrabenden Gesinnungen mischen sich in alle seine Empfindungen mit ein. Was er fühlt, fühlt er mit Entzücken. Was er liebt, ist in seinen Augen göttlich und über die Sphäre der gemeinen Natur hinweg. Er schwärmt mit einem Anscheine der Vernunft; und weiß seinen Grillen selbst einen Firniß von Erhabenheit anzustreichen, welcher sie in seinen Augen der göttlichen Eingebung gleich macht. Er wird also von seiner Leidenschaft mit einer Begeisterung reden, die der Schwärmerei nahe kommt. Alle seine Ausdrückungen werden einen Schwung annehmen, der sie über die gemeine Denkungsart hinwegsetzt. Allein seine Begeisterung ist ansteckend, sie reißt die Einbildungskraft des geringsten Lesers mit sich fort, und erhebt sie auf den Gesichtspunkt, von welchem er selbst den Gegenstand seiner Leidenschaft zu betrachten gewohnt ist. Es kommt also bloß darauf an. Ist die verliebte Sprache des Saint Preux von dieser Beschaffenheit, so habe ich mit Unrecht getadelt.

Allein nunmehr haben Sie mich in die Nothwendigkeit gesetzt, Exempel anzuführen. Gut! ich werde nicht lange wählen. Hier sind einige! — Der Weltweise giebt der Julie in einem Sendschreiben die Flammen zu erkennen, die ihn heimlich verzehren, und die Verzweiflung, in welche sie ihn zu stürzen drohen. Sie thut einigen Widerstand. Endlich entdeckt sie ihm in dem 4ten Briefe, daß sie seit langer Zeit ein gleiches Feuer in ihrer

Bruſt nähre; und der Weltweiſe antwortet: „Mächte des Him„mels! Ich hatte eine Seele für den Schmerz, verleihet mir „nur eine für die Glückſeligkeit. Liebe! Leben der Seele! „komm! unterſtütze die meinige, die bereit iſt in Ohnmacht zu „ſinken. Unausſprechlicher Reiz der Tugend! unüberwindliche „Kraft der Stimme der Geliebten! Glück, Vergnügen, Ent„zückungen, wie tief dringen eure Pfeile! wer kann ihren An„griff erdulden? O wie kann ich den Strom von Entzückun„gen aushalten, der mein Herz überſchwemmt! Wie ſoll ich „für die quälenden Beſorgniſſe einer furchtſamen Geliebten bü„ßen! Julie — nein; meine Julie auf den Knien! meine Ju„lie vergießt Thränen!

„Erlaube, erlaube, daß ich das unerwartete Glück, geliebt „zu ſeyn, recht koſte; — geliebt zu ſeyn, von ihr —; Thron „der ganzen Welt, wie tief erblicke ich dich unter mir! Ich „will ihn tauſendmal überleſen, den anbetungswürdigen Brief, „in welchem deine Liebe und deine Empfindungen mit feurigen „Buchſtaben aufgezeichnet ſind".

Sind nun dieſes Empfindungen? frage ich. Nach allen Grundſätzen einer platoniſchen Liebe! iſt dieſes eine Sprache des ächten Affects? oder ſind es nicht vielmehr froſtige Ausrufungen eines Menſchen, der ſich eine Zärtlichkeit erzwingen will, welche ihm die Natur verſagt hat? — Doch weiter! In dem zehnten Briefe ſpricht er:

„Alles, was Sie mir von der Glückſeligkeit unſers gegen„wärtigen Zuſtandes ſagen, iſt nicht zu läugnen. Ich fühle es, „daß wir glücklich ſeyn ſollten; und ich bin es dennoch nicht. „Die Weisheit mag immer durch Ihren Mund reden, die „Stimme der Natur redet lauter. Wie kann man ihr widerſte„hen, wenn ſie ſich mit der Stimme des Herzens vereinigt? „Außer Ihnen ſehe ich nichts in dieſer irdiſchen Wohnung, das „meine Seele und meine Sinne zu beſchäftigen würdig wäre; „nein, ohne Sie achte ich die ganze Natur nicht; aber ihr Reich „iſt in Ihren Augen, und nur da iſt ſie unüberwindlich" (welche kindiſche Spitzfindigkeiten!). „Was für unausſprechliche „Widerſprüche liegen in den Empfindungen, die Sie mir ein„flößen! Ich bin zu gleicher Zeit unterwürfig und verwegen, „ungeſtüm und zurückhaltend. Ich kann die Augen nicht zu „Ihnen erheben, ohne einen innerlichen Kampf zu empfinden. „Ihre Blicke, Ihre Stimme ſenden in mein Herz, mit der

„Liebe zugleich, die rührende Annehmlichkeit der Unschuld, einen „göttlichen Reiz, den man ohne Bedauern nicht auslöschen kann. „Wenn ich mich noch zu wünschen unterstehe, so geschieht es „niemals anders als in Ihrer Abwesenheit. Meine Begierden, „die sich zu Ihnen nicht hinwagen, wenden sich indessen zu Ih„rem Bilde; und an ihm räche ich mich für die Hochachtung, „die ich Ihnen zu bezeigen genöthigt bin.

„Indessen verschmachte ich und verzehre mich. Das Feuer „fließt durch meine Adern, nichts kann es auslöschen oder mil„dern; ich fache es nur mehr an, indem ich es zwingen will. „Ich sollte glücklich seyn; ich bin es auch, das gestehe ich. Ich „beklage mich keinesweges über mein Schicksal; so wie es ist, „möchte ich mit allen Königen der Erde nicht tauschen. In„dessen quält mich ein wirkliches Übel, und ich suche umsonst „ihm zu entkommen; ich möchte nicht gern sterben, und den„noch sterbe ich. Ich möchte für Sie leben, und Sie geben „mir den Tod".

Wie gefällt Ihnen diese Stelle? Nicht wahr? kaum mittelmäßig. Stellen Sie sich aber vor, daß der junge Mensch eine Menge von verliebten Briefen in diesem Tone fortleiert, daß die Geschichte öfters in einem ganzen Buche nicht von der Stelle kommt, und man nichts anders, als dergleichen gekünstelte Empfindungen, geschraubte Gedanken und zärtliche Antitheſen, zu lesen hat. Stellen Sie sich dieses alles vor: denn ich müßte alles abschreiben, wenn ich es Ihnen beweisen wollte; und nun sagen Sie mir, ob der geduldigste Leser nicht endlich über einen solchen Vortrag ermüden, und das Buch mehr als einmal aus den Händen werfen muß?

Ich muß noch eine Stelle ausschreiben, den Anfang des 14ten Briefes:

„Was hast du gethan? Ach! was hast du gethan, meine „Julie? Du wolltest mich belohnen, und du hast mich hinge„richtet. Ich bin trunken, oder vielmehr rasend. Meine Sinne „sind außer sich, alle meine Fähigkeiten hat der tödtliche Kuß „in Verwirrung gebracht. Du wolltest meine Schmerzen lin„dern? Grausame! du hast sie nur heftiger gemacht. Gift „habe ich auf deinen Lippen gesammelt. Es gährt, es entzün„det mein Blut, es tödtet mich; und dein Mitleiden bringt „mich um.

„O unsterbliches Andenken jenes Augenblicks der Verblen-

„dung, der Raserei und der Bezauberung, niemals, niemals „wirst du in meiner Seele verlöschen; und so lange die Reizun„gen der Julie in derselben eingeprägt sind, so lange mein be„wegtes Herz mir noch Empfindungen und Seufzer darreicht, „wirst du die Strafe und das Glück meines Lebens aus„machen". Er schließt diesen heftigen Brief mit einer Antithese: „O Julie! ich kann in dem Zustand nicht länger leben, in wel„chem ich mich befinde. Ich fühle es, daß ich sterben muß zu „deinen Füßen — oder in deinen Armen".

Er bekommt in einer Entfernung einen Brief von der Julie, und antwortet: „Was habe ich ausgestanden, indem ich „ihn bekam, den so feurig gewünschten Brief! Ich erwartete „den Postreiter im Posthause. Kaum wird das Packet eröffnet, „so nenne ich meinen Namen, werde ungestüm; man sagt mir, „es sei ein Brief da; ein Schauer überfällt mich: ich fordere „ihn, getrieben von einer tödtenden Ungeduld; ich bekomme ihn „endlich. Julie, ich erblicke die Züge deiner angebeteten Hand. „Meine zittert; indem ich sie ausstrecke, den kostbaren Schatz „anzunehmen. Ich hätte die geheiligten Buchstaben gern tau„sendmal geküßt. O! wie vorsichtig ist eine furchtsame Liebe! „Ich getraue mir nicht, vor so viel Zeugen den Brief an den „Mund zu bringen oder zu eröffnen. Ich entwische schleunig. „Die Kniee zittern unter mir. Meine zunehmende innerliche „Bewegung läßt mich kaum auf den Weg Achtung geben. „Bei dem ersten Umwege öffne ich den Brief" —. Dem Himmel sei Dank! Was glauben Sie, daß nun endlich in diesem Briefe gestanden? Die Wiederholung dessen, was St. Preux so oft von seiner Geliebten gehört, und der Leser schon mehr als zu oft hat lesen müssen. Ich glaube, daß alle diese Unruhen in der Natur möglich sind; wer wird aber alles beschreiben, was in der Natur möglich ist?

(Der Beschluß folgt.)

XIX. Den 18 Juni 1761.

Beschluß des 168sten Briefes.

Endlich wird St. Preux ganz abenteuerlich. In der strengsten Jahreszeit hält er sich auf freiem Felde zwischen ungeheuren Gebirgen auf. Er kann allda von einem Hügel vermittelst eines Telescops die Stadt entdecken, wo Julie wohnt; und hier bringt er, wie er seiner Julie schreibt, den ganzen Tag zu, „die beglückten Mauern zu betrachten, welche die Quelle „seines Lebens einschließen". „Ich schütze mich vor der außeror„dentlichen Kälte", schreibt er ferner, „durch Laufen und durch „trockene Blätter und Reiser, die ich anzünde; der wilde Ort „gefällt mir so sehr, daß ich mir Papier und Dinte hergetragen „habe; und hier schreibe ich auf einem Felsenstücke."

„O Julie! Julie!" fährt er fort; „wir sollen also nicht „vereinigt seyn? Unsere Tage sollen nicht zusammen hinfließen? „Wir sollten auf ewig getrennt seyn können? Nein! niemals „stelle sich dieser entsetzliche Begriff meinem Geiste vor. Er ver„ändert in einem Augenblicke meine erweichte Zärtlichkeit in Ra„serei. Die Wuth treibt mich von Höhle zu Höhle. Wider „meinen Willen entfahren mir laute Seufzer und Wehklagen. „Ich brülle wie ein aufgebrachter Löwe. Ich bin zu allem auf„gelegt, nur nicht, dir zu entsagen. Nichts, nichts in der „Welt weigere ich mich zu thun, um dich zu besitzen, oder zu „sterben". Er beschließt diesen wilden Brief auf eine eben so seltsame Weise. „Ich habe Ihnen nur noch ein Wort zu sa„gen", spricht er. „O Julie! Sie wissen den uralten Gebrauch „des Leucadischen Felsen, der letzten Zuflucht unglücklicher Lieb„haber. Dieser Ort gleicht ihm in vielen Stücken. Der Felsen „ist steil, das Wasser tief, und ich bin in Verzweiflung". Für einen Menschen, der so herzhaft droht, möchte ich wohl schwören, daß er lieber durch's Telescop gucken, als sich ins Wasser stürzen wird. Hätten Sie sich wohl zu einem Rousseau versehen, daß er zu solchen abgenutzten romanenhaften Touren seine Zuflucht nehmen wird? Finden Sie mir ein solches Abenteuer in allen Romanen des Richardson, so will ich die Julie eine Schwester der Pamela nennen. Dieser Engländer soll in einem Schreiben an einen seiner Freunde in Deutsch-

land zu erkennen gegeben haben, es wäre ihm unmöglich, die Julie des Hrn. Rousseau zu lesen. Ich glaube es; und mich dünkt, es wäre ihm noch weit unmöglicher gewesen, sie zu schreiben.

Ich habe bereits mehr als einmal gesagt, und muß es nochmals wiederholen, daß die besonderen Materien, welche Hr. Rousseau in diesem Romane abhandelt, vortrefflich ausgeführt sind. Nur der Roman, dünkt mich, ist seiner unwürdig; und verdient den Beifall nicht, den er erhalten hat.

169ster Brief.

Herr Rousseau hat wohl eingesehen, daß die Schreibart seiner Verliebten zu tadeln sei. Der Gelehrte, mit dem er sich unterredet, spricht in der Vorrede: „Wollen Sie denn das „Briefe nennen? ist das ein Briefstyl? Wie voller Ausrufungen! voller Würze! Wie viel emphatische Heftigkeit, gemeine „Dinge herzusagen! Mit was für großen Worten werden die kleinsten Vernunftgründe vorgetragen! Wahrer Sinn und Richtigkeit ist selten; Feinheit, Kraft und Gründlichkeit aber nirgend darin anzutreffen. Der Ausdruck ist beständig in den „Wolken, und die Gedanken kriechen. Sind es anders wirkliche Personen, so gestehen Sie, daß ihre Schreibart sehr unnatürlich sei".

Aus der Antwort des Hrn. Rousseau aber werden Sie ersehen, daß sich dieser Weltweise von der Natur der Affectensprache gar seltsame Begriffe macht. „Glauben Sie", spricht er unter andern, „daß die wahren Leidenschaften so lebhaft, so „stark, so farbenreich sprechen, als ihr in euren Schauspielen „und in euren Romanen bewundert? Keinesweges! die Leidenschaften sind so voll von sich selber, daß sie sich mehr mit „Überfluß als mit Kraft ausdrücken". Das dächte ich nicht. Meines Erachtens sind die zärtlichen Leidenschaften nichts weniger als schwatzhaft. Zorn und Verzweiflung pflegen, indem sie Erleichterung suchen, sich mit Überflusse zu ergießen; aber wahre Zärtlichkeit ist zu schüchtern, mit Worten zu prahlen und ihren Überfluß auszukramen. Wenn ihr die Empfindungen zuströmen, so drückt sie solche zwar nicht farbenreich, aber auch durch kei-

Nachahmung unnatürlich ist. Ehe die Natur dem Virtuosen zur Richtschnur dienen kann, muß sie sich erst selbst den Regeln der ästhetischen Wahrscheinlichkeit unterwerfen. Lassen Sie uns also sehen, in wie weit Ihre Gründe, die Sie zur Vertheidigung des Rousseau vorbringen, die Wahrscheinlichkeit retten!

Ich räume Ihnen die allgemeinen Grundsätze ein, daß die Leidenschaften die Natur des Bodens annehmen, aus welchem sie hervorwachsen, und nach der verschiedenen Beschaffenheit der Charaktere ihre Farben verändern; daß dieselbe Gemüthsbewegung diesen niedergeschlagen, jenen geschwätzig: diesen sanft, jenen ungestüm machen kann; daß auch die Grundsätze, welche ein Mensch eingesogen, in der Natur seiner Gemüthsbewegungen vieles verändern. Ein junger Mensch, wie der St. Preux in der „neuen Heloise", der mit einer platonischen Sittenlehre groß geworden, der mehr gelesen als sich umgesehen, und seine vorgefaßten Schulbegriffe durch den Umgang noch nicht gemildert hat: ist gleichsam ein Mensch aus einer andern Welt. Seine hochtrabenden Gesinnungen mischen sich in alle seine Empfindungen mit ein. Was er fühlt, fühlt er mit Entzücken. Was er liebt, ist in seinen Augen göttlich und über die Sphäre der gemeinen Natur hinweg. Er schwärmt mit einem Anscheine der Vernunft; und weiß seinen Grillen selbst einen Firniß von Erhabenheit anzustreichen, welcher sie in seinen Augen der göttlichen Eingebung gleich macht. Er wird also von seiner Leidenschaft mit einer Begeisterung reden, die der Schwärmerei nahe kommt. Alle seine Ausdrückungen werden einen Schwung annehmen, der sie über die gemeine Denkungsart hinwegsetzt. Allein seine Begeisterung ist ansteckend, sie reißt die Einbildungskraft des geringsten Lesers mit sich fort, und erhebt sie auf den Gesichtspunkt, von welchem er selbst den Gegenstand seiner Leidenschaft zu betrachten gewohnt ist. Es kommt also bloß darauf an. Ist die verliebte Sprache des Saint Preux von dieser Beschaffenheit, so habe ich mit Unrecht getadelt.

Allein nunmehr haben Sie mich in die Nothwendigkeit gesetzt, Exempel anzuführen. Gut! ich werde nicht lange wählen. Hier sind einige! — Der Weltweise giebt der Julie in einem Sendschreiben die Flammen zu erkennen, die ihn heimlich verzehren, und die Verzweiflung, in welche sie ihn zu stürzen drohen. Sie thut einigen Widerstand. Endlich entdeckt sie ihm in dem 4ten Briefe, daß sie seit langer Zeit ein gleiches Feuer in ihrer

können ſich leicht vorſtellen, was aus dieſen Grundſätzen für eine Sprache der Leidenſchaften hat entſtehen müſſen! Sie iſt, wie wir geſehen haben, bilderreich, weitſchweifig und unordentlich geworden.

170ſter Brief.

Der letzte Brief des Herrn von Wolmar, in welchem er dem St. Preux den Tod der Julie meldet, ſagt man, ſei ein Meiſterſtück. Ich räume es ein, wenn von den Grundſätzen, wenn von den philoſophiſchen Betrachtungen die Rede iſt, welche in dieſem Briefe vorkommen. Soll ich aber die Standhaftigkeit der Julie, und ihren mehr als ſokratiſchen Muth bewundern, mit welchem ſie in ihren letzten Stunden den Tod erwartet; ſo muß ſich Julie als eine Sterbende zeigen. Sie muß noch eine ſtarke Seele in einem vom Fieber entkräfteten Körper blicken laſſen; ich muß das Leiden ihres Geiſtes und ſeinen Triumph über die Plagen des Körper wahrnehmen, wenn ich jene wollüſtige Empfindung genießen ſoll, die von Mitleiden und Bewunderung zuſammengeſetzt iſt, und durch dieſe Zuſammenſetzung jenes erhabener und dieſe ſanfter macht. Julie aber überſteigt die Sphäre der Menſchheit. Das Fieber verzehrt ihren Körper; und gleichwohl iſt ſie in ihrem Thun und Laſſen, als wenn ſie die vollkommenſte Geſundheit genöſſe. Ihr Sterben iſt ein ſanftes Hauptneigen, wie das Sterben auf der Schaubühne. Einige Stunden vorher macht ſie ihr Zimmer rein, beſorgt ihren Nachttiſch, kleidet ſich mit Wahl und Sorgfalt an. „Geſchmack und Annehmlichkeit zeigten ſich in „ihrem nachläſſigen Putze. Man hätte ſie eher für eine Staats„dame anſehen ſollen, die Geſellſchaft erwartet, als für eine „Landedelfrau, die den Tod erwartet". Sie geht zu Tiſche, ſie genießt etwas, trinkt ein Glas Wein, und beredet ihre Freunde zum Eſſen. „Kurz!" ſagt Rouſſeau, „eine Hausfrau, die den „Gäſten ihre Aufwartung zu machen befliſſen iſt, kann in ge„ſunden Tagen ſich nicht höflicher, verbindlicher und liebenswer„ther gegen ihre Fremden betragen, als die ſterbende Julie ge„gen ihre Familie". Den ganzen Tag iſt ihr Geiſt in einer unaufhörlichen Wachſamkeit. Sie philoſophirt, ſie vermahnt, ſie tröſtet, ſie beweiſt und widerlegt. Ich ſehe allenthalben

XIX. Den 18 Juni 1761.

Beschluß des 168sten Briefes.

Endlich wird St. Preux ganz abenteuerlich. In der engsten Jahreszeit hält er sich auf freiem Felde zwischen unheuren Gebirgen auf. Er kann allda von einem Hügel vermittelst eines Teleſcops die Stadt entdecken, wo Julie wohnt; nd hier bringt er, wie er seiner Julie schreibt, den ganzen ag zu, „die beglückten Mauern zu betrachten, welche die Quelle nes Lebens einschließen". „Ich schütze mich vor der außerorentlichen Kälte", schreibt er ferner, „durch Laufen und durch rockene Blätter und Reiser, die ich anzünde; der wilde Ort efällt mir so sehr, daß ich mir Papier und Dinte hergetragen abe; und hier schreibe ich auf einem Felsenstücke."

„O Julie! Julie!" fährt er fort; „wir sollen also nicht ereinigt seyn? Unsere Tage sollen nicht zusammen hinfließen? Wir sollten auf ewig getrennt seyn können? Nein! niemals telle sich dieser entsetzliche Begriff meinem Geiste vor. Er verndert in einem Augenblicke meine erweichte Zärtlichkeit in Rarei. Die Wuth treibt mich von Höhle zu Höhle. Wider meinen Willen entfahren mir laute Seufzer und Wehklagen. ch brülle wie ein aufgebrachter Löwe. Ich bin zu allem aufelegt, nur nicht, dir zu entsagen. Nichts, nichts in der Welt weigere ich mich zu thun, um dich zu besitzen, oder zu erben". Er beschließt diesen wilden Brief auf eine eben so tsame Weise. „Ich habe Ihnen nur noch ein Wort zu saen", spricht er. „O Julie! Sie wissen den uralten Gebrauch es Leucadischen Felsen, der letzten Zuflucht unglücklicher Liebaber. Dieser Ort gleicht ihm in vielen Stücken. Der Felsen t steil, das Wasser tief, und ich bin in Verzweiflung". Für ien Menschen, der so herzhaft droht, möchte ich wohl schwören, ß er lieber durch's Teleſcop gucken, als sich ins Wasser stür wird. Hätten Sie sich wohl zu einem Rousseau versehen, ß er zu solchen abgenutzten romanenhaften Touren seine Zucht nehmen wird? Finden Sie mir ein solches Abenteuer allen Romanen des Richardson, so will ich die Julie e Schwester der Pamela nennen. Dieser Engländer soll einem Schreiben an einen seiner Freunde in Deutsch-

abgehandelt: und um sie zu verbinden und ein Ganzes daraus zu machen, erfand er eine Geschichte, die aus diesem Gesichtspunkte betrachtet zwar sinnreich genug ist, aber in der That mehr eine beständige Kette von Episoden, als eine wohlgeordnete Geschichte genannt werden kann. — So ist es, und deswegen danke ich gar schön für des Hrn. Rousseau Roman; und lese hingegen die schönen Abhandlungen, die außer der Verbindung, in welcher sie stehen, vortrefflich sind!

171ster Brief.

Man hat auch schon angefangen, von der „neuen Heloise" eine deutsche Übersetzung, sauber gedruckt und mit einem Titelkupfer geziert, zu liefern *). Daß sie übersetzt werden würde, war zu vermuthen; man kennt das rüstige Volk unserer Übersetzer, und die heißhungrige Begierde, mit welcher sie über ein Werk wie die Julie herfallen mußten. Daß man sie aber mißhandeln würde? Auch dieses war nicht unerwartet. Die gekünstelte und an sehr vielen Stellen dunkele Sprache des Rousseau erfordert Zeit und Aufmerksamkeit; und unsern gewöhnlichen Übersetzern fehlt gemeiniglich beides. Sie übersetzen, ohne zu lesen; und arbeiten mit einer Eilfertigkeit,

Wogegen Zeit und Schall und Wind,
Und selbst des Lichtes Flügel langsam sind.

Sie übersetzen einen Gedanken, ohne zu wissen, was für einer darauf folgen wird. Wie können sie sich also um Deutlichkeit, Zusammenhang und Schönheit des Styls bekümmern? Kommt noch die Unwissenheit der Sprache hinzu, so muß nothwendig die vortrefflichste Urschrift in ein solches Geschmiere verwandelt werden —, wie unsere meisten Übersetzungen zu seyn pflegen. Man kann sagen: unsere elenden Übersetzer machen den Originalschriftstellern der Nation Ehre; denn wer die Schriften der Ausländer nur aus Übersetzungen kennt, der wird immer lieber unsere mittelmäßigen Originale lesen, weil doch wenigstens Menschenverstand darinnen ist.

*) Leipzig in der Weidmannischen Handlung. 1761.

Die deutsche Übersetzung der Heloise ist in dem „Hamburgischen Correspondenten" ungemein getadelt worden. Ich glaube dieses Räthsel leicht auflösen zu können. Die Ungleichheit der Übersetzung zeigt gar deutlich, daß verschiedene ganz ungleiche Hände daran gearbeitet haben müssen. Daher sind manche Briefe gut, manche erträglich übersetzt, und in manchen zeigt sich die elendeste Unwissenheit von der Welt. Es ist sicher zu verwundern, wie ein Mensch, der die gemeinsten französischen Redensarten nicht versteht, so unverschämt seyn kann, sich an eine so schwere und undankbare Übersetzung zu wagen. Der angeführte Recensent hat eine Menge von groben Schnitzern angezeigt, die er hier und da im Durchlesen bemerkt hat. Daß aber der Übersetzer ja nicht glaube, das wären sie alle! Ich habe nur wenige Briefe mit dem Originale verglichen, denn die Arbeit ist gar zu ekelhaft; und hier ist eine kleine Nachlese, darüber Sie erstaunen werden. Ich konnte mich sicher darauf verlassen: wo ich im Deutschen gar zu groben non-sense, gar zu plumpe Ungereimtheiten bemerkte, da konnte ich zuversichtlich auf einen Übersetzungsfehler Jagd machen, und mir eine gewisse Beute versprechen. Z. E. der Übersetzer sagt (im 4ten Briefe): „Wie sollte dieses Herz, das nichts verbergen kann, „dir seine übrige Schwachheit verbergen? Ach! den ersten „Schritt, der das meiste kostet, den sollte es nicht thun". Das Herz soll den ersten Schritt nicht thun? So schreibt kein Rousseau. Ich schlug auf und fand: le premier pas, qui coûte le plus, étoit celui, qu' il ne falloit pas faire. — Doch Kleinigkeit! hören Sie weiter! „Du weißt es, und deine „Reue wird es bestärken". Tu le sais, sagt das Original, et tes remords en augmenteront. — „Ich sehe, ich fühle all„zuwohl", heißt es im Deutschen, wohin der erste Schritt ver„leitet, und doch suchte ich gar nicht mein Unglück zu voll„enden, sondern ihm zu entgehen". Welcher Unverstand! Ich suche nicht mein Unglück zu vollenden, sondern ihm zu entgehen! Je ne cherchois pas à préparer ma ruine, mais à l'éviter, sagt Rousseau; und aus dem préparer ist in der Übersetzung vollenden geworden!

(Die Fortsetzung folgt.)

XX. Den 25 Juni 1761.

Fortsetzung des 171sten Briefes.

Noch immer in demselben Briefe: „Denke jedoch nicht „daß es mir unbekannt wäre, daß es mir gebühre Bittschrift „anzunehmen, und daß ich, um mir Gehorsam zu verschaffe „nichts thun darf, als mich aus List verächtlich machen.“ Verstehen Sie das? unmöglich! Pour me faire obéir, sa Rousseau, je n'avois qu'à me rendre avec art méprisable. Nun ist der Verstand deutlich. Durch Verstellung sich die Herrschaft über den Geliebten anmaßen, nennt Julie: sich mit Kunst verachtungswürdig machen.

Der 5te und 6te Brief sind erträglich. Im 7ten sagt der Übersetzer: „daß sie uns doch fehlet, diese geschickte Frau, dem „Verlust du für unsern Vortheil hältst! Er wäre es gewesen, „wenn wir gleich Anfangs in sichere Hände gerathen wären; aber jetzt, da wir aus ihren Händen kommen, sind wir zu wohl unterrichtet“ u. s. w. Welche Verwirrung! Ich schlug nach, und fand einen ganz andern Gedanken. „Vielleicht wäre es besser gewesen“, heißt es in der Urschrift, „statt in ihre Hände zu kommen, gleich „Anfangs in sichrere Hände zu gerathen“. Allein il l'eût été, was kann das anders heißen, als: „er wäre es gewesen“!

Daß der Übersetzer étourderie sehr einfältig durch Einfalt gegeben, hat bereits der Hamburgische Recensent erinnert; allein er hat in eben demselben Briefe raisonneuse, wo es offenbar Vernünftlerinn heißen soll, durch Schwätzerinn gegeben, und macht durch diesen Schnitzer die ganze Stelle unverständlich.

Sie haben genug. O noch lange nicht! die lustigen Schnitzer werden erst noch kommen. St. Preux beklagt sich, die Julie sehe für eine schmachtende Liebhaberinn zu munter aus; und er wünscht mehr Kennzeichen einer verliebten Schwäche sucht in ihrer Gesichtsbildung anzutreffen. Sie findet hier Klage seltsam; comptiez-vous, fragt sie, de me rendre aussi longtems que je ferois peur, et de vous retirer quand je deviendrois supportable? d. i.: „dachten Sie denn, „mich so lange zu verehren, als ich schrecklich aussähe, und sich „rückzuweichen, sobald mein Gesicht erträglich würde?“

ören Sie, wie unser Übersetzer die Stelle versteht! „oder mach-
ten Sie sich vielmehr die Rechnung, mich so lange zu vereh-
ren, als ich furchtbar wäre, und wenn ich verträglicher
würde, Ihre Ehrfurcht zurück zu nehmen?" Wenn sich doch
nsere Übersetzer wenigstens die Mühe geben wollten, die Wör-
rbücher nachzuschlagen! Faire peur, furchtbar seyn, und
pportable, verträglich: solche grobe Schnitzer würden ihnen
och unmöglich entwischen können.

Je vous dirai, sagt St. Preux zur Julie, ce que les
utres auront pensé; vous me direz sur le même sujet, ce
ue vous pensez vous-même, et souvent après la leçon
en sortirai plus instruit que vous, — „und oft werde ich in
er Lehrstunde mehr gelernt haben als Sie". Unser Übersetzer
igt: „und oft werde ich noch gelehrter aus der Lehrstunde
kommen als Sie". So! und also macht sie ihn in der Lehr-
unde noch gelehrter, als sie selbst ist?

On s'exerce à voir, comme à sentir, ou plutôt une
ue exquise n'est qu'un sentiment délicat et fin. Diese
Sentenz muß dem Übersetzer Anfangs parador geschienen haben.
r kam also auf den unglücklichen Einfall, zu verbessern; nahm
as Sehen allhier im uneigentlichen Verstande, und setzte:
man übt sich im Denken, wie im Empfinden; oder viel-
nehr, eine vortreffliche Kenntniß ist nichts als ein zärtliches
nd feines Gefühl". Auf derselben Seite kommt der Gedanke
exercer à voir, comme à sentir zum zweiten Male vor.
aselbst merkt der Übersetzer endlich, daß seine Verbesserung
ıschicklich sei, und läßt es beim natürlichen Verstande be-
enden; allein, was einige Zeilen vorher geschrieben war, blieb
hen.

Julie schickt ihrem Liebhaber Geld zu Reisekosten. Als er
h weigert, es anzunehmen, giebt sie ihm deswegen Verweise,
d spricht unter andern: entre deux coeurs unis, la com-
unauté des biens est une justice et un devoir, et si je
e trouve en arrière de ce qui me reste de plus qu'à vous,
ccepte sans scrupule ce que je réserve, et je vous dois
que je ne vous ai pas donné. Der Gedanke ist nichts
ußerordentliches, allein, nach Gewohnheit dieser pretiösen Ver-
bten, seltsam gewendet. Julie will sagen: sie habe zwar
ehr behalten, als sie ihrem Liebhaber geschickt hat; allein sie
üge kein Bedenken, den Überschuß anzunehmen, und wollte

ihm so viel schuldig bleiben. Unser Übersetzer aber, der gut genug übersetzt zu haben glaubt, wenn er die Stellen, die er im Französischen nicht versteht, im Deutschen eben so unverständlich macht, verdeutscht: „wenn ich dem, was ich mehr als Sie besitze, einen Überfluß habe, so nehme ich gleichsam das, was „ich zurückhalte, ohne Bedenken an, und bleibe Ihnen nicht „das schuldig, was ich Ihnen nicht geben könnte". Können Sie sich etwas unsinnigeres vorstellen? Man sieht, daß der Mann im Finstern tappt, und um sicher zu gehen, sich an seinen Vorgänger fest anschließt; allein er geht so ängstlich, daß jeder Tritt ein kleiner Fall wird.

Sagen Sie mir doch, was das heißen soll? „niemals „habe ich deutlicher bemerkt, was für ein innerer Zug mich nö„thiget, unser gemeinschaftliches Daseyn nach dem Zustande „meiner Seele auf verschiedene Arten einzurichten". Der unglückliche Mann! er hat sich abermals an seinen Führer festgehalten; er hat Wort für Wort nachgelallt, was die Urschrift sagt, und gleichwohl versteht ihn kein Mensch. Je n'ai jamais mieux remarqué, sagt der schwärmerische St. Preux, avec quel instinct je place en divers lieux notre existence commune selon l'état de mon ame. Der Gedanke ist entsetzlich gekünstelt, aber doch zu verstehen. „Ich habe niemals „so deutlich bemerkt, wie sehr mein Gemüth geneigt ist, unser „unzertrennliches Daseyn bald hierher, bald dorthin zu versetzen, „nachdem der Zustand meiner Seele so oder anders beschaffen „ist". Die Folge macht den Gedanken deutlicher; allein nach der deutschen Übersetzung ist gar kein Menschenverstand hineinzubringen.

Was heißt das: „das schlimmste ist, daß alle diese Übel „mein ärgstes unaufhörlich vergrößern"? Wort zu Wort! Le pis est que tous ces maux empirent sans cesse mon plus grand mal. Die Übersetzung ist getreu. Wer kann dafür, daß mon plus grand mal hier nicht durch mein ärgstes gegeben werden muß! Wenn die Arbeit fördern soll, so kann man unmöglich auf solche Kleinigkeiten sehen.

Ah que ne me trahissois-tu? „Ach warum verriethst „du mich doch?" sagt der Übersetzer. — Werden Sie nicht bald müde seyn? höre ich Sie fragen. O ja! ich bin es schon. Doch ich will den 36sten Brief in der Übersetzung nicht umsonst gelesen haben. Sie müssen ein paar Stellen daraus hö-

ten. Baise cette lettre, hebt Julie an, et saute de joye pour la nouvelle que je vais t'apprendre; mais pense que pour ne point sauter et n'avoir rien à baiser, je n'y suis pas la moins sensible; d. i. „küsse diesen Brief, und tanze „vor Freuden über die Neuigkeit, die ich dir zu melden habe; „du kannst aber glauben, daß ich, die nicht tanzt und nichts „zu küssen hat, deswegen nicht weniger vergnügt darüber sei". Unser elender Übersetzer sagt: „küsse diesen Brief, und springe „vor Freuden über die Neuigkeit, die ich dir erzählen will; wisse „aber, wenn du nicht springst, und ihn nicht küssen willst, so „bin ich die Allerunempfindlichste". Ist eine so armselige Übersetzung nicht tief unter der Kritik?

Je ne jugeai pas à propos, ich hielt es nicht für dienlich; der Übersetzer meint, à propos heißt allenthalben die rechte Zeit.

Il falloit feindre de la tristesse, et le faux rôle que je me vois contrainte à jouer m'en donne une si véritable, que le remords m'a presque dispensée de la feinte. Der Übersetzer sagt gerade das Gegentheil: „die falsche Rolle, die „ich zu spielen genöthigt bin, erweckt mir eine so wahre Be„trübnis, daß mein Gewissen mich beynahe von der Verstel„lung freyspricht". Freilich! dispenser heißt auch freisprechen; aber hier spricht das Gewissen die Julie nicht frei, sondern es „überhebt sie der Mühe", sich zu verstellen.

Sie werden leicht glauben, oder Sie sollten mir den Unglauben theuer bezahlen müssen, daß einem solchen Übersetzer tausend kleine Unrichtigkeiten entwischen, die man, ohne Ekel zu erregen, nicht aufmutzen kann; daß man ihm unnatürliche Redensarten, französisch-deutsche Wortfügungen und überhaupt den Mangel der Zierlichkeit gern übersieht, und nur da ein wenig stutzt, wo man unmöglich einen Menschenverstand herausbringen kann. Und gleichwohl werden solche Übersetzungen von unserm nachsichtsvollen Publico gut aufgenommen; und es findet sich auch wohl noch hier und da ein Zeitungsschreiber, der das Herz hat sie anzupreisen.

Aus dem XI. Theil.

III. Den 13 Aug. 1761.

181ster Brief.

Sie lesen die philosophisch-politischen Schriften der Herrn Schweizer mit Vergnügen? Sie lieben den patriotischen Ton, der in ihren Aufsätzen herrscht, und allen ihren Gedanken und Wendungen Feuer, Kühnheit und Nachdruck giebt? Nun, so wird Ihnen die beikommende Schrift desto angenehmer seyn, da sie dieselben Vorzüge hat und in unserm Vaterlande entstanden ist. Sie handelt „vom Tode für das Vaterland" *); eine Materie, die Sie näher angeht, und gewiß die Feder eines Patrioten, der aber auch zugleich ein Weltweiser ist, verdient. Das Titelblatt ist mit einer saubern Vignette von der Erfindung und Arbeit unseres Hrn. Meil's geziert, auf welcher die Erschlagenen bei Thermopylä zu sehen sind; nebst einer antiken Urne, mit dem berühmten griechischen Epigramm des Simonides, das im Deutschen ungefähr folgendergestalt lauten würde: O Wandersmann, melde den Lacedämoniern, daß wir hier liegen, unsere Landesgesetze befolgend.

Diese Broschüre hat mich in verschiedenen Betrachtungen ungemein vergnügt. Der richtige Inhalt, die so schöne als gründliche Ausführung, die öftere Erwähnung unseres Kleist, und die bei dieser Gelegenheit so natürliche Reflexion auf Sie: alles dieses that eine so angenehme Wirkung auf mich, daß ich das Werkchen mehr als einmal lesen mußte. „Der Inhalt?" fragen Sie spöttisch; „können diesen auch müßige Weltweisen „vor ihrem Schreibpulte beherzigen?" Sie haben Recht. Ihnen ein solches Werk anpreisen, heißt mit jenem Schwätzer dem Hannibal eine lange Rede von der Kriegskunst halten. Allein es muß Ihnen doch angenehm seyn, zu hören, was sich ein Weltweiser auf seiner Studirstube vom Tode fürs Vaterland

*) Berlin, bey Friderich Nicolai. 1761. (Der Verf. ist Thomas Abbt. — D. H.)

für Begriffe macht. Zu Sparta würde man zu einem solchen Schriftsteller gesagt haben: preise nicht den Tod für's Vaterland, stirb ihn; allein unser Vaterland ruft Gottlob! noch nicht jedweden Arm zu seiner Vertheidigung herbei, und auch nicht jeder Arm ist geschickt, dasselbe zu vertheidigen. Es sei immer den unkriegerischen Weltweisen vergönnt, die große Pflicht in der Einbildungskraft zu feiern, die sie nicht im Stande sind auszuüben; das zu denken, was sie und ihre tapfern Mitbrüder unter der Aufsicht ihres großen Anführers zu thun bereit sind.

Meine Schrift, sagt der Verf. in dem Vorbericht, „kann „nur alsdann ganz überflüßig seyn, wenn alle Unterthanen des „Königs schon bereit und willig sind, ihr Leben für Ihn und „für den Staat, wenn er es fordert, aufzuopfern. O! wenn „ich doch eine vergebene Arbeit unternommen hätte!"

In dem ersten Hauptstücke betrachtet der Verf. „die Liebe für das Vaterland in Monarchien". Man glaubt insgemein, in einer Monarchie fände kein Vaterland statt. Dieser Irrthum wird hier bestritten. Eine von den Haupturſachen, die dieses Vorurtheil veranlaßt haben, ist unstreitig die in Monarchien eingeführte Eintheilung der Stände, dadurch die Bemühungen zum allgemeinen Besten zu sehr getrennt worden sind. „Jeder „dieser Stände fieng bald an zu glauben, daß er nur auf eine „einzige Art das seinige dazu beytragen dürfte. Allein, wenn „ein allgemeines Bestes statt findet (und dieses findet sich bey „allen Gesellschaften), so muß es auch nur eine einzige politische „Tugend geben. Aus diesem Gesichtspunkte betrachtet, ver„schwindet der Unterschied zwischen Bauer, Bürger, Soldat und „Edelmann. Alles vereinigt sich, und stellt sich unter dem „vormals so herrlichen Namen eines Bürgers dar. Dann ist „jeder Bürger ein Soldat, jeder Soldat ein Bürger, und jeder „Edelmann Soldat und Bürger, wie man will. — Die „Monarchie läßt zuweilen die Bande nach, mit denen sie jeden „besondern Stand an sich zieht. Die Stände scheinen alsdann „wie getrennt. Ein besonderer Zufall ereignet sich. Sie zieht „die Bande stärker an sich, und aller Unterschied verschwindet." Diese Betrachtung zeigt uns den Krieg in Monarchien von einem ganz neuen Gesichtspunkte. Das Übel, das er mit sich führt, ist mit dem wichtigen Vortheil verknüpft, daß die Ent-

fernung der verschiedenen Stände vermindert, und die Bürger einer republikanischen Gleichheit näher gebracht werden. In einer kriegführenden Monarchie ist alles Bürger, das Verdienst und nicht die Geburt bestimmt die Stände; der Staat gleicht einer Republik, die den König zum Dictator gewählt hat.

„Man seufzt", sagt der Verf. anderswo, „wenn das Va„terland dem Sohn, den wir ihm, und nicht uns allein er„zeugt haben, schon in der Wiege seine Verbindlichkeiten ankün„digt. Wie? könnte denn das Vaterland nicht jeden zu sei„ner Vertheidigung herbey rufen; wenn es gleich nicht jeden her„bey rufet? Wenn es aber diese Rechte über uns gleich bey „unsrer Geburt erhält: kann man die Regierung wohl tyran„nisch nennen, die uns diese Rechte ankündigen läßt? würden „wohl diese Rechte aufhören, wenn die Regierung uns dieselben „verschwiege? — O Sparta, die du mit trockenem Auge, „nur mit der Rührung, welche Tugend beym Anblicke der Tu„gend empfindet, deine Bürger zu ihren Grabmälern bey Ther„mopylä gehen sahst, zu den Grabmälern, die sie sich mit ih„ren eigenen Schwertern zubereiteten, auf welchen Haufen er„schlagener Perser als Grabsteine aufgethürmet stunden, und der „Tod fürs Vaterland die prächtigste Aufschrift war: O „Sparta, würdest du nicht einen Bürger aus deinen Mauern „verbannet haben, der sich geweigert, nicht geweigert, nur einen „Augenblick bedacht hätte, den für das Vaterland gebohrnen „Sohn der glänzenden Rolle seiner Streiter einzuverleiben?"

In dem zweiten Hauptstücke begegnet der Verf. dem so seichten als gewöhnlichen Einwurfe, daß es lächerlich sei, sich für den Vortheil Anderer aufzuopfern. Die Gründe, deren er sich bedient, können Ihnen nicht unbekannt seyn. Folgende Anmerkung, die der Verf. in einer Note anführt, wird Ihnen gefallen: „So oft gewisse Dinge, die uns gerührt, und unsre „Seele bald mit Schauer, bald mit einer weichmüthigen Em„pfindlichkeit erfüllet haben, lächerlich gemacht werden: so oft „wird wenigstens ein Mord an unsern Vergnügungen ausge„übt. — Wozu soll z. E. der Witz, Heldengedichte zu paro„diren? Wegen einiger lustigen Einfälle verlieren wir das „Vergnügen zu bewundern. Das Poßierliche erstickt alle ernst„hafte Leidenschaften." Er führt Exempel aus dem Lustspiele Les Plaideurs und aus dem Thomas Jones an, und setzt

folgendes hinzu: „ein solcher Verfasser giebt uns einige süsse „Sachen zu kosten, die in dem Augenblicke, wann wir sie ge„niessen, angenehm sind, aber allen Geschmack an dem herrli„chen Weine, der uns vorgesetzt wird, verderben."

Im dritten Hauptstücke wird gezeigt, „daß die Liebe für das Vaterland den Unterthanen eines Staats eine grosse und neue Denkungsart mittheile". Diese wichtige Betrachtung hätte weitläuftiger ausgeführt zu werden verdient. Woher kommt es, daß die alte Geschichte noch immer interessanter ist, als die neuere, obgleich diese unsern Zeiten näher angränzt? Eine der wichtigsten Ursachen ist wohl, daß bei den Griechen und Römern die ganze Nation eine große Denkungsart hatte. Die Liebe zum Vaterlande war die Seele ihrer Welthändel, das Feldgeschrei ihrer blutigen Kriege, und der Nerve aller ihrer Unterhandlungen; der Geschichtsschreiber fand in dieser großen Denkungsart ein weites Feld für die Ausbreitung seines Genies: denn er hatte nicht bloß Thaten, sondern Gedanken und Gesinnungen ganzer Nationen zu beschreiben. In den neuern Zeiten hingegen haben die Nationen fast gar keine Denkungsart. Die Unterwürfigkeit ist an die Stelle der Liebe getreten, und hat denkende Wesen wie in Maschinen verwandelt. Die Liebe zum Vaterlande ist unter die Vorurtheile verstoßen worden. Die Nationen interessiren sich für die Welthändel nicht wie selbstdenkende und selbsthandelnde Geschöpfe, sondern wie unthätige Zuschauer. Wie kann sich also der Leser für *ihre* interessiren? Kommt aber die Liebe zum Vaterlande in die Gemüther unserer Mitbürger zurück, so muß die Nation nothwendig, wie von einer neuen Seele belebt, auch eine neue Denkungsart annehmen; ihre Thaten zum Dienste des Königs erlangen mehr eigenen Trieb als Gehorsam, mehr Liebe als Beruf zum Grunde; und ihr großer Anführer ist nicht, was Andere seyn möchten, die Seele vieler Körper, sondern, wenn ich mich so ausdrücken darf, die Seele der Seelen. Zu welchen hohen Gesinnungen ruft uns das erhabene Muster nicht, das wir beständig vor Augen haben? „Welcher patriotische Busen", ruft der Verf. aus, „muß nicht klopfen, wenn wir den *Mann*, nach dem sich unser „Jahrhundert nennen, und nicht nur nennen, sondern auch durch „ihn prangen wird, sich täglich dem Vaterland, das er in seiner „ganzen ernsten Majestät vorstellt, als ein Opfer darbieten

„sehen! — Ich erinnere mich noch mit dem melancholischen „Vergnügen, das unsre Seele bey der Vorstellung einer tragi„schen Begebenheit überströmt, eine ganze Stadt über die falsche „Nachricht von dem Unglück ihres Friederichs in Bestürzung, „Greise in Thränen zerfliessend, und Jünglinge im männlichen „Ernste gesehen zu haben. Römer würden ins Kapitol gelit „seyn, um sich daselbst unter die Legionen einschreiben zu lassen; „hier baten Söhne ihre Väter, sich zur Armee losreissen zu „dürfen. O! darf ich wohl hier von meinem Freunde schweigen, „der, mit jedem schönen Talent zum Nutzen des Staats in „andern Ständen ausgerüstet, eben damals sich der Vertheidigung „des Vaterlandes zu weyhen den Entschluß gefaßt, und auch ins „Werk gerichtet hat! Deine Freunde sehen dir nach, theurer***, „wünschen dich um sich, und wagen es doch nicht, diesen Wunsch „zu vollenden, weil sie eine römische Tugend verehren. Sie „werden dein Bild erkennen, wenn sie dieses Blatt lesen; und „andern werden dich deine Verdienste, nicht die Stimme eines „Freundes, bekannt machen."

(Der Beschluß folgt.)

IV. Den 20 Aug. 1761.

Beschluß des 181sten Briefes.

Das 4te Hauptstück ist als ein Zusatz zu dem vorigen zu betrachten. Es wird darin gezeigt, „daß sich die Liebe zum „Vaterlande auch in allen übrigen Handlungen der Unterthanen „äussere". Dieses folgt ganz natürlich aus dem Vorhergehenden. Wenn die Denkungsart einer Nation durch die Liebe für das Vaterland einen neuen Schwung nimmt, so müssen auch die Handlungen ihrer Bürger sich veredlen und dieser neuen Denkungsart gemäß werden. „Sollte der Mann, der bereit ist, für „das Wohl seiner Mitbürger zu sterben, sollte er nicht auch für „das Wohl seiner Eltern, seiner Kinder, seiner Freunde, manche „Beschwerden, einige Arbeiten, einigen Verlust erdulden wollen? „Sollte er nicht einige Gemächlichkeiten gerne entbehren, um seinen

„Kindern eine gute Erziehung zu geben, deren sie sonst vielleicht „beraubt seyn müßten?" u. s. w.

Wenn jeder Unterthan des Staats so edel denkt, so muß die Nation in der Geschichte zum ewigen Muster für andere Nationen glänzen. Dieses führt der Verf. in dem 5ten Hauptstücke mit vieler Beredsamkeit aus. Bei Gelegenheit der Ehrfurcht, mit welcher die Nachkommen die Wahlstätten rühmlicher Schlachten anschauen, ruft er aus: „Wie heilig müssen nicht „unsern Nachkommen die Felder von Zorndorf und Kunersdorf seyn! Zitternde Wehmuth und ehrfurchtsvoller Schauer „müssen sie durchwandeln, wenn ihr Fuß auf die schon tief ein„gefallene Grabstätten tritt, unter welchen Epaminonden liegen. „Und wenn ich auf dem einsamen Spaziergange an deinem „Grab, unsterblicher Kleist, an deinem Grabe vorüber gehe: „dann müsse ich deine fürs Vaterland empfangene Wunden über„zählen, deine Entschliessung, ihm die schon erschöpften Kräfte „vollends zu weyhen, fühlend bewundern, und dir den Dank „zollen, welchen wir dem fürs Vaterland sich aufopfernden Pa„trioten schuldig sind. Wie weit läßt, aus diesem Gesichtspunkt „betrachtet, der sterbende Krieger den unsterblichen Dichter hinter „sich! Seine Werke dienen jezt als Lorbern, die er selbst um „sein künftiges Grab gepflanzet hat. Wenn aber dieses Grab „nicht den Patrioten einschlösse: würden diese Lorbern wol so „schön grünen?"

Das 6te Hauptstück führt die Überschrift: „man beweißt, „daß die Liebe fürs Vaterland (wenn man nicht den Beystand „einer geoffenbarten Religion genießt) am leichtesten die Furcht „vor dem Tod bezwinge"; — ein Satz, der entweder nicht erweislich ist, oder keines Beweises bedarf. Redet der Verf. von der Furcht vor dem Tod überhaupt, — wie will er ihn durch die Liebe für's Vaterland bezwingen? Meint er aber nur den Tod für's Vaterland, so ist die ganze Geschichte sein Beweis. Wer zweifelt, ob die Liebe für's Vaterland dem Tod seinen Stachel nehmen könne, der muß auch in Zweifel ziehen, ob es jemals Griechen, Römer oder Deutsche in der Welt gegeben. Ich übergehe also dieses Hauptstück, und komme zu dem 7ten, in welchem untersucht wird: „ob diese Leidenschaft in den „Monarchien mit der Ehrbegierde könne, ja müsse, verbunden „werden".

Der Präsident von Montesquieu weist jeder Regierungsform eine besondere Triebfeder an, welche die Staatsmaschine im Gang erhält: der despotischen Regierung die Furcht, der Monarchie die Ehre, und dem freien Staate die Tugend. Unser Verf. glaubt, die Ehre sei eine Triebfeder, die bei einem großen, wo nicht dem größten Theil der Nation nichts ausrichten kann. Es gehören zwei Bedingungen dazu, wenn wir von der Ehre Bewegungsgründe zu unsern Handlungen hernehmen sollen. Wir müssen die Ehre, das Urtheil Anderer über unsre Handlungen für eine Glückseligkeit halten; und wir müssen uns an einem Standorte befinden, wo unser Thun und Lassen in die Augen fällt, und von demjenigen bemerkt werden kann, der in Monarchien das Recht hat, Ehre und Schande zu bestimmen. Nun lebt der größte Theil der Nationen in einer Dunkelheit, in welcher man selten auf die Folgen der Ehre Anspruch machen kann; und unter dem Adel selbst, der dieses Vorrecht hat, kann es Viele geben, welche die Ehre für keine sonderliche Glückseligkeit halten. Die Liebe zum Vaterlande aber, behauptet unser Verf., sei eine weit allgemeinere Triebfeder, die auf alle Glieder eines Staats mit gleichen Kräften wirken kann.

Wo ich nicht irre, so ist die Tugend, welche Montesquieu für die Triebfeder in Republiken hält, nichts anders, als die Liebe zur Freiheit oder zum Vaterlande. Unser Verf. würde also bewiesen haben, daß die republikanische Tugend auch unter der Aufsicht eines Monarchen eine Triebfeder des Staats abgeben könne. Er hätte vielleicht eben dieses von der Furcht darthun können. Sie ist in Monarchien zwar weit schwächer als in despotischen Staaten, aber dennoch nicht ganz ohne Wirkung: und also sehr nützlich mit der Ehre zu verbinden. Überhaupt lassen sich wohl in diesem Falle keine ausschließende Maximen festsetzen. Der Republikaner handelt nicht selten aus Ehrbegierde, der Unterthan aus Furcht, und der Sklav aus Tugend. Alle möglichen Triebfedern wirken in allen möglichen Regierungsformen. Die Frage ist nur diese: welche Triebfeder, welcher Staatsgrundsatz wird durch jede Regierungsform am meisten begünstigt? Hierauf antwortet Montesquieu mit Recht: die Hoffnung belohnt zu werden, oder die Ehre durch die monarchische; die Furcht vor der Strafe durch die despotische; und die Liebe zur Freiheit, oder die Tugend durch die republikanische Regierungsform. Wohl zu verstehen: diese Regierungsformen kon-

men den ihnen zusagenden Triebfedern am meisten zu statten, ohne die übrigen auszuschließen, ja ohne zu verhindern, daß nicht in gewissen Fällen die übrigen allgemeiner und wirksamer seyn sollten.

Im letzten Hauptstücke untersucht der Hr. Verf., „wann „ehe diese Liebe fürs Vaterland schwärmerisch werde?" Er erklärt den Enthusiasmus durch einen Zustand der Seele, in welchem sie sich über ihre gegenwärtigen und gewöhnlichen Verbindungen hinaussetzt, mit Phantasien beschäftigt, sich daraus eine neue Art von Schönheit erschafft, und, durch diese Schönheit eben so stark als durch eine sinnliche gerührt, die erforderten Handlungen unternimmt, um zu ihrem Besitz zu gelangen. Hieraus lassen sich die nothwendigen Bedingungen bestimmen, ohne welche der Enthusiasmus zur Thorheit wird: 1) die Seele muß sich in keine unmögliche Verbindungen setzen, und dieselben sich als möglich vorstellen; 2) das Bild der Begeisterung muß aus keinen widersprechenden Theilen zusammengesetzt seyn; 3) der Gegenstand muß nicht allzu niedrig und der Würde des Menschen unanständig seyn; 4) die Handlungen müssen zu dem vorgesetzten Endzwecke übereinstimmen. Der Verf. macht die Anwendung von diesen Sätzen auf Enthusiasten verschiedener Art, und beurtheilt den Werth ihrer Schwärmereien. Zuletzt kommt er auf den von ihm angepriesenen Enthusiasmus, auf „die Liebe „fürs Vaterland". Der Stoff erhebt sich, und wird dem Vorwurfe angemessen. Welches Feuer! „Ich sehe das Vaterland „von allen Seiten bedränget, von Feinden allenthalben bestürmet, „und an seinen Grundpfeilern erschüttert. Es breitet ringende „Hände gegen mich aus, es flehet um die Hülfe seiner Kinder.— „Wer ist jener Mann, dessen Gesichtszüge unter Schweiß und „Staub, wie unter einer Maske, verborgen liegen, auf welchen „sich das Vaterland stützt? Keine Pracht, keine äussere Zeichen „unterscheiden ihn: aber ein Eifer, für alle das Muster zu seyn; „ein wachsames Auge, vor dem sich die Feinde zu verbergen „suchen; ein ausgestreckter Arm, der sie zurück hält. Merkmale „genug; es ist mein König. Er hält den Fall des Vaterlandes „noch auf, hält ihn zum Wunder aller Nationen auf. Um ihn „herum stehen seine tapfern Soldaten: um ihn herum liegen „auch die edlen Streiter, die fechtend zu seinen Füssen niedergesunken sind. Magnarum animarum prodigi. Wie arbeitet „meine Einbildungskraft, diese grossen Bilder zu fassen! Auch die

„Seufzer und die Wehklagen der Unmündigen, der Greiſe, „bringen auf ſie zu: alsdann

Pulchrum mori succurrit in armis!

„alsdann ſtürmt der Gedanke in mir empor, daß es edel ſey, „fechtend fürs Vaterland zu ſterben" u. ſ. w.

Der Verf. beſchließt ſein Werkchen mit folgenden Verſen des Horaz, die er aber in ſehr ſchlechte deutſche Verſe überſetzt:

Lucem redde tuae, dux bone, patriae,
Instar veris enim vultus ubi tuus
Affulsit populo, gratior it dies,
Et soles melius nitent.

Einer unſerer Freunde hat verſucht dieſe Zeilen folgendermaßen zu überſetzen:

Gieb bald, o beſter Fürſt, dein Licht dem Volke!
Wann, gleich dem Frühlingsgott, dein Antlitz ſtrahlt,
Fließt ſanft der Tag dahin, und jede Sonne malt
Mit ſchönerm Glanz die Morgenwolke.

Ich habe mich etwas lange bei dieſer kleinen Schrift verweilt. Allein was dünkt Ihnen? würde es um dieſe deutſche Proſe nicht weit beſſer ſtehen, wenn unſere Gelehrten ſtatt ihrer ungeheuren Werke lieber einzelne Materien, mit dem gehörigen Fleiße, ausarbeiten wollten?

VIII. Den 18 Sept. 1761.

186ſter Brief.

Herr Rabe hat die Kritik meines jüdiſchen Gelehrten mit einer Art von Selbſtverläugnung aufgenommen, die ihm vielleicht mehr Ehre bringt, als wenn er die ganze Miſchnah ohne die geringſte Unrichtigkeit überſetzt hätte. Er hat unſern 122ſten Brief, in welchem ſeine Überſetzung beurtheilt wird, in die Vorrede zum zweiten Theile einrücken laſſen; und ohne weitere Umſtände, ohne ſeinen Beurtheiler zu chicaniren oder Ausflüchte zu ſuchen, mit Verläugnung aller ſchriftſtelleriſchen Eitelkeit angezeigt, wie die getadelten Stellen zu verbeſſern ſeien. „Es „kommt einem Autor hart an", ſagt Herr Rabe eben daſelbſt,

‚eine Critik unbeantwortet zu lassen, oder gar zu bitten ihm ‚seine Fehler zu verzeihen. Ich habe zu billigen Lesern das Zu‚trauen, sie werden letzteres von selbst thun, um so mehr, wenn ‚ich ihnen melde, daß mich diese Arbeit desto mehr Mühe ge‚kostet, weil ich keinen Lehrmeister dazu gehabt, und mir auch ‚die brauchbarsten Hülfs-Mittel dieselbe zu erleichtern, gefehlt." Niemand wird ihm hierin mehr Gerechtigkeit widerfahren lassen können, als mein Rabbi. „Man kann der Arbeit des Herrn ‚Rabe', wiederholte er letztlich bei Erblickung des zweiten Theils der Mischnah, „das Lob einer wohlgerathenen Über‚setzung nicht verweigern. Er hat hier und da gefehlt; allein ‚welche Übersetzung ist von allen Fehlern frei? Sobald ein Über‚setzer zeigt, daß er die Sache versteht, beider Sprachen kundig ‚ist, und sich um die Übersetzung Mühe gegeben; so sind die ‚Fehler, die ihm entwischen, auf die Rechnung der menschlichen ‚Schwachheit zu schreiben. Hat er noch überdem ein Werk ‚unternommen, das mit so vielen Schwierigkeiten verknüpft ist, ‚als die Mischnah; so ist die Nachsicht eine Pflicht, welche er ‚von billigen Lesern fordern kann."

Mein Rabbi hat auch von dem zweiten Theile einige Tractate mit Aufmerksamkeit durchgelesen und mit der Urschrift verglichen. Er versichert, einige der schwersten Massichthoth durchgehends richtig übersetzt befunden zu haben. In dem 2ten Tractat, „von den Vermischungen oder Verbindungen der Örter am Sabbath", welcher einer der schwersten in der ganzen Mischnah seyn soll, hat er nur wenige Unrichtigkeiten bemerkt; und der dritte, „von den Osterfesten", soll ihrer nicht viel mehr haben. Hier sind die Stellen in den von ihm durchgesehenen Tractaten, wo er Ursache zu haben glaubt, mit der Übersetzung des Hrn. Rabe unzufrieden zu seyn! Ich werde hier abermals meinen Rabbi mit dem Übersetzer der Mischnah reden lassen, und mich so lange empfehlen.

Tractat II. Erufin.

Cap. 1. Mischnah 9. „Da sodann die sonst erforderliche Höhe ‚von 10 Ehlen heraus kommt"; ist vermuthlich ein Druck‚fehler, und soll heißen: 10 Handbreit.

Cap. 3. M. 5. „Kommt er dann anderswo her, so soll ‚er überall hinwärts gelten"; soll heißen: „kommen ihrer zwei, so ‚will ich die Wahl haben".

Cap. 4. M. 3. „Wenn jemand über die Gränze des Sab„baths auf eine nach dem Gesetz erlaubte Weise (z. E. jemands „Leben zu retten, den Neumond zu sehen, u. s. w.) hinaus„gegangen"; um den Neumond zu sehen, ist nicht erlaubt, über die Sabbathgränze zu gehen; wohl aber, um den Aufgang des Neumonds vor dem hohen Gerichte zu Jerusalem zu bezeugen.

Cap. 5. M. 1. „So auch, wenn von den Thürmen „u. s. w. —: so richtet man sich in allen diesen Fällen nach den „aussen hervor ragenden Theilen, daß man daraus die Ge„stalt einer viereckigten Tafel bringe (und also wenn „z. E. an dem Nord-Östlichen Eck u. s. w.), und man auch „dabey die Ecken (welches bey einer Rundung nicht angienge) „gewinne." Hr. Rabe verbindet hier zwei Sätze, die getrennt werden müssen. So heißt es nach dem Grundtexte: „richte „man sich in allen diesen Fällen nach den außen hervorragenden „Theilen (und also wenn z. E. an der nordöstlichen Ecke u. s. w.). „Man giebt aber überhaupt der Sabbathgränze die Gestalt eines „Vierecks (aber nicht eines Zirkels), damit man die Ecken ge„winne".

M. 4. Die hier unter dem Text stehende Note beschreibt die Art zu messen, welche in der Mischnah das Durchbohren der Berge genannt wird. An der Stelle aber, wo sie angebracht worden, ist die Rede noch nicht von dieser Messungsart, sondern von dem sogenannten Überschlagen oder Verschlingen (s. R. Jom Tob).

M. 9. „R. Akiba setzte den andern Lehrern entgegen, ob „sie denn nicht eingestünden, daß wenn jemand seinen Eruf „in eine Höhle machte, man ihm von dem Ort des Eruf „nicht mehr als 2000 Schritt erlaube (und er, wo solche zu „End, nicht weiter in die Höhle hinein gehen dörfe)?" Ich begreife nicht, was Hr. Rabe mit dem „weiter in die Höhle hineingehen" sagen will? Der Sinn ist dieser: „wer seinen Eruf „in einer Höhle macht, der kann von dem Orte des Eruf nicht „mehr als 2000 Schritte gehen (und also wird ihm die Höhle „mit angerechnet, und man läßt sie nicht für 4 Ellen gelten)". S. M. 8.

Cap. 7. M. 9. „Wenn die Speise weniger worden, dörfe „man zu dem, was davon übrig seye, hinzu thun, es seye so „wenig als es wolle." Nach der Meinung des R. Jose ist

s Hinzuthuen, wenn die Eruffpeise weniger geworden, ganz
d gar unnöthig. S. Raschi, R. Bartenura und R. Jom Tob.

Cap. 8. M. 5. „R. Jose macht den Unterschied u. s. w. —
ob er gleich eingesteht, daß eine Wohnung auch in Abwesen-
eit ihres Bewohners eine Wohnung heisse)." Wäre dieses, so
üßte ja ein Jude so gut in seiner Abwesenheit verbieten, als
ı Heide. R. Jose muß also gerade das Gegentheil behaupten:
ß nämlich eine Wohnung bei Abwesenheit des Besitzers eigent-
h keine Wohnung zu nennen sei; daher es denn darauf an-
mmt, ob die Besitzer am Sabbath zurückzukommen pflegen.

Cap. 10. M. 1. Not. „Diese Satzung kommt auf die
Frage an", u. s. w. Hr. Rabe hat diese ganze Erklärung
lsch verstanden. Ich mag mich bei der Kritik nicht aufhalten,
ndern schreite sogleich zur Verbesserung. Hr. Rabe wird mich
on verstehen. „Der erste Lehrer hält es, dem Gesetze nach,
ür ein Gebot, am Sabbath Tphillin zu legen; nur sollen die
Weisen solches untersagt haben, aus Beisorge, man möchte sie
n der Hand in einem öffentlichen Reschuth vier Ellen weit
ragen. Da nun am Sabbath Tphillinlegenszeit ist, so darf
er Findende nicht mehr als ein einziges Paar anlegen und
ach Hause tragen; denn das zweite Paar würde durch das
Verbot: nichts hinzuzuthun, zu einer Last werden. Rabban
Gamliel aber will, am Sabbath sei das Tphillinlegen gar
icht geboten; daher das Verbot, nichts hinzuzuthun, hier nicht
latt findet. Vielmehr seien die Tphillin am Sabbath als ein
Schmuck anzusehen; und da am Haupte und am linken Arm
wei Paar Tphillin angebracht werden können, so hält dieser
ehrer für erlaubt, je zwei Paar nach Hause zu bringen." Hr.
abe ist hier ziemlich nachlässig gewesen.

Tractat III. Pesachim.

Cap. 2. Mischnah 4. „Und darf auch, so die Hebe unrein
ewesen, den Werth des Holzes, womit sie hätte ver-
rennt werden sollen, nicht bezahlen." Ist unrichtig.
arum sollte auch das Holz, so man nicht gebraucht, bezahlt
rden? Der Sinn ist: wenn die Hebe unrein gewesen, so
aucht er nicht einmal so viel zu bezahlen, als sie statt gemeines
rennholzes zum verbrennen werth gewesen.

M. 5. „Indem solche (Kuchen von Dankopfer und Fla-
en vor Nasiräer) alsdenn schon ungesäuert seyn müssen, und

„man Schuld mit Schuld nicht bezahlen kan". Dieses ist nicht die wahre Ursache, sondern weil es in der Schrift heißt: „ihr sollt die Mazzoth hüten"; daher sie für die Ostern, aber nicht bloß für Dankopfer oder für die Nasiräer, gehütet werden müssen.

M. 6. „So wird auch erfordert, daß man von dem „Stengel esse (auch wenn diese Kräuter dürr sind, welches bey „den Blättern nicht statt hat)"; soll heißen: „so erfüllt man auch „seine Pflicht, wenn man den Stengel dieser Kräuter ißt". (Wenn vorhin gesagt worden, die Kräuter mögen auch dürr seyn; so ist dieses nur von den Stengeln, aber nicht von den Blättern zu verstehen.)

Cap. 3. M. 2. „Wenn in einem Backtrog einer Olivengroß Teig an einem Ort beysammen ist, zu dem Ende, einen „Ritz damit zu verkleiben, ist man schuldig solchen wegzuschaffen: „ist es aber nicht soviel, oder man hat ihn nicht zu dem „Ende hingekleibt, wird es um der Wenigkeit willen nicht „geachtet." Dieses ist falsch! Wenn der Teig nicht zum Verkleiben da ist, so wird vielmehr jede Wenigkeit geachtet und muß weggeschafft werden. S. Gemara.

Cap. 5. M. 6. „Wenn der Israelite (oder auch ein Fremder u. s. w.)." Was will Hr. Rabe hiermit sagen? Ist ein Fremder, wenn vom Opfern die Rede ist, irgend ein Anderer, als ein Israelite?

M. 8. „So wie es mit Schlachtung des Osterlamms an „Werkel-Tagen gehalten wurde, eben so wurde es am Sabbath „gehalten, ausser daß die Priester den Vorhof ab„schwemmten; wiewohl solches nicht mit Wohlgefallen der „Gelehrten geschehen." So? haben denn die Priester den Vorhof an Werkeltagen nicht abgeschwemmt? Der Verstand ist: „außer dem Abschwemmen des Vorhofs, welches die Priester „zwar auch am Sabbath thaten, die Gelehrten aber nicht zu„geben wollten".

Cap. 6. M. 2. sagt Hr. Rabe, R. Elieser halte dafür, die Festfreude sei als eine gebotene Sache anzusehen: welches aber eigentlich die Meinung des R. Jhoschua ist; R. Elieser aber hält die Festfreude für eine Sache, die im freien Willen steht.

M. 3. „Hingegen wenn es Sabbath ist; wenn das „Osterlamm zureicht zur Sättigung der Gesellschaft, oder die „meisten darunter unrein sind" u. s. w.; nicht die Meisten

unter der Gesellschaft, wie es hier scheinen sollte, sondern der größte Theil der Gemeine: da denn das Osterlamm in Unreinigkeit dargebracht wird. S. Cap. 7. M. 3., wo diese Lehre vorkommt.

M. 5. „Wenn jemand das Osterlamm an einem Sabbath „schlachtet ohne nahmentlich zu bestimmen, daß es ein „Osterlamm sey," u. s. w. Schelo lischmo heißt nicht: im Namen des Osterlamms, sondern: im Namen eines andern Opfers; da denn das Osterlamm untüchtig, und der Schlachtende eines Sündopfers schuldig wird. Der Mangel einer namentlichen Bestimmung aber macht weder das Osterlamm untüchtig, noch den Schlachtenden schuldig.

Cap. 7. M. 10. „Die Spannadern (so man nicht essen „darf, wie die in der Hüffte, oder nicht essen kan)". Was nicht gegessen werden kann, hat nicht nöthig verbrannt zu werden. Die Rede ist hier von dem Theile der Spannadern an der Hüfte, welcher dem Gesetze nach erlaubt ist, und auch gegessen werden kann: nur daß ihn die Weisen verboten zu essen.

Cap. 9. M. 9. „Weiß man aber nicht, welches von be„den zuerst geschlachtet worden, so isset ersterer von dem Seinigen, „die andern aber dörfen nicht mit ihm essen (es möchte das „Ihrige, dessen sie sich begeben, zuerst geschlachtet worden „seyn)"; soll heißen: „es möchte das Ihrige zuerst geschlachtet „worden seyn, und sie sich dadurch des Seinigen begeben haben".

Eben daselbst: „sondern müssen das Ihrige an die Brand„stätte bringen (es möchte das Seinige zuerst geschlachtet worden „seyn, womit sie nicht in Gesellschafft stehen)". Wenn das Seinige zuerst geschlachtet worden, so stehen sie allerdings mit ihm in Gesellschafft; denn nach dem Schlachten ist nicht mehr Zeit zum Absagen. Diese Stelle muß daher verbessert werden, und zwar folgendergestalt: „es möchte das Seinige zu„erst geschlachtet worden seyn, da sie sodann das Recht nicht „mehr gehabt hätten, sich dessen zu begeben und ein anderes zu „schlachten".

Der fünfte Tractat, Joma, oder von dem Versöhn-Feste ist durchgehends richtig übersetzt.

Tractat VI. Succah.

Cap. 1. Mischnah 1. „So ist sie auch untüchtig, wenn sie „nicht 20 Handbreit hoch ist"; ist vermuthlich ein Druckfehler, und soll heißen: 10 Handbreit.

M. 4. „Indem man keine Lauberhütte aus dem macht, „was noch im Feld steht, dieweil es heißt, sie soll gemacht „werden". Diese Ursach würde statt finden, wenn die Bedeckung nicht von Menschenhänden oder nicht zur Lauberhütte gemacht worden wäre. Daß man aber mit dem, was im Felde steht, keine Bedeckung mache, kommt daher, weil es heißt: „von „deiner Tennen und von deiner Kelter".

M. 7. „Die Schule Hillel, man müsse sie ganz auf„reissen, oder Eines zwischen zwey Brettern heraus thun; R. „Meir aber, man soll nur je Eines zwischen zwey Brettern her„aus nehmen und bedörfe es weiter keines Aufreissens"; ist ungegründet, und soll heißen: „die Schule Hillel will, man könne „entweder aufreißen, oder eines herausnehmen; R. Meir aber, „man müsse eines herausnehmen, das Aufreißen aber würde nicht „helfen".

Cap. 3. M. 12. „Ingleichen verordnete er, daß der Tag, „da man die Webe-Garbe darbrachte (der 16te Nisan), ganz ver„botten seyn solle (an demselben Tag noch nichts von dem neuen „Getreid zu essen)"; und in der Note heißt es: „Da vorhin „so lang der Tempel stund, so bald sie dargebracht war, solches „erlaubt gewesen, so war es jetzo so bald der Tag anbrach, „erlaubt; Er machte aber diese Verordnung, damit der Tem„pel desto eher wieder gebauet werden möchte." Wie hängt dieses zusammen? Wird der Tempel desto eher aufgebaut werden, weil man den 16ten Nisan noch nichts von dem neuen Getreide essen darf? Hr. Rabe hat hier, wie es scheint, nicht mehr als die halbe Periode gelesen. Es heißt eigentlich: „er „machte diese Verordnung aus Beisorge, man möchte, wenn der „Tempel wieder aufgebauet seyn würde, es gleichfalls, sobald der „Tag anbricht, für erlaubt halten".

Tractat VII. Bezah oder Jom tof.

Cap. 1. Mischnah 1. „Gelinder als die Schammäaner", soll heißen: strenger.

Cap. 4. M. 1. Am Ende der Mischnah bezieht sich Hr. Rabe auf eine unterstehende Note, die hier nicht zur Sache kommt. Daß das Holz im Hinterhofe verboten ist, kommt keinesweges aus der in dieser Note angeführten Ursach: weil es nicht erlaubt ist, dergleichen Dinge so zu thun, wie man sie an Werkeltagen zu thun pflegt; sondern: weil das Bauholz gar nicht

zum Brennen bestimmt, und also mukzah ist. S. R. Bartenura.

M. 4. „Doch darf man nach R. Jhudah die zwey „Ende von einem Docht in zwo Lampen thun, und solche „anzünden, sodann aber in der Mitte dieselbe abbrennen"; ist undeutlich, und soll heißen: „und solche in der Mitte anzünden, „um sie dadurch abzubrennen".

M. 7. „Die andern Gelehrten aber sagen, man müsse „genauer bezeichnen, was man davon essen wolle, von wo an „biß wo hin (indem man die Wahl nicht habe, von dem ganzen „Haufen zu nehmen, wo man wolle)." Niemand begreift, was Hr. Rabe mit dieser Ursache sagen wolle: man muß genauer bezeichnen, denn man hat die Wahl nicht. Eigentlich aber hat es damit folgende Bewandtniß: die Rabbinen sind uneinig, ob eine Wahl statt finde oder nicht; d. h. ob eine Sache, die von einer künftigen Wahl abhängt, als bestimmt anzusehen sei oder nicht. Die allhier vorkommenden Gelehrten halten dafür, es fände keine Wahl statt; daher nichts dem freien Willen überlassen, sondern alles so genau als möglich bestimmt werden müsse. — So weit die Kritik.

Hr. Rabe hat auch den dritten Theil der Mischnah bereits herausgegeben, er ist aber meinem Rabbi noch nicht zu Gesichte gekommen. Ich werde ihm ein Exemplar davon zuschicken, und mir seine Kritik ausbitten, sobald ich wieder Lust haben werde, Ihnen einen Brief zu schreiben, den wir beide nicht verstehen.

XI. Den 8 Oct. 1761.

190ster Brief.

Wer die theatralische Muse des sel. Herrn von Cronegk bloß aus seinem „Codrus" kennt, der weiß noch sehr wenig, was die deutsche Schaubühne in diesem würdigen Dichter verloren hat. Codrus ist das ausgearbeitetste, aber bei weitem nicht das beste Stück, das er hinterlassen hat. Es gehört freilich zu den besten deutschen Trauerspielen; aber leider! die besten deutschen Trauerspiele würden in Frankreich und England kaum

gute Trauerspiele seyn. Kehren Sie sich weder an die übertriebenen Lobeserhebungen unsrer Recensenten, noch an den Beifall, mit welchem der gekrönte Codrus aufgeführt worden. Sie wissen, wie wenig sich auf jene zu verlassen ist; und der Beifall des deutschen Parterre ist noch weit unzuverlässiger. Unsere Großen finden entweder keinen Geschmack an der Schaubühne, oder sie kennen die französische zu gut. Das Volk haßt die Trauerspiele, und besucht den Codrus, um den Zeus zu bewundern, der am Ende den Bliz so trefflich zu schleudern weiß. Die unter dem kleinen Haufen der Liebhaber den Ton angeben, sind junge Leute, welche von der Universität den Glauben mitgebracht, daß sie Geschmack haben. Eine glückliche Tirade, einige spitzfindige Sittensprüche bringen ihre Hände in Bewegung; sie klatschen, das Volk gähnt, und die wahren Kenner schweigen. Wie wenig kann sich ein Dichter auf einen solchen Beifall zu gute thun!

Daß die Verfasser der Bibliothek der schönen Wissenschaften dem Codrus den Preis zuerkannt, wird Ihnen wohl der geringste Beweis für seine Vortrefflichkeit seyn. Sie wissen, diese Herren haben nachher das Unglück gehabt, eines der elendesten Stücke, das jemals das Licht erblickt hat, krönen zu müssen. Mit diesem verglichen, ist der Codrus ein übermenschliches Meisterstück.

Jedoch die Verfasser der Bibliothek haben deutlich genug erklärt, daß die glückliche Poesie des Styls, und eine einzige schöne Situation, die sie im Codrus bemerkt, ihm den Preis zugezogen. Der Herr von Cronegk wäre mit diesem Urtheile, wenn er es erlebt hätte, meines Erachtens vollkommen zufrieden gewesen; denn er hatte allzu viel kritische Einsicht und allzu wenig poetische Eitelkeit, als daß er seinen Codrus für ein Meisterstück hätte halten sollen. Die Kritik, die er zugleich mit dem Stücke eingeschickt und die derselben ist beigefügt worden, zeigt seine Unpartheilichkeit gegen seine eignen Werke allzu deutlich. Lassen Sie es seyn, daß er ein wenig zu französisch kritisirt; genug, daß er seine eigenen Fehler nicht schont, und lieber getadelt als unverdient gelobt seyn will!

Die Einheiten, die Anzeigung des Stoffes, die Verbindung der Auftritte, den Gebrauch des Wunderbaren und den Styl dieses Trauerspiels hat der Verf. selbst beurtheilt. Ich habe nur noch einige Anmerkungen hinzuzuthun, die ich aber unter keine kritischen Titel zu bringen weiß.

Die vollkommenen Charaktere müssen dem Dichter ungemein gefallen haben. Alle seine Charaktere überschreiten die Natur. Codrus, Medon, Elisinde und Philaide sind höchst tugendhaft, und Artander höchst lasterhaft. Jene sind vollkommene Engel, dieser ein vollkommener Teufel. Es herrscht daher eine unerträgliche Einförmigkeit in den Gesinnungen der handelnden Personen. Jene moralisiren bei aller Gelegenheit und wechseln Sittensprüche, Artander trotzt und kramt eine falsche Politik aus. Es ist wahr, die Sittensprüche des Herrn von Cronegk sind vortrefflich; es ist wahr, er schildert die Tugend erhaben, und das Laster kriechend und abscheulich; allein je mehr dieses die Absicht des tragischen Dichters ist, desto sorgfältiger muß er sie verbergen. Wenn er geradezu moralisirt, so wird er frostig.

Aus dieser Häufung der vollkommenen Charaktere ist noch eine andere Unbequemlichkeit entsprungen. Der Hauptvorwurf des Trauerspiels ist der Tod des Codrus für's Vaterland: Codrus pro patria non timidus mori. Die Bereitwilligkeit, sich dem Wohl des Vaterlandes aufzuopfern, sollte also in dem Charakter des Codrus hervorleuchten, und ihn von allen übrigen handelnden Personen unterscheiden. Allein Medon, Elisinde und Philaide sind alle Augenblick bereit, für Athen, für den König und Einer für den Andern zu sterben. Wenn unter diesen großmüthigen Seelen irgend eine Uneinigkeit entsteht, so ist es immer um den Vorzug zu sterben: so sehr entfernt sind sie von der feigen Liebe zum Leben, und also auch von der Befremdung, mit welcher gemeine Seelen einen willigen Tod betrachten. Der Zuschauer, welchem diese heroische Gesinnungen beständig vor den Ohren gehen, muß zuletzt das Betragen des Codrus eben nicht außerordentlich finden. Er wird sich vielmehr verwundern, daß der große Codrus den Tod für's Vaterland nicht so entschlossen, nicht so freudig stirbt, als jede andere von den handelnden Personen thun würde. In der That der Entschluß, für Athen zu sterben, macht den König bekümmert, unruhig und niedergeschlagen: indessen daß die übrigen handelnden Personen nichts sehnlicher wünschen, als für Athen oder auch Einer für den Andern zu sterben. Der Dichter hätte sich die hohen heroischen Gesinnungen aufsparen sollen, damit sie in dem Charakter des Helden desto stärker in die Augen leuchten mögen.

Und was soll ich zu dem gedoppelten Interesse sagen, das offenbar in diesem Stücke herrscht? Das Schicksal von Athen ist eigentlich das Hauptinteresse; allein in den ersten drei Aufzügen herrscht ein ganz anderes Interesse, das mit dem Schicksale von Athen in keiner Verbindung steht: nämlich die unvermuthete Wiederkunft des Medon und seine Liebe zur Philaide, die bei seiner Abwesenheit und vermeintem Tode zur Braut des Königs bestimmt worden. Dieser kleine Knoten wird geschürzt und wieder aufgelöst; Niemand ist unterdessen um Athen bekümmert, der Zuschauer weiß auch gar nicht, daß Athen in Gefahr sei. Alles ist ruhig; allein im 7ten Auftritte des dritten Aufzugs kommt Artander, wie gerufen, um einen neuen Knoten zu schürzen. Unter dem Vorwande, den Frieden zu befestigen, welchen der Zuschauer für längst befestigt hielt, kommt er mit einem Gefolge nach Athen, und bemächtigt sich der Stadt und der Person des Königs. Allhier geht also das eigentliche Hauptinteresse erst an. Es ist wahr, die Liebe des Medon zur Philaide schlendert immer noch nebenher, und hat einigen Einfluß in die schöne Situation, in welcher sich Medon befindet, als ihm der Tyrann frei giebt, eine Person beim Leben zu erhalten; allein der Dichter hätte diese Liebe voraussetzen, aber nicht drei ganze Aufzüge damit anfüllen sollen. Der Zuschauer glaubt, diese Liebe sei der Hauptknoten.

Und obgleich in den ersten drei Aufzügen nur von der Liebe des Medon die Rede ist; so hört man dennoch die strenge Elisinde, die ihren Sohn ermahnt, seine Liebe dem König aufzuopfern, von nichts als von Heldentugend, vom Tode für's Vaterland, von dem Geblüte des Theseus, und von dem, was ein Unterthan seinem Könige schuldig ist, reden. Im Vorbeigehen gesagt, ich weiß nicht, ob der Ton, aus welchem der Hr. v. Cronegk von Unterthan und König spricht, nicht gar zu modern ist. Die Griechen waren niemals so unterthänige Unterthanen, als sie der Hr. v. Cronegk seyn läßt. Sie kannten wohl die Pflicht, für's Vaterland zu sterben, allenfalls unter der Anführung eines Königs für dasselbe zu sterben; aber sich dem Wohlgefallen eines Königs aufzuopfern, und aus unterthänigem Gehorsam sogar seine erlaubtesten Neigungen zu unterdrücken, war vielleicht zu Athen niemals eine Pflicht. Ich kann nicht ohne Widerwillen die tugendhafte Elisinde zur Philaide sagen hören:

Glaubst du, daß wenn mein Sohn, wenn Medon auch noch lebte,
Daß seine Zärtlichkeit der Tugend widerstrebte?
Sein König liebet dich; er ist ein Unterthan,
Obgleich von Theseus Stamm. Wer nicht gehorchen kann,
Ist nicht zu herrschen werth.

Philaide antwortet ihr:

Er *) ist der Ehrfurcht werth, mehr als der Zärtlichkeit;
Für ihn zu sterben, sind Athen und ich bereit.

Auch Medon spricht:

Mein Leben geb' ich gern für meinen König hin.

Elisinde muntert ihren Sohn auf, aus Liebe zum Codrus der Philaide zu entsagen:

— — — Die Liebe tadl' ich nicht;
Sie herrsche, wo sie will; doch weiche sie der Pflicht!
Ermuntre dich, mein Sohn! Schlag nicht die Hofnung nieder,
Die wir von dir gefaßt; sey endlich Medon wieder.

Er beklagt sich, der Verlust der Philaide würde unvermeidlich seinen Tod nach sich ziehen. Stirb, spricht die strenge Elisinde,

— — — Stirb und sey tugendhaft!
Dis ist des Lebens Zweck. — — — —

Man sollte glauben, es käme hier auf die Erhaltung des Vaterlandes oder sonst eines großen Theils des menschlichen Geschlechts an; und gleichwohl betrifft es bloß eine Privatabsicht des Königs, der noch dazu weder sonderlich verliebt ist, noch hartnäckig auf seinem Sinn besteht. Man hat ihm noch nicht einmal entdeckt, daß Medon ein früheres Recht auf die Liebe der Philaide habe; und sobald er es erfährt, vereitelt er auf einmal die prächtige Moral der Elisinde, und zeigt, wie wenig seine Ruhe oder Zufriedenheit von dieser Liebe abhange.

191ster Brief.

Wollen Sie aber den tragischen Geist des Hrn. von Cronegk kennen lernen, so lesen Sie dessen unvollendetes Trauerspiel „Olint und Sophronia" **). Ich kann Ihnen

*) Der König.

**) Des Freyherrn Joh. Friederich von Cronegk Schriften. Leipzig 1760.

weder den Plan noch die Entwicklung, weder die Beobachtung noch die etwa glückliche Übertretung der Einheiten in diesem Stücke anpreisen; denn der Dichter hat nicht mehr als vier Aufzüge hinterlassen; und wer weiß ob er oder die Herausgeber seiner Schriften nicht mit Fleiß den fünften unterdrückt haben? Wo ich nicht irre, so hat der Ausgang den Dichter zu früh übereilt; der Stoff war in den ersten vier Aufzügen verschnitten, und der Rest wollte zum fünften nicht hinreichen. Doch dieses sind Muthmaßungen!

(Die Fortsetzung folgt.)

XII. Den 15 Oct. 1761.

Fortsetzung des 191sten Briefes.

Also nichts von den Regeln des Ganzen! Aber die Handlung, das Interesse, die Charaktere, die Leidenschaften: diese haben mir in „Olint und Sophronia" besser gefallen als im Codrus, und so gut wenigstens, als in einem deutschen Trauerspiele, das ich kenne. Die Fabel zu diesem Stücke ist aus dem zweiten Gesange der Gierusalemme liberata des Tasso, und wird Ihnen nicht unbekannt seyn; denn sie ist eine von den schönsten Episoden in diesem Heldengedichte. Nun hören Sie, wie sie der Herr von Cronegk zum Theater bearbeitet hat!

Der Schauplatz ist zu Jerusalem. Ismenor, ein mahomedanischer Priester, hat ein den Christen heiliges Bild in die Moschee bringen lassen: in dem abergläubischen Wahne, die Christen, welche die Stadt belagerten, würden nichts wider dieselbe ausrichten, so lange das Bild in der Moschee bliebe. Olint, ein heimlicher Christ, Liebhaber der Sophronia und Feldherr des Aladin, Königs zu Jerusalem, stiehlt dieses Bild aus der Moschee; und indem er von dieser kühnen That zurückkommt, begegnet er seinem Vater Evander, und entdeckt ihm, was er sich unterfangen. Im 3ten Auftritte will Aladin mit seinem Gefolge die Moschee besuchen; und Ismenor, ganz außer sich, kommt ihm entgegen, und bringt ihm die schreckliche Bot-

schaft, das Bild sei entwandt. Aladin schwört dem Thäter den Untergang; Ismenor, als Priester, setzt hinzu:

— — — Das ganze Volk soll sterben!
Wer einen Christen schont, der muß mit ihm verderben.

Er wirft einigen Verdacht auf Olint, dem der König so eben aufgetragen, den Thäter aufzusuchen. Clorinde, eine persische Prinzessinn, voller heldenmüthigen Gesinnungen, und verliebt in Olint, nimmt die Vertheidigung ihres Geliebten auf sich, und spricht zum Ismenor:

Die Tugend glaubet nie, was ein Verleumder spricht.
Wer schlimm von andern denkt, ist selbst ein Bösewicht.
Die Priester wollen Gott durch Blut und Eifer dienen;
Sie strafen — und verzeihn befiehlt Gott uns und ihnen u. s. w.

Diese Lehren thun auf Ismenor die gewöhnliche Wirkung; er verwickelt Clorinden mit in den Verdacht. Der König schwört allen Christen in Jerusalem den Tod, wenn man den Thäter nicht entdeckt.

Im 4ten Auftritte entdeckt Clorinde ihrer Vertrauten, der Hernicie, ihre Liebe zum Olint. Der Dichter hat diese frostige Erklärung durch Sittensprüche aufgestutzt:

Das Herz macht unsern Werth, nicht Purpur oder Kronen.
Wer sind die Sterblichen, die in Palästen wohnen,
Für die die Welt sich bückt, und die man Fürsten nennt?
Oft Sklaven, die das Volk beneidet und nicht kennt,
Geringe Sterbliche, nur stolz auf eitle Rechte,
Die die Geburt ertheilt, im Herzen aber Knechte.

Das Ende des ersten Aufzuges macht ein sehr schöner Chor mit Recitativen und Arioſen, den ich Ihnen ganz abschreiben möchte, wenn er nicht zu viel Raum einnähme. Die Verse sind harmonisch, sanft und dennoch feurig, von der Art, wie die Chöre des Racine in der „Athalie" oder „Esther". — „Er „wollte einen Versuch thun", sagen die Herausgeber in der Vorrede, „ob nicht die Chöre wieder eingeführt, und durch selbige „die Aufzüge untereinander besser verbunden werden könnten. Er „glaubte, daß ihm der Pindarische Ausdruck der alten Chöre nicht „erlaubt sey, und daß unsere Musik, unsere Art zu singen, „solches verhindere."

Zweiter Aufzug. Sophronia, eine christliche Jungfrau, die Geliebte des Olint, eine liebenswürdige Schwärmerinn, faßt den heldenmüthigen Entschluß, sich für die Thäterinn anzugeben,

[redacted]

... betreffend.

... zu sterben. ...
... wesentliche Bedingun-
...d" zu einem ...
...en Ideen! Die ...
... Serena:

... zu retten!
... Schauer ein?
... seyn.
... aus Schwachheit ...
...
... und Palmen dein;
... nicht mehr seyn;
... siegen;
... ...gen;
... ...nnt und still,
... ...nd' erkaufen will.
... ...isten waren,
... ...ert von Gefahren,
... ...rmbefreyten Hoh'n,
... Tränen sehn;
... Verlangen;
... ...erum umfangen.

— — —

... Gegenvorstellungen; allein
... daß die gemeinste Leidenschaft
... vor dem Tode zu besiegen:
... ...erde, Kummer und Liebe seien

... ...ahrer Muth
... ...as Wahn und Hitze thut?
... ...ge Siegeskronen,
... Trost und Hoffnung wohnen,
... Liebe, Hoffnung, Wahn,
... ...rzt besiegen kann?

... Ton fort, und nimmt den aller-
... Freundinn. Dem Olint läßt sie
... ...rettung der Christen bedacht zu
... ...rch ihre lebhafte Einbildungskraft

... Schmach und Banden,
... Todes überstanden!
... ...t der Geist befreyt
... Körper unentweiht,

Sinkt hin im blut'gen Staub — Bewahret ihn vor Schande;
Bedeckt ihn, Freundinnen, mit Schutt und leichtem Sande!
Und wird es euch erlaubt, o so begrabt mich hin,
Daß ich beym stillen Grab der theuren Mutter bin,
Dort, wo die Christen sind. Es geb' kein Stein zu lesen,
Wo meine Leiche ruht, und wer ich einst gewesen.
O Vorsicht, laß mein Blut doch ungerächet seyn!
Zum Himmel muß es nie um Rache flehend schreyn!
Erleucht' der Feinde Herz, an statt sie zu bestrafen;
Laß in der Erde Schooß den Körper ruhig schlafen,
Bis jenem grossen Tag, da die Posaune tönt, u. s. w.

In dem 2ten Auftritte erscheint der König, und Sophronia giebt sich wirklich als Thäterinn an. Diese Scene würde der Dichter vermuthlich umgearbeitet haben. Wie sie da ist, halte ich sie für eine der unvollkommensten im ganzen Stücke. Der Zuschauer ist in der größten Erwartung, und verspricht sich große Dinge von dieser vortrefflichen Situation; allein der Dichter hat sie auf eine unverantwortliche Weise vernachlässigt. Aladin sucht den Olint, welchen er ausgeschickt hatte, den Thäter auszuforschen. Sophronia naht sich ihm, und spricht in einem geistlosen Tone:

— — — Herr, du erblickst in mir,
Die dir das Bild entführt. Verschon' das Volk der Christen;
Ich seh' die Deinen sich zu ihrem Tode rüsten;
Halt' ein, und wende nur den Zorn auf mich allein!
Ganz sey die Ehre ihr, ganz sey die Strafe mein;
Dein Eidschwur wird erfüllt u. s. w.

Der König läßt ihr Fesseln anlegen, und sie trotzt in Sentenzen:

— — — Willkommen, werthe Bande!
Verbrechern seyd ihr schwer; ihr selbst bringt keine Schande;
Der Unschuld seyd ihr leicht. Stolz auf die edle That, u. s. w.

Wie vortrefflich hat Tasso diese Situation in ihrem Glanze zu zeigen gewußt! Warum hat ihn doch v. Cronegk verlassen? Ihn nachahmen wäre hier rühmlicher gewesen, als die mißliche Affectation, zur Unzeit sich einen eigenen Weg zu bahnen. Weil ich jetzt nicht übersetzen mag, so will ich Ihnen diese Stelle nach der Koppen'schen Übersetzung anführen, in welcher, so elend sie ist, dennoch der Geist des Tasso noch hin und wieder durchscheint; ich werde aber doch die erzählende Art in die dramatische verwandeln, um nur das anzuführen, was in

einem Trauerſpiele zu gebrauchen iſt. Der König ertheilt den Befehl, das Volk der Chriſten auszurotten; Sophronia eilt zu ihm hin und ruft:

Verſchone! halte noch mit Grimm und Eifer ein,
Halt' ein, o König! laß dein Volk noch ruhig ſeyn!
Ich komme zu dir her, des Miſſethäters Leben,
Den deine Rache ſucht, dir willig Preis zu geben.

Aladin.

Erzähle was du weißt, und wie es zugegangen;
So ſoll dein Chriſtenvolk noch keine Straf' empfangen.

Sophronia.

Nun wohl! der Thäter ſteht vor deinen Augen hier!
Der Diebſtahl unſers Bilds, mein König, kömmt von mir!
Ich bin die Räuberinn, die dieſen Schatz geſtohlen!

Aladin.

Du ſelbſt? ſprich, wer hat dich zu dieſer That verleitet,
Wer hat dir Rath ertheilt, wer dich dabey begleitet?

Sophronia.

— — — Mir, mir gebührt der Ruhm allein!
Kein Menſch ſoll, außer mir, deſſelben theilhaft ſeyn!
Von mir, und niemand ſonſt, iſt Rath und That gekommen!
Ich hab' es von mir ſelbſt und heimlich unternommen.

Aladin.

So fühle auch den Zorn des Aladin allein!
Beym Allah! dich ſoll bald die ſchwarze That gereun.

Sophronia.

Dein Zorn trifft den mit Recht, auf den der Ruhm gefloſſen.
Das Bild iſt unentweiht; nun leid' ich unverdroſſen.

Als man ihr die Feſſeln anlegt, läßt ſie Taſſo ſchweigen, und weder trotzen noch verzagen; ſondern eine ſtille Größe in ihren Blicken äußern, die ein Kennzeichen des wahren Enthuſiasmus iſt:

Ella si tace; e in lei non sbigottito,
Ma pur commosso alquanto è 'l petto forte;
E smarrisce il bel volto in un colore,
Che non è pallidezza, ma candore.

Cronegk hat auch da ſeinen Vorgänger nicht erreicht, wo er den Olint herbeieilen läßt, die Sophronia zu retten und ſich

selbst anzugeben. Im dritten Aufzuge läßt er den König die Sophronia noch einmal vornehmen, um sie auszuforschen. Er fragt sie:

Wer gab dir Hülf' und Rath? Wer half zum Raube? Sprich!
Verstockte! schweigst du noch? Wer ist der Thäter?
Olint, der sich unter der Wache, unter welcher er gestanden, auf einmal hervor drängt
Ich!

Wie gefällt Ihnen dieser theatralische Kunstgriff? Nicht wahr? sehr gezwungen und unnatürlich? Freilich dergleichen Theaterstreiche, wie man sie zu nennen pflegt, sind bei den Franzosen sehr gewöhnlich. Aber alle Theaterstreiche sind unschmackhaft und höchst unerträglich, wenn sie die Kunst zu sehr verrathen. Warum muß Olint so lange unter der Wache sich ruhig halten, und nicht eher hervordringen, bis der König eine Frage thut, auf welche er reimen kann? Und das einsylbige Ich! wie unnatürlich ist es in dem Munde eines Olint! bei dem alle Lebensgeister in vollem Aufruhr seyn müssen, jetzt da er hineilt, seine Geliebte zu retten und für sie sich der Todesstrafe zu unterwerfen.

Hierauf folgen einige Auftritte, die ihre vorzügliche Schönheiten haben. Ich rede nicht von schönen Tiraden; diese fehlen dem Hrn. v. Cronegk niemals. Ich meine tragische Situationen, die Leidenschaften zu erregen fähig sind. Aladin will den Olint zum Abfall vom Christenthum bereden, und versichert ihm, Sophronia habe diesen Schritt bereits gethan; nun stünde es bei ihm, ob er die Sophronia oder den Tod wählen wollte. Olint wählt den Tod; der König ergrimmt und verläßt ihn, nicht ohne die härtesten Bedrohungen. Olint in einem Monologe:

Sey ruhig, Herz! du wirst aus diesem Thal der Zähren
Nun bald befreyt, und eilst zu jenen höhern Sphären —
Doch ach, Sophronia! welch Schauer nimmt mich ein!
Sophronia! du wirst nicht dort, nicht bey mir seyn,
In jener Ewigkeit — der Tod! Er wird uns trennen,
Auf ewig. Ach! nichts wird uns je verein'gen können!
Auf ewig! — ohne sie! — O Vorsicht! stärke mich;
So unglückselig war kein Sterblicher, als ich.
Der Jüngling, der entfernt die Hoffnung aufgegeben,
Hiernieden die zu sehn, für die er wünscht' zu leben,
Kann denken: Bald entflieht des Lebens kurze Zeit,
Und dann vereinigt uns der Tod — die Ewigkeit.

Doch ich — ich hab' ihn nicht, den Trost, der ihn erquickt,
Ich soll Sophronien auf ewig unbeglücket,
Gestraft, gequälet sehn — —

Endlich folgt eine meisterhafte Scene, die eines Corneille nicht unwürdig ist. Clorinde erfährt die Liebe des Olint zu Sophronia, und geräth in eifersüchtige Wuth und Verzweiflung. Da sie bei Hofe viel vermag, so läßt sie die gefesselte Sophronia vor sich kommen, um mit eigenen Händen Rache auszuüben. Welch eine schöne Situation! welch ein Kampf der entgegengesetzten Affecten! Clorinde wüthet, Sophronia ist voller Sanftmuth; jene schäumt vor Verzweiflung, und diese besänftigt sie durch eine Gelassenheit, welche die natürlichen Kräfte überschreitet, und die Wirkung einer über Tod und Marter wunderbar siegenden Seele anzeigt. Sie nennt den Namen des Olint; dieses Wort erregt die ganze Wuth der Clorinde:

— — Der Name giebt mir meine Wuth zurück.
— — — — — —
Stirb, Unglückseel'ge! stirb! und dein vergoßnes Blut
Bestrafe sein Vergehn, und stille meine Wuth!
Dein Auge sieht umher, und wünschet den Verwegnen;
Was kann er dir zum Schutz? was kannst du selbst?

Sophronia.

Dich segnen —
Verzeih ihr, Ewiger, Gott, der du kannst verzeihn!
O Vorsicht, laß mein Blut anjetzt das Mittel seyn,
Das ihren Geist erweicht, und sie zu dir bekehret!
Daß Leidenschaft und Wahn sie wider dich empöret,
War nur ihr Irrthum Schuld. O sende, Herr, dein Licht
In ihr verfinstert Herz! Verlaß die Deinen nicht!
Lob sey dem Ewigen — die Schrecken sind verschwunden.
Lob sey dem Ewigen — der Tod ist überwunden.

Doch dieser schöne Auftritt wird Ihnen vermuthlich in der „Bibliothek der schönen Wissenschaften" *) zu Gesichte gekommen seyn, allwo Sie sich auch von den übrigen theatralischen Arbeiten dieses Dichters unterrichten können. — Sein Lustspiel „der Mißtrauische" ist zwar meines Erachtens kaum mehr als mittelmäßig. Vielleicht ist der Hauptcharakter keiner glücklichen Ausführung fähig. Wer Argwohn, Mißtrauen und Menschenfurcht so weit treibt, erregt Widerwillen und beinahe Mitleiden;

*) Des sechsten Bandes erstes Stück.

denn man ist geneigt, seine Schwachheit für einen Fehler des Gehirns zu halten. Ein englisches Trauerspiel ließe sich vielleicht eher daraus machen als eine Comödie; denn da könnte das übertriebene Mißtrauen in seinen schrecklichsten Folgen gezeigt werden. Hingegen werden Sie einige Plane und einzelne Auftritte aus verschiedenen Lustspielen bemerken, die einen fruchtbaren Kopf anzeigen. Die guten Erfindungen sind auf der deutschen Schaubühne noch seltener als die guten Ausführungen; und was sage ich auf der Schaubühne? Wir haben leider! in dem weiten Felde der Dichtkunst noch sehr wenig erfindungsreiche Köpfe aufzuweisen; denn die schwindligen Träumereien unserer Nacht- und Einsamkeitssänger wird man ja nicht zu den Erfindungen zählen wollen?

Aus dem XII. Theil.

I. Den 22 Oct. 1761.

192ster Brief.

Ein Ungenannter hat sich mit den fünf Briefen, die ich an Sie über die „neue Heloise" geschrieben habe, einen kleinen Spaß gemacht. Er hat bei Gelegenheit derselben einen Bogen drucken lassen, der den Titel führt: Abaelardi Virbii Beylage zum zehnten Theile der Briefe, die neueste Litteratur betreffend. Gedruckt am vier und zwanzigsten des Herbstmonats 1761. Aus der Laune, die darin herrscht, möchte ich fast auf den Verfasser der „Socratischen Denkwürdigkeiten" rathen *); wenigstens kenne

*) Moses Mendelssohn hat die Identität der Person richtig getroffen; die „Socratischen Denkwürdigkeiten" und diese pseudonyme Schrift hat die neuere Zeit gleichmäßig dem Joh. Georg Hamann zugesprochen.
Anm. des Herausgebers.

ich keinen andern deutschen Schriftsteller, welcher diese Laune mit einer so körnigen Schreibart, die zugleich figürlich und spruchreich ist, zu verbinden pflegte. Das Salz ist darin mit vollen Händen gestreut; und die immer fortgehende Ironie ist bisweilen so fein, daß ich bald muthmaßen sollte, der Verfasser habe einigen unserer heftigsten Widersacher eine Nase drehen, und sie glauben machen wollen, als wenn dieser Bogen eine bittere Satyre auf unsre Briefe wäre. Ich nahm mir sogleich vor, Ihnen diesen Bogen zuzusenden, und dem Ungenannten in ein paar Zeilen zu zeigen, daß ich sehr wohl Spaß verstände; mußte aber zu meiner Verwunderung erfahren, daß ein Ungenannter bereits in meinem Namen eine Antwort hatte drucken lassen; denn wenig Tage nachher, da ich den erstern erhalten, erhielt ich einen andern gedruckten Bogen, mit der Aufschrift: Fulberti Kulmii Antwort an Abälardum Virbium: im Namen des Verfassers der fünf Briefe, die neue Heloise betreffend. Gedruckt am zehnten des Weinmonats 1761. Ich mache diesem zweiten Unbekannten mein Compliment, daß er die Laune des erstern so glücklich ergriffen hat. Nebst der Ironie hat er zugleich eben die dunkle spruchreiche Schreibart affectirt, und daher Gelegenheit genommen, dem erstern eine Erinnerung zu geben, die ich nicht mißbilligen kann. Was mich anbetrifft, kann ich nunmehro nichts weiter thun, als Ihnen diese beide Bogen beilegen und Ihr Urtheil erwarten.

Abälardus Virbius

an den Verfasser der fünf Briefe, die neue Heloise betreffend.

Mein Herr,

In Paris soll jedermann die neue Heloise bey ihrer Erscheinung für einen guten Roman gehalten haben; aber ganz gewis in Berlin nicht. Doch ich übertreibe vielleicht eine Schmeicheley, die man am Anfange seines Briefes schuldig ist, wenn ich Ihrem Urtheil einen so allgemeinen Einfluß zuschreiben wollte.

Sie haben sich unstreitig um viele Leser verdient gemacht, daß Sie eine Ausnahme von Ihrem Grundgesetz (keine Ausländer in Anspruch zu nehmen) gewagt. Rousseau! Diderot! Buffon! verdienen die Huldigung eines patriotischen Weltweisen; und man macht sich in Deutschland eine Ehre daraus, dies Triumvirat von französischen Schriftstellern so gründlich übersehen zu können, als wir uns vielleicht wünschen selbige erreichen zu mögen.

Was den Bürger zu Genf anlangt: so ist es allerdings ein Glück für ihn, daß er den Namen eines Philosophen, ungeachtet unserer strengen und erhabenen Begriffe von diesem Titel, mit wenig Kosten hat in der Fremde behaupten können, da er sich bisher blos durch die Laune seines Witzes und den Contrast übermüthiger Meynungen berühmt gemacht. Daß er in Frankreich dafür gelten mag, wundert mich nicht; wodurch sich aber unsere graduirte und eigenmächtige Philosophen haben blenden lassen, einen Schriftsteller, wie Rousseau, für ihren Ordensbruder zu erkennen, ist noch ein Knoten für mich. Meine Absicht war es daher, seinen Weltweisen im Reifrock nur mit fliegender Hand zu lesen.

Ohngeachtet es mir beym ersten Theil gereuen wollte, mich in ein so dickes Buch eingelassen zu haben; ohngeachtet ich die letzten Bogen desselben mit einem: ohe jam satis est! zu Ende geeilt, so war mir doch sein Gespräch sehr behülflich, die Eindrücke, die mir vom ganzen Werk übrig geblieben waren, theils zu sammeln, theils zu entwickeln; und ich fand mich endlich geneigt im Ton des begeisterten Geschmacks alles für gut zu erklären, was einen Salomo zum Grillenfänger, einen Young zum pragmatischen Geschichtschreiber des Centaurengeschlechts, einen Rousseau zum Romandichter, und uns beyde, mein Herr, zu kritischen Briefstellern macht, ja zu kritischen Briefstellern ohne Beruf, als den uns unsere Gaben oder wohl gar eine Einbildung davon weiß machen.

Auch Empfindungen gehören zu den Gaben, deren wir uns nicht überheben müssen. Wenn das, was unsere Empfindungen nicht erregt, und Ihres Orts nicht herzrührend ist, allen Anspruch darauf verlieren, und abgeschmackt heissen sollte: so fehlt es nicht viel, daß die grösten Malesicanten vom Autorstande, die in ihren zehn Theilen die Folter gelitten, um zum Erkenntnis und Gefühl ihrer Untüchtigkeit gebracht zu werden, gerechter sind als Sie. Ihrer eigenen Sicherheit wegen vermeiden Sie also lieber jeden gar zu allgemeinen Schluß von Ihren Empfindungen auf den Werth eines Buchs, falls das eiskalte Herz gewisser Leser durch das Ärgernis ihres eigenen Beyspiels nicht zur Verstockung noch mehr erbaut werden soll.

Ich bin nicht gelehrt genug, mein Herr, den wesentlichen Begrif von einem Roman absondern zu können; nicht schöpferisch genug einen dergleichen zu erfinden; nicht beredt genug ein Hirngespinst wahrscheinlich zu machen. Es lohnt meiner Mühe nicht die Individualität der besten Romanhelden näher zu untersuchen; ich will daher gerne todten Kunstrichtern überlassen, diese ihre Mondenkälber mit dem reichsten

Leichengepränge auszustatten und in das Heiligthum der Verwesung zu begleiten. Gesetzt auch, daß sie die neue Heloise nicht mit der Redlichkeit, Zierlichkeit, Klugheit beurtheilt hätten, die Ihnen eigen bleibt: so ist es nicht meine Sache jemanden seinen Geschmack streitig zu machen. Erlauben Sie gleichwohl, daß ich Ihren zureichenden Gründen einige Anmerkungen, Zweifel, Fragen, Vermuthungen und Einfälle an die Seite setzen darf. Es gefällt mir, dies öffentlich einem Unbekannten von Ihrer Einsicht zu unterwerfen, gleichwie es Ihnen zu statten kommt mit Freunden abzumachen, was zum gemeinen Besten beytragen kann.

Sollte es nicht wenigstens einen characteristischen Unterschied zwischen dem Romanhaften und Dramatischen geben? Sollte dieser Unterschied nicht in der Fabel selbst und den Hauptpersonen abstechen? Ist es Unwissenheit oder Kunst, diesen Unterschied ganz aus den Augen zu setzen und aufzuheben? Autoren und Lesern mag man alles zu gut halten; aber ist es nicht eine kleine Schande für Kunstrichter, diesen Misbrauch zu übersehen und ohngeahndet zu lassen? Vielleicht hat Rousseau die wahre Natur des Romanhaften tiefer eingesehen und glücklicher nachgeahmt, daß seine Geschicklichkeit hierin ein unvergeblich Verbrechen in den Augen solcher Virtuosen sey mag, denen ihr Gewissen über ihre Muster dunkle Vorwürfe macht. Warum endlich eine Sittenlehre, die am meisten nach der Schaubühne eingerichtet ist, bey den Pharisäern der Tugend den höchsten Beyfall findet, gehört nicht hieher; daß man sie aber pragmatisch nennt, kann man niemanden verwehren, weil die Herrschaft des ersten Menschen über das Thierreich und des Philosophen über den Zusammenhang der Dinge sich durch Namen und Willkühr selbige zu münzen, offenbaret.

Ich frage weiter: ob es mit der ästhetischen Wahrscheinlichkeit im Grunde besser aussehen mag, als mit der poetischen Gerechtigkeit, an die man auch einige Zeit abergläubisch gewesen? Ist man die Wahrscheinlichkeit in Behandlung der Geschichte unsäglich misbraucht, daß unsere Nachkommen vielleicht mehr Ursache finden werden über das ingenium graium als os rotundum des aufgeklärten Jahrhunderts nach Christi Geburt misvergnügt zu seyn, so nimmt ein demüthiger Beobachter der Natur und Gesellschaft den Ausdruck eines Alten zu Herzen, der eine Legende nicht deswegen verwerfen will, weil sie unglaublich ist, sondern mit tiefsinniger Bündigkeit und Unerschrockenheit sagt: Incredibile, sed verum. Es möchte also füglich zum Urbaren einer Geschichte eine Art von Unwahrscheinlichkeit und zur Schönheit eines Gedichtes eine ästhetische Wahrscheinlichkeit gehören. Man sollte aber nicht so wohl mit dem Buchstaben dieses Grundsatzes pralen, sondern vielmehr zeigen, daß man auch den Sinn desselben und die Kraft der Anwendung besäße, oder Funken von dem, was man in allgemeinen Ausdrücken bis in den Himmel erhebt.

Sie möchten gerne wissen, mein Herr, was der junge Mensch in der ganzen Geschichte spricht oder thut, wodurch er den Namen

eines Weltweisen verdient? und ich möchte eben so gern aus den Werken des Abälards überzeugt seyn, ob es eine Lobschrift oder Satyre ist, die man auf sein Grab gesetzt haben soll:

GALLORUM SOCRATES, PLATO MAXIMUS HESPERIARUM,
NOSTER ARISTOTELES, LOGICIS (QVICUNQVE FVERUNT)
AVT PAR AVT MELIOR, STVDIORVM COGNITVS ORBI
PRINCEPS, INGENIO VARIVS, SVBTILIS ET ACER,
OMNIA VI SVPERANS RATIONIS ET ARTE LOQVENDI
ABAELARDVS ERAT. SED NVNC - - -

Bayle nennet die Eitelkeit das Element dieses Mannes, und er selbst hat sich nicht geschämt, sich als einen albernen Menschen zu schildern, der in seinen Vorlesungen von nichts als Buhliedern geschwärmt, die in seiner Provinz zwar Mode geworden, in denen wir aber nicht den feinen Geist vermuthen dürfen, der die Tändeleyen eines Lessings, Gleims und G*** erhebt und adelt.

Man sollte also fast meynen, daß Ihrem eigenen Urtheil zum Trotz, der speculativische Character eines Weltweisen Sie gegen den Roman der neuen Heloise gefälliger gemacht haben würde. Es ist in der That schwer sich von einem jungen Gelehrten, der ein halber Savoyard zu seyn scheint, einen klugen Begrif machen zu können, wenn man unter lauter Sternen der ersten Grösse zu wandeln gewohnt ist, die auf hohen Schulen und Academien der Wissenschaften als grosse Lichter den Tag, als kleine Lichter aber die Nacht regieren. Der sogenannte St. Preux scheint unterdessen am Fuß der Alpen eben so füglich ein Philosoph genannt werden zu können, als der kleine Knabe Descartes von seinem Vater; jedoch ich kenne Philosophen, die selbst den alten Descartes ungeachtet seiner Verdienste um den heutigen Weg zu philosophiren, aus blosser christlicher Liebe in ihrer Gesellschaft dulden.

Ein verliebter Philosoph kann unmöglich anders als ein albern Geschöpf in unsern Augen seyn, bis die Reihe an Sie und mich kommen wird lebendig zu wissen, was uns die Muse längst wahrgesagt, daß die Liebe wie der Tod Philosophen mit Idioten gleich mache und wie der jüngste Richter ohne Ansehen der Person sey. Sollten also ein Paar schwarze Augen einmal wunderthätig genug seyn Ihr eiskaltes Herz, mein Herr! in einen blühenden Frühling zu ver-

wandeln, oder bin ich bloß darum auf meine Freyheit so
um die Schadenfreude einer blonden Heloise desto völliger
wer sagt uns beyden in diesem Fall für unsere Phil
Vielleicht dürfte sie uns keine andere Dienste leisten, als u
schaft in ein methodischeres, geschrobneres und affectirter
setzen. Wer sollte sich aber nicht entschliessen heftig und o
thun, wenn eine Gebietherinn diese Sprache für herzri
Und warum sollte man sich schämen durch Ausrufungen u
len ein Glück zu erhalten, das sich durch Erklärungen
weder ergrübeln noch geniessen läßt? Gehört denn nicht
schen Predigten und verliebten Spitzfindigkeiten so gut ei
und unerschöpfliche Einbildungskraft als zu Situationen?
lich anständig, daß Sie die Blumen wollüstiger Beredt
Vergänglichkeit wegen mit so spröddem Eckel ansehen, u
Liebhabern in einem Thal der Alpen zumuthen wollen, i
dungen in Friedrichsd'or oder Pfund Sterling umzusetzen?

Die Gabe zu erzählen ist sehr mannigfaltig. Ein Liv
und Tacitus können jeder an selbige Anspruch machen, un
ihnen nicht zum Tadel, daß sie sich in ihrer Schreibart
ähnlich sind, als sie sich von den Curtiis Rufis, den Flo
Monachis curiosissimi supercilii der neuesten Klostergeleh
fernen. Zu einem dramatischen Mährchen ist die Gabe
umentbehrlicher. Es ist zwar an dem, daß ein gelehrter
leichter zu befriedigen ist als ein süsser Sophiste; unter
das Gespräch des Rousseau immer ein Meisterstück, nic
Gabe zu dialogiren, die im Reich der Todten beyn
bewundert wird, und mit der man im galanten Arkadien
Beweise und metaphysische Sätze macht, sondern in der
die eine philosophische Diät im Lesen und Schreiben
Attischen Honig in den Kammern des Bauchs un
Fechteröl auf der nackten Haut des Leibes.

(Der Beschluß folgt.)

II. Den 29 Oct. 1761.

Beschluß des 192sten Briefes

Wer ist aber der ästhetische Moses, der Bürgern
Staats schwache und dürftige Satzungen vorschreiben darf?
gen: Du sollt das nicht angreifen, du sollt das nicht
sollt das nicht anrühren. In der Natur ist manches
gemein für einen Nachahmer — auch alles was mögli

euch nicht gelüsten!) Wenn man es uns eben so schwer machen will Originale zu seyn als Copien zu werden; was hat man anders im Sinn als uns in „Maulesel" zu verwandeln?

Wie war Ihnen zu Muth, mein Herr! da Sie den ehrwürdigen Greis auf ein Collegium aestheticum nach Deutschland einluden, oder ihn bey einem Almanachschreiber in die Schule schickten? Des Herrn Richardson Kupferstich mag in einem Kränzchen von gelehrten Damen obenan hängen; nil admirari bleibt immer die Grundlage eines philosophischen Urtheils. Die kräftigsten Irrthümer und Wahrheiten, die unsterblichsten Schönheiten und tödtlichsten Fehler eines Buchs sind gleich den Elementen unsichtbar, und ich bekümmere mich um die am wenigsten, die man in Augenschein zu setzen im Stande ist. Daß witzige Köpfe, die mehr Stutzer, als ehrliche Bekenner der schönen Wissenschaften sind, ein sympathetisch Gefallen an Engelgestalten haben, die kein Autor noch Leser gesehen, und den fleischlichen Sinn aufblasen, daß schöne Geister von der Geistlichkeit des Mondlichts begeistert werden, entschuldige ich gern; aber Philosophen gebührt es zu prüfen. Hat nicht Young schon in seinem Schwanengesang auf die septem sine flumine valles gewiesen? doch alle ästhetische Thaumaturgie reicht nicht zu, ein unmittelbares Gefühl zu ersetzen, und nichts als die Höllenfarth der Selbsterkenntnis bahnt uns den Weg zur Vergötterung.

Wenn unsere Vernunft Fleisch und Blut hat, haben muß, und eine Wäscherinn oder Sirene wird; wie wollen Sie es den Leidenschaften verbieten? Wie wollen Sie den erstgebohrnen Affect der menschlichen Seele dem Joch der Beschneidung unterwerfen? Kannst du mit ihm spielen, wie mit einem Vogel? oder ihn mit deinen Regeln binden? Sehen Sie nicht, daß Sie hiedurch alle Leuchtthürme niederreissen, die Ihnen selbst und andern zur Richtschnur dienen müssen? Doch Rousseau hat wider die geschriebene Musik der Affectensprache zu viel Antipathie geäussert, daß es eben so unbillig seyn würde sein ästhetisch Gewissen zu zwingen, als einen Israeliten lüstern zu machen — zu pommerschen Schinken.

In dem Schreiben eines guten Freundes ausser Deutschland ersehe, daß ein anderer Rousseau an Briefen sammelt um den Abälard zu verjüngen. Aber weil die Geschichte nicht von der Stelle geht; so möchte der Sammler wohl graue Haare bekommen, ehe er Herausgeber werden dürfte. Sollten Sie, mein Herr, die Erscheinung dieses Romans erleben: so wird sich der neue Abälard schmeicheln können, einen alten Oheim wie den Domherrn Fulbert an Ihnen wieder zu finden. Erkennen Sie es also, daß man Ihnen nicht nur Zeit sondern auch Gelegenheit geben wird zu einer Genugthuung nach Ihres Herzens Wunsch.

Erlauben Sie noch, daß ich hier das Fragment eines griechischen Romans, der im Ernst philosophisch genannt werden kann und auch in Briefen besteht, einem müßigen Landsmann empfehlen darf, aus der Dunkelheit hervor zu ziehen. Ich habe mit viel Antheil in den Werken des Hippokrates den untergeschobenen Briefwechsel über die lachende

Sucht des Demokrits gelesen und erinnere mich Stellen
funden zu haben, die durch eine freye Übersetzung (vergl
Aristänet der Zuschauer, wo ich nicht irre, zur Probe geg
französischen Witz Ehre machen würden. Ein fähiger
könnte Gelegenheit nehmen das System dieses alten Phi
einen Brief einzukleiden und anzuhängen, welches durch ei
Hypothesen der heutigen Philosophie in vielen Lücken, gelo
scheinlichkeit gemäß, ausgefüllt werden könnte.

— — Ergo fungar vice cotis, acutum
Reddere quae de ferrum valet, exsors ipsa secu

Julberti Kulmii

Antwort

an

Abälardum Wiebinum

im Namen des Verfassers der fünf Briefe, die ne
betreffend.

Wundern Sie sich, daß der Schöpfer der „n
loise" auch in Deutschland den Biedernamen eines
hat behaupten können? Wir schätzen die Worte nich
nerm Schrot und Korne, sondern nach dem relativ
den ihnen der Stempel eines jeden Landes einprägt.
wenn wir uns verstehen. Wir können das Wort
nicht anders deutsch geben als Marggraf; aber wir w
was ein französischer Marggraf zu bedeuten hat. Uns
weisheit heißt auch in Frankreich Metaphysik; und
Engländer die Großmuth der Prinzessinn Adelaide
dienst preisen will, so muß er sagen, sie habe einer
Bäuerinn tausend Pfund geschenkt: ob es gleich nur
France waren.

Jedoch wenn auch kein Magister in Deutschland
ger aus Genf für seinen Ordensbruder erkennen würde,
ihm meines Erachtens gleichwohl der Name Philosoph

ner ersten Grundbedeutung, vorzüglich zu. Wie? er sollte die Weisheit nicht lieben? Muß er nicht vielmehr bis zur Ausschweifung in sie verliebt seyn? Wir haben ihn auf der großen Weltbühne Molière's Meisterstück mit ihr machen sehen: er den Misanthropen, sie die Coquette. Er that ihr einen sauren Liebesantrag, sie schien gleichgültig; er ward bitter und tadelte ihre Sitten, sie lachte. Zuletzt schmähte er auf seine Buhlschaft, auf ihre Lieblinge, auf die ganze Welt; und im Herzen loderte noch die Liebe.

Aber den Namen seines neuen Geschöpfs St. Preux möchte ich aus dem Buche der Weltweisen wegstreichen. Sein Urbild, der entmannte Abälard, konnte immer in philosophischen Vorlesungen von nichts als Buhliedern schwärmen, und gleichwohl als ein wahres Lob zur Grabschrift erhalten:

Gallorum Socrates.

Aber ein Schweizer, der sich in verliebten Antithesen zum Weltweisen seufzen will, hat weder die Landessitten noch den Sprachgebrauch für sich. Zu Zürich ist Anacreon ein Priester der Venus, ein Verführer der Jugend; und unweit Genf soll man ihn wie in Griechenland den Weisen nennen?

Doch über diesen Punkt sind wir einig. Das Costüm mag mit der Wahrscheinlichkeit ein gleiches Schicksal haben. Gehört die Unwahrscheinlichkeit, wie Sie vermuthen, zum Urbaren der Geschichte: warum nicht auch die Freiheit, am Fuße der Alpen französisch zu philosophiren? Ich wende mich also zu Ihren entscheidenden Fragen, die ich suchen will mit der „Redlichkeit, Zierlichkeit, Klugheit" zu beantworten, welche, wie Sie gütigst bemerken, mir eigen seyn soll. Sie heben an:

„Sollte es nicht wenigstens einen characteristischen Unter„schied zwischen dem Romanhaften und Dramatischen „geben?" Warum nicht?

„Sollte dieser Unterschied nicht in der Fabel selbst und den Hauptpersonen abstechen?" — Er sollte.

„Ist es von Seiten des Kunstrichters Unwissenheit oder „Kunst, diesen Unterschied gänzlich aus den Augen zu setzen „und aufzuheben?" — Unwissenheit, mein Herr, Unwissenheit! Der Verfasser der „Socratischen Denkwürdigkeiten" versteht mich schon, wenn ich dem Sophisten antworte: „nichts weiß ich".

„Vielleicht hat Rouſſeau die wahre Natur des Romanhaf„ten tiefer eingeſehen und glücklicher nachgeahmt" u. ſ. w. „Die wahre Natur des Romanhaften" iſt ein Gallimatthias! beſſer: „die romanhafte Natur des Wahren". Wenn Rouſſeau Geiſtſchöpfer (esprit créateur) genug iſt, dieſe romanenhafte Natur aus dem Nichts hervorzurufen, und Sie ſich getrauen, das erſchaffene Chaos auf Ihre Atlasſchultern zu nehmen; ſo will ich anbeten und ſchweigen. Hierin beſtand meine Unwiſſenheit. Ich forderte Bündigkeit, Ordnung und Zuſammenhang; und ſiehe! ich war in einer Zauberwelt, wo ich nichts begreifen, wenig glaubwürdig finden, und alles deſto kräftiger glauben ſollte. Mein Geiſt war zu der hohen Entzückung nicht vorbereitet genug, in welcher wir ſehen, was noch kein Auge entdeckt hat, mit den Händen greifen, wo nichts iſt, hören, ſchmecken, glauben, und uns ſchämen zu fragen: warum?

Nach dem offenherzigen Bekenntniß, das ich Ihnen von meiner Unwiſſenheit abgelegt, fordere ich nicht ohne Billigkeit ein redliches Gegengeſtändniß. Geſtehen Sie mir, daß die Schuld der mißlungenen Kritik nicht ganz mein iſt. Wenn der äſthetiſche Zauberer mir ſeine Wunder zeigen will; ſo muß ſein erſtes Wunder ſeyn, meinen Glauben zu fangen und ihm die Augen auszuſtechen, um nach Belieben ſeinen Spott mit ihm treiben zu können. Als Kunſtrichter habe ich ein Recht, den ſtarken Geiſt zu ſpielen und in ſeine geheimnißvollen Künſte ein Mißtrauen zu ſetzen. Er muß entweder meine Empfindungen bezaubern, oder ich bin ungläubig. Er mag immer ſchäumen und rufen: ich ſehe Erſcheinungen von der Erde aufſteigen! ich muß ſie ſelbſt ſehen, oder ich glaube, es geht in ſeinem Gehirne um.

Sehen Sie, mein Freund! was der Kunſtrichter vor dem Autor voraus hat? Auch jener will Empfindungen erregen: aber gemeine; keine Wunder, keine Zauberwerke. Wer unglaubliche Dinge vorbringt, ſagt der irrgläubige Prophet Mahomet, muß Wunder thun, um ſie zu beſtätigen; wer aber mit eurem Verſtande redet, braucht der Wunderzeichen nicht, um euren Glauben zu feſſeln. Und was meinen Sie? daß die Maleficanten vom Autorſtande die Folter verdienen, welche ſie in unſern zehn Theilen gelitten; daß ihr eiskaltes Herz längſt zur Selbſterkenntniß hätte entflammt werden ſollen; — ſind dieſes etwa ſo unglaubliche Dinge?

Nichts geht über die Bündigkeit, mit welcher Sie die Liebessprache des St. Preux rechtfertigen. Allerdings! wenn er mit seinem blauäugigen Mädchen über das Jachin und Broas der Zärtlichkeit eins geworden, so kann ihm kein ästhetischer Moses verbieten, in Hyperbolen zu schmachten, oder in spitzfindigen Ausrufungen zu ihren Füßen zu sterben. Seine Scheidemünze ist alsdann so gänge und gäbe, als Friedrichsd'or oder Pfund Sterlinge.

Aber Sie Unglücksprophete! was für ein Machtwort haben Sie sich entfahren lassen! Noch zittern meine Gebeine. Noch tönt die Stimme der Muse in meinen Ohren, die Sie in einem prophetischen Liede mir drohen lassen. Ja! ja! ich fühle es, meine Stunde wird kommen. Der Liebesgott, der in den Pallästen der Großen herumschwärmt, wird im Vorbeigehen mit seinem Bogen auch an meiner Hütte anpochen; und wehe dem Kunstrichter, wenn seine Gebieterinn keine andere Sprache verstehen will, als der er sich aus kritischem Gewissen zu schämen hat! Wie, wenn die Eigensinnige Deutsch versteht, und in Stunden der Einsamkeit erhoben oder in Nachtgesängen zur Gegenliebe erweicht seyn will? Muß ich die Dichter von der traurigen Gestalt um Gnade, und die Gottheit ihrer mitternächtlichen Muse um Begeisterung anflehen? Muß ich, wenn die Tyranninn Modegeschmack hat, ihren Namen in traurige Cypressen einschneiden, und meine Liebe in schwermüthigen Hexametern hinweinen? — O nein! so tief hat die Göttinn Ate noch den Nacken keines Sünders gebeugt. Und wenn uns auch die Philosophie nicht wider die Grillen der Leidenschaften, nicht wider die Laune des Götterknaben schützt, so schützt uns doch eine höhere Macht, die Pflegemutter aller Leidenschaften, die Eigenliebe. Lassen Sie also Ihre Muse bald die Palinodie anstimmen, wenn sie unsern Weihrauch gern auf ihrem Altare brennen sieht.

Ihre Fragen sind nunmehro beantwortet; und nun ist die Reihe an mir, auch welche zu thun. Amant alterna Camoenae. Die Musen sind Ihnen gnädig und bewahren Ihr Genie vor Mißwachs; warum opfern Sie, parcus deorum cultor, so selten auf ihren Altären, und bringen nur einzelne vergängliche Blätter dar, die jedes Lüftchen verweht? Warum stoßen Sie Ihr Gebet in kurzen geheimnißvollen Seuf-

zern aus? und gewöhnen Ihre Bruſt nicht lieber zu einem längern Athem, der die heilige Gegenwart der Gottheit andächtiger verehrt? Und endlich warum wählen Sie eine Schreibart, deren Schönheiten nur mikroſkopiſche Augen ergötzen? Hat die Natur keine Gegenſtände, die der Nachahmung würdiger ſind als der Schimmel? Es iſt wahr, Sokrates, der Bildhauer, bekleidete die Grazien, um ihre nackten Reize nicht jedem unkeuſchen Auge bloßzuſtellen; wenn ich aber von den Werken des Weltweiſen auf das Werk des Künſtlers ſchließen kann, ſo wird er die holden Schönheiten bekleidet, aber nicht verſteckt haben. Das Gewand muß den Wuchs, die Gelenkigkeit und den freien Schwung der Glieder ohne Neid durchſchimmern laſſen, damit die Augen des Geiſtes genießen, was den fleiſchlichen Augen entzogen wird.

Die Kenner loben an Ihren Ausarbeitungen Erfindung, Zeichnung und Ausdruck; aber ſie vermiſſen die weiſe Vertheilung des Lichts und Schattens. Die Gegenſtände ſind wie in eine düſtre Wolke verhüllt; und nur hier und da ſtreift ein Wetterſtrahl durch, der die Augen blendet. Sie bekümmern ſich ſo wenig als Sie, mein Herr! um die Schönheiten, die man in Augenſchein zu ſetzen im Stande iſt; aber noch weniger um die Schönheiten, welche man ohne Noth dem Augenſchein entzogen hat. Die Sinne vergehen vor Spleen und Langerweile, wo der Witz beſtändig Räthſel aufzulöſen hat.

Da Sie wie aus den Wolken zu mir herab geredet, ſo mußte ich mir aus meinem Staube eine ähnliche Wolke aufblaſen, um Ihnen zu antworten. Wollen Sie ſich aber von einem Unbekannten rathen laſſen, ſo treten Sie aus Ihrer Maſchine hervor, und zeigen ſich den Zuſchauern in menſchlicher Bildung. Gedrungene Kürze iſt eine äſthetiſche Tugend, aber die Faßlichkeit muß nicht darunter leiden. Die feinſten Anſpielungen ſind nur Schnörkel des Styls; ſie müſſen wohl angebracht, und nicht gehäuft werden, wo ſie nicht mehr verunſtalten als zieren ſollen.

Sie ſehen, ich rede ſchon wieder in dem Tone eines Geſetzgebers: „du ſollt das nicht angreifen, du ſollt das nicht „koſten". Sie wiſſen aber auch, daß dieſer Ton den Verfaſſern der Briefe ſchon zur zweiten Natur geworden; der über-

müthige Charakter, in welchem sie sich festgesetzt, macht, daß der Vernünftige sie von den gemeinen Pflichten bürgerlicher Höflichkeit losspricht; und der gezüchtigte Autor findet einigen Trost in ihrer natürlichen Strenge. Er schmeichelt sich, so elend nicht zu seyn, als ihn der spröde Geschmack dieser Tadelsüchtigen findet.

IV. Den 12 Nov. 1761.

194ster Brief.

Ich überdenke die elenden Schriftsteller und Übersetzer, die wir Ihnen schon seit einigen Jahren bekannt gemacht haben. Ein Menge ziemlich schaler Köpfe! Und gleichwohl sind sie alle große Genies gegen den Schmierer, über welchen ich mich seit gestern ärgere. Der Titel seines Buchs ist: „Anti-Shaftesbury, oder die entlarvte Eitelkeit der Selbstliebe und Ruhmsucht, in philosophischen Gesprächen nach dem Englischen. Frankfurt am Mayn, bey Garbe 1761." Daß der deutsche Urheber dieser Schrift ein elender, unwissender Übersetzer sei, soll mein künftiger Brief beweisen; gegenwärtiger soll ihn von einer andern Seite betrachten. Ich bin noch ungewiß, ob er selbst ist betrogen worden oder seinen Leser zum Besten haben will? Eins von beiden ist unstreitig. Der Titel verkündigt einen heiligen Eiferer, dem die Würde, mit welcher Lord Shaftesbury die menschliche Natur krönt, ein Greuel in den Augen ist; der der Religion einen angenehmen Dienst zu erweisen glaubt, wenn er alle Tugenden der Vernunft auf ihrem Altare schlachtet, den natürlichen Menschen zum Ungeheuer macht, und Gott in seiner Schöpfung lästert, um ihn in der Offenbarung desto mehr zu verherrlichen. In der Vorrede giebt der deutsche Schriftsteller sich immer noch dieselbe Miene, nur daß er nach seiner Art auch gerne witzig seyn möchte. „Der Mylord", heißt es, „machte nach seinem System aus blos natürlichen „Menschen lauter Mylords, er schuf sie, wie Homer seine

„Götter *), und schmückte sie mit den prächtigsten Feyerkleidern „der Modetugenden. Welches System würde sich auch für „unsere scharfsehende erleuchtete Zeiten besser schicken? Alle „Stutzer geist- und weltlichen Standes, alle von der schönen „Paßion brennende Personen beyderley Geschlechts, die sich bey „der schönen und artigen Welt niemals gerne ohne prächtige „Kleidung sehen lassen, müssen ihm beyfallen. Seine Tugend „ist die Tugend der galanten Centauren, der starken grossen „Geister, wie die Tugend von Sans-Souci".

Sie vermuthen ganz gewiß, der Anti-Shaftesbury wird von einem Young oder sonst einem andächtigen Gottesgelehrten herrühren, der den sogenannten Centauren den Hals brechen will? Warten Sie, der Übersetzer wird ihn zu erkennen geben. „Der Verfasser dieser philosophischen Gespräche", fährt er fort, „entblößt im Gegentheil die Menschen im natürlichen Stande „von Rock und Wambs, so zu reden, er ziehet ihnen gar das „Hemde der Tugend vom Leibe, daß ihnen kaum das Fell „übrig bleibt, und nöthiget sie, bey ihrer moralischen Blösse „eine Decke in der Offenbarung zu suchen". Nun was meinen Sie, wer der große Beschützer der Offenbarung ist, welchen der Übersetzer wider den Lord auftreiben läßt? Der Listige! er schämt sich, ihn zu nennen; aber Sie brauchen nur eine Seite zu lesen, um den Mandeville, den berüchtigten Verfasser der Fabel von den Bienen zu erkennen. Das Buch heißt auch im Englischen keinesweges Anti-Shaftesbury, sondern es ist der zweite Theil der „Fabel von den Bienen", so wie sie im Jahr 1729 zu London herausgekommen ist. Die ganze Welt kennt den Mandeville und seine Fabel. Jedermann weiß, wie er es mit der geoffenbarten Religion meint, und was für Vortheile sie sich von seinen Lehren zu versprechen hat. Wenn er sich von dem Lord unterscheidet, so ist es größtentheils darin, daß ihm auch die natürliche Religion so heilig nicht ist, als jenem erhabenen Weltweisen. Jedermann weiß dieses, sage ich; nur unser Übersetzer ist entweder einfältig genug, zu glauben, oder unverschämt genug, seinen Lesern weiß machen zu

*) Es ist ekelhaft, den Witz solcher Leute in Anspruch zu nehmen. Bedenken Sie aber doch das Gleichniß: „wie Homer seine Götter"! Als wenn Homer seine Götter edler als die Natur geschildert hätte!

wollen, der zweite Theil von Mandeville's Fabel von den Bienen *) sei eine ernsthafte Vertheidigung der geoffenbarten Religion.

Daß er seinen Helden nicht zu erkennen giebt, daß er ihn vermummt und verstellt auf die Bühne bringt, das macht ihn etwas verdächtig. Allein man muß ihm Gerechtigkeit widerfahren lassen. Er scheint gleichwohl selbst betrogen worden zu seyn. Sie kennen die niedrige, oft scurrile Schreibart des Mandeville. Um sich auch im Äußerlichen von dem Lord zu unterscheiden, wählte er die gemeine Sprache des Pöbels, die er aber durch vielen Witz und seltsame Laune aufzustutzen wußte. Da ihm der Lord das menschliche Geschlecht zu sehr zu veredeln scheint; so setzt er ihm beständig das Beispiel der Schiffsleute, Schornsteinfeger und Kräuterweiber entgegen, auf welche er die erhabenen Grundsätze des Weltweisen anwendet, um sie lächerlich zu machen, und endlich die Folgerung daraus zu ziehen, die ihm so sehr am Herzen liegt: daß „das Laster der menschlichen Gesellschaft eben so nützlich sei, als die Tugend". Dieser ungereimte Satz ist die Moral seiner Fabel, und die Ursach, warum er mit der erhabenen Weltweisheit des Shaftesbury nicht zufrieden seyn kann.

Unser Übersetzer hingegen nimmt in seiner Einfalt alles in dem feierlichsten Tone von der Welt. Der Autor schäkert und treibt Kurzweil, der Übersetzer ist streng und ernsthaft. Jener führt die Sprache eines lockern Freidenkers, dieser eines schalen Candidaten. Sie können sich leicht vorstellen, was aus dieser Verwirrung für ein Mischmasch von Ernst und Spaß, von Feierlichkeit und Kurzweil entstanden ist. Die lose Miene des Autors blickt allenthalben hindurch, und thut neben dem frommen Gesichte des Übersetzers die lächerlichste Wirkung von der Welt. Kann man hieraus nicht sicher schließen, der gute Mann sei selbst betrogen worden, und habe das Werk aus frommer Absicht unternommen?

In der That hat er seinen Autor so sehr gemißhandelt, daß das Werk unter seinen Händen ganz unschädlich geworden ist.

---

*) The fable of the bees, or private vices public benefits.
Anm. des Herausg.

Er hat ihm, um mich ſeines Ausdrucks zu bedienen, „Rock und Wambs“ und das „Fell“ ſelbſt mit abgezogen. Dadurch hat er ihm das Gift benommen, aber wahrhaftig das Leben mit. Ein Löwe, dem man alle Glieder gelähmt hat, damit er nicht ſchaden könne, iſt ein jämmerlicher Anblick; und jeder vernünftige Leſer wird das Bild dieſes Löwen in dem verdeutſchten Mandeville erkennen.

195ſter Brief.

Ich glaube, mein Überſetzer beſitzt alle die Eigenſchaften, deren jede ganz allein hinreichend wäre, ihn zum elenden Überſetzer zu machen. Er verſteht weder die Sprachen, noch die Materie, und iſt äußerſt nachläſſig. Dieß ſind harte Beſchuldigungen, ich geſtehe es; allein ſie ſind nicht härter als die Beleidigung, die ein ſolcher Menſch dem Publico anthut, indem er ihm Dinge vorſagt, welche er ſelbſt nicht verſteht, und verwirrtes Zeug hinſchreibt, mit welchem er nicht die mindeſte Idee verbinden kann. Ich habe nur die erſten beiden Geſpräche mit der Urſchrift verglichen; und ich würde ein ganzes Buch ſchreiben müſſen, wenn ich alle Nachläſſigkeits- und Unwiſſenheits-Fehler rügen wollte. Wo er von ungefähr richtig überſetzt, da iſt ſein Ausdruck ſchülerhaft, unangemeſſen, gezwungen und ſchielend. So angenehm ſich das ſchnurrige Ding im Engliſchen leſen läßt, ſo wenig kann man im Deutſchen eine Seite ohne den äußerſten Ekel und Widerwillen leſen. Ihnen die Zeit nicht zu verderben, die ich mir leider! habe verderben müſſen, übergehe ich die lächerlichſten Fehler dieſes elenden Schmierers; und begnüge mich, einige von den Stellen anzuführen, wo das Deutſche gerade das Gegentheil vom Engliſchen ſagt, wenn anders noch ein Sinn hineinzulegen iſt. Hier ſind einige von dieſen merkwürdigen Stellen!

Seite 33. Cleomenes macht die Anwendung von den erhabenen Grundſätzen des Lord Shaftesbury auf die niedrigſten Profeſſionen, und hält eine lächerliche Lobrede auf die edlen Geſinnungen eines armen Weibes, die ihren Sohn zum Schornſteinfeger beſtimmt. You find yourself, ſpricht er zum Ver-

theidiger des Lords, under a necessity of allowing my Panegyricks, as you call them, to be just; or finding the same fault with most of my Lord Shaftesbury; d. i.: „Sie „müssen entweder meine Lobrede, wie Sie sie nennen, gelten „lassen, oder an den meisten Lobreden des Lords Shaftesbury „eben dasselbe auszusetzen finden". Unser Übersetzer sagt: „Sie „finden sich genöthiget, meinen Lobreden, wie Sie es zu nen„nen belieben, beyzufallen, oder in den meisten, Fehler, „die der Mylord Shaftesbury vorgestellt hat, zu ent„decken". Verstehen Sie das?

Seite 36. Horaz, der Vertheidiger des Lords, spricht: I admire your Invention, and thus much I will own, that by overacting the part in that extravagant manner, you have set the social system in a more disadvantageous light, than ever I had considered it before. But the best things, you know, may be ridicul'd. D. i.: „Ich bewundere Ihren „Kunstgriff; und so weit muß ich gestehen, daß Sie das Ge„selligkeitssystem, indem Sie die Rolle bis zur Ausschweifung „übertrieben, in ein so unvortheilhaftes Licht gesetzt haben, in „welchem ich es noch nie betrachtet habe. Allein Sie wissen, „die beste Sache von der Welt kann lächerlich gemacht werden." Nun hören Sie das Gewäsch unsers Übersetzers! „Ich muß „mich nur über Ihren Kunstgrif wundern, und gestehe gern zu, „daß Sie das Lehrgebäude der Geselligkeit auf eine geschickte „aber allzu ausschweifende Art ins volle Licht gesetzt haben, als „ich es von der schlimmen Seite noch niemals auf die Art an„gesehen habe. Allein Sie wissen auch die besten Dinge gar zu „lächerlich zu machen." Ist Ihnen etwas elenderes je unter die Augen gekommen?

Incontinence, and Adultery itself, Persons of Quality are not more free from, all over christendom, than the meaner People. Dieses heißt in der Übersetzung: „in der gan„zen Christenheit werden vornehme Leute nicht so leicht in öf„fentlichen Ehebruch und Unreinigkeit, als der gemeine Pö„bel verfallen". Gerade umgekehrt!

Cleomenes macht in dem zweiten Gespräche eine weitläuftige Beschreibung von der Lebensart eines Edelmannes, der ein Muster der Tugend, der guten Sitten und ritterlichen Aufführung ist. Er beschreibt seine köstlichen und wohleingerichteten Ge-

bäude. (Ich übergehe unendlich viele Schnitzer, welche der Überſetzer an dieſem Orte macht, weil ich Ihnen ausdrücklich nur diejenigen Stellen anführen will, wo er das Gegentheil von ſeinem Originale ſagt.) Horaz antwortet auf die Beſchreibung des Cleomenes: this is a study'd Piece; but I don't like it the worse for it, pray go on; d. h.: „dieſe Beſchrei„bung iſt ziemlich ausſtudirt, ſie gefällt mir aber deswegen nicht „weniger; fahren Sie nur fort". Unſer Überſetzer ſagt: „Sie „machen mir hier zwar eine ausſtudirte Beſchreibung, die ich „aber gar nicht davor anſehe. Belieben Sie nur fortzu„fahren". Dieſe Stelle befindet ſich S. 59; und ich verſichere Sie, daß dieſe und die folgende Seite ſo ſehr von den lächerlichen Fehlern wimmeln, daß Sie nicht zwei Zeilen finden werden, die richtig überſetzt wären; ohne das Original iſt es ganz unmöglich, in dem Geſchmiere des Überſetzers einen Funken von Menſchenverſtand zu finden. Ich könnte Ihnen ganze Seiten abſchreiben, davon Sie ohne Hülfe des Engliſchen nicht eine einzige Periode verſtehen ſollten. Doch ich habe mich anheiſchig gemacht, Ihrer Geduld zu ſchonen und nur offenbare Widerſprüche anzuführen.

To be well dress'd, ſagt Horaz, is a necessary article, and yet to be sollicitous about it, is below a Person of Quality; d. i.: „wohlbekleidet ſeyn iſt ein nothwendiger Ar„tikel; aber ſich darum zu bekümmern iſt für eine Standesper„ſon zu niedrig". Nun unſer Überſetzer: „wie eine wohlanſtän„dige Kleidung ein nothwendiges Stück iſt; ſo kann es auch ei„ner Standesperſon, ſich darum ſelbſt ſorgfältig zu bekümmern, „nicht für übel gehalten werden."

Seite 66: „im übrigen kann ich es nicht geſchehen laſ„ſen, wenn Sie meinen, daß ich irrete". In der Urſchrift ſteht: and for the rest, I give you leave to think me in the wrong.

Löſen Sie mir einmal folgende Conſtruction auf! „Seit „ich auf Ihre Antworten gedacht habe, ſo weiß ich nicht, doch „kann ich irren, und vielleicht einen Augenblick daran zweifeln, „daß ich mich nicht betrüge, ob in der Welt ein ſolcher durch „ſie abgeſchilderter Menſch vorhanden ſey oder gefunden werden „könne, und der anders als Sie denken ſollte." Was haben Sie hier geleſen? Kann ein Kranker im Schlafe ungereimters

Zeug plaudern? Mandeville sagt: since I have reflected on what you answered me, I don't know; but I may be in the wrong, as I should certainly believe myself to be, if there really was such a Man, and he was of the contrary opinion. Das könnte ungefähr heißen: „Seitdem ich „das überlegt, was Sie mir geantwortet haben, so scheint es „mir beinahe, als wenn ich Unrecht hätte. So viel ist gewiß: „wäre ein solcher Mensch vorhanden, wie Sie ihn beschreiben, „und er behauptete die entgegengesetzte Meinung, so würde ich „ihm ohne Anstand Recht geben."

S. 74: „Sie wollten ihn auch nicht verdammen, und geben doch keine Ursache an, warum Sie ihn für verdächtig halten"; heißt im Original: you would not condemn him without as so much, as naming the cause, why you suspect him.

The severity of the Task giebt der Übersetzer: „die Schwierigkeiten eines Flecken". Übertrifft er nicht alle elende Übersetzer unsers an elenden Übersetzern so fruchtbaren Jahrhunderts? Wahrhaftig wir müssen dem Herrn Bergmann eine Ehrenerklärung thun. Dieser Übersetzer ist fast noch schlechter als er!

(Der Beschluß folgt.)

V. Den 19 Nov. 1761.

Beschluß des 195sten Briefes.

Noch eine einzige Stelle auf der 80sten Seite! denn weiter konnte ich unmöglich lesen. Sie ist eine von den lustigen, die ich anzuführen habe. Cleomenes hat den Charakter des vollkommenen Edelmann nur deswegen so vortrefflich geschildert, um zuletzt zu zeigen, daß alle Tugenden dieses Weltmannes die Wirkungen der Selbstliebe und der Eitelkeit seyn können: obgleich ihm selbst vielleicht die wahre Triebfeder seiner Handlungen unbekannt ist, und er aus Liebe zur Tugend zu handeln glaubt. „Sie wundern sich, wie ich merke", spricht er zum Horaz, „daß ich mir einen so übermäßigen

„Grad von Scharfſichtigkeit beimeſſen kann, einen liſtigen und „verſchlagenen Menſchen beſſer zu kennen, als er ſich ſelbſt „kennt"; which in strictness is an impossibility, and consequently not to be bragg'd of, but by a Coxcomb: „dieſes „iſt in der That eine wahre Unmöglichkeit, mit welcher folglich „kein Anderer als ein Haſenfuß prahlen kann". — „Sie kön„nen mit ſich ſelbſt umgehen, wie Sie wollen", antwortet Horaz. „Ich habe nie ſo etwas geſagt".

Unſerm Candidaten ſchien der Ausdruck Coxcomb zu profan; wiſſen Sie, wie er die Stelle giebt? „Laſſen Sie uns „aufs ernſtlichſte davon ſprechen, die Sache iſt wirklich unmög„lich, und es kann ſich deſſen kein Menſch rühmen, der nicht „ſeinen Verſtand durch unabläßige Gewohnheit dar„zu geſchickt gemacht hat". — Horaz antwortet auf das Compliment, das der deutſche Coxcomb ſich ſelbſt macht: „Sie können mit ſich ſelbſt nach Ihrem Gefallen verfahren, „was mich aber betrift, habe ich dergleichen noch niemals vor„gegeben".

Genug von einer erbärmlichen Überſetzung, die ſo tief unter der Kritik iſt! Ich würde ſie mit keiner Sylbe berührt haben, wenn mich der falſche Titel des Buchs nicht veranlaßt hätte, den wahren Verfaſſer deſſelben bekannt zu machen.

XII. Den 31 Dec. 1761.

207ter Brief.

Wie verdroß es mich, als ich in dem zweiten Bande der Cronegk'ſchen Schriften „Einſamkeiten" antraf! Einſamkeiten von allerlei Gattung: in Reimen nnd in Hexametern, in ſechs und wieder in zwei Geſängen, in Lehrgedichten und in Oden. O der verwünſchte Schlendrian! Zwar ſind die Einſamkeiten eines Cronegk ſo öde nicht, als ſie bei dem gemeinen Haufen der Dichterlinge zu ſeyn pflegen. Ein denkender Kopf nimmt allenthalben ſeine Seele mit, die ſeine Einſiedeleien ſelbſt geſellig macht. Sie finden hier und da vortreff-

liche Verse, neue Gedanken, manche angenehme Beschreibung; aber das Ganze? Hieran ist nicht zu gedenken. Man faselt mit dem schwermüthig scheinenden Dichter von einer Grille auf die andere. Es sind Reverien, die kein Plan, kein Zusammenhang verbindet; und am Ende fragt man sich sehr oft vergebens: was habe ich gelesen?

Wollen unsere Dichter den Young nachahmen: warum borgen sie ihm bloß die Manier ab, ohne Zeichnung, Ausdruck und Composition von ihm zu lernen? Der Engländer hat in seinen „Nachtgedanken" einen Stoff wichtiger Weisheitslehren und tiefsinniger Wahrheiten, die er nach einem wohlgeordneten Plane verbindet und in den reichsten Schmuck der Poesie einkleidet. Er hat dabei eine ihm eigene Manier: den allzu häufigen Gebrauch der Hyperbel, dadurch er den Leser oft ermüdet; und ein düsteres Colorit, das man ihm gern verzeiht, weil es seiner tiefsinnigen Seele so natürlich ist. Unsere Dichter mißbrauchen die Hyperbel, und stellen sich trübsinnig; so glauben sie den Engländer nachgeahmt zu haben. Wenn man noch eine scheinbare Ursach fände, warum sie so jämmerlich klagen! was sie so betrübt macht! Wie können wir ihre Schwermuth mit empfinden, wenn sie uns ohne Grund zu klagen scheinen, wenn wir uns gar nicht für sie interessiren?

Der Herr von Cronegk fängt seine gereimten Einsamkeiten an:

Dir, schauervolle Nacht der heil'gen Einsamkeit,
Dir, traur'ge Stille, sey mein zärtlich Lied geweiht!

— — — — — — —

Hier, wo ich mich versenkt in meinen Schmerz verhülle,
Verdopple sich die Nacht! Ein mächt'ger Schauer rauscht
Durch das erschrockne Thal, in dem kein Waldgott lauscht.

— — — — — — — —

Die Einsamkeit allein soll meine Klagen hören;
Sie berge meine Wuth und die erhitzten Zähren!
Es wird vielleicht in ihr mein reger Schmerz gestillt.
Dich segn' ich, Einsamkeit; du bist des Grabes Bild.

Hierauf ladet er seinen Freund ein, mit ihm zu weinen; und endlich auch die Schutzgeister:

Ihr, die ihr um mich schwebt, und wie soll ich euch nennen?
Ihr weinet selbst vielleicht, wenn Geister weinen können;

Und ist mein traurig Lied hierzu nicht allzu schwach,
So weint uns noch vielleicht die Nachwelt fühlend nach.
Doch was soll Nachwelt seyn? —

Hier verliert sich der Dichter in Betrachtungen über die Eitelkeit des Nachruhms; und erst auf der sechsten Seite erfahren wir, daß die Entfernung von Zemiren die Ursache sei, warum er selber weint, und Freund, Schutzgeister und Nachwelt will weinen lassen. Die reimlosen „Einsamkeiten" sind interessanter; doch wie gesagt, ihr ganzes Verdienst besteht in einzelnen Stellen, die ihre vorzügliche Schönheiten haben; das Ganze ist von keiner Erheblichkeit.

Lassen Sie uns indessen einem sonst guten Dichter diese Modesünde zu gute halten; unsere dunkle Nacht- und Gräberpoeten haben die Stimme der Natur so sehr überschrien, daß ein junges Genie, indem es seine Kräfte übt, leicht verführt werden kann, dem großen Haufen nachzugehen. Zu einer andern Stunde hat der Hr. v. Cronegk das Lächerliche dieser seltsamen Mode sehr wohl eingesehen. In seinem Lehrgedichte an Herrn U. heißt es:

Einst sang die Nachtigall; der Uhu war nicht weit,
Und sprach: dein künstlich Lied reizt nur zur Weichlichkeit.
Der Schäfer hört dein Lied: entzückt von deinen Tönen,
Sinkt er ganz schmachtend hin, im Arm von seiner Schönen,
Und küßt sie feuriger. Mich hört um Mitternacht
Der Weise, der allein bey später Lampe wacht.
Mein Lied tönt furchtbar schön, und mehrt der Nächte Schrecken,
Zu schwermuthvollem Ernst den hohen Geist zu wecken.
Quäl' ich auch gleich sein Ohr; dieß Quälen bessert ihn;
Und folglich ist mein Lied dem deinen vorzuziehn.
O gründlicher Beweis! die Rauhigkeit der Kehle
Macht bey dir dein Verdienst! antwortet Philomele; u. s. w.

Unter seinen übrigen Lehrgedichten sind einige überaus schön. Seine Verse fließen sanft, und doch nicht ohne poetisches Feuer. Er kennt die Welt, schildert seine Charaktere, hat moralische Einsichten und, was bei einem deutschen Dichter selten ist, Kenntniß der schönen Künste. Unter andern hat mich das Lehrgedicht „Gewohnheit und Natur" ungemein vergnügt. Der wahre horazische Geist herrscht in diesem moralischen Gedichte. Es hat Plan und Ordnung, gründliche Betrachtungen, Charaktere, Salz und feine Satyre:

Wie schwerlich lassen sich die Neigungen besiegen,
Die bey der Kindheit schon mit untilgbaren Zügen
Die rege Phantasey, die jeden Geist belebt,
In unser tiefstes Herz mit mächt'gen Fingern gräbt!
So gräbt ein junger Hirt, in die noch weiche Rinde
Des jungen Ulmenbaums, den Namen der Celinde.
Der werthe Name wächst zugleich mit seinem Baum
Und auch wenn dieser fällt, vertilgt die Zeit ihn kaum.
So wohnen unbekannt in unerfahrnen Seelen
Die Bilder jeder Lust, die sie sich künftig wählen.
Noch in der Wiege lag Alkmenens stolzer Sohn
Und seine zarte Faust erdrückte Schlangen schon.
Das Kind, das sonst erfreut nach Gold und Silber gaffte,
Und mit begier'ger Hand sein Obst zusammen raffte,
Das, was man andern gab, voll Neides angeschielt,
Mit Diebstahl nur gescherzt und mit Betrug gespielt,
Sich aus Mistrauen nie von seinem Schrank entfernet,
Das Kind, das keine Kunst so schnell, als Rechnen, lernet,
Dieß hoffnungsvolle Kind, Lavernens liebster Sohn,
Leiht itzt auf zwölf pro Cent, und nennt sich Harpagon.

— — — — — — —

Crispin, der starke Knab', der unbekannte Leute
So gern mit Steinen warf, stets andern Kindern bräute,
Schrie, schimpfte, hämisch that, voll Stolz und Überdruß,
Crispin, der starke Knab', ist itzt ein Critikus.

Hm! daß Sie hier denken: wenn der Dichter Recht hätte, wie mancher von meinen Freunden müßte einst ein „starker Knabe" gewesen seyn? Wer weiß? wenn sie auch gleich nicht mit Steinen nachgeworfen, so können sie doch vielleicht sehr früh einem schlechten Dichter nachgerufen haben:

Strike him! he has made bad verses! *)

Nachdem der Dichter verschiedene Charaktere von dieser Seite betrachtet, fährt er fort:

Was nutzt uns der Verstand, wenn ihn das Herz betrüget,
Und wenn ein Augenblick Entschließungen besieget,
Die lange Jahre durch, nach vielem Fleiß und Müh',
Der Weise sich gefaßt; Natur verstummet nie.
Ein ein'ger Wink von ihr ist mehr, als alle Gründe:
Denn die Vernunft spricht gut und die Natur geschwinde.

*) S. Shakespear's Cäsar.

„dazu hat, der kann eine Sache leicht faſſen; wer eine Sache „leicht faſſen kann, der hat Genie; Genie haben heißt alſo: an„ſchauende Erkenntniß von Sachen beſitzen, oder eine Fähigkeit „zu ſolcher Erkenntniß haben".

Dieſe Sätze zu bekräftigen, führt er eine Menge von Beobachtungen an, daß der Mangel an anſchauender Erkenntniß für einen Mangel des Genies gehalten wird. Seine Betrachtungen und Nebengedanken, die er dabei anbringt, ſind nützlich und angenehm zu leſen; beſonders lieſt er unſern deutſchen Afterphiloſophen den Text, deren Wiſſenſchaft in einem unerleuchteten Wörterkram beſteht; die ihr Syſtem herbeten, jedes Wort ſchulmäßig erklären, und alle Schlupfwinkel der Sophiſterei durchkriechen, ohne daß man den geringſten Funken von Genie bei ihnen wahrnähme. Von dieſen klagt er mit Recht, daß ihnen entweder die Fertigkeit oder die Fähigkeit mangle, ihre Schulbegriffe in der Natur aufzuſuchen und dadurch anſchauend zu erkennen. Sie ſchwören in verba magistri, denn ſie kennen nur die Wörter, nicht die Sachen; müſſen daher ewig das Alte wiederkäuen, ohne jemals in ihrer eigenen Wiſſenſchaft eine neue Ausſicht zu entdecken. Und wenn ſie ja etwa durch Hülfe der ihnen vorgeſchriebenen Methode auf einen neuen Gedanken gerathen, ſo geſchieht es gewiß unverſehens und ohne Abſicht. Sie ſind meines Erachtens mit den Tapetenwirkern in Frankreich zu vergleichen. Dieſe knüpfen ihre Faden gedankenlos nach vorgeſchriebenen Regeln ein, und gaffen voller Verwunderung, wenn ſie aus ihrer dummen Arbeit auf der andern Seite ein göttliches Gemälde des le Brun hervorkommen ſehen. Eben alſo müſſen unſere Syſtemwirker erſtaunen, wenn ſie ihre Erklärungen nach der Methode eines Wolf oder Baumgarten einknüpfen, und von ungefähr einen neuen Gedanken hervorkommen ſehen.

Indeſſen geht unſer Verf. in ſeinem Eifer wider die ſymboliſchen Weltweiſen offenbar zu weit, wenn er gleichſam ihnen zum Trotz eine andere Claſſe von Schriftſtellern in den Adelſtand des Genies erhebt, deren Anſpruch auf dieſe Würde vielleicht nicht viel gegründeter iſt. Ich meine die Esprits de lumière, welche die Gabe beſitzen, die allerabſtracteſten Wahrheiten durch mannigfaltige und ſinnreiche Exempel zu erläutern und, wie der Verf. ſich ausdrückt, gleichſam vor die Empfindungen ihrer Mitbürger zu bringen. „Denn je abſtrakter ein

hinzusetzen und davon nehmen, so viel man will. Kurz, es sind poetische Capricen, denen der erste Einfall einigen Werth gab, davon man aber nur sehr wenige haben muß, wenn sie gefallen sollen.

Lassen Sie mich meinen Brief mit denselben Versen beschließen, mit welchen Hr. v. Cronegk sein Leben, und die Herausgeber seiner Schriften ihre Vorrede beschlossen. Er schrieb sie auf seinem Krankenbette an einen Freund:

Wenn sich ein Reimer unterfteht,
Und deines Cronegks Asche schmäht:
So sey dein Amt, sein Herz zu rächen!
Hier liegt ein Jüngling, kanst du sprechen,
Der seines Lebens kurze Zeit
Unschuld'ger Musen Scherz geweiht.
Hätt' ihm die Parce längers Leben
Und wen'ger Flüchtigkeit gegeben;
So würden seine Schriften rein,
Und kritisch ausgebessert seyn.
Die Nachwelt wird ihn zwar nicht nennen,
Und dieß erträgt er ohne Schmerz:
Doch sollte sie sein Herz recht kennen,
So schätzte sie gewiß sein Herz.

Aus dem XIII. Theil.

I. Den 7 Jan. 1762.

208ter Brief.

Von dem „Versuche über das Genie", davon ich Ihnen einst *) Nachricht gegeben, ist nunmehr in dem ersten Stücke des 3ten Bandes der „Sammlung vermischter

*) S. den 93sten Brief (oben S. 52—54).

Schriften" u. s. w. *) eine Fortsetzung zu lesen. Sie verdient es, daß ich mich dabei verweile; denn sie verräth einen Verfasser, der selbst denkt, und nicht immer mit solcher Ängstlichkeit in die Fußstapfen seiner Vorgänger eintritt, als wenn die mindeste Abweichung den Hals kosten sollte. Ich kann zwar nicht sagen, daß er mich von seinen Grundsätzen durchgehends überzeugt hätte; ja ich bin sogar in der Hauptsache, wie Sie sehen werden, nicht völlig seiner Meinung. Indessen ist doch nicht zu läugnen, daß seine Abhandlung viele nützliche Anmerkungen enthalte und durchgehends lesenswerth sei. Da man in Deutschland noch immer gewohnt ist, entweder für Professoren oder für Schulknaben zu schreiben; so ist ein Mann, der für Liebhaber philosophirt, eine etwas seltene Erscheinung, die billig alle unsere Aufmerksamkeit verdient.

Sie werden sich noch erinnern, wie weit der Verf. in dem ersten Abschnitte in der Untersuchung des Genies gekommen. In dem zweiten Abschnitte nähert er sich nach einer etwas weitläuftigen Vorbereitung dem Ziele, und untersucht, „woher es „komme, daß man einen Menschen, der die Anfangsgründe der „Mathematik nicht begreifen kann, für einen Dummkopf hält, „da man es einem Menschen von Genie leicht vergiebt, wenn „er mit den Anfangsgründen der Metaphysik nicht fertig werden „kann?" Eine ähnliche Untersuchung hat letzthin der Königlichen Akademie der Wissenschaften wichtig genug geschienen, einen Preis darauf zu setzen; und wo ich nicht irre, so scheint der Verf. die Beantwortung dieser Frage gar zu sehr auf die leichte Achsel zu nehmen. Er glaubt, der Unterschied bestünde bloß in dem Vortheil, welchen die Anfangsgründe der Mathematik haben: „daß die Wahrheiten, welche sie darstellen, durch Bilder „unterstützt werden; oder die Wahrheiten selbst vielmehr, ihre „Natur, ihre Eigenschaften, ihre Behandlung, werden wirklich „in concreto, und in individuellen Fällen vor Augen gelegt." „Es muß also viel leichter seyn", fährt er fort, „die vorge„tragenen Sachen zu fassen, als wenn man sich von den

*) „Sammlung vermischter Schriften zur Beförderung der schönen Wissenschaften und der freyen Künste. Berlin, verlegts Friedrich Nicolai, 1760."

Anm. des Herausgebers.

209ter Brief.

Eine Stelle habe ich Ihnen aus dem zweiten Abschnitte anzuführen vergessen, die unsere Nachtsänger angeht. Sie sollen dem Verf. dienen, seinen Satz zu bekräftigen, daß man ohne anschauende Erkenntniß kein Genie haben könne. „Man „weiß", spricht er, „was eine neue Dichtungsart in Deutsch„land für eine Menge hirnloser Gedichte hervorgebracht hat. „Gilt es, nach dem äußerlichen zu urtheilen, so müssen sie „eben so schön, eben so rührend und erhaben seyn, als die „Originale, die ihre Muster gewesen seyn sollen. Schauer, „tiefempfindbar, staunend, schauervoll, und tausend „andre starke oder malende Ausdrücke sind nicht gespart: doch „lesen wir sie ohne Empfindung, und unser Gefühl sagt es „uns, daß die Verfasser ohne Genie sind. Warum? Wir wol„len sie mit einem Original vergleichen. Ein Klopstock, den „die Gerechtigkeit einst den großen Genies zuzählen wird, wenn „seine Gegner längst werden vergessen seyn; ein Klopstock „unternahm es, die feinsten und unbemerktesten Empfindun„gen dem Anschauen der Menschen darzustellen, oder die stärk„sten und erschütterungsvollsten Leidenschaften nach der Natur „zu schildern. Er mußte deshalb auf alle ihre Züge und „Wendungen, auf ihre mannigfaltigen Wirkungen und Ver„hältnisse Achtung geben, und sie von ihrer Geburt an bis „auf ihre höchste und feinste Entwickelung, bis zu ihrer tief„sten Entfernung in der Seele verfolgen; das heißt: er „mußte sie anschauend zu erkennen suchen, ehe er sie an„schauend darstellen konnte."

(Der Beschluß folgt.)

II. Den 14 Jan. 1762.

Beſchluß des 209ten Briefes.

„Seine elenden Nachahmer hingegen haben die Kunſt Em„pfindungen aufzuſuchen nicht verſtanden, ſie haben ſie nie in „ihrer Natur erblickt, oder nie anſchauend erkannt; nur ſeine „Worte, nur die Namen der Empfindungen haben ſie ſich von „ihm zu eigen gemacht, und dieſe miſchen ſie ohne Wahl und „Verſtand unter einander, ohne darnach zu fragen, welche Em„pfindungen dadurch geſchildert werden, oder welche im gegenwärtigen „Fall geſchildert werden müſſen; genug, aus der Miſchung wird end„lich ein Gedicht. Dürfen ſie ſich aber auch wundern, daß der Leſer „von Gefühl keine Wahrheit, keine Richtigkeit, keine Schicklich„keit darinn antrift?" — Es iſt merkwürdig, daß alle deutſche Mißgeburten des Verſtandes und Witzes, philoſophiſchen oder poetiſchen Geſchlechts aus eben derſelben Fäulniß entſtanden ſind. Die nämlichen Urſachen erzeugen beiderlei Arten von Gewürme, elende Dichter und elende Philoſophen. Es ſind immer Worte ohne Geiſt, Methode ohne innere Erleuchtung, Redensarten ohne Gefühl, die ſie von ihren Meiſtern auf dummen und blinden Glauben annehmen, aus deren Vermiſchung nimmermehr ein begeiſtertes Ganze entſpringen kann. Zu Wolf's Zeiten fuhr die Demonſtrirſucht in die ſeichten Köpfe, und bis ſie träumten, ſie wären Metaphyſiker; jetzt führt ſie der Schwindelgeiſt der Empfindungen ſo lange im Zirkel herum, bis ſie hinfallen und ſich begeiſtert glauben. Aber es gilt hier, was die Alten von ihren Begeiſterten zu ſagen pflegen: *εἰσὶ γὰρ δὴ ναρθηκοφόροι πολλοὶ, βάκχοι δέ γε παῦροι*, welches Plato *) ſchon zu ſeiner Zeit auch auf die Weltweiſen angewendet haben wollte.

210ter Brief.

Noch immer von dem „Verſuche über das Genie"! Was muß ein Gottſched denken, wenn er ſich einmal überwinden kann, ein anderes Deutſch als das ſeinige zu leſen, und

*) Im Phädon.

dann uns neue Deutschverderber von einem neugebackenen ausländischen Leckerbissen so viel Wesens und Aufhebens machen sieht? er, der sich zehnmal lieber einen deutschen Michel als ein Genie möchte schelten lassen; denn deutscher Michel heißt nach seiner Auslegung so viel als der große Deutsche*); dahingegen ihm das Wort Genie ein „spannagelneuer" Fremdling in unserer Sprache zu seyn bedünkt, davon „traun" unsere tapfere Voreltern, die Besieger Roms und der Gallier, nichts gewußt haben. — Jedoch lassen Sie immer Gottsched den großen Deutschen seyn; ich habe Ihnen über den dritten Abschnitt des Versuchs über das Genie noch einige Anmerkungen mitzutheilen.

Der Verf. sucht in demselben seinen Lieblingsbegriff, die anschauende Erkenntniß, auf die höchste Ehrenstufe menschlicher Einsichten zu erheben. Gleich Anfangs tadelt er die Weltweisen, daß sie die Erkenntniß der Schönheit vielmehr eine sinnliche als anschauende Erkenntniß genannt haben. „Jener Ausdruck", meint er, führe „viele Nebenbegriffe mit sich, die Irrthümer in sich „fassen, welche nicht anders als durch gehäufte Ausnahmen und „Erläuterungen weggeräumt werden können". „So ist auch", setzt er hinzu, „nicht eine jede Art der anschauenden Erkenntniß „eine strickte sinnliche, das ist, eine undeutliche Erkenntniß. Die „anschauende Erkenntniß kann höchst deutlich seyn, wie es an dem „vollkommensten Urbilde derselben unwidersprechlich ist, denn „Gott muß alles und in allen Dingen anschauend sehen." — Diese Gedanken widerlegen sich selbst. Kann die anschauende Erkenntniß „höchst deutlich" seyn, so ist sie auch der Schönheit nicht angemessen, und also für keinen charakteristischen Unterschied der schönen Künste und Wissenschaften zu halten. Nach des Verf. eigenen Gedanken sind ja die mathematischen Grundsätze leicht anschauend zu erkennen; woran liegt es dann, daß keine mathematische Wahrheit sammt ihrer Demonstration poetisch ausgeführt werden kann? Gewiß an dem einzigen Umstande,

*) S. Sprachkunst Synt. Hauptst. VIII. § 20. Mechelburg „kömmt von „Michel, welches vormals groß hieß, und mit dem griechischen μεγαλος „übereinstimmte. — Und vielleicht kömmt selbst die Benennung, ein Deutscher Michel, bloß daher, daß die alten Deutschen mehrentheils große „ansehnliche Leute gewesen. Denn der hebräische Namen Michael schicket „sich hier gar nicht her."

daß die Begriffe der Schönheit nicht höchst deutlich, sondern von einer fruchtbaren und ausgebreiteten Klarheit, oder, wenn wir nicht um Worte streiten wollen, „sinnlich" seyn müssen. Der Verf. hat also wenig Grund, zu vermuthen: „der Begriff der „anschauenden Erkenntniß würde viel fruchtbarer seyn, eine Theorie „der schönen Wissenschaften darauf zu bauen, als die wankenden „Begriffe des sinnlichen und ästhetischen jemals seyn können". Denn nach seinem eigenen Geständnisse ist der Begriff der anschauenden Erkenntniß von allzu weitem Umfange, und faßt auch die höhern Wissenschaften in sich.

In der Folge sucht er zu beweisen, daß „alle Fähigkeiten „der menschlichen Seele ohne Ausnahme zu Hervorbringung an„schauender Erkenntniß in ihrem Felde geschickt sind", und daß es folglich auch einen anschauenden Verstand, eine anschauende Vernunft gebe. Sie müssen nicht vergessen, daß er in Erklärung der anschauenden Erkenntniß von der bekannten Definition dieses Worts abgeht, und die Erkenntniß der Sachen in concreto, sammt ihren Wirkungen, Zufälligkeiten, Veränderungen und Verhältnissen, darunter versteht. Diese nun soll der deutlichen Einsicht des Verstandes und der Vernunft nicht widersprechen, und von einem Genie mit denselben verbunden werden können. Er weiß die Gründe für diesen Satz ziemlich scheinbar zu machen; allein sie überzeugen nicht.

Ohne Hülfe der Sprache können wir Menschen zu keiner deutlichen Erkenntniß, und folglich zu keinem Gebrauche der Vernunft gelangen; — eine Wahrheit, die durch unzählige Beobachtungen, und vornehmlich durch diese bestätigt wird, daß die unter den wilden Thieren groß gewordenen Menschen nicht das geringste Zeichen der Vernunft von sich blicken lassen. Unser Erkenntniß wird lebhaft und feurig, aber auch verwirrt, sobald wir eine Menge von Merkmalen zugleich erblicken; und wenn wir sie unterscheiden wollen, so müssen wir sie trennen, und jedes mit einem besonderen Zeichen oder Namen belegen, woraus die symbolische Erkenntniß erwächst. Sobald wir auf die Sachen zurücksehen und von den Zeichen abstrahiren; so verwirren sich die Merkmale unter einander, das Allgemeine vermischt sich mit dem Besondern, das Eigentliche mit dem Zufälligen, und die Deutlichkeit verschwindet. „Die Wahrheit allgemeiner Begriffe", sagt unser Verf., „erkennet der Verstand anschauend, wenn ihm „die Sinne einzelne Fälle darstellen, und die Einbildungskraft „aus ihrem Schatze gesammleter Bilder ähnliche in die Seele

„herzuführt. Diese mannigfaltige Reihe von Bildern übersieht „unser Verstand mit forschendem Blick, und findet in jedem „einzelnen Gegenstande Merkmale, die unter tausenderley Wen„dungen in allen übrigen auch anzutreffen sind." Ganz wohl! aber wie findet der Verstand diese Merkmale? und wie unterscheidet er sie von den Merkmalen, die nicht in allen diesen Gegenständen anzutreffen sind? Nicht anders als vermittelst der symbolischen Erkenntniß: indem er den Merkmalen Namen giebt, ihnen die Bestimmungen in ihrer Unterart nimmt und sie zu einer höhern Art oder Gattung zurückführt; da sich denn findet, daß die so verschieden scheinenden Merkmale zu derselben Art oder Gattung gehören, und sich also ähnlich sind. Der Hr. Verf. betrachtet das Verfahren unsrer Seele bei dieser Gelegenheit allzu obenhin; und glaubt, der Verstand habe nur mit „forschendem Blicke anzuschauen", um zu deutlicher Erkenntniß zu gelangen. Wenn er aber untersucht hätte, wie der Blick des Verstandes forschen muß; so hätte er freilich eingesehen, daß die symbolische Erkenntniß so entbehrlich nicht sei, als er zu glauben scheint.

Ich suche z. B. den Begriff einer heroischen Handlung deutlich zu machen. Ich besinne mich auf eine Menge einzelner Thaten, davon man zu sagen pflegt, sie seien heroisch. Codrus stirbt freiwillig für's Vaterland, Brutus befreit Rom von einem Oberherrn, Regulus leidet die entsetzlichsten Martern, Friedrich widersetzt sich mit einem kleinen Haufen der Gewalt einer halben Welt. Alle diese Handlungen geben uns nicht anzuschauen, daß sie Genie hätten, außer dem Effort des Geistes, welchen sie uns zu kosten scheinen. Dieser aber giebt noch keinen deutlichen Begriff. Sobald wir hingegen die Merkmale trennen, jedem seinen Namen geben, und in das Fach seiner Art oder seines Geschlechts einsetzen: so finden wir, daß gewisse Merkmale aller dieser Handlungen in einem Fache zusammenkommen; es sind in unserm Falle ungefähr diese: sich die größten Hindernisse und Schwierigkeiten nicht abhalten lassen, ein löbliches Beginnen auszuführen. Nunmehr ist unsre Erkenntniß deutlich; und wenn wir hiervon die Anwendung auf vorige einzelne Fälle machen, so wird unser Begriff lebhafter, aber nicht deutlicher; denn das Anschauen hilft uns nicht zum Unterscheiden.

Freilich ist diese Art, zu deutlicher Erkenntniß zu gelangen, wie der Verf. bemerkt, ein schweigendes Geständniß von der Schwäche unsrer natürlichen Kräfte; aber nicht, wie er meint,

weil die Absonderung unnöthig seyn würde, wenn wir Inductionen machen könnten. Nein! die allervollstän ductionen können der Absonderung nicht entbehren. ohne Hülfe der Absonderung nichts unterscheiden, un einer noch so vollständigen Induction nichts lernen. diese Nothwendigkeit der Absonderung und der Bezeic der symbolischen Erkenntniß) beweist, daß wir Staub s Wesen bedürfen dieser Hülfsmittel vermuthlich weni und der Allerhöchste durchschaut alle mögliche Welten Blick. Indessen müssen wir mit dem uns beschie zufrieden seyn, und uns schon mit der Abstraction a nung behelfen, so gut wir können.

Vielleicht aber haben die Genies hierin etwas v können mit dem Verstande empfinden? Dieses kan entscheiden, der nicht zu ihrem Mittel gehört. Ic diese Frage unbeantwortet lassen. So viel ist gewiß Voraussetzung ließe sich begreifen, was ein wahrh unlängst, wie Sie sich erinnern werden, hat behau daß man nämlich in dem Zustande feuriger Empfin Wahrheiten von Gott und seinen Eigenschaften f durch Hülfe der frostigen Vernunft beweisen könn

Unser Verf. hat beinahe einen ähnlichen Ged sagt: „Wenn ich mir die Allmacht Gottes als eine „mögliche hervorzubringen, vorstelle, so habe ich zwa „tigen Begrif davon: allein er wird bey weitem ni „auf meine Seele haben, und einen solchen lebendig „auf mein Herz machen, als wenn ich die unzäh „seiner Hände vom größten bis zum kleinsten ansch „gehe, sie in einen Blick zu fassen suche, und dadur „dunkles und unausgemaltes, aber doch grosses und „des Bild von seiner Macht in meiner Seele erweck „Begrif wird todt bleiben, wenn der andere die „Empfindungen gegen dieses anbetungswürdige Wesen „der erste läßt die Seele leer, dieser bereichert sie „ligen und mannigfaltig abgeänderten Vorstellungen, „verherrlichen; jener ist nur ein Schatten", u. s. w.

Diese Anpreisung der empirischen Erkenntniß G ich mich so ausdrücken kann, hat ihren Nutzen. D aber auch, daß alle Erfahrungen in der Welt uns ke von der Allmacht geben können. Wer dieses und

der kann noch nicht alles; und die Erfahrungen beweisen doch niemals mehr, als daß Gott dieses und jenes hervorbringt. Wenn die Begriffe der Allmacht bei mir erweckt werden sollen, so muß immer erst stillschweigend der symbolische Schluß hinzugedacht werden: wer dieses und jenes aus dem Nichts hervorbringen kann, der kann auch alles Mögliche aus dem Nichts hervorbringen. Das Anschauen der göttlichen Werke giebt uns keine Begriffe von den göttlichen Eigenschaften, sondern erweckt uns nur, auf dieselben zu schließen. Jede Betrachtung der Werke Gottes ist ein Untersatz, zu welchem uns die Einbildungskraft den Obersatz in die Gedanken bringt; und sodann erfolgt der Schlußsatz, der eine Eigenschaft Gottes enthält. Wir müssen also jeder Erkenntniß ihren Werth lassen, und der empirischen nicht mehr zuschreiben, als ihr in der That zukommt. Ohne Hülfe der allgemeinen Begriffe bleibt sie ewig eine unerleuchtete, eingeschränkte Einsicht, die uns zwar in den Werken der Natur Macht und Verstand, aber keine Allmacht und keine Allwissenheit zu erkennen geben kann.

Ich könnte hier schließen; allein es fallen mir abermals einige Sätze in die Augen, die mich aufmerksam machen. „Man sieht weit „eher einen Ovid", sagt unser Verf., „einen Rubens, einen Lully, oder „überhaupt einen Dichter und Künstler, welche die Einbildungs„kraft oder der Witz zu Genies erheben, wieder aufstehen; als einen „Leibnitz, oder einen Neuton. Große Generals und große Staats„männer sind seltenere Erscheinungen als grosse Dichter; es wer„den viel mehr Odendichter reif als Heldendichter." Aus diesen Bemerkungen zieht er eine Folge. Doch mit der Folge habe ich hier nichts zu thun. Die Bemerkung selbst scheint mir nicht die richtigste zu seyn. Die Rubens und die Lullis hat die Hand der Natur vielleicht so dünne gesäet, als die Leibnitze und Newtons. Und warum setzt der Verf. diesen großen Virtuosen den Ovid zur Seite? Wenn er ja keine Heldendichter nehmen wollte, weil diese einen großen Plan zu überdenken haben, und also den großen Genies in den höhern Wissenschaften schon näher kommen; warum wählte er nicht einen Pindar, Anacreon oder Horaz? Gewiß, er würde gefunden haben, daß diese so selten sind, als die großen Erfinder in den Wissenschaften immer seyn können. Daß große Generale seltnere Erscheinungen seien als große Dichter, hätte ich aus dem Munde eines unsrer Landsleute am wenigsten erwartet. Unser Vaterland hat beinahe so viel große Ge-

nerale als mittelmäßige Dichter hervorgebracht. Und auch zu Rom und zu Athen waren Homer und Virgil, Pindar und Horaz die Einzigen in ihrer Art: da ich noch fast zweifle, und es nicht zu entscheiden wage, ob nicht Alexander und Julius Cäsar ihres Gleichen gefunden haben? Odendichter werden allerdings mehr reif, als Heldendichter. Die Frage ist aber nur, ob sie gut sind. Wie viele Pindare sind denn seit undenklichen Zeiten reif geworden? Überhaupt, möchte man wohl sagen, ist kein Genie für eine Kunst oder Wissenschaft zu groß. Die kleinste und unansehnlichste Kunst ist Gegenstandes genug, das größte Genie zu beschäftigen. Nur hat jedes Genie, wenn es wählt, auf den größern Nutzen zu sehen. Im Übrigen aber hat der kleinste Gegenstand mannigfaltigen Stoffes genug, das größte Genie wirksam zu erhalten. Vielleicht hat jener französische Tanzmeister nicht unrecht gehabt, der einen andern Meister in seiner Kunst eine Menuet tanzen sah, und voller Entzückung ausrief: o wie viel gehört nicht zu einer Menuet!

X. Den 11 März 1762.

221ster Brief.

Abermals eine lustige Erscheinung! Aus dem Zirkel der gezüchtigten Übersetzer tritt ein grimmiger streitbarer Mann hervor *), der es für alle seine Handwerksbrüder mit uns aufnehmen will; und nicht nur mit uns, sondern mit allen möglichen Kunstrichtern, die jemals das Herz gehabt haben oder haben werden, einen elenden Übersetzer zu tadeln. Was? die Kunstrichter? Das sind ihm Dummköpfe, alberne, unwissende, grobe Leute, die von den armen Übersetzern gute Arbeit verlangen; und entweder die Einsicht oder die Billigkeit nicht haben, zu bedenken, daß die Umstände, in welchen er und seines Gleichen sich befinden, ihre Forderung unmöglich machen. Er versichert uns, er sei der Übersetzer der „neuen Heloise", der „Briefe einer „Peruanerin", und noch anderer Schriften, und habe die Unverschämtheit der Kunstrichter lange genug mit Geduld ange-

*) Es ist Joh. Gottfr. Gellius. Anm. des Herausg.

sehen. Er wäre von je her ihr abgesagter Feind gewesen, wäre aber von Natur ein gutherziges Geschöpf, das nicht gern beleidigt. Nunmehr aber sei er gereizt und aufgebracht worden; nun sollten alle Kunstrichter seine wichtige Faust empfinden. Seine erste Bravade führt den Titel: „Anmerkungen zum Gebrauche deutscher Kunstrichter, nebst einigen andern Wahrheiten"; die ohne Benennung des Orts, „auf Kosten des Verf." herausgekommen. Sie sollten Ihre Lust sehen, wie seltsam sich der Mann geberdet. Er gesteht selbst, daß seine Übersetzung schlecht sei; und gleichwohl tobt er ganz ausgelassen, daß wir sie so genannt haben. Seine Wuth macht neben dem kleinmüthigen Geständnisse von dem schlechten Werthe seiner Arbeiten den allerseltsamsten Contrast. Was sich die Kunstrichter darum bekümmern, fragt er, ob er gut oder schlecht übersetzte? Er versichert, er übersetze weder für die Kunstrichter noch für die Nachkommenschaft, sondern einzig und allein für ein Häufchen Leser, die ihm für seine Bemühung Dank wissen; und also wäre es ein boshaftes, ungezogenes und pöbelhaftes Beginnen von den Kunstrichtern, die sich unterstünden ihn zu tadeln. In diesem seltsamen Tone ist das ganze Büchlein geschrieben; nur hier und da erlaubt sich der Verf. eine kleine Ausschweifung in interessantere Materien (wie er sagt, um seinen Lesern auch etwas zu denken zu geben); und kommt von seiner schlechten Übersetzung, ich weiß nicht wie, auf die listigen „Staatsstreiche des Teufels" (S. 83 u. flgd.), auf die „Regierungsform der Hölle" (S. 88) und auf die Zahl 4, 24, 7, in welche sich alle Werke der Natur sollen auflösen lassen (S. 97). Er schwärmt in dieser mystischen Gegend eine Zeit lang herum, und verliert indessen die „oberirdischen Teufel", die Kunstrichter, ganz aus dem Gesichte. Plötzlich fährt er mit gedoppeltem Grimme auf sie los, poltert, lärmt, schreiet und stößt zu Boden, was ihm in den Weg kommt. Ramler, Ebert, Voltaire, Dusch, die Verfasser der Bibliothek der schönen Wissenschaften, unsern Verleger, alles sieht er im Zorn für Kunstrichter an; weist diesem die Zähne, schilt Voltaire einen Atheisten, die Verfasser der Bibliothek Gaukler und Possenreißer, und denjenigen Verfasser der Briefe, welcher seine Übersetzung getadelt hat*), einen ungeschliffenen, groben, frechen,

*) S. oben den 171sten Brief (Seite 278—283). Anm. des Herausg.

boshaften u. s. w. Zuletzt kommt er auf die getadelte Stelle selbst, und gesteht, daß man sie mit Recht getadelt habe.

Niemand ist seinen ungesitteten Anfällen mehr ausgesetzt, als unser Verleger, in welchem er sich einbildet den Verfasser, und sogar den einzigen Verfasser, der Briefe zu finden. Was für genaue Nachrichten er von unsern geheimsten Umständen haben muß! „Die untergesetzten Buchstaben lasse man sich nicht irre „machen", spricht er. „Der ganze zehnte Band ist aus der Feder „des guten N. *) Man erkennt ihn an dem herausgehängten „Zeichen seiner Frechheit. — Sein College arbeitet überaus selten, „und ergreift philologische, auch wohl etwa philosophische Mate„rien." Uns arme Mitarbeiter B. K. D. Z. **), und wie wir alle heißen, streicht er also ganz unbarmherzig aus dem Buche der Lebendigen aus; vermuthlich weil er in der Leiter der Dinge, die er (S. 43) gleichfalls durch die Zahl 4, 24 und 7 bestimmt, keine Stelle für uns übrig hat. Wie aber, wenn ihm der böse Geist einen Staatsstreich gespielt hätte, und unter andern physikalischen Übeln: Krieg, Pest, Einsturz der Städte (S. 78) und hypochondrischen Krankheiten, die er nach des Verf. System hervorgebracht, auch ohne sein Vorwissen ein paar böse Kunstrichter untergeschoben hätte? Es kann nicht anders seyn, der Ankläger muß seine Hand im Spiele haben und unserm Gegner ein Blendwerk vormachen. Denn Sie wissen, daß Herr N. an dem zehnten Bande unsrer Briefe einen sehr geringen Antheil hat; und der College, auf welchen der Verf. zielt, unterliegt öfters der Verführung (eines bösen oder guten Geistes? das mag ich nicht ausmachen), aus der ihm angewiesenen Sphäre zu treten, um mit einem Übersetzer Händel anzufangen.

Damit Sie unsern Gegner näher kennen lernen, so muß ich Ihnen einige Stellen aus seiner Apologie für die Übersetzungen anführen. Man sollte sie fast für eine Satyre auf dieselben halten. „Das Schicksal der deutschen Übersetzungen", spricht er, „ist bekannt. Es erscheint ein berühmtes Original in fremder „Sprache; alsbald wird der Schluß gefaßt, es zu übersetzen. Diese „Arbeit nun muß so sehr als möglich beschleunigt werden. Auf

*) Nicolai. Anm. des Herausg.

**) B. ist Abbt's Chiffre, und K. D. Z. sind Chiffren Moses Mendelssohn's. Anm. des Herausg.

„der einen Seite wünscht sie das neugierige Publicum bald voll-
„endet, und zwar mit aller ersinnlichen Schönheit vollendet zu
„sehen; auf der andern dringt der Verleger zum Vortheile seiner
„Angelegenheiten darauf; und das darf ihm niemand verdenken,
„denn mehr nichts, als Vortheil, war seine Absicht. Gesetzt auch, er ist
„vernünftig genug, einzusehen, daß die Eil schlechterdings der
„Vollkommenheit des Werks schadet, so darf er doch nach seiner
„Einsicht nicht verfahren; denn um ihn her lauern andre gewinn-
„süchtige Leute, gegen die man weder durch das Recht der ersten
„Ankündigung, noch durch Privilegien sich genug verwahren kann."
Dieses ist, wie er an einer andern Stelle versichert, die wahrhafte
Geschichte seiner Übersetzung; und seiner Meinung nach die gül-
tigste Entschuldigung für alle Fehler, die sich in einer so über-
eilten Arbeit nothwendig einschleichen müssen. „Unsre Kunst-
„richter", spricht er, „müssen entweder außerordentliche Dumm-
„köpfe seyn, die nicht wissen, wie es im gelehrten Staate zu-
„geht, und daß der Gelehrte, sobald er Schriftsteller wird, vom
„Verleger abhängt; oder nicht begreifen, was eine richtige,
„untadelhafte Übersetzung sagen will. Wenn sie aber das wissen
„und verstehen, so sind sie die boshaftesten Leute von der
„Welt, die, bey der bekannten Unmöglichkeit, Dinge verlangen,
„die außer der Sphäre meiner Kräfte sind, und zur Strafe
„dafür, daß es mir unmöglich war, mir übel begegnen. Hier
„haben sie ein Dilemma, an dessen Auflösung sie sich müde sin-
„nen mögen." Es ist unnöthig, mein Herr! die Auflösung ist
schon da. Auch wir sind Gelehrte, die von einem Verleger ab-
hangen. Auch unser Verleger hat Angelegenheiten, deren Vor-
theil aber keine übereilte Übersetzungen, nur Briefe über die
Litteratur erfordert. Fahren Sie fort, zum Besten Ihres
Verlegers schlechte Übersetzungen zu liefern, damit wir zum Besten
des unsrigen viel zu tadeln bekommen. Leben und leben lassen!
sagt das gemeine Sprichwort. Die Fliege nährt sich von der
Verwesung eines Löwen, damit die Spinne sie aussaugen könne.
Ist Ihr Verleger ein größerer Sünder als Sie, so überliefern
Sie ihm seinen gebührenden Antheil an der Strafe. Wir tadeln
niemals den Übersetzer, nur allezeit die Übersetzung. Wer schuld
ist, daß sie schlecht gerathen, der mag sich auf die Brust schlagen.

„Wenn ich mich aber nicht zum Übersetzen verstanden hätte;
„so hätte vielleicht ein weit schlechterer Übersetzer die Arbeit über-
„nommen." Das kann seyn! Wie wollen Sie aber, mein

guter Herr! die noch schlechteren Hände von dem Werke abhalten? Durch Ihre Eilfertigkeit? Gemeiniglich sind die elendesten Übersetzer auch die rüstigsten. Wenn sich die Verleger nicht vor der Kritik fürchteten, so würden sie gewiß die noch schlechtern Übersetzer aus mehr als Einer Ursache Ihnen vorziehen; denn „nichts als Vortheil ist ihre Absicht". Die wenige Zeit, welche man Ihnen noch gelassen, den Vorzug, den man Ihnen vor elenderen Schmierern gegeben, haben Sie einzig und allein den „boshaften, ungeschliffenen" Kunstrichtern zu verdanken, welche von den Verlegern noch einigermaßen gefürchtet werden. Wir sind gegen Ihre Übersetzung strenge gewesen, damit Ihnen der Verleger künftig mehr Zeit lassen möge, und damit schlechtere Übersetzer ganz und gar abgeschreckt werden, sich an ein schweres Werk zu wagen. Sehen Sie! das war unsre Absicht; und wenn Sie nicht selbst zu den schlechtesten Übersetzern gehören, so hätten Sie unsre Bemühung mit Dank erkennen, so hätten Sie allenfalls mit Ihrem Verleger, aber nicht mit dem unsrigen zanken sollen. Der letztere ist ganz gewiß nicht schuld, daß Sie übereilt worden sind; und wir, in der That! wir können Keiner dafür. Unsertwegen hätten Sie sich, wer weiß wie lange, besinnen mögen, ob man étourderie nicht besser als Einfalt, und faire peur nicht richtiger als furchtbar seyn übersetzen könne. Vielleicht hätten Sie unterdessen wahrgenommen, daß das gelehrter aus der Lehrstunde kommen gleichfalls nicht viel taugt, indem das Wort gelehrter allhier unstreitig ein Beiwort, und nicht, wie Sie sich retten wollen, ein Supinum seyn kann. Wer weiß, wie viel andere unverzeihliche Fehler bei mehrerer Muße weggeblieben wären! Wir ungezogene Kunstrichter hätten alsdann entweder loben, oder wenn wir dazu zu boshaft sind, wenigstens von Ihrer Übersetzung schweigen müssen; und Sie hätten nicht nöthig gehabt, Ihre Galle in solche Unkosten zu setzen.

Sie sagen ferner: „Ein witziges Ephemeron, eine piece „du tems, darf gar nicht mit dem Grade von Genauigkeit aus„gearbeitet und beurtheilt werden, als etwa ein großes Gedicht. — „Schriften, die zu kurzer Belustigung bestimmt sind, die jeder „einzelne Leser höchstens zweymal flüchtig durchläuft, und die „bald von andern neuen Werken verdrängt werden, können „nimmermehr den höchsten Grad von Richtigkeit nöthig haben. „Sogar Fehler, die bey genauerer Prüfung, den Verstand

„unterbrechen, sind darinne sehr verzeihlich." Das hat Ihnen abermals der Verleger in den Kopf gesetzt. Trauen Sie ihm aber nicht zu viel, wenn er Ihnen weiter vorsagt, daß „die Kunstrichter den Verstand nicht haben, diesen Unterschied zu bemerken". Wir haben ja auch einen Verleger, dessen Vortheil mit sich bringt, seine Schriftsteller dreister zu machen. Allein wir bedenken von einer andern Seite, daß die Pièces du tems eigentlich auf den Geschmack des großen Haufens den größten Einfluß haben; daß eine Staatsgeschichte der guten und bösen Geister so viel Leser nicht findet, als ein witziges Ephemeron; daß man sich also in einem flüchtigen Blatte zwar in Ansehung der Ausarbeitung einige Nachlässigkeit, und vielleicht in Ansehung des Styls einige Ungleichheit verzeihen könne, daß aber „Fehler, die den Verstand unterbrechen", nirgend, und um so viel weniger in kleinen Modeschriften „verzeihlich" seyn können, daß im Gegentheil ein geradbrechter Gedanke, ein zerstümmelter Einfall oder ein sinnloses Gewäsche nirgend so schädlich sei, als in Belustigungsschriften, nirgend so ansteckend sei als in Übersetzungen von dergleichen Schriften: weil der deutsche Leser dadurch verdorben, und zu glauben veranlaßt wird, es fänden sich dergleichen anstößige Fehler auch in der von den Ausländern bewunderten Urschrift; endlich, daß ein großer Unterschied — — Doch wem schwatze ich alles dieses vor? Sie, mein Freund! sind unstreitig davon überzeugt, und unser erboster Gegner hat für seine Kunstrichter keine Ohren.

Ich habe überlaut lachen müssen, als ich folgende Stellen gelesen: „Mit alle dem war es besser, wenn unsre schlechten „Schriftsteller Übersetzer wurden, als wenn sie, wie in Frankreich, „elende Romane selbst schrieben, oder, wie in England, die Re„gierung oder Religion anfielen, und die Kirche sammt dem Staate „zerrütteten. Mancher wäre vielleicht ein öffentlicher Gift„mischer, ein Voltäre, geworden, wenn nicht Übersetzungen „ihn glücklicher beschäftigt hätten." Ein Giftmischer ist freilich arg; aber wie, mein Herr Übersetzer! ein Voltaire hätten Sie werden können? O hätten Sie doch in Ihrem Leben keine Zeile übersetzt! Und noch weiß ich kein besseres Mittel für Sie, die Kunstrichter zum Schweigen zu bringen, als wenn Sie aus Rache die Übersetzungen Andern überlassen, und auf gut Glück es immer wagen, ein Voltaire zu seyn.

XI. Den 18 März 1762.

222ster Brief.

Die Stellen, welche ich Ihnen angeführt, sind in dieser Schmähschrift noch die allersittsamsten. In der Folge wird der Verf. nach seiner Art witzig, er sprudelt Satyre, erdichtet Briefe, und treibt sein kindisches Spiel bis zum Ekel. Sein Witz erregt Mitleiden, seine Satyre macht Niemanden mehr als ihn selbst zum Gelächter; und die Schmähungen und Schimpfworte, die er wider uns ausstößt, sind so beschaffen, daß kein Vernünftiger darüber empfindlich werden kann. Ein Jeder sieht, daß ihn der Zorn außer aller Fassung gebracht haben muß; und ein Schriftsteller, der so wenig kaltes Blut zeigt, vergiebt nur allzu viel von seinem Rechte, macht seinem Gegner den Triumph gar zu leicht. Man lese nur seine Erdichtung von Orbil, seinen Brief an Herrn P. D., einen andern an unsern Verleger, und einen dritten im Namen des Herrn Rousseau Au Roi M-d-s. Er meint, die Gabe zu spotten sei ihm nicht natürlich, und er habe sie nur affectirt, um in dem Ton unsrer Briefe zu schreiben. In der That, wenn unser Spott dem seinigen ähnlich sieht, so müssen wir mehr Mitleiden als Gelächter erregen. Doch genug von dem polemischen Theile dieser Schrift! Bitterkeit ohne Gründe verdient nicht beantwortet zu werden.

Aber von der eingeschalteten Zauberphilosophie, die ich in meinem vorigen Schreiben berührt, werden Sie vermuthlich einen umständlichern Bericht erwarten. Sie sollen befriedigt seyn! Merken Sie auf! Sie werden über die wundervolle Weisheit unsres Philosophen erstaunen. Er wird Ihnen Dinge offenbaren, die kein menschliches Auge gesehen, kein Ohr gehört hat, keine irdische Vernunft ergründen kann. Mitten in den kritischen Zänkereien wird seine Feder, wie er sagt, lüstern, sich über andere Materien auszubreiten. Er senkt sich plötzlich in die Tiefen einer mystischen Weisheit, und erzählt Begebenheiten und Anekdoten aus der obern Welt, so umständlich, als wenn ihm das ganze himmlische Archiv zu Dienste gestanden hätte. Ich werde Ihnen einige von den wichtigsten Anekdoten ausziehen.

„Gott hat zweien obersten Gattungen von Geistern aus jedem Reiche die Verwaltung der Welt, das Amt der Vorsehung

übergeben. Was der Seraph in der obern Welt thut, sollte der Teufel in der unsrigen thun; allein er hielt seine Prüfung nicht aus, wodurch die ganze Welt zerrüttet worden. Gott mußte also die Teufel ihres Amts entsetzen, und selbst das Steuer in die Hand nehmen; allein die Teufel wollten sich nicht ganz verdrängen lassen, und moralische Gründe hinderten ihre völlige Entfernung. Nunmehr wird unsre Welt durch beständige Wirkung und Gegenwirkung Gottes und des Teufels regiert. Die Ausführung eines Entschlusses gelingt oder mislingt, nach dem ihn Gott oder der Teufel eingegeben. Der Satan thürmt List auf List, er versucht Bosheit auf Bosheit; durch alles dieses weis Gott seine Absichten durchzusetzen."

Die obere Welt hat nach dem System dieses Philosophen auch täglich ihre Lustspiele, in welchen Satan wider seinen Willen den Scapin, vermuthlich mit thränenden Augen, machen muß. „Es kömmt häufig ein spottendes Verhängniß vor", sagt unser Verf. „Wenn nämlich der Teufel, oft mit großer Mühe, alles zur Ausführung eines beliebten Entwurfs veranstaltet hat, vernichtet Gott durch unversehene Hinderniß alles mit einem male; darauf nimmt er die zubereiteten Werkzeuge, so wie er sie findet, flicht sie in seinen Plan ein, und befördert damit seine Endzwecke. Solchergestalt wird der Teufel täglich das Gelächter der obern Welt. Um sich dafür zu rächen, äfft er im ganzen oder stückweise die göttlichen Anstalten nach", wovon Sie in der Folge mehr hören werden.

Nunmehr lassen sich alle Naturgeheimnisse mit einer bewundernswürdigen Leichtigkeit erklären. Der Teufel hat die größte Macht auf Erden, weil ihm ihre meisten Bewohner folgen; was Wunder, daß alles so bunt über Eck geht? Wer verursacht Unwissenheit, Aberglauben, Krieg, Pest und Einsturz der Städte? Der Teufel. „Im letzten Falle arbeitet er daran viele Jahre, „untergräbt allmählich die Gründe einer Stadt, leitet dahin einen „gehörigen Vorrath von Luft und Feuer, und läßt zu gemeßner „Zeit die Mine springen. Gott widersteht ihm allezeit, und verhütet tausend ähnliche Fälle; aber immer ist es nach den Gesetzen der Welt nicht möglich." — Was ist die Ursache von schweren und tödtlichen Krankheiten? der Teufel; vom Hypochonder? eben derselbe. „Sobald ein kleiner Grad von Unordnung „im Körper da ist, wird es dem Teufel leicht, einige Lufttheile

„an empfindliche Orte zu ſchieben, wo ſie einen Druck, eine „ſchmerzhafte Spannung, erregen" u. ſ. w.

Von den „Nachäffungen" des Satans einige Beiſpiele anzuführen: er ſtellte einen Plato auf, um den Moſes; einen Homer und Pindar, um den David; einen Sokrates, um den Hiob nachzuahmen. Darum konnte Auguſtin die heidniſchen Tugenden mit Recht „ſchimmernde Laſter" nennen. Denn ſie ſind ein Werk des Satans. Unter dem Namen Momus, Mercur ließ er ſich zu den Göttern zählen. Die mahomedaniſche Religion iſt gleichfalls eine Nachäffung des Satans, der alle Originalwerke Gottes ſo elend überſetzt. „Er ahmte bey dieſer Religion „die Vielweiberey der Erzväter, die hebräiſche Beſchneidung, und „die Enthaltſamkeit der Naziräer nach." Den Chineſen gab er einen Confucius, gleichfalls den Moſes vorzuſtellen, unterrichtete ſie in den Wiſſenſchaften, u. ſ. w. Gott ſetzte unter den Juden nur Richter; allein der Teufel machte ſie nach der Monarchie lüſtern, die er ſchon um ſie her aufgerichtet hatte. Die Geſchlechtsart der Teufel ſelbſt iſt, nach dem Berichte unſers Allwiſſenden, monarchiſch eingerichtet! Endlich ſind ſogar die Fehler der Abſchreiber und falſchen Lesarten in den heiligen Büchern gleichfalls von ihm.

Unſer Verf. weiß noch weit wichtigere Geheimniſſe. Wie lang dauert ein „Planetenalter"? So viel Jahrtauſende, als Tage auf die Schöpfung verwandt wurden. Im ſiebenten Jahrtauſende haben alle Geſchöpfe einen Feiertag, und ſelbſt der Teufel wird alsdann einen Ruhetag bekommen (S. 89). — Wie viel Stufen ſind von dem Thiere bis zum Menſchen? nicht mehr denn „drei und dreißig" (S. 96). — Wie viel Steinarten giebt es wohl? Es müſſen ihrer vier und zwanzig ſeyn, denn wir wiſſen vier Elemente, und ſieben Metalle, und alle Werke der Natur laſſen ſich durch 4, 24, 7 auflöſen (S. 97).

„Ich ſchließe weiter", ſagt unſer Verf. Noch weiter? So wünſche ich ihm denn viel Glück! Ich kann ihm unmöglich nachklettern.

223ſter Brief.

Eine Nachricht aus dem Reiche der Gelehrſamkeit, die Sie nicht wenig vergnügen wird! Nicht wahr? wir haben ſehr viele

gelehrte Gesellschaften, wir haben ihrer fast zu viel? und gleichwohl hat es bisher noch an einer der nützlichsten gefehlt: an einer Gesellschaft, deren Augenmerk unmittelbar auf die „philosophische Sittenlehre", und besonders auf den, wahren Patrioten so wichtigen Theil derselben, die „Wissenschaft der Gesetze", gerichtet gewesen wäre. Wenn alle übrige Wissenschaften nur entweder die Bequemlichkeit oder das vernünftige Ergötzen der Menschen zur unmittelbaren Absicht haben, so ist es diese allein, welche ohne Umwege auf die wahre Glückseligkeit der Menschen, eines jeden insbesondere sowohl, als ganzer Staaten und Völker, abzielt. Man kann zweifeln, ob es einem Staate nützlich sei, die Mittel zur Bequemlichkeit, und vielleicht auch zu dem allervernünftigsten Ergötzen, allzu sehr zu vervielfältigen. In dieser Absicht ist vielleicht das gelehrteste Volk nicht immer das weiseste, und also nicht immer das glücklichste. Daß aber jene wahre Weisheit, die „philosophische Sittenlehre", jene Krone der Wissenschaften, die „Wissenschaft der Gesetze", wenn sie bei einem Volke blühen, nicht nothwendig die wahre Glückseligkeit desselben befördern müsse: bis dahin hat sich die Zweifelsucht paradoxer Köpfe wohl noch niemals verstiegen.

Diese Wissenschaft ist der einzige, der herrlichste Weg, welchen die stillen Betrachtungen des Weltweisen zu nehmen haben, um aus dem Schatten seiner Einsamkeit in die große Welt überzugehen, dem Bürger, dem Regenten und seinen Rathgebern zur Richtschnur ihres Wandels zu dienen, und aus bloßen Speculationen wirksame Triebfedern der menschlichen Glückseligkeit zu werden. Nur in dieser Betrachtung kann der Weltweise im eigentlichen Verstande ein Lehrer der Könige, ein Aufseher des menschlichen Geschlechts genannt werden. Ob er gleich im Verborgenen arbeitet, und von dem Staatsruder allzu sehr entfernt ist, als daß er selbst Hand anlegen könnte; so hat doch die Geschichte Beispiele genug aufzuweisen, daß seine Einsichten bis in das Herz eines großen Regenten, bis in das Cabinet eines tugendhaften Staatsraths gedrungen sind, die Beredsamkeit eines patriotischen Redners beseelt, eine feurige Jugend zu ihrer Ausbreitung erweckt, und die Vorurtheile eines ganzen Volks besiegt haben Welche Belohnung für den Patrioten, wenn er so glücklich ist, durch seine Bemühungen eine einzige Idee zum Besten der menschlichen Gesellschaft in den Schwang zu bringen! einen einzigen

Gebrauch, der dem Wohl eines einzigen Volks nachtheilig ist, zu tilgen!

So herrliche Früchte sich die menschliche Gesellschaft von dem Wachsthume dieser Wissenschaften zu versprechen hat, so wenig öffentliche Anstalten hat man bisher zu ihrer Aufnahme vorkehren sehen; und ich freue mich, Ihnen melden zu können, daß sich in der Schweiz endlich eine Gesellschaft gelehrter Patrioten zusammengefunden, die ihre Bemühungen zum Besten derselben vereinigen wollen. Sie haben indessen vor der Hand weder von der Einrichtung dieser Gesellschaft noch von ihren fernern Absichten etwas mehr bekannt zu machen für gut gefunden, als daß sie jährlich auf die Beantwortung einer in diese Materie einschlagenden Aufgabe einen Preis setzen wollen. Am Schlusse dieses Schreibens werde ich Ihnen eine Abschrift von ihrem Avertissement, nebst der Ankündigung der Preisfragen für das Jahr 1763, so wie mir solche von einem Freunde sind zugeschickt worden, anfügen.

Daß aber die gemeinschaftlichen Bemühungen, Rathschläge und Einsichten einer gelehrten Gesellschaft zur Beförderung dieser Wissenschaft eben so nöthig sind, als zur Beförderung der Naturgeschichte und Experimentalphysik, wird Niemand in Zweifel ziehen, dem die Gränzen der philosophischen Sittenlehre in ihrem weitesten Umfange, und besonders in ihrer pragmatischen Anwendung auf die Wissenschaft der Gesetze, nicht unbekannt sind. Ein vollständiges System von den Gesetzen ist eben so wenig das Werk eines Privatmanns, als eine vollständige Naturgeschichte. Es übersteigt beinahe sogar die Kräfte einer ganzen Gesellschaft, wenn sie es nicht durch öffentliche Anstalten dahin bringt, daß sich die Tugendhaften und Weisen aller Völker mit ihr zu einem so großen Entzwecke verbinden. Dieses Feld ist überhaupt noch gar zu wenig angebaut, als daß man sich so leicht eine reiche Erndte zu versprechen hätte. Es fehlt noch sogar an einer ausführlichen Geschichte der Gesetzgeber; die meines Erachtens nothwendig vorangehen muß, ehe man mit Hoffnung eines ganzen Erfolgs jenes große Werk unternehmen kann.

Ein gelehrter Freund hat mir einen kleinen Aufsatz mitgetheilt, in welchem über den Plan einer allgemeinen Sittenlehre folgende Gedanken enthalten sind.

„Die Sittenlehre überhaupt hat zwei besondere Theile, „einen natürlichen oder philosophischen, und einen posi-

„tiven oder historischen. Dieser ist, und jener sollte einge„führt seyn.

„Die natürliche Sittenlehre ist eine Wissenschaft der Men„schen, wie sie nach dem rechten Gebrauche der Vernunft seyn „sollten und könnten; und der Gesetze, welche am geschicktesten „sind, sie der größten Glückseligkeit, deren sie fähig sind, theil„haftig zu machen.

„Diese Wissenschaft schränkt sich keinesweges bloß auf die „allerallgemeinsten Begriffe, auf jene einförmigen Regeln ein, welche „sich auf die abstracte Kenntniß des Menschen gründen, und „daher allen Ländern und allen Zeiten ohne Unterschied zukom„men. Die Sittenlehre heftet zwar allezeit ihr Augenmerk auf „den ursprünglichen Menschen; allein sie sucht vornehmlich „den Menschen, so wie sie jetzt sind, nützlich zu werden. Sie „umfaßt zwar das Interesse aller Völker überhaupt, allein sie „unterläßt deswegen nicht, die Entwürfe zu ihrem Besten nach „der unendlichen Mannigfaltigkeit ihrer Umstände einzurichten; „und wenn sich ein Zusammenfluß von unüberwindlichen Hin„dernissen dem höchsten Gute widersetzen, das sie allezeit den „Menschen zu verschaffen wünscht, so sucht sie ihnen wenigstens „den Weg zu zeigen, auf welchem sie zu dem allerkleinsten Übel, „oder zu einer solchen Glückseligkeit gelangen können, die ihnen „ihre gegenwärtigen Umstände zu hoffen erlauben.

„Die Gesetze und Vorschriften der natürlichen Sittenlehre „haben drei Hauptgegenstände. Einige derselben gehen auf die „verschiedene Art unsrer Privathandlungen; woraus das natür„liche Privatrecht entspringt. Einige beziehen sich auf die „Regierung, und machen das natürliche Staatsrecht aus. „Endlich zielt die dritte Classe der Gesetze auf das Thun und „Lassen der Völker gegen einander; und hierin besteht das na„türliche Völkerrecht.

„Man unterstand sich in den vorigen Zeiten, mit gleicher „Verwegenheit Welten und Republiken aufzubauen; man schrieb „der Natur und dem Menschen Gesetze vor, und gleichwohl „kannte man weder die Natur noch den Menschen. Ohne Kennt„niß der Begebenheiten können keine Grundsätze festgesetzt werden. „Ein beständig in sich selbst eingesponnener Geist kann nichts „anders als Irrthümer ausbrüten.

„Will man die natürliche Sittenlehre zur Vollkommenheit „bringen, will man zu einer Wissenschaft der Gesetzgebung ge-

„langen, ſo wie ſie den Menſchen in allen möglichen Umſtänden, „in welche ſie Zufall oder Weisheit verſetzt hat, am erſprießlich„ſten iſt; ſo muß man den Menſchen kennen, wie er geweſen „und wie er iſt; man muß ihn in allen Zeiten, in allen Welt„gegenden und in allen Umſtänden ſehen; man muß ſein Thun „und Laſſen genau beobachten, die Geſetze, welche er über alle „Arten von menſchlichen Handlungen eingeführt, ihren Einfluß „auf ſeinen Zuſtand, ihre Abänderungen und ihre Urſachen „gründlich ſtudiren.

(Der Beſchluß folgt.)

XII. Den 25 März 1762.

Beſchluß des 223ſten Briefes.

„Dieſes iſt der Endzweck der poſitiven oder hiſtoriſchen „Sittenlehre. Die Geſchichte eines jeden Volkes, es mag „glücklich oder unglücklich, wild oder geſittet, alt oder neu ſeyn, „enthält einen Vorrath von Beobachtungen, welche zu dieſer „Wiſſenſchaft gehören. Was die Menſchen angeht, iſt für den „Menſchen eine Quelle des Unterrichts. Ihre Tugend und ihre „Laſter, ihre Einſichten und ihre Irrthümer, ihre Weisheit und „ihre Thorheit, alles iſt in gleichem Grade lehrreich.

„Die Beobachtung iſt alſo die Quelle der poſitiven oder „hiſtoriſchen Sittenlehre; und da jene niemals völlig erſchöpft „werden kann, ſo ſieht man wohl, daß auch dieſe allezeit wird „unvollkommen bleiben müſſen. Indeſſen iſt nicht zu läugnen, „daß uns die Geſchichte eine unendliche Menge von Begebenhei„ten und einzelnen Vorfällen aufbehalten, die dem Sittenlehrer „ein großes Licht geben können. Die Bemühungen aller Ge„ſchichtsſchreiber ſollten einzig und allein dahin abzielen, dieſe „unſchätzbaren Trümmer zu ſammeln, und zum Gebrauch der „philoſophiſchen Sittenlehre zu erläutern und ins Licht zu ſetzen. „Man kann die hiſtoriſchen Beobachtungen, welche dahin gehören, „gleichfalls in drei Claſſen eintheilen. Sie lehren uns entweder „Privatſitten und Privatgeſetze kennen, und machen das poſi-

ve Privatrecht aus; oder sie beziehen sich auf die Regie-
ng, und gehören zu dem positiven Staatsrecht; oder
dlich handeln sie von den öffentlichen Angelegenheiten, woraus
s positive Völkerrecht entspringt." U. s. w.

Diese Eintheilung der Sittenlehre in eine philosophische und
orische ist ungemein nützlich. Mich dünkt, daß man bisher
Frankreich die philosophische und in Deutschland die histori-
Sittenlehre zu gering geachtet. Daher fehlt es dem tief-
nigen System eines Wolf an pragmatischer Anwendung auf
Geschichte, und den feinen Beobachtungen eines Montesquieu
allgemeinen systematischen Grundsätzen. Ein Werk, das den
ndlichen Tiefsinn eines Wolf mit dem scharfsinnigen Beobach-
gsgeist eines Montesquieu verbände, wäre meines Erachtens
vollkommenste Meisterstück der menschlichen Vernunft; viel-
ht ein Ideal, das die menschlichen Kräfte übersteigt, dem sich
r die größten Genies unsrer Zeit so viel als möglich zu nähern
hen sollten.

Aus dem XIV. Theil.

VI. Den 13 Mai 1762.

233ster Brief.

Wie kommt es, fragen Sie in einem Ihrer Briefe, daß
n mir nichts von der merkwürdigen Ausgabe der Licht-
r'schen Fabeln sagt, die ein Ungenannter ohne Vorwissen
Verf.*) herausgegeben, und davon in öffentlichen Blättern
verschiedentlich geurtheilt wird? Die Ursach ist diese. Herr
chtwer, der seinen ungenannten Verbesserer**) öffentlich anklagte,

---

*) Unter dem Titel: Herrn M. G. Lichtwers, Königl. Preuß.
- und Regierungsraths im Fürstenthum Halberstadt, auserlesene ver-
erte Fabeln und Erzählungen in zweyen Büchern. Greifswalde und
pzig, 1761.

**) Dieß war K. W. Ramler. Man sehe näher über seinen An-
il an der Sache K. H. Jördens Lexikon deutscher Dichter und Pro-
ten, Bd. 3. Lpz. 1808. S. 371—372 Anm. des Herausgebers.

indem er dessen Verfahren als die äußerste Beleidigung ansah, die ihm hätte widerfahren können, versprach dem Publico eine dritte von ihm selbst verbesserte Auflage seiner Fabeln *). Diese wollten wir abwarten, um das Vergnügen haben zu können, die Bemühungen zweier wetteifernden Kunstrichter, deren jeder in gewisser Betrachtung seinen Vorzug zu haben schien, mit einander zu vergleichen. Sie ist nunmehr erschienen, die Lichtwer'sche Ausgabe **); und ich kann wohl sagen, daß mich der Wettstreit dieser geistreichen Köpfe, der Eifer, mit welchem sie sich einander zu übertreffen suchen, und das wechselhafte Glück, mit welchem sie sich wirklich übertreffen, ungemein vergnügt hat. Ich glaube ein olympisches Spiel mit anzusehen, da zwei berühmte Wettläufer ihre äußersten Kräfte anwenden, sich einander nicht nur zuvorzukommen, sondern auch den Weg zu verlegen. Die Zuschauer verfolgen sie mit begierigen Blicken, bewundern des einen Geschicklichkeit, des andern List, rufen diesem zu, beneiden jenes Glück; und ertheilen öfters dem Sieger den Preis, ohne deswegen dem Besiegten seinen Ruhm zu entziehen.

Um aber dieses Vergnügen in seiner ganzen Lauterkeit zu genießen, mußte ich die Augen von der moralischen Seite dieser seltenen Begebenheit ganz wegwenden. In der That eine seltene Begebenheit! Von Seiten des ungenannten Herausgebers war der Schritt, meines Erachtens, eben so unbillig als unerhört. Er war unbillig; denn Hr. Lichtwer kann allezeit die Erfindungen seines Geistes als sein wahres Eigenthum betrachten, in welchem sich Niemand ohne des Eigenthumsherrn Vorwissen unterstehen darf Veränderungen vorzunehmen, und sollten es auch die allerglücklichsten Verbesserungen seyn. Ich habe euch frei gegeben, kann er sagen, auf meinem Landgute spazieren zu gehen. Betrachtet die Gegenden, genießt von den Früchten, beurtheilt meinen

*) Die erste Ausgabe erschien ohne Namen des Verfassers unter dem Titel: Vier Bücher Aesopischer Fabeln, in gebundener Schreibart. Lpz. 1748. 8°; die zweite hatte den Titel: Vier Bücher Aesopischer Fabeln von M. G. Lichtwern. Zweyte Auflage, nebst einem Anhange. Ber. 1758. 8°. Diese letztgenannte Ausgabe ist es, welche Moses Mendelssohn in der Bibliothek der schönen Wissenschaften (Bd. 3. Stück 1. S. 57—73) recensirt hat. Anm. des Herausgebers.

**) M. G. Lichtwers Fabeln in vier Büchern, von dem Verfasser selbst herausgegeben. 3te Aufl. Berlin, 1762. Bey Gottlieb August Lange.

Geschmack, tadelt ihn, wenn er euch mißfällt; wer hat euch aber das Recht gegeben, nächtlicher Weile auf meinem Grund und Boden nach eurem Wohlgefallen Veränderungen vorzunehmen?

Wollte der Ungenannte seine Kritik üben oder der Welt seinen feinen Geschmack zeigen, so war ein andrer, weit billigerer Weg für ihn übrig. Und wenn er auch allenfalls nicht so großmüthig seyn wollte, dem Hrn. Lichtwer seine Verbesserungen zuzuschicken, so hätte er eine Kritik über die Lichtwer'schen Fabeln schreiben können, in welcher ihm frei gestanden hätte, mit denselben nach eigenem Belieben umzugehen, zu tadeln, zu verbessern, wegzulassen und hinzuzuthun. Der Verf. hätte ihm dieses nicht verdenken können; und das Publikum würde unstreitig weit größern Nutzen davon gehabt haben, indem der Kunstrichter zugleich von seinen Veränderungen hätte Rechenschaft geben, und die Urtheile seines Geschmacks durch die Grundsätze seiner Kritik rechtfertigen können. Aber so wie er es anfing, mußte sich Hr. Lichtwer nothwendig beleidigt finden; denn alle Schmeicheleien, die er ihm in dem Vorbericht vorsagt, konnten die gekränkte Vaterliebe eines Autors unmöglich besänftigen, der das Unglück hat, die Geburten seines Geistes, wie von einer Fee, unter der Hand in ganz andere Gestalten verwandelt zu sehen. Freilich muß es dem Hrn. Lichtwer zur Ehre gereichen, daß sich Kunstverwandte von solchen Talenten Mühe geben, sein Werk auszufeilen. Der schlechte Scribent ist, wie der ungenannte Herausgeber in dem Vorberichte richtig bemerkt, „nicht zum ausfeilen, sondern zum „wegwerfen". Allein wer wird nicht demungeachtet dergleichen Ehre verbitten? Sind meine Werke zum ausfeilen, so will ich die Feile entweder selbst führen, oder wenigstens darum begrüßt seyn, ob ich einen Andern will meine Stelle vertreten lassen. Man hat die Absicht, mir einen Dienst zu erweisen? Ich will es glauben; allein wer mir einen Dienst mit Gewalt aufdringt, beleidigt mich härter, als wer mir ihn versagt. Man kann also, wie mich däucht, nicht in Abrede seyn, daß das Verfahren des ungenannten Verbesserers unbillig sei, und daß Hr. Lichtwer sich mit Recht über ihn beschwere.

„Nein!" sagt unser Freund, Hr. G. *) „Man kann die

*) Hiermit muß Lessing gemeint, und das folgende Stück muß von ihm seyn, wie auch Prof. Lachmann bemerkt, der es in seine Ausgabe

„Sache zur Entschuldigung des Ungenannten aus einem ganz
„andern Augenpunkte betrachten. Es ist noch nicht ausgemacht,
„daß sich das Eigenthumsrecht über die Werke des Geistes so
„weit erstrecket. Wer seine Schriften öffentlich herausgiebt, macht
„sie durch diese Handlung publici juris, und so denn stehet es
„einem jeden frey, dieselbe nach seiner Einsicht zum Gebrauch des
„Publicums bequemer einzurichten. Zumal da dem Autor durch
„diese Handlung nichts von seinem Rechte benommen wird, indem
„das erste Geschenk, das er dem Publico gemacht hat, deswegen
„nicht vernichtet wird, und er selbst noch immer die Freyheit hat,
„die ihm angebotene Veränderungen nach Belieben anzunehmen
„oder zu verwerfen. Mit dem Eigenthum der Güter dieser Welt
„hat es eine ganz andere Beschaffenheit. Diese nehmen nicht
„mehr als eine einzige Form an, und niemand als der Besitzer
„hat das Recht diejenige Form zu wählen, die er für die bes-
„quemste hält. Hingegen bleibet die erste Ausgabe einer Schrift
„unverändert, und eine von einem andern veranstaltete verbesserte
„Auflage ist blos als ein Vorschlag anzusehen, wie nach der
„Einsicht dieses Herausgebers das Werk vollkommener gemacht
„werden könnte. Gesetzt der Vorschlag werde angenommen; so
„kömmt, wie der Herausgeber in dem Vorberichte bemerkt, dem
„noch die größte Ehre dem ersten Verfasser zu, der seine meisten
„Gemälde so weit gebracht hat, daß nur wenige Pinselzüge für
„eine fremde Hand übrig gelassen waren. Wird der Vorschlag
„gemißbilliget, so kann ihn der noch lebende Verfasser öffentlich
„verwerfen, und das Publicum hat das Vergnügen, den Aus-
„spruch zu thun. Wenn ja in dergleichen Verfahren eine Un-
„gerechtigkeit Statt findet; so müßte es vielmehr gegen einen
„todten Verfasser seyn, der nicht mehr vermögend ist, sich über
„die vorgeschlagene Verbesserungen zu erklären. Hat man es aber
„einem Ramler und einem Leßing nicht übel genommen, viel-
„mehr Dank gewußt, daß sie einen Logau nach ihrer Weise
„verbessert heraus gegeben; warum will man es denn dem Un-
„genannten zu einem solchen Verbrechen anrechnen, daß er einen
„lebenden Verfasser seine Verbesserungen zur Beurtheilung vorlegt.

---

von Leſſing's Schriften (Bd. 6. Berlin 1839, S. 275—276) aufgenommen hat (s. Lachmann's Anm. ebendas. S. 274).

Anm. des Herausgebers.

„und sich gefallen läßt, ob er dieselben annehmen, oder ausschla„gen will?" — So weit Herr G.!

Ich muß es gestehen, ich glaube nicht, daß alle diese Winkelzüge hinreichend sind, die Handlung des ungenannten Herausgebers zu entschuldigen. Einmal ist ausgemacht, daß er die Absicht gehabt zu haben scheint, die erste Ausgabe der Lichtwer'schen Fabeln völlig zu verdrängen; und gewiß! er hat die Talente dazu, ein solches Vorhaben ins Werk zu richten, und es würde ihm auch gelungen seyn, wenn Hr. Lichtwer nicht durch seine dritte Ausgabe die erste Ausgabe selbst unbrauchbar gemacht hätte. Daß der Verbesserer sich nicht genannt hat, scheint den Verdacht zu erregen, als wenn er selbst der Rechtmäßigkeit seines Vorhabens nicht gewiß gewesen seyn müsse; wiewohl dieser Umstand nicht viel beweist. Aber dieses ist doch nicht zu läugnen, daß er alles Löbliche seines Vorhabens hätte erreichen und allen Schein eines Vorwurfs vermeiden können, wenn er seine Verbesserungen unter der Gestalt einer Kritik über die Lichtwer'schen Fabeln herausgegeben hätte. Alsdann wäre keine Entschuldigung vonnöthen gewesen; und eben deswegen ist der gewaltsame Weg, den er lieber gewählt hat, auf keinerlei Weise zu entschuldigen.

Auf der andern Seite hingegen hat sich Hr. Lichtwer bei dieser Gelegenheit gar zu sehr ungeberdig angestellt. Er erregte ein Geschrei, als wenn ihm sein Kunstrichter das Haus über den Kopf angezündet hätte; und geht in seiner Heftigkeit so weit, daß er in den Augen der unpartheiischen Welt sogar das Recht, welches ihm zukommt, verlieren muß. Was dünkt Ihnen davon? er läßt sich von seiner Hitze verleiten, von dem Verbesserer zu sagen: „daß es ihm an Witz und Kenntniß fehle, andrer Ge„dichte zu verbessern, und daß er die idealische Vollkommenheit, „nach der er Verse beurtheilt, mehr aus Hübners Reim-Register, „als aus alten Schriftstellern abgezogen haben müsse." Nicht doch, mein Hr. Lichtwer! Die Ihnen zugefügte Beleidigung ist freilich hart; Sie haben ein Recht, sich zu beklagen, und Ihres Gegners Handlung so lebhaft zu tadeln, als es Ihnen gefällt. Hüten Sie sich aber, ihm Witz, Einsicht und Kenntniß des Ideals abzusprechen: sonst machen Sie nur Ihren eigenen Geschmack verdächtig. Seyn Sie vielmehr großmüthig! gestehen Sie, daß Sie sich seine Kritiken nicht selten zu Nutze gemacht. Sie haben zwar seine Verbesserung nirgend angenommen (und vielleicht war auch dieses zu affectirt; denn was für ein Unglück

wäre es gewesen, wenn Sie ihm hier und da in einer Kleinigkeit Recht gegeben hätten?); aber die Stellen haben Sie sich doch meist alle gemerkt, wo ihm eine Verbesserung nöthig geschienen. Das können Sie unmöglich läugnen: denn das lehrt der Augenschein; und zu diesem feinen und richtigen Gefühle hat ihm doch wohl unmöglich „Hübner's Reim-Register" verhelfen können. — Die Stelle aus der Vorrede, welche Ihnen die Unwissenheit des Mannes beweisen soll? — Um Verzeihung, mein Herr Lichtwer! Ihre Nase muß die feinste nicht seyn, wenn Sie hier nicht die Ironie gemerkt haben.

Sie sollen Richter seyn, mein Freund! Der Herausgeber vergleicht den Hrn. Lichtwer mit dem Fontaine, was die Versification betrifft, detaillirt beider Verdienste, und schätzt den Deutschen in allen Stücken dem Franzosen gleich. Am Ende setzt er hinzu: „will man dem deutschen Dichter auch noch dieses „als ein Verdienst anrechnen, daß die Erfindungen von ihm „selbst herkommen, so sind wir sehr wohl damit zufrieden." Wer findet hier nicht das feinste Lob auf den Hrn. Lichtwer? das den Franzosen auf einmal in Vergleichung mit dem Deutschen so sehr heruntersetzt, daß der Vorredner nicht nöthig findet, die Vergleichung weiter fortzusetzen. Und der deutsche Fontaine? wie hat dieser die Stelle aufgenommen? Seltsam! „In des kurzsich„tigen Herrn Verbesserers Auge", spricht er, „ist die Erfindung „bey einem Fabeldichter eine blosse Kleinigkeit, etwas zufälliges, „damit es nicht viel zu bedeuten hat. Kenner aber wissen, daß „darin das einzige wahre Verdienst des Fabeldichters bestehe, und „die poetische Verzierung ein blosses Nebenwerk und vielleicht ein „fremder Putz sey." Monsieur! muß ihm hier sein Lobredner antworten, vous tenez de bons propos fort mal-à-propos!

Ich glaube auch nicht, daß Hr. Lichtwer das geringste Recht habe, den ungenannten Herausgeber einen „Verfälscher" oder „gelehrten Dieb" zu schelten. Der ist kein Verfälscher zu nennen, welcher die Absicht hat besser zu machen: und sollte er auch unglücklich gewesen seyn. Ein gelehrter Dieb heißt nach meiner Logik ein Mann, welcher die Gedanken andrer Leute verstohlnerweise sich selbst zuschreibt, nicht aber wer andern Leuten seine Gedanken unterschiebt. Was der Herr Hofrath von Leyser in seinen Meditationen, die Hr. Lichtwer anführt, deutlich gewiesen hat, weiß ich eigentlich nicht; aber so viel, dünkt mich, lehrt die gesunde Vernunft, daß Plagiat und Nachdruck zwei ganz ver-

schiedene Dinge seien, und daß die Arbeit des ungenannten Herausgebers weder ein Plagiat noch ein bloßer Nachdruck zu nennen sei. Sie ist kein Plagiat, weil er seine Gedanken vielmehr dem rechten Verfasser untergeschoben; und auch kein bloßer Nachdruck, denn dazu hat er zu viel verändert, zu viel von dem Seinigen hinzugethan.

(Der Beschluß folgt.)

VII. Den 20 Mai 1762.

Beschluß des 233sten Briefes.

Sie würden mich beleidigen, mein Freund, wenn Sie glaubten, daß ich dem heimlichen Herausgeber das Wort reden und sein Verfahren rechtfertigen wollte. Keinesweges! Ich wiederhole vielmehr, daß meines Erachtens eine solche Handlung durchaus nicht zu entschuldigen sei; daß Hr. Lichtwer zu dieser ihm zugefügten Beleidigung unmöglich habe schweigen können; und was noch mehr ist: daß dem Publico selbst mit dergleichen untergeschobenen Verbesserungen nicht einmal gedient sei. Es ist den Liebhabern der schönen Wissenschaften daran gelegen, die verschiedenen Genies der guten Schriftsteller sammt ihren Fehlern in ihren Werken abgedruckt zu sehen. Wenn es ihnen an Geschmack oder an Geduld fehlt, diese Fehler zu verbessern, so mögen sie immer stehen bleiben. Eine fremde Hand kann unmöglich fein genug seyn, sie hinwegzunehmen, ohne dem Werke zu nahe zu kommen und den Charakter des Künstlers zu verändern. Fehler anzumerken, mit Fingern anzuzeigen und davor zu warnen, ist die Pflicht des Kunstrichters; sie verbessern, ist eine vortreffliche Übung für gute Köpfe; wer aber seine Verbesserungen unterschiebt, verdient einen schlechten Dank. Wir sehen lieber den Geist eines guten Scribenten, wie er ist, als ein Ideal, an welchem verschiedene Hände gekünstelt haben; und der Kunstrichter würde uns einen schlechten Dienst erweisen, wenn er einen Haller, Klopstock, Geßner, Gellert u. A. alle in seine eigene Manier umgearbeitet liefern wollte.

Sie sehen also, daß ich nichts weniger Willens bin, als den ungenannten Herausgeber zu vertheidigen. Ich habe nur so

viel zeigen wollen, daß Hr. Lichtwer auf der andern Seite zu weit gehe, und ſich ſo zu ſagen von ſeinem Rechte habe verleiten laſſen, ungerecht zu ſeyn. Dieſe Unanſtändigkeit von beiden Seiten entzieht dem Leſer einen großen Theil des Vergnügens, das ihm der kritiſche Wettſtreit, welcher in verſchiedener Abſicht ſo merkwürdig iſt, ſonſt gewähren würde.

234ſter Brief.

Laſſen Sie uns nunmehr dieſe gelehrte Uneinigkeit mit kritiſchen Augen betrachten. Was die Verdienſte des ungenannten Verbeſſerers betrifft, ſo hat ſich das Publikum ſchon längſt darüber erklärt; und ſein Urtheil ſtimmt mit dem Urtheile des Hrn. Lichtwer gar nicht überein. Unpartheiiſche Augen haben wohl geſehen, daß er ſich als einen Mann gezeigt hat, dem man den feinſten Geſchmack nebſt einer richtigen Kenntniß des Ideals nicht abſprechen kann, der die Verſification ziemlich in ſeiner Gewalt hat, und die Gabe beſitzt, ſich mit ſehr gutem Glücke in die Denkungsart eines fremden Dichters zu verſetzen. Dieſe Gabe war zu ſeiner Unternehmung das Vornehmſte; denn ohne dieſelbe hätte er immer der größte Dichter und Kunſtrichter zugleich ſeyn können, ohne deswegen ein guter Verbeſſerer zu ſeyn. Daher bevor Hr. Lichtwer ſelbſt auftrat und ſich neben dem verkappten Mercur zum Unterſchied darſtellte, ward er von Niemanden vermißt, und Jedermann hielt den Mercur für den wahren Soſia. Nunmehr aber, da wir das Original dagegen halten können, verſchwindet freilich vieles von der eingebildeten Ähnlichkeit; denn Niemand kann einem Menſchen ſo ähnlich ſehen, als er ſich ſelbſt. Dieſes hätte der Ungenannte meines Erachtens bedenken ſollen. Er mochte ſeinem Autor noch ſo wenig Geſchmack zutrauen, ſo hätte er ſich doch leicht vorſtellen können, daß ihm derſelbe wenigſtens von dieſer Seite ganz gewiß überlegen ſeyn wird; er wird mehr Lichtwer ſeyn. Ich glaube, dieſe Betrachtung hätte ihn von dem mißlichen Unternehmen abhalten können. Wer wagt ſich gern auf eine Laufbahn, wenn er vorher weiß, daß ihm Jemand zuvorkommen werde?

Dem Hrn. Lichtwer iſt in der That dieſer Vortheil zum

lich zu statten gekommen. Sehr viele von dem Ungenannten glücklich verbesserte Stellen hat er noch weit glücklicher verbessert, wenigstens mehr in dem Tone des Ganzen, und in der Manier, die ihm eigen ist. Jener mußte sich selbst verläugnen; und dieser sich nur ohne Zwang sich selbst überlassen, um Lichtwer zu seyn. Ich werde Ihnen einige von diesen Stellen anführen, wo mir Hr. Lichtwer den Ungenannten zu übertreffen scheint.

Gleich in der ersten Anrede an die Muse hieß es nach der alten Lesart:

O Muse, die du weist, was Thier' und Bäume sagen,
Darf meine Neugier dich um etwas kleines fragen?
Ich bitte, sage mir: wie reden Löw' und Maus?
Wie drückt sich eine Gans, und wie ein Adler aus?
Wie quakt ein Frosch gelehrt? wie sprechen muntre Pferde? u. s. w.

Der Ungenannte scheint hier in den ersten beiden Zeilen bemerkt zu haben, daß die Muse, welche der Dichter hier anruft: du Muse, die du weißt, „was Thier' und Bäume sagen", unmöglich seine neugierigen Fragen für „etwas kleines" halten kann. Als Muse der Apologe ist dieses ja alles, was sie weiß. Er setzte daher:

O Muse, die du weißt, was Gott und Halbgott sagen; u. s. w.

Diese höhere Muse kann mit Recht die Sprache der Thiere für eine Kleinigkeit halten. Aber merken Sie auch wohl, daß nunmehr wider die Absicht des Dichters nicht die Muse Aesops, sondern die Muse der Dichtkunst überhaupt angeredet wird? Hr. Lichtwer änderte daher lieber den zweiten Vers:

O Muse! die du weißt, was Thier' und Bäume sagen,
Wovon der Vogel singt, was Fisch und Wurm beklagen, u. s. w.

Ferner der Ungenannte:

Wie quackt ein träger Frosch? wie sprechen muntre Pferde?

Träge ist besser, als das unschickliche Beiwort gelehrt in der alten Lesart; allein es macht hier neben dem Beiworte muntre eine spielende Antithese. Hr. Lichtwer setzt:

Wovon schwatzt Schneck' und Frosch? wie sprechen muntre Pferde? —

Am Ende las man folgende schlechte Zeilen:

Mein Kiel betritt ihr Gleis; wie, wenn er stecken bleibt?
Wer zweifelt, hat gewählt. Es sey gewagt, er schreibt.

Der Ungenannte setzte dafür:

Mein Fuß betritt ihr Gleis; vielleicht verirrt er sich!
Wer zweifelt, hat gewählt. Mein Schicksal ziehet mich.

Hr. Lichtwer natürlicher:

Mein Mund versucht ihr Lied. Wie, wenn es nicht gelingt?
Wer zweifelt, hat gewählt. Es sey gewagt, er singt.

Wegen der 7ten Fabel des ersten Buchs beklagt sich Hr. Lichtwer in der Vorrede, daß sie der Ungenannte, wie er sich ausdrückt, schändlich gemißhandelt habe. „Meine Fabel", spricht er, „hebt sich also an:

Die Kinder des verworfnen Drachen,
Die Laster, reisten über Land,
Um anderwärts sich was zu machen,
Weil sich zu Hause Mangel fand.

„Ich biete dem Herrn Verbesserer Trotz mir hier einen verächtlich gewordenen Ausdruck zu zeigen. Gleichwohl hat er ohne „alle Noth vier andere Verse dafür hingesetzt". Muß es denn nothwendig ein „verächtlich gewordener Ausdruck" seyn, der getadelt wird? Giebt es keine andere Fehler? Da dieses Gedichtchen mehr eine Allegorie als eine Fabel ist, so sollte jeder Umstand seine Bedeutung, jeder Zug in der Allegorie seinen verblümten Sinn haben. Allein warum reisen die Laster „über Land"? was bedeutet der Mangel, der sich zu Hause fand? und was wollten sie sich anderwärts machen? Und wenn es durchaus ein tadelhafter Ausdruck seyn muß, so sei es denn das „anderwärts sich was zu machen", welches wohl nicht zu vertheidigen ist. Der Verbesserer hat hier den trefflichen Einfall gehabt, die Laster, sobald sie auf „unsere Erde" kamen, von der Strafe verfolgen zu lassen. Er setzt:

Die Laster fuhren, aus dem Schlunde
Des alten Tartarus, herauf;
Und nahmen, in unsel'ger Stunde,
Durch unsern Welttheil, ihren Lauf.

Herr Lichtwer macht sich über diese schönen Zeilen auf eine seltsame Weise lustig. „Ein elender Gedanke", sagt er. „Die

„Laster sind erst gefahren, hernach gelaufen, und zwar durch „unsern Welttheil, in unsel'ger Stunde". Eine elende Kritik vielmehr! die hier Hr. Lichtwer macht.

Die Verbesserung der dritten Strophe tadelt er mit mehrerm Rechte. In der ersten Auflage las man:

Sie *) kamen nah' zu einer Brücke,
Da wandten sie sich ohngefähr,
Und sieh! es hinkte mit der Krücke
Die Strafe hinter ihnen her.

Die Brücke mißfiel dem Kunstrichter mit Recht; er glaubte zu verbessern:

So zogen sie mit gutem Glücke,
Und bliesen ihren Gift umher.
Doch endlich hinkte, mit der Krücke,
Die Strafe hinter ihnen her.

Allein Hr. Lichtwer bemerkt, daß dieses gar sein Gedanke nicht sei. Die Strafe ging immer hinter den Lastern her, aber sie sahen sie nicht gleich. Er setzt folgende etwas matte, aber doch richtige Zeilen dafür hin:

Itzt sahn sie ohngefähr zurücke,
Es folgte jemand nach, und wer?
Die Strafe hinkte, mit der Krücke,
Ganz langsam hinter ihnen her.

In der 13ten Fabel sang Hr. Lichtwer sonst:

Die Kuh erschien zuerst, und klagte
Mit heißen Thränen, wie man glaubt;

der Ungenannte:

Mit traurigem gesenktem Haupt;

Hr. Lichtwer in der neuen Auflage wenigstens eben so gut:

— — — — und klagte
Der Thiere strengem Oberhaupt.

Die darauf folgende Fabel hub sich an:

---

*) Die Laster.

Als die Natur den andern Dingen
Das Wesen gab, so fiel ihr ein,
Zur Lust ein Fremdes vorzubringen,
Halb soll es Thier, halb Pflanze seyn.

Der Ungenannte wollte die Dinge bestimmen, unter welchen das Halbthier etwas fremdes genannt werden kann; denn unter die Dinge überhaupt muß es wohl nothwendig mit gehören. Er verbesserte also wirklich:

Als die Natur Vieh, Vögeln, Fischen
Das Leben gab: so fiel ihr ein,
Zur Lust ein Unthier drein zu mischen;
Halb sollt' es Thier, halb Pflanze seyn.

Allein Hr. Lichtwer in der letzten Auflage übertrifft ihn:

Als die Natur den Pflanz' und Thieren
Das Daseyn gab, so fiel ihr ein,
Von Zwitterart eins aufzuführen,
Halb sollt' es Thier, halb Pflanze seyn.

Übersehen Sie immer einige Kleinigkeiten! der Gedanke ist gar zu glücklich gewendet.

Die 23ste Fabel enthält folgendes Geschichtchen: eine schöne Tulipane wird vom Hagel niedergeschlagen, worüber der Gärtner untröstlich ist, der doch bei seinem Birnenbaum, welchem der Sturm Knospen, Blüthe und Laub geraubt hat, gleichgültig bleibt. Hiervon machte Hr. Lichtwer sonst folgende sehr geistlose Anwendung:

Des schön und dummen Lieggens Tod
Macht Mopsens Augen täglich roth,
Es will sich Mops erhenken.
Ihm sterben Eltern, Brüder, Freund,
Da Mops, der Mops, kein Tröpfgen weint,
Ist's ärger zu erdenken?

Der Ungenannte hat die Moral unverändert gelassen, und nur das Wortspiel: „da Mops, der Mops" ausgemerzt. Nun hören Sie, was Hr. Lichtwer in seiner letzten Auflage für eine treffliche Moral aus dieser Fabel zu ziehen gewußt. Sie verdient als ein Sittenspruch auswendig gelernt zu werden:

So war der Mensch zu allen Zeiten,
So ist er jung, so ist er alt:
Heiß ist er gegen Kleinigkeiten,
Und gegen große Dinge kalt.

Die 25ste Fabel. Ich übergehe hier die zweite Strophe, die beide verschiedentlich, aber mit gleichem Glücke verbessert zu haben scheinen, um einige andere Stellen zu berühren. Die Lerche spricht zum Uhu;

Monarch der Eulen! sagte sie,
Wer stets gesunde Tage zählet,
Und fliegen kann, wohin er wählet,
Wie kann der trauren?

Der Ungenannte setzt: „wer stets vergnügte Tage zählet"; nicht sehr glücklich! Freilich, wer stets vergnügte Tage hat, der kann nicht trauern. Allein was will die Sängerinn mit diesem leeren Satze sagen? Der Uhu wollte ja erfahren, wie man so vergnügt seyn könne? Hr. Lichtwer läßt also mit Recht die alte Lesart.

Am Ende singt die Lerche:

Wer frölich seyn will, der sey weise.

Der Ungenannte verändert diesen Vers und setzt:

Wer fröhlich seyn kann, der ist weise!

Allein dieser Sittenspruch ist ungegründet. Nicht jeder, der fröhlich seyn kann, ist auch weise. Mancher ist es aus Temperament, und mancher aus Sorglosigkeit. Aber wer die Kunst fröhlich zu seyn lernen will, der sei weise. Dieser Spruch hat seine philosophische Richtigkeit, und die Lerche hat ihn in der 6ten Strophe von einem Schäfer gehört. Er sang:

Ein Weiser sey nie misvergnügt.

Der Ungenannte hätte auch diesen Satz umkehren müssen: „wer nie mißvergnügt ist, der ist weise"; welches aber ungegründet ist.

Des zweiten Buches 7te Fabel erzählt, daß ein Hühnerhund den kranken Mops beneidete:

Da sieht man, wem das Glücke grünet!
Seht, spricht er, diesen Tagedieb,
Er ist so sichtig, als ein Sieb,
Doch wird er wie ein Abt bedienet!

Der Ungenannte setzt:

Seht, ſpricht er, dieſen dummen Hund:
Faul iſt er, und auch ungeſund, u. ſ. w.

Weit natürlicher die letzte Auflage des Hrn. Lichtwer:

Seht, ſpricht er, dieſen Broddieb an,
Zeitlebens hat er nichts gethan,
Doch wird er wie ein Abt bedienet!

Auch in der Sittenlehre dieſer Fabel iſt Hr. Lichtwer glücklicher; die der Ungenannte herauszieht, iſt ſo anpaſſend nicht. Doch ich halte mich dabei nicht auf.

Die 21ſte Fabel, „Jupiter und die Winde", iſt von dem Ungenannten verworfen worden; Hr. Lichtwer hat ſie aber nicht unglücklich verbeſſert. Die Beſchreibung, wie Jupiter auf der Erde erſchienen, iſt ſehr poetiſch:

Kein Schwanenkleid verbarg die Glieder,
Kein güldner Thau fiel mit ihm nieder,
Kein Nebel macht' ihn unſichtbar;
Er zeigte ſich ſo, wie er war.
Aus ſeiner Rechten ſtrahlten Blitze,
Die Linke ſchmückt' ein goldner Stab,
Ein Adler dienet ihm zum Sitze,
So fährt er auf die Erd' herab u. ſ. w.

Wegen der 22ſten Fabel erinnert Hr. Lichtwer in der Vorrede mit Grunde, daß ſowohl ſeine erſte Auflage als die verbeſſerte des Unbekannten die Erzählung über ihre Gränze hinaus dehnen. Er beſchließt ſeine Erzählung gelegentlich mit dem Verweiſe an den gelehrten Maulwurf:

Du Wurm, machſt du ſo großen Wind,
Und weiſt noch nicht, daß Bäume ſind?

Hr. Lichtwer hat mich ans Schließen erinnert; leben Sie wohl!

VIII. Den 27 Mai 1762.

235ster Brief.

Die sorgfältige Gegeneinanderhaltung der verschiedenen Auflagen Lichtwer'scher Fabeln hat Ihnen gefallen, und Sie sind nach der Fortsetzung begierig? Mehr braucht es nicht, mich zu der mühsamsten Beschäftigung aufzumuntern, Ich fahre also fort; und zeige Ihnen vorerst noch einige Verbesserungen, die dem Hrn. Lichtwer Ehre machen, um mich sodann zu seiner schwachen Seite zu wenden.

In der Beschreibung des „Kobolds" (Buch 4. Fabel 7.) setzt die erste, wie nicht weniger die verbesserte Auflage:

Und die Perucke, die er trug,
Glich einem umgekehrten Besen.

Hr. Lichtwer hat wohlgethan, daß er diese possierliche Beschreibung weggelassen; nur hätten die Zeilen, welche er dafür hingesetzt, etwas besser seyn können.

Die 15te Fabel, „die Wespe und der Knabe". Diese Fabel befindet sich auch in der Sammlung von „Oden und Liedern" mit Melodien, die zu Berlin vor einigen Jahren herauskam. Hr. Lichtwer in der ersten Auflage sagt:

Eine kühne Wespe stach
Hänschen, als es Äpfel brach,
In die Hand, daß Alles krachte.
Hänschen, das erbärmlich schrie,
War so glücklich, daß es sie
Auf der Flucht noch feste machte.

Eine verzweifelte Stelle! „daß alles krachte" kann unmöglich bleiben; und gleichwohl ist das Folgende in dieser Strophe so gut, daß man den Reim nicht entbehren kann. Der Herausgeber der Oden setzte dafür (wo ich nicht irre; denn ich habe die Oden nicht zur Hand):

In die hohle Hand, und lachte.

Der Ungenannte nimmt gleichfalls zu dieser schlechten Nothhülfe seine Zuflucht, doch mit einiger Veränderung. Er sagt:

Und flog hurtig fort, und lachte.

Aber Hr. Lichtwer ist so glücklich gewesen, die natürliche Verbesserung zu erfinden:

In die Hand, eh' er es dachte.

In der darauf folgenden 16ten Fabel hat Hr. Lichtwer eine Stelle abgekürzt, die ziemlich weitschweifig war; wie nicht weniger in der 17ten Fabel. Die Erzählung lautet: ein Mann, der des Nachts von den Mücken geplagt ward,

Schlug in den Ärzten nach, und fand zu seinem Trost,
Daß das Cypressenholz das Mückenvolk verjage.
Ob es andem, ist nicht die Frage,
Ich melde nur so viel, daß, weil der Mann erbost,
Und von den Leuten war, die glauben, was sie lesen,
Er alsobald bereit gewesen,
Dieß Mittel andern vorzuziehn,
Er holt sich einen Zweig, der annoch frisch und grün, u. s. w.

Dieses langweilige Geschwätz hat Hr. Lichtwer folgendergestalt verbessert:

Schlug in den Ärzten nach, und fand,
Daß das Cypressenholz das Mückenvolk verjage.
Ob es andem, ist nicht die Frage,
Genug! der Alte nahm das Mittel gleich zur Hand,
Legt' einen grünen Zweig auf's Bette u. s. w.

In der 22sten Fabel sagt die Grille zur Schnecke:

Wenn ich mich mit dem Hunger zause,
So nährst du dich in deinem Hause.

Das gar zu gemeine zause wegzuschaffen, setzt der Ungenannte etwas matt:

Wenn ich mich kaum vermag der Störche zu erwehren,
So kannst du ruhig dich in deinem Hause nähren.

Hr. Lichtwer in seiner letzten Auflage:

Wenn ich mich mit dem Hunger quäle,
So nährst du dich in deiner Höhle.

Noch sind dem Hrn. Lichtwer in der 24sten Fabel einige Kleinigkeiten gelungen. Jedoch es ist Zeit, Ihnen auch einige von den Stellen herzusetzen, wo der Ungenannte den Vorzug behält und von Hrn. Lichtwer nicht erreicht worden ist.

Buch I. Fabel 2. „Das Glück und der Traum". Das müde Glück schlief in einer Laube;

Hier flog ein Traum vorbey und störte seinen Schlummer,
Ihm rief das halb erwachte Glück:
Wie? das ist Gott bekannt, und macht mir keinen Kummer,
Es rief und sprach: woher kömmst du so spät zurück?

Der Ungenannte verbessert:

Kaum wacht es auf, als schnell, mit rauschendem Gefieder,
Ein muntrer Traum vorüber fliegt.
Willkommen! spricht das Glück, und reibt die Augenlieder,
Woher? Wohin? Wie so vergnügt?

Sie werden hier zwar die Lichtwer'sche Naivetät vermissen; indessen ist die Stelle schön und läßt die Verbesserung des Autors weit hinter sich zurück. Er setzt:

Ihm rief das halberwachte Glück:
Du kömmst mir recht erwünscht, bey meinem großen Kummer,
Doch sage mir, woher kömmst du so spät zurück?

Müde möchte das Glück wohl endlich seyn; aber was für einen Grund hat es, bekümmert zu seyn?

Wie wohl dem Ungenannten die Verbesserung der ersten Strophe der 7ten Fabel gelungen, obgleich Hr. Lichtwer diese Verbesserung so ungereimt findet, habe ich bereits in meinem vorigen Schreiben erinnert. Allein der Eigensinn des Hrn. Lichtwer, von seinem Kunstrichter nicht das Geringste anzunehmen, zeigt sich nirgend so sehr als in Kleinigkeiten. Die 9te Fabel hebt an:

Ein Aff' und Bär, zween nahe Vettern,
Gleich groß, gleich näschig, und gleich alt,
Auch gleich geschickt im Steig- und Klettern.

Der Ungenannte setzt dafür ganz natürlich:

Auch beyde gleich geschickt im Klettern.

Nichts! Hr. Lichtwer, der es nicht besser zu machen weiß, behält lieber sein „Steig- und Klettern".

In der vortrefflichen Fabel „der Riese und der Zwerg", welche gleichfalls in den vorhin angeführten „Oden und Liedern"

in Musik gesetzt worden, sind dem Sammler der Oden einige Strophen meisterhaft gelungen. Hr. Lichtwer hatte gesetzt:

Dieß soll zu Fingerlecken,
So wahr ich fromm und keusch,
Auch ohne Tunke schmecken,
Denn es ist frisches Fleisch.

Er fieng den Zwerg so leichte,
Als Doris sonst ein Thier,
Der Zwerg schrie, daß er keichte,
Was willst du denn von mir?

Der Sammler der Oden verbesserte, vollkommen nach der Lichtwer'schen Weise:

Fürwahr! du bist mir besser,
Als jenes fette Schaf:
Heut mag ich dich nicht grösser;
Sonst stör' ich mir den Schlaf.

Indem er dieses sagte,
Hascht' er und würgt' ihn schier.
Da schrie der Zwerg und fragte:
Was willst du denn von mir?

Der Ungenannte weiß es nicht besser zu machen, und nimmt die Verbesserung an. Allein Hr. Lichtwer will nichts annehmen, alles besser machen. Er setzt dafür:

Dieß ist ein seltner Bissen,
Der Lust zum Trunk erweckt,
Und der auf mein Gewissen
Auch ohne Tunke schmeckt.

Herr! sagte hier der Kleine,
Ich bin in deiner Hand,
Was hilft's mir, wenn ich weine?
Wer thut dir Widerstand?

Von der 20sten Fabel der ersten Auflage hat der Ungenannte die Sittenlehre weggestrichen. Hr. Lichtwer putzt sie aus, und glaubt sie verbessert zu haben: immer noch in der Meinung, sein Kunstrichter stoße sich bloß an „verächtlich gewordenen Ausdrücken"; allein hier waren es nicht nur Ausdrücke, die mißfielen: sondern die ganze Moral war schlecht angebracht. Die wahre Sittenlehre, die aus der Fabel folgt, ergiebt sich von selbst. Der geschliffene Bergkrystall wird dem

rohen Diamant vorgezogen; wer findet hier nicht die Lehre, daß in der Welt mehr auf äußerlichen Glanz als auf innern Werth gesehen wird? Herr Lichtwer in der neuen Auflage setzt folgende Sätze hin:

Der Weltmann kömmt empor, und der Pedant bleibt sitzen;
Die Sitten können mehr, als die Gelahrtheit, nützen.

Wie paßt dieses? Der Weltmann hat auch nicht selten mehr innern Werth als der Pedant, und die Sitten sind in der That der Gelahrtheit vorzuziehen. Wer ist also hier der Diamant, und wer der Bergkrystall?

Die 2te Fabel des zweiten Buchs hat unter der Hand des ungenannten Verbesserers eine runde, wohl abgemessene Kürze gewonnen, die ihr Hr. Lichtwer immer hätte lassen sollen. Welch ein müßiges Geschwätz!

Der Adler nahm den Wettstreit an,
Als man ihm solches kund gethan,
Und ließ dem Molkendiebe sagen,
Es morgen früh mit ihm zu wagen u. s. w.

Und dennoch hat sich Hr. Lichtwer nicht überwinden können, es seinem Kunstrichter aufzuopfern.

In der 3ten Fabel: „die zween Peruanischen Weisen", erzählt Hr. Lichtwer in der ersten Auflage:

Der Andre glaubt, daß Menschen Augen
Gott auch im Werk zu schaun nicht taugen,
Noch wie ihn die Natur verklärt,
Weil die Vernunft im Schließen wanke,
So sey der witzigste Gedanke,
Den man von Gott macht, tadelnswerth.

Der Dichter redet hier von Gott als von einem geistigen Wesen, das nur aus seinen Werken zu erkennen ist. Ich habe nichts dawider, die Gedanken sind nach unsrer Philosophie vollkommen richtig; allein wo ist der Peruaner geblieben? Er, der die Sonne für Gott ansieht, konnte er so europäisch von Gott reden? Der Ungenannte hat den angenommenen Charakter nicht verläugnet, und meisterhaft verbessert:

Der andre glaubt, daß Menschenaugen
Den Gott nicht anzuschauen taugen,

Auch nicht, wie er die Welt verklärt:
Zu sehen nicht, nur bloß zu glauben,
Sich gar kein Denken zu erlauben,
Ein solcher Dienst sey seiner werth.

Wie konnte Hr. Lichtwer eine so treffliche Verbesserung verwerfen? und was noch mehr ist, seine tadelhafte Stelle unverändert lassen!

In derselben Fabel fährt Hr. Lichtwer fort:

Um nun die Sonne nicht zu schauen,
So ließ er eine Höhle bauen,
Wohin die Sonne niemals kam.
In dieser saß bey langer Weile,
Der finstre Heilige, die Eule,
Der Welt, sich, und der Sonne, gram.

Wie der Heilige der Sonne gram werden könne, da er doch bloß aus übertriebener Ehrerbietung sie nicht anschauen will, ist gar nicht zu begreifen. Der Ungenannte setzt dafür:

Der Welt und aller Schönheit gram.

Schönheit ist zwar noch das rechte Wort nicht; aber weit schicklicher ist es doch hier, als die Sonne.

Die 15te Fabel. Eine niedrige Vergleichung mit dem verliebten Meckern des Geisbocks läßt Hr. Lichtwer auf Anrathen des Kunstrichters weg. Damit aber ja keine Zeile, die dieser dafür hinsetzen müssen, stehen bleibe, verschlimmert er lieber. Der Ungenannte setzt:

Durch dieses Lärmen ward der Frösche Prätendent,
Der ihnen wenig gutes gönnt,
Der Storch, aus seinem Schlaf gestöret.
Ha! sprach er, das ist unerhöret!

Hr. Lichtwer in der letzten Auflage:

Der Storch aus seinem Schlaf erwecket,
Davon er gleich den Grund entdecket.

Wovon? von seinem Schlafe?

In der 23sten Fabel hat Hr. Lichtwer jeder Strophe zwei überflüssige Verse angehängt. Der ungenannte Herausgeber läßt

sie weg, und die Fabel gewinnt dadurch. Allein Hr. Lichtwer will sie nicht entbehren:

Pfui! rief einst eine Nachtigall
Aus ihrem Käfig, stinkt's nicht immer
In diesem schön geputzten Zimmer
Noch ärger als in einem Stall?
Wer mag mit so verdorbnen Düften
Um uns die reine Luft vergiften?

* * *

Das macht der Rauch, versetzt' ein Staar,
Von Kräutern, die man Knaster nennet,
Und unser Herr fast stündlich brennet;
Den Dampf davon verschluckt er gar,
Und rühmt (man sollte fast erschrecken),
Er pfleg' ihm wunderschön zu schmecken.

Und so fast bei allen folgenden Strophen. Verse, die so gut wegbleiben als dastehen können, müssen immer lieber wegbleiben.

Die natürlichste Moral, welche aus dieser Fabel fließt, ist diejenige, welche Hr. Lichtwer in der ersten Auflage daraus gezogen; nur daß er dieselbe unschicklich ausgedrückt hat:

Von Lissabon bis nach Kudack,
Und von Paris bis zu den Juden,
Ist kein so stolzer Narr zu finden,
Als der, so aller Welt Geschmack
Nach seinem Gaumen trotzig richtet,
Und das, so ihm nicht schmeckt, vernichtet.

Der Ungenannte verbessert unvergleichlich:

Wer in der Wissenschaften Reich
Nach seinem Gaumen alles richtet,
Und das, was ihm nicht schmeckt, vernichtet,
Ist diesen Vogelköpfen gleich.

Hr. Lichtwer besinnt sich, und findet in dieser Fabel die Lehre: daß er sich von keinem Kunstrichter einreden lassen, sondern immer seinem eigenen Geschmack folgen müsse. Er verwirft seine vorige Moral, und setzt diese dafür hin:

Wenn du jedwedem Urtheil trauen
Und dich nach allen richten willt,
Was diesem schmeckt, und jener schilt,
So mußt du endlich Disteln kauen.

Der Einfall iſt ſo übel nicht; allein jene Moral folgt meines Erachtens weit ungezwungener, und hat den Fehler nicht, daß ſie die Allegorie mit der Anwendung vermenge, wie dieſe wirklich thut. Denn daß der Stieglitz eigentlich Diſtelköpfe zu koſten in Vorſchlag bringt, gehört mit zur Allegorie, und ſollte in der Anwendung nicht wieder vorkommen.

Buch 4. Fabel 12. Hr. Lichtwer beſchwert ſich in der Vorrede, der Verbeſſerer habe ihm hier einige untadelhafte Verſe aus bloßem Muthwillen geändert. Wir wollen ſehen! Er pflegt doch ſonſt nicht ganz ohne Noth zu ändern. Die Fabel lehrt, man habe ein Kameel ſo ſehr belaſtet, daß es die ganze Fracht vom Rücken geworfen. Darauf warnt Hr. Lichtwer die Lehrer:

Gebt Achtung, wenn ihr Kinder lehrt,
Daß ihr auf einmal nicht ſie allzuſtark beſchwert,
Es geht der Jugend wie den Alten,
Wer Alles faſſen ſoll, wird endlich nichts behalten.

Sind dieſe Verſe ſo ganz untadelhaft? Mich dünkt, nein. Der Dichter richtet Anfangs ſeine Warnung an die Lehrer der Jugend:

Gebt Achtung, wenn ihr Kinder lehrt;

vermuthlich, weil das Exempel des Kameels auf Kinder beſſer paßt als auf Erwachſene; welches auch nicht zu läugnen iſt. Allein er ſetzt unmittelbar darauf hinzu:

Es geht der Jugend wie den Alten u. ſ. w.

als wenn dieſe Lehre in Anſehung der Alten weit bekannter und ausgemachter wäre, wie in Anſehung der Jugend, und es daher in Abſicht auf die erſten gar nicht einmal nöthig geweſen wäre, den Satz durch ein Exempel zu bekräftigen. Der Verbeſſerer hat alſo Recht, ſich lieber ein Flickwörtchen zu erlauben, und folgende Verſe dafür hinzuſetzen:

Es geht mit Menſchen, wie mit Thieren:
Wer alles faſſen ſoll, wird alles gar verlieren.

So viel von den kleinen Veränderungen in der Verſification! Im Weſentlichen der Fabel hat der Ungenannte niemals etwas zu verändern gewagt. Woran mehr zu fehlen ſchien als eine leichte Politur, das verwarf er ganz; und wenn ihm etwa

noch einzelne Strophen in den verworfenen Stücken wohlgefielen, so hing er sie den auserlesenen Fabeln unter der Gestalt der „Fragmente" an. Hr. Lichtwer hat viele von den Fabeln, welche der Ungenannte ausgelassen, ganz umgearbeitet, und anstatt derjenigen, die ihm selbst verwerflich schienen, neue hinzugethan; wovon ich Sie in meinem nächsten zu unterhalten gedenke.

IX. Den 3 Juni 1762.

236ster Brief.

Es wäre immer noch zu wünschen, daß ein Kunstrichter sich die Mühe geben wollte, über die Lichtwer'schen Fabeln eine ausführliche Kritik zu schreiben. Die Ungleichheit, welche in denselben herrscht, ist von einer besondern Art. Man kann nicht sagen, daß sie Genie ohne Geschmack zu erkennen gebe; denn das Genie allein bringt große, aber unförmliche Schönheiten hervor; und niemals hat man noch ein völlig ausgebildetes Stück aus den Händen eines bloßen Genies hervorkommen sehen, daran nicht eine Meisterhand noch etwas zu feilen gefunden hätte. Hingegen werden Sie bemerkt haben, daß viele von den Lichtwer'schen Fabeln, gleich so wie sie aus seinen Händen kommen, ihre letzte Ausbildung haben und dem strengsten Kunstrichter Trotz bieten. Sie sind in der Erfindung, Anordnung, im Vortrage, sogar bis in ihre äußern Nebenzierrathen, unverbesserlich; und scheinen einen Mann zu verrathen, dem das Ideal sammt den sichersten Regeln, dasselbe zu erreichen, tief in der Seele eingegraben liegen.

Zwar keine deutliche Kenntniß der Regeln! Diese ist einem gesunden Genie vielleicht von ganz unerheblichem Nutzen. So wie ein Körper desto gesunder ist, je weniger er die natürlichen Lebensverrichtungen fühlt, die in ihm vorgehen; so mag es auch für ein gesundes Genie besser seyn, wenn es nicht alles, was in seinem Innern vorgeht, gar zu deutlich spürt. Aber der Geschmack ist dem Genie desto nöthiger, wenn es nicht nur

gesund, sondern auch wohlgebildet seyn soll; und ohne Geschmack wird man niemals ein Kunststück verfertigen können, das in aller Absicht vollendet und in seiner Art vollkommen wäre. Wenn also die Nachwelt nichts anders als die guten Stücke des Hrn. Lichtwer vor Augen hätte, so müßte ihr Urtheil von seinen Talenten überaus vortheilhaft ausfallen.

Hingegen sinkt eben derselbe Mann in einem großen Theile seiner Fabeln so tief, daß man ihn gar nicht erkennt, und unmöglich glauben kann, daß sie von demselben Verfasser herrühren, dem wir solche Meisterstücke zu verdanken haben. Wo er schlecht wird, da verläßt ihn sowohl Genie als Geschmack, und ihre Spur ist nicht mehr zu finden. Als wenn der Geist der Gottsched'schen Schule auf einmal wieder in ihn gefahren wäre, wird er seicht und unschmackhaft; verliert sich sogar ins niedrige Possenhafte, und schreibt Fabeln, die vielleicht auch mancher Gottschedianer verläugnen würde.

Zwar will Hr. Lichtwer von Gottsched nichts wissen. Wenn man ihm die Gottschedische Schule vorwirft, so glaubt er, man habe ihn einen Schüler Gottsched's gescholten, und bethauert ganz aufrichtig, daß er niemals dieses Mannes Schüler gewesen sei. Allein das folgt nicht. Ein Weltweiser aus der Schule des Pythagoras darf nicht eben ein Schüler des Pythagoras seyn; genug, wenn er dessen Grundsätze annimmt! Die Maler haben dieses Wort von den Weltweisen entlehnt; und bei ihnen kann man z. B. aus der Rembrandt'schen Schule seyn, ohne unter diesem Meister jemals gearbeitet zu haben. In einem ähnlichen Verstande ist es eben nicht nöthig, daß Hr. Lichtwer bei dem Hrn. Prof. Gottsched Collegia gehört haben müsse, um von dessen Schule zu seyn. Und in der That verschiedene unsrer besten Köpfe sind aus dieser Schule hergekommen, sind sogar wirklich Gottsched's Schüler gewesen; allein sie haben gar bald seine Grundsätze verläugnet, und sich von ihrem Genie einen bessern Weg führen lassen. Nur von dem Hrn. Lichtwer ist es wahr, daß seine Werke hier und da noch jetzt die Gottschedische Schule verrathen, aus welcher er gekommen ist; und (so böse sich Hr. Lichtwer auch darüber anstellen mag) ist es doch ausgemacht, daß aus dieser Ursach seine wahren Verdienste niemals so bekannt geworden wären, wenn nicht Hr. Ramler zuerst, und nach ihm die

erfaſſer der „Bibliothek der ſchönen Wiſſenſchaften“ *) die Welt auf dieſelben aufmerkſam gemacht hätten.

Man ſieht endlich wohl, daß mit der Zeit der gute Geſchmack bei Hrn. Lichtwer die Oberhand gewinnt. In der letzten Auflage ſeiner Fabeln hat er nicht nur den Anhang von enden Gedichten weggelaſſen, mit welchem die vorige Ausgabe eichſam gebrandmarkt war; ſondern auch eine Menge ſchlechter abeln verläugnet, und das gar zu Niedrige und Poſſenhafte eggeſtrichen, das nicht ſelten bis zum Ekel getrieben war. Ja us meinen vorigen Briefen werden Sie erſehen haben, daß rſchiedene von ſeinen Verbeſſerungen einſichtsvolle Kritik und nen guten Geſchmack verrathen.

Aber demungeachtet iſt er ſich noch immer ungleich. Unter m in der letzten Auflage neu hinzugekommenen Fabeln finden ch einige ſehr gute, einige mittelmäßige, und nicht wenig hlechte Stücke. Die folgende iſt nach meinem Geſchmacke eine on den beſten Fabeln, welche eine triftige Lehre unter einem ohl angemeſſenen Bilde vorſtellt. Sie iſt die 22ſte in dem itten Buche, und führt den Titel:

Die Füchſe.

Zween Füchſe, Sohn und Vater, ſchlichen,
Als kaum die Mitternacht verſtrichen,
Um ein entſchlafnes Dorf herum,
Voll böſer Abſicht, leiſ' und ſtumm.

Sie nahten eines Hofes Ställen,
Da hörten ſie die Hunde bellen,
Die Thüren knarrn, die Hähne krähn;
Der alte Fuchs ſprach: laß uns gehn,

*) D. h. die Recenſion von Moſes Mendelsſohn von der en Aufl. 1758 (ſ. oben S. 362 Anm. 1. und die erſte Abth. des en Bandes dieſer geſammelten Schriften S. 290—302). Man leſe i Jördens (Lexikon deutſcher Dichter und Proſaiſten, Bd. 3. Art. chtwer) die Bemerkung, daß dieſe Recenſion viel dazu beigetragen t, Lichtwer's, lange Zeit unbeachtet gebliebene Fabeln in Aufnahme bringen.

Anm. des Herausgebers.

Hier wird der Angriff nicht gelingen;
Daher sie sachte weiter gingen.
Drauf stellt ein andrer Hof sich dar,
Darinnen alles stille war.

Nur hört der Sohn nicht ohne Schaudern
Viel Gänse mit einander plaudern.
Der Alte sprach: dieß schadet nicht,
Hier bellt kein Hund, ich seh' kein Licht.

Sie brachen ein mit gutem Glücke,
Und aßen sich in Gänsen dicke.

* * *

Nicht leicht droht Unfall einer Macht,
Darin der Pöbel schweigt und die Regierung wacht.

* * *

Fast von gleicher Schönheit ist die 29ste Fabel des vierten Buchs, „die Schwalbe und der Sperling" genannt. Diese Fabel ist in ihrer Art merkwürdig. Sie enthält, der gemeinen Regel der Apologe zum Trotz, keine Sittenlehre, sondern einen dogmatischen Lehrsatz; und gleichwohl kann man ihr den Namen einer schönen Fabel nicht absprechen. Die 16te des zweiten Buchs ist ein lehrreiche Erzählung; und die unmittelbar darauf folgt, eine artige Allegorie, welche Ihnen gefallen wird. — Da haben Sie auch alle Stücke, die mir unter den neu hinzugekommenen lesenswürdig geschienen. Die übrigen sind von sehr geringem Werthe, fast von ähnlichem Schlage mit folgendem nichtsbedeutenden Mährchen:

Die zween Hähne.

Zween Hähne huben an zu kriegen,
Und schimpften sich ganz ungesund;
Der Eine schrie, heraus du Hund,
Ich, oder du, mußt todt hier liegen.

Sie rückten auf einander los,
Den Zweykampf muthig anzuheben;
Wer giebt, wer kriegt den ersten Stoß?
Wer unter beyden läßt das Leben?

Kopf gegen Kopf, Hahn gegen Hahn,
Sieht man im kurzen Lager stehen,
Sie sehn sich ein halb Stündchen an,
Da sie still aus einander gehen.

Sie blieben ehrlich nach wie vor;
Die kurze Thorheit ist die beste,
Wer Zweykampf sucht, der ist ein Thor,
Und wer sich schlägt, der ist der größte.

Des vierten Buches erste Fabel nimmt zwei ganze Seiten ein; in welcher der Mond einem Cometen erzählt, wie sehr sich die Erdenbewohner fürchten, wenn ein Comet sich der Erde zeigt:

Man sagt, du seyst ein Unglücksbote,
Der Hunger, Pest und Würgen drohte.
— — — — — — — — —
Wie? ich? o Mond, wo denkst du hin!
Rief der erstaunende Komete,
Ich sey ein Pest- und Kriegs-Prophete?
Weis denn die Erde, daß ich bin?

Ja, fiel die Antwort, alle Schritte,
Die du gethan, und alle Tritte,
Die du noch thun sollst, sind bestimmt,
Man hat das Maas von deinem Gange,
Und wenn dein Strahl den Rückweg nimmt,
Das weis man auf der Erde lange.

Wenn der Mond ja von allem, was auf der Erden vorgeht, so genau unterrichtet seyn will, so sollte er auch wissen, daß diejenigen Menschen, welche alle Tritte des Cometen vorherbestimmen können, ihn keinesweges für einen Pest- und Kriegspropheten halten. Der Schluß ist sehr fein, welchen unser Nachbar der Mond unsern Weltweisen in den Mund legt; der Comet fragt: wenn sie wissen, wie weit ich von ihnen bin, wie kann ich ihnen denn schrecklich seyn?

Warum nicht? sagte der Planete,
Man hat gemerkt, wenn ein Komete
Sich unserm Erdenball genaht,
Daß Theurung, Seuchen, Krieg' entstunden,
Und da es Niemand anders that,
Ward der Komete Schuld befunden.

Die ſo ſchließen, wiſſen unſtreitig ſehr wenig von dem Gange des Cometen. Jedoch was will der Dichter mit dieſer ganzen Erzählung? Am Ende wird es ſich vermuthlich zeigen. Leſen Sie ſelbſt!

Hier wurde der Komet entrüſtet:
O! wenn ihr meinen Urſprung wüßtet,
Verleumdriſches Geſchlecht! ſprach er.
Was mögt ihr euch vor Fallen graben,
Da nicht einmal die Sterne mehr
Für euch am Himmel Friede haben.

Dieſes war alſo der Endzweck, warum der Poet den Sternen ein ſo langes Geſpräch andichtet! — Von eben dem Werthe ſind die 20ſte, 23ſte und 24ſte Fabel des erſten Buches, und noch verſchiedene andere Stücke.

Bevor ich ſchließe, muß ich ein paar Worte von den Fabeln hinzuthun, die der ungenannte Herausgeber weggelaſſen, Hr. Lichtwer aber durchaus nicht verlieren will. Hr. Lichtwer hat ſie alle verändert, aber mit ſehr ſchlechtem Glücke. Ich weiß kaum eine einzige, welche durch ſeine Veränderung nur mittelmäßig geworden wäre. An einigen Stellen hat er ſogar die niedrigen Pößchen nicht entbehren wollen, die eines Stoppe würdiger ſind als eines Lichtwer. Z. E. zwei Strophen in der Fabel „der Mohr und der Weiße", welche ſchon von andern Kunſtrichtern getadelt worden, hat er auf folgende Art verbeſſern wollen:

Gut, ſprach der Mohr, hat denn ihr Fleiß
Sich deiner beſſer angenommen?
Die Tafel iſt bey dir noch weiß,
Der Mahler ſoll erſt drüber kommen.

Die Welt, worin wir Menſchen ſind,
Gleicht einem ungeheuren Baume,
Darauf biſt du, mein liebes Kind,
Unſtreitig die unreife Pflaume.

Wie iſt es wohl dem Hrn. Lichtwer möglich geweſen, das elendeſte Zeug von der Welt, von deſſen Armſeligkeit ihn ein Wink des Kunſtrichters hätte überzeugen ſollen, ſo ſorgfältig beizubehalten! Muß man nicht entweder alles Geſchmacks beraubt, oder (wenn man dieſes von Hrn. Lichtwer nicht glauben

mit den Fingern betaste, stelle ich mir auch als außer mir seiend vor; aber das Gesicht hat den Vorzug, daß es die Dinge in einiger Distanz vor sich stellt.

(Die Fortsetzung folgt.)

II. Den 8 Juli 1762.

Fortsetzung des 242sten Briefes.

Das „vor und außer uns stellen" des Hrn. Reimarus muß also so viel bedeuten, als: in einiger Entfernung von uns vorstellen. Dieses habe ich wenigstens unter den Worten des Hrn. Reimarus verstanden; und ich habe sie so ausgedrückt, wie ich sie verstanden habe. „Ja!" sagt Hr. Reimarus, „wenn man jenes hört, so klingt es so, als ob wir „von Natur die Weite der Entfernung oder die Größe des Ab„standes wüßten". Es klingt so! also habe ich mich ungeschickt ausgedrückt. Also hätte ich anstatt „in einer gewissen Distanz" lieber behutsamer „in einiger Distanz" sagen sollen: um zu zeigen, daß wir zwar die sichtbaren Dinge uns von Natur in einiger Entfernung vorstellen, aber diese Entfernung ohne anhaltende Übung nicht messen können. Ist es aber deswegen eine „abermalige Verdrehung" seiner Worte und Meinung? Habe ich ihm denn wirklich die falsche Meinung zugeschrieben, nach welcher meine Worte etwa klingen? Oder muß nicht ein Jeder gestehen, daß aus meinen übrigen Worten nichts dergleichen zu schließen, und daß alles übrige in meinen Anmerkungen stehen bleiben kann, ich möchte diese oder jene Redensart an die Stelle der gebrauchten übelklingenden Worte setzen? Ja die Erinnerungen, die ich daselbst (S. 265 *)) wider die Meinung des Hrn. Reimarus vorbringe, geben gar deutlich zu erkennen, daß ich dieselbe weder gemißhandelt, noch unrecht ausgelegt, sondern bei dem „in einer gewissen Distanz vorstellen" in der That

*) Oben S. 190.

D. H.

woraus in des Hrn. Lichtwer Auflage eine leidliche Allegorie geworden ist.

Noch eins kann ich nicht unangemerkt lassen! Hr. Lichtwer hat die Selbstverläugnung gehabt, eine Fabel, welche dem Ungenannten nicht mißfallen, zu verwerfen; aber auch nur eine einzige, nämlich die 3te Fabel des ersten Buches, „die Geburt der Hündinn". Man kann dem Hrn. Lichtwer in dieser Strenge nicht Unrecht geben; nur wäre zu wünschen, daß er es mit mehrern so gemacht hätte, gegen welche der Ungenannte zu gelinde gewesen.

Aus dem XV. Theil.

I. Den 1 Juli 1762.

242ster Brief.

Der Anhang, mit welchem Hr. Reimarus sein Werk „von den Trieben der Thiere" vermehrt hat *), ist, wie alles, was aus dieser Feder fließt, überaus lesenswerth. Er handelt in demselben „von den verschiedenen Determinationen der Naturkräfte, und ihren mancherley Stufen", bei welcher Gelegenheit er die Erinnerungen, welche ich in den Briefen **) wider sein System einfließen lassen, umständlich widerlegt. Ich halte mich für die Mühe, welche ich mir bei der Beurtheilung

*) „Allgemeine Betrachtungen über die Triebe der Thiere, hauptsächlich über ihre Kunsttriebe. Zum Erkenntniß des Zusammenhanges der Welt, des Schöpfers und unser selbst, vorgestellet von Hermann Samuel Reimarus." Die erste Ausg. erschien zu Hamburg 1760, die zweite daselbst 1762, mit einem „Anhang von der verschiedenen Determination der Naturkräfte, und ihren mancherley Stufen".

Anm. des Herausgebers.

**) S. den 130sten und 131sten Brief (oben S. 176—197).

dieses Werks gegeben, sattsam belohnt, da ich durch meine Einwürfe den Herrn Verfasser veranlaßt habe, seine Gedanken mehr ins Licht zu setzen, und dem Publico einige Bogen zu liefern, welche es mit Nutzen und Vergnügen lesen wird Ob ich nunmehr völlig überzeugt sei, und mein Unrecht so erkenne, wie es der Hr. Verf. mir zu erkennen geben will, daran ist nichts gelegen. Genug! das Publikum, welches meine Einwürfe gelesen, kann nunmehr auch des Hrn. Verf. Widerlegung lesen, und urtheilen. Mein Stillschweigen hat ein Jeder das Recht auszulegen, wie es ihm gut dünkt. Ich habe meine Gründe, mich ferner alles Widerspruchs zu enthalten: gesetzt auch, ich wäre in einem oder dem andern Punkte nicht vollkommen befriedigt.

Desto nöthiger aber finde ich es, mich vor den Augen des unpartheiischen Publikums wider die liebloſen und hassenswerthen Gesinnungen zu rechtfertigen, welche mir Hr. Reimarus schuld giebt. Ich wäre es sehr wohl zufrieden gewesen, wenn mir der Hr. Verf. meine Unwissenheit in den härtesten Ausdrückungen vorgeworfen hätte; uud noch weit mehr, wenn er in dem wahren philosophischen Tone, welchen er in der ersten Hälfte seiner Widerlegung annimmt, fortgefahren wäre. Ich will mich gern des systematischen Vorurtheils beschuldigen, gern an die Regeln einer gesunden Logik erinnern und meines Irrthums überführen lassen. Wenn er mir aber in der Folge durchaus Absichten andichten will, die ein aufrichtiger Mensch zu haben sich schämen muß; wenn es in meinen Augen ein „Hauptverbrechen" gewesen seyn soll, daß er „gegen das Leibnitzische System von der vorherbestimmten Harmonie einige Erinnerungen gemacht", und ich aus dieser Ursache mich beflissen haben soll, einige von seinen Gedanken zu widerlegen; wenn ich ferner des Vorsatzes beschuldigt werde, seine Meinungen lächerlich zu machen; wenn ich zu diesem Ende „seinen Vortrag geflissentlich verstellt und verdrehet", auch, wie mir nicht undeutlich zu verstehen gegeben wird, mich in meiner Beurtheilung des „satyrischen Salzes und bittern Spottes" bedient haben soll: so finde ich mich genöthigt, von dem Urtheile des Hrn. Verf. an billigere und unpartheiische Richter zu appelliren. Der mindeste Ausdruck in meinen Briefen, welcher die Absicht verräth, lächerlich zu machen, zu spotten oder zu satyrisiren, soll zu meiner Verurtheilung hinreichend

ſeyn! Ich kann dieſes mit dem allerzuvertraulichſten Gewiſſen niederſchreiben, ohne meine Briefe zu überleſen; denn ich bin mir vollkommen der Geſinnungen bewußt, mit welchen ich mich hingeſetzt hatte, ein philoſophiſches Werk zu beurtheilen, das mir alle Aufmerkſamkeit und Achtung zu verdienen ſchien. In einer ſolchen Verfaſſung kann mir unmöglich ein übelgeſinnter Ausdruck entfahren ſeyn.

Habe ich den Vortrag des Herrn Reimarus verſtellt und verdreht? Wenn ich es gethan habe, ſo iſt es gewiß nicht mit Vorſatz geſchehen. Wenigſtens wüßte ich nicht, was mich dazu veranlaßt haben könnte. Ich habe kein anderes Syſtem von den Trieben der Thiere, das ich durch dergleichen Ränke emporzubringen hoffen kann. Mein zeitliches Glück hängt auch auf keinerlei Weiſe weder von der vorherbeſtimmten Harmonie, noch von irgend einer andern philoſophiſchen Meinung ab, daß ich es Jemanden verargen könnte, welcher Erinnerungen dawider macht; daß ich ihn ſogar deswegen auf eine ſo unredliche Weiſe chicaniren ſollte. Habe ich die Gedanken des Hrn. Reimarus anders vorgetragen als ich geſollt, ſo iſt es aus Unachtſamkeit, oder wenn man lieber will, aus Unwiſſenheit geſchehen. Sie wiſſen, ich bin auf der philoſophiſchen Fechtſchule ein Fremdling, und in den Regeln derſelben ſehr ſchlecht unterrichtet. Ich gebe mir Mühe, eines Andern Gedanken zu begreifen; und wenn ich ſie begriffen zu haben glaube, ſo führe ich dieſelben ſo an, wie ich ſie verſtehe. Ob ich die nämlichen Worte anführe, deren ſich jener bedient, oder andere an ihre Stelle ſetze, welche mir denſelben Sinn zu haben ſcheinen, darum bekümmere ich mich nicht. Dieſe dialektiſche Behutſamkeit iſt nöthig, ſo oft man disputirt, auf Univerſitätsart, um Recht zu haben, um ſeine eigene Meinung über die Meinung eines Andern zu erheben; kurz, ſo oft man einen Gegner hat, den man durchaus beſiegen, oder mit Schande zurücktreten muß. Ich habe niemals weder Luſt noch Gelegenheit gehabt, mich in einen ſolchen gelehrten Zweikampf einzulaſſen. Ich leſe zu meinem Vergnügen, ich erzähle Ihnen, was ich geleſen, zu Ihrer Nachricht; und mache Einwürfe, nicht um Recht zu haben, ſondern um zu lernen, um Ihnen zu zeigen, daß ich mit Nachdenken leſe, um dem Verfaſſer, wenn meine Erinnerungen einigen Schein haben, Gelegenheit zu geben, ſeine Gedanken in

ein helleres Licht zu setzen. Dieses sind einzig und allein meine Absichten, so oft ich Ihnen schreibe; und daher binde ich mich an keine Regeln der Disputirkunst.

Ich bin so weit von der Besorgniß entfernt gewesen, durch meine Anmerkungen den Hrn. Reimarus zu beleidigen, daß ich vielmehr dafür hielt, es müsse einem Manne von seiner Denkungsart angenehm seyn, eine Recension von seinem Werke zu lesen, die etwas mehr als einen bloßen Auszug enthielte; die ihm zu erkennen gäbe, was ein Anderer bei Durchlesung seines Werks gedacht, und was in seinem Buche etwa für Leser meines gleichen noch undeutlich seyn dürfte. Er kann unmöglich, dachte ich, an dem kriechenden Tone eines Schülers Geschmack finden, der mit einer dummen Bewunderung nachbetet, ohne zu denken, und Beifall giebt, ohne verstanden zu haben. Ein ungeheuchelter Widerspruch muß einem Mann, welcher nicht nur gelesen, sondern verstanden seyn will, weit angenehmer seyn. Aber daß mir Hr. Reimarus schuld geben werde, ich wollte sein System lächerlich machen, seinen Vortrag geflissentlich verdrehen, dem Leser Staub in die Augen streuen, um den Beifall zu verringern, mit welchem sein Werk aufgenommen worden; ein solcher Argwohn ist mir so wenig in den Sinn gekommen, daß ich in der That nicht wenig erstaunt bin, als ich ihn zum ersten Male wahrgenommen.

Eine Stelle in meinen Briefen, über welche Hr. Reimarus sich am meisten beschwert, ist die, wo von dem Weinen, den Bewegungen und Geberden der Kinder die Rede ist. Er spricht in dem Anhange (§ 29): „Ich möchte aber in der That wohl „wissen, wie der Verf. allen Entsach und Scheu für sich selbst „hat überwinden können, daß er mir, wider meinem klaren von „ihm selbst angeführten Worte andichtet, als ob ich beweisen „wollte: die Kinder übten ihre Bewegungen aus Absicht; das „Weinen um Mitleid zu erregen, die Mienen um ihre Gemüths„bewegungen durch diese Zeichen zu erkennen zu geben. „Ich „weiß nicht, spricht er *), was Hr. Reimarus hierdurch beweisen will? Wo ich nicht irre, so gilt der Einwurf der Epikuräer vollkommen: die Kinder weinen nicht, um Mitleiden

*) S. Briefe, VIII. Theil S. 259 (oben S. 188).

„zu erregen; sondern sie erregen Mitleiden, weil wir aus „eigener Erfahrung wissen, daß das Gefühl der Schmerzen von „solchen Tönen begleitet zu werden pflegt.“ Soll dieses ein „Einwurf gegen meinen Beweis sein; so muß er setzen, daß ich „behaupten wollte, die Kinder weinten aus Absicht, um Mitleid „zu erregen. Nun hatte der Verf. selbst meine eigenen Worte „auf derselben Seite angeführet, da ich sage: „Dieses ist der „Kinder ihre erste natürlich bestimmte Fertigkeit, ohne daß sie selbst „wissentlichen Vorsatz haben, daß dadurch ein zu Mitleiden rei„zender Laut sollte ausgedruckt werden.“ — Wie nun? Ist „nicht hier die Verfälschung offenbar?“ — Um Verzeihung! niemals habe ich dem Hrn. Reimarus die Meinung andichten wollen, als weinten die Kinder aus Absicht, um Mitleiden zu erregen. Wo sage ich dieses? oder wenn ich dieses hätte thun wollen, warum hätte ich wohl seine eigenen Worte angeführt, die offenbar das Gegentheil behaupten? Allein Hr. Reimarus hat (§ 139) die Fertigkeit der Kinder, durch Mienen und Bewegungen ihre Gemüthsbeschaffenheit zu erkennen zu geben, eine angeborne „Kunstfertigkeit“ genannt. Ich schloß hieraus, daß Hr. Reimarus der Meinung sei, den Kindern sei z. B. die Fertigkeit zu weinen aus keiner andern Ursache angeboren, als damit sie Mitleiden erregen mögen, ob sie gleich selbst diesen wissentlichen Vorsatz niemals haben; denn nur in diesem Verstande kann solches eine „angeborne Kunstfertigkeit“ genannt werden. „Da wissen auch zarte Kinder“, spricht Hr. Reimarus an der angeführten Stelle, „von Natur ihre Gemüthsbeschaffenheit und „Leidenschaften, Vergnügen, Begierde, Schmerz und Furcht in „ihren Mienen gleichsam zu mahlen und abzubilden. — Allein „eben diese Stellung, Mienen und Geberden lassen sich auch, „durch fleißige Übung, von Rednern, Schauspielern, von Heuch„lern und Gauklern ausdrucken. — Alsdenn heißt ein jeder „solche Geschicklichkeit in den Mienen eine Kunst, weil sie durch „Übung zur Fertigkeit gebracht ist. Ist es aber darum weniger „eine Kunstfertigkeit, weil sie uns angeboren ist?“ Ich glaube also, Hr. Reimarus wolle hierdurch beweisen, daß die Natur auch bei den Menschen den Mangel der Vernunft und des überlegten Vorsatzes durch angeborne Fertigkeiten und determinirte Kräfte zu ersetzen pflege; und so wie Erwachsene z. B. weinen, um Mitleiden zu erregen, so ließe die Natur auch Kinder zu diesem Endzwecke weinen. Ich sage hierauf: „Wo ich nicht irre, so

XI. Den 9 Sept. 1762.

254ster Brief.

Leichtigkeit und nachdrückliche Kürze sind die vornehmsten Tugenden eines Prosascribenten. Die entgegenstehenden Fehler auf beiden Seiten sind unangenehm. Weitschweifigkeit erregt Langeweile, und Dunkelheit Unwillen. Noch überwindet sich Mancher, die düstersten Irrwege einer unterirdischen Höhle durchzureisen, wenn er am Ende erhabene und wichtige Geheimnisse erfahren kann. Wenn man aber von der Mühe, einen dunkeln Schriftsteller zu enträthseln, nichts als Einfälle zur Ausbeute hoffen darf, so bleibt der Schriftsteller wohl ungelesen. Das hieße eine beschwerliche Reise über die Alpen thun, um ein Feuerwerk anzusehen.

Das Mittel zwischen beiden Extremitäten zu finden und zu halten, ist kein Werk des Genies, sondern des Geschmacks. Das Genie kennt nur seine eigenen Kräfte, und nimmt die Größe derselben allezeit zum Maaßstabe an. Es urtheilt von der Fassungskraft Andrer nach der seinigen; oder vielmehr es sieht gar auf Andere nicht, und weiß niemals das rechte Maaß der Einsicht zu treffen, die es bei seinen Lesern voraussetzen kann. Daher kommen die Ungleichheiten, welche man in dem Vortrage desselben zu bemerken pflegt. Wo das Genie zufälligerweise nicht mehr voraussetzt, als die Leser wissen, da drückt es sich mit einer unnachahmlichen Leichtigkeit aus. Wo es dieses Ziel überschreitet, wird es dunkel, und wo es von seinem Feuer verlassen wird, weitschweifig und verwirrt. Daher scheinen die großen Genies bald für Engel, bald für Kinder zu schreiben. Hingegen lehrt uns der Geschmack, unser Absehen allezeit auf eine gewisse Reihe von Lesern zu richten, durch Beobachtung und Nachdenken die höchsten und niedrigsten Stufen von Einsichten zu erfahren, welche man ihnen zutrauen kann; und endlich im Durchschnitt denjenigen Ausdruck zu wählen, bei welchem der Geringste aus dieser Reihe nicht weniger, der Aufgeklärteste aber weit mehr denkt, als geschrieben steht.

Wer sich von dieser glücklichen Mittelstraße verliert, ist in Gefahr, desto mehr davon abzukommen, je mehr Genie er hat; so wie ein edles Roß weiter vom Wege abführen kann, als ein

gemeines Zugpferd. Besonders pflegt die Begierde sich einen eigenen Weg zu bahnen, um ein Original zu seyn, die besten Köpfe zu verführen. Diese Begierde ist wie eine Seuche, welche die gesundesten und stärksten Temperamente dahin rafft, und die schwächlichen verschont.

Ich habe jetzt einen Schriftsteller vor mir, der eine feine Beurtheilungskraft besitzt, viel gelesen und verdauet hat, Funken von Genie zeigt, und den Kern und Nachdruck der deutschen Sprache in seiner Gewalt hat; der also vermöge dieser Eigenschaften einer unsrer besten Schriftsteller hätte werden können, aber, durch diese Begierde, ein Original zu seyn, verführt, einer der tadelhaftesten Schriftsteller geworden ist. Sie werden sich eines kleinen Aufsatzes unter dem Titel „Sokratische Denkwürdigkeiten" erinnern, welchen ich Ihnen einst angepriesen*). Die hier und da hervorblitzenden Schönheiten dieser kleinen Schrift gefielen mir so sehr, daß ich das Dunkle und Räthselhafte in der Schreibart nicht sowohl dem Verf., als irgend einer zufälligen Ursache zuschrieb. Ich glaubte, der Verf. habe diesen seltsamen, beinahe mystischen Ton nur zur Belustigung angenommen, als eine Art von Maske, um seinen Freunden etwas zu errathen zu geben. Es erschienen nach der Zeit einzelne flüchtige Blätter von demselben Verfasser, in welchen sich seine Neigung zum Dunkeln und Räthselhaften in der Schreibart noch mehr offenbarte. Wir lasen diese Blätter, verstanden wenig davon, schüttelten die Köpfe, und schwiegen. Hier und da erblickte man einen trefflichen Gedanken, welcher aber wie der Blitz, nach Shakespear's Beschreibung: noch ehe ein Freund zum andern sagen kann siehe! schon verschwunden war. Endlich schrieb er unter dem Namen Abälardi Virbii, immer noch in demselben Ton, einen Brief über unsere Recension der „neuen Heloise", den wir Ihnen, sammt der Antwort, welche ein Unbekannter in einem ähnlichen Geschmacke aufgesetzt hatte, übersendet haben**). Der Unbekannte***) giebt dem Verf. am Ende seines Schreibens einen Verweis, der sehr gerecht ist. Er tadelt

*) S. oben den 113ten Brief, Seite 99—105. Anm. des Herausg.

**) S. den 192sten Brief, oben Seite 311—323. A. d. H.

***) Das ist Mendelssohn. d. H.

ll) in sein Werk ganz thöricht verliebt seyn, um folgende bel für die seinige zu erkennen?

Die Katzen und der Hausherr.

Thier' und Menschen schliefen feste,
Selbst der Hausprophete schwieg,
Als ein Schwarm geschwänzter Gäste
Von den nächsten Dächern stieg.

In dem Vorsaal eines Reichen
Stimmten sie ihr Liedchen an,
So ein Lied, das Stein' erweichen,
Menschen rasend machen kann.

Hinz, des Murners Schwiegervater,
Schlug den Takt erbärmlich schön,
Und zween abgelebte Kater
Quälten sich, ihm beyzustehn.

Endlich tanzten alle Katzen,
Poltern, lermen, daß es kracht,
Zischen, heulen, sprudeln, kratzen,
Bis der Herr im Haus erwacht.

Dieser springt mit einem Prügel
In dem finstern Saal herum,
Schlägt um sich, zerstößt den Spiegel,
Wirft ein Dutzend Schaalen um.

Stolpert über ein'ge Späne,
Stürzt im Fallen auf die Uhr,
Und zerbricht zwo Reihen Zähne:
Blinder Eifer schadet nur!

Lichtwer hat sich die Mühe gegeben, einige gar zu niedrige sdrücke, die hier in der ersten Auflage vorkommen, zum il auszumerzen und zum Theil zu veredeln. Allein vergebens! Fabel hört deswegen nicht auf elend zu seyn. Ein ähnliches spiel giebt uns die Fabel, „Boreas und die Erde"; und haupt ist es ihm fast mit allen Fabeln so ergangen, die sein strichter verworfen und er zu verbessern gesucht hat. Der trag ist erträglicher geworden, aber der Grund der Fabel unverbessert. Ich nehme „die beraubte Fabel" aus,

nichts anders gedacht habe, als Hr. Reimarus bei seinem „vor und auer uns stellen".

Endlich soll ich wider die „Fertigkeit, die Bilder des Gesichts umzukehren", auf eine listige Weise gestritten haben. Ich soll einen Haufen Dinge bewiesen haben, welche nicht zur Sache gehören, und die Hauptfrage ganz übergangen seyn. Und dieses heißt auf eine listige Weise streiten? O! Hr. Reimarus hätte immer einfältige dafür setzen können! damit wenigstens meine Aufrichtigkeit unangefochten geblieben wäre. Jedoch wir wollen-sehen! Sie haben die Erklärungsart gelesen, die ich (S. 268 u. flgd. *)) aus den Mylius'schen Schriften anführe: wie es möglich sei, daß sich die Gegenstände in unsern Augen wirklich umkehren, und wir sie uns gleichwohl nicht anders vorstellen, als wenn sie sich nicht umkehren sollten. Es ist unnöthig, diese Stelle hier abzuschreiben; denn Sie haben unsere Briefe vermuthlich zur Hand, und können sie nachschlagen. Hr. Reimarus glaubt, daß alles, was ich daselbst anführe, nichts erkläre, und die Hauptsache gar nicht berühre. Sein Haupteinwurf dawider ist dieser. „Wir heißen in unserm Kör„per", spricht er, „und so in den umstehenden Körpern denjeni„gen Theil, Oben, der unserm Scheitel näher ist, als der „Fußsohle; Unten aber denjenigen, der unserer Fußsohle näher „ist, als dem Scheitel. Wenn nun ein Mensch vor mir stehet, „den ich sehe; so sind seine Füße in meinen Augen meinem „Scheitel näher abgebildet, als die übrigen Theile, folglich nach „oben abgebildet; hergegen sein Kopf ist in meinen Augen mei„nen Fußsohlen näher abgebildet, als die übrigen Theile; folglich „nach unten abgebildet. Dennoch, wenn ich mir den Menschen „selbst nach diesem Bilde außer mir vorstelle, so stelle ich „mir seinen Kopf dem meinigen näher vor, als seine Füße, und „seine Füße den meinigen näher, als seinen Kopf. Folglich „kehre ich die Theile des Bildes nach der Vorstellung des Ge„sichts um." Nichts weniger als dieses! spricht Mylius. Dieses ist doch wohl die Hauptfrage, nicht so? Wenn ich also hierauf antworte, so kann man unmöglich sagen, daß ich die Hauptsache unberührt lasse, und mich amüsire, einen Haufen Dinge zu beweisen, davon die Frage nicht ist. Nun wohl! meine Antwort ist mit wenigen Worten diese: freilich würde

*) Oben S. 192. L. H.

flickte Urtheil über des Herrn von Moser „Herrn und Diener" in einer Nachschrift angeführt hat*). Dieser Aufsatz ist voll feiner Gedanken und sehr guter Anmerkungen, die sich der Leser bei Erblickung des albernen Holzschnittes, mit welchem ihn der Verf. verunziert hat, wohl nicht versprechen wird. Hier sind ein paar Proben!

„In der Vergleichung, welche man bey Gelegenheit einer „Streitfrage zwischen der lateinischen und französischen Sprache „angestellt, gerieth man auch auf eine Untersuchung der Lehre „von den Inversionen. Es ist bekannt, wie weit die Frey„heit in der römischen Sprache geht die Wörter zu versetzen, und „daß man in Schulen die Gewohnheit hat, diese Schönheit der „alten Schriftsteller, durch das sogenannte construiren, zu ver„nichten; weil durch diesen methodischen Unfug dem Ohr der „Jugend die Übung des Wohlklangs, der zu einem lateinischen „Perioden gehört, entzogen wird, und zugleich der Nachdruck des „Sinns vielmals verloren geht, wo durch die Stellung der Wör„ter die Aufmerksamkeit des Lesers oder Zuhörers erweckt und „stuffenweise unterhalten werden soll.

„Die deutsche Sprache ist ihrer Natur nach vor andern die„ser Inversionen fähig; und ihre Kühnheit trägt mit zum Ansehn „unserer poetischen Schreibart bey. Ich will ein leichtes Bey„spiel anführen. Wir können ohne Abbruch der Reinigkeit und „Deutlichkeit sagen:

„Er hat mir das Buch gegeben.
„Mir hat er das Buch gegeben.
„Das Buch hat er mir gegeben.
„Gegeben hat er mir das Buch.

„Die erste Wortfügung ist die geradeste; oder der Nachdruck „derselben kann auf denjenigen, der gegeben hat, gelegt werden. „In der zwoten ruht der Hauptbegrif auf dem Worte mir; in „der dritten weist man auf das Buch; in der letzten auf die „Handlung des Zeitwortes. Man sieht hieraus, daß die Inver„sion nicht schlechterdings willkührlich oder zufällig, sondern dem „Urtheil des Verstandes und des Gehörs unterworfen ist."

---

*) Es ist die Nachschrift zum 180sten Briefe, die neueste Litteratur betreffend (Theil XI. S. 35—38) gemeint; der Verf. beider ist Abbt, welcher unter der Chiffre B. geschrieben hat. Anm. des Herausgebers.

„Die Reinigkeit einer Sprache entzieht ihrem R
„eine gar zu gefesselte Richtigkeit, ihrer Stärke und Mann
„In einer so grossen Stadt, als Paris ist, liessen sich
„ohne Aufwand, vierzig gelehrte Männer aufbringen, di
„bar verstehen, was in ihrer Muttersprache lauter und ar
„zum Monopol dieses Trödelkrams nöthig ist. — Einn
„in Jahrhunderten geschieht es, daß ein Geschenk der Pa
„ein Menschenbild, — vom Himmel fällt, bevollmächti
„öffentlichen Schatz einer Sprache mit Weisheit, —
„Süllv, zu verwalten, oder mit Klugheit, — wie ein
„zu vermehren."

Das Sinnreiche dieser Vergleichung deutlicher ei
muß man wissen, daß der Verf. im Anfange des Aufs
Geld mit der Sprache verglichen, und an beiden nich
ähnliche Eigenschaften gezeigt hat. Man begreift dadu
er den guten Schriftsteller, welcher den Vorrath in seiner
wohl zu gebrauchen weiß, mit Sully, und das Genie, d
Sprache vermehrt, mit Colbert gar füglich vergleichen ka

„Die Magi aus Morgenlande, zu Bethl
und das darauf folgende „Klaggedicht, in Gesta
Sendschreibens über die Kirchenmusick", enthalten wen
würdiges; außer einem seltsamen Urtheil des Raphael F
von welchem der Verf. mit einigem Grunde besorgt,
und Kunstrichter dürften über ihn einen ähnlichen A
thun: „Iste maledictus Paulus semper ita obscure l
„ut vix possit intelligi, et si haberem eum in ma
„eum per capillos interrogarem."

Sodann folgt ein Auszug aus der kleinen fran
Schrift L'inoculation du Bon-sens, und hierauf der B
unsere Recension der „neuen Heloise".

Was versteht man unter „Kleeblatt helleni
Briefe"? Sie können es unmöglich errathen. Ich h
Briefe gelesen, und weiß, daß ihrer drei sind; warum
alle drei hellenistisch heißen sollen, da die ersten beiden vo
chisschen und der dritte vom Hebräischen redet, begreife i
Jedoch so ist es, wenn man niemals wie andere Leute red

Der erste handelt von der Schreibart des neuen
ments; besteht aber nur in witzigen Einfällen, die in ein
haften Sache nichts entscheiden, und also aus Wohlsta
bleiben sollten. Ich weiß nicht, was für observationes

Verf. im Eingange im Sinne hat; ich kann also nicht wis-
in wie weit das drollige Urtheil gerecht oder ungerecht seyn
das er davon fällt. „Sie verweisen mit gutem Grunde",
ot er an seinen Freund, „den Leser bey dem Titel des
hs auf die Proprietät des Worts: Observationes; ich
aber keinen, warum man dergleichen observationes eben
as, und nicht profanas, criticas u. s. w. nennt, da sie
bloß in einem Picknick aus Profanscribenten bestehen; frage also
Haggai 2, 13. Wenn jemand heilig Fleisch trüge in sei-
Kleides Geren, und rührete darnach an mit seinem Geren
dt, Gemüse, Wein, Öl, oder was es für Speise wäre,
e es auch heilig? — Die Priester antworteten und spra-
: Nein!"

Der zweite Brief enthält sehr gute Gedanken über die Ord-
, in welcher man die griechischen Schriftsteller lesen muß,
verdient mit Aufmerksamkeit gelesen zu werden. Er hat
seinem innern Werthe noch das unentbehrliche Nebenver-
, daß man ihn verstehen kann. Der Verf. bleibt so ziem-
n Gleise. Hier und da nur lockt ihn der Schimmer des
reichen ein wenig seitwärts; und er verfolgt seine Einfälle
gstlich, als wenn er befürchtete, er würde niemals wieder
haben. Z. B.: „Ich möchte eher die Anatomie für
Schlüssel zum *Γνωθι σεαυτον* ansehen, als in unsern
rischen Skeletten die Kunst zu leben und zu regieren suchen,
man mir in meiner Jugend erzählen wollen. Das Feld der
hichte ist mir daher immer wie jenes weite Feld vorgekommen,
voller Beine lag, — und siehe! sie waren sehr verdorret."
hierher war der spielende Einfall noch erträglich, aber der
zerrt ihn weiter fort.) „Niemand als ein Prophet kann
diesen Beinen weissagen, daß Adern und Fleisch darauf
sen und Haut sie überziehe. — Noch ist kein Odem in
— bis der Prophet zum Winde weissagt, und des Herrn
t zum Winde spricht." War es der Irrwisch wohl werth,
m der Verf. so weit nachgelaufen?

Der dritte Brief soll ein „Urtheil des Geschmacks", wie sich
erf. ausdrückt, über des Hrn. Hofr. Michaelis Schriften
ten. Ob der Geschmack des Verf. in diesem Stücke richtig
e, ist hier meines Amts nicht zu untersuchen. Aber so
t gewiß, bescheidener hätte er urtheilen können; und über-
, ohne Gründe anzuführen, lieber gar nicht urtheilen sollen.

nicht nach ihren Bildern richte? Seele die Entfernung und Deutlichke sie sehr oft daraus auf die Größe; Größe pflegt sich zuletzt in die Emp Augenmaaß zu berichtigen. Allein Fertigkeiten, und davon ist die R können wir die Größen nicht ander Maaße der Bilder, wie Hr. Reim glaube, daß wir uns die Gegenständ ihre Bilder sind. Wenigstens kann Welt von dem Gegentheile überzeug liche Größe der Gegenstände erken immer zu ihren Bildern zurückkehren so vergleichen wir Bild mit Bild, Gegenstand mit Gegenstand; aber n Bilder mit Vorstellungen, noch Vo denn diese haben kein gemeinschaftlic

Ich breche hier ab, um nicht ich mir vorgesetzt habe. Meine A den Hrn. Reimarus zu widerlegen, schleichen, das letzte Wort zu haben Ende des Anhanges zu verstehen gi worten wollte. Sie sehen auch, da es hier ankommt, die genaue Kräfte, und verschiedene andere d Sätze, in Ansehung welcher ich nic einstimme, mit Stillschweigen überg listige Wortverdreher bin, für den r scheint, so kann es mir doch wohl gefehlt haben, noch in der Hauptm zu chicaniren. Allein eben diese A vor den Augen des Publikums von zeigen, daß ich weder List noch Un drehung, noch sonst muthwillige Fe bloß meine Gedanken, so gut oder tragen habe. Wenn ein elender Di haßte Absichten schuld giebt, so lach Reimarus kränkt mich ein solcher

cher Sie zur Probe von der Denkungsart des Verf. in diesem Aufsatze genug haben werden.

„Wenn eine einzige Wahrheit gleich der Sonne herrscht; „das ist Tag. Seht ihr an statt dieser einzigen so viel, als Sand „am Ufer des Meeres; — hiernächst ein klein Licht *) das jenes „ganze Sonnenheer am Glanz übertrift **); das ist eine Nacht, „in die sich Poeten und Diebe verlieben. — — Der Poet ***) „am Anfange der Tage ist derselbe mit dem Dieb †) am Ende „der Tage."

Vom Zustande der Wissenschaften in unserm Jahrhunderte hegt der Verf. paradore Meinungen. Hören Sie, was er von der Geschichte und Weltweisheit urtheilt! „Taugt unsere Dichtkunst „nicht", spricht er in seiner kabbalistischen Entzückung: „so wird „unsere Historie noch magerer als Pharaons Kühe aussehen; doch „Feenmährchen und Hofzeitungen ersetzen den Mangel unserer „Geschichtschreiber. An Philosophie lohnt es gar nicht der Mühe „zu denken; desto mehr systematische Kalender! — mehr als „Spinneweben in einem verstörten Schlosse. Jeder Tagedieb, „der Küchenlatein und Schweizerdeutsch mit genauer Noth ver„steht, dessen Name aber mit der ganzen Zahl M. oder der „halben des akademischen Thieres" (vermuthlich Magister oder Doctor; welch eine übertriebene Neigung zum Räthselhaften!) „gestempelt ist, demonstrirt Lügen, daß Bänke und die darauf „sitzende Klötze Gewalt! schreyen müssen, wenn jene nur Ohren „hätten und diese, wiewohl sie der leidige Spott Zuhörer nennt, „mit ihren Ohren zu hören geübt wären."

Der Rest besteht aus einem lateinischen Aufsatze, und einigen deutschen Gedichten, die ziemlich deutlich, aber leider! ziemlich schlecht sind. Ein „Denkmal" in Prose macht den Beschluß, das nicht ganz mißfallen wird.

Ich glaube, Sie werden mit mir einstimmen, daß der Verf. bei allen seinen Fehlern Genie verrathe, und daß ihm zum guten

*) — — & notho — — —
— lumine — Catull. Carm. Sec. ad Dian.

**) — — micat inter omnes
Iulium sidus, velut inter ignes
Luna minores. Horat. Lib. I. Od. XII.

***) 2 Kor. IV, 6.

†) Offenb. XVI, 15.

Schriftsteller nichts als Geduld, seine Ideen auszubilden, samkeit im Gebrauche der Redezierrathen, und Verläugnu ner Lieblingsgrillen fehlt. Was für ein Unterschied z einem solchen Mann und einem andern, der sich durch andern Titel zum Schriftsteller rechtfertigen kann, als dur Talent, so deutlich wie ein Kräuterweib zu wäschen! Abe lich! so lange der gute Kopf auf seinem Eigensinn beharrt sich nicht bessern will, so hat sein Antipode, der sich nicht kann, die schönste Gelegenheit zu triumphiren *).

Aus dem XVI. Theil.

V. Den 4 Febr. 1763.

258ster Brief.

Auf „die es recht gut meinenden Schläge Liebhabers" **) sind Verweise und zärtliche Rückschläge g die das verliebte Spiel sehr lebhaft fortsetzen. Der Ver „Herrn und Diener" hat seinem Kunstrichter in einem schreiben geantwortet, das in eben der spitzigen, launhafte figurreichen Schreibart abgefaßt ist, welche jenen unters Er billigt verschiedene von seinen Kritiken, sucht sich wider zu vertheidigen; und sagt zuletzt seinem Kunstrichter offen „Gegenwahrheiten", welche mit denen ziemlich übereinkomm

---

*) S. die Hamburgischen Nachrichten aus dem Reiche der samkeit.

**) S. den 180sten Brief S. 37. (Es ist der S. 406—407 e Brief. Indem Abbt die Schrift des Freiherrn Fried. Carl von „Herr und Diener" erwähnt, führt er ein Urtheil Hamann's seinem anonymen Aufsatze: „über die Wortfügung in der franz Sprache" über dieselbe an, welches mit den Worten schließt: „Herrn von Mosers Gemüth ist übrigens zu edel, als daß er die „eines Wäschers, den es recht gut meynenden Schlägen eines Liebh „vorziehen sollte." — Anm. des Herausgebers.)

das Gesuchte, allzu Spruchreiche, Gekünstelte und Räthselhafte in seiner Schreibart, die weit hergeholten Geheimnisse, die Menge in einander verschlungener Anspielungen, welche in der Verschwendung, mit der er sie ausstreuet, den Leser ermüden und ihm Überdruß erwecken müssen. Ich hatte zu der gesunden Beurtheilungskraft dieses Schriftstellers, welche aus seiner Dunkelheit selbst allenthalben hervorleuchtet, das Zutrauen, er würde diese wohlgemeinte Erinnerung annehmen; und endlich erkennen, daß die Verzierungen nicht das Wesen des Styls ausmachen, und daß selbst an den Stellen, wo sie anzubringen sind, ihr vornehmstes Verdienst in einer ungesuchten Leichtigkeit bestünde.

(Die Fortsetzung folgt.)

XII. Den 16 Sept. 1762.

Fortsetzung des 254sten Briefes.

Jedoch ich schmeichelte mir vergebens. Der Verf. hat sich einmal in seinen abenteuerlichen Styl verliebt, und ist davon nicht abzubringen. Lesen Sie beikommendes, ich weiß nicht was, das er, ich weiß nicht warum, „Kreuzzüge des Philologen" nennt; in welchem er alle seine flüchtigen Blätter, mit einigen neuen Aufsätzen vermehrt, ich weiß nicht wo, hat zusammendrucken lassen.

Der Verf. sagt in der Vorrede: „Man überwindet leicht „das doppelte Herzeleid, von seinen Zeitverwandten nicht verstan„den, und dafür gemishandelt zu werden, durch den Geschmack „an den Kräften einer besseren Nachwelt." Da haben Sie auch alles, was wir Zeitverwandten des Verf. aus seiner Vorrede verstehen. Mit dem Übrigen dieser Vorrede mag eine „bessere Nachwelt" sehen, wie sie zurechte kommt. Vielleicht findet sie mehr Geschmack an grillenhaften Einfällen und witzigen Anspielungen, die nicht anders als durch einen weitläuftigen Commentarius verstanden werden können. Ich führe Ihnen nur ein paar Zeilen zur Probe an; denn wer kann abschreiben, was man nicht versteht? „Endlich hab ich noch vermittelst geomantischer Spiegel „(mit syllogistischen Mittelbegriffen von gleichem Stoffe!) gefunden,

enthalte, ich verdoppelte mein Verlangen und Bemühung, dessen
zu werden. Ich habe es erhalten, und — was Sie nicht wissen
mehr dazu. Ich erkannte Sie an Gang und Miene, ohngeach
weder ein Marcel, noch ein Freymäurer bin. Da ich die blos
schrift Ihrer Socratischen Denkwürdigkeiten sahe, hi
Sie vor einen Phantasten, nachdem ich sie gelesen, vor einen M
und seitdem ich mit ihren Magis aus dem Morgenland
geworden, vor einen Adeptum. Beynahe hätte ich Sie über de
mischten Anmerkungen von der Wortfügung der
zösischen Sprache vor alles dieses zusammen gehalten.

Sie sehen, mein Herr, die Vertraulichkeit ist vor die er
kanntschaft schon ziemlich groß, nehmen Sie es vor den Affec
Geliebten, oder vor die Schwatzhaftigkeit eines Cammer-Diene
werde bey keinem sonderlich gewinnen oder verlieren, es ist m
mich Ihnen zu öfnen, und genug — wann wir uns unter
verstehen.

Meine Rhapsodie, sagen Sie, ist zum Theil aus Französische
gesponnen. Ich bin mir zwar nur Deutschen Hanfs dabey b
höchstens möchte das Blumwerk von Seide seyn. Sie wissen
Herr, in den Fabricken richtet man sich nach dem Geschmack der
So lange unsere Hoheiten und Durchlauchtigkeiten die Franzos
ihre Lehrer, und nun, doch um die Gebühr, vor ihre gute Freun
Beschützer halten, schiene mir der Klugheit nicht ungemäß z
ihrer verwöhnten Zunge zu mitleidigen Ehren ein Gerichte sehr
henden Geschmacks mit einem Französischen Ausschnitt zu ge
Unser Kirchen-Vater Lutherus sagte schon: Ein Diener, de
Herrn lieb hat, kleidet sich in die Tracht, die er am liebsten sieh
Vorurtheil, das der Wahrheit beförderlich ist, deswegen unbe
lassen, weil es nur Vorurtheil ist, wäre Stolz. — — Ich hab
gens weder den Abt Düguet noch andere Pandecten Französisch
rer über die Pflichten der Grossen gelesen, vielweniger geplünder
aus Stolz, sondern weil mich der Unterricht eines Prin
vier Octav-Bänden eben so abschreckt, als der gleich corpulente
liche Philosoph neben Einem Capitel des Briefs Pauli
Römer; es verdrießt mich an jedem Buch, worinn die Verfasser
sagen, als sie denken, mehr beweisen, als sie selbst glauben; di
nienser*) kommen mir dagegen noch entschuldbar vor.

Wann aber der vor die gebrauchte Materialien erstattete T
den Übersetzungen besteht, so bin ich daran, glauben Sie es, g
unschuldig, als an den Lieferungen von Haber und Heu, so wie i
des Westphälischen Friedens, vor das Französische Macher-Lehn
Freyheit geben. Doch, mein Herr, die Rache ist süß; wie wird
zu muth seyn, wann Ihre liebenswürdige Socratische Laune v
Hrn. Roques in ächt Französisch-Deutsch übersetzt und nach S
Ihro Ehrwürdigen *Αλλοτριοεπισκοπία* verkürzt oder verlänger

*) Actor. 17, 19. 20.

verstümpert wird, alsdann — — alsdann mag Ihnen Ihr Freund Treſcho zurufen:

— — Zum Fluch schön überſetzt!

Sie meinen: Der Herr und der Cammer-Diener hätten ſich wohl zum Titel eben ſo gut, wo nicht beſſer geſchickt. Ich kenne die Verrichtungen dieſer Leute nur in ſo weit, daß ſie ihre Herrn aus- und ankleiden, ihnen von guten und böſen Dingen zuweilen das ſagen, was ſich ſonſt keiner zu ſagen herausnehmen darf, auch wohl mit ihnen, wann es die Herrn zu bunt machen, trotzen und doch wieder aufgeſucht werden. Ich bins alſo zufrieden, mein Herr, und dankbar davor, daß ſie mir die Standes-Erhöhung zum politiſchen Cammer-Diener ertheilet haben, ich werde ſie bey Gelegenheit geltend zu machen ſuchen.

Ich bin weder ein Cabinets- noch Canzley-Mann, ſondern — — doch bald hätte ichs ſchon wieder vergeſſen, wozu Sie mich gemacht haben. Jene Schulen habe ich ſo weit durchgangen, als zu Faſſung der Elementen nöthig wäre. Daß andere aus einem A B C Buch (und mehr ſoll der Herr und Diener nicht ſeyn) ein Lexicon, wo nicht gar ein Lehr-Gebäude gemacht haben, davor kann ich nichts.

Ich ſage es nochmahls: Ich habe ſo wenig eine Staats-Kunſt ſchreiben wollen, als Sie, mein Herr, in den vermiſchten Anmerkungen über die Franzöſiſche Sprache eine Grammatic. Vielleicht hätte ich bey der gemäſſeren Aufſchrift: Meine Dienſt-Erfahrungen, die Franzöſiſche Guirlanden erſparen und hier etwas mehr, dort etwas weniger ſchreiben können, doch wo wird ein blöder Teutſcher ſichs herausnehmen, ſolchen Virtuoſen nachzublaſen? Das αὐτὸς ἔφα gehört nur denen am Verſtand verſchnittenen Lieblingen, weyland nach der Mode, ſollte es auch nur der Wurm Beaumelle ſeyn, auf den ein göttlicher Voltaire, vulgo D. Akakia, mit eben ſo lächerlichem Zorn von ſeinen Höhen herabflucht, als der Feld-Herr Ἀπράξιν auf die Heere des, noch unüberwundenen Friedrichs.

Als einer meiner Freunde in S*** war und ſich nach dem innern Bau eines Protz-Karrens erkundigte, bekame er die erſchrockene Antwort: Wie? will mich der Herr unglücklich machen? Sie heiſſen mich einen Pädagogen groſſer Herrn; wie? wollen Sie mich unglücklich machen? Sagen Sie Ihre Lehren und was zur Staats-Kunſt gehört, dem Herrn von Bielfeld, dem Königlichen Pädagogen, dieſer möchte noch eher in dem an mir gerügten dreyfachen Fehler und einem noch gröſſern ſtecken, den Sie nicht einmal nennen. Ich habe keine Güter, um mich zu flüchten, wann mich der Hof nicht mehr ſehen mag; laſſen Sie mich bey meiner Fibel.

Meine Bücher und Welt-Kenntniß, ſagen Sie ferner, iſt unzuverläßig. Es kann ſeyn und, weil Sie es ſagen, glaube ich es ſelbſt. Dann — — was glaubt man nicht einem Liebhaber? Allein der Fiſch iſt doch blau, — — — nur Ein Wort: Einen Schriftſteller muß man nach ſeinen Abſichten beurtheilen, und da ſollte Ihnen, vors erſte, der Beweiß ſchwer genug fallen: Daß ich eine gelehrte Rhapſodie ſchreiben wollen; wer gäbe den meiſten unſerer gnädigſten Herrn die

„Die Reinigkeit einer Sprache entzieht ihrem Reichtum; „eine gar zu gefeſſelte Richtigkeit, ihrer Stärke und Mannheit. — „In einer ſo groſſen Stadt, als Paris iſt, lieſſen ſich jährlich, „ohne Aufwand, vierzig gelehrte Männer aufbringen, die unfehl„bar verſtehen, was in ihrer Mutterſprache lauter und artig, und „zum Monopol dieſes Trödelkrams nöthig iſt. — Einmal aber „in Jahrhunderten geſchieht es, daß ein Geſchenk der Pallas, — „ein Menſchenbild, — vom Himmel fällt, bevollmächtigt, den „öffentlichen Schatz einer Sprache mit Weisheit, — wie ein „Sülly, zu verwalten, oder mit Klugheit, — wie ein Colbert, „zu vermehren."

Das Sinnreiche dieſer Vergleichung deutlicher einzuſehen, muß man wiſſen, daß der Verf. im Anfange des Aufſatzes das Geld mit der Sprache verglichen, und an beiden nicht wenig ähnliche Eigenſchaften gezeigt hat. Man begreift dadurch, wie er den guten Schriftſteller, welcher den Vorrath in ſeiner Sprache wohl zu gebrauchen weiß, mit Sully, und das Genie, das ſeine Sprache vermehrt, mit Colbert gar füglich vergleichen konnte.

„Die Magi aus Morgenlande, zu Bethlehem", und das darauf folgende „Klaggedicht, in Geſtalt eines Sendſchreibens über die Kirchenmuſick", enthalten wenig merkwürdiges; außer einem ſeltſamen Urtheil des Raphael Fregoſo, von welchem der Verf. mit einigem Grunde beſorgt, die Leſer und Kunſtrichter dürften über ihn einen ähnlichen Ausſpruch thun: „Iste maledictus Paulus semper ita obscure loquitur, „ut vix possit intelligi, et si haberem eum in manibus, „eum per capillos interrogarem."

Sodann folgt ein Auszug aus der kleinen franzöſiſchen Schrift L'inoculation du Bon-sens, und hierauf der Brief über unſere Recenſion der „neuen Heloiſe".

Was verſteht man unter „Kleeblatt helleniſtiſcher Briefe"? Sie können es unmöglich errathen. Ich habe dieſe Briefe geleſen, und weiß, daß ihrer drei ſind; warum ſie aber alle drei helleniſtiſch heißen ſollen, da die erſten beiden vom Griechiſchen und der dritte vom Hebräiſchen redet, begreife ich nicht. Jedoch ſo iſt es, wenn man niemals wie andere Leute reden will!

Der erſte handelt von der Schreibart des neuen Teſtaments; beſteht aber nur in witzigen Einfällen, die in einer ernſthaften Sache nichts entſcheiden, und alſo aus Wohlſtand wegbleiben ſollten. Ich weiß nicht, was für observationes sacras

und Übersetzungen mit tausenden in die Welt verbreitet zu werden, ehe noch das prüfende und richtende Auge eines einsichtigen Kenners die viele Ungleichheiten und Unschicklichkeiten darinn bemerkt hatte. Ich kann mich mit einem solchen Trost nicht beruhigen, den Swift*) seinem Freund gegeben hat. Mit offenem Herzen und Armen würde ich den strengen und redlichen Freund, den die Briefe über die neueste Litteratur**) einem sicheren Verfasser angewünscht, empfangen haben und noch empfangen. Freunde aber, wissen Sie, lassen sich nicht suchen sondern finden, wie Boettger, der Goldmacher; seine Porcellain-Ermunterung und Beyfall, wo nicht gar Belobung und Verehrung, ist von gefälligen, aber kurzsichtigen Freunden noch wohl zu haben, ast hinc illae lacrymae.

So hätte ich dann doch, werden Sie mir einwenden, eine als fehlerhaft sich selbst bekennende Schrift wo nicht verbrennen, doch zeitiger werden lassen können. Ach mein lieber Herr! die Vater-Liebe ist gar was zärtliches, wollten Sie mir wohl diesen Kinder-Mord angemuthet haben? wie schön deucht oft ein Kind zu seyn, so lang es in der Wiege liegt? Die Sommer-Flecken kriechen erst heraus, wann es in die freye Luft kommt.

Indem ich aber mit einem stärker empfindenden als zu beschreibenden Mißvergnügen meine Gebrechen bekenne, indem ich über die zürne, welche um der bunten Farbe willen ihren Beyfall an ein in seiner Grund-Zeichnung fehlerhaftes Gemählde zu freygebig verschwendet haben, sagen Sie mir, Magus von Norden, ist vor mich unglücklichen Vater nicht noch Ein tröstender Gedanke übrig? Mein Capital ist hin, dürfte ich mir aber von dem verlohrnen Fond nicht noch die Leib-Rente ausbitten? In dem Herrn und dem Cammer-Diener ist doch wohl vor jeden Leser Ein fruchtbringender Gedanke geblieben, das wären von ungefehr zehen tausend in die Welt geflogenen Exemplarien doch so viele Wahrheits-Körner; könnte ich mir eine reichere Erndte wünschen, wann auch alles übrige taube Hülsen wären?

(Der Beschluß folgt.)

VI. Den 11 Febr. 1763.

Beschluß des 258sten Briefes.

Wie tief muß die Eigenliebe eines Autors sitzen, werden Sie sagen, da er noch Recht zu behalten sucht, nachdem er seines Unrechts schon überwiesen und geständig ist! Es sey so! — — aber mein Opfer soll

---

*) Peu s'en faut que vous n'ayez fait rire autant d'hommes, que des Ministres d'Etat ne peuvent en faire pleurer. Lettre à Mr. Gay.

**) XI. Theil p. 5.

so vollkommen seyn, als es freywillig ist. Ich bekenne Ihnen a
und ganz: Ich will von dem nordischen Socrates lieber ver
als von dem Areopagen des guten Geschmacks losgesprochen seyn
Critic aber, so streng sie ist, so unzulänglich ist sie, weil Si
meine Situation und die Umstände nicht kennen, unter welchen
tadelte Schrift entstanden ist. In diesem Sinn darf ich mir a
zueignen, was Pope*) zum Schutz seiner Gedichte anführet.
Schriftsteller, der, sparsam gerechnet, drey fünftheile des Jahr
Römer-Monathen, Statu exigentiae, Restanten-Verzeichnissen
viant-Contracten, Matricular-Moderationen, Pro Memoria und
Pro Memoria, Deputations-Gutachten, Completirung der Cor
ter, Land-Friedens-Brüchen, Reichs- und Crays-Conclus
Besten der guten Sache, March-Routen, Artillerie-Repar
Vertheilung der eroberten Magazine, Zänkereyen der Genera
Kriegs-Commissarien und andern Amoenitatibus oder Miser
patriotischen Wissenschaften sich durchreden, denken, schreiben, t
und grämen müssen; — würden Sie nicht, voll mitleidigen G
einem solchen Schriftsteller den Vorwurf abwechselnder Frost u
des Styls geschenkt haben? Gewiß, Ihr Herz hätte es nicht
zugelassen. Weit wichtigere Fehler, als die Sie selbst rügen, f
den ganzen Stoff der Schrift eingewoben; Sophomore, der
Commentator derselben, hat sie zum Theil entdekt, zum Theil
viel sich aus gleich wichtigen Ursachen thun lassen, verbesser
will ich Ihnen aber sagen, was ich noch thun will, da ich e
reres nicht thun kann. Ich werde meine Patienten alten und er
Ärzten zuweisen, sie vor Storchern, Universalisten, Balsam-K
sympathetischen Wind-Beuteln, Land-Ärzten, Kräuter-Weibe
Bruchschneidern warnen und diesen allen Credit zu benehmen such
eigenen Curen aber mich nicht mehr abgeben, biß ich die Urs
Kennzeichen, Stufen, Abwechslungen und sichere Heilungs-Meth
mancher und seltsamer in den politischen Hospitälern vorkom
Krankheiten durch längere und bewährte Erfahrungen erlernet h

Nun sollte ich schliessen. Liebe erfordert aber Gegenliebe.
noch ein und ein halbes Wort. Ihre Laune ist so original, so
richtend, so bedeutungsvoll, daß, wann ich eben so sehr Minist
als ich nur (cum gratia et permissu Vestrae Humanitatis) G
Diener bin, ich meinem Herrn unabläßig anliegen würde, S
einem recht ansehnlichen Gehalt zum Lehrer der langen W
Alma hac nostra ** ana zu bestellen; was ich mir aber dab
bitten würde, wäre dieses: Ihre allzuprismatische Schreib-
Denkungs-Art in eine mit unserm Dombackenen Zeit-Alter über
mendere Richtung zu bringen. Es ist wahr, Socrates diente den
als Bildhauer, als Soldat, als Patriot, als Lehrer, als Rath

*) J'abandonne mes vers aux Critiques; mais pour ce qui
mes principes, je n'en reconnois pour Juges que ceux qui n
noissent. Oeuvres Vol. VII.

Sie eben das und noch mehr, vergessen Sie aber nie die Würde Ihres Berufs. Wer wird Ihnen Ihre glückseelige Laune verargen oder beneiden? Was soll aber der krause Titel? was der Hahn im Holzschnitt? der nicht der Socratische Haus- und Opfer-Hahn ist, sondern ein Gickel von Neu-Babylon, der Haupt-Stadt der Gallier. Ist Ihnen das Schicksal eines Klopstocks nicht fürchterlich genug, dessen Meßiade eine Pandoren-Büchse von Hexametern wurde? Wollen Sie das Haupt einer neuen Secte der Launer seyn? Anhänger, Bewunderer, Copisten werden Sie finden, mehr als Ihnen lieb seyn wird. Empfinden Sie in sich Trieb und Aufschluß zur Verbesserung der Staaten, wohlan! zeichnen Sie Oeßeins und werben nach Jesaiä Ausdruck Männer, so sie zum Nutzen der kranken Welt heut oder morgen ausführen; die Papillotten aber hoher Häupter überlassen Sie uns Cammer-Dienern, wir werden vors Aufwickeln bezahlt; entdecken Sie wanns Ihnen so ist, und verfolgen Sie die moralischen Schelmen und Seelen-Verkäufer, die Einpfropfung des guten Geschmacks überlassen Sie aber den Quacksalbern und die Schatten-Spiele des Witzes den Kindern; die Frivoliten und Consorten leben vom Schatten; lassen Sie sich nie bewegen, Werke zu schreiben, die Welt seufzt unter Büchern, wie unter Soldaten, unsere Zeit ist wie die, da Moses nach Egypten kame und dem Volk ans Herz redete, es aber vor Angst und Drangsal ihn nicht einmal vernehmen konnte. Ihr patriotischer Bolingbroke sagts schon*): Zu Haupt-Verbesserungen gehören Mittel, die Züchtigung und Lehre zugleich enthalten; ich meyne, es fehit uns Teutschen nicht daran.

Die grammaticalische Klaubereyen seynd Ihrer unwürdig, die gelehrte Gassen-Kehrer mögen sich damit aufhalten. Sie haben den Stern gesehen, lassen Sie andere Irrwischen nachlaufen. Es ist Ein Wort, siegelmäßig vor jeden Autor und auch vor unsere Freundschaft, hier am Bach des Mayns, dort am Balthischen Meer: 1 Cor. III, 11—15. Dixi!

---

*) C'est par des calamités Nationales, qu'une corruption nationale doit se guérir. Lettre à Pope.

Aus dem XVII. Theil.

VIII. Den 23 Febr. 1764.

272ster Brief.

Einst habe ich Ihnen aus einem Gedichte von der Karschin, „über den Sieg bey Torgau", eine Stelle angeführt*); und seit der Zeit haben wir Ihnen ein Wort mehr von dieser Dichterinn gemeldet. Wir Ihnen verschwiegen, daß sie von einer wohlthätigen Han Dürftigkeit, in welcher sie zu Groß-Glogau gelebt hat, is rissen und nach Berlin geführt worden; daß sie allda i ganzen Stadt, und am Hofe sogar, bewundert, von Ke und Liebhabern der Dichtkunst unterstützt, und von den Köpfen ihres freundschaftlichen Umganges gewürdigt wird alle öffentliche Blätter von ihren Gedichten oder von ihrem voll sind, und daß endlich ihre Freunde eine Sammlung ihren Gedichten auf Subscription drucken lassen; — alle und noch weit merkwürdigere Umstände, welche diese Dich betreffen, haben wir Ihnen verschwiegen, um Sie auf e mit diesem ganzen Bande von ihren Gedichten zu überrasche Wo Sie nicht auch mit andern Journalisten buhlen, — daß dieses nicht geschehe, sind wir stolz genug vorauszusetze so muß Ihnen diese außerordentliche Erscheinung auf eine angenehme Weise unerwartet seyn. In der That, diese E nung ist außerordentlich. Ein Frauenzimmer ohne Erzie ohne Bücher, ohne Umgang, das ihre Jugend auf einem D bei der Kinderwiege oder hinter einer kleinen Heerde zuge in dem Ehestande beständig mit der Beschwerlichkeit des Mo und tausend andern Hausplagen zu kämpfen hatte, ohne j die geringste Aufmunterung zu finden: — dieses Frauenzim

*) Im 143sten Briefe, oben S. 229 — 231. Anm. des Heraus

**) Der Titel dieser Sammlung ist: „Auserlesene Gedichte Anna Louisa Karschin. Berlin, 1764." 8°; und der unge Herausgeber war Joh. Ge. Sulzer. Anm. des Herausgebe

wir ihm bei der Anzeige seiner „Kreuzzüge“*) zu verstehen gegeben haben. Er läßt seinen vorzüglichen Talenten Gerechtigkeit widerfahren, und tadelt den affectirten Gebrauch, welchen er öfters von denselben macht. Da beide, Kunstrichter und Gegenkunstrichter, sehr gute Köpfe sind, so kann Ihnen nichts gleichgültig seyn, das von ihnen kommt. Es können zugleich einige Schriftsteller daraus abnehmen, wie freimüthige Kritiken von vernünftigen Leuten aufgenommen zu werden verdienen. Ohne Empfindlichkeit über etwa eine Kleinigkeit im Ausdrucke, ohne Eindringung in die besonderen Absichten, wo vielleicht keine vorhanden sind, begegne man Scherz mit Scherz; vertheidige sich mit Nachdruck, wo zu vertheidigen ist, opfere seinem Gegner das Übrige auf, oder erhole sich wieder durch eben so beherzte Gegenangriffe. — Hier ist das Sendschreiben selbst.

Treuherziges Schreiben

eines

Layen-Bruders

im Reich,

an den

Magum in Norden

oder doch in Europa.

1762.

Mein Herr und Liebhaber,

Die Briefe über die neueste Litteratur**) haben die Beurtheilung des Herrn und Dieners auf Ihre Rechnung gesetzt. Der Auszug mit seinen Strichen liesse mich schliessen, daß das Original noch mehr

---

*) Die „Kreuzzüge eines Philologen“, von Moses Mendelsohn im 254sten Briefe (oben S. 403—412) beurtheilt.
Anm. des Herausg.

**) XI. Theil. pag. 35.

ſie auf dieſe Talente nur nicht zu ſtolz iſt, und nicht
ſich des guten Raths kritiſcher Freunde zu bedienen, ſo
mit der Zeit eine überaus angenehme Dichterinn werden

Ich ſage mit der Zeit; denn ich bin von dem
ſiasmus weit entfernt, mit welchem ihre Freunde Anf
Genie der Welt angeprieſen haben. Man hat ſie nicht
andern deutſchen Dichtern, — Kleinigkeit! — „alle
und neuern Dichtern" gleichgeſchätzt; ja vorziehen
wenn es auf eine gewiſſe Zeitung angekommen wäre, die
in dem Vorberichte entſetzlichen Lärm blies, wenn ſie
Leberreime von der Frau Karſchin anzukündigen hatte.

(Die Fortſetzung folgt.)

IX. Den 1 März 1764.

Fortſetzung des 273ſten Briefes.

„Alle alten und neuern Dichter"! ſo erin
mich in einem deutſchen Aufſatze geleſen zu haben; und f
ein Engländer *), vermuthlich aus Höhnerei, den Deutſch
Kann man unbeſonnener loben? Als wenn die Kun
alten und neuern Dichter, Homers, Shakeſpears, Klopſtocks
bloß darin beſtanden hätte, erträgliche Einfälle in Reime oder
benmaaß zu bringen! und da die Frau Karſchin dieſe
ſie ſo groß ſei als Homer, Shakeſpear, Klopſtock! Oder a
ſich ſolche Oden als Pindars, Horazens, Rouſſeau's
aus dem Stegreife niederſchreiben ließen, und man nur
Impromptus zu machen hätte, um dieſen Dichtern de
abzulaufen! Wie? ſtieg dem Kunſtrichter nicht eine R
Geſicht, als er dieſe vermeſſenen Worte hinſetzen wollte?

Dieſer unüberlegte Eifer ihrer Freunde muß ihr not
mehr ſchaden, als Nutzen bringen. Sie müßte mehr als
liche Geſinnungen haben, wenn ſie durch ſo unbeſcheidene
erhebungen nicht ſelbſt alle Beſcheidenheit verlieren, und
Kritik hinweg zu ſeyn glauben ſollte. Da ſie ſelbſt wen

*) Im Gentleman's Magazine.

und Übersetzungen mit tausenden in die Welt verbreitet zu werden, ehe noch das prüfende und richtende Auge eines einsichtigen Kenners die viele Ungleichheiten und Unschicklichkeiten darinn bemerkt hatte. Ich kann mich mit einem solchen Trost nicht beruhigen, den Swift*) seinem Freund gegeben hat. Mit offenem Herzen und Armen würde ich den strengen und redlichen Freund, den die Briefe über die neueste Litteratur**) einem sicheren Verfasser angewünscht, empfangen haben und noch empfangen. Freunde aber, wissen Sie, lassen sich nicht suchen sondern finden, wie Boettger, der Goldmacher; seine Porcellain-Ermunterung und Beyfall, wo nicht gar Belobung und Verehrung, ist von gefälligen, aber kurzsichtigen Freunden noch wohl zu haben, ast hinc illae lacrymae.

So hätte ich dann doch, werden Sie mir einwenden, eine als fehlerhaft sich selbst bekennende Schrift wo nicht verbrennen, doch zeitiger werden lassen können. Ach mein lieber Herr! die Vater-Liebe ist gar was zärtliches, wollten Sie mir wohl diesen Kinder-Mord angemuthet haben? wie schön deucht oft ein Kind zu seyn, so lang es in der Wiege liegt? Die Sommer-Flecken kriechen erst heraus, wann es in die freye Luft kommt.

Indem ich aber mit einem stärker empfindenden als zu beschreibenden Mißvergnügen meine Gebrechen bekenne, indem ich über die zürne, welche um der bunten Farbe willen ihren Beyfall an ein in seiner Grund-Zeichnung fehlerhaftes Gemählde zu freygebig verschwendet haben, sagen Sie mir, Magus von Norden, ist vor mich unglücklichen Vater nicht noch Ein tröstender Gedanke übrig? Mein Capital ist hin, dürfte ich mir aber von dem verlohrnen Fond nicht noch die Leib-Rente ausbitten? In dem Herrn und dem Cammer-Diener ist doch wohl vor jeden Leser Ein fruchtbringender Gedanke geblieben, das wären von ungefehr zehen tausend in die Welt geflogenen Exemplarien doch so viele Wahrheits-Körner; könnte ich mir eine reichere Erndte wünschen, wann auch alles übrige taube Hülsen wären?

(Der Beschluß folgt.)

VI. Den 11 Febr. 1763.

Beschluß des 258sten Briefes.

Wie tief muß die Eigenliebe eines Autors sitzen, werden Sie sagen, da er noch Recht zu behalten sucht, nachdem er seines Unrechts schon überwiesen und geständig ist! Es sey so! — — aber mein Opfer soll

---

*) Peu s'en faut que vous n'ayez fait rire autant d'hommes, que des Ministres d'Etat ne peuvent en faire pleurer. Lettre à Mr. Gay.

**) XI. Theil p. 5.

ſo vollkommen ſeyn, als es freywillig iſt. Ich bekenne Ihnen aufrichtig und ganz: Ich will von dem nordiſchen Socrates lieber verurtheilt, als von dem Areopagen des guten Geſchmacks losgeſprochen ſeyn. Ihr Critic aber, ſo ſtreng ſie iſt, ſo unzulänglich iſt ſie, weil Sie mich, meine Situation und die Umſtände nicht kennen, unter welchen die getadelte Schrift entſtanden iſt. In dieſem Sinn darf ich mir auch das zueignen, was Pope*) zum Schutz ſeiner Gedichte anführet. Einen Schriftſteller, der, ſparſam gerechnet, drey fünftheile des Jahrs unter Römer-Monathen, Statu exigentiae, Reſtanten-Verzeichniſſen, Proviant-Contracten, Matricular-Moderationen, Pro Memoria und Gegen-Pro Memoria, Deputations-Gutachten, Completirung der Contingenter, Land-Friedens-Brüchen, Reichs- und Crays-Conclusis zum Beſten der guten Sache, March-Routen, Artillerie-Reparaturen, Vertheilung der eroberten Magazine, Zänkereyen der Generals und Kriegs-Commiſſarien und andern Amoenitatibus oder Miſerien der patriotiſchen Wiſſenſchaften ſich durchreden, denken, ſchreiben, berichten und grämen müſſen; — würden Sie nicht, voll mitleidigen Gefühls, einem ſolchen Schriftſteller den Vorwurf abwechſelnder Froſt und Hitze des Styls geſchenkt haben? Gewiß, Ihr Herz hätte es nicht anders zugelaſſen. Weit wichtigere Fehler, als die Sie ſelbſt rügen, ſeynd in den ganzen Stoff der Schrift eingewoben; Sophomore, der erfahrne Commentator derſelben, hat ſie zum Theil entdekt, zum Theil und ſo viel ſich aus gleich wichtigen Urſachen thun laſſen, verbeſſert. Nun will ich Ihnen aber ſagen, was ich noch thun will, da ich ein mehreres nicht thun kann. Ich werde meine Patienten alten und erfahrnen Ärzten zuweiſen, ſie vor Storchern, Univerſaliſten, Balſam-Krämern, ſympathetiſchen Wind-Beuteln, Land-Ärzten, Kräuter-Weibern und Bruchſchneidern warnen und dieſen allen Credit zu benehmen ſuchen, mit eigenen Curen aber mich nicht mehr abgeben, biß ich die Urſprünge, Kennzeichen, Stufen, Abwechslungen und ſichere Heilungs-Methoden ſo mancher und ſeltſamer in den politiſchen Hoſpitälern vorkommenden Krankheiten durch längere und bewährte Erfahrungen erlernet habe.

Nun ſollte ich ſchlieſſen. Liebe erfordert aber Gegenliebe. Nur noch ein und ein halbes Wort. Ihre Laune iſt ſo original, ſo unterrichtend, ſo bedeutungsvoll, daß, wann ich eben ſo ſehr Miniſter wäre, als ich nur (cum gratia et permissu Vestrae Humanitatis) Cammer-Diener bin, ich meinem Herrn unabläßig anliegen würde, Sie mit einem recht anſehnlichen Gehalt zum Lehrer der langen Weile in Alma hac nostra ** ana zu beſtellen; was ich mir aber dabey ausbitten würde, wäre dieſes: Ihre allzuprismatiſche Schreib- wo nicht Denkungs-Art in eine mit unſerm Dombackenen Zeit-Alter übereinſtimmendere Richtung zu bringen. Es iſt wahr, Socrates diente dem Staat als Bildhauer, als Soldat, als Patriot, als Lehrer, als Rath; thun

*) J'abandonne mes vers aux Critiques; mais pour ce qui est de mes principes, je n'en reconnois pour Juges que ceux qui me connoissent. Oeuvres Vol. VII.

Begebenheit im Reiche Plutons, nach der Schlacht bey Torgau. 1761.

Im Reich der Schatten ging jüngst ein Gericht umher:
Daß auf der Welt ein König wär',
Der grösser sey, als alle Helden,
Von deren Thaten uns Plutarche Wunder melden.
Der Schatten Maupertuis kommt an und liest ein Buch
Von dieses Helden Thaten voll;
Bald ist er Antonin, bald Mars und bald Apoll,
Und jede Stirn wird Wiederspruch!
Der Schatten von dem Weltbezwinger,
Der noch mit nervenlosem Finger
Den Staaten Plutons scheint zu drohn,
Weint neidisch eine Geisterzähre,
Daß auf der Welt ein König wäre,
Der grösser sey, als Philipps Sohn.
Achill stampft grimmig mit dem Fusse,
Schwört bey dem Styx, daß ihnen zum Verdrusse
Der größre Held erdichtet sey:
„Groß, schwört er, war nur ich, groß war nur Alexander!
Indem er schwört, entsteht ein gräßliches Geschrey,
Die Helden fliegen auseinander,
Gehn dem Getümmel nach, und stehen lauter Ohr,
Zu hören, was zehntausend Schatten sprechen,
Zehntausend ziehen ihn nun allen Helden vor,
Zehntausend wollen sich nicht an den Sieger rächen,
Von Torgau kommen sie, die armen Schatten, her.
Starr steht nun Philipps Sohn, nun stampft Achill nicht mehr.

Das unmittelbar darauf folgende Stück, „der weinende ior", enthält zwar auch eine artige Fiction, und die letzte ophe ist überaus schön. Venus nimmt dem Amor seinen ger, und schilt, daß er ihr den Helden nicht zu ihren Füßen ge, der nur dem Mars folgt und dem Apoll:

Geh' Bube, fern von meinen Augen eile!
Ist Friedrich mehr, als Jupiter?
Ja, — schluchzte Amor, gieb mir — Mutter — meine Pfeile,
Mehr als ein Gott ist er!

e schöne Strophe hält uns für acht schlechtere, welche vor- ehn, vollkommen schadlos; allein die Idee ist nicht neu, sie viel Ähnlichkeit mit des Herrn von Kleist „Amor im Triumph- en".

Aus dem XVII. Theil.

VIII. Den 23 Febr. 1764.

272ster Brief.

Einst habe ich Ihnen aus einem Gedichte von der Frau Karschin, „über den Sieg bey Torgau", eine schöne Stelle angeführt*); und seit der Zeit haben wir Ihnen nicht ein Wort mehr von dieser Dichterinn gemeldet. Wir haben Ihnen verschwiegen, daß sie von einer wohlthätigen Hand der Dürftigkeit, in welcher sie zu Groß-Glogau gelebt hat, ist entrissen und nach Berlin geführt worden; daß sie allda in der ganzen Stadt, und am Hofe sogar, bewundert, von Kennern und Liebhabern der Dichtkunst unterstützt, und von den besten Köpfen ihres freundschaftlichen Umganges gewürdigt wird; daß alle öffentliche Blätter von ihren Gedichten oder von ihrem Lobe voll sind, und daß endlich ihre Freunde eine Sammlung von ihren Gedichten auf Subscription drucken lassen; — alle diese und noch weit merkwürdigere Umstände, welche diese Dichterinn betreffen, haben wir Ihnen verschwiegen, um Sie auf einmal mit diesem ganzen Bande von ihren Gedichten zu überraschen**). Wo Sie nicht auch mit andern Journalisten buhlen, — und daß dieses nicht geschehe, sind wir stolz genug vorauszusetzen —, so muß Ihnen diese außerordentliche Erscheinung auf eine sehr angenehme Weise unerwartet seyn. In der That, diese Erscheinung ist außerordentlich. Ein Frauenzimmer ohne Erziehung, ohne Bücher, ohne Umgang, das ihre Jugend auf einem Dorfe, bei der Kinderwiege oder hinter einer kleinen Heerde zugebracht, in dem Ehestande beständig mit der Beschwerlichkeit des Mangels und tausend andern Hausplagen zu kämpfen hatte, ohne jemals die geringste Aufmunterung zu finden: — dieses Frauenzimmer,

*) Im 143sten Briefe, oben S. 229 — 231. Anm. des Herausg.

**) Der Titel dieser Sammlung ist: „Auserlesene Gedichte von Anna Louisa Karschin. Berlin, 1764." 8°; und der ungenannte Herausgeber war Joh. Ge. Sulzer. Anm. des Herausgebers.

sage ich, bildet sich selbst zur Dichterinn, erlangt eine feine Sprache, glückliche Wendungen, eine blühende Einbildungskraft; macht Betrachtungen über das Leben und die Sitten der Menschen, welche eines müßigen Betrachters würdig sind, besitzt überdem eine so ungemeine Fertigkeit zu reimen, daß sie in einer kurzen Zeit diesen ganzen Band von Gedichten hingeschrieben, dem Wortverstande nach hingeschrieben hat; denn wie man sagt, soll sie dergleichen Gedichte mitten unter dem Geräusche der Gesellschaft in solcher Eile hinschreiben, daß man darüber erstaunen muß. Bedenken Sie die glückliche Kühnheit eines solchen Geistes, der, allen Hindernissen zum Trotz, seinen einsamen Weg fortschreitet: und freuen Sie sich, daß dieser Geist endlich alle Hindernisse überstanden hat und sich in Freiheit sieht. Es ist ein herrlicher Triumph des Naturells über alle Schwierigkeiten des Glückes, der Geburt und der Erziehung.

Die Dichterinn lebt nunmehr in unsrer Hauptstadt, und genießt die Vortheile, welche Muße und Umgang dem angebornen Genie verschaffen. Sie kann sich den Rath ihrer Freunde zu Nutze machen, die nicht unterlassen werden, ihren Geschmack zu läutern, ihre Einsichten zu verbessern und ihre Talente auszubilden. Ich hoffe, sie werde nicht unterlassen, sich dieser glücklichen Gelegenheit zu bedienen. Ein guter Boden kann zwar den ersten Wuchs einer zarten Pflanze begünstigen; aber eine sorgfältige Wartung muß sie vor wilden Auswüchsen, und andern Gefahren, die ihr zustoßen können, bewahren. Daß das Genie der Frau Karschin noch mehrerer Cultivirung benöthigt sei, werden Sie vielleicht mit mir, wenn wir ihre Gedichte etwas genauer betrachten sollten, finden; es sind darin nebst vielen schönen Stücken auch viele mittelmäßige, matte und schlechte. Man sieht also, daß es der Dichterinn entweder an Beurtheilungskraft, oder an Geduld, um ihre Stücke auszufeilen, oder an beiden annoch mangeln muß.

273ster Brief.

Mein voriges Schreiben enthält zugleich mein Urtheil über die „Gedichte" der Frau Karschin. Ich finde bei ihr glückliche Wendungen, eine blühende Einbildungskraft, gute moralische Gesinnungen, und eine ungemeine Fertigkeit zu reimen. Wenn

sie auf diese Talente nur nicht zu stolz ist, und nicht versäumt, sich des guten Raths kritischer Freunde zu bedienen, so kann sie mit der Zeit eine überaus angenehme Dichterinn werden.

Ich sage mit der Zeit; denn ich bin von dem Enthusiasmus weit entfernt, mit welchem ihre Freunde Anfangs ihr Genie der Welt angepriesen haben. Man hat sie nicht nur allen andern deutschen Dichtern, — Kleinigkeit! — „allen alten und neuern Dichtern" gleichgeschätzt; ja vorziehen wollen, wenn es auf eine gewisse Zeitung angekommen wäre, die allemal in dem Vorberichte entsetzlichen Lärm blies, wenn sie ein paar Leberreime von der Frau Karschin anzukündigen hatte.

(Die Fortsetzung folgt.)

IX. Den 1 März 1764.

Fortsetzung des 273sten Briefes.

„Alle alten und neuern Dichter"! so erinnere ich mich in einem deutschen Aufsatze gelesen zu haben; und so schrieb ein Engländer *), vermuthlich aus Höhnerei, den Deutschen nach. Kann man unbesonnener loben? Als wenn die Kunst aller alten und neuern Dichter, Homers, Shakespears, Klopstocks u. s. w., bloß darin bestanden hätte, erträgliche Einfälle in Reime oder in Sylbenmaaß zu bringen! und da die Frau Karschin dieses kann, sie so groß sei als Homer, Shakespear, Klopstock! Oder als wenn sich solche Oden als Pindars, Horazens, Rousseau's u. s. w. aus dem Stegreife niederschreiben ließen, und man nur glückliche Impromptus zu machen hätte, um diesen Dichtern den Rang abzulaufen! Wie? stieg dem Kunstrichter nicht eine Röthe ins Gesicht, als er diese vermessenen Worte hinsetzen wollte?

Dieser unüberlegte Eifer ihrer Freunde muß ihr nothwendig mehr schaden, als Nutzen bringen. Sie müßte mehr als menschliche Gesinnungen haben, wenn sie durch so unbescheidene Lobeserhebungen nicht selbst alle Bescheidenheit verlieren, und über alle Kritik hinweg zu seyn glauben sollte. Da sie selbst wenig ge-

*) Im Gentleman's Magazine.

sen hat, und also selbst wenige Vergleichungen anstellen kann, so fehlt ihr ein richtiger Maaßstab zu ihren Fähigkeiten; und sie muß sich hierüber von ihren Freunden belehren lassen. Zum Unglücke urtheilen diese noch günstiger für sie, als ihre Eigenliebe vielleicht je hat wünschen können. Muß sie nicht also endlich glauben, dasjenige ohne Widerreden zu seyn, wofür sie solche Männer ausgeben? muß sie nicht zuletzt, wenn sie davon vollkommen überredet ist, ihre eigenen Freunde in Vergleichung mit sich geringschätzen, ihre Kritiken verachten, und alles für unverbesserlich halten, was sie gereimt hat? Wenn sie das Unglück hat, diese Denkungsart anzunehmen, so gehen ihre glücklichen Naturgaben ohne Hülfe verloren, und ihre Freunde haben sich selbst die bittersten Vorwürfe zu machen.

Meinen Sie nicht, daß es weit freundschaftlicher gewesen wäre, ihr einen richtigen Begriff von ihren Kräften beizubringen, ihr die Stelle zu zeigen, die sie unter den Dichtern jetzo einnimmt, und die, wohin sie streben kann, damit sie es beständig fühle, wie weit sie von der Vollkommenheit noch entfernt ist? Man hätte ihr sagen sollen, daß es höhere Dichtungsarten gebe, an welche sie sich noch gar nicht gewagt hat; solche, bei welchen eine gute Dichtersprache das Letzte ist, worauf man sieht; die hauptsächlich Fiction, Bildung der Charaktere und Behandlung der Leidenschaften erfordern. Man hätte ihr zu verstehen geben sollen, daß sie in derjenigen Art, die sie gewählt, für eine Liebhaberinn ganz gute Gedichte verfertigte, welche ein überaus glückliches Naturell verrathen; daß es aber für Virtuosen strengere Regeln gebe, nach welchen man sie richtet, denen mit dem glücklichsten Naturell ohne Nachdenken und Anstrengung des Geistes kein Genüge geschehen kann; daß vielmehr der beste Kopf, wenn er zu viel aus dem Stegreife dichtet, zu diesen höhern Schönheiten ganz untüchtig werden muß, indem er sich zu sehr an Eilfertigkeit und Nachlässigkeit gewöhnt. Man hätte ihr endlich nicht verschweigen sollen, wie vieles zu einer vollkommenen Ode gehöre, und wie selten es dem Enthusiasmus allein gelinge, dieses alles zu leisten; daß ein faselndes Geschwätz, ohne Plan und Ordnung, ganz artige Verse enthalten könne, aber den Namen der Ode nicht verdiene. Ein ungefährer Pinselstrich kann den leichten Schaum am Gebisse eines Pferdes glücklich nachahmen, aber niemals eine Rose hervorbringen. Hier wird außer der Leichtigkeit des Pinselzuges Plan, Absicht und ein wohl über-

legtes Ganze erfordert. Man hätte ihr die Kunst beibringen sollen, weniger zu dichten und mehr zu prüfen, sich bei aller Gelegenheit mit den großen Mustern zu vergleichen, welche wir in jeder Dichtungsart haben, und niemals ohne Zittern öffentlich zu erscheinen. Diese Sprache würde ihrer Eigenliebe wenige geschmeichelt haben; aber weit nützlicher würde sie ihr gewesen seyn, als alle die übertriebenen Schmeicheleien, die ihren Fortgang zur Vollkommenheit natürlicherweise hemmen müssen. Ihr Ruhm würde sich nicht so schnell ausgebreitet, aber er würde allmälig zugenommen haben; und nur desto gegründeter gewesen seyn, da sie jetzt in Gefahr ist, ihn allmälig sinken zu sehen.

So lange diese Gedichte nur noch geschrieben von Hand zu Hand herumgingen, halfen die Rücksicht auf das Geschlecht und die Umstände der Dichterinn manchen kleinen Fehler bedecken, manche kleine Schönheit aufmutzen. Sobald der Leser aber ein Buch in die Hand nimmt, um zu lesen, so wird er vergessen, wer der Verfasser sei und in welchen Umständen er sich befunden. Ein König, ein Frauenzimmer, ein Jude, was thut dieses zur Sache? Wer die Ehrbegierde hat, Schriftsteller zu sein, muß, alle Nebenbetrachtungen bei Seite gesetzt, als Schriftsteller beurtheilt werden. Ohne Ansehen der Person sieht der unerbittliche Richter nur auf die Sache; und sein Urtheil wird ganz gewiß desto strenger ausfallen, je mehr man ihm versprochen, je größer das Geschrei war, mit welchem man ihm ein Werk angepriesen hat. Der Leser ist allezeit desto schwerer zu befriedigen, je größer seine Erwartung war. Diese allgemeine Bemerkung allein hätte die Freunde unserer Dichterinn abhalten sollen, mit solchem Geräusch ein Werk in die Welt zu schicken, das in mancher Betrachtung die Nachsicht der Leser bedarf.

274ster Brief.

Ich habe mich in der Sammlung der „Gedichte" der Frau Karschin nach großen Erdichtungen, erhabenen Bildern und kühnen Gedanken, wie man sie von einem Genie erwartet, umgesehen; und nur hier und da einige Spuren davon angetroffen. Von eigentlichen Erdichtungen habe ich nur eine einzige gefunden, die aber vorzüglich schön ist, und wohl verdiente, mit mehrerer Sorgfalt ausgearbeitet zu werden. Sie führt den Titel:

unst der Sappho herrscht in demselben vollkommen; nur findet man
er und da einige Nachlässigkeiten, denen abgeholfen werden sollte.

Die am Ende angehängten „Einfälle" sind theils schlecht,
eils mittelmäßig; und durchgehends nicht würdig, aufbehalten
werden.

275ster Brief.

Es hat der Dichterinn gefallen, die erste Hälfte ihrer Ge-
chte Oden zu überschreiben; vielleicht weil in denselben eine
nordnung herrscht, und sie gehört hat, daß man gemeiniglich
r Ode die schöne Unordnung für ein Verdienst anrechnet.
llein die wahre Kritik erkennt in der Ode eine höhere Ordnung,
zwar versteckt seyn, aber niemals vernachlässigt werden darf.
s giebt mancherlei Ordnungen, in welchen die Gedanken unsrer
eele auf einander folgen können: die Ordnung der Zeit, wenn
Begriffe so auf einander folgen, wie die Begebenheiten außer
is; die Ordnung des Raums, wenn wir die Gegenstände
erdenken, wie sie neben einander sind; die Ordnung der Ver-
nft, wenn unsere Begriffe schlußförmig auf einander folgen;
Ordnung des Witzes, der Scharfsinnigkeit u. s. w. Die
de verwirft alle diese Ordnungen. Sie beschreibt nicht histo-
ch, wie der epische, nicht topisch, wie der malerische Dichter;
folgt auch nicht der Ordnung der Vernunft, wie etwa der
hrdichter. Die Ordnung, welche ihr wesentlich ist, kann die
rdnung der begeisterten Einbildungskraft genannt
rden. So wie in einer begeisterten Einbildungskraft die Be-
ffe nach einander den höchsten Grad der Lebhaftigkeit erlangen:
n so, und nicht anders, müssen sie in der Ode auf einander
gen. Eine einzige ganze Reihe höchst lebhafter
egriffe, wie sie nach dem Gesetze einer begeisterten Einbil-
ngskraft auf einander folgen, ist eine Ode. Die Mittelbe-
iffe, welche die Glieder mit einander verbinden, aber selbst
ht den höchsten Grad der Lebhaftigkeit besitzen, werden von
n Odendichter übersprungen; und daraus entsteht die anschei-
nde Unordnung, welche man der Ode zuschreibt. Durch diese
etrachtung läßt sich auch entscheiden, in welcher Gattung von
den ausgemalte Bilder und Gleichnisse, öfters auch Digressio-
n und Nebenbetrachtungen, erlaubt sind; und in welcher die
ilder und Gleichnisse nur mit großen Pinselzügen zu berühren,

In einem Gedichte, „das Ungewitter" betitelt, finde ic trefflicches Bild:

Izt stürzen ganze Ströme Kugeln nieder;
Gott schlägt den Weinstock, schlägt die Frucht
Des Baums, der wankend seine Glieder,
Zerrißne Äste, sucht.

Solche Züge sind es, die ein Genie charakterisiren, deren ich mir eine weit größere Anzahl bei dieser Dichterin finden vermuthet hätte. In der Ode auf den Tod des P zen Heinrichs von Braunschweig, welche eine sehr mäßige Anfangsstrophe hat:

„Wo ist Er, daß ich Ihn mit Thränen salbe,
„Mein Sohn? = = = Wo ist Er? bringt Ihn mir!
So klagt die Fürstin! u. s. w.

in dieser Ode befindet sich ein Gleichniß, das erhaben gen zu werden verdient:

Klagt ihn, ihr Hügel! und ihr grünen Auen,
Ihr Wälder, klaget ihn bey Ham!
Er fiel; So fällt, vom Künstler umgehauen,
Der jungen Ceder Stamm;

Nach ihrem Umfall ein geschnizter Götze,
Wird Weyrauch vor ihr aufgestreut.
So stirbt ein Held, daß Ihn der Nachruhm setze
Hin zur Unsterblichkeit.

Geschnitzter Götze ist etwas unedel, sonst ist das Glei vortrefflich.

Eine Wittwe läßt die Dichterinn klagen (S. 58):

Auf dem Leichensteine
Sitz' ich dann und weine
Meinen Kummer in den dürren Sand,
Der das beste Herz bedecket,
Das für mich empfand!

In diesem ganzen Gedichte herrscht eine feierliche Melanch der das Metrum sehr wohl zu statten kommt. Sie schließt folgender Strophe:

Nie will ich dem Leben fluchen
Selbst mein Kummer soll mir heilig seyn.
Oft will ich den Staub besuchen,

Und ihm eine stille Thräne weyhn.
Der entflogne Schatten
Meines treuen Gatten,
Lächelt dann mit euch auf mich herab,
Und behorcht die frommen Seufzer
Hingestöhnt aufs Grab!

Die „Klagen eines unglücklichen Verliebten" (S. 250) sind in dem nämlichen Sylbenmaaße, und bis auf einige tadelhafte Ausdrückungen ziemlich artig.

Sie sehen, daß ich ganz unvermerkt von dem Erhabenen zurück auf's Schöne, oder gar auf's Artige komme. Doch dem sei wie ihm wolle, ich habe mir eine Auswahl gemacht von den besten Stücken aus dieser Sammlung, und diese will ich Ihnen empfehlen.

S. 53. „An einen Freund, der melancholisch den Tod einer Freundin beweinte." Dieses ist vielleicht das einzige Lied in der ganzen Sammlung, welches den wahren Gang einer Ode beobachtet. Einzelne schlechte Zeilen werden Sie zwar darin finden, aber das Ganze hat seine Schönheiten.

(S. 39) Das Lied „an den May" sollte sich mit der 7ten Strophe anfangen; so würde es ein artiges Ganze ausmachen.

Holder May, bey jenem Siz der Musen,
Wo die Oder ihren ofnen Busen
Mit erschlagner Russen Blut geschwärzt,
Liegt ein Dichter, der dich einst gesungen;
Hundert Seelen hat sein Tod durchdrungen,
O, er starb voll Wunden, und beherzt!

Von dem größten Künstler der aus Steinen
Bilder machet, die, wie Menschen weinen,
Werdest du gehauen auf sein Grab.
In Gestalt des Mädchens, die ihn dachte,
Mit dem Schooß voll Blumen, die sie brachte,
Zeichne dich des Künstlers Meissel ab!

Wenn alsdann in spätgekommnen Tagen,
Wandrer nach des Grabes Nahmen fragen,
Nenn' ein Marmor-Schild den sanften Kleist,
Der nur Zorn empfunden gegen Feinde;
Eine Tafel nenne seine Freunde,
Und berichte, wie das Mädchen heißt,

Die, gereizet von des Helden Ruhme,
Seinem Staube, diesem Heiligthume,
Tausend Frühlings-Kinder opferte!

Schöner Monat, komme oftmahls wieder!
Streu aus deinem Schooße Blumen nieder
Vor dem Mädchen, daß es sanfter geh'!

„Auf eine Glocke, die in Magdeburg umgegossen ward" (S. 55); die Dichterinn zeigt in diesem Stücke einen fruchtbaren Witz.

„Die Klagen einer Wittwe" habe ich bereits oben berührt. Von dem Gedichte „an die goldene Feder, von Palemon geschenkt", streiche ich in meinem Exemplare die ersten sechs Strophen durch, und fange mit der 7ten an:

O du mir köstliche Feder!
Dich las ein Mädchen vielleicht
Aus einem Bache voll Goldsand,
Und sagte seufzend dabey:

„Wo bleibt der liebende Jüngling?
„O, mir verächtlicher Staub!
„Sein Herz im lächelnden Aug'
„Glänzt mehr, ist theurer als du!

So sprach das Mädchen vielleicht
Zu dir noch rohem Metall!
Izt aber bist du gebildet
Für mich zum hohem Gebrauch!

O nur den Göttern und Helden
Zu schreiben diene du mir,
Und göttlich denkenden Freunden
— — — —

„Die Fahrt der königlichen Braut nach Engelland" beschreibt die Dichterinn allerliebst. Die feinen, glänzenden Bilder sind eines Pope, der eine Schifffahrt auf der Themse mit ähnlichen Zügen beschreibt, nicht unwerth. Jedoch streiche ich in meinem Exemplare abermals die 2te und 3te Strophe, welche der übrigen unwürdig sind, und zum Glücke füglich wegbleiben können.

Ich wünschte mit dem Liede „an ihren verstorbenen Oheim" eine ähnliche Operation vornehmen zu können. Die 3te, 4te und 5te Strophe sind voller matten, langweiligen Umschreibungen, davon einige sogar possierlich sind. Die heilige Schrift nennt sie „der Christen hochgehaltnes Buch"; die Theologen sind:

— Männer, die in schwarzen Röcken
Auf der hohen Kanzel uns entdecken
Welcher Weg zum Leben richtig ist.

führen zu lassen? Und wie unerheblich ist diese Beschreibung an sich selbst!

Mit Sternenkleidern herrlich angezogen
Hast du, Gott Schöpfer! sie dem Winde gleich gemacht;

Was für eine Beziehung haben die Sternenkleider auf die Geschwindigkeit der Engel? — Die Dichterinn verläßt den Begriff der Geschwindigkeit, und kommt auf die Farbe der Engel:

Schönfarbigt wie der Regenbogen
Wie Sonnenglut, ist ihrer Leiber Pracht.

Allein in der folgenden Strophe kommt sie zur Geschwindigkeit zurück, und widmet ihr eine viel prächtigere Beschreibung:

— sie eilen, Gott! wenn du Befehle blickst,
Durch deinen Himmel viel geschwinder
Als deine Blitze, die du flammigt schickst!

Dieses heißt ein Kreislauf der Gedanken, welcher nirgend weniger zu vergeben ist, als in einer Ode. Auf einen Gedanken, den er einmal verlassen hat, muß der Odendichter niemals zurückkommen. Was fangen wir also mit diesen beiden Strophen an? Weg mit dem wilden Auswuchs! die Ode schießt ohne denselben natürlicher auf. Wir wollen immer lesen:

War ich doch schon der Engel Wonne,
Von dir erschaffen, war ich ihnen groß.

Aus Äther sind zusammen sie geflossen:
Ich ward, wie Staub, der auf der Flur zusammen läuft,
Wann deine Wolken ihn begossen
Und Kloß an Kloß sich nun zusammen häuft.

Die folgende Strophe ist abermals höchst müßig; die Gedanken kommen nicht von der Stelle: am Ende der Strophe befinden wir uns eben da, wo wir beim Anfange gewesen sind:

Ich ward; dein Sprechen: Laßt uns Menschen machen!
Das riß auch mich hervor, als du des Lebens-Thür
Entriegeltest, und noch der Rachen
Des Grabes nicht eröfnet war vor dir!

Dieses heißt bloß phantasiren, nicht dichten.

S. 16 ist eine Ode überschrieben: „die Allmacht und Güte Gottes". Ein zusammengesetztes Subject zur Ode verspricht viel Kunst in der Ausführung. Durch welche Erfindung wird die Dichterinn diesen beiden Eigenschaften des Unendlichen die poetische Einheit zu geben wissen? — O daran ward gar nicht gedacht! Die erste Zeile besingt die Allmacht, die zweite die Güte:

[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]

[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]

Die Dichterinn kommt hierauf zu dem Gegenstande ihres [illegible]

[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]

[illegible]

[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]

[illegible] Sie je etwas [illegible] gelesen? [illegible] der Dichterinn eine so ungereimte Stelle kommen [illegible] lassen?

Der Vers war[d] harten Reimes Zwang,
Der Witz schickt' sich dem Silbenmaaß zu weichen,
Als sie der Dichterinn entdrang.

Das „Lied der Fröhlichkeit" im vierten Buche (S. 243 [illegible] artig; und das von „Sapho an Amor" hat eine Anfangsstro[phe] welche der Sappho würdig ist:

Sohn Cytherens, kleiner Weltbezwinger!
Welch ein Schmerz durchbebte deinen Finger
Von dem Stich der Honigträgerin!
O empfind' ihn noch, wie Schlangenbisse
Und dann denke, was ich leiden müsse,
Da ich wund von deinem Pfeile bin!

Der Rest von diesen trefflichen Liede verdiente von der H[and] eines Kunstrichters verbessert zu werden. Die glühende Lieb[e]

---

*) Die Ode ist gerichtet: „an Herrn Gleim, am Tage der Geb[urt] eines Menschenfreundes". Anm. des Herausg.

Eine ähnliche Kritik könnte man mit dem größten Theile rer sogenannten Oden vornehmen. Es sind Impromptus, die eder Plan noch bestimmtes Subject haben. In einer Ode „an alemon" erzählt die Dichterinn ihrem Freund, „sie habe ihn suchen wollen". Sie singt:

Fünf bange frostige Tage
Nicht vom Vergnügen durchwebt,
Von keinem sonnigtem Blicke
Für mich zu Tagen gemacht:

O Freund! von keinem gesegnet,
Der meinem Herzen verwandt
Ward, durch gleichstimmiges Denken,
Hab' ich sie traurig durchlebt.

o weit die Einleitung. Jetzt das Thema!

Dich suchen wollt' ich am Tage,
Den ein erschaffender Gott,
Nach der vollendeten Schöpfung,
Hochheilig machte zur Ruh.

as heißt den Sonntag recht poetisch umschreiben! Die ichterinn findet ihren Freund nicht zu Hause. Im Weggehen rachtet sie den Mond, und sein Bild im Wasser; vergleicht selben mit der Seele der Sappho (so nennt sie bei allen Ge- enheiten sich selber), welche sich in ihren Gedichten spiegelt, d beschließt das Gedicht. — Wer hat diese Gedanken zusam- ngefügt? der Zufall, nichts anders als der Zufall; denn daß in der Natur vielleicht wirklich so auf einander gefolgt sind, es giebt doch wohl keinen tüchtigen Grund, sie auch in der nst so zu ordnen, wenn sie zusammen kein Ganzes aus- chen?

Bei einem „Spaziergange auf dem Fürstenwall zu Magde- g, im kalten April 1762", mag vielleicht folgendes Gespräch gefallen seyn:

A. Es ist heute rauhes Wetter.

B. Aber doch gut Spazierengehen.

A. Ja, wo die Sonne scheint.

B. Sehen Sie einmal, wie die Knaben hier spielen, wie thig!

A. Sie haben noch keine Sorgen. Dort der an seiner ücke hinkende Mann wird schon so muthig nicht seyn.

und die Ausſchweifungen von dem Hauptgegenſtande ſorgfältig zu vermeiden ſind. Ich könnte auch aus dieſen Begriffen einige Regeln herleiten, wo die Ode ſich anfangen und wo ſie ſchließen muß. Jedoch Sie wollen ja eben jetzt keine kritiſche Abhandlung über die Ode von mir leſen.

Ich merke nur noch dieſes an. Da die Anlegung des Plans zu einem Gedichte, und alſo auch zur Ode, kein Werk der Begeiſtrung, ſondern des Nachdenkens und der überlegenden Vernunft iſt, ſo muß der Plan der Ode dem Dichter ungemein Schwierigkeiten machen; denn hier muß die Vernunft überdenken was die feurige Begeiſterung für einen Weg nehmen würde. Man muß durch Nachdenken und Vernunftſchlüſſe ergründen welche Ideen die lebhafteſten ſeyn werden, und in welcher Ordnung ſie nach dem Geſetze der Einbildungskraft auf einander folgen werden. Der Dichter muß ſich alſo in beide Verfaſſungen zugleich ſetzen: er muß nachdenken und empfinden; und man ſieht leicht ein, was ihm dieſes für Schwierigkeit machen muß. Überläßt er ſich ganz ohne Plan dem Strom der Begeiſterung und dichtet, ſo wird er zwar eine Folge von ſehr lebhaften Begriffen hervorbringen können; aber dieſe Folge wird ſelten ein Ganzes ausmachen, ſelten ein beſtimmtes Subject, und nur durch ein Ungefähr die gehörige Einheit und angemeſſene Kürze haben, vermöge welcher ſie den kürzeſten Weg zu ihrem Ziele eilt. Dieſes geſchieht, wenn die Gemüthsbewegung, als die Urſach der Begeiſterung, ſehr heftig iſt. Alsdann eilt der Strom der Gedanken ſeinen Weg unaufhaltſam und ſicher, und die bloße Natur erfüllt alle Bedürfniſſe der Kunſt. Wenn aber ein gemäßigter Affect herrſchen ſoll, als nämlich Hoffnung, Dankbarkeit, ſtille Freude u. ſ. w., ſo iſt die Natur ohne Leitfaden der Kunſt eine ſehr mißliche Führerinn. Sie führt den Dichter auf Abwege, ſie erlaubt ihm zu ſchwärmen, wo er den kürzeſten Weg nehmen ſollte; ſie verbindet Gedanken, die eine allzu geringe Beziehung auf einander haben, und bringt alſo poetiſche Phantaſien hervor, aber keine Oden.

Und ſo muß es unſere Dichterinn angefangen haben. Alle ihre Oden, wenige ausgenommen, ſind nur poetiſche Phantaſien, ohne Plan, ohne Ordnung und ohne odenmäßigen Zuſammenhang. Faſt mit jeder Strophe bietet ſich ein andrer Gedanke als das Subject an; die Dichterinn ſchwärmt von Gegenſtand zu Gegenſtand, kommt öfters ſogar wieder an die

Stelle zurück, die sie verlassen hat; und läßt sich bloß vom Ungefähr führen, oder vom Reime, der eben kein verständiger Führer ist. Wir wollen doch einmal einige von ihren Oden zergliedern. Die 2te des ersten Buches ist „an den Schöpfer" gerichtet, „an ihrem Geburtstage":

Wo war ich, als dich Morgensterne lobten?
Da, wie aus Windeln du gewickelt hast das Meer!
Und als vor dir die Wellen tobten,
Zu ihnen sprachest: kommet, bis hieher!

Wo lag ich, als dein Arm der Erde Gränzen
Umher gezogen hat, und ihren Grund gelegt?
Als du die Morgenröthe glänzen
Mit Purpur hiessest, den sie um sich trägt?

In ungeformtem Klumpen noch gelegen
Bin ich, als auf dein Wort der Tag hervor geeilt
Der Thau gezeugt ward, und der Regen
Und Finsterniß von Lichte ward getheilt!

Noch gleich dem kleinsten Staube, den die Sonne
Heißscheinend an sich zieht von dürrer Erde Schooß,
War ich doch schon der Engel Wonne,
Von dir erschaffen, war ich ihnen groß.

Mit Sternenkleidern herrlich angezogen
Hast du, Gott Schöpfer! sie dem Winde gleich gemacht;
Schönfarbigt wie der Regenbogen
Wie Sonnenglut, ist ihrer Leiber Pracht.

Zum Dienst erschaffen für die Menschenkinder
Sind sie; sie eilen, Gott! wenn du Befehle blickst,
Durch deinen Himmel viel geschwinder
Als deine Blitze, die du flammigt schickst!

Aus Äther sind zusammen sie geflossen:
Ich ward, wie Staub, der auf der Flur zusammen läuft,
Wann deine Wolken ihn begossen
Und Kloß an Kloß sich nun zusammen häuft.

Ich ward; dein Sprechen: Laßt uns Menschen machen!
Das riß auch mich hervor, als du des Lebens-Thür
Entriegeltest, und noch der Rachen
Des Grabes nicht eröfnet war vor dir!

Jahrtausende vergiengen, kurze Tage
Vor deinem Angesicht! dann kam mein Tag, und du
Gabst mir die Hülle, die ich trage
Um diesen Geist von dir geathmet, zu!

Von deinem Munde, der mit einem Hauche
Gebürge bläset tief herunter in das Meer,
Nahm ich dis Leben zum Gebrauche,
Zu deinem Ruhm; Herr! mein Gesang sey er!

Der Faden dieſes Gedichts iſt etwa folgender: „als Gott die Welt erſchuf, war ich ein kleines Sonnenſtäublein; nach Jahrtauſenden empfing ich von ihm dieſen Leib und dieſe Seele, ich will ihm dafür danken“. Aus dieſen Gedanken ſollte eine Ode werden. An Materie fehlt es eben nicht, ſie iſt vielleicht nur gar zu fruchtbar. Die Dichterinn hebt ganz natürlich an:

Wo war ich, als dich Morgenſterne lobten?

Allein warum verweilt ſie bei dieſem Gedanken ſo lange? warum füllt ſie zwei ganze Strophen damit an? Streichen Sie die erſte ganz durch, und ſehen Sie, ob das Gedicht etwas verliert; oder vielmehr ſtreichen ſie die zweite durch, denn die erſte iſt vielleicht an ſich ſelbſt erträglicher. In der dritten Strophe kommt der nämliche Gedanke abermals vor:

— als auf dein Wort der Tag hervor geeilt
Der Thau gezeugt ward, und der Regen
Und Finſterniß von Lichte ward getheilt!

Das Gedicht könnte ſich alſo mit der dritten Strophe anfangen, ohne einen weſentlichen Theil zu entbehren:

In ungeformtem Klumpen noch gelegen
Bin ich, als auf dein Wort u. ſ. w.

Die dritte Strophe enthält einen guten Gedanken;

Noch gleich dem kleinſten Staube, den die Sonne
Heißſcheinend an ſich zieht von dürrer Erde Schooß,
War ich doch ſchon der Engel Wonne,
Von dir erſchaffen, war ich ihnen groß.

Eine große Wahrheit! man ſollte glauben, der Gedanke würde das Haupt-Thema ausmachen; allein nichts weniger! er hat auf das Ganze nicht den geringſten Einfluß, und ſteht faſt ſo für die Langeweile da. Und was dünkt Ihnen von der prächtigen Beſchreibung des „Sonnenſtaubes, den die Sonne heißſcheinend an ſich zieht von dürrer Erde Schooß“? kann die Dichterinn keine ſolche Kleinigkeit vorbeilaſſen, ohne zu malen?

Verzeihen Sie! der Gedanke: „als Sonnenſtaub war ich ſchon die Freude der Engel“, ſteht nicht ganz für die Langeweile da. Die Dichterinn hat von dem Worte Engel Gelegenheit genommen, ihren Gegenſtand zu verlaſſen, und durch zwei Strophen hindurch die Natur der Engel zu beſchreiben. Welch für ein unglücklicher Abweg! War es hier Zeit, das Thema zu verlaſſen, und ſich von einem einzigen Worte auf Nebenbegriffe

führen zu lassen? Und wie unerheblich ist diese Beschreibung an sich selbst!

Mit Sternenkleidern herrlich angezogen
Hast du, Gott Schöpfer! sie dem Winde gleich gemacht;

Was für eine Beziehung haben die Sternenkleider auf die Geschwindigkeit der Engel? — Die Dichterinn verläßt den Begriff der Geschwindigkeit, und kommt auf die Farbe der Engel:

Schönfarbigt wie der Regenbogen
Wie Sonnenglut, ist ihrer Leiber Pracht.

Allein in der folgenden Strophe kommt sie zur Geschwindigkeit zurück, und widmet ihr eine viel prächtigere Beschreibung:

— sie eilen, Gott! wenn du Befehle blickst,
Durch deinen Himmel viel geschwinder
Als deine Blitze, die du flammigt schickst!

Dieses heißt ein Kreislauf der Gedanken, welcher nirgend weniger zu vergeben ist, als in einer Ode. Auf einen Gedanken, den er einmal verlassen hat, muß der Odendichter niemals zurückkommen. Was fangen wir also mit diesen beiden Strophen an? Weg mit dem wilden Auswuchs! die Ode schießt ohne denselben natürlicher auf. Wir wollen immer lesen:

War ich doch schon der Engel Wonne,
Von dir erschaffen, war ich ihnen groß.

Aus Äther sind zusammen sie geflossen:
Ich ward, wie Staub, der auf der Flur zusammen läuft,
Wann deine Wolken ihn begossen
Und Kloß an Kloß sich nun zusammen häuft.

Die folgende Strophe ist abermals höchst müßig; die Gedanken kommen nicht von der Stelle: am Ende der Strophe befinden wir uns eben da, wo wir beim Anfange gewesen sind:

Ich ward; dein Sprechen: Laßt uns Menschen machen!
Das riß auch mich hervor, als du des Lebens-Thür
Entriegeltest, und noch der Rachen
Des Grabes nicht eröfnet war vor dir!

Dieses heißt bloß phantasiren, nicht dichten.

S. 16 ist eine Ode überschrieben: „die Allmacht und Güte Gottes". Ein zusammengesetztes Subject zur Ode verspricht viel Kunst in der Ausführung. Durch welche Erfindung wird die Dichterinn diesen beiden Eigenschaften des Unendlichen die poetische Einheit zu geben wissen? — O daran ward gar nicht gedacht! Die erste Zeile besingt die Allmacht, die zweite die Güte:

O Gott! der du allmächtig bist! — —
An deiner unerschöpften Güte u. s. w.

Bis in die Mitte der dritten Strophe bleibt es bei der Güte; sodann erscheint plötzlich die Allmacht wieder, in der sechsten abermals die Güte, und so wechselsweise. Endlich schließt die Dichterinn mit der Allmacht.

(Der Beschluß folgt.)

XI. Den 15 März 1764.

Beschluß des 275sten Briefes.

Überhaupt muß sie vermuthlich niemals ihre Materie vorher überdenken, um die Ideen, welche ihr das Subject darbietet, zu mustern; sondern sie dichtet, sobald sie nur will, schreibt eine Anzahl Strophen hin, bis sie glaubt, daß die Ode lang genug sei, und sinnt sodann auf eine Schlußstrophe. Wo das Subject einfach und ihr Feuer anhaltend genug ist, bringt sie ein leidliches Ganze hervor; wo aber eines von beidem fehlt, begnügt sie sich mit einzelnen Schönheiten. Es gelingt ihr öfters, daß sie sich selbst ins Feuer singt: und nach einigen mittelmäßigen Strophen erhascht sie eine schöne Idee, davon sie aber keinen rechten Gebrauch mehr machen kann; sie hätte verdient, das Subject des Ganzen zu seyn: allein sie fand sich zu spät ein. In einer Ode „an Gott", die sehr mittelmäßig ist, hat sie von ungefähr den schönen Gedanken: der Löwe —

Er macht Gebrauch von seinem Rechte,
Würgt um sich her, und kennt dich nie.

Sie führt diesen Einfall umständlicher aus, und macht einigermaßen Gebrauch davon:

Auf steilen Felsen, wie im niedern Thale
Weiß, Herr! von dir der Adler nichts;
Er fliegt zur Sonne, trotzt dem Strahle,
Und sieht dich nicht, du Quell des Lichts!
u. s. w.

allein das Ganze hat auf denselben keine Beziehung. Er wird plötzlich aufgefangen, aber auch plötzlich wieder verlassen. Der Überrest des Gedichtes sind schlechte Reime.

aber unsre Dichterinn muß wissen, daß diese Fertigkeit bloß als ein Mittel, weit größere und edlere Talente schimmern zu lassen, nützlich ist, und außerdem in eine sehr verächtliche Schmiererei ausartet. Die Fertigkeit, geschwind ihre Gedanken in einen Vers zu zwingen, kann ihr Gelegenheit gegeben haben, sich bei einigen Personen kenntlich zu machen, und sich dadurch aus der äußersten Niedrigkeit und Dürftigkeit zu ziehen. Da dieses geschehen, so muß sie sich auch bewußt seyn, daß sie sich in einem veredelten Zustande befindet. Die Welt fordert von ihr keine Gedichte aus dem Stegreife. Dem Leser, welcher ihre Gedichte liest, ist es einerlei, ob sie eine Stunde oder zwei Monate mit der Verfertigung zugebracht hat. Ich will es gern glauben, was in der Vorrede gesagt wird: „daß die Lieder, welche ihr am besten ge„lungen sind, alle in der Hitze der Einbildungskraft geschrieben „worden, da hingegen die, welche sie aus Vorsatz und mit ruhiger „Überlegung verfertiget, allemal das Kennzeichen des Zwanges „und den Mangel der Muse nicht undeutlich bemerken lassen." Es ist dieses auch, wie mich dünkt, nicht allein an der Frau Karschin etwas besonderes; sondern es geht allen andern Dichtern zuweilen eben so. Aber daß sie ja nur nicht einen plötzlichen Anfall zu reimen für erhitzte Einbildungskraft annehme! oder glaube, es sei Zwang, wenn man als unumgänglich nöthig von ihr fordert, daß auf die erhitzte Einbildungskraft der Vorsatz zu bessern, und die ruhige Überlegung dessen, was sie geschrieben hat, folgen müssen.

(Der Beschluß folgt.)

XII. Den 22 März 1764.

Beschluß des 276sten Briefes.

Überhaupt möchte ich unserer Dichterinn gar zu gern den Wahn benehmen, daß sie für ihren dauernden Ruhm schon genug gethan habe. Sie mag ja nicht glauben, weil sie:

Von viel herzugestürmten Volke
Bewundert und gelobt

wird, daß sie deswegen

Mit stolzem Nacken an die lufterfüllte Wolke

streift! Sie muß bedenken, daß sie durch die Herausgabe ihrer Werke einen Schritt gethan hat, der so wichtig als mißlich ist.

B. Hm! der iſt vielleicht auf ſeine Narben ſtolz. Die arme Frau, die dort zwei ſchwere Waſſereimer hinaufſchleppt, ſcheint mehr zu bedauern u. ſ. w.

Aus dieſem Geſpräche wird folgende Ode entſtanden ſeyn; wenigſtens hat ſie ſehr natürlich auf dieſe Weiſe entſtehen können:

An Palemon,

der Spaziergang auf dem Fürſtenwall.

(Zu Magdeburg im kalten April 1782.)

Zu nackend, Freund! muß noch die Linde bleiben,
Die ganz ihr grünes Kleid verlohr.
Rauh iſt der Frühlings-Tag. Die kleinen Wurzeln treiben
Nicht junges Graß hervor.

Doch lieblich iſt der Luftgang an der Elbe
Auf ihrer Oberfläche ſchwimmt
Die Sonne noch einmal, der an dem Luft-Gewölbe
Gott ihren Lauf beſtimmt.

Ihr feyren bey dem erſten holden Blicke
Ein Feſt, die Knaben mit dem Ball
Die nicht beſorgt um Brod, und ihr zukünftig Glücke
Laut jauchzen auf dem Wall.

Dort ſtützt ein Mann, die lahmgebliebne Rechte
Und krumme Schenkel, an ein Holz.
Er ſchleicht und denkt ſich noch das ſchreckliche Gefechte
Und iſt auf Narben ſtolz.

O Freund! ein Weib trägt voller Eymer Laſten;
Sie ſteigt am Ufer auf, und keucht.
Ich leb' im Überfluß, und ganze Tage faſten
Muß ſie; und ach! vielleicht

Fiel in der Schlacht ihr beſter Freund, und Kinder
Ein traurig Denkmahl! ließ er hier!
Nie macht die ſtille Nacht den Gram des Herzens minder
Er ſchlummert nicht in ihr!

Auch ich gieng einſt in abgetragner Hülle,
Und Kinder ſtammelten um Brod.
Mit Seufzern unterbrach ich nächtlich meine Stille
Und träumte Morgen-Noth.

Jetzt denk' ich oft zehn Frühlinge zurücke,
Und ſtaune was mir wiederfährt
Mit vollem Herzen an; und eine Thrän' im Blicke
Frägt; Himmel bin ichs werth?

die mehresten Stücke des Racine, eine Nachahmung der Alten; aber eine Nachahmung, die gewiß mehr werth ist, als eine mittelmäßige Originalarbeit. Der Deutsche hat sein Trauerspiel aus zweien griechischen und einem römischen, den „Trojanerinnen" und der „Hecuba" des Euripides und den „Trojanerinnen" des Seneca, mit einer so kritischen Wahl zusammenzusetzen gewußt, daß es, ich möchte fast sagen, das beste Trauerspiel geworden, welches wir von dieser Gattung auf unserer Bühne haben. Es ist reich an Handlung, fruchtbar an edelmüthigen Gesinnungen und voller trefflichen Situationen, welche das Gemüth in beständiger Bewegung erhalten, und das Herz mit Schrecken und Mitleiden erfüllen. Die Charaktere sind, wie sie bei den Alten allezeit zu seyn pflegen, von vermischter Art; keiner so erhaben tugendhaft, daß er sein Elend nicht fühlen sollte, auch keiner so übertrieben lasterhaft, daß er mehr Abscheu als Unwillen verdiente. Ulysses ist grausam, aber nicht aus Bosheit des Herzens, sondern aus politischer Vorsichtigkeit; und nach den damaligen Kriegesgebräuchen einigermaßen zu entschuldigen. Den Charakter des Agamemnon hat der deutsche Dichter veredelt, und auf einen Grad der Menschenliebe erhoben, welcher ihn verehrenswerth macht. Die Trojanerinnen sind edelmüthige Charaktere, welche das Elend in seinem ganzen Umfange empfinden, und ihm dennoch nicht ganz unterliegen. Sie sind ohne Wehr und Hoffnung; aber die Gerechtigkeit ihrer Sache und die angeborne Hoheit ihres Herzens läßt sie in ihrem trostlosen Zustande selbst noch Muth fassen, Einem Feinde trotzen, und bei dem andern einigen Schutz finden. Solche menschliche, uns ähnliche Charaktere sind es, die unser Herz zerfleischen und unsere Augen mit Thränen erfüllen.

Die Versification in diesem Stücke ist, wie wir sie jetzt in der Ausgabe der Schlegel'schen Werke besitzen, welche sein Bruder nach seinem Tode besorgt *), mit einigem Fleiße ausgearbeitet. Der Zwang der alexandrinischen Versart macht die Sprache etwas ungelenkig, und hindert dem Strome der Leidenschaften durch die Einförmigkeit der Abschnitte und des Reimes. Indessen sind die Verse rein, männlich, und nicht gedankenleer. Alles, was unsere Schauspieler abgehalten haben kann, dieses

*) Johann Elias Schlegels Werke. Erster Theil herausgegeben von Johann Heinrich Schlegeln. Kopenhagen und Leipzig, 1761.

dieſes Gedicht ſchlecht, hat aber einige Strophen, nämlich die 7te, 8te und 9te, welche es retten.

S. 69 ſingt ſie vom Könige:

Dem Held glich Hercul nicht, nicht Alexander.
Bald mit den Köpfen unter ſich gekehrt,
Stürzt er verbundne Adler aus einander,
Zerhauen durch ſein Schwerdt.

„Hercul und Alexander" werden hierher bemüht, damit ſich aus einander reimen ſoll. Der ganze Vers gehört hierher nicht.

S. 72 Lohenſteinſcher Phöbus:

Der Sonnen Antlitz, unverſchleyert ſchön,
Sah auf dein kleines Schiff mit unverwandten
Und ſtrahlenreichen Blicken, ſtreute Diamanten
Und ließ die Fahrt durch Silber gehn.

So auch S. 233 von dem Geburtstage ihres Freundes:

Er kommt geſchmückt mit goldnem Sonnenkleide,
Iſt lauter Blumen-Cranz, und ſieht .
Dein Antlitz weggewandt von einer Welt voll Freude
Und fragt dich, wo dein Frühling blüht?

Imgleichen S. 235:

Sie mahlte, die Feder in Flammen getaucht
Ihr ſonſt verſchwiegen Gefühl
Gluth wird vom redenden Blatte gehaucht
In dein eröfnetes Herz.

Es iſt wohl unnöthig, das Schwülſtige, Ungereimte und Gezwungene in dieſen Zeilen zu zergliedern; wer fühlt es nicht?

Bei dem Grabe des Herrn von Kleiſt klagt ſie im Namen Herrn Gleim's:

Hier auf dieſem Aſchen-Kruge,
Weint die Freundſchaft ihren Schmerz
Und mit diamantnem Pfluge,
Zieht der Kummer Furchen in mein Herz.

Dieſen „diamantnen Pflug" und die „Furchen, die der Kummer ins Herz zieht", hat man mit großem Rechte ſehr ungereimt gefunden; allein außerdem: was für eine Beziehung haben die beiden Begriffe auf einander: „auf dieſem Aſchen-Kruge weint die Freundſchaft", und: „nun zieht der Kummer Furchen ins Herz"? Nichts als der Reim verbindet ſie.

brunst der Sappho herrscht in demselben vollkommen; nur findet man hier und da einige Nachlässigkeiten, denen abgeholfen werden sollte.

Die am Ende angehängten „Einfälle" sind theils schlecht, theils mittelmäßig; und durchgehends nicht würdig, aufbehalten zu werden.

275ster Brief.

Es hat der Dichterinn gefallen, die erste Hälfte ihrer Gedichte Oden zu überschreiben; vielleicht weil in denselben eine Unordnung herrscht, und sie gehört hat, daß man gemeiniglich der Ode die schöne Unordnung für ein Verdienst anrechnet. Allein die wahre Kritik erkennt in der Ode eine höhere Ordnung, die zwar versteckt seyn, aber niemals vernachlässigt werden darf. Es giebt mancherlei Ordnungen, in welchen die Gedanken unsrer Seele auf einander folgen können: die Ordnung der Zeit, wenn die Begriffe so auf einander folgen, wie die Begebenheiten außer uns; die Ordnung des Raums, wenn wir die Gegenstände überdenken, wie sie neben einander sind; die Ordnung der Vernunft, wenn unsere Begriffe schlußförmig auf einander folgen; die Ordnung des Witzes, der Scharfsinnigkeit u. s. w. Die Ode verwirft alle diese Ordnungen. Sie beschreibt nicht historisch, wie der epische, nicht topisch, wie der malerische Dichter; sie folgt auch nicht der Ordnung der Vernunft, wie etwa der Lehrdichter. Die Ordnung, welche ihr wesentlich ist, kann die Ordnung der begeisterten Einbildungskraft genannt werden. So wie in einer begeisterten Einbildungskraft die Begriffe nach einander den höchsten Grad der Lebhaftigkeit erlangen: eben so, und nicht anders, müssen sie in der Ode auf einander folgen. Eine einzige ganze Reihe höchst lebhafter Begriffe, wie sie nach dem Gesetze einer begeisterten Einbildungskraft auf einander folgen, ist eine Ode. Die Mittelbegriffe, welche die Glieder mit einander verbinden, aber selbst nicht den höchsten Grad der Lebhaftigkeit besitzen, werden von dem Odendichter übersprungen; und daraus entsteht die anscheinende Unordnung, welche man der Ode zuschreibt. Durch diese Betrachtung läßt sich auch entscheiden, in welcher Gattung von Oden ausgemalte Bilder und Gleichnisse, öfters auch Digressionen und Nebenbetrachtungen, erlaubt sind; und in welcher die Bilder und Gleichnisse nur mit großen Pinselzügen zu berühren,

und die Ausschweifungen von dem Hauptgegenstande sorgfältig zu vermeiden sind. Ich könnte auch aus diesen Begriffen einige Regeln herleiten, wo die Ode sich anfangen und wo sie schließen muß. Jedoch Sie wollen ja eben jetzt keine kritische Abhandlung über die Ode von mir lesen.

Ich merke nur noch dieses an. Da die Anlegung des Plans zu einem Gedichte, und also auch zur Ode, kein Werk der Begeistrung, sondern des Nachdenkens und der überlegenden Vernunft ist, so muß der Plan der Ode dem Dichter ungemeine Schwierigkeiten machen; denn hier muß die Vernunft überdenken, was die feurige Begeisterung für einen Weg nehmen würde. Man muß durch Nachdenken und Vernunftschlüsse ergründen, welche Ideen die lebhaftesten seyn werden, und in welcher Ordnung sie nach dem Gesetze der Einbildungskraft auf einander folgen werden. Der Dichter muß sich also in beide Verfassungen zugleich setzen: er muß nachdenken und empfinden; und man sieht leicht ein, was ihm dieses für Schwierigkeit machen muß. Überläßt er sich ganz ohne Plan dem Strom der Begeisterung und dichtet, so wird er zwar eine Folge von sehr lebhaften Begriffen hervorbringen können; aber diese Folge wird selten ein Ganzes ausmachen, selten ein bestimmtes Subject, und nur durch ein Ungefähr die gehörige Einheit und angemessene Kürze haben, vermöge welcher sie den kürzesten Weg zu ihrem Ziele eilt. Dieses geschieht, wenn die Gemüthsbewegung, als die Ursach der Begeisterung, sehr heftig ist. Alsdann eilt der Strom der Gedanken seinen Weg unaufhaltsam und sicher, und die bloße Natur erfüllt alle Bedürfnisse der Kunst. Wenn aber ein gemäßigter Affect herrschen soll, als nämlich Hoffnung, Dankbarkeit, stille Freude u. s. w., so ist die Natur ohne Leitfaden der Kunst eine sehr mißliche Führerinn. Sie führt den Dichter auf Abwege, sie erlaubt ihm zu schwärmen, wo er den kürzesten Weg nehmen sollte; sie verbindet Gedanken, die eine allzu geringe Beziehung auf einander haben, und bringt also poetische Phantasien hervor, aber keine Oden.

Und so muß es unsere Dichterinn angefangen haben. Alle ihre Oden, wenige ausgenommen, sind nur poetische Phantasien, ohne Plan, ohne Ordnung und ohne odenmäßigen Zusammenhang. Fast mit jeder Strophe bietet sich ein anderer Gedanke als das Subject an; die Dichterinn schwärmt von Gegenstand zu Gegenstand, kommt öfters sogar wieder an die

Stelle zurück, die sie verlassen hat; und läßt sich bloß vom Ungefähr führen, oder vom Reime, der eben kein verständiger Führer ist. Wir wollen doch einmal einige von ihren Oden zergliedern. Die 2te des ersten Buches ist „an den Schöpfer" gerichtet, „an ihrem Geburtstage":

Wo war ich, als dich Morgensterne lobten?
Da, wie aus Windeln du gewickelt hast das Meer!
Und als vor dir die Wellen tobten,
Zu ihnen sprachest: kommet, bis hieher!

Wo lag ich, als dein Arm der Erde Gränzen
Umher gezogen hat, und ihren Grund gelegt?
Als du die Morgenröthe glänzen
Mit Purpur hiessest, den sie um sich trägt?

In ungeformtem Klumpen noch gelegen
Bin ich, als auf dein Wort der Tag hervor geeilt
Der Thau gezeugt ward, und der Regen
Und Finsterniß von Lichte ward getheilt!

Noch gleich dem kleinsten Staube, den die Sonne
Heißscheinend an sich zieht von dürrer Erde Schooß,
War ich doch schon der Engel Wonne,
Von dir erschaffen, war ich ihnen groß.

Mit Sternenkleidern herrlich angezogen
Hast du, Gott Schöpfer! sie dem Winde gleich gemacht;
Schönfarbigt wie der Regenbogen
Wie Sonnenglut, ist ihrer Leiber Pracht.

Zum Dienst erschaffen für die Menschenkinder
Sind sie; sie eilen, Gott! wenn du Befehle blickst,
Durch deinen Himmel viel geschwinder
Als deine Blitze, die du flammigt schickst!

Aus Äther sind zusammen sie geflossen:
Ich ward, wie Staub, der auf der Flur zusammen läuft,
Wann deine Wolken ihn begossen
Und Kloß an Kloß sich nun zusammen häuft.

Ich ward; dein Sprechen: Laßt uns Menschen machen!
Das riß auch mich hervor, als du des Lebens-Thür
Entriegeltest, und noch der Rachen
Des Grabes nicht eröfnet war vor dir!

Jahrtausende vergiengen, kurze Tage
Vor deinem Angesicht! dann kam mein Tag, und du
Gabst mir die Hülle, die ich trage
Um diesen Geist von dir geathmet, zu!

Von deinem Munde, der mit einem Hauche
Gebürge bläset tief herunter in das Meer,
Nahm ich dis Leben zum Gebrauche,
Zu deinem Ruhm; Herr! mein Gesang sey er!

Sie iſt vorher in Geſellſchaften von Leuten gelobt worden, d theils ihre Gedichte eben nicht mit kritiſchen Augen angeſehe theils auf ihre äuſſerlichen Umſtände, auf ihr Geſchlecht, a ihre ſchlechte Erziehung, auf ihre Geſchwindigkeit zu dichten b ſtändige Rückſicht gehabt haben. Der Leſer hingegen ſieht a alle dieſe Umſtände gar nicht; und fordert hingegen mit Rec daß ſich die Dichterinn von keiner Regel, welche aus dem Wes der Dichtkunſt fließt, freiſprechen ſoll. Wenn ſie einmal wi eingeſehen haben, wie ungemein viel zu einem vollkommene Gedichte erfordert wird, wie viel ihr noch in der Dichtungsa wozu ſie ihr Genie getrieben hat, fehlt, und wie ſehr viele a dere vortreffliche Dichtungsarten es giebt, an die ſie ſich ni wagen könnte; — wenn ſie dieſes alles, und noch mehre Wahrheiten bedenkt, die ihre verſtändigen Freunde, — und hat ſolche, welche zu Freunden zu haben der beſte Kopf für e Glück ſchätzen wird, — ihr gewiß nicht verhehlen werden; wird ſie thun, was alle große Dichter gethan haben: ſie wi zittern, ſo oft ſie ein neues Werk dem Publico vorlegt.

Wie nöthig es ſei, dieſe Wahrheiten unſerer Dichterin recht tief einzuprägen, ſehe ich aus vier kleinen Bogen, unt dem Titel: „poetiſche Einfälle von A. L. Karſchin“* die mir noch ganz naß von der Preſſe eben überbracht werde Sie haben in einem vorigen Briefe ſchon mein Urtheil über d Einfälle der Frau Karſchin geleſen; und da ich weiß, daß ſi ſie alle Tage bei Hunderten hat, ſo ſehe ich auf dieſen Boge die Worte „erſte Sammlung“ mit wahrem Entſetzen.

*) Berlin bey Winter 1764. 12°.

Aus dem XIX. Theile.

I. Den 21 Juni 1764.

287ster Brief.

II. Den 28 Juni 1764.

Fortsetzung desselben.

III. Den 5 Juli 1764.

Fernere Forts. dess.

IV. Den 12 Juli 1764.

Beschluß.

Dieser 287ste Brief enthält einen Aufsatz von Abbt: „Zweifel über die Bestimmung des Menschen", und einen denselben beantwortenden Aufsatz Moses Mendelssohn's: „Orakel die Bestimmung des Menschen betreffend"; sie sind aus Mendelssohn's Briefwechsel mit Abbt entnommen, und von dem Herausgeber der „Briefe, die neueste Litteratur betreffend", hier, in der Form eines Litteraturbriefes, nochmals abgedruckt worden. Wir können daher von der Mittheilung dieses Briefes hier Umgang nehmen; und verweisen den Leser auf den 5ten Band dieser gesammelten Schriften, wo wir beide Aufsätze, mit einleitenden Bemerkungen (den Aufsatz von Abbt vor, und den von Mendelssohn nach dem Abbt'schen Briefe vom 7 März 1764), liefern werden. Der Herausgeber.

Aus dem XXI. Theil.

VII. Den 17 Jan. 1765.

311ter Brief.

Unsere Schauspieler, Dichter und Zuschauer geben einander wechselsweise die Schuld, daß die Schaubühne in so schlechter

Aufnahme ist; und wie es scheint, thun sie es alle mit einig
Rechte. Das Publikum, sagen die Schauspieler, hat einen u
edlen Geschmack, will mehr sehen als denken, mehr lachen
gerührt seyn; unsere Schriftsteller bilden sich nicht nach unse
sondern nach einem ausländischen Publikum, schreiben gern so,
wenn ihre Stücke aus dem Französischen oder Englischen üb
setzt wären. — O nein! versetzen die Schriftsteller: vielmehr
als wenn sie in diese Sprachen übersetzt werden sollten.
lange wir kein Theater haben, müssen wir uns bestreben,
Beifall der Ausländer zu erlangen. Wir können nicht hoff
von einem ganzen Volke applaudirt zu werden; daher ist un
höchster Wunsch, in einem ausländischen Journale gelobt o
gar übersetzt zu werden. Man gebe uns gute Schauspieler u
ein empfindendes Publikum! — Das gute ehrliche Publik
kann die Schuld, wie mich dünkt, mit gleichem Rechte a
Schauspieler und Dichter zurückschieben. Gute Bücher und e
gute Bühne können den Geschmack einer Nation umbilde
schaffen sich ein Publikum, wie sie es haben wollen. Eini
große Tonkünstler haben unserm Publico gleichsam Ohren g
geben; und nunmehr klagen die Musiker weit weniger, als a
andere Virtuosen, über Mangel des Geschmacks. Corneille u
Racine haben dem französischen Publico Geschmack gegeben, u
zwar einen solchen Geschmack, der ihrem Genie günstig wa
Shakespear hat einen Eindruck auf das Gemüth seiner Natio
gemacht, der Jahrhunderte fortdauert. Solche Genies schalte
mit dem Gefühle des Publikums wie mit ihrem Eigenthum
Warum hat sich noch kein theatralischer Schriftsteller unter u
der Empfindung der Nation bemeistert, und sich derselben
eigen gemacht? Ist dieses die Schuld des Publikums? F
einige mittelmäßige deutsche Originalstücke, welche man ihm g
zeigt, hat es Nachsicht gehabt. Meisterstücke würden seinen G
schmack bestimmen, und seine Empfindungen lenken, wohi
man will.

Aber auch dieses ist nicht zu läugnen, daß einige gu
deutsche Stücke weniger bekannt sind, weniger aufgeführt werde
als sie es verdienen. Schlegel hat einige Trauerspiele, di
seinem „Canut" weit vorzuziehen, und gleichwohl auf unse
Bühnen weniger bekannt sind. Seine „Trojanerinnen" un
sein „Herrmann", beide Stücke, müssen sich meines Erachten
auf dem Theater mit Vortheil ausnehmen. Jenes ist, so wi

die mehresten Stücke des Racine, eine Nachahmung der Alten; aber eine Nachahmung, die gewiß mehr werth ist, als eine mittelmäßige Originalarbeit. Der Deutsche hat sein Trauerspiel aus zweien griechischen und einem römischen, den „Trojanerinnen" und der „Hecuba" des Euripides und den „Trojanerinnen" des Seneca, mit einer so kritischen Wahl zusammenzusetzen gewußt, daß es, ich möchte fast sagen, das beste Trauerspiel geworden, welches wir von dieser Gattung auf unserer Bühne haben. Es ist reich an Handlung, fruchtbar an edelmüthigen Gesinnungen und voller trefflichen Situationen, welche das Gemüth in beständiger Bewegung erhalten, und das Herz mit Schrecken und Mitleiden erfüllen. Die Charaktere sind, wie sie bei den Alten allezeit zu seyn pflegen, von vermischter Art; keiner so erhaben tugendhaft, daß er sein Elend nicht fühlen sollte, auch keiner so übertrieben lasterhaft, daß er mehr Abscheu als Unwillen verdiente. Ulysses ist grausam, aber nicht aus Bosheit des Herzens, sondern aus politischer Vorsichtigkeit; und nach den damaligen Kriegesgebräuchen einigermaßen zu entschuldigen. Den Charakter des Agamemnon hat der deutsche Dichter veredelt, und auf einen Grad der Menschenliebe erhoben, welcher ihn verehrenswerth macht. Die Trojanerinnen sind edelmüthige Charaktere, welche das Elend in seinem ganzen Umfange empfinden, und ihm dennoch nicht ganz unterliegen. Sie sind ohne Wehr und Hoffnung; aber die Gerechtigkeit ihrer Sache und die angeborne Hoheit ihres Herzens läßt sie in ihrem trostlosen Zustande selbst noch Muth fassen, Einem Feinde trotzen, und bei dem andern einigen Schutz finden. Solche menschliche, uns ähnliche Charaktere sind es, die unser Herz zerfleischen und unsere Augen mit Thränen erfüllen.

Die Versification in diesem Stücke ist, wie wir sie jetzt in der Ausgabe der Schlegel'schen Werke besitzen, welche sein Bruder nach seinem Tode besorgt *), mit einigem Fleiße ausgearbeitet. Der Zwang der alexandrinischen Versart macht die Sprache etwas ungelenkig, und hindert dem Strome der Leidenschaften durch die Einförmigkeit der Abschnitte und des Reimes. Indessen sind die Verse rein, männlich, und nicht gedankenleer. Alles, was unsere Schauspieler abgehalten haben kann, dieses

*) Johann Elias Schlegels Werke. Erster Theil herausgegeben von Johann Heinrich Schlegeln. Kopenhagen und Leipzig, 1761.

Stück öfter auf die Bühne zu
fernung der Sitten. Sieger, di
verlangen und ein unschuldiges Kin
sind in den Augen der Zuschaue
Zeiten versetzen können, abscheulich

(Die Fortsetzu

VIII. Den 24

Fortsetzung des 3

Herrmann hingegen ist un
Alles ist in demselben deutschen U
ginal, ein Vorwurf, der in der G
tig ist, deutsche Helden, altdeutsch
der deutschen Liebe zur Freiheit ü
der Römer: können deutsche Zusc
Und dennoch zweifele ich, ob diese
ist aufgeführt worden; ob man jer
Stück auf der Bühne ausnehmen
züglich schön ist. Sicherlich ist e
des Hrn. Schlegel. „Wohl kei
(sagt der Herausgeber im Vorberi
„und längre Zeit gekostet, als Her
„Lieblingsstück gewesen ist". An e
selbe: „als einige seiner Freunde
„dem Herrmann den Vorzug gaben
„stehen, und erklärte sich darüber i
„den sie vor dem Herrmann hab
„Stücks. Ich will außerdem eher
„Herrmann verfertigen."

Darf man nach dem Auss
noch den Mund aufthun? Wenn
oder von dem Verdienste der Erfi
ich nichts wider dieses Urtheil. So
so wie sie da sind, entschieden
Wollen wir den Herrmann für e
als die Trojanerinnen? Ich appe
seine Leser.

Sechs Trojanerinnen, sagt Hr. Schlegel, wollte er lieber verfertigen, als Einen Herrmann. Allerdings! es ist leichter, sechs gute Trauerspiele nachahmen, als eins selbst erfinden. Hätte Hr. Schlegel aber die Anlage und die Situationen der Trojanerinnen nicht aus den Alten entlehnt, so ist die Frage, ob sie ihm auch alsdann weniger Mühe gemacht haben würden als sein Herrmann. Und wenn auch dieses wäre, so bestimmt die Schwierigkeit nicht allezeit den Werth einer Kunstarbeit. Aus dieser Ursache ist dem Urtheil des Urhebers über seine eigene Arbeiten selten zu trauen. Er liebt vorzüglich, was ihm die meiste Mühe verursacht hat, und will diese öfters höher anrechnen, als die leichten, aber glücklichen Einfälle des Genies.

Ich läugne nicht, und ich habe dieses bereits erwähnt, daß der Herrmann große Schönheiten hat. Gleich Anfangs öffnet sich der Schauplatz mit einer Feierlichkeit, die sehr theatralisch ist. In einem ehrfurchtsvollen Haine, in welchem die Bilder des Thuiskon und Mannus aufgestellt sind, ermuntert der tapfere Greis Sigmar seinen Sohn Herrmann zur Befreiung Deutschlands. Trefflicher konnte der Inhalt nicht angekündigt werden. Überhaupt ist die Anlage des Stückes regelmäßig, der Stoff gehörig vertheilt, die Auftritte gut verbunden, und einige Charaktere glücklich gezeichnet; die Poesie aber vortrefflich, und meines Erachtens so ausgearbeitet, als in einem der besten französischen Stücke. Vornehmlich besaß Hr. Schlegel eine Stärke in Abwechselung einzelner Verse, mit welchen die Alten ihre Dialogen zu beleben pflegten. In dem 2ten Auftritte des ersten Aufzuges streitet der alte Sigmar mit seinem andern Sohne Flavius, der den Römern günstig ist, über den Werth der römischen Sitten, und der Künste und Wissenschaften, welche die Deutschen von ihnen erlernen können, wenn sie ihr Joch ertragen wollen. Ich komme in Versuchung, Ihnen einen Theil von dieser philosophischen Unterredung, die so trefflich versificirt ist, hier abzuschreiben. Die Deutschen sind berufen, zum Varus ins römische Lager zu kommen. Sigmar weigert sich hinzugehen, und spricht zum Flavius, der sich darüber wundert:

Sigmar.

Mein Sohn, ich habe noch zu Cäsars Zeit gelebt,
Vor dem der Erdenkreis und selber Rom erbebt.
Dieß war ein andrer Held, als diese trägen Seelen,
Die nur geboren sind, durch Geiz die Welt zu quälen;

Auf fremde Siege stolz, in feiger Wollust ruhn,
Und nichts aus Ehrbegier, aus Geldsucht alles thun.
Selbst Cäsar konnte nur bey andern Furcht erwecken;
Uns zu besiegen stark, zu schwach uns zu erschrecken.
Und den Arioviſt hat nie sein Drohn gebeugt,
Daß er vor Cäsars Macht mit Schmeicheln sich geneigt.
Umsonst hieß dieser ihn nur näher zu ihm kommen;
Was itzund Varus hört, hat Cäsar auch vernommen.
Nein! sprach Arioviſt, wollt' ich den Cäsar sehn,
So wär' ich nicht zu stolz, und wollte zu ihm gehn.
Dieß kann auch Cäsar thun, wenn Cäsar mich begehret.

Flavius.

Doch ist der leichte Dienst dem Varus bald gewähret.

Sigmar.

Ein leichter Dienst wird schwer, wenn er die Ehre kränkt.

Flavius.

Wer weis, ob Varus uns in Schimpf zu bringen denkt?

Sigmar.

Soll sich ein freyer Fürst nicht des Gehorchens schämen?
Und soll ich ein Gesetz von fremden Richtern nehmen?

Flavius.

Wir bleiben dennoch frey; spricht Rom uns gleich das Recht.

Sigmar.

Wem Rom Gesetze giebt, der ist der Römer Knecht.

Flavius.

Rom lehrt uns Kunst und Witz, und zähmt die wilden Sitten.

Sigmar.

Rom jagt die Unschuld weg aus den beglückten Hütten.

Flavius.

Ich habe Rom gesehn, und trau' ihm Gutes zu.

Sigmar.

Ich hab' es nicht gesehn, und kenn' es mehr, als du.

Flavius.

Verwirfst du Kunst und Witz, die doch den Völkern nützen?

Sigmar.

Verflucht seyn Kunst und Witz, wo sie die Laster stützen!

Mein Sohn, der Himmel schenkt dem Menschen Witz und Kunst,
Als Mittel unsers Wohls und Zeichen seiner Gunst.
Doch der bethörte Sinn hat ihren Zweck verkehret;
Was seinem Glücke dient, hat seine Noth vermehret.
Kaum hat der Künste Glanz die Rauhigkeit verdrängt;
So wird das Herz erweicht, das am Vergnügen hängt,
Zur Wollust sinnreich wird, auf Pracht und Schätze dichtet,
Und sich von andrer Wohl auf seinen Vortheil richtet:
Bis endlich Eigennutz die Treu' fürs Vaterland,
Und fauler Müßiggang den Trieb nach Ruhm verbannt.
So liegt die Einigkeit, sammt Kraft und Muth danieder,
Und was durch Künste stieg, das fällt durch Künste wieder.
Sohn, sieh doch Rom einmal mit diesen Augen an:
Ein Blick von solcher Art ist, was dir nützen kann.

Flavius.

So soll der Deutsche stets in schlechten Hütten wohnen?

Sigmar.

Hier frey seyn, gilt mir mehr, als in Palästen frohnen.

Flavius.

Mich kränkt, daß man in Rom mich einen Barbar heißt.

Sigmar.

Du bist gesittet gnug, wenn du zu kriegen weißt.

Flavius.

Auch wie ich kriegen soll, wird Rom mich besser lehren.

Sigmar.

Du irrest. Zwar sein Witz wird deine Waffen mehren,
Doch seine Wollust schwächt den Arm, der sie gebraucht,
Was nützt die Kriegeskunst, wo Kraft und Muth verraucht?

Flavius.

Was aber nützt der Muth, wenn niemand von mir höret?

Sigmar.

Du schätzest es für nichts, wenn dich dein Volk verehret?

Flavius.

Blüht Witz und Kunst durch mich, so kennt mich alle Welt.

Sigmar.

Was hilft dir's, wenn sie dich für feig und weibisch hält?

Flavius.

Von Tapferkeit und Muth soll Rom mich nicht entfernen;
Roms Laster will ich fliehn, und seine Künste lernen.

Scenen von solcher Stärke sind in diesem Trauerspiele nicht selten. Die Poesie des Hrn. Schlegel war, wie es scheint, mehr eine Tochter der Vernunft als der Einbildungskraft, reicher an Betrachtungen und Sittensprüchen als an Gemälden und Empfindungen; und Herrmann war ein Sujet, wo jene sehr gut anzubringen gewesen.

Wenn also mechanische Regelmäßigkeit und Versification allein ein Trauerspiel gut machen, so besitzen wir im Herrmann eines der besten. Aber Handlung, die Seele des Trauerspiels? Situation und tragische Rührung? Vielleicht ist es eine Unbilligkeit, in einem heroischen Stücke, das vor 25 Jahren in Deutschland ist verfertigt worden, nach diesen höhern Schönheiten zu fragen. Die Engländer waren uns damals noch völlig unbekannt; und die Alten sahen wir nur in dem Spiegel, welchen uns die Franzosen vorhielten. Und wenn ein Dichter auch die Werke der Alten las, so fand er doch nur dasjenige darinnen, was ihn die französischen Kunstrichter und Gottsched darinnen suchen hießen. Allein ich frage hier nicht, um den Verf. zu tadeln, sondern um seinem Stücke den gehörigen Platz anzuweisen.

In der ersten Scene ist, wie Sie gesehen, einige Handlung. Außer dieser aber wird vieles erzählt, räsonnirt, mit Sentenzen gestritten; aber auf der Bühne geht nicht die geringste Handlung vor. Und was konnte auch vorgehen? Die Deutschen verschwören sich wider die Römer; man weiß nicht, warum eben jetzt. Varus hat sie ins Lager fordern lassen. Dieser geringe Umstand kann in der Geschichte die größten Revolutionen veranlassen; aber auf der Bühne ist er zu unwichtig, zu einer tragischen Handlung Gelegenheit zu geben, eine Empörung von solcher Erheblichkeit zu verursachen. Hier hätte der Dichter von der Geschichte abweichen, und eine wahre oder scheinbare Beleidigung ersinnen müssen, welche eben jetzt die Gemüther aufgebracht. Der Empörung kommen auch keine sonderliche Hindernisse in den Weg. Die Verrätherei des Segest ist ohne alle Wirkung, die Liebe des Herrmann und Flavius zu Thusnelda ohne Affect. Ein Treffen entscheidet das Schicksal

Deutschlands; und niemals ist die Bühne so leer von Handlung, als wenn hinter derselben das blutigste Treffen geliefert wird. Damit der Ausgang des Gefechts, auf welchen hier alles ankommt, nicht ganz vom Zufall abhange, läßt der Dichter die Deutschen geschlagen, zuletzt aber von dem Sohn des verrätherischen Segest mit den Truppen, welche ihm sein Vater untergeben, in dessen Abwesenheit verstärkt werden, und ihre Feinde besiegen. Sie begreifen gar leicht, daß alles dieses auf dem Theater nur erzählt werden kann. Indessen würde der Streich theatralisch seyn, wenn der Charakter des Segest überhaupt nicht so viel unwahres und widersprechendes hätte.

Lasterhafte Charaktere, die in der Nachahmung gefallen sollen, müssen in beständiger Unruhe seyn, und alles um sich in Bewegung setzen. Da sie nichts angenehmes haben, so müssen sie erschüttern und Gefahr drohen. Je verderbter ihr Herz ist, desto verschlagener muß ihr Verstand, desto unergründlicher ihre List seyn, damit sie furchtbar werden. Ein dummer, unthätiger Bösewicht erregt Abscheu und Verachtung; und um tragisch zu seyn, sollte er Abscheu und Furcht erregen.

Segest ist so thöricht als niederträchtig, verrätherisch und zugleich unthätig. Ohne die Denkungsart seines Sohnes zu kennen oder zu prüfen, entdeckt er ihm mit trockenen Worten seine entsetzlichen, gotteslängnerischen Grundsätze, welche das verderbteste Herz vor sich selber zu verbergen pflegt.

Sieh nicht den eiteln Blitz der Himmelsgötter an.
Dein Gott ist, wer dir nützt, und wer dir schaden kann.
Ein Mächtiger der Welt kann grössre Furcht erwecken,
Als Götter in der Höh', die nur von ferne schrecken.

Der Sohn erstaunt über diese Lehren, die er von seinem Vater noch nie gehört, und giebt ihm seinen billigen Abscheu vor denselben zu erkennen. Diese Äußerung hätte den Vater vorsichtiger machen sollen. Nichtsdestoweniger entdeckt der Thor diesem seinem Sohne in der Folge alle seine verrätherischen Anschläge ganz ohne Noth, indem er nicht die geringste Hülfe von ihm verlangt. Er will indessen doch, daß sein Sohn ihm die Verschwiegenheit angeloben soll. Dieser macht ihm den Einwurf:

Verlangst du, daß mein Mund, da du ihm sonst nicht glaubest,
Bey diesem Gotte schwört, den du mir selber raubest?
Bist du's nicht der mein Herz auf andre Götter weist,
Und keinen fernen Blitz des Himmels fürchten heißt?

Seg

So ſchwöre bey dir ſelbſt und be

Auf dieſe kraftloſen Verſic
Sohne alle ſeine Völker, entfe
geht in dem Haine ganz gelaſſe

So ſeufze bis du ſtirbſt,

ſpricht er zu ſeiner Tochter Thu
ſeine Pflicht erinnert;

Und irre hier vergnügt u

In dieſem müßigen Spaziereng
lange dauert, liegt die Entwickel
mund, Segeſts Sohn, ſtößt u
die Römer werden geſchlagen.
Verlauf der Sache erzählen, un

Was ſagſt du? Wer hat doch
Daß er des Vaters Wort nic

Als er hört, daß alle ſeine Anſ
vereitelt ſind, begnügt er ſich mi

O! welch verfluchtes Glück
Und das, was ich gethan,

Die Unthätigkeit des Segeſt iſ
worauf ſich die ganze Maſchine
zur Befreiung Deutſchlands bei,
Lohenſtein, dieſer aber
ſchlechte Seite bekannt genug
welches bekannter zu ſeyn verd
„Arminius und Thusnelda
zu den Römern übergehen, von
in der Hitze des Gefechts verfolg
laſſen. Der Einfall iſt romanh
er mit einiger Veränderung kön
Auch erdichtet er eine gelegentl
ſchwörung der Deutſchen. Ein
ihre Tugend vor der Gewaltthäti
ſelbſt umbringt, ſetzt die Gemä

sie wider die Römer auf. Er hat lieber dem Varus ein Bubenstück, das er nicht begangen, andichten, als die Haupthandlung seines Stückes wie von ungefähr entstehen lassen wollen.

IX. Den 31 Jan. 1765.

312ter Brief.

Aus dem zweiten Theile der Schlegel'schen Werke will ich Sie mit einigen Gedanken über den „Triumph der guten Frauen" unterhalten. Dieses Lustspiel wird, wie ich höre, auf allen deutschen Bühnen mit Beifall aufgeführt; und auch vom lesen zu urtheilen, möchte ich wenig deutsche Lustspiele ihm gleich schätzen. Ich weiß nicht, wo ich die Anmerkung gelesen, daß bei einer Nation, welche sich bildet, das tragische Genie natürlicherweise weit eher zur Reife kommen muß, als das comische. Zum Tragischen braucht die Nation weder Sitten noch Lebensart zu haben. Die handelnden Personen sind Helden, welche bei der rohesten Nation einige Begriffe von der Anständigkeit in den Sitten besitzen, aber noch nicht so sehr an diesen Begriffen gekünstelt haben, daß sie aus Wohlstand ihre Leidenschaften hätten verbergen gelernt. Dieses ist die glücklichste Situation für das Trauerspiel, das, eigentlich zu reden, kein Gemälde der Sitten aufstellen, sondern Leidenschaften erregen soll. Das Lustspiel hingegen, dem keine so mächtige Triebfedern, als die Leidenschaften sind, zu Dienste stehen, muß Wohl- und Übelstand in einen Contrast bringen, die Triebe eines wohlerzogenen Mannes mit der feinern Lebensart in Conflict kommen lassen, um das edle Comische zu erhalten, welches auch den Weisen vergnügt; denn von dem Possenhaften ist hier die Rede nicht. Die Comödie ist weit mehr Nachahmung, mehr Porträt, als das Trauerspiel; daher sie sich auch weigert, in unbekannte Örter oder Zeiten verlegt zu werden, wie das Trauerspiel. Die Zuschauer müssen mit den handelnden Personen vom Anständigen ähnliche Begriffe haben, und alle ihre Verbindungen und Verhältnisse kennen, wenn sie ihre bürgerlichen Handlungen aus dem gehörigen Augpunkte betrachten, und das Lächerliche derselben fassen sollen. Der Dichter selbst muß die Urbilder vor Augen

haben, muß den feinsten Umgan
detsten, üppigsten Theil der Na
Unterredungen Leben und Bewegu
tuationen Salz zu geben. Das
Shakespear, einen Corneille habe
hat, ist von niedriger Gattung.
von Geselligkeit, Sittlichkeit, feine
will, Verderbtheit muß es eine N
Destouches oder Marivaux aufzun

Ich weiß nicht, ob wir D
zum Comischen sind. So viel
allezeit fremde Sitten leihen, w
seyn wollen. Man macht uns so
verliebt, als die französischen Ma
so launisch, als man die Engländ

Unsere Charaktere sind der G
nünftig, unsere Lebensart zu einf
Umgang zu steif, und unsere ge
witzlos. Wir sind mehr langweili
hole es noch einmal, daß ich h
rede. Dem Possenspiel fehlt es
niedrige Stand hat auch unter
wenn sich unsere Schriftsteller m
ten, so könnten sie so original
Dänen. Aus einem seltsamen
hohen Comischen nach; und müss
unschmackhaft.

Was mich auf diese kritischen
Ihnen erzählen. Ich habe den „
ger" des Hrn. Schlegel gelesen.
vollkommen nach dem Leben; s
ihre Kinder vernarrte Mütter, so
solche dumme Pelzhändler sehen u
lebt, so handelt der Mittelstand un
ter hat seine Pflicht gethan, er
sind. Allein ich gähnte vor Lang
nißvollen" überschlug ich, un
guten Frauen". Welcher Unt
in den Charakteren, Feuer in ihren
ihren Gesprächen, und den Ton ei

ganzen Umgange. Das Stück gefiel mir so sehr, daß ich es mehr als einmal durchlesen mußte. Mit einigem Widerwillen merkte ich zuletzt, daß diese Charaktere nicht deutsch sind. Nikander ist ein französischer Abenteurer, der auf Eroberungen ausgeht, allem Frauenzimmer nachstellt, keinem im Ernste gewogen ist; alle ruhige Ehen in Uneinigkeit zu stürzen, aller Frauen Verführer und aller Männer Schrecken zu werden sucht, und der bei allem diesem kein schlechtes Herz hat. Die herrschende Verderbniß der Sitten und Grundsätze scheint ihn mit fortgerissen zu haben. Gottlob! daß ein Deutscher, welcher so leben will, das verderbteste Herz von der Welt haben muß.

Hilaria, des Nikanders Frau, die er vier Wochen nach der Hochzeit verlassen und nunmehr in zehn Jahren nicht gesehen hat, kommt auf den Einfall, ihn aufzusuchen. Sie kleidet sich als eine Mannsperson, und folgt ihm, unter dem Namen Philinte, in alle Häuser nach, wo er Aventüren suchte. Philinte ist witziger, flatterhafter und unverschämter als Nikander. Das Frauenzimmer ist dem Philinte mehr gewogen; und sobald er mit seinem frechen, aber doch artigen Wesen sich sehen läßt, steht Nikander da wie verstummt. Dieses giebt Gelegenheit zu sehr lebhaften Situationen. Die Erfindung ist artig, der zweifache Charakter wohl gezeichnet und glücklich in Bewegung gesetzt; aber das Original zu diesem nachgeahmten Petitmaitre ist gewiß kein Deutscher.

Was mir an diesem Lustspiele mißfällt, ist der Charakter des Agenor. Den Triumph der guten Frauen vollkommen zu machen, zeigt dieser Agenor den Ehemann von einer gar zu häßlichen Seite. Er tyrannisirt seine unschuldige Juliane auf das unwürdigste, und hat recht seine Lust, sie zu quälen. Grämlich, so oft er sich sehen läßt, spöttisch bei den Thränen seiner gekränkten Juliane, argwöhnisch bei ihren Liebkosungen, boshaft genug, ihre unschuldigsten Reden und Handlungen durch eine falsche Wendung zu ihrem Nachtheile auszulegen; eifersüchtig, hart, unempfindlich und, wie Sie sich leicht einbilden können, in seiner Frauen Kammermädchen verliebt: — ein solcher Mensch ist gar zu verderbt, als daß wir ihm eine schleunige Besserung zutrauen könnten. Der Dichter giebt ihm eine Nebenrolle, in welcher sich die Falten seines nichtswürdigen Herzens nicht genug entwickeln können. Er tobt; und weder Juliane noch die Leser wissen recht, was er will.

Eben so wenig hat der Dichter Raum gehabt, seine Besserung gehörig vorzubereiten und zu veranstalten. Er mußte sich begnügen, dieses gleichsam im Vorbeigehen zu thun, weil die Haupthandlung mit Nikander und Philinten zu schaffen hatte. Kathrine, dieses edelmüthige Kammermädchen der Juliane, das Agenor verfolgt hatte, sagt gar recht am Ende des Lustspiels: „die geschwindesten Bekehrungen sind nicht allemal die aufrichtigsten". Wenigstens so lange dieses Mädchen im Hause ist, möchte ich nicht für die Aufrichtigkeit stehen.

Diese zwei Bände enthalten die theatralischen Arbeiten des Herrn Schlegel. In einigen folgenden Bänden verspricht der Herausgeber andere Gedichte, und solche prosaische Schriften, welche auf die schönen Wissenschaften eine Beziehung haben, in dem letzten Theile aber seines Bruders Lebensbeschreibung zu liefern. Ich verspreche mir fast mehr von den prosaischen Arbeiten des Hrn. Schlegel als von seinen Poesien. Diese scheinen durchgehends mehr gesunde Philosophie und Kritik als poetisches Feuer, mehr Einsichten als Genie zu verrathen. Sie wissen, was Ihre Freunde unter poetischem Genie verstehen. Mit Geschmack, Vernunft und Kritik kann man ein sehr guter Dichter werden; aber man besitzt deswegen noch kein poetisches Genie. Nun achte ich an einem Dichter das Genie höher als Geschmack, Vernunft und Kritik: nämlich wenn ich wählen, und nicht alle trefflichen Eigenschaften beisammen finden soll. Hingegen sind jene Tugenden hinreichend, den trefflichsten Schriftsteller in Prosa auszumachen. So kann ein Addison ohne poetisches Genie sehr gute Gedichte liefern, und in prosaischen Schriften vortrefflich seyn.

313ter Brief.

Sie lachen, daß ich von dem so sehr verschrienen Lohenstein sage, er habe manches Gute, das bekannter zu seyn verdient? Und woher wissen oder vermuthen Sie das Gegentheil? ich wette: daher, weil seit Gottsched alle Poetiken und Ästhetiken die Beispiele des Schwülstigen, Hochtrabenden und Sinnlosen aus dem Lohenstein entlehnt haben, weil Lohensteinisch in unsern schönen Geistern nach der Mode so viel heißt als Bombast und Unvernunft, und weil noch Niemand das Lesen seiner

Schriften in einer andern Absicht empfohlen hat, als um zu lernen, wie man nicht schreiben muß. Ich gestehe es, daß er alle diese Fehler hat, welche ihm unsere Kunstrichter zuschreiben; und sie fallen so sehr in die Augen, daß es ein sehr geringes Verdienst ist, sie entdeckt zu haben. Hingegen hat sein prosaischer Styl gute Eigenschaften, welche man bei vielen Tadlern seiner Schriften vergebens suchen würde. Ich finde an vielen Stellen seines „Arminius" einen historischen Styl, den sich unsere Geschichtsschreiber zum Muster nehmen sollten. Gedrungene Kürze, runde Perioden, kernhafte Ausdrücke, und eine Beredsamkeit, welche an das Erhabene gränzt, wird man in diesem ungeheuren Romane öfter finden, als man glauben sollte. Ich bin erstaunt, als ich mit dem gewöhnlichen Vorurtheil wider den „Arminius" das Buch aufschlug, und folgende Beschreibung von dem Zustande der Römer unter dem Augustus las: „Rom hatte „sich bereits so vergrössert, daß es seiner eigenen Gewalt über„legen war, und es gebrach ihm itzt nichts mehr, als das Maaß „seiner Kräffte. Denn nachdem Bürger gewohnt waren, gantze „Königreiche zu beherrschen, für Land-Vögten sich grosse Fürsten „beugten, die Bürger-Meister Könige vor ihre Sieges-Wagen „spanneten, konnte die Gleichheit des bürgerlichen Standes ihren „Begierden nicht mehr die Wage halten. Hieraus entspannen „sich die innerlichen Kriege, welche dem Kayser Julius das Hefft „allein in die Hand spielten, als der grosse Pompejus in der „Pharsalischen Schlacht seine Kräffte, das Römische Volck aber „seine Freyheit verlohr, und jenem über Hoffen die Erde zum „Begräbnüsse gebrach, dem sie kurtz vorher zu Ausbreitung seiner „Siege gefehlet hatte. Denn obzwar der andere großmüthige „Brutus, durch einen in des Julius Brust gestochenen Dolch, „das Joch der Römer zu zerschneiden, dem Vaterlande die Frey„heit, seinem Geschlecht aber zum andernmahl den Nahmen eines „Erlösers zu erwerben trachtete; so schlug doch sein nichts schlim„merer Anschlag viel ärger als des ersten Brutus aus. Also „hänget ein gewüntschter Ausschlag nicht an der Gerechtigkeit der „Sache, nicht an der Kühnheit eines hertzhafften Unterfangers, „sondern an dem unwandelbaren Gesetze des unerbittlichen Ver„hängnisses" u. s. w. Lassen Sie es seyn, daß die Gedanken nicht neu sind; ich sehe hier bloß auf die Sprache, und frage: ob Sie hier das Weitschweifige und Wässrige finden, mit welchem uns unsre gewöhnlichen Geschichtsschreiber einschläfern?

Einige Seiten drauf las ich folgendes Meisterstück von ma
tialischer Beredsamkeit. Die versammelten und wider die Röm
verschwornen Deutschen haben den Arminius zu ihrem Feldherr
erwählt. Ihnen für das in ihn gesetzte Zutrauen zu danke
„stellete er sich gegen das in voller Schlacht-Ordnung stehen
„Heer, und redete mit vermischter Freundlichkeit und Großmüthi
„keit sie derogestalt an: Edle Deutschen, vertrauteste Brüde
„Dem Verhängnüsse und den Fürsten des Vaterlandes hat ei
„müthig gefallen, für die Freyheit Deutschlands wider der Röm
„Bedrängung die Waffen zu ergreiffen, und mich zum gemein
„Feldherrn zu erkiesen. Das letzte anzunehmen, hat mich l
„Liebe des Vaterlandes gezwungen, nicht meine eigene Vermesse
„heit gereitzt. Die Andeutungen der Priester, die Gerechtigk
„unserer Sache; die Wollüste unsers weibischen Feindes und ei
„Tapferkeit, verheissen mir einen unzweifelbaren Sieg. Es
„unnöthig, Männern ein Hertz einzusprechen, für derer That
„mehrmahls Rom erzittert, durch deren Hülffe die Römer alle
„in Gallien Fuß gehalten, und gegen die Parther gestande
„Der Deutschen ihre Feldherren werden ihrem Kriegs-Volcke me
„zum Beispiele als zum Befehlichen fürgesetzt. Ich, sichert eu
„behertzte Brüder, will heute mit meinem Blute lieber di
„Spannen Erde gegen die Römer gewinnen, als drey Schri
„zurück weichen, wüste ich auch dadurch mein Leben auf tausi
„Jahr zu verlängern. Werdet ihr meinen Fußstappen nachfolge
„wird diesen Tag entweder von dem Feinde oder uns kein E
„beine entrinnen. Hiermit ergriff er den Helm", u. s. w.

Man sollte nicht glauben, daß ein Kopf, der, wie E
sehen, des Erhabenen fähig ist, sich bei andern Gelegenheiten l
zu dem lächerlichsten und ungereimtesten non-sense herablass
könnte; wenn man nicht wüßte, daß der Mangel an Geschm
und die Liebe zum Außerordentlichen die besten Fähigkeiten
verderben, und das Genie auf die abenteuerlichsten Irrwege
verleiten im Stande sind.

Moſes Mendelsſohn's Antheil an der allgemeinen deutſchen Bibliothek.

Aus der allgemeinen deutschen Bibliothek.

L'Iliade d'Homere, traduction nouvelle précedée de réflexions sur Homere. Par M. Bitaubé. II Tomes. à Paris, chez Prault, imprimeur-libraire. 1764. 2 Bände in 8°.

(aus der allgemeinen deutschen Bibliothek, Bd. 1. Stück 2. 1765. S. 1—37.)

Herr Bitaubé hat sich das schlechte Glück, welches die Übersetzungen des Homer bisher in Frankreich gemacht, nicht abhalten lassen, eine neue zu wagen, und endlich einmal aus diesem Meisterstücke des Alterthums ein Buch zu ziehen, das die Modeleser und Leserinnen zu Paris ohne Langeweile durchlaufen können. Gewiß! eine Unternehmung, die so viel Muth als Talente erforderte. Wie wir vernehmen, so ist die Arbeit des Hrn. Bitaubé in Frankreich mit Beifall aufgenommen worden; und wir können nicht unterlassen, sie unsern Lesern bekannt zu machen, da die erste Auflage dieser Übersetzung in Berlin herausgekommen, und Hr. Bitaubé selbst ein geborner Berliner und folglich ein Deutscher ist. Unsere Leser werden zugleich daraus ersehen, wie seicht man in Frankreich vom Homer urtheilt. Der Contrast zwischen dem Genie und der Denkungsart der Alten und Neuern zeigt sich nirgend deutlicher, als in solchen Arbeiten, da ein antikes Kunstwerk nach dem neuern Geschmack umgebildet wird. Den Engländern zu Gefallen mußten mit dem Homer einige Veränderungen vorgenommen werden; den Franzosen *zu Gefallen muß er* beinahe aufhören Homer zu seyn.

Wir wollen unsern Lesern zuerst einen Auszug aus I
Hrn. Vitaubé Betrachtungen über den Homer liefern, die vol
nützlicher Anmerkungen sind, und Geschmack und Einsicht v
rathen.

Hr. Vitaubé handelt von dem lebhaften Streit, welcher
dem letzten Jahrhundert in Frankreich über den Werth des Hon
entstanden ist. Perrault war der Erste, der den griechischen Di
ter angriff. Er hatte Witz und Geschmack; aber seine Kritik
nicht die richtigste. Da er den Homer selbst nicht beurthei
konnte, so beurtheilte er ihn nach schwachen Dolmetschern, u
glaubte den Ausspruch thun zu können. Er that noch mehr,
übersetzte Stellen aus lateinischen Übersetzungen ins Französisch
und begnügte sich nicht, wörtliche Übersetzungen wieder wörtl
in seine Sprache zu übertragen, sondern bediente sich
niedrigsten Worte und Ausdrückungen, und entstellte nicht sel
sogar den Sinn des Originals. — Despréaux ergriff
Feder, den Homer zu rächen. Allein Perrault wurde von
Begierde zu tadeln, und Despréaux von der Begierde zu lob
hingerissen. Jener sah fast gar keine Schönheit in Homer, u
dieser wollte keinen Fehler in ihm erkennen. Von beiden Sei
gleiche Übertreibungen, obgleich ihre Begriffe sich schnurstra
entgegengesetzt waren. — Boileau trieb seinen Eifer
Homer so weit, daß er aus dem Vitruv anführt, Zoilus h
den Tod verdient, weil er den Homer getadelt; dieses unvernü
tige Urtheil führt Boileau an und scheint es fast zu billig
Sollte man wohl glauben, fragt Hr. Vitaubé, daß ein Ma
wie Despréaux in einem so erleuchteten Jahrhunderte diese St
als eine vernünftige Autorität anführen würde? Homer sel
würde über die Waffen erröthen, deren man sich zu seiner V
theidigung bedient hat. Das Vorurtheil für den Homer w
damals so mächtig, daß eine weit bescheidnere und billigere K
tik als die Perrault'sche nicht anders denn als eine Störung
öffentlichen Ruhe in dem Reiche der Wissenschaften würde a
genommen worden seyn; was konnte sich also Perrault v
sprechen? der, wenn er gleich zuweilen Recht hatte, denn
öfters die Alten verdammte, ohne sie zu verstehen. Er war
Meinung, die Iliade könnte gar wohl von verschiedenen Urheb
seyn. Dieser Einfall wird von dem Hrn. Vitaubé mit den
wöhnlichen und bekannten Gründen widerlegt. Perrault fa
ferner die Gleichnisse des Homer allzu oft wiederholt. Di

Bemerkung, antwortet Hr. Bitaubé, mag in Ansehung unser richtig seyn. Was aber den Homer ein wenig rechtfertigen könnte, ist dieses: daß zu seiner Zeit das Feld der Vergleichungen weit eingeschränkter war als jetzt, weil die Kenntnisse damals nicht so ausgebreitet gewesen; daß die ländlichen Gegenstände damals den stärksten Eindruck machten, und daher gar füglich ohne Überdruß öfters in das Gedächtniß zurückgebracht werden konnten. Was Hr. Bitaubé von dem Felde der Vergleichungen sagt: daß es durch unsere ausgebreiteten Kenntnisse erweitert worden wäre, erinnern wir uns öfters, aber niemals ohne Befremdung gelesen zu haben. So? besitzen wir ein so weites Feld für neue Gleichnisse? und gleichwohl sind seit dem Homer bis auf unsere Zeit vielleicht nicht so viel Gleichnisse erfunden worden, als dieser Dichter allein in seinen Heldengedichten gebraucht hat? Hr. Bitaubé sagt selbst einige Zeilen darauf, Klopstock sei der einzige epische Dichter, der seine Gleichnisse nicht dem Homer abgeborgt, sondern lauter neue und originelle angebracht habe. Wie reimt sich dieses mit den ausgebreiteten Kenntnissen der neuern Zeiten, die ihnen ein so weites Feld zu neuen Gleichnissen öffnen? Diese Materie verdient untersucht zu werden. Uns scheint es fast, daß unsere neuerworbenen Kenntnisse den Stoff zu Gleichnissen eingeschränkt haben, indem wir darüber die familiären Gegenstände mit allzu geringer Aufmerksamkeit betrachten. Künstliche Versuche und Beobachtungen, fremde Weltgegenden, mündliche Berichte oder Beschreibungen von außerordentlichen Gegenständen der Natur sind so tüchtig nicht zu poetischen Gleichnissen, als alltägliche Erscheinungen, die uns in die Sinne fallen, die dem Leser nicht unbekannt sind, und bei denen er die Einbildungskraft des Dichters mit der seinigen vergleichen kann. Jedoch hier ist der Ort nicht, dieses weitläuftiger auszuführen. Wir kehren zu Hrn. Bitaubé zurück.

Homer sollte einen furchtbaren Feind haben in la Motte. Die Fehler sowohl, als die wahren Schönheiten der Iliade zu zeigen, gab er seine Iliade nebst seinem Discurse über den Homer heraus. Jene sollte die Schönheiten der Iliade unter Einem Gesichtspunkte vereinigen; und dieser ihren Werth festsetzen, und die Fehler verdammen, welche eine blinde Anbetung über allen Tadel hinaussetzen wollte. Der Einfall war gut; allein zum Unglück war seine Übersetzung, wenigstens in den Augen der Widersacher des Alterthums, dem Ruhm des Homer

eben so nachtheilig, als sein Discurs. Dieser zeigte sei
ter, und jene schränkte die Anzahl seiner Schönheiten au
ein, die noch dazu sich nicht sonderlich ausnahmen.
nelle, ein Widersacher des Alterthums und ein Freun
Motte, behauptete, die französische Iliade habe nicht
können, weil es die Iliade ist. Das heißt die Partheilic
der andern Seite gar zu weit treiben. Hr. Bitaubé zeigt
Scharfsinnigkeit die Ursach an, warum die Übersetzung dem
Motte hat mißlingen müssen. Er war kein sonderlicher Vers
die Epopee war seine Gattung nicht, und die homeris
falt seinem feinen und delicaten Geiste gerade entgeg
Alle naiven Ausdrücke des Homer würzt er mit der ihm
lichen Feinheit. Das heißt, sagt Hr. Bitaubé, einen
mädchen rothe und weiße Schminke anstreichen. Ferner
la Motte nicht nach dem Original, sondern nach der Üb
der Dacier, die, wie bekannt, richtig übersetzt, aber oh
monie, ohne Feuer und Geist. Er sagt zwar, die E
des Ausdrucks setze er allenthalben zum voraus. Allein
Unterschied zwischen voraussetzen und empfinden! Endlich
auch wider den Homer allzu sehr eingenommen, als daß
hätte Gerechtigkeit widerfahren lassen können. Die gr
wunderung, die ein Übersetzer für sein Modell hegt, ist
lächerlich; aber ihm ist sie sehr nützlich, indem sie seine
unterhält, und sein Feuer anfacht, wenn es erlöschen w
Motte versprach sich allzu wenig von seinem Original; u
es daher so sehr zu verschönern, daß er nothwendig seine
hat verfehlen müssen. Man kann also in einem ande
stande gar wohl sagen, es sei dem la Motte nicht g
weil es die Iliade war, d. h. ein Heldengedicht voller r
ger und einfältiger Schönheiten; weil es die Iliade war
in einer sehr prosaischen Übersetzung gelesen hatte; wei
Iliade war, welche dieser Kunstrichter sehr lange m
strengen Augen angesehen hatte.

Was die Sitten im Homer betrifft, macht Hr.
keine Schwierigkeit, einzuräumen, daß ihre Rauhigkeit
sei. Man würde, meint er, die einfältige, trockene E
derselben noch eher ertragen, als den Enthusiasmus der
den sie uns vorstellt, daß wir sie bewundern sollen.
Tadel hätten wir vielleicht nicht so schlechterdings ein
Er gründet sich auf die Voraussetzung, daß der Dich

seinen Held, so wie er ist, zum Muster der Nachahmung anpreisen will. Beim Homer aber ist dieses auf keinerlei Weise zu vermuthen; denn er mißbilligt mit ausdrücklichen Worten die Grausamkeiten des Achilles und beschreibt sie als unerhörte Grausamkeiten. Man bedenke, ob Homer selbst, in dessen Seele, wie ein gewisser Kunstrichter bemerkt, der Haß niemals gekommen,— ob er den nichtswürdigsten Feind so gemißhandelt haben würde, als er Achilles den Hektor mißhandeln läßt. Gesetzt, er hätte den Mann in seine Gewalt bekommen, an dem er sich in einem seiner Sinngedichte zu rächen wünscht, weil er das Gastrecht beleidigt; würde er ihn wohl umgebracht und im Triumph an einem Wagen um die Stadt herumgeschleift haben? Wenn man ja in der Epopee durchaus Muster zur Nachahmung haben will, so sei es Achilles in Ansehung der Tapferkeit und der feurigen Empfindungen der Freundschaft; Hektor aber, was den Edelmuth betrifft und die Liebe zum Vaterlande. Hr. Bitaubé bemerkt, die Grausamkeiten seien zwar das Alleranstößigste in den Sitten Homers; allein die Delicatesse seiner Landsleute dürfte vielleicht noch mehr durch die Grobheit derselben beleidigt werden. Er will indessen auch hierin die Sache Homers nicht ganz aufgeben. Er macht einige Anmerkungen zur Vertheidigung des griechischen Dichters, unter welchen uns folgende gefallen hat. „Diese Grobheit der Sitten", spricht er, „ist im Originale weit „weniger anstößig, als in einer zu getreuen Übersetzung. Die „Wörter und Redensarten, mit welchen wir etwa niedrige Be„griffe zu verbinden pflegen, beleidigen in einer fremden Sprache „weniger als in der unsrigen. Überhaupt wird es viel leichter, „ein Grieche zu werden oder sich in Sitten und Gewohn„heiten dieser Nation zu schicken, wenn man die Iliade selbst „liest; jedes Wort erinnert uns, daß wir in einem fremden Lande „sind. In einer Übersetzung hingegen entschuldigen wir nicht „nur kein niedriges Wort, sondern wir vergessen auch fast in „jeder Linie, daß wir uns in entfernte Zeiten und Länder zu „versetzen haben. Wenn wir unsere eigene Sprache hören, er„warten wir auch unsere Begriffe und unsere Sitten" u. s. w. Hierauf widerlegt er einige besondere Kritiken des la Motte: z. E. daß die Helden Homers so unhöflich sind, sich selbst zu loben; daß Homer öfters sehr niedrige Gleichnisse hat; daß er im Gefechte lange Reden halten läßt; daß er sogar an Pferde läßt Reden halten. Wir übergehen dieses alles, um noch einige

Worte von dem Abt Terraſſon zu ſagen, der mit noch me rerm Eifer wider den Homer geſchrieben hat.

La Motte war ſtrenge gegen den Homer; aber er ließ de ſchönen Genie (au beau génie) des griechiſchen Dichters au einige Gerechtigkeit widerfahren, und ward zuweilen ſein Lobre ner. Terraſſon hingegen geht weiter. Er möchte die gan Iliade vernichten, und ſelbſt die Trümmer davon nicht verſch nen. Er ſetzte Homer noch unter Chapelain. Was das Schlimm war: die beiden vorigen Tadler des Homer verſtanden d Griechiſche nicht, dem Terraſſon aber konnte man dieſen Ve wurf nicht machen.

Wir haben dieſes franzöſiſchen Weltweiſen Dissertation s Homère nicht geleſen. So viel man aber aus den Kritiken, l Hr. Bitaubé, und aus einigen wenigen, die Clarke in ſein Noten anführt, urtheilen kann, beſaß er mehr Spitzfindigkeit d Geiſtes, als Geſchmack und Empfindung; und war zu nich weniger aufgelegt, als den Homer zu beurtheilen. Hr. Bitau führt folgende Kritiken von ihm an. Für's erſte findet er ei zweifache Handlung in der Iliade, nämlich den Zorn des Achill Anfangs wider den Agamemnon, und zuletzt wider den Hekt Allein wie genau hangen dieſe im Homer zuſammen! Der Zo wider den Hektor, daß er ſeinen Freund Patroklus erſchlage dieſe mächtigere Leidenſchaft, bekämpft in der Bruſt des Ach den alten Groll wider den Sohn des Atreus, und macht, d der Held zu den Griechen zurückkehrt. Iſt dieſe Handlung zw fach? — Ferner ſoll die Iliade gar nicht die Erzählung ein Action, ſondern einer Paſſion ſeyn; — ein Wortſpiel, das a der Zweideutigkeit des Worts Action entſtanden! Action hei Handlung, und heißt auch Wirkung. Die Wirkung wird de Leiden entgegengeſetzt; und Terraſſon bringt, wenn wir ihn re verſtehen, Handlung und Leidenſchaft in einen Gegenſatz. - Die Geſandſchaft des Homer an den Achilles findet der Tad Homers nicht nur ohne Nutzen, ſondern niedrig und der Majeſt eines Königs unanſtändig; als wenn die Griechen zu den Zeit der Helden mit den jetztlebenden Franzoſen von der Majeſt eines Königs ähnliche Begriffe hätten haben können oder ſolle Ingleichen findet Terraſſon unritterlich und wider das Poi d'honneur, daß Hektor zum Achilles ſagt: du biſt tapferer a ich. Überhaupt gefallen ihm die Helden des Homer ſo wen als ſeine Götter. Man ſieht, daß dieſer Abt ſich niemals vo

Paris entfernen will. Hr. Bitaubé widerlegt alle seine Einwürfe mit vieler Mäßigung; und bemerkt zuletzt, daß, wenn auch alle Kritiken des Abts Terrasson gegründet wären, die Iliade gleichwohl ein vortreffliches Werk seyn kann. „Es ist vielleicht kein „Werk so vortrefflich", sagt er, „davon nicht eine vortreffliche „Kritik gemacht werden könnte. Man kann an einem Werke „sehr vieles tadeln, das deswegen nicht aufhört bewundernswerth „zu seyn". Hr. Terrasson hat alles, was ihm in der Iliade tadelnswerth geschienen, unter einem Gesichtspunkt versammelt, die Schönheiten desselben aber hat er mit Stillschweigen übergangen: es sei nun, daß er diese selbst nicht erkannt, oder daß er seine Kritik dadurch hat heben wollen; in beiden Fällen läßt sich aus seiner Abhandlung nicht über den Werth der Iliade urtheilen.

Hr. Bitaubé kommt hierauf auf seine Übersetzung des Homer, und zeigt die Regeln an, welche er sich dabei vorgeschrieben. Wenn die fremden Sitten etwas allzu grobes an sich haben, so muß man sie in einer Übersetzung mildern, weil sie in dem Originale so anstößig nicht sind. Z. E.: Achilles schoß ihm flammigte Blicke zu; „o du", spricht er, „der du die Augen eines Hundes" — —. Der niedrigste und kriechendste Übersetzer wird dieses nicht beibehalten können. Im Griechischen und zu den Zeiten des Homer waren diese Ausdrücke nichts weniger als niedrig. Da sie es aber in unsern Zeiten sind, so würde man den Dichter entstellen, wenn man ihn von Wort zu Wort übersetzen wollte. Pope hat an dergleichen Stellen die Wendungen und Redensarten des Homer ziemlich gemildert. Indessen da unser (der französische) Geschmack noch schwieriger ist, als der englische, so würde man Pope selbst nicht ins Französische übersetzen können, ohne ihn zu mildern. Hr. Bitaubé muß den Geschmack der Nation kennen, für die er übersetzt hat. Welche Verzärtelung! Gottlob! daß der deutsche Geschmack so überfein noch nicht ist, die Sprache eines Pope ungeschliffen zu finden. Ein deutscher Übersetzer der Iliade würde, ohne unsere Ohren zu beleidigen, noch weit homerischer seyn können, als Pope. Diese übertriebene Höflichkeit, dieser falsche Anstand in den Sitten entnervt die Sprache der Poesie, beraubt sie der Stärke und Energie, welche die Sprache der Helden charakterisirt; und verziert sie dafür mit witzigen Gegensätzen, überfeinen Sentiments und Sittensprüchen, wodurch sie der handlungsvollen, mimischen Dichtkunst

des Alterthums schnurstracks entgegengesetzt wird. Wir werd
Gelegenheit haben, bei Beurtheilung der Bitaubé'schen Übersetzu
ein Mehreres hiervon zu sagen.

In Ansehung der häufigen Beiwörter, die im Homer v
kommen, hat sich Hr. Bitaubé folgende Regel vorgeschrieb
wenn ein Beiwort in der Übersetzung mehr Raum einnimmt
im Originale, und durch die Erweiterung den Sinn des Te
entstellt, so ist es erlaubt, das Wort gar wegzulassen oder
andres an die Stelle zu setzen; weil man sonst entweder d
Verfasser Fehler, die er nicht hat, leihen oder, die er hat, v
größern würde. Diese Regel ist sehr vernünftig; jedoch wird
deutscher Übersetzer des Homer nicht so oft Gebrauch davon
machen haben, als ein französischer; indem unsere Sprache
Bildung ähnlicher Beiwörter weit geschickter ist als die fran
sische, und der größte Theil unserer Leser aus Gelehrten beste
welche mit dem Alterthume bekannt, und in der eigenen Man
des Homer nicht so fremd sind, als der große Haufe französisch
Leser. — „Ich gestehe", fährt Hr. Bitaubé fort, „daß ich me
„als Worte weggelassen. Der größte Fehler des Homer ist, d
„er sich nicht einhalten kann. Seine Helden reden oft zu v
„aber sie streiten noch mehr; und alsdann ermüden sie den Le
„mehr, als sie sich hatten ermüden können. Ich habe also di
„Reden und Gefechte ein wenig abgekürzt". Unsere Leser soll
erfahren, mit welchem Glücke Hr. Bitaubé sich dieser Freiheit
bedient hat. — Ich habe mir viel Mühe gegeben, fährt H
Bitaubé fort, den Homer ganz beizubehalten, wie er ist; alle
die Materie war von Zeit zu Zeit gar zu undankbar. „I
„konnte mich nicht entschließen, dem Gang dieses Dichters all
„gewissenhaft zu folgen. Denn man kann sagen, daß er m
„gestüm und frostig zugleich ist, oft entzündet durch die Hi
„seiner Erzählungen; alsdann ist es wahr, daß er zum Au
„gange eilt. Aber mitten im Laufe hält er öfters ein und wi
„matt; er scheint sich erschöpft zu haben und der Ruhe zu b
„dürfen. An solchen Stellen habe ich es für meine Pflicht g
„halten, seinen Gang ein wenig zu beschleunigen". In diese
Tone fährt Hr. Bitaubé fort, die Freiheiten, welche er sich i
seiner Übersetzung genommen, zu entschuldigen; und setzt endli
hinzu: „ich hatte Anfangs mehr als die Hälfte der Iliade gar
„treulich übersetzt. Allein ich überlas mein Werk mit aller mö
„lichen Unpartheilichkeit, und sah gar deutlich, daß Homer nic

„ganz, wie er ist, ins Französische übersetzt werden muß. Ich „war sogar meine ganze Unternehmung aufzugeben entschlossen; „allein ich bedachte hernach, daß ich die Schönheiten der Iliade „näher zusammenbringen, die Unvollkommenheiten etwas frei über„setzen, und dadurch ein Werk hervorbringen könnte, das sich „nicht ohne Annehmlichkeit lesen ließe. Ich schien damals zu „mir selbst zu sagen:

„Votre Ilion encore peut sortir de la cendre."

Ja in der That votre Ilion! möchte ein deutscher Leser hier ausrufen. Denn das alte ist es nicht mehr, ob es gleich an eben der Stelle erbaut ist. Wir wollen dem Hrn. Bitaubé nicht streitig machen, daß der Geschmack seiner Nation den Homer in keiner treuen Übersetzung würde gebilligt haben; wir räumen ihm auch dieses ein, daß er derselben ein unterhaltendes Werk in die Hände geliefert hat, und daß, wer den Homer nicht gelesen, seine Übersetzung mit Vergnügen lesen wird. Daß man aber in der Übersetzung den Charakter und das besondere Genie des Originals wiederfinden sollte, daß, wer jene mit Aufmerksamkeit gelesen, sagen könne: ich kenne nunmehr den Dichter Homer, und den wahren antiken Geschmack, welcher in seinen Werken herrscht; dahin hat Hr. Bitaubé, wie es scheint, bei der Unbiegsamkeit des Geschmacks und der Sprache seiner Nation gar nicht streben können. Gleichwohl ist dieses der vornehmste Endzweck, welchen die Übersetzungen der Alten haben sollten. Wenn wir nur für Zeitvertreib und Amüsement sorgen sollen, so befiehlt uns die Klugheit, die Alten lieber zu bestehlen als zu übersetzen. Allein wir möchten auch gern dieses höhere Vergnügen haben, den Geschmack und die Sitten verschiedener Zeiten, wie nicht weniger die Gedanken erleuchteter Köpfe, welche in denselben gelebt, mit einander zu vergleichen. Das Fremde und Ungewohnte, das wir an einem Alten oder Ausländer gewahr werden, kann uns nur alsdann anstößig seyn, wenn wir alles auf uns nur beziehen, nur unsern Geschmack für wahr und unsere Sitten für anständig halten, und für das Richtmaaß aller Zeiten und Weltalter einsetzen wollen. Wenn wir aber, mit etwas weniger Zuversicht, in die Untrüglichkeit unseres Geschmacks, so wie in die Anständigkeit unserer Sitten noch einigen Zweifel setzen, und diesen durch die vorhin beschriebene Vergleichung verschiedener Zeiten und Völker aufklären wollen; so bemerken wir diese Abweichungen

von unserm Geschmack und unsern Sitten mit Vergnügen, in dem sie zur Gegeneinanderhaltung die beste Gelegenheit darreichen. Um unpartheiisch zu richten, verwechseln wir auch zuweilen d Standorte, versetzen uns ganz in die Denkungsart einer ander Nation, und bemerken, wie sich die Aussichten nach Verschieden heit der Gesichtspunkte verändern. Nichts ist anständiger, nicht geselliger, nichts für Geschmack und Sitten zuträglicher, als die Geschmeidigkeit; dahingegen der Eigendünkel ungesellig macht un die Nationen den geraden Weg zur Barbarei zurückführt.

In diesem Punkte ist zwischen Franzosen und Deutsche eine merkliche Verschiedenheit. Jene haben seit langer Zeit i ihrer Sprache Originalschriften genug, die müßigen Stunde eines Liebhabers der Litteratur anzufüllen, und ihren Geist au eine so angenehme als nützliche Weise zu unterhalten. Daher bilden sie sich einzig und allein in ihrer Muttersprache, bekümmern sich wenig um dasjenige, was Ausländer gesagt und geschrieben haben, und erlangen zuletzt diesen eifersüchtigen Geschmack, de Keinen neben sich leiden will: bis endlich ein Ausländer einma das Glück hat, ihnen von einer vortheilhaften Seite gezeigt z werden; alsdann müssen sie auch natürlicherweise auf der ander Seite ausschweifen und seine Verdienste über die Gebühr erheben. Die Deutschen hingegen, die in den schönen Wissenschaften ein Zeit lang zurückgeblieben, sind an ausländische Schriften un Übersetzungen gewöhnt worden. Unsere Großen wollen nur di Ausländer kennen. Der Haufe der Leser besteht größtentheil aus eigentlichen Gelehrten, welche ihren Geschmack durch die Alte gebildet haben. Der Überrest hat eine Menge Übersetzungen au dem Französischen, Englischen u. s. w. gelesen, wodurch ihr Ge schmack verträglicher und ihre Beurtheilungskraft unpartheiliche werden mußte. Daher können in Frankreich Leute von großer Einsichten noch zweifeln, noch streiten, ob Homer ein guter Dich ter und die Iliade ein gutes Heldengedicht sei; da in Deutsch land kaum den seichtesten Köpfen ein so falscher Geschmack z gute gehalten wird. Daher muß in Frankreich alles französisch seyn; bis auf den Helden und Barden des Alterthums, mu sich alles nach ihren Sitten und Gewohnheiten richten, wa ihnen gefallen soll; dahingegen der Deutsche Jeden in seiner Lan desart und Sitten aufzunehmen bereit ist, und sich nach jede Denkungsart bequemt. Daher endlich kann eine mehr als frei Übersetzung, wie die Bitaubé'sche des Homer, in Frankreich ih

Glück machen; wir aber würden sie in unserer Sprache ganz unerträglich finden. Wir wollen die Gleichnisse des alten Dichters nicht so weggewischt, sein Gemälde nicht so verkürzt und seine Reden nicht so verstümmelt haben. Ja unsere Gefälligkeit für das Genie des Homer geht so weit, daß wir allenfalls lieber mit ihm zuweilen schlummern, als ihn von seinem Übersetzer aufwecken lassen möchten. — Auch dieses ist ein Vorurtheil, wird man sagen! — Es kann seyn; aber Vorurtheil gegen Vorurtheil gerechnet, ist das unsrige dem guten Geschmacke zuträglicher, weil wir dadurch die Alten in ihrer wahren Gestalt kennen lernen.

Wir haben die drei ersten und einige der letzten Bücher in der Bitaubé'schen Übersetzung mit dem Originale verglichen. Unsere Leser werden sich gefallen lassen, daß wir ihnen einige Stellen anzeigen, wo die Veränderungen, Abkürzungen und vermeinten Verbesserungen des Hrn. Bitaubé uns allzu kühn geschienen, und gewiß von keinem deutschen Übersetzer gewagt werden dürften.

Wir haben für's erste bemerkt, daß der Übersetzer sehr oft das bescheidene und anständige Colorit des Homer mit einer allzu harten und in die Augen stechenden Farbenmischung verwechselt hat. Homer ist behutsam, sein Übersetzer fährt dreist zu. Homer will öfters den Mund so voll nicht nehmen, sein Übersetzer nimmt, was er nur fassen kann. Z. B. Homer sagt vom Wahrsager Kalchas: „der das Gegenwärtige, das Künftige und das Vergangene begriff"; Hr. Bitaubé: il embrasse d'un seul regard, ce qui fut u. s. w. — Achilles sagt beim Homer: „den größten Theil der Kriegsarbeit müssen meine Hände verrichten"; nach der Übersetzung des Hrn. Bitaubé: „c'est mon bras qui soutient tout le fardeau de la Guerre". Nur den Thersites hielt Homer einer ähnlichen Unbescheidenheit fähig, welchem er auch wirklich dergleichen Rodomontaden in den Mund legt; „virum omnium ignavissimum", bemerkt Clarke nach dem Plutarch, „gloriosius de se inducit jactantem, quam ipsum Achillem, omnium fortissimum, etiam ferocientem insuper illum et iratum". Hierin setzte Homer den Anstand, welchen ein Dichter zu beobachten hat. — Hr. Bitaubé läßt den Agamemnon den unbesonnenen Trotz ausstoßen: „l'on craindra désormais de s'opposer à mes désirs". A mes désirs? wie unanständig! wie despotisch! Im Griechischen sagt er nur: sich mit mir in Vergleichung zu setzen; welches er als die vornehmste Person im Lager gar wohl sagen

konnte. Minerva erscheint dem erzürnten Achilles, und Bitau
läßt sie sagen: „C'est pour réprimer ton courroux, que
quitte l'Olympe: Junon, qui vous chérit tous deux, m'ordon
de descendre sur la terre. N'arme pas ta main de ton épe
et si tu ne peux triompher de ta fureur, contente-toi
l'exhaler en reproches. Un jour (c'est Minerve qui te
déclare) Atride effacera cette insulte par les plus gran
honneurs et par les plus brillantes offres." Homer läßt
Göttinn der Weisheit mehr rathen als befehlen: „Ich kom
„vom Himmel herab, deinen Zorn zu besänftigen, wenn du
„horchest u. s. w. Einst wirst du für diese erlittene Schm
„dreimal so viel herrliche Ehrengeschenke bekommen." Sie s
nicht: „c'est Minerve qui te le déclare"; sie bestimmt a
nicht, daß Agamemnon ihm diese Ehre erzeigen wird. —
jure par ce sceptre", sagt der französische Achilles, „qui, sép
de son tronc, comme tu vas l'être d'Achille". Welche Gr
heit! für diesen beleidigenden Hochmuth hören wir den Achi
viel lieber sagen: „Weinberauschter, der du im Antlitz die Kü
heit der Hunde, im Herzen die Verzagtheit des Hirsches trägst".
Wenn Agamemnon die Arbeit der Feldschlacht beschreibt, die
Heer morgen vorzunehmen hat: „Schweiß rinne um jede Br
„vom Riemen des Schildes herab, der Arm ermatte an der Lan
„Schweiß rinne von jedem Rosse" u. s. w.; so läßt Hr. Bitau
jede Brust von der Schwere der Lanze verwundet und
Schweiß überschwemmt seyn: „que votre sein, blessé du poi
„du bouclier, soit inondé de sueur; que votre main s'épu
„à lancer le javelot; que vos coursiers haletants traîne
„vos chars au milieu de la mêlée." — Um die Pferde n
schwitzen zu lassen, welches den Franzosen ekelhaft seyn m
läßt Hr. Bitaubé den Feldherrn etwas sehr unnöthiges sag
„lasset eure schnaubende Pferde den Wagen mitten ins Gedrä
ziehen". — Ferner beschreibt Homer diesen Helden: „er glich d
„Gott des Donners an Haupt und Antlitz, dem Mars an K
„gerüstung, und an der Brust dem Erderschütterer" (Neptu
Hr. Bitaubé: „il a les yeux de Jupiter, quand il lance
„foudre, la taille majestueuse de Mars, et la force redo
„table du Dieu qui de son trident ébranle la terre." Hr. B
taubé hat allhier nicht nur alles ohne Anstand vergrößert, s
dern auch ganz ohne Grund den Göttern andere Eigenschaf
gegeben, als ihnen Homer hat zuschreiben wollen, und glau

sein Original dadurch zu verschönern! Überhaupt darf Homer keinen kleinen Rauch aufsteigen lassen, Hr. Bitaubé verdunkelt sogleich die Luft damit; jeder Laut dringt ihm in die Himmel; und die Griechen dürfen nur mit Pfeilen und Wurfspießen auf den Hektor zielen, so heißt es gleich: „ils l'accablent d'un nuage de traits". Homer sagt nur: Minerva war ihm (Achilles) allein nur sichtbar; der Übersetzer hat sogleich eine dichte Wolke in Bereitschaft, die Göttinn einzuhüllen: als wenn eine der obersten Gottheiten sich ohne physische Mittel nicht unsichtbar machen könnte, wem sie wollte! — Der Paris des Homer ist ein feiner, galanter Mann, welcher die Schönheit in der Natur und Kunst liebt und dem Kriege nicht sonderlich ergeben ist. Indessen besitzt er einen hohen Grad der Ehrliebe, und ist von dieser Seite so empfindlich, daß die Ehrliebe bei ihm zuweilen die Stelle des Heldenmuths vertritt. Hr. Bitaubé macht einen Geck aus ihm, der sich zum Zweikampfe mit dem Menelaus, wie zu einem Tanze, ziert: „une fiere aigrette flotte avec grace" u. s. w.; Homer sagt: „fürchterlich winkte der Haarbusch von seinem Helme". Vermuthlich hat dieses dem Übersetzer dem Charakter des Paris zu widersprechen geschienen. Uns scheint es sehr natürlich aus demselben zu fließen; Paris wußte wohl, mit wem er es aufzunehmen hatte. Durch dergleichen unnöthige Verzierungen verdirbt man die Einfalt des Homer und verändert seine ganze Manier.

Die Gleichnisse und Reden, die Hr. Bitaubé nach Belieben abgekürzt hat, würden in einer deutschen Übersetzung viel genauer beibehalten werden müssen. Unsere Leser mögen wählen, ob sie die ausführlichen Malereien des Homer oder die Schattenrisse des Hrn. Bitaubé lieber wollen. — „Das Volk eilt aus der Ver„sammlung, wie auf der icarischen See mächtige Wogen des „Meeres sich wälzen, wenn aus den Wolken Jupiters der Ost„wind und Südwind sie forttreibt; oder wie ein rauschendes „Kornfeld, wenn von oben herab ein heftiger Zephyr hineinrast „und die schweren Halme niederdrückt; also stürzet das Volk mit „lautem Feldgeschrei zu ihren Schiffen hin." Hr. Bitaubé: „ainsi qu'au souffle de vents élancés du sein de nues, on „voit se courber les épis de Cérès, ou la mer rouler ses „flots bruyants vers le rivage; ainsi les Grecs courent à grands „cris dans la plaine." Wir möchten wissen, was dem Über-

ſetzer an dieſen Gleichniſſen mißfallen, daß er ſie ſo ganz u
kenntlich gemacht hat?

Im dritten Buche nähert ſich Hektor dem griechiſchen Hee
um einen Zweikampf in Vorſchlag zu bringen. Die Griech
zielen mit Pfeilen und Wurfſpießen nach ihm: „aber der Kön
„Agamemnon ſchrie mit mächtiger Stimme: haltet ein, Argive
„werfet nicht, Söhne der Achäer! Held Hektor meinet ein
„friedlichen Antrag. Er ſprach's; alſobald hielten ſie ein, u
„ſtanden ruhig und ſtille. Hektor aber ſprach zu beiden Heere
„Vernehmet Trojaner, und ihr wohlgerüſteten Griechen! verne
„met den Antrag des Paris, der Urſach gab zur Fehde. A
„Trojaner, und ſämmtliche Griechen, verlangt er, möchten ih
„ſchönen Waffen hin auf den befruchtenden Erdboden ſtreck
„Er allein will in der Mitte mit dem tapfern Menelaus u
„Helena kämpfen und um ihr Geſchmeide. Wer als Sieg
„davon kommt, nehme die Schätze zu ſich und führe die Schö
„in ſeinen Pallaſt. Wir aber wollen ewige Bündniſſe und tre
„Freundſchaft errichten.“ Dieſe Stelle iſt vermuthlich eine v
denjenigen, wo ſich Hr. Bitaubé unmöglich hat entſchließen kö
nen, dem langſamen Gang des Homer zu folgen; denn er h
ihn ziemlich beſchleunigt: „il s'avance ensuite vers les Gre
„qui l'accablent d'un nuage de traits. Mais Atride ordonn
„qu'on le laisse approcher sans obstacle. Grecs et Troyen
„dit Hector, écoutez, ce que Vous propose Paris, l'aute
„de cette guerre. Il demande à combattre seul contre M
„nélaus: Hélène suivra le pas du vainqueur, et nous jur
„rons à la face des Dieux une alliance éternelle.“ Der wah
Charakter, welcher die alte Dichtkunſt von der neuen unterſch
det, iſt, daß jene das Maleriſche und Handlungsvolle, dieſe hi
gegen das Sententiöſe und Lehrreiche vorzüglich liebt. Der Gr
Caylus hat in der einzigen Iliade mehr Malereien gefunden, a
in allen Heldengedichten der neuern Zeit. Wenn er Sentenz
geſucht hätte, würde er in der Ankündigung eines neuern He
dengedichts vielleicht mehr gefunden haben als in der ganz
Iliade. Hr. Bitaubé ſcheint ſehr von dem neuern Geſchmac
zu ſeyn, und an maleriſchen Stellen kein Wohlgefallen zu finde
Allein ein Überſetzer ſollte uns den Geſchmack des Original
nicht den ſeinigen, zu erkennen geben.

An einigen Stellen ſcheint uns auch Hr. Bitaubé die wah
Grazie der homeriſchen Poeſie nicht empfunden zu haben. Ma

t den Sinn eines Homer nur halb, wenn man nur weiß, er ſagt, ohne zu fühlen, was er verſchweigt. Antenor beibt dem Priamus den Charakter des feindlichen Feldherrn ſes. Er war einſt mit dem Menelaus als Geſandter zu ja, der Helena wegen.

„Sie wurden in meinem Pallaſte" (ſpricht der weiſe Ante„freundſchaftlich bewirthet, und ich lernte beider Gemüth und nſichten kennen. Als ſie in der Trojaner Verſammlung erienen, ragten, wenn beide ſtanden, des Menelaus breite chultern hoch hervor; aber wenn ſie ſaßen, prägte Ulyſſes hr Ehrfurcht ein. Als ſie nun zu reden begannen und ihre thſchläge hören ließen, war Menelaus Vortrag kurz und nachdrucksvoll, hellklingend und lieblich von Stimme, doch ohne ortgepränge und allezeit treffend, obgleich er an Jahren der ngere. Aber wenn der weiſe Ulyſſes ſich erhob, ſtand er, lug die Blicke nieder zu Erde, ließ ſeinen Scepter nicht rückrts, noch vorwärts wanken, ſondern hielt ihn unbeweglich, r ein ſchüchterner Mann. Du hätteſt ihn für blöde und geiſtgehalten, bis die mächtige Stimme aus ſeiner Bruſt zu erallen begann, und Wort auf Wort wie Schneegeſtöber an em Winterabend unabläſſig ſanken. O! da hätte es kein erblicher mit dem Ulyſſes aufgenommen, und wir bemerkten ht mehr Ulyſſes Leibesgeſtalt." — Hr. Bitaubé überſetzt: a maison fut leur demeure; tous deux avec un différent érite attiroient notre attention. Étoient-ils debout, Ménaus imprimoit plus de respect par la hauteur de sa taille; voyoit-on assis, on trouvoit dans Ulysse quelque chose plus vénérable. Quand le Roi de Sparte faisoit valoir droits dans le conseil, il ne s'égaroit pas en longs cours, mais ses paroles étoient pleines de force. Lorsqu' ysse se levoit pour parler à son tour, ses yeux attachés terre, son sceptre immobile, tout annonçoit de l'embar; mais à peine avoit-il ouvert la bouche et fait entendre voix sonore, que ses expressions sortoient en foule comme e grêle abondante; on oublioit alors son extérieur moins posant, l'on n'étoit frappé que de sa vive éloquence." iſt unnöthig, lange zu kritiſiren. Wir müßten unſern Leſern t den geringſten Geſchmack zutrauen, wenn wir ihnen erſt bewieſen, daß dieſe vortreffliche Stelle in der Überſetzung n und Anmuth verloren hat.

Folgendes treffliche Selbstgesp
hat Hr. Bitaubé gleichfalls ziemli
hatten sich alle in die Stadt gerettet.
ob ihn gleich Priamus und Hekuba
Thränen beschwören, dem Heere
Achilles kommt auf ihn zu; er stei
hervorragenden Thurm und überleg
„ich hinein in die Stadt, so kränkt
„mit gerechten Vorwürfen. In j
„edle Achilles wieder zu streiten beg
„janer zurück in die Stadt zu fül
„nicht, dem heilsamen Rathgeber!
„das Volk hingerichtet. Welche
„Bürger und edlen Matronen, w
„zagtere als ich mir nachsagen de
„Stärke und opferte das Volk auf.
„dann zurück an die Stelle wünsch
„wagen! ich kehrte als Sieger über
„stürbe hier vor der Vaterstadt rü
„Wie aber? wenn ich mein Schi
„Helm, lehnte meine Lanze hin an
„tapfern Achilles entgegen, verspra
„sammt allen Schätzen auszuliefern
„fen mit nach Troja brachte; die
„gen der Stadt zu befriedigen?
„ger, durch Eid verpflichtet, die S
„getreulich anzeigen und mit ihne
„ich? wenn ich auch hinginge und
„wird er verschonen? Tödten wird
„verzagtes Weib, wenn ich hier m
„jetzt ist die Zeit nicht, Mährchen
„wie die Mädchen und Jünglinge
„Jünglinge und Mädchen mögen
„Zweikampf entscheiden, und bald
„Jupiter Heldenruhm beschieden.“ –
nunmehr, ob er in der Übersetzung
erkennen ist? „Rentrerai-je dans
„m'y couvriroient de reproches;
„d'avoir combattu sans ses avis;
„plus lâches, c'est Hector qui par

„l'armée. Non, ne nous montrons aux Troyens qu'avec „les dépouilles de leur redoutable adversaire, ou terminons „sous leurs yeux ma destinée par une mort glorieuse. — „Cependant si je proposois la paix au fils de Pélée, si j'ap„paisois son courroux par l'offre d'Hélène, de ses trésors et „de ceux de Troye? — Mais quelle indigne crainte s'empare „de mon coeur? est-ce à moi de lui parler en suppliant? „et quand je pourrois m'abaisser jusqu'à la prière, puis-je „espérer de l'adoucir, lui qui ne respire que fureur et que „vengeance? Non, il n'est plus entre nous de traité, et le „sang seul peut assouvir une telle haine. Ne tardons plus „à combattre, et voyons qui de nous Jupiter veut couron„ner de gloire." — Wir enthalten uns auch hier der unnöthigen Vergleichung, und begnügen uns mit folgender Anmerkung. Hr. Bitaubé glaubt vermuthlich die Ehre des Hektor gerettet zu haben, indem er ihn sagen läßt: welche unwürdige Furcht bemeistert sich meines Herzens? soll ich mich zu flehen herablassen? wovon in dem Originale keine Sylbe anzutreffen ist. Wir wünschten aber, daß solche Stellen, welche Gesinnungen und Charaktere betreffen, in der Übersetzung mit der größten Gewissenhaftigkeit beibehalten werden mögen. Der Hektor des Homer würde, wie es scheint, sich keinen Augenblick bedenken, dem Achilles fußfällig den Frieden anzutragen, wenn er sein Vaterland dadurch hätte retten können. Seine Ehre kommt mit der Erhaltung der Trojaner in keine Vergleichung. Der einzige Grund, der ihn vom Flehen abhält, ist dieser: ich werde nichts damit ausrichten. Wenn eine solche Gesinnung in unsern Tagen verzagt heißt, so sind wir zu bedauern. Und wenn wir auch Recht hätten, so sollte der Übersetzer nicht unsere Art zu denken dem Homer aufdringen.

Kleinere Nachlässigkeiten übergehen wir aus Mangel des Raums. Wir haben sogar in der Übersetzung einige Antithesen angetroffen. Achilles antwortet dem Hektor: „la discorde qui „règne entre le loup et l'agneau, entre le lion et l'homme, „voilà nos seuls traités." Dieses voilà nos seuls traités ist ein Zusatz des Übersetzers. Ingleichen in den letzten Worten des sterbenden Hektors: „je connoissois la dureté pour espérer de „la vaincre; mais un jour Apollon sera mon vengeur, et „percera ce coeur inflexible." An solchen pathetischen Stellen macht der Witz eine sehr verächtliche Figur.

Überhaupt, möchten wir ſagen, ſind dem Hrn. Vitaubé Stellen, in welchen ſtarke Geſinnungen und Heroismus herrſ faſt alle mißlungen. Er iſt nicht genug in den Charakter Zeiten eingedrungen, die Homer beſchreibt, und iſt allzu ſehr das geſittete und galante Weſen der Neuern eingenommen: daß er an jenem rauhen Heldenmuthe, an jenen ſtarken und noch wilden Geſinnungen, die eine wahre Zierde der Epopeen ſi Geſchmack finden könnte. Er hat das Herz nicht einmal, einer Verwünſchung des Agamemnon wider denjenigen, wel den Bund brechen wird, zu ſagen: ſein und ſeiner Kinder Geh zerfließe an der Erde, wie dieſer Wein; er ſetzt: que ſ sang etc. — Hingegen iſt er in denjenigen Stellen im Hom wo Zärtlichkeit der Empfindungen herrſcht, glücklicher geweſ und von dieſer Seite iſt ſeine Überſetzung beinahe der Popiſc gleich zu ſchätzen. Da es ihm weder an Gefühl, noch an Gabe des Ausdrucks fehlt, ſo hat er allenthalben, wo ihn Verſchiedenheit der Zeiten nicht auf Irrwege geführt hat, ſein Originale Gerechtigkeit widerfahren laſſen können. Wir begnüg uns, folgende, ſehr ſchwer zu überſetzende Stelle aus dem 22ſ Buche zum Beiſpiel anzuführen: „Malheureux Hector! malhe „reuse Andromaque! Hélas! le même astre éclaire no „fatale naissance, et le destin devoit unir nos disgrac „Priam! Étion! père infortuné d'une fille plus infortun „encore, pourquoi nous avez-vous donné le jour? el „époux! tu descends dans les abîmes sombres, demeure „freuse de la mort, et tu me laisses abandonnée dans „deuil, en proie à la douleur la plus profonde? il ne „reste qu'un fils, fruit malheureux de notre amour, un „qui n'a plus de père à l'abri duquel il puisse croître, „qui ne sera point l'appui de son père. Quand même „échapperoit au fer destructeur, que de dangers assiégero „son enfance! Le même jour qui fait un orphelin, le d „pouille de ses protecteurs et de son héritage*): Astyan „ne se montrera que le front baissé, l'oeil humide de la „mes: il implorera le secours des amis de son père, et „verra rebuté: va, lui diront-ils, ton père ne partage pl „nos fêtes. Alors il viendra pleurer dans les bras de „mère délaissée; et cet enfant, l'objet continuel de not

*) C'est le langage de la douleur qui exagère.

„tendresse, cet enfant nourri sur les genoux d'Hector, et „qui dormoit sur le sein d'Andromaque, ne pourra trouver „d'asyle contre l'insulte et les mépris. A quoi lui servira „le nom d'Astyanax*), nom glorieux que lui mérita la va„leur de son père? Car, Hector, tu défendois seul nos „murailles; tu les défendois, et dans ce moment un barbare „ennemi te traîne dans la poussière! C'est donc en vain „que j'avois préparé tant de vêtemens précieux pour ton „triomphe; je ne t'en verrai point décoré: ah je veux les „livrer aux flammes: vaine image d'une pompe funèbre! „bucher stérile, le seul qu'il nous soit permis de t'ériger!"

So überſetzt Hr. Bitaubé, wo ihn der Modegeſchmack nicht von der Bahn ſeines Originals abführt! Welche vortreffliche Überſetzung würde er geliefert haben, wenn er keine ſo unbiegſame Sprache und keinen ſo verzärtelten Geſchmack vor ſich gehabt! wir wagen es hinzuzuſetzen: wenn er den Homer ins Deutſche überſetzt hätte! Unſere Sprache hat zur Überſetzung überhaupt, und beſonders zur Überſetzung der Alten, ſehr merkliche Vorzüge; und wenn es nicht an unſern Überſetzern liegt, ſo iſt es faſt unbegreiflich, warum wir noch ſo wenig gute Überſetzungen aus den Alten in unſerer Sprache beſitzen.

An Überſetzungen der Dichter mangelt es noch völlig; und einige proſaiſche Schriften haben das Unglück gehabt, Pedanten in die Hände zu fallen, die getreulich alle Worte, aber den Geiſt nicht überſetzen. Laßt uns ja auf unſere Litteratur nicht trotzen, ſo lange wir noch den erſten Schritt zur Cultur des Geſchmacks nicht gethan haben; ſo lange wir die Alten noch nicht überſetzt haben; ſo lange einem deutſchen Liebhaber der Litteratur, welcher die Sprache der Alten nicht verſteht, Schwarz für Virgil, Lieberkühn für Theokrit, und Reiske für Demoſthenes gelten muß.

Seit einiger Zeit verſpricht man uns aus der Schweiz eine Überſetzung des Homer in Hexametern. Der Überſetzer des euripidiſchen Theaters liefert uns am Ende der Phönicierinnen eine Stelle aus dem dritten Geſange der Ilias zur Probe, und giebt „dem Publico die angenehme Verſicherung, daß man die Über„ſetzung der ganzen Ilias von eben dieſer Hand zu gewarten „habe, und ein groſſer Theil derſelben zum Druke bereits fertig „lige." So viel man aus der Probe urtheilen kann, ſcheint

*) Astyanax signifie proprement: Roi, défenseur de la ville.

der Übersetzer sein Original zu verstehn, aber seine Mutterspr
desto weniger. Nicht den mindesten Begriff muß er haben
der Schönheit des Ausdrucks in der deutschen Sprache, da
niemals wählt, niemals ausbildet; sondern allezeit die ersten
besten Worte stehen läßt, welche nur halb den Sinn ausdrü
Diese zwingt er zusammen, und läßt sie Hexameter werden,
mögen sich noch so sehr sträuben. Unsere Leser haben die C
raktere des Menelaus und Ulysses in französischer und deut
Prosa gelesen. Hier sind sie in deutschen Hexametern!

Ich empfieng und küßte dieselben als Gäste in meiner
Wohnung, und lernte beyder Gemüth und Rathschläge kennen.
Wenn sie in der Trojaner Zusammenkünften erschienen,
Traf im Stehn Menelaus mit breiter Lenden-Gestalt vor.
Saßen sie aber, so schien Ulys von edlerer Würde.
Wenn sie alsdenn mit dem Volk in Gespräch und Berathschlag
traten,
Redete Menelaus, von Punct zu Puncte fortteilend,
Zwar mit Kürze: Doch lieblicher Kraft: Den Wortschmuk verschmäht
Und berührte nie fehlend den Zwek, obgleich noch der Jüngre.
Wenn denn aber Ulys sich erhob, an Rath unerschöpflich,
Stand er, die untergeschlagenen Augen am Boden geheftet,
Und bewegte weder zurük, noch vorwärts den Scepter;
Sondern hielt ihn ganz steif, als wär's ihm zu neu und zu schwer
Oder als wär' er bethört, und seiner Sinne nicht mächtig.
Aber wenn itzt aus der Brust scharftönend die Stimme hervordr
Und die Reden, den winterergossenen Schneeflokn ähnlich,
Alsdenn hätte kein Sterblicher mehr mit Ulyssen gestritten.
Damals vergaßen wir seine Gestalt, wie itzt, zu bewundern.

Wir überlassen es den strengeren Kunstrichtern, alle kl
Fehler und Nachläßigkeiten in dieser hexametrischen Übersetzu
„von Punkt zu Punkt forteilend", zu rügen. Unsere Leser mö
dem Gehör nach urtheilen, ob die sogenannten Verse wohlkl
gen; ja ob sie für Einen, der nicht sonst etwa schon weiß, w
der Dichter sagen will, gar verständlich sind. Eine solche Üb
setzung des Homer könnte unserm Publikum den Geschmack
der Dichtkunst der Alten völlig benehmen. Zeichnung und A
druck leiden entsetzlich unter einem so unausgesuchten Colo
und kaum bleibt noch etwas von der Disposition und Erfindu
zu erkennen.

Auch von Magdeburg aus scheint man auf eine Übersetzu
des Homer, gleichfalls in Hexametern, Hoffnung zu mach
„Der Greis" legt uns in seinem 107ten und 114ten Stü

einige Proben davon vor, dabei er aber, wie er versichert, nur die Absicht hat, einige Leser mit dem ältesten Denkmale des menschlichen Verstandes bekannt, und — woran wohl Niemand gedacht hätte — „auf die Messiade wieder ein wenig aufmerksam zu machen". Dieses ist ihm auch meisterhaft gelungen; denn er zeigt eine so elende Übersetzung des Homer, daß die Leser nicht nur die erhabene Poesie eines Klopstock, sondern sogar die Prosa „des Greises" lieber lesen möchten; so daß „der Greis" auch nicht umhin kann, den größten Theil seiner Leser um Geduld und Verzeihung zu bitten, daß er ihnen noch ein Blatt mit dem Homer verdirbt. Wir begnügen uns, nur einige Verse aus der Übersetzungsprobe anzuführen:

Singe, Göttinn den Zorn, Achilles des Pēlēiden,
Der in tausendfachs Weh, Achajas Völker versenkte.
Schaaren gewaltiger Krieger hinab erschlagen zum Orkus
Stürzt', und den Hunden den Held, und des Adlers Klauen zum Raube
Hingeworfen gab; Zevs Rathschluß ging zur Vollendung;
Denn er erregte zuerst des Grolls entglimmende Flamme
Zwischen der Könige Haupt, Agamemnon, und zwischen Achilles.
Wer vom Olymp entflammte sie aber zu wütenden Worten? u. s. w.

„Schaaren gewaltiger Krieger hinab zum Orkus stürzt', und den Hunden den Held, und des Adlers Klauen zum Raube"; was für ein unverständliches Gewäsche! Homer sagt mit der ihm eigenen Deutlichkeit und Bestimmtheit: „die tapfern Seelen der Helden hinab in den Orcus, sie selbst (ihre Leiber) aber den Hunden zum Raube hingab, und dem sämmtlichen Geflügel". — „Wer vom Olymp entflammte" u. s. w.? Hat der Übersetzer nicht so eben gesagt: „Zevs erregte zuerst des Grolls entglimmende Flamme"? (wir sagen: der Übersetzer; denn der Grieche weiß nichts davon.) Oder macht er etwa einen Unterschied zwischen der Flamme des Groll Erregens und zu wüthenden Worten Entflammens, daß Jupiter jenes, sein Sohn aber dieses gethan haben kann? Oder hat er sich die Mühe nicht geben wollen, wenigstens die ersten zehn Zeilen seines Originals recht zu verstehn, und will den Homer in Hexameter übersetzen? Man muß erstaunen, wenn man die Entschlossenheit sieht, mit welcher unsere jungen Leute alles unternehmen, und unsere alten Kunstrichter alles loben, alles aufmuntern; und dieses thun doch wirklich sehr oft Kunstrichter von nicht gemeinen Einsichten. — Wer sagt uns aber, was folgende zwei Reihen wohl bedeuten?

Und der erhabne Stab mit der Wiedergabe Talenten
Reigte die Häupter all des Vaters Flehn zu gewähren.

Nur immer den Homer aufgeschlagen! das Original muß gar oft der Übersetzung zum Commentar dienen. Es soll heißen: „nun waren es zwar alle übrigen Achäer zufrieden, dem Priester Hochachtung zu bezeigen, und die glänzenden Lösegelder anzunehmen". Wenigstens stehen die Worte an der Stelle, wo der Deutsche jene unverständliche Zeilen hingesetzt hat; denn, die Wahrheit zu gestehn, will hier der Commentar nicht zureichen, und wir wissen noch nicht, was, „der Wiedergabe Talenten" u. s. w. sei?

So begierig das deutsche Publikum nach einer Übersetzung des Homer ist, so gern wird es noch Jahre in Geduld stehen, wenn unsere besten Köpfe sich wollten ermuntern lassen, eine mit Fleiß und Nachdenken auszuarbeiten. Unsere Anfänger mögen, wenn ja eins seyn muß, lieber selbst Heldengedichte schreiben, als die homerischen für einen künftigen bessern Übersetzer verderben. Denn so scheint es uns beinahe mit allen classischen Schriftstellern aus dem Alterthum zu gehn. Wir haben so lange, so laut und so sehnlich gewünscht, sie in unsere Sprache übersetzt zu sehen, daß die Übersetzer geglaubt haben, wir könnten durchaus nicht länger warten. Nun erscheinen sie plötzlich alle nach einander übersetzt; und alle nach einander werden sie bessern Übersetzern aus den Händen gerissen, und verdorben. Will keiner von unsern großen Virtuosen die Arbeit allein übernehmen, weil sie gewiß keinem Deutschen so reichlich belohnt wird als einem Pope, so wünschten wir unsere besten Köpfe mit vereinigten Kräften an diesem Werke arbeiten zu sehen. Es sollte wohl nicht an 24 Männern fehlen, deren jeder ein Buch aus der Iliade mit Gemächlichkeit übersetzen könnte. Das wäre dem Publikum gleich viel, ob sie in Reime, in Hexameter, oder gar in Prosa übersetzen wollten. Wenn sie sich nur vereinigen, nach einem Plane zu arbeiten, und sich einander die Schwierigkeiten wollten erleichtern helfen; wir würden gewiß mit unsern Übersetzungen die Ausländer neidisch machen, und es gar nicht zu bereuen Ursach haben, daß wir etwas später kämen.

Wir erinnern uns zwar, daß bereits im Jahre 1754 die Ilias und die Odyssee von einer Gesellschaft gelehrter Leute den deutschen Lesern mitgetheilt, und zu Frankfurt und Leipzig in groß 4° sauber gedruckt worden sind. Allein diese Übersetzung ist bloß zum Behuf der allgemeinen Reisen veranstaltet worden.

daher die Übersetzer auch den Homer bloß als einen Geschichts- und Reisebeschreiber angesehn haben. Sie theilen seine beiden Heldengedichte, wie ihre übrigen Reisen, in §§ ein, und stimmen seinen Ton ziemlich zu gemeinen Reisebeschreibungen herunter. Wo wir nicht irren, so haben sie mehr aus der Übersetzung der Dacier, als aus dem Griechischen übersetzt; und zu der Absicht, die sie hatten, reicht die Übersetzung der Dacier wirklich hin. Um die Schönheiten des Homer war es diesen Übersetzern gar nicht zu thun. Sie erlauben sich die niedrigsten Redensarten, pöbelhafte Sprichwörter sogar. Agamemnon sagt vom Achill: „er „will überall den Meister spielen; alles will er fressen". Dieser antwortet: „Ich müßte der verzagteste Kerl von der Welt seyn. — „Ich werde des Weibesstücks wegen — nicht den geringsten „Lumpen" —. Die große Juno spricht zum Jupiter: „was ist „denn das für Manier mit mir so zu sprechen?" — „Unruhige „und naseweise Göttinn! versetzte der Herr und Meister des „Donners — sie setzte sich nieder und schwieg stockstille." Die von den Alten so sehr gepriesene, so oft nachgeahmte Beschreibung im ersten Buche der Iliade, wie Jupiter der Thetis zugewinkt: „Er sprach's, und mit schwarzen, majestätischen Augenbraunen „winkt' er das göttliche Zeichen ihr zu. Die ambrosialischen „Haare des Weltbeherrschers wallten um sein unsterbliches Haupt, „und der große Olymp erbebte"; dieses erhabene Gemälde verwandeln unsere Reisebeschreiber in folgende höchst possierliche Ungereimtheit: „zu gleicher Zeit geschah das Zeichen mit seinen „fürchterlich zusammengezogenen schwarzen Augenbraunen. Die „Haare fingen an, dem unsterblichen Kopfe des Gottes zu Berge „zu stehen, und der ganze Olympus erschütterte."

Wir gestehen gleichwohl, daß wir diese Übersetzung mit allen ihren Fehlern lieber lesen wollten, als eine ungerathene versificirte. Das Platte und Niedrige mißfällt so sehr nicht, als das Schielende, Unbestimmte und Falsche. An der Stelle, wo diese Übersetzung das Niedrige vermieden, hat ihr Ausdruck sogar zuweilen eine gewisse Natur und Einfalt, welche an einer Übersetzung des Homer nothwendige Eigenschaften sind. Allein die große Schwierigkeit ist, diese Natur mit Würde und Anstand zu verbinden, und diese bäuerische Einfalt in die homerische Naivetät zu veredlen.

Neues Organon oder Ged
und Bezeichnung des
ſcheidung vom Irrthu
Lambert. Erſter Ban
1764.

(aus der allg. deutſchen Bibliothe

Wir zeigen unſern Leſer
kaltſinnig ihm auch von einig
in unſern Augen eines der vo
Jahrhundert zum Vorſchein ge
lange genug begnügt, den er
denken bald bequemer, bald nü
ja eine Verbeſſerung im Klein
daß einmal wieder ein Eroberer
erweitert; ein ſchaffendes Gen
entweichet! und ſie entweichen.
alsdann in der Geſchichte der W
Baco, Locke und Wolf ha
ken und Schließen von Natur
ein regelmäßiges Syſtem gebr
Subtilität, aber ohne hinlängl
Gebrauch, welcher davon in
zu machen iſt. Unter den H
die Vernunftlehre in eine bloße
der mit Adlerblicken das Geb
und ihre Mängel und Vollkom
verwarf die Syllogiſtik mit ihr
Gebrauch der Vernunft in Er
zu ziehenden Inductionen. D
Wiſſenſchaften umging, ſo w
ſondern um neue Grundſätze z
führen; und dieſe konnte er ni
der Induction. — Locke bem
nunft ihre Gränzen anzuweiſe
nicht überſchreiten könnte. Er
der Wahrheit aus, als auf Pri

vom Irrthum. Wolf machte sich seine große Einsicht in die Seelenlehre zu Nutze, um dadurch in der Vernunftkunst ein neues Licht anzuzünden; und einige Winke, welche ihm Leibnitz gelegentlich gab, thaten ihm hierin nicht geringe Dienste. Er setzte die verachtete Syllogistik wieder in ihre alten Rechte ein, und in der Lehre von der Methode hat er alle seine Vorgänger übertroffen. Er machte Hoffnung auf eine Erfindungskunst und Logik des Wahrscheinlichen, aber diese war sehr entfernt. Er wollte vorher sein großes System vollenden; dieses aber war so weitläuftig angelegt, und er selbst ward in seinem Alter so weitschweifig, daß ihm Gott ein mehr als menschliches Alter hätte geben müssen, wenn seine Versprechungen hätten erfüllt werden sollen. An eine allgemeine Theorie der Erscheinungen, und wie solche von Realitäten zu unterscheiden, ist bisher kaum gedacht worden. Malebranche hat in seinem Werke von Untersuchung der Wahrheit einige zu dieser Lehre gehörige vortreffliche Betrachtungen; allein so viel wir wissen, sind sie noch von keinem Lehrer der Logik mit Nutzen gebraucht worden. Von der Kunst, die Wahrheit zu bezeichnen, und ihren allgemeinen Regeln hat man uns auch bisher nur sehr wenig gesagt.

Herr Lambert, der sich in andern Werken der Welt schon als Erfinder gezeigt, läßt in diesem Werke alle seine Vorgänger hinter sich. Er wagt bei allen Gelegenheiten kühne Schritte in das Gebiet der Erfindungskunst, handelt die Lehre von der Bezeichnung in ihrer größten Allgemeinheit ab; und in die Lehre vom Schein dringt er mit solcher Scharfsichtigkeit ein, daß, wenn er sie gleich nicht erschöpft, man die vornehmsten Grundsätze derselben für erfunden halten kann. In der Syllogistik selbst, auf einer Bahn, welche so oft betreten worden, daß man der Mühe kaum mehr werth geachtet, sich auf derselben umzusehn, legt er fast keinen Schritt zurück, ohne Entdeckungen zu machen; und die dornigsten Subtilitäten verwandelt sein Genie in fruchtbare Wahrheiten. Hätte sich Hr. Lambert nur noch beflissen, Mangel der Deutlichkeit im Vortrage und Nachlässigkeit in der Schreibart, die das Lesen seines Organons beschwerlich machen, zu vermeiden; so würde es, wir zweifeln nicht, mit dem allgemeinsten Beifall aufgenommen worden seyn, und alle Werke dieser Art von den hohen Schulen und aus den Händen der Liebhaber verdrängt haben. Wir sagen: Nachlässigkeit in der Schreibart; denn man sieht, daß Hr. Lambert die Sprache in seiner Gewalt

hat, und ſich nur um die Einkleidung zu wenig bekümm
Jedoch wir halten uns bei dem Äußerlichen nicht auf.
Plan, welchem Hr. Lambert gefolgt iſt, beſteht in folgenden
Fragen, die er ſich ſelbſt vorgelegt hat:

„1) Ob es dem menſchlichen Verſtande an Kräften fe
„ohne vieles Straucheln auf dem Wege der Wahrheit ſicher
„gewiß zu gehen?

„2) Ob demſelben die Wahrheit ſelbſt nicht kenntlich ge
„ſei, um ſie nicht mit dem Irrthum zu verwechſeln?"

Dieſe Frage iſt, dem erſten Anblicke nach, von der er
nicht genug unterſchieden. Wie kann der Menſch auf dem W
der Wahrheit ſicher und gewiß gehen, wenn er nicht hinläng
Kennzeichen hat, ſie vom Irrthum zu unterſcheiden? Eine kl
Änderung im Ausdrucke würde die Sache verſtändlicher mac
Hr. Lambert fragt eigentlich: 1) hat der menſchliche Verſt
die gehörigen Kräfte, aus einer gegebenen Wahrheit andere
Gewißheit zu folgern? 2) giebt es hinlängliche Kennzeichen,
vorauszuſetzenden Wahrheiten ſelbſt vom Irrthum zu unterſc
den? Dieſe beiden Fragen ſind verſchieden genug; jene ſi
Argumente, dieſe Grundſätze.

„3) Ob die Sprache, in die er die Wahrheit einkleidet, di
„Mißverſtand, Unbeſtändigkeit und Vieldeutigkeit ſie unkenntli
und zweifelhafter mache, oder andre Hinderniſſe in den Weg le

„4) Ob ſich der Verſtand durch den Schein blenden l
„ohne immer zu dem Wahren durchdringen zu können?"

Um auch dieſe Frage etwas deutlicher von der erſten
zweiten zu unterſcheiden, könnte man ſie folgendergeſtalt a
drücken: wenn eine Erkenntniß den Schein der Wahrheit
ſich hat, wie verhält ſich dieſer zur Gewißheit und wodurch
er von derſelben zu unterſcheiden? Nach dieſen vier Fra
ſagt Hr. Lambert in der Vorrede, entſtehen auch vier Wiſ
ſchaften, deren ſich der menſchliche Verſtand als eben ſo v
Mittel und Werkzeuge bedienen muß, wenn er mit Bewußt
das Wahre als wahr erkennen, vortragen und vom Irrth
und Schein ſcheiden will.

Die erſte nennt er Dianoiologie, oder die Lehre von
Geſetzen des Denkens; die zweite Alethiologie, oder die Lehre
der Wahrheit, in ſo weit ſie dem Irrthum entgegengeſetzt iſt;
dritte iſt die Semiotik, oder die Lehre von der Beziehung
Gedanken und der Dinge; und endlich die vierte: Phänome

logie, oder die Lehre von dem Scheine, und den Mitteln, denselben von der Wahrheit zu unterscheiden. — Wir werden uns begnügen, unsern Lesern für dieses Mal von dem ersten Theile, der die ersten beiden Wissenschaften in sich faßt, einige Nachricht mitzutheilen; und versparen das Übrige auf das folgende Stück der Bibliothek. Die Wichtigkeit der Materie nöthigt uns zu einiger Weitläuftigkeit.

Die Methode des Hrn. Lambert ist nicht, wie Wolf gethan, gleich Anfangs die strengsten und bis zur Genauigkeit richtigen Erklärungen vorauszuschicken und aus denselben seine Folgerungen zu ziehn; sondern er folgt hierin mehr dem Bülfinger, sammelt die üblichen Redensarten, erläutert sie eine durch die andere, und zergliedert die in denselben vorkommenden Begriffe so lange, bis sie dem Leser deutlich werden und ihre Fruchtbarkeit zu erkennen geben. So findet man in dem ersten Hauptstücke, von den Begriffen und Erklärungen, gleich § 1 die Redensart eine Sache begreifen mehr durch gleichgeltende Redensarten erläutert, als nach der Strenge erklärt; allein Hr. Lambert räsonnirt mit seinem Leser über die gemeinen Begriffe so lange, bis sie ihm von selbst deutlich werden; und sodann führt er ihn zu den abstractesten Lehren mit sich fort, und zeigt den Nutzen und den Gebrauch davon in den höhern Wissenschaften. In diesem Hauptstücke unterrichtet Hr. Lambert, wie man die gemeinsamen Merkmale der Dinge von den besondern und eigenthümlichen unterscheidet und dadurch zu allgemeinen Begriffen gelangt; auch wie man sich von ihrer Möglichkeit, Vollständigkeit, Richtigkeit und Wahrheit überzeugen kann. Die beständige Anwendung der vorkommenden Sätze auf die höheren Wissenschaften macht diese so oft bearbeitete Materie wiederum neu und interessant. Bei Gelegenheit der veränderlichen und fortdauernden Merkmale, die Hr. Lambert § 21 u. flgd. nur mit kurzen Worten berührt, können wir nicht umhin, unsere Leser auf die letztlich herausgekommenen Nouveaux essais sur l'entendement humain, in den Oeuvres posthumes de Mr. Leibniz, zu verweisen, wo diese Materie mit einer Gründlichkeit und Ausführlichkeit behandelt worden, die völlig befriedigend ist, auch nicht die geringste Dunkelheit zurückläßt.

Das zweite Hauptstück, von den Eintheilungen, enthält neue, sehr wichtige Betrachtungen über die Art und Weise, wie die Begriffe in Gattungen und Arten eingetheilt werden. Der Verf.

ist, was die Zergliederung der Begriffe und der Methode betrifft, wie er in der Vorrede gesteht, meistens dem Wolf gefolgt; aber wie es einem philosophischen Genie ansteht, indem er sich einen eigenen Weg bahnt, um zuletzt auf eben die Resultate zu kommen. So hat es Wolf selbst mit Tschirnhaus gemacht, dem er einen nicht geringen Theil seiner Lehre von der Eintheilung der Begriffe zu verdanken hat.

„Die Theorie der Fragen", sagt Hr. Lambert in der Vorrede, „welche ich für so erheblich ansehe, als die Theorie der „Sätze, veranlaßte mich, die Aufgaben und Postulata nach den „Mustern zu definiren, die uns Euclid gegeben, und sie so gut „in theoretische und practische einzutheilen, als die Sätze in solche „zwo Arten eingetheilet werden können. Hierinn gehe ich von „Wolfen in Absicht auf die Sache selbst ab." Wir haben in dem dritten Hauptstücke, das von den Urtheilen und Fragen handelt, keine eigentliche Erklärung, was Hr. Lambert unter Fragen oder Aufgaben (er scheint zwischen Fragen und Aufgaben keinen Unterschied gelten zu lassen, als daß jene auch Postulata mit begreifen) versteht, finden können. Wenn es § 156 heißt: „eine „Frage auf ihre einfachste Form gebracht, hat nur zween Begriffe, und von diesen ist der eine nothwendig ein Verbum oder „Zeitwort. Z. E. eine Linie ziehen; ein Verhältniß finden; eine „Höhe messen;" u. s. w.: so ist diese Erklärung für's erste mehr grammatisch als logisch. Sodann sagen wir auch im Deutschen eine Linie zu ziehn, eine Höhe zu messen u. s. w.; dergestalt daß es eigentlich nur abgekürzte Redensarten zu seyn scheinen, die so viel heißen sollen, als: man verlangt, heischt, will wissen u. s. w., eine Linie zu ziehn, eine Höhe zu messen; ohne daß es nöthig sei, mit dem Hrn. Lambert den Infinitivis oder sonst einem Modo das eigentliche Amt anzuweisen, die Fragen dadurch anzudeuten. Die Euclidischen Forderungen lassen sich alle auf dergleichen abgekürzte Redensarten reduciren, als nämlich: man heischt, 1) von jedem Punkt zu jedem andern eine gerade Linie zu ziehn; 2) eine endliche gerade Linie gerade fortzuziehn; 3) aus jedem Mittelpunkt und jedem Zwischenraum einen Zirkel zu ziehn u. s. w. Wenn wir das eigenthümliche Merkmal einer Frage festsetzen wollen, so werden wir finden, daß in derselben zu einem unvollständigen Satze dasjenige gesucht wird, was ihm fehlt: es sei solches das Subject, Prädicat, die Verbindung, oder Bedingung, unter welcher das Prädicat dem Subject zukommt.

Die Möglichkeit, dieses fehlende Stück zu ergänzen, wird in einer Frage verlangt, oder schlechterdings vorausgesetzt. Hr. Lambert hat gleichwohl noch immer Recht, die Aufgaben in theoretische und practische einzutheilen, nachdem das in der Aufgabe Gesuchte, wenn es gefunden wird, in der Verbindung mit dem Gegebenen einen theoretischen oder practischen Satz ausmacht; d. h., wie Hr. Lambert § 158, 159 die Sache gar wohl erläutert: nachdem die Auflösung entweder nur ein für allemal gefunden werden darf, oder in jedem vorkommenden Fall die vorgeschriebene Verrichtung wiederholt werden muß. Allein die Sache genau zu nehmen, geht dieser Unterschied nicht sowohl die Frage, als die Antwort oder Auflösung an. Der vollständige Satz, welchen wir durch die Auflösung erhalten, kann, wie alle Sätze, bald theoretisch, bald practisch seyn. Die Aufgabe oder Frage hingegen setzt allezeit zum voraus, daß etwas geschehen, gefunden, gezogen, gemessen werden könne; Hr. Lambert sagt selbst § 161: „einer von den zweyen Hauptbegriffen", die in einer Aufgabe vorkommen, „muß nothwendig ein Verbum seyn, oder eine Handlung anzeigen"; und nach § 171 sind Postulata Handlungen, die an sich möglich sind. Hr. Lambert geht also in der Sache selbst nicht so sehr von Wolf ab, als er sich vorstellt. Der Unterschied liegt bloß in der willkührlichen Erklärung des Practischen. Wolf nennt die Heischesätze und Aufgaben practisch, weil dadurch angedeutet wird, daß etwas geschehen könne, daß eine gewisse Handlung möglich sei: Postulata sunt Propositiones quibus affirmatur aliquid fieri posse. Hierin stimmt Hr. Lambert mit ihm völlig ein; nur will er einen Satz nicht anders practisch nennen, als wenn er eine Verrichtung vorschreibt, die in jedem vorkommenden Fall wiederholt werden muß; da hingegen Wolf sich ausdrücklich erklärt, daß er einen jeden Satz, der aussagt, daß etwas geschehen könne oder daß eine Handlung möglich sei, practisch nennen wolle.

In dem Capitel von den einfachen Schlüssen trägt Hr. Lambert seine, unsern Lesern vermuthlich in etwas schon bekannte Erfindung vor, alle Schlußarten durch figürliche Zeichen vorzustellen, die so charakteristisch sind, daß sie alles, was auf eine zulässige Weise aus den Vordersätzen gefolgert werden kann, auf einmal vor Augen legen; auch daß nur die bündigen Sätze nach den Regeln dieser Beziehung construirt, die aber eine fehlerhafte Form haben, gar nicht gezeichnet werden können. Wenn diese

Erfindung gleich vor der Hand keinen großen Nutzen verspr
so kann sie speculativen Köpfen dennoch nicht gleichgültig s
da dieses der erste Schritt ist, den man zu thun hat, u
dereinst eine allgemeine Bezeichnungskunst erfunden werden
um alle philosophischen Fragen auf eine Art von Berechn
reduciren zu können. Als eine merkwürdige Erscheinung in
gelehrten Welt verdient angeführt zu werden, daß zu gleicher
Hr. Prof. Plouquet in Tübingen gleichfalls eine sinnr
Bezeichnungsart von Schlußarten erfunden hat, die er unter
Titel Calculum in logicis herausgegeben. Man sieht es so
an der Verschiedenheit der Zeichen, deren sich diese beiden M
weisen bedienen, als an ihren ganz von einander abweiche
Arten zu räsonniren, daß sie sich einander nichts weniger
ausgeschrieben, sondern ein jeder für sich auf den Einfall ge
men, eine logische Berechnungsart zu erfinden. Wir wage
nicht zu entscheiden, welche von den beiden Erfindungen die
quemste oder sinnreichste sei. Es sind in dieser Materie e
Broschüren zum Vorschein gekommen, die wir noch nicht d
gelesen haben. Indessen schienen uns die Zeichen des Hrn. L
bert natürlicher und bedeutender zu seyn.

Hr. Lambert zeigt ferner den Nutzen und den Gebrauch
vier Schlußfiguren, und lehrt, bei welcher Gelegenheit jede
selben am natürlichsten und ungezwungensten angebracht w
Wolf scheint das Dictum de omni et nullo für den einz
Grund aller Schlüsse gehalten zu haben; und wie die erste F
sich unmittelbar auf dieses Dictum gründet, alle übrigen Figu
aber erst durch Umwege daraus hergeleitet werden müssen, so
er der ersten Figur die größte Evidenz zugeschrieben. Hr. L
bert hingegen zeigt, daß jede Figur ihr besonderes Dictum h
welches ihr angemessen, und nicht weniger offenbar ist, als
Dictum de omni et nullo; daher sie denn alle von glei
Evidenz und Bündigkeit sind. Er setzt:

1) für die erste Figur Dictum de omni et nullo: w
von allen A gilt, gilt auch von jedem A;

2) für die zweite Figur Dictum de diverso: Dinge,
verschieden sind, kommen einander nicht zu;

3) für die dritte Figur Dictum de exemplo: wenn m
Dinge A findet, die B sind; so giebt es A, die B sind;

4) für die vierte Figur Dictum de reciproco: 1) w
kein M B ist, so ist auch kein B dieses oder jenes M; 2) w

C dieses B oder jenes B ist, oder nicht ist; so giebt es B, die C sind, oder nicht sind.

Daher, sagt Hr. Lambert, unterscheiden sich die vier Figuren auch in Absicht auf ihren Gebrauch; und wir bedienen uns, ohne daran zu denken, jeder Figur, da wo sie am natürlichsten ist: der ersten zu Erfindung oder Beweis der Eigenschaften eines Dinges, der andern zu Erfindung oder Beweis des Unterschiedes der Dinge, der dritten zu den Beispielen, und der vierten, um die Arten einer Gattung zu erfinden oder auszuschließen.

Um sich völlig zu überzeugen, daß alle Schlußfiguren von gleicher Evidenz sind, darf man sich nur vorstellen, daß sie alle unmittelbare Folgen aus der Classification unserer Begriffe sind. Wenn wir unsere Begriffe in Gattungen, Arten u. s. w. eintheilen, so können 1) die Merkmale einer jeden Classe von allem, was zu dieser Classe gehört, ausgesagt werden; — der Grundsatz der ersten Figur! 2) Hingegen gehört dasjenige nicht zu einer Classe, von dem die Merkmale dieser Classe nicht ausgesagt werden können; — der Grundsatz für die zweite Figur! 3) Wenn ein niederer Begriff zu zwei höhern gehört, so laufen die Gränzen dieser höhern Begriffe in einander, und schließen einander nicht aus. Dieses ist der Grundsatz der dritten Figur; nur ist in den vermeinten Schlüssen einer von den höhern Begriffen ein terminus infinitus. Denn wenn A sowohl C als B, oder sowohl C als non-B ist; so sind C und B, oder C und non-B keine abgesonderte Abtheilungen eines höhern Begriffs; sondern einiges C ist B, oder einiges C ist non-B, oder auch umgekehrt. Endlich 4) ein höherer Begriff, der eine Gattung (nicht) einschließt, schließt auch die Arten dieser Gattung (nicht) ein; und wenn er die Art (nicht) einschließt, so schließt er auch einen Theil der Gattung (nicht) ein. Hierauf gründet sich die vierte Figur. Man kann alle diese Sätze in Einen zusammen fassen. Wir untersuchen 1) welche andere Begriffe in einem höheren enthalten, 2) welche davon ausgeschlossen sind, 3) welche andere Begriffe sich einander zum Theil selbst enthalten oder ausschließen, und endlich 4) wie sich die höheren Begriffe zu den niedern vom zweiten Range verhalten.

Wir haben uns bei dieser Betrachtung etwas länger aufgehalten, weil man gar zu sehr gewohnt ist, alle übrigen Schlußfiguren, außer der ersten, als unnütze Grübeleien zu betrachten,

und erst letzthin ein Schriftsteller von Verdienst eine eigene A
handlung geschrieben hat, um ihre Entbehrlichkeit zu beweisen.

In dem 5ten Hauptstück handelt Hr. Lambert von d
zusammengesetzten Schlüssen und den nächsten Umwegen in Schlü
sen. Die Abzählung der einfachsten Umwege, deren man sich
bedient, wo die einfachen Schlüsse nicht hinreichen wollen, u
ihre Benennung durch bedeutende, gewissermaßen charakteristisch
Namen ist überaus sinnreich, wie nicht weniger die Anwendu
davon auf die Schlußketten, welche Hr. Lambert mit der größt
Genauigkeit durchgeht, ihre verschiedenen Arten von Verwicklu
gen anzeigt und auf logische Formeln reducirt. Was ande
Logiker nur in einzelnen Beispielen zu zeigen pflegen, betracht
er in der größten Allgemeinheit, und mit eben der systematisch
Strenge, mit welcher man sonst nur die Lehre von den einfach
Schlüssen auszuführen gewohnt gewesen.

Auch in der Lehre von den Beweisen, welche das 6te Haup
stück abhandelt, geht Hr. Lambert weiter als seine Vorgänge
und berührt nicht selten das an diese Theorie angränzende Gebi
der Erfindungskunst. Besonders merkwürdig sind in diesem Haup
stücke die Betrachtungen über die Fruchtbarkeit der identisch
Sätze und deren Gebrauch in der Naturlehre, um aus den E
fahrungen auf ihre allgemeinen Gründe zu schließen. Die vo
nehmste Ursache, warum wir in der Naturlehre in Absicht a
die allgemeinen Gründe der Erfahrung noch so sehr zurück sin
setzt Hr. Lambert darein, daß wir noch wenig fruchtbare ide
tische Sätze haben. In dem Hauptstücke von der Aufgabe drin
Hr. Lambert etwas tiefer in die Erfindungskunst ein. Er zeig
von welcher Beschaffenheit die Data und Requisita einer Aufga
seyn müssen, wenn sie einander bestimmen sollen; was die Log
noch zu leisten habe, wenn die Fragen in allen andern Wisse
schaften auf bloße logische Fragen sollen zurückgebracht werd
können; wie überhaupt die Aufgaben durch die Absonderung a
gemeiner gemacht, und durch die nähere Bestimmung in specie
lere verwandelt werden. Die Anlässe hierzu giebt ihm die M
thematik an die Hand, in welcher alle diese Methoden und Hülf
mittel der Erfindung am deutlichsten in die Augen fallen. E
entlehnt sie zum Theil aus der synthetischen Methode der Alte
die mehrsten aber aus dem kunstreichen analytischen Wege d
Neuern, und zeigt die Anwendung und den Gebrauch davon i
allen übrigen Wissenschaften. Wenn sich in den vorigen Haup

stücken der subtile logische Kopf in seiner größten Stärke gezeigt hat; so bewundern wir in diesem Hauptstücke das wahre erfindsame Genie, das mit Riesenschritten aus einer Wissenschaft in die andere übergeht, bald von dem Besondern auf das Allgemeine sich schwingt, bald von diesem zu jenem herabsteigt, und auf seinem Wege nichts unbemerkt läßt.

Von den Fragen kommt Hr. Lambert auf die Erfahrung. Er nennt die Versuche Fragen, die wir der Natur zur Beantwortung vorlegen. Die Vorbereitungen geben die Data an, und die Kräfte der Natur enthalten die allgemeinen Gründe, vermittelst welcher das Gesuchte aus dem Gegebenen folgt. Diese Vergleichung giebt ihm Anlaß zu sehr angenehmen Betrachtungen, z. E. in wie weit wir etwas verneinendes, etwas unbestimmtes oder etwas allgemeines durch Erfahrungen herausbringen können. Was Hr. Lambert in den Antworten der Natur unbestimmtes finden will, scheint nur eine entfernte Ähnlichkeit mit dem Unbestimmten in den algebraischen Vergleichungen zu haben. Eigentlich zu reden, ist die Wirkung der magnetischen Materie in Absicht auf die Nadel und dasjenige, was sie anzuzeigen hat, in den von Hrn. Lambert angeführten Fällen sehr bestimmt, aber $= 0$. Wenn eine Uhr still steht, so ist die Wirkung dieser Maschine nicht unbestimmt, sondern in Absicht auf die Veränderung der Zeit $= 0$. Die Chinesen sagen von einer solchen, sie sei todt, so wie die Schiffer von der Nadel, sie sei närrisch. — Weit richtiger sind hingegen die Betrachtungen des Hrn. Lambert in Absicht auf das Allgemeine, in wie weit es durch die Erfahrung gefunden, oder in welchem Falle die Induction entweder an und für sich selbst oder durch die Einschaltung der Zwischenfälle vollständig gemacht werden könne. Wir bedauern, daß uns der eingeschränkte Raum nöthigt, unsere Leser allhier auf das Werk selbst zu verweisen.

Das 9te Hauptstück, von der wissenschaftlichen Erkenntniß, scheint mit der wenigsten Sorgfalt ausgearbeitet zu seyn. Die hier vorkommenden Betrachtungen sind weder neu noch außerordentlich, und gleichwohl in einen so dunkeln und abstracten Vortrag eingehüllt, daß der Leser Geduld und Aufmerksamkeit verliert. Wir schämen uns nicht, zu gestehen, daß uns manche Stellen, aller angewandten Mühe ungeachtet, unverständlich geblieben sind. Zwar ist der Vortrag des Hrn. Lambert, wie wir schon angemerkt, überhaupt nicht sonderlich einleuchtend; indessen

iſt er uns nirgend ſo ermüdend
Hauptſtücke.

In der Alethiologie hand
heit ſelbſt, als dem Stoff alles D
ſtücke, von den einfachen oder ſi
ſen, nimmt Hr. Lambert mit L
nicht aus mehreren innern Merkma
keiner Zergliederung fähig ſind, ſ
anders als klar gedacht werden k
ihm z. E. Schall, Farbe, Gefi
Kraft, Daſeyn, Ausdehnung u. ſ
für an ſich ſelbſt denkbar, aber
gleichwohl an Größe und Grade
verſchiedene Verhältniſſe haben; n
homogen, daß keine innerliche g
ſelben anzutreffen ſind; ſondern e
Merkmal, und unter ſich haben ſ
ßerliche Verhältniſſe. Indeſſen ge
wegungen und Veränderungen, n
gehen, ſo oft in den Sinnen ei
allerdings zuſammengeſetzt ſind; all
in ſo weit es Begriffe in der S
nung nach gleichwohl einfach ſeyn
ſetztes haben. Er glaubt alſo nic
Seele ein treues Bild alles deſſen
unſerer Sinne vorgeht; denn ſein
den Werkzeugen der Sinne vielfä
wegungen vorgehen, denen zuſa
unauflöslicher Begriff in der See
fachen Begriffe kann alſo nichts a
fachen Bewegungen und Verän
durch deren Zuſammenſetzung er
könnte. — So ſehr aber auch
gefolgt iſt, ſo iſt er doch den ang
geneigt als dieſer engliſche Weltw
einfachen Begriffe, ſpricht er § 1
„eines denkenden Weſens. Es iſt
„denkendes Weſen ſich ſolche Begr
„Sinne vorſtellen könne. Warum
‚läßt ſich allerdings daraus erklären

„die nicht zulassen, daß wir uns schwächerer Vorstellungen be„wußt seyn können, wenn diese nicht bereits einmal durch Em„pfindungen lebhaft worden sind. Ungeachtet wir demnach solche „Begriffe durchaus a posteriori haben, so ist es doch eigentlich „nur das Bewußtseyn derselben, und es läßt sich nicht daraus „schließen, daß die Begriffe selbst nicht an sich schon in der Seele „sollten seyn können, ehe bey uns das Bewußtseyn derselben „durch die Empfindung veranlaßt wird."

In der Folge geht Hr. Lambert die einfachen Begriffe nach der Reihe durch, und sucht diejenigen aus, welche allgemeine Verhältnisse und Modificationen zulassen, und dadurch Stoff zu den Wissenschaften abgeben, die im strengsten Verstande a priori sind. Er findet mit Locke, daß diese nur in folgenden bestehen: 1) die Ausdehnung 2) die Solidität 3) die Bewegung 4) die Existenz 5) die Dauer und Succession 6) die Einheit 7) das Bewußtseyn 8) die Kraft zu bewegen 9) das Wollen. Auf diese einfachen Begriffe gründen sich: die Arithmetik, Geometrie, Chronometrie, Phoronomie und Logik, dahin man auch die Alethiologie, die Lehre des Möglichen und Nothwendigen, u. s. w. rechnen kann; — Wissenschaften, die sonst nichts als diese einfachen Begriffe zum Stoff, und die Regeln des richtigen Denkens zum Leitfaden erfordern, und also in dem genauesten Verstande a priori genannt werden können.

Hierauf folgen einige Betrachtungen über diejenigen einfachen Begriffe, zu welchen wir durch verschiedene Sinne gelangen können; und endlich eine sinnreiche Vergleichung zwischen dem Zustande eines Blinden, dem zur wissenschaftlichen Erkenntniß die klaren Begriffe des Sehens mangeln, und einem Sehenden, der sich auch dieses Stoffes bedienen kann; woraus Muthmaßungen gezogen werden, wie viel weiter wir in Erkenntniß der Wahrheit kommen würden, wenn wir mehrere Sinne hätten, und vermittelst derselben zu einem größern Vorrath von einfachen Begriffen gelangen könnten. Betrachtungen von dieser Art, sagt Hr. Lambert, mögen angenehm seyn, in so weit man sie etwa als Vorempfindungen der Zukunft ansehn kann; und in so fern fordern sie, nebst der geometrischen Richtigkeit in den Schlüssen, noch alle Lebhaftigkeit eines dichterischen Ausdruckes.

Wir müssen am Ende dieses Hauptstückes erinnern, daß die Betrachtungen des Hrn. Lambert noch immer ihren Nutzen behalten, wenn man auch annimmt, daß die Begriffe, die er für

den Grundsatz unserer Erkenntniß
sondern zum Theil nur in Ansehu
sind, weil wir in Zergliederung
können. Diese Untersuchung kann
davon abhangenden Wissenschaften
da es hingegen, wenn von der T
ten die Rede ist, gleich viel seyn k
zur Grundlage dienen, in der The
nicht anders scheinen. Genug, da
sie auch an und für sich möglich
noch unmöglich ist; auch in den
Begriffen aufgerichtet werden, kein
haben uns daher auch aller Anme
über diesen verjährten Streit hätte
in der Absicht, die sich unser Ver
macht, von welcher Seite man sic

In dem zweiten Hauptstück
oder 10 einfachen Grundbegriffe w
sätze und Forderungen an, die aus
ihnen entsprechenden Wissenschaft
werden: als nämlich die Grund=
Mathematik, Phoronomie u. s. w
macht, daß die Gewißheit unter
Sollte sich dieser Begriff nicht in
auflösen lassen? Die subjective Ge
anders zu seyn, und die objectiv
Möglichkeit dieses Bewußtseyns. B
nomie § 98 hätten wir gewünsch
zu sehen, wie die Gesetze, die mar
aus den einfachen Begriffen der
mittelbar folgen. Die vis inerti
transscendenten Verstande, in we
nimmt, ist nichts anders als das
tis, wodurch Wolf auch den Be
§ 117 hätte angemerkt zu werden
im eigentlichen Verstande durch W
daher auf Größen zurückgebracht w
hältniß angegeben werden soll.

In dem folgenden Hauptstü
den zusammengesetzten Begriffen.

der willkührlichen Zusammensetzung der Merkmale und Verhältnißbegriffe sagt, verdient untersucht zu werden. Eigentlich zu reden, haben die Zusammensetzungen der Merkmale an und für sich nichts willkührliches; denn alle mögliche Verbindungen der Merkmale und Begriffe sind ewige und unveränderliche Wahrheiten. Der Begriff der Heiligkeit z. B. ist eine ewige, unveränderliche Wahrheit; und hätte nicht aufgehört eine Wahrheit zu bleiben, wenn auch alle Sprachen kein Wort gehabt hätten, diese Zusammensetzung von Merkmalen auszudrücken. Das Willkührliche liegt einzig und allein in der Benennung. Nicht der übelverstandene Begriff der Substanz hat, wie § 141 gesagt wird, den Spinoza zu seinen Irrthümern verleitet; denn auch das, was Spinoza unter Substanz versteht, ist ein wahrer Begriff. Er irrte, weil er mit dem Worte Substanz nicht immer eben denselben Begriff verband. Auch solche Begriffe, die, wie Hr. Lambert sagt, eine Sache vorstellen, welche an sich ein Ganzes ist, und nicht erst nach unserer Willkühr dazu gemacht werden darf, z. E. Mensch, Haus, Thurm u. s. w.; müssen erst durch Gegeneinanderhaltung verschiedener einzelner Dinge von eben der Art herausgelesen und abgesondert werden; und der ganze Unterschied besteht darin, daß hier die Merkmale in die Sinne fallen, und daher gar leicht ausgelesen werden können. Man setze diesen Unterschied bei Seite, und zeige an, warum Substanz mehr willkührliches enthalten soll als Pflanze, oder Vernunft mehr als Haus? Beide haben vielmehr nichts willkührliches, als die bloße Benennung: daß sie nämlich dem menschlichen Geschlechte wichtig genug geschienen haben, sie von andern möglichen Zusammensetzungen der Merkmale zu unterscheiden, und zu ihrer Andeutung gewisse Wörter auszusetzen.

Das vierte Hauptstück handelt von dem Unterschiede des Wahren und Irrigen. Die Wahrheiten stehen unter sich in der genauesten Verbindung, und in einer so vollkommenen Harmonie, daß sie zusammengenommen ein einziges, vollständiges System ausmachen. Die Irrthümer hingegen dissoniren und stoßen sich einander selbst um. Diese Materie behandelt Hr. Lambert auf eine sehr sonderbare Weise, und zieht daraus einige Folgen, die ein sehr paradores Ansehn haben; z. E. § 253: alle Wahrheiten haben etwas gemein; § 258: es ist an sich unmöglich, alle Wahrheiten zugleich zu läugnen; § 270: die Wahrheiten hangen nicht so zusammen, daß, wenn man eine läugnet, dadurch alle übrigen

zugleich mit geläugnet werden
Hauptstücke der Satz vom zureic
untersucht, in wie weit das M
Hr. Lambert sucht §. 234 a)
wie gewöhnlich, in dem göttlich
Wahrheiten für das principium
tes, in so weit man von den en
suppositum intelligens schließen
Beweis etwas deutlicher ausgefü
von der Möglichkeit der Vorste
vorstellenden Wesens noch ein
scheint. Man begreift zwar lei
sobald man von dem Daseyn
überzeugt ist, auch für die O
werden müsse. Hieraus scheint
den Wahrheiten auch rückgängig
Verstandes geschlossen werden k
Weg so leicht nicht, als man s

J. H. Lambert's neues Organon, zweyter Band. Leipzig, 1764.

(aus der allg. deutschen Bibliothek Bd. 4. Stück 2. 1767. S. 1—30.)

In diesem Bande untersucht Hr. Lambert, was 1) die Zeichenerkenntniß und 2) der Schein in Erforschung der Wahrheit für einen Einfluß habe. Da hier ungemein viel neues vorkommt, so werden wir uns der eignen Anmerkungen enthalten und, so viel der Raum erlaubt, den Leser lieber etwas genauer mit den vortrefflichen Betrachtungen des Verf. bekannt machen. Das erste Hauptstück handelt von der symbolischen Erkenntniß überhaupt. Den vornehmsten Nutzen der Zeichen setzt Hr. Lambert darein, daß wir es vermittelst derselben in unserer Gewalt haben, die Begriffe in Abwesenheit der Gegenstände zu erneuern und zum Theil aufzuklären, wodurch die Zeichenerkenntniß ein unentbehrliches Hülfsmittel zum Denken wird. Wir bedienen uns der Bewegungen des Leibes, der Figuren oder Zeichnungen und der articulirten Töne, um unsere Gedanken auszudrücken, weil die Empfindungen dieser Art von Zeichen am leichtesten von uns erneuert werden können. Wir haben Geberden, Hieroglyphen, Buchstaben und vernehmliche Töne, dadurch wir unsere Begriffe nicht nur Andern andeuten, sondern uns selbst erinnerlich machen und aufklären; und erhält der Schall und die Rede vor allen übrigen Zeichen in keiner andern Absicht den Vorzug, als weil die Empfindung derselben zu allen Zeiten leicht, hurtig und vernehmlich erneuert werden kann. Die symbolische Erkenntniß macht sich auch von einer andern Seite zum Denken nothwendig, weil alle allgemeine und abstracte Begriffe nicht empfunden, und also nicht anders als durch Zeichen gedacht werden können. Die Zeichen sind entweder natürlich oder willkührlich. Die Wurzelwörter der Sprachen sind fast alle willkührlich, weil gar nicht auf die Ähnlichkeit des Eindrucks der Zeichen und des Bezeichneten gesehen worden. Jedoch merkt hier Lambert von der Metapher an, daß sie den natürlichen Zeichen schon näher kommen, wenn nämlich die eigne Bedeutung vorausgesetzt wird; weil in diesem Falle die dadurch benannten Dinge einige Ähnlichkeit haben und die metaphorische

Bedeutung des Worts sich auf diese Ähnlichkeit gründet. (ähnliche Beschaffenheit hat es mit vielen abgeleiteten und zu mengesetzten Wörtern.

Die Zeichen der Begriffe und Dinge sind wissenschaft wenn sie so genau mit den bezeichneten Sachen übereinkom daß die Theorie der Sache und die Theorie ihrer Zeichen einander verwechselt werden können; d. h. wenn aus der trachtung der Zeichen in Absicht auf das, was wir zu w verlangen, eben das erfolgt, was aus der Betrachtung der S selbst erfolgt seyn würde. In diesem Falle wird das De ungemein erleichtert, wenn wir von der Sache selbst abstrah und unsere Aufmerksamkeit auf die Begriffe der Zeichen besch ken. Nach diesem sehr fruchtbaren Begriffe von wissenscha chen Zeichen beurtheilt Hr. Lambert die Arten von Zeichen, in verschiedenen Künsten und Wissenschaften eingeführt s Von den Noten in der Musik sagt er, daß sie vielbedeu sind, aber den Fehler haben, daß aus bloßer Betrachtung Zeichen, ohne Rücksicht auf die Regeln der Composition, Gute vom Fehlerhaften nicht unterschieden werden kann. der Choreographie des Feuillet bemerkt er fast das Nämli jedoch findet er die Zeichen derselben natürlicher, und das W kürliche etwas mehr eingeschränkt, als bei den Noten in Musik. — Die Wörter Barbara, Celarent u. s. w. s ihm, wie schon Kästner irgendwo erinnert, weniger wissensch lich, als die Namen der Winde, deren sich die Schiffer bedie Hingegen sagt er von der von ihm erfundenen Bezeichnung Schlüsse, sie sei in dem strengsten Verstande wissenschaftl weil die bloße Betrachtung der Zeichen die Unmöglichkeit un lässiger Schlüsse angiebt, indem dieselben gar nicht gezeich werden können; bei den zulässigen Schlüssen hingegen alle F gerungen, die aus den Vordersätzen gerade und umgekehrt ge gen werden können, mit Einem Male vor Augen stellt: da die Theorie der Zeichen hier vollkommen anstatt der Theorie Sachen dienen kann.

Die Algebra ist das vollkommenste Muster der Charakte stik. Sie hat als Zeichenkunst ihre eigne Theorie, die man n mals weit genug wird treiben können. Wird aber eine Aufga aus andern Wissenschaften auf die Algebra reducirt, so ka man von denselben ganz abstrahiren, und die Auflösung d algebraischen Aufgabe ist zugleich auch die Auflösung von der

C dieſes B oder jenes B iſt, oder nicht iſt; ſo giebt es B, die C ſind, oder nicht ſind.

Daher, ſagt Hr. Lambert, unterſcheiden ſich die vier Figuren auch in Abſicht auf ihren Gebrauch; und wir bedienen uns, ohne daran zu denken, jeder Figur, da wo ſie am natürlichſten iſt: der erſten zu Erfindung oder Beweis der Eigenſchaften eines Dinges, der andern zu Erfindung oder Beweis des Unterſchiedes der Dinge, der dritten zu den Beiſpielen, und der vierten, um die Arten einer Gattung zu erfinden oder auszuſchließen.

Um ſich völlig zu überzeugen, daß alle Schlußfiguren von gleicher Evidenz ſind, darf man ſich nur vorſtellen, daß ſie alle unmittelbare Folgen aus der Claſſification unſerer Begriffe ſind. Wenn wir unſere Begriffe in Gattungen, Arten u. ſ. w. eintheilen, ſo können 1) die Merkmale einer jeden Claſſe von allem, was zu dieſer Claſſe gehört, ausgeſagt werden; — der Grundſatz der erſten Figur! 2) Hingegen gehört dasjenige nicht zu einer Claſſe, von dem die Merkmale dieſer Claſſe nicht ausgeſagt werden können; — der Grundſatz für die zweite Figur! 3) Wenn ein niederer Begriff zu zwei höhern gehört, ſo laufen die Gränzen dieſer höhern Begriffe in einander, und ſchließen einander nicht aus. Dieſes iſt der Grundſatz der dritten Figur; nur iſt in den vermeinten Schlüſſen einer von den höhern Begriffen ein terminus infinitus. Denn wenn A ſowohl C als B, oder ſowohl C als non-B iſt; ſo ſind C und B, oder C und non-B keine abgeſonderte Abtheilungen eines höhern Begriffs; ſondern einiges C iſt B, oder einiges C iſt non-B, oder auch umgekehrt. Endlich 4) ein höherer Begriff, der eine Gattung (nicht) einſchließt, ſchließt auch die Arten dieſer Gattung (nicht) ein; und wenn er die Art (nicht) einſchließt, ſo ſchließt er auch einen Theil der Gattung (nicht) ein. Hierauf gründet ſich die vierte Figur. Man kann alle dieſe Sätze in Einen zuſammen faſſen. Wir unterſuchen 1) welche andere Begriffe in einem höheren enthalten, 2) welche davon ausgeſchloſſen ſind, 3) welche andere Begriffe ſich einander zum Theil ſelbſt enthalten oder ausſchließen, und endlich 4) wie ſich die höheren Begriffe zu den niedern vom zweiten Range verhalten.

Wir haben uns bei dieſer Betrachtung etwas länger aufgehalten, weil man gar zu ſehr gewohnt iſt, alle übrigen Schlußfiguren, außer der erſten, als unnütze Grübeleien zu betrachten,

und Bewegungen der Menschen und zur Bezeichnung der nat
lichen Gegenstände kommen. Da diese zwar sehr in die Sin
fallen, aber aus unendlich mannigfaltigen Bestimmungen zusa
mengesetzt sind, so müssen die zu ihrer Andeutung festgesetz
Zeichen, wenn uns auch alle diese Bestimmungen bekannt wär
von unendlicher Weitläuftigkeit seyn, und das Wort z. B., wodu
man Mensch andeutet, die ganze Anatomie, Physiologie und P
chologie enthalten; oder man würde, wie in der Algebra, auf
kürzungen fallen müssen, welche dem Gedächtnisse wieder
viel zu thun machen würden. Die wirklichen Sprachen hab
von Natur und Nothwendigkeit geleitet, den Rückweg gene
men. Mit Bezeichnung der in die Sinne fallenden Geg
stände, als Handlungen und Bewegungen, auch Thiere, Pfl
zen und anderer Körper, machten sie den Anfang, und gal
ihnen beliebige Namen, als eben so viel abgekürzte Zeichen,
welchen die wissenschaftliche Sprache doch zuletzt hätte komm
müssen. Vom Ganzen gingen sie zu den größern, und v
diesen zu den kleinern Theilen über; und so nahmen die Sp
chen zu, wie die Erkenntniß erweitert worden ist.

Ob nun gleich die Sprachen auf eine solche Weise ni
völlig wissenschaftlich haben werden können, so sind sie gle
wohl in einigen Stücken dem Wissenschaftlichen ziemlich n
gekommen. Um bestimmt ausdrücken zu können, ohne
Menge der Wörter ins unendliche zu vervielfältigen, hat m
gesucht, die Veränderungen und Verwandlungen, denen die C
chen und ihre Begriffe unterworfen sind, ihre allgemeinen B
stimmungen, Beziehungen und Verhältnisse zum Theil du
analogische Veränderungen der Worte (ableiten, zusammensetz
abändern, abwandeln, vergleichen u. s. w.), zum Theil du
dazu festgesetzte besondere Wörter (Beiwörter, Zuwörter, V
wörter, Zwischenwörter, Bindewörter u. s. w.) anzudeuten.
Man sieht hieraus, daß Hr. Lambert die wirklichen Sprach
wie Systeme von Zeichen ansieht, welche von Weltweisen n
Überlegung, Wahl und Absicht erfunden worden sind. Da
aber, wie wir wissen, mehrentheils ohne Philosophie entstand
und vom Zufall und Gelegenheit ausgebildet wurden, so v
diente untersucht zu werden, woher das Wissenschaftliche komm
das wir in den Sprachen bemerken, und wie es ohne Vors
hat erhalten werden können?

Von vollkommen wissenschaftlichen Zeichen haben n

gesehen, daß die Theorie derselben mit der Theorie der Sachen, die sie vorstellen, verwechselt werden kann. Von den eingeführten Sprachen, sagt Hr. Lambert, kann man nur verlangen, daß jedes Wort, so viel es seine Structur zuläßt, den Abänderungen der Sache entsprechen solle; obgleich noch allemal viele Veränderungen und Versetzungen in den Worten nach den Regeln der Sprache möglich bleiben werden, denen keine Veränderung der Sache entspricht. Es ist eine Sprache vollkommener, je mehr sie Möglichkeiten enthält, aus ihren Wurzelwörtern Wörter von jeder beliebigen Bedeutung zusammenzusetzen und abzuleiten, dergestalt, daß man aus der Structur des Wortes seine Bedeutung verstehen könne. Die deutsche Sprache besitzt hierin einen großen Reichthum. Manche Wörter leiden ungemein viele Ableitungen und Zusammensetzungen. Hr. Lambert wünscht eine Theorie für die deutsche Sprache, in welcher die Gränzen dieser Möglichkeiten bestimmt und die verschiedene Bedeutung, welche jeder Art von Zusammensetzung und Ableitung zukommt, durch allgemeine Regeln festgesetzt werde. Von dieser Theorie verspricht er unserer Sprache einen Reichthum von bedeutenden, nachdrücklichen und genau bestimmten Worten, weil die wenigsten Wörter durch alle Verwandlungen und Ableitungen, die sie theils ihrer Bildung, theils ihrer Bedeutung nach leiden, durchgeführt sind. Die Ordnung der Sylben, welche in einer vollkommen wissenschaftlichen Sprache so sehr bedeutend seyn müßte, ist auch in den üblichen Sprachen nicht ganz unbedeutend gelassen worden. Im Deutschen sind Rathhaus und Hausrath, Bruchstein und Steinbruch u. s. w. solche Wörter, deren Versetzung die Bedeutung ändert. Ferner die Ableitungstheilchen werden den Wörtern bald vorgesetzt, bald angehängt, zwischeneingeschoben oder ganz abgesondert; und diese Ordnung ist theils an sich, theils dem Sprachgebrauch nach nicht gleichgültig. Wir sagen: igkeit, ichheit, lichkeit, keitlich, barung, barlich, barkeit, barlichkeit, barschaft, schaftlich, thümlich u. s. w.; unver, verun, unab, unum, unzu, verur, einver u. s. w. Die Regeln dieser Ordnung und Verbindung der Ableitungstheilchen sollen gleichfalls in vorerwähnter Theorie untersucht werden.

Von den abstracten Wörtern merkt Hr. Lambert an, daß die Haupt- und Beiwörter, welche abstracte metaphysische Begriffe vorstellen, sich durch ihnen eigene Endungen unterscheiden;

im Deutschen die Hauptwörter di
niß, sal, schaft, thum, ung u
die Endungen: icht, ig, lei, li
da hingegen die Zeitwörter, im
unterscheidendes Merkmal haben,
sie körperliche Handlungen oder a
wirrung und Vieldeutigkeit entspr
ten Zeitwörter fast durchgehends
sind, z. B.: verstehen, begreifen

Viertes Hauptstück. Von
der es bei der gemeinen Erklärun
Zeitwörter ein Thun oder Leiden
einem sehr uneigentlichen Versta
daß eine Redensart oder Phrasi
müsse. Diese Regel hat nur al
wenn durch das Zeitwort eine bl
serer Seele durch Bejahen oder V
in diesem Verstande giebt es a
Zeitwort. Indessen mag Hr. L
ben, diese Erklärung zu verwerfe
durch Infinitive ausgedrückt wiss
nen, zu nennen sind.

Über die Mittelwörter ma
trachtungen. Die Bedingung,
seyn sollen, scheint ihm willkühr
derselben auch auf die Hauptwö
die mit dem Zeitwort den Begrif
mein haben und nach einer all
werden. Daher will er die Infi
tern gemacht werden, als: das S
die von dem Zeitworte durch Ver
oder erinn, als: Liebhaber, M
gebildeten Hauptwörter zu den M
weist er diese Betrachtung, so wi
z. B. in: zänkisch, gläubig, n
gehängt werden und eine neue
könnten, in die vorhin erwähnte
Wir würden dabei zu überlegen
vornehmlich mit den Zeitwörtern
nicht sowohl dispositionem oder

„die nicht zulassen, daß wir uns schwächerer Vorstellungen be„wußt seyn können, wenn diese nicht bereits einmal durch Em„pfindungen lebhaft worden sind. Ungeachtet wir demnach solche „Begriffe durchaus a posteriori haben, so ist es doch eigentlich „nur das Bewußtseyn derselben, und es läßt sich nicht daraus „schließen, daß die Begriffe selbst nicht an sich schon in der Seele „sollten seyn können, ehe bey uns das Bewußtseyn derselben „durch die Empfindung veranlaßt wird."

In der Folge geht Hr. Lambert die einfachen Begriffe nach der Reihe durch, und sucht diejenigen aus, welche allgemeine Verhältnisse und Modificationen zulassen, und dadurch Stoff zu den Wissenschaften abgeben, die im strengsten Verstande a priori sind. Er findet mit Locke, daß diese nur in folgenden bestehen: 1) die Ausdehnung 2) die Solidität 3) die Bewegung 4) die Existenz 5) die Dauer und Succession 6) die Einheit 7) das Bewußtseyn 8) die Kraft zu bewegen 9) das Wollen. Auf diese einfachen Begriffe gründen sich: die Arithmetik, Geometrie, Chronometrie, Phoronomie und Logik, dahin man auch die Alethiologie, die Lehre des Möglichen und Nothwendigen, u. s. w. rechnen kann; — Wissenschaften, die sonst nichts als diese einfachen Begriffe zum Stoff, und die Regeln des richtigen Denkens zum Leitfaden erfordern, und also in dem genauesten Verstande a priori genannt werden können.

Hierauf folgen einige Betrachtungen über diejenigen einfachen Begriffe, zu welchen wir durch verschiedene Sinne gelangen können; und endlich eine sinnreiche Vergleichung zwischen dem Zustande eines Blinden, dem zur wissenschaftlichen Erkenntniß die klaren Begriffe des Sehens mangeln, und einem Sehenden, der sich auch dieses Stoffes bedienen kann; woraus Muthmaßungen gezogen werden, wie viel weiter wir in Erkenntniß der Wahrheit kommen würden, wenn wir mehrere Sinne hätten, und vermittelst derselben zu einem größern Vorrath von einfachen Begriffen gelangen könnten. Betrachtungen von dieser Art, sagt Hr. Lambert, mögen angenehm seyn, in so weit man sie etwa als Vorempfindungen der Zukunft ansehn kann; und in so fern fordern sie, nebst der geometrischen Richtigkeit in den Schlüssen, noch alle Lebhaftigkeit eines dichterischen Ausdruckes.

Wir müssen am Ende dieses Hauptstückes erinnern, daß die Betrachtungen des Hrn. Lambert noch immer ihren Nutzen behalten, wenn man auch annimmt, daß die Begriffe, die er für

den Grundsatz unserer Erkenntniß angiebt, nicht an
sondern zum Theil nur in Ansehung unser für einfa
sind, weil wir in Zergliederung derselben nicht we
können. Diese Untersuchung kann in der Seelenle
davon abhangenden Wissenschaften von großer Wich
da es hingegen, wenn von der Theorie der übrigen
ten die Rede ist, gleich viel seyn kann, ob die Begrif
zur Grundlage dienen, in der That einfach sind, ob
nicht anders scheinen. Genug, daß die fernere Auflö
sie auch an und für sich möglich wäre, doch vor der
noch unmöglich ist; auch in den Wissenschaften, die
Begriffen aufgerichtet werden, keinen Nutzen haben w
haben uns daher auch aller Anmerkungen enthalten,
über diesen verjährten Streit hätten zu machen geha
in der Absicht, die sich unser Verf. vorgesetzt, keinen
macht, von welcher Seite man sich auch erklären wo

In dem zweiten Hauptstücke nimmt Hr. Lamb
oder 10 einfachen Grundbegriffe wieder vor, und zeigt
sätze und Forderungen an, die aus denselben fließen,
ihnen entsprechenden Wissenschaften ohne Beweis
werden: als nämlich die Grund- und Heischesätze in
Mathematik, Phoronomie u. s. w. Er hält § 73
macht, daß die Gewißheit unter die einfachen Begr
Sollte sich dieser Begriff nicht in das Bewußtseyn d
auflösen lassen? Die subjective Gewißheit scheint allen
anders zu seyn, und die objective reducirt sich auf
Möglichkeit dieses Bewußtseyns. Bei den Grundsätzen
nomie § 98 hätten wir gewünscht, etwas deutlicher
zu sehen, wie die Gesetze, die man für die Bewegung
aus den einfachen Begriffen der Bewegung und der
mittelbar folgen. Die vis inertiae, in dem allgem
transscendenten Verstande, in welcher sie Hr. Lamb
nimmt, ist nichts anders als das principium rationis
tis, wodurch Wolf auch den Begriff der vis inert
§ 117 hätte angemerkt zu werden verdient, daß die
im eigentlichen Verstande durch Wiederholungen zunel
daher auf Größen zurückgebracht werden müssen, wen
hältniß angegeben werden soll.

In dem folgenden Hauptstücke handelt Hr. La
den zusammengesetzten Begriffen. Was Hr. Lambert

der willkührlichen Zusammensetzung der Merkmale und Verhältnißbegriffe sagt, verdient untersucht zu werden. Eigentlich zu reden, haben die Zusammensetzungen der Merkmale an und für sich nichts willkührliches; denn alle mögliche Verbindungen der Merkmale und Begriffe sind ewige und unveränderliche Wahrheiten. Der Begriff der Heiligkeit z. B. ist eine ewige, unveränderliche Wahrheit; und hätte nicht aufgehört eine Wahrheit zu bleiben, wenn auch alle Sprachen kein Wort gehabt hätten, diese Zusammensetzung von Merkmalen auszudrücken. Das Willkührliche liegt einzig und allein in der Benennung. Nicht der übelverstandene Begriff der Substanz hat, wie § 141 gesagt wird, den Spinoza zu seinen Irrthümern verleitet; denn auch das, was Spinoza unter Substanz versteht, ist ein wahrer Begriff. Er irrte, weil er mit dem Worte Substanz nicht immer eben denselben Begriff verband. Auch solche Begriffe, die, wie Hr. Lambert sagt, eine Sache vorstellen, welche an sich ein Ganzes ist, und nicht erst nach unserer Willkühr dazu gemacht werden darf, z. E. Mensch, Haus, Thurm u. s. w.; müssen erst durch Gegeneinanderhaltung verschiedener einzelner Dinge von eben der Art herausgelesen und abgesondert werden; und der ganze Unterschied besteht darin, daß hier die Merkmale in die Sinne fallen, und daher gar leicht ausgelesen werden können. Man setze diesen Unterschied bei Seite, und zeige an, warum Substanz mehr willkührliches enthalten soll als Pflanze, oder Vernunft mehr als Haus? Beide haben vielmehr nichts willkührliches, als die bloße Benennung: daß sie nämlich dem menschlichen Geschlechte wichtig genug geschienen haben, sie von andern möglichen Zusammensetzungen der Merkmale zu unterscheiden, und zu ihrer Andeutung gewisse Wörter auszusetzen.

Das vierte Hauptstück handelt von dem Unterschiede des Wahren und Irrigen. Die Wahrheiten stehen unter sich in der genauesten Verbindung, und in einer so vollkommenen Harmonie, daß sie zusammengenommen ein einziges, vollständiges System ausmachen. Die Irrthümer hingegen dissoniren und stoßen sich einander selbst um. Diese Materie behandelt Hr. Lambert auf eine sehr sonderbare Weise, und zieht daraus einige Folgen, die ein sehr paradores Ansehn haben; z. E. § 253: alle Wahrheiten haben etwas gemein; § 258: es ist an sich unmöglich, alle Wahrheiten zugleich zu läugnen; § 270: die Wahrheiten hangen nicht so zusammen, daß, wenn man eine läugnet, dadurch alle übrigen

Wir kommen zum neunten Hauptſtücke, von der Art ei Sprache (genius, indoles linguae).

Er rechnet das zu dem Genio einer Sprache, wodurch zu einer gewiſſen Art und Form der Erkenntniß biegſamer als zu andern. Jede Sprache hat nämlich eine gewiſſe Anz von Wörtern, wodurch unſere Erkenntniß eine gewiſſe Fo oder Geſtalt erhält. Die Mittel, aus den Wurzelwörtern ſammengeſetzte und abgeleitete zu bilden und ihre Anzahl du Metaphern zu vermehren, geben gleichfalls jeder Sprache ei ihr eigenen Schwung, eine beſondere Biegſamkeit, die Spra von einer gewiſſen Seite leichter, klarer, natürlicher, beſtim ter, nachdrücklicher, männlicher darzuſtellen. Ferner, ſagt Lambert, kommt auch ſehr viel darauf an, von welcher Art Gelehrſamkeit die claſſiſchen Schriftſteller einer Sprache ſu und dieſes iſt nicht zu läugnen. Wenn er aber glaubt, Philoſophen machten eine Sprache nicht nur beſtimmter, ſond auch nachdrücklicher, da hingegen Dichter und Redner die Spra weicher, flüſſiger und auch zum Theil kraftloſer und weibiſ machen; ſo glauben wir, daß dieſes Urtheil etwas partheii ſei. Durch die Bemühungen der Weltweiſen wird eine Spra zwar beſtimmter, aber ſelten nachdrücklicher. Ihren Nachdr erhält ſie vielmehr von gewiſſen Gattungen der Dichtkunſt, Epopee, Drama, Ode und Lehrgedicht; die Redner bereich die Sprache durch die mannigfachen Wendungen, welche ſie Gedanken geben; und guten Geſchichtsſchreibern hat ſie mehr theils die Flüſſigkeit und Nettigkeit im Vortrage zu verdank Nur der Mißbrauch der Dichtkunſt und Redekunſt macht e Sprache weibiſch und kraftlos, ſo wie der Mißbrauch der W weisheit ſie dunkel und geſchwätzig machen kann. Hr. Lamb iſt ſonſt gewohnt, den ſchönen Wiſſenſchaften Gerechtigkeit w derfahren zu laſſen; und wir haben uns nicht wenig wundert, hier ein ſo ungerechtes Urtheil über dieſelben zu f den. Daß ſie mehr für die untern Erkenntnißkräfte arbeit iſt ein zur Mode gewordener Ausdruck, der vieler Einſchrä kungen bedarf.

Das Eigenthümliche einer jeden Sprache fängt, wie L Lambert bemerkt, ſchon bei den erſten Beſtandtheilen derſelb an. Den meiſten Wörtern kann man es anhören, zu welch Sprache ſie gehören; und dieſes läßt ſich vornehmlich an d

Endungen derselben, die in Ableitungstheilchen bestehn, erkennen. Der Unterschied der Ableitungstheilchen erstreckt sich auf ihre Bedeutung. Man findet nicht für jedes Ableitungstheilchen einer Sprache ein gleichbedeutendes in einer andern. Da sie indessen metaphysische Verhältnißbegriffe und Bestimmungen vorstellen, so erhält dadurch jede Sprache, in so weit sie von andern abgeht, einen ihr eigenen Schwung; und sie kann öfters mit einem Worte ausdrücken, was man in andern Sprachen durch Umschreibungen, oder durch Wörter geben muß, die einen ganz andern Ursprung haben, oder Wurzelwörter, oder Metaphern sind. Die Art, die Ableitungstheilchen anzuhängen, vorzusetzen oder einzuschieben, und die Ordnung, Wörter zusammenzusetzen, hat ebenfalls in jeder Sprache etwas besonderes, welches dem Charakteristischen in derselben eine eigene Gestalt giebt.

Der Schwung, welchen eine Sprache hierin nimmt, macht einen Theil ihrer Art oder ihres Genius aus, und äußert sich in allgemeinen Sprachähnlichkeiten, nach denen man sich in Ableitung und Zusammensetzung neuer Wörter richtet. Was dieser Ähnlichkeit zu einer gewissen Zeit zuwider ist, oder was noch kein Beispiel für sich hat, das sieht man als dem Genio der Sprache zuwider an. Da indessen in lebenden Sprachen neue Wortfügungen entstehen, so bleibt auch hierbei zu untersuchen, warum einige in Aufnahme kommen, andere aber nicht. Der Verf. erläutert dieses durch Beispiele aus der deutschen Sprache.

In dem zehnten Hauptstücke, von dem Hypothetischen der Sprachen, werden vornehmlich die Gelegenheiten zu Wortstreiten angezeigt, und Mittel an die Hand gegeben, wie sie zu vermeiden sind. Alle Wörter, die, in ihrem ersten Verstande genommen, ein in die Sinne fallendes Ganze vorstellen, machen in Absicht auf das Hypothetische der Sprache die erste Classe aus. Hier können die Wortstreite unmittelbar durch Vorzeigung der Sache gehoben werden; und dieses Mittel ist in der Naturlehre, besonders aber und leichter noch in der Meßkunst, durchaus möglich: daher in diesen Wissenschaften aller Wortstreit leicht zu vermeiden ist. — Die zweite Classe gründet sich auf die Ähnlichkeit des Eindrucks, welchen die Dinge der Intellectual- und Körperwelt in die Seele machen. Zur Benennung derselben werden Wörter gebraucht, die in ihrem eigentli-

chen Verſtande Dinge der Körper
ſtande aber abſtracte Begriffe vorſt
die Wortſtreite ſchon häufiger und
derſelben muß man die Vergleichung
mögen, auseinanderſetzen, wodurch
Schwankende abgeſondert und auf
Denn da die Dinge der Intellectu
zeigt werden können, ſo iſt die A
Dingen der Körperwelt, welche de
das einzige Mittel das klare A
dern zu erwecken. — Die Wört
ſolche Begriffe, welche durch Zuſ
der Begriffe von der zweiten Claſ
unmittelbare Vergleichung mit ſin
die Wörter dieſer Claſſe müſſen d
Wörter erklärt werden. Daher f
ſtellung weg, und ſie geben am
ten. Was Hr. Lambert am End
ontologiſchen Satz: modi possun
essentia erinnert, hat uns nicht
„angezeigte Möglichkeit", ſpricht
„man die Begriffe des Weſens
„definiren und die Definitionen b
„will dieſer Satz nicht mehr ſag
„einerley Namen beybehalten, ohn
„rungen zu ſehen, die ſie leiden.
„Abkürzung der Sprache, theils
„theils auch weil die Veränderun
„Sinne fallen, und mehrentheils
„merkliche Stuffen gehen." Wir
Die Möglichkeit des gerügten onto
dann vorausgeſetzt, wenn wir be
nition mit dem Sprachgebrauch
griff vom Weſen und Modificati
ohne auf den Sprachgebrauch zu
und würde nicht aufhören wahr z
ner Sprache ein Wort zu finde
In dieſer Betrachtung alſo iſt be
unmittelbar aus der Vergleichung
nämlich aus dem Begriffe des

nigen, welche man an die algebraische reducirt hat. Zwar haben die primitiven Zeichen der Algebra viel willkührliches; die Buchstaben als Zeichen der Größe noch mehr als die Zeichen $+ - < > \sqrt{}$, wodurch Verbindungen und Verhältnisse ausgedrückt werden. Auch läßt sich aus der bloßen Natur der Zeichen keine Regel folgern, wie sie verbunden, versetzt und verwandelt werden müssen; sondern man muß die Theorie der Größen zu Hülfe nehmen, und durch dieselben die allgemeinen Möglichkeiten der Operation festsetzen. Ferner ist der Ort in der Algebra nicht allezeit bedeutend, obgleich in gewissen Fällen darauf gesehen worden. Wenn aber die einfachen Möglichkeiten als Postulata der Größenlehre festgesetzt sind, so kann man durch Anwendung und Verbindung derselben mit den Zeichen der Größen die zusammengesetzten Möglichkeiten herausbringen, und bestimmen, wie weit sie reichen, welche Verhältnisse sie haben, und wie sie sich in einander verwandeln lassen. Sie hat auch den Vorzug, daß sie nicht nur antwortet, was gefragt wird; sondern wenn die Frage mehrere Antworten leidet, so giebt sie alle zugleich an. Sie zeigt ferner, ob die Data hinreichend, mangelhaft, überflüssig oder widersprechend sind. Hr. Lambert macht die Anwendung hiervon auf die allgemeine Zeichenkunst des Leibnitz, und zeigt, was dazu erfordert wird, wenn sie durchaus wissenschaftlich seyn soll.

Das zweite Hauptstück, von der Sprache an sich betrachtet, enthält allgemeine Betrachtungen über die Natur der einfachen Laute, Sylben, Worte, im Sprechen sowohl als im Schreiben. Hr. Lambert verspricht sich, wie es scheint, nicht viel von der längst gewünschten allgemeinen Schrift, die aus Sachcharakteren bestehen und in allen Sprachen zu lesen seyn soll. Da uns die Rede, spricht er, immer unentbehrlich bleiben wird, so werden auch die einfachsten Zeichen der Buchstaben und einfachen Laute von gleicher Nothwendigkeit bleiben, weil sie dazu dienen, daß wir die Rede vor Augen malen, und weil man außer dem Alphabet keinen kürzern Schlüssel zur Zeichnung der Rede wird finden können.

Dritter Abschnitt, von der Sprache als Zeichen betrachtet. In einer vollkommen wissenschaftlichen Sprache würde alles, bis auf die Buchstaben und ihre Ordnung, bedeutend seyn. Man würde mit Bezeichnung der allgemeinen Begriffe und der einfachsten Figuren anfangen, und zu zusammengesetzteren Dingen fortgehen müssen. Am allerspätesten würde man zu Handlungen

und Bewegungen der Menschen
lichen Gegenstände kommen.
fallen, aber aus unendlich man
mengesetzt sind, so müssen die
Zeichen, wenn uns auch alle di
von unendlicher Weitläuftigkeit
man Mensch andeutet, die ga
chologie enthalten; oder man w
kürzungen fallen müssen, we
viel zu thun machen würden.
von Natur und Nothwendigke
men. Mit Bezeichnung der
stände, als Handlungen und
zen und anderer Körper, mac
ihnen beliebige Namen, als e
welchen die wissenschaftliche S
müssen. Vom Ganzen ginge
diesen zu den kleinern Theilen
chen zu, wie die Erkenntniß e

Ob nun gleich die Spra
völlig wissenschaftlich haben w
wohl in einigen Stücken dem
gekommen. Um bestimmt a
Menge der Wörter ins unend
gesucht, die Veränderungen un
chen und ihre Begriffe unterw
stimmungen, Beziehungen un
analogische Veränderungen der
abändern, abwandeln, vergleic
dazu festgesetzte besondere Wö
wörter, Zwischenwörter, Bind
Man sieht hieraus, daß Hr.
wie Systeme von Zeichen ans
Überlegung, Wahl und Absich
aber, wie wir wissen, mehren
und vom Zufall und Gelege
diente untersucht zu werden, w
das wir in den Sprachen bem
hat erhalten werden können?

Von vollkommen wisse

Relative von der wirklichen Änderung an. Z. B.: die Sonne scheint in 24 Stunden 360 Grade eines Zirkels zu durchlaufen. Dieser Schein kann hervorgebracht werden, es sei, daß die Erde oder die Sonne ruhe, oder beide sich bewegen. Drehet sich die Sonne und die Erde zugleich, so giebt der Schein nur die Summe oder die Differenz der Bewegungen an, welche in 24 Stunden zwar 360 Grade ausmacht; aber es muß aus andern Gründen entschieden werden, wie viel der Erde und der Sonne davon zuzuschreiben ist.

Den subjectiven Theil zu erkennen, dient der Lehrsatz: daß die Veränderung in dem subjectiven Theile des Scheins sich zugleich auf mehrere Objecte erstrecke. Wenn also in mehreren Objecten eine Veränderung des Scheins zu spüren, so ist die Ursach davon wahrscheinlicherweise dem Subject zuzuschreiben und in dem empfindenden Sinne zu suchen. Um den relativen Theil des Scheins zu entdecken, ist es gut, die Umstände der Sachen auf alle Arten abzuwechseln. In der Geometrie z. B. lehrt man aus der an zwei Standorten beobachteten scheinbaren Lage der Gegenstände ihre wahre Lage bestimmen. Die gemessenen Winkel geben die scheinbare Lage an, da hingegen zu der wahren Lage auch die Entfernungen gehören. Bei Gelegenheit des objectiven Theils des Scheins untersucht Hr. Lambert weitläuftig die, in der That sehr schwere Frage: was in den Körpern wahr, real und bloßer Schein ist? Nach sehr tiefsinnigen Betrachtungen, welche er über diese Materie anstellt, entscheidet er endlich die Frage dahin, daß er die Begriffe der Farben, des Schalls, des Geruchs, des Geschmacks, der Härte, Flüssigkeit, Wärme, Kälte und des Schmerzes schlechthin in das Gedankenreich verweist, und für Erscheinungen erklärt, welche zwar durch wirkliche Eigenschaften, Modificationen der Körper und den dabei vorgehenden Mechanismus veranlaßt werden, welche uns aber diese Eigenschaften und Modificationen, diesen Mechanismus nicht unmittelbar empfinden lassen, sondern unter ganz andern Bildern zeigen. Hingegen Ausdehnung, Solidität und Bewegung hält er für drei wahre allgemeine Eigenschaften des Körpers, die sich bei großen und festen Körpern, wo sie in die Sinne fallen, nicht unter fremden Bildern, sondern so, wie sie sind, darstellen, und auch als solche von uns empfunden werden. Zwar ist auch in Ansehung dieser Grundbegriffe die

wahre Ausdehnung, Solidität un
baren fast immer verschieden, als
Schein befreit sind; indessen stel
fremden Bildern vor, sondern ihr
von einerlei Art und nur dem G
schieden; auch giebt es Fälle, w
ihnen zusammentreffen: und die
die Auflösung der Frage vollständig

Drittes Hauptstück, von den
diesem Hauptstücke wird untersuch
Schein sich in die Erkenntniß der
das Scheinbare mit dem Wahren
auch die Frage vor, wiefern es
ohne sinnliche Bilder deutlich zu d
Entscheidung giebt es Fälle, wo
Bilder der Einbildungskraft beibeh
ten Grundbegriffen: Ausdehnung,
gehört das Bild mit zur Sache,
Hr. Lambert, kann nicht davon
Begriffen hingegen muß der reine
len Bestimmungen, welche die E
abstrahiren, und sich bloß Worte
dem Bewußtseyn, daß sie etwas
drücken, welches sich auf eine best
wenden läßt. Auf diese Art kann
hirens und der Schlüsse die abstra
Einbildungskraft hinaufschwingen.
nen Wahrheiten brauchbar machen
minder abstracte Sätze angewandt
näher gebracht werden.

Viertes Hauptstück, von de
erste hierher gehörende Frage ist: i
fen vom Guten Wahres und Sch
die Anwendung der Lehre von p
Schein auf das Gute entschieden.
dieser Gelegenheit des Hrn. Verf.
des Verstandes auf den Willen zu
chung, die zu dieser Frage zu geh
Hr. Lambert nicht einläßt. Man

in welchem Verstande sich die Idee des Mittelworts nicht so leicht erweitern ließe.

Fünftes Hauptstück. Von den Nennwörtern. Hr. Lambert will die Hauptwörter von den Beiwörtern dadurch unterscheiden, daß sich die Dinge, die jene vorstellen, zählen lassen; und unter diesem Merkmale sollen die nomina abstracta mit begriffen seyn. Wir sehen nicht ein, wie von den Abstractis: das Lesen, das Denken, die Weisheit, die Furcht u. s. w. gesagt werden kann, daß man sie zählen könne? Da man, wenigstens im Deutschen, von vielen solchen Abstractis keine mehrere Zahl bilden kann, so ist dieses Criterium nicht allgemein genug.

Von dem Unterschiede der Geschlechter bemerkt Hr. Lambert, daß sie sehr willkührlich sind, und an ihrer Stelle weit schicklichere Unterschiede hätten gewählt werden können. So wie die Abstracta im Deutschen durch die Endungen ziemlichermaßen kenntlich gemacht worden sind, so hätten auch bei den übrigen Hauptwörtern die Arten und Gattungen des Naturreichs, gleichfalls durch die Endungen, unterschieden werden können. Auch die Verschiedenheit der Declinationen hat nichts bedeutendes, und ist bloß willkührlich. Nach den Regeln der Charakteristik hätte entweder jede Abänderung für eine gewisse Classe oder Gattung der Dinge bestimmt seyn, oder jedes Hauptwort sich durch alle Abänderungen durchführen lassen, und in jeder eine besondere Bestimmung in der Bedeutung erhalten müssen. Beides ist in den uns bekannten Sprachen nicht geschehen. Hingegen findet er in der Comparation schon viel metaphysisches, und eine Unterscheidung der Grade, welche für die gemeine Erkenntniß keiner größern Genauigkeit bedarf.

Wie die abstracten Hauptwörter in die Sprachen gekommen, hält Hr. Lambert für sehr schwer zu erörtern, zumal da die Sprachen dadurch einen Schwung bekommen, der sie vom Sinnlichen zu dem Abstracten, Allgemeinen und Metaphysischen erhöhet hat. Es muß dem ersten Erfinder nothwendig schwer geworden seyn, das Eis zu brechen und zu dieser, ihm ganz neuen Gattung von Begriffen zu gelangen. Wir glauben, diesen Übergang einigermaßen begreiflich machen zu können. Der Erste, welcher das Prädicat eines Satzes zu einem Subject eines andern Satzes hat machen wollen, war genöthigt, es in ein nomen abstractum zu verwandeln. Der Satz sei: die Men-

ſchen empfinden; will man von dem Prädicate
ausſagen, daß es auch den Thieren zukomme,
Prädicat in ein Abſtractum umgebildet werden:
kommt auch den Thieren zu. — Am Ende
Lambert, warum man bei Abwandlung der Zeit
Verſchiedenheit der Zeit und nicht auf die Ver
Orts und deſſen Beſtimmungen, bei den Nennw
keines von beiden geſehen habe.

Das ſechste Hauptſtück handelt von den
Redetheilen. Was Hr. Lambert über die Vorn
wörter vorbringt, hat uns nicht völlig Genüge
vermiſſen gewiſſe Merkmale, welche dieſen Redet
eigen zu ſeyn ſcheinen und wodurch ſie ſich vor
unterſcheiden. So ſind die Zuwörter niemals
der Sachen, ſondern der Eigenſchaften oder de
daher ſie ſich allezeit entweder auf ein Beiwort
Zeitwort beziehen. Die Vorwörter hingegen dri
hältniß aus, in welchem ein Hauptwort, das
noch Prädicat des Satzes iſt, mit einem vo
Selbſt in dem Falle, wenn das Vorwort ein
chen des Zeitwortes wird (§ 216), ſcheinen die
ausgelaſſen oder unbeſtimmt zu bleiben. Hierdur
klären, warum folgende Redensarten, z. B.: ei
reiſen, durch ein Land reiſen, etwas aufſtellen,
len; nicht gleichgeltend, ſondern von ganz verſc
tung ſind. Die Ausführung hiervon würde uns
ren; und wir begnügen uns, dem Leſer, welche
lationen liebt, einen Wink gegeben zu haben, d
tere Betrachtungen führen kann. Hingegen ſind
gen des Verf. über die Bindewörter ſo fruchtbar
Er ſieht ſie als Meiſterſtücke der Sprache an, w
ſehr kurze Art der Rede Verſtand, Beſtimmun
menhang geben. Sie geben den Geſichtspunkt an
ein Satz in Abſicht auf das Vorhergehende und
muß betrachtet werden: ob er ein Grund, Bewei
läuterung, Ausnahme, Hinderniß, Nebenumſtand
telglied zum Schluſſe, Einwurf, Gegenſatz, Fo
merkung, Abſicht, Endzweck, Bedingung, Tr
knüpfung u. ſ. w. ſei. Sie thun in der gemei
Dienſt, welchen in dem Vortrage der Mathemati

nungen der Sätze verrichten. Denn die Mathematiker haben für ihre Sätze besondere Namen, als: Erklärung, Grundsatz, Forderung, Lehrsatz, Lehnsatz, Beweis, Zusatz, Aufgabe, Auflösung, Anmerkung u. s. w.; wodurch sie anzeigen, was der Satz ist, wozu er dient, woher er genommen ist, in welcher Verbindung er mit dem vorhergehenden oder mit dem folgenden steht, was zu seinem Behufe erfordert wird u. s. w. Die Beiwörter gehören daher unter allen Sprachtheilen am unmittelbarsten zum Gebiete der Vernunft, und sind im eigentlichsten Verstande das Werk dieser Erkenntnißkraft, sowohl in Absicht auf ihren Ursprung, als in Absicht auf ihren Gebrauch; denn sie erstrecken sich nicht auf einzelne Begriffe von Dingen, Handlungen, Eigenschaften u. s. f.: sondern auf die Verbindung derselben, und stellen daher logische Verhältnißbegriffe vor, welche eine reife und geübte Vernunft erfordern. Die besondern Anmerkungen bei dieser Gelegenheit müssen in dem Werke selbst nachgelesen werden.

Wir übergehen der Kürze halber die Hauptstücke von der Wortforschung und Wortfügung, ob sie gleich sehr gründliche Anmerkungen enthalten und diese Theile der Sprachkunst in einem sehr philosophischen Gesichtspunkte darstellen. Hr. Lambert unterscheidet in allen seinen Betrachtungen über die Sprache das Metaphysische von dem Charakteristischen und Grammatischen. S. 185 erklärt er, was er hierunter versteht; das Metaphysische geht auf die bezeichneten Sachen, ihre Natur, Eigenschaften und allgemeinen Verhältnisse; das Charakteristische betrifft die Zeichen, in so weit sie sich durch das Metaphysische bestimmen und auf Regeln bringen lassen; da hingegen das Grammatische dasjenige begreift, was in den wirklichen Sprachen, anstatt charakteristisch zu seyn, bloß willkührlich, und weder in den Sachen noch in den Zeichen gegründet ist. Allenthalben richtet er sein Augenmerk auf die allgemeine Charakteristik, und zeigt, was in einer vollkommen charakteristischen Sprache geleistet werden sollte, und worin die uns bekannten Sprachen zurückbleiben. Man denke aber nicht, daß er die Sprache bloß für den philosophischen Vortrag zurichten, d. h. deutlich und bestimmt machen will. Vielmehr hat er auf die schönen Wissenschaften mit gesehen, und bei verschiedenen Gelegenheiten wohl angemerkt, was Leben, Nachdruck, Rührung und Wohlklang von einer Sprache fordern. —

Wir kommen zum neunten Hauptſtücke, von
Sprache (genius, indoles linguae).

Er rechnet das zu dem Genio einer Sprach
zu einer gewiſſen Art und Form der Erkenntniß
als zu andern. Jede Sprache hat nämlich eine
von Wörtern, wodurch unſere Erkenntniß eine
oder Geſtalt erhält. Die Mittel, aus den Wu
ſammengeſetzte und abgeleitete zu bilden und ihre
Metaphern zu vermehren, geben gleichfalls jeder
ihr eigenen Schwung, eine beſondere Biegſamkeit
von einer gewiſſen Seite leichter, klarer, natürli
ter, nachdrücklicher, männlicher darzuſtellen. Fe
Lambert, kommt auch ſehr viel darauf an, von
Gelehrſamkeit die claſſiſchen Schriftſteller einer
und dieſes iſt nicht zu läugnen. Wenn er ab
Philoſophen machten eine Sprache nicht nur beſti
auch nachdrücklicher, da hingegen Dichter und Redn
weicher, flüſſiger und auch zum Theil kraftloſer
machen; ſo glauben wir, daß dieſes Urtheil etw
ſei. Durch die Bemühungen der Weltweiſen wird
zwar beſtimmter, aber ſelten nachdrücklicher. Ih
erhält ſie vielmehr von gewiſſen Gattungen der
Epopee, Drama, Ode und Lehrgedicht; die Re
die Sprache durch die mannigfachen Wendungen,
Gedanken geben; und guten Geſchichtsſchreibern
theils die Flüſſigkeit und Nettigkeit im Vortrage
Nur der Mißbrauch der Dichtkunſt und Redekun
Sprache weibiſch und kraftlos, ſo wie der Mißbra
weisheit ſie dunkel und geſchwätzig machen kann.
iſt ſonſt gewohnt, den ſchönen Wiſſenſchaften G
derfahren zu laſſen; und wir haben uns nic
wundert, hier ein ſo ungerechtes Urtheil über die
den. Daß ſie mehr für die untern Erkenntnißk
iſt ein zur Mode gewordener Ausdruck, der vie
kungen bedarf.

Das Eigenthümliche einer jeden Sprache fä
Lambert bemerkt, ſchon bei den erſten Beſtandth
an. Den meiſten Wörtern kann man es anhören
Sprache ſie gehören; und dieſes läßt ſich vorneh

Endungen derselben, die in Ableitungstheilchen bestehn, erkennen. Der Unterschied der Ableitungstheilchen erstreckt sich auf ihre Bedeutung. Man findet nicht für jedes Ableitungstheilchen einer Sprache ein gleichbedeutendes in einer andern. Da sie indessen metaphysische Verhältnißbegriffe und Bestimmungen vorstellen, so erhält dadurch jede Sprache, in so weit sie von andern abgeht, einen ihr eigenen Schwung; und sie kann öfters mit einem Worte ausdrücken, was man in andern Sprachen durch Umschreibungen, oder durch Wörter geben muß, die einen ganz andern Ursprung haben, oder Wurzelwörter, oder Metaphern sind. Die Art, die Ableitungstheilchen anzuhängen, vorzusetzen oder einzuschieben, und die Ordnung, Wörter zusammenzusetzen, hat ebenfalls in jeder Sprache etwas besonderes, welches dem Charakteristischen in derselben eine eigene Gestalt giebt.

Der Schwung, welchen eine Sprache hierin nimmt, macht einen Theil ihrer Art oder ihres Genius aus, und äußert sich in allgemeinen Sprachähnlichkeiten, nach denen man sich in Ableitung und Zusammensetzung neuer Wörter richtet. Was dieser Ähnlichkeit zu einer gewissen Zeit zuwider ist, oder was noch kein Beispiel für sich hat, das sieht man als dem Genio der Sprache zuwider an. Da indessen in lebenden Sprachen neue Wortfügungen entstehen, so bleibt auch hierbei zu untersuchen, warum einige in Aufnahme kommen, andere aber nicht. Der Verf. erläutert dieses durch Beispiele aus der deutschen Sprache.

In dem zehnten Hauptstücke, von dem Hypothetischen der Sprachen, werden vornehmlich die Gelegenheiten zu Wortstreiten angezeigt, und Mittel an die Hand gegeben, wie sie zu vermeiden sind. Alle Wörter, die, in ihrem ersten Verstande genommen, ein in die Sinne fallendes Ganze vorstellen, machen in Absicht auf das Hypothetische der Sprache die erste Classe aus. Hier können die Wortstreite unmittelbar durch Vorzeigung der Sache gehoben werden; und dieses Mittel ist in der Naturlehre, besonders aber und leichter noch in der Meßkunst, durchaus möglich: daher in diesen Wissenschaften aller Wortstreit leicht zu vermeiden ist. — Die zweite Classe gründet sich auf die Ähnlichkeit des Eindrucks, welchen die Dinge der Intellectual- und Körperwelt in die Seele machen. Zur Benennung derselben werden Wörter gebraucht, die in ihrem eigentli-

chen Verstande Dinge der Körp
stande aber abstracte Begriffe vo
die Wortstreite schon häufiger u
derselben muß man die Vergleichu
mögen, auseinandersetzen, wodu
Schwankende abgesondert und a
Denn da die Dinge der Intelle
zeigt werden können, so ist die
Dingen der Körperwelt, welche
das einzige Mittel das klare
dern zu erwecken. — Die W
solche Begriffe, welche durch
der Begriffe von der zweiten C
unmittelbare Vergleichung mit
die Wörter dieser Classe müssen
Wörter erklärt werden. Daher
stellung weg, und sie geben a
ten. Was Hr. Lambert am C
ontologischen Satz: modi pos
essentia erinnert, hat uns nich
„angezeigte Möglichkeit", sprich
„man die Begriffe des Wese
„definiren und die Definitionen
„will dieser Satz nicht mehr
„einerley Namen beybehalten, o
„rungen zu sehen, die sie leiden
„Abkürzung der Sprache, theil
„theils auch weil die Verände
„Sinne fallen, und mehrentheil
„merkliche Stuffen gehen." W
Die Möglichkeit des gerügten o
dann vorausgesetzt, wenn wir
nition mit dem Sprachgebrauc
griff vom Wesen und Modifi
ohne auf den Sprachgebrauch
und würde nicht aufhören wahr
ner Sprache ein Wort zu fi
In dieser Betrachtung also ist
unmittelbar aus der Vergleichun
nämlich aus dem Begriffe des

Ferner geht dieser Satz nicht bloß die Namen an, welche wir den Sachen unverändert beilegen, sondern er gründet sich auf die Natur der Sachen selbst. Auch die Sachen bleiben eben dieselben, wenn sich ihre Modificationen gleich verändern. Die Identität der Dinge und der Personen, bei Abwechselung der Modificationen, hat etwas mehr auf sich, als eine bloße Abkürzung der Sprache. Ja unsere Seele erlangt Fertigkeiten durch wiederholte Handlungen von einerlei Art, d. h. die im Wesentlichen übereinkommen, ob sie gleich im Zufälligen unterschieden sind. Mithin scheint dieser Satz keine bloße Bequemlichkeit im Reden, sondern eine sehr fruchtbare Wahrheit zu enthalten.

Wir kommen zur Phänomenologie, oder zu der Lehre vom Scheine, wie derselbe zu erkennen, und davon auf die Wahrheit zu schließen sei. Hr. Lambert begnügt sich, den klaren Begriff des Scheins, wie wir im gemeinen Leben dieses Wort brauchen, vorauszusetzen, und unterscheidet in demselben folgende Arten. Alle unsere Seelenkräfte, die Sinne, das Bewußtseyn, das Gedächtniß, die Einbildungskraft, die Leidenschaften, können uns die Dinge anders vorstellen, als sie wirklich sind: d. h. einen Schein verursachen und denselben verstärken oder überhaupt modificiren. Wenn der Eindruck in die Sinne durch einen äußerlichen Gegenstand verursacht wird, so nennt ihn Hr. Lambert den physischen; entsteht er aber in den Empfindungsnerven, ohne äußerliche Veranlassung: den pathologischen Schein. Die Bilder der Einbildungskraft, bevor sie nach sichern Regeln geprüft und geläutert worden, machen ihm den psychologischen Schein aus; und wenn gar nichts wahres, noch reales dabei zum Grunde liegt, so werden sie Hirngespinnste genannt. Insofern aber die Leidenschaften einen Einfluß in eine Vorstellung haben und dieselbe modificiren, verursachen sie den moralischen Schein.

Dieses sind die subjectiven Quellen des Scheins, insofern die Ursachen davon in uns selbst anzutreffen sind. Es giebt aber Ursachen des Scheins, welche von den Objecten und ihren Verhältnissen gegen die subjectiven Ursachen herrühren; und diese nennt er die objectiven und relativen Quellen des Scheins. Alle diese Quellen und Ursachen des Scheins sind in der Natur selten einzeln anzutreffen, sondern es kommen mehrentheils ver-

ſchiedene davon zuſammen und verurſachen eine v
mengeſetzte Erſcheinung; dabei zwar manches wahr
Grunde liegt, aber auch viel falſches und leeres
kann. Hr. Lambert ſucht die Theorie der Optik
tive, welche eigentlich eine Phänomenologie für d
durch die Reduction allgemeiner zu machen, und
alle unſere Sinne, ſondern überhaupt auf alle u
nißvermögen anzuwenden. Die Lehre von der W
macht nur einen ſehr ſpecialen Theil dieſer allge
aus; denn ſie geht bloß auf das Scheinbare in
da hingegen ſeine allgemeine Theorie das Scheinba
griffen, in den Fragen, und endlich auch das
begreift. — Man ſieht, daß Hr. Lambert das
in einem ſehr erweiterten Sinne nimmt, in
Wahrheit und Irrthum darunter begriffen werden,
Jemanden wahr zu ſeyn ſcheinen. Da aber der
Irrthum von leerem Schein oder bloßer Erſcheinun
und durch Irrthum ein falſches Urtheil des V
gegen durch leeren Schein ein falſches Urtheil d
lenkräfte verſtanden wiſſen will; ſo hätte dieſer U
leicht nicht aus der Acht gelaſſen werden ſollen.

Zweites Hauptſtück, von dem ſinnlichen Schei
theilung des phyſiſchen Scheines hat Hr. Lambert
der Optik entlehnt und allgemeiner gemacht: daß ei
dung entſteht, wenn eben der Sinn einerlei E
einerlei Empfindung: aber das Bewußtſeyn ka
ſeyn; einerlei Sinn: nicht nur eben denſelben, ſon
auch keine Veränderung damit vorgegangen, die i
dung und ihre Grade einen Einfluß habe. Endli
Satz einerlei Eindruck, ohne auf die Gegenſtä
welche den Eindruck machen ſollen: dieſe mögen
verſchieden ſeyn. Auf dieſe Art genauer beſtimmt
Grundſatz zur Vergleichung der Empfindungen,
ihrer Grade; welches Hr. Lambert umſtändlich zei
ſinnreiche Beiſpiele erläutert. Wenn in dem Sc
derung vorgeht, ſo geht auch in der That eine Ä
entweder in dem Object, oder in dem Sinne,
Verhältniß von beiden, oder in zwei, oder endlich
ſen drei Stücken zugleich. Die Änderung im Sch

Relative von der wirklichen Änderung an. Z. B.: die Sonne scheint in 24 Stunden 360 Grade eines Zirkels zu durchlaufen. Dieser Schein kann hervorgebracht werden, es sei, daß die Erde oder die Sonne ruhe, oder beide sich bewegen. Drehet sich die Sonne und die Erde zugleich, so giebt der Schein nur die Summe oder die Differenz der Bewegungen an, welche in 24 Stunden zwar 360 Grade ausmacht; aber es muß aus andern Gründen entschieden werden, wie viel der Erde und der Sonne davon zuzuschreiben ist.

Den subjectiven Theil zu erkennen, dient der Lehrsatz: daß die Veränderung in dem subjectiven Theile des Scheins sich zugleich auf mehrere Objecte erstrecke. Wenn also in mehreren Objecten eine Veränderung des Scheins zu spüren, so ist die Ursach davon wahrscheinlicherweise dem Subject zuzuschreiben und in dem empfindenden Sinne zu suchen. Um den relativen Theil des Scheins zu entdecken, ist es gut, die Umstände der Sachen auf alle Arten abzuwechseln. In der Geometrie z. B. lehrt man aus der an zwei Standorten beobachteten scheinbaren Lage der Gegenstände ihre wahre Lage bestimmen. Die gemessenen Winkel geben die scheinbare Lage an, da hingegen zu der wahren Lage auch die Entfernungen gehören. Bei Gelegenheit des objectiven Theils des Scheins untersucht Hr. Lambert weitläuftig die, in der That sehr schwere Frage: was in den Körpern wahr, real und bloßer Schein ist? Nach sehr tiefsinnigen Betrachtungen, welche er über diese Materie anstellt, entscheidet er endlich die Frage dahin, daß er die Begriffe der Farben, des Schalls, des Geruchs, des Geschmacks, der Härte, Flüssigkeit, Wärme, Kälte und des Schmerzes schlechthin in das Gedankenreich verweist, und für Erscheinungen erklärt, welche zwar durch wirkliche Eigenschaften, Modificationen der Körper und den dabei vorgehenden Mechanismus veranlaßt werden, welche uns aber diese Eigenschaften und Modificationen, diesen Mechanismus nicht unmittelbar empfinden lassen, sondern unter ganz andern Bildern zeigen. Hingegen Ausdehnung, Solidität und Bewegung hält er für drei wahre allgemeine Eigenschaften des Körpers, die sich bei großen und festen Körpern, wo sie in die Sinne fallen, nicht unter fremden Bildern, sondern so, wie sie sind, darstellen, und auch als solche von uns empfunden werden. Zwar ist auch in Ansehung dieser Grundbegriffe die

wahre Ausdehnung, Solidität uni
baren fast immer verschieden, als
Schein befreit sind; indessen stell
fremden Bildern vor, sondern ihr
von einerlei Art und nur dem Gr
schieden; auch giebt es Fälle, w
ihnen zusammentreffen: und die
die Auflösung der Frage vollständig

Drittes Hauptstück, von dem
diesem Hauptstücke wird untersuch
Schein sich in die Erkenntniß der
das Scheinbare mit dem Wahren
auch die Frage vor, wiefern es
ohne sinnliche Bilder deutlich zu d
Entscheidung giebt es Fälle, wo
Bilder der Einbildungskraft beibehö
ten Grundbegriffen: Ausdehnung,
gehört das Bild mit zur Sache,
Hr. Lambert, kann nicht davon
Begriffen hingegen muß der reine
len Bestimmungen, welche die E
abstrahiren, und sich bloß Worte
dem Bewußtseyn, daß sie etwas
drücken, welches sich auf eine besti
wenden läßt. Auf diese Art kann
hirens und der Schlüsse die abstra
Einbildungskraft hinaufschwingen.
nen Wahrheiten brauchbar machen
minder abstracte Sätze angewandt
näher gebracht werden.

Viertes Hauptstück, von der
erste hierher gehörende Frage ist: i
fen vom Guten Wahres und Sch
die Anwendung der Lehre von p
Schein auf das Gute entschieden.
dieser Gelegenheit des Hrn. Verf.
des Verstandes auf den Willen zu
chung, die zu dieser Frage zu gehö
Hr. Lambert nicht einläßt. Man

umkehren; und in so weit ist sie, nach der Erklärung des Verf. vom moralischen Schein, der eigentliche Vorwurf dieses Hauptstücks: wiefern nämlich die Vorstellung des Guten und Bösen, Lust und Unlust einen Einfluß haben auf die Erkenntniß der Wahrheit. Die hierbei vorkommenden Betrachtungen sind von der Beschaffenheit, daß sie keinen Auszug leiden, und vorzüglich verdienen, in dem Werke selbst gelesen zu werden.

Das fünfte Hauptstück, von dem Wahrscheinlichen, ist eines der tiefsinnigsten in diesem Werke. Ein Wahrheitsgrund, der den Satz nicht völlig außer Zweifel setzt, sondern noch immer für das Gegentheil Möglichkeit übrig läßt, ist ein Argument. Wenn Argumente zum Besten eines Satzes gehäuft werden, wie in einem rednerischen Vortrage geschieht; so werden wir überredet, den Satz für wahr zu halten, ob wir gleich nicht völlig überführt sind, daß durch alle diese Argumente zusammengenommen das Gegentheil unmöglich wird. Man nennt dieß die moralische Gewißheit. Indessen giebt es Fälle, wo man diese Argumente nur auseinanderzulesen und in Ordnung zu bringen hat, um die moralische Gewißheit in eine geometrische zu verwandeln. Denn öfters sind in einem solchen unlogischen Vortrage die Argumente in zureichender oder wohl gar in überflüssiger Menge vorhanden, und bloß der Mangel der gehörigen Form und Ordnung macht, daß wir ihre Vollständigkeit nicht einsehen und ungewiß sind. Hr. Lambert zeigt die Wege, wie eine moralische Gewißheit, durch Ausführung der Induction oder auch durch andere künstliche Umwege im Schließen, in eine logische verwandelt werden könne.

Läßt sich aber aus allen diesen Argumenten keine vollständige Demonstration herausbringen, so ist der Satz nur wahrscheinlich; und zwar ist die Wahrscheinlichkeit desto größer, je mehr von einander unabhängige Argumente zu seiner Bestätigung beigebracht werden; denn die von einander abhangen, tragen zur Wahrmachung des Satzes nichts bei. Die Theorie von wahrscheinlichen Schlüssen und Schlußketten enthält viel sinnreiches. Man kann die Wahrscheinlichkeit eines Satzes durch einen Bruch neben dem Bindewörtchen ausdrücken, und dadurch zugleich den Grad der Wahrscheinlichkeit andeuten. A $\frac{3}{4}$ ist B, A $\frac{1}{4}$ ist nicht B, will sagen: der Grad der Wahrscheinlichkeit,

daß A B sei, verhält sich zur G
Wahrscheinlichkeit aber, daß A
Gewißheit wie eins zu vier.

Wenn der Obersatz von ein
z. E. ¾ A ist B (dieser Satz
müßte der Bruch vor dem Bin
Subject stehen; vielmehr zeigt
an, daß von allen A immer
ist); so verursacht diese Partic
im Schlußsatze.

¾ A si
C
folglich C ¾

das heißt: weil unter allen A
das nicht B ist, wir aber von C
höre; so ist dreimal wahrscheinlic
es nicht B seyn sollte: mithin d
zur Gewißheit wie drei zu vier.

Öfter rührt die Wahrschei
dem Untersatze her: nämlich wenn
so viel wissen, daß ihm einige
kommen, von den übrigen aber
z. B. M N P Q die Merkmale
wissen wir, daß ihm M N P
man es nicht; wenn nun

alle M N P Q
C ist M

so verhält sich die Wahrscheinlichk
heit wie M N P : M N P Q.

alle A sin
C ist
also C ¾

Aus diesen beiden einfachen Arten
sen läßt sich leicht eine dritte zusa
fallen:

¾ A
C ist
folglich C ¾

Hr. Lambert verfolgt diese Theorie durch alle Schlußfiguren, allein wir brechen hier ab. — Was Hr. Lambert in der Folge vom Gebrauch der Teleologie anführt und von einer Theorie des Beharrungsstandes erwähnt, scheint einen Fond von tiefsinnigen Betrachtungen zu verrathen, die uns Hr. Lambert vielleicht bei einer andern Gelegenheit deutlicher auseinandersetzt. Am Ende kommen noch Betrachtungen über die Glaubwürdigkeit der Zeugen und über die historische Gewißheit vor.

In dem letzten Abschnitte, von der Zeichnung des Scheins, sucht Hr. Lambert den Begriff der Perspective transscendent zu machen, und auf alle Arten der Zeichen anzuwenden, wodurch der Schein der Dinge angedeutet wird. Dahin gehören alle nachahmenden Künste, die Sprache u. s. w. — „Die Dicht„kunst", sagt Hr. Lambert, „beschäftigt sich vornehmlich, uns „die Dinge nach ihrem Schein vorzumalen, und durch ihre „Vorstellungen diejenigen Eindrücke vollständig hervorzubringen, „die die Empfindung der Sache selbst in uns machen würde, „wenn wir sie aus dem Gesichtspunkt sähen, aus welchem sie „der Dichter vorstellt, und in den er uns gleichsam in Gedanken „versetzt." Durch diese Merkmale wird die Dichtkunst nicht von dem philosophischen und historischen Vortrage unterschieden, sondern Hr. Lambert giebt auch die feinen Nüancen an, welche die Dichtkunst von der Redekunst unterscheiden. Wir haben aber die uns vorgeschriebenen Gränzen schon allzu sehr überschritten; und ob uns gleich die Wichtigkeit des Werks entschuldigt, so würden wir doch zu weitläuftig seyn müssen, wenn wir alles merkwürdige daraus anführen wollten.

Wir vernehmen, daß dieses treffliche Werk des Hrn. Lambert in fremde Sprachen übersetzt werden soll. Wenn die Übersetzung nicht in sehr glückliche Hände geräth, so muß sie nothwendig mißlingen. Es ist daher zu wünschen, daß sie nicht anders als unter der Aufsicht des Verf. selbst unternommen würde. Wir haben bei Anzeigung des ersten Theils schon über einige Dunkelheit geklagt, die bloß von der geringen Sorgfalt herrührt, welche Hr. Lambert auf die Einkleidung seiner Gedanken wendet. Er ist so voll von seinen tiefsinnigen Meditationen, daß er sich begnügt, sie zu Papier gebracht zu haben, ohne darauf zu sehen, ob sie auch für den Leser in das erforderliche Licht gesetzt sind. Sein Vortrag geht auch selten den

geraden Weg auf das Ziel los; ſondern was ihn aufſtößt, giebt ihm Gelegenheit zu Nebenbetrachtun kümmert, ob ſie den Leſer zerſtreuen oder zu ſe werden, ſucht er nur, ſich ihrer zu entladen und aus dem Kopfe zu haben. Für ſich iſt er allem daß er ſein Ziel nicht aus den Augen verlieren wi den Geſichtspunkt ſeiner Leſer ſcheint er ſich ſelten So klein auch dieſer Fehler in den Augen der Freunde der Wahrheit iſt, ſo kann er doch den Leſer abſchrecken, und ein Werk auf hohen Schule demien unbekannt machen, das in Abſicht auf die und Beförderung der Wiſſenſchaften überhaupt vo Wichtigkeit iſt.

oſophiſche Muthmaßungen, über die Geſchichte der Menſchheit. Zwei Bände. Frankfurt und Leipzig bey J. H. Harſcher 1764. 35 Bogen in kl. 8°.

s der allgemeinen deutſchen Bibliothek Bd. 4. Stück 2. 1767. S. 233—242.)

Die Geſchichte der Staaten und Völker, in ihrem weite- Umfange betrachtet, enthält die Jahrbücher der Vorſehung es, oder die Erzählung der Mittel, deren ſich Gott bedient, menſchliche Geſchlecht den nächſten Weg zu ſeiner Beſtim- zu führen. In eingeſchränkten Zeiträumen und bei ein- n Völkern ſcheinen zwar die Abſichten Gottes ſich zu ver- n und die Wege der Vorſehung ſich in einem Labyrinth rlieren. Aus einem ſo niedern Geſichtspunkte können wir Ordnung und Verbindung der Theile mit dem Ganzen un- ich wahrnehmen, daher uns alles verwirrt und durcheinander- nd ſcheinen muß. Je höher aber der Standort iſt, den ſich wählt, je größer der Raum iſt, den man mit einem überſieht; deſto ſichtbarer wird die Ordnung des Ganzen, augenſcheinlicher zeichnen ſich die Wege der Vorſehung aus, ie durch alle Wendungen und Krümmungen zu einem ge- ſchaftlichen Ziel hinlaufen. Dieſe höhere Ausſicht iſt eine e Beruhigung für den Weltweiſen, welcher in den gemein- Hervorbringungen der Natur die weiſeſten Abſichten entdeckt in dem Schickſale des menſchlichen Geſchlechts ſie ſehr oft ißt. Es iſt ſchön, mit dem Fontenelle ſich in die Lüfte zu en und, wie die Erde ſich umwälzt, ihre mannigfaltigen ohner mit ihren verſchiedenen Sitten, Gebräuchen, Meinun- Sprachen, Bildung, Farbe und Kleidung vorbeigehen zu . Noch angenehmer aber iſt es, alle dieſe Völker die ganze lution, von ihrem erſten Urſprunge an bis auf den Zuſtand, elchem ſie ſich befinden, durchwandern zu laſſen, und ihren iligen Fortgang bis zum Geſittetwerden, ihren Stillſtand, fall in die Barbarei, und plötzliche Erhebung mit philoſo- en Augen zu betrachten. Ein Gemälde von dieſer Art uns Herr Iſelin, welcher durch ſeine „philoſophiſche und

patriotiſche Träume eines Menſch
ten von dieſer Gattung bekannt i
hier von ihm anzeigen. Ob es
ausgekommen, ſo iſt es doch in
durch welchen Zufall, bisher noch
haben ſelten in einem Werke vor
erhabene Ideen, ſo viele ergötzen
reiche Anmerkungen angetroffen.
Geſchichte zeigen ſich hier in ihr
zwar öfter genöthigt, die Lücken
ßungen auszufüllen, die, wie lei
ſprechlich, vielleicht hier und da
gemäß ſcheinen dürften. Sie un
Genie des Verf., ſo wie ſeinem
zu machen, da ſie durchgehends
Menſchenliebe gegründet, und m
und Mäßigung in das Reſulta
ſind. Man unterſcheidet gar bal
Faden der Geſchichte folgt, und
iſt, durch Muthmaßungen wiede
ſüchtigen, der ſeine Geſpinnſte
Schein hier und da mit Beob
gleiche die Einfälle des Verfaſſer
oriental mit den Gedanken des
Iſelin über dieſe Materie.

In dem erſten Buche ſchid
trachtungen des Menſchen voraus
er einer Glückſeligkeit und Ungl
phyſiſchen ſowohl als moraliſchen
Nach einer körnigen Beſchreibung
gehrungsvermögen betrachtet er d
Menſchen, Nachahmung, Anſeh

*) Ant. Yves Goguet (geb.
lois, des arts et des sciences, et
peuples, T. 1 — 3. Paris 1758. 4
ſprung der Geſetze, Künſte und Wiſſen
berger, Th. 1 — 3. Lemgo 1760

und practischen Irrthümer, die Beschaffenheit ausschweifender Charakter (bei welcher Gelegenheit über die bekannte Unterredung des Pyrrhus mit seinem vertrauten Cyneas sehr schöne Anmerkungen vorkommen), Freiheit, Glückseligkeit u. s. w. Hierauf schildert er die Menschheit in ihren verschiedenen Stufen und in ihrem Fortgange zum gesitteten Leben: Stand der Natur, Einfalt, Wildheit, Barbarei, Sittlichkeit; dieses sind die Stufen, welche das menschliche Geschlecht, einige Völker früher, die andern später, durchwandert. Jede von diesen Verfassungen hat ihre gute und schlimme Seite, ihre Vollkommenheiten und Unvollkommenheiten, welche den Fortgang des Menschen zur Glückseligkeit befördern und hemmen. Hr. Iselin schätzt den Werth und Unwerth eines jeden Zustandes, zeigt das Übergewicht des Guten in jedem derselben, erläutert den Übergang aus einem in den andern aus der Natur des Menschen; und legt uns die überzeugendsten Beweise vor Augen, daß diese Fortschreitung den Absichten der Natur gemäß, und der Weisheit und Güte ihres Schöpfers würdig sei. Ob es einen Stand der Natur, wie ihn die Weltweisen erdichten, je gegeben, wird billig in Zweifel gezogen. Die Geschichte reicht uns fast gar keine, und die Erzählungen der Reisenden nur sehr wenige und ungewisse Beispiele von Menschen dar, die in einem so thierischen Zustande gelebt. Rousseau, welcher diesen thierischen Zustand für natürlich hält, muß die Geschichte aus dem Wege räumen, um seiner Hypothese Platz zu machen; „commençons donc", spricht er, „par écarter tous les faits". Er sucht zu behaupten, daß wir von Natur bestimmt seien, in diesem Zustande zu verbleiben, und daß die kleinste Entfernung von demselben ein Schritt zu unserm Verderben sei. Es war hier kein Mittel zu treffen. Man muß entweder alle Entwickelungen der menschlichen Fähigkeiten billigen, oder den Menschen auf einen eingebildeten Zustand zurückführen, in welchem er dem Viehe gleich ist. Rousseau häuft alle Gräuel des barbarischen, und alle Beschwerlichkeiten des gesitteten Lebens, vergleicht sie mit dem Mangel derselben in dem thierischen Zustande, und giebt diesem letztern den Vorzug. Kein Wunder! durch solche Rednerkünste können die vortrefflichsten Dinge verabscheuenswerth abgebildet werden. Indessen kann sich Rousseau nicht entbrechen, seinem viehischen Menschen selbst einen Trieb zur Vollkommenheit beizulegen, und die Fähigkeit dazu für das unterscheidende Kennzeichen der

menſchlichen Natur zu halten. Nur betrachtet er als dasjenige, wodurch der Menſch verführt wird mehr zu ſeyn.

Allein Hr. Iſelin ſagt mit Recht: „Wenn „die Unterdrückung dieſer ihm weſentlichen Fähig „bleiben kann; wenn ſeine Glückſeligkeit darinn „Trieb nicht zu empfinden; ſo hängt derſelbe vo „lichen Bedingnis ab; ſo bleibt ihm, ſo bald e „kömmt, nichts weiters übrig, als die Verzweiflu „aber der Gottheit, welche alles ſo weislich beher „derſprechende Abſichten zuſchreiben wollen: ſo „geben, daß der Menſch nicht zu einem unveränd „beſtimmt ſey; indem ihm die Natur einen Trieb „der ihn mit einer unbeſiegbaren Macht zur V „ſpornet." Hr. Iſelin würdigt die Vortheile dieſe findet, daß wir über den Verluſt deſſelben, wenn lich gelitten, uns nicht zu beklagen haben.

Man kann dieſes ganze Werk als die grün legung der Rouſſeau'ſchen Meinungen anſehen. welchen Hr. Iſelin durch alle ſeine Betrachtungen chen ſucht, iſt, daß nur der Zuſtand dem Men und ſeiner Beſtimmung gemäß ſei, in welchem keiten ſeines Geiſtes und Herzens ohne Hinderniß entwickeln können. Hierin ſetzt er auch die Glück zelnen Menſchen ſowohl, als ganzer Staaten u menſchlichen Geſchlechts. Es folgt ganz natürlich lin zeigt dieſes durch alle Stufen des menſchlich daß der Menſch ſeiner Beſtimmung getreuer bleibt lich vollkommener macht, wenn er den Zuſtand Kenntniſſe und Einſichten, als den Stand der Barbarei, verläßt und in den Stand der Glü wenn er ſeine Sitten mildert, ſeine Einſichten er Empfindungen ſeines Herzens ſchärft. Er zeigt genheit, was Wiſſenſchaften und Künſte beigetragen barei zu vertreiben und die Roheit der Gemüther z durch dieſelben die Menſchen geſelliger, geſitteter un licher geworden ſind. Es haben dieß zwar Alle be ihrer ſind, die den Rouſſeau widerlegt haben; allei Weiſe, wie uns Hr. Iſelin alle Grade der Menſch und jedesmal die allmälige Verbeſſerung gleichſa

ugen entstehen läßt, führt eine Überzeugung mit sich, der nicht
widerstehen ist. Er gewinnt uns nach und nach den Beifall
r die wichtige Wahrheit ab, daß jede Entwickelung der Fähig-
iten eine Verbesserung, so wie jede Einschränkung derselben eine
erschlimmerung des menschlichen Zustandes sei.

Derselbe Grundsatz dient ihm auch zum Probierstein, den
Werth und Unwerth eines Volkes und seiner Staatsverfassung zu
stimmen. Von Sparta, dem Idol einiger seltsamen Köpfe,
elche die Gesetze des Lycurgus über alles, was sich die mensch-
he Vernunft Vollkommenes denken kann, hinwegsetzen möchten,
acht er uns folgende, so wahre als nachdrückliche Schilderung:
Kein Gesetzgeber hat, wie er (Lycurg), für die Nachwelt ge-
dacht. Er verschloß alle Wege, durch welche die Lust zur Än-
derung sich in die Gemüther der Bürger hätte einschleichen
können. Alle blieben durch seine weise Vorsorge an Glücks-
umständen, an Sitten, und beynahe auch an Verstande einander
gleich. Alle genossen den gleichen Unterricht und die gleiche
Erziehung; und einem jeden war, so zu sagen, verboten, mehr
zu wissen und zu lernen, als die übrigen. Ihre Geister waren
alle gleich eingeschränket, da sie sich mit nichts als mit ihren
Waffenübungen beschäftigen durften. Ihre Herzen waren alle
gleich groß, da kein ander Gut ihre Begierden reizen konnte,
als die Erhaltung und Verherrlichung ihres Vaterlandes, und
da die Gesetze ihnen die Kenntnis aller andern Güter entrissen
hatten. Die Lacedämonier waren also durch die Klugheit ihres
Gesetzgebers in einen fast widernatürlichen Zustand versetzet. Der
Fortgang zur Vollkommenheit war allen untersagt, außer in
ihrem einzigen ungerechten Handwerke, das allen gemein war.
Es ist daher leicht zu begreifen, daß in einem solchen Staate
in keine fernere Entwicklung des Geistes, an keine Künste, an
keine Wissenschaften zu denken war.

„Bei einem jeden neuen Geschlechte verstärkte die Gewohn-
heit die Gesetze, die Vorurtheile, die Tugenden des vorigen. Das
allgemeine Beyspiel stunde mit der Erziehung und diese mit der
Gesetzgebung in der vollkommensten Harmonie. Alle entwickel-
ten Vermögen der Seele unterstützten den Entwurf des Gesetz-
gebers, und alle übrigen waren unterdrückt. Es herrschte da
ein vollkommener Despotismus, aber ein Despotismus der Ge-
setze und nicht der Menschen; hart für den, der nicht dazu

„erzogen war; aber leicht für de
„anderes geſehen und empfunden

„Die Maſſe der Güter und
„ſolchen Staate nicht ſo groß ſey
„den und die Einſichten keine Sc
„der Übel mußte da auch weit k

„Da indeſſen der ſpartaniſ
„Tugenden zur Abſicht hatte, da
„als milderte, da er die Menſc
„Knechte, und beynahe gegen
„Barbarey ließ; da er alle ande
„ſtickte; ſo verdient er wohl die
„Liebe, die Verehrung des Weiſe
„tur ein wildes Thier wäre: ſo
„ſchen Verfaſſung die Geſetzgebung
„Aber der Menſch ſoll nicht geb
„nicht durch äuſſerlichen Zwang
„Milde ſeiner Seele gut werden.

Von unſern jetzigen Zeiten,
denſchaften, von unſerer Staatsl
Galanterie, von den Tugenden
Jahrhunderts macht Hr. Iſelin
Schilderung, die jeden Leſer bez
hüten, Stellen daraus anzuführe
welche auslaſſen? Wir wünſchen
alle Freunde der Menſchheit ſeine
men, nicht nur leſen und wieder
eingraben mögen. Sie zeigen gr
chen und gelehrten Welt, reife G
feurige Liebe des Guten und Sc
gierde für das Wohl des menſc
die ganze Seele des Verfaſſers d
dieſem Geiſte geſchriebene Werke
ſind ſie ſowohl dem lehrenden als
zu empfehlen. Mit welchem Nu
hen Schulen nicht die kurzen u
Weltweiſen ihren Zuhörern erkl
gleich nicht ſkelettartig iſt, ſchei
nicht unbequem, da er mehrenthe
achtungen, die Prämiſſen zu ſe

ur die Resultate hinsetzt. Der Lehrer hat freie Hände, diejegen Beispiele und Erläuterungen hinzuzuthun, welche der Einht seiner Zuhörer angemessen sind. Welche Philosophie, weler Unterricht sollte dem Weltbürger nützlicher seyn, als dieser, r ihn belehrt, was seine Vorfahren durch ihre Bemühungen im Besten der Menschheit ausgerichtet, wie weit sie in dem ortgange zur Sittlichkeit gekommen, was von Barbarei und Bildheit noch zurückgeblieben, und was den Nachkommen zu un übrig ist, das Werk zu vollenden?

Die Schreibart des Verf. ist der Sache angemessen; nämh, ohne überhäuften Schmuck, nachdrücklich und spruchreich. Wir können diese Schrift auch in dieser Betrachtung unter die sten prosaischen Schriften Deutschlands setzen. Einige fremde usdrücke halten ihm billige Leser, als einem Schweizer, zu gute. uch sind sie seltener, als in den ersten Schriften dieses Verfas-s. Nur eine unerlaubte Neuerung in der Sprache ist uns in esem Werke sehr oft aufgestoßen, die wir uns nicht erinnern in nen gefunden zu haben. Wir meinen den Gebrauch des Imrativi in der ersten Person des mehrern Geschlechts, als: unrsuchen wir, anstatt: laßt uns untersuchen; fahren wir fort, statt: lasset uns fortfahren. Das siebente Hauptstück des zweiten uchs wird durch diese fremde Bildung, welche noch dazu Zweiutigkeit verursachen kann, sehr unangenehm zu lesen, beinahe verständlich. Es ist wahr, das lasset uns ist auch nicht lemal anzurathen; allein man nehme lieber eine andere Wenng, ehe man der Sprache Gewalt anthut.

Johann Gottl. Steb
Beſchreibung von
und geſitteten Völ
und phyſiſchen Beſch
1766. 12½ Bogen in

(aus der allg. deutſchen Bibl.

Die Idee hat vermuthl
heit, und die Materie zur
der Künſte u. ſ. w. *) her
Franzoſen will, daß wir al
nur in einigen Fällen wahr
iſt, kommt bei dieſer Art de
ſelbſt zu widerſprechen. Vor
auf die Religion ſagt unſer
„der Stifter einer Religion
„nicht verändert werden.
„auf einerley Art angenomm
„ſittet werden, als ſie wollen
„das glauben, was die erſte
„glaubten; und die Lehrſätze
„ſelben.“ Der Leſer ſtutzt,
„kann nicht verändert werde
angenommen werden“. Ind
demſelben Odem wieder, un
Satzes ziemlich nach. „In
darauf, „haben die geſitteter
„die Religionen. Diejenigen
„oder die Betrügereyen der
„gen eines wilden Schwärm
„ſam das Tageslicht nicht er
wegnehmen, welche ſich auf
reien der Prieſter ſtützen, od
den Schwärmers hergefloſſen
denn übrig bleiben? Mithin
von der einzigen wahren Rel

*) Siehe die Anm. oben S

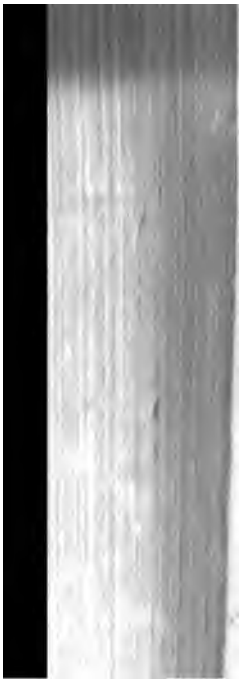
J. Kant's Träume eines Geisterſehers, erläutert durch Träume der Metaphyſik. Königsberg, im Kanter. Verlage, 1766. 8 Bogen in 8°.

(ebenda S. 281.)

Ein gewiſſer Herr Schwedenberg*) zu Stockholm, der in unſern ungläubigen Zeiten höchſt unglaubliche Wunderdinge verrichtet, und acht Quartbände voll Unſinn, die er Arcana coelestia nennt, geſchrieben hat, iſt der Geiſterſeher, deſſen Träumereien Herr Kant durch metaphyſiſche Hypotheſen, welche er ſelbſt Träume nennt, zu erläutern ſucht. Der ſcherzende Tiefſinn, mit welchem dieſes Werkchen geſchrieben iſt, läßt den Leſer zuweilen in Zweifel, ob Hr. Kant die Metaphyſik hat lächerlich oder die Geiſterſeherei glaubhaft machen wollen. Indeſſen enthält es den Saamen zu wichtigen Betrachtungen, einige neue Gedanken über die Natur der Seele, ſo wie einige Einwürfe wider die bekannten Syſteme, die eine ernſthaftere Ausführung verdienen.

---

*) In der allg. deutſchen Bibliothek ſteht Schredenberg, was nur ein Druckfehler ſeyn kann, da Kant den Namen Schwedenberg ſchreibt (S. 84, 85, 87, 88, 96, 97, 101, 103, 106, 107). Daß der richtige Name des merkwürdigen Mannes Swedenborg iſt, weiß jetzt Jedermann. Einmal nähert ſich Kant dieſer richtigen Form etwas mehr, indem er (S. 87) Schwedenburg ſchreibt, was aber nur ein Druckfehler zu ſeyn ſcheint. Anm. des Herausgebers.



Eine wohlausgedachte [illegible]
weisheit, die mit kluger Einsicht und [illegible]
Sache angemessenen, edlen Scheelsucht al
Neid und verblendeter Partheilichkeit, interes
bloß für die Wahrheit, und läßt allen den
fahren, welche sie mit Ernst und Eifer ge

Sämtliche poetische Werke von Joh. Jak. Dusch.
Erster Theil. Altona 1765. 356 Seiten in gr. 8°.

(aus der allg. deutschen Bibliothek Bd. 5. Stück 1. 1767. S. 3—11.)

Dieser erste Theil enthält das Lehrgedicht „die Wissenschaften", und einige Versuche von der Zuverlässigkeit und Schwäche der menschlichen Vernunft. Man hat die Lehrgedichte des Hrn. Dusch allezeit mit Vergnügen gelesen, und die Kunstrichter haben ihm längst seine Stelle unter unsern besten Lehrdichtern angewiesen. Er erhebt sich zwar selten bis zum Großen, wird auch bisweilen etwas weitschweifig, wo die Materie sich nicht sogleich in eine leichte Kürze schmiegen will; allein er hat glückliche Stellen, schöne Schilderungen, sinnreiche Gegensätze und wohl angebrachte Sentenzen, die den Leser schadlos halten. Von einem Lehrdichter wird selten mehr gefordert.

Zwar zeigt Hr. Dusch in der Vorrede, daß viele Gattungen der Dichtkunst in ihrem Stoffe und in manchen andern Umständen sehr große Vortheile vor der didactischen Poesie haben, indem das Lehrgedicht in Ansehung seiner Materien, entblößt von allem, was gefallen kann, trocken, ernsthaft, einförmig, ermüdend, gar nichts hat, um sich anzupreisen, als das, was es von dem Genie bekommt. „Wie überwiegend", spricht Hr. Dusch, „müssen nicht die Schönheiten seyn, wenn sie den Wi„derwillen des Lesers gegen den Stoff überwinden, und wie „mannichfaltig, wenn sie die Einförmigkeit desselben genugsam „abändern sollen?" Allein uns dünkt, für diejenigen Leser, welche an einen ernsthaften Stoff mit Widerwillen gehen, schreibt der Lehrdichter gewiß nicht; denn diese werden ihn nicht lesen. Es giebt aber Leser, die sich gern unterrichten, Leser, denen die Wahrheit selbst willkommen ist, welche ihnen der Dichter geschmückt zuführt. Diese wissen dem didactischen Poeten auch für die Wahrheiten Dank, die er ihnen beibringt; und der Inhalt des Lehrgedichts hat für sie so viel Reize, als die interessanteste Begebenheit. Zudem muß der Inhalt selbst mit in Berechnung kommen, wenn das Lehrgedicht mit den übrigen Arten verglichen werden soll. Bei den übrigen Dichtungsarten ist es mehrentheils der Inhalt, der die größten poetischen Talente erfordert. Die

Poesie des Styls ist die geringst
tragischen Dichters, da sich hing
dienst des Lehrdichters fast auf di
Den Inhalt hat er entweder gar
sondern als Weltweiser oder Kuns
es ist eine mißliche Sache um
Sie ist einem Abbt selbst nicht s
wir sie auch nicht wagen. Wir
sich auch auf der andern Seite G

Selten hat sich ein Dichter
Gedichte zu verbessern, als Hr.
gehends umgearbeitet, und in d
schaften" sogar das Sylbenma
Ausgabe waren alle erste Halbver
als sie sonst in Alexandrinern zu
diese Neuerung gewagt, weil ihm
Versart, auf welche sich unsere
notonisch geklungen. Allein die
und die hinzugethane Sylbe hatte
förmigkeit noch unangenehmer m
gabe hingegen ist der Abschnitt m
Reim männlich ist. Diese Abwe
nehm; und sie hat auch das Ve
von gleicher Länge werden. Man
Kosten diese Verbesserung den Di
mals vier nach einander folgend
ben können.

Hr. Dusch beurtheilt seine
mit Strenge und Verläugnung.
unmöglich gewesen, den Plan in
schaften" von allen Fehlern zu
einem Gedichte ist es eben so unn
Regelmäßigkeit in den Plan zu b
nicht danach ist. Die Absicht d
der Wissenschaften auf die Glück
schlechts zu zeigen. Dieses Subje
von welchen es betrachtet werden
den Menschen in seiner Barbarei,
Bemühung um Wahrheit und S
geworden. In diesem Falle müs

ihrer ersten Kindheit genommen werden, da sie noch in unmittelbarer Verbindung standen mit der Gesetzgebung. Allmälig müßte alsdann der Dichter die Wissenschaften und die Sittlichkeit sich der Vollkommenheit nähern und uns ihren wechselseitigen Einfluß sehen lassen. Ein solches Gemälde von dem Gesittetwerden des menschlichen Geschlechts verdiente gar wohl, von einem poetischen Genie behandelt zu werden; und Iselin's Geschichte der Menschheit*) würde reichlichen Stoff dazu hergeben. In diesem Plane würde auch Fabel und wahre Religion gar wohl auf einander folgen, und der Dichter ohne alle Unschicklichkeit in dem ersten Gesange vom Saturnus und in dem letzten von dem wahren Gotte sprechen können, welches Hr. Dusch in der ersten Ausgabe seines Gedichts mit Recht tadelhaft findet. Dieser Tadel würde nach unserer Voraussetzung nicht statt finden; denn die Fabellehre war in der wirklichen Geschichte der Übergang von Barbarei zur wahren Religion. Von der anderen Seite hätte der Dichter auch das menschliche Geschlecht nehmen können, wie es jetzt ist, und den Einfluß zeigen, welchen die Wissenschaften, wie sie jetzt sind, auf die Gesetze, Sitten, Gebräuche, bürgerliche Verfassung, Krieg, Handlung, Wohlstand der Menschen u. s. w. haben. Dieser Gesichtspunkt ist von dem vorigen ganz verschieden, und erfordert eine ganz andere Bearbeitung. Wo wir nicht irren, so liegt der Grundfehler, den Hr. Dusch durch keine Verbesserung aus seinem Plane hat wegschaffen können, in der Vermischung und Verwechslung dieser beiden Gesichtspunkte. In dem ersten Buche wird der Mensch in seiner Barbarei beschrieben; dieses ist offenbar nach dem ersten Gesichtspunkte, da man das Gesittetwerden der Menschen durch die Wissenschaften zum Gegenstande nimmt. In dem zweiten Buche erscheint die Dichtkunst in persönlicher Gestalt, mit ihrem ganzen Gefolge, nicht wie sie einen Theil der Gesetzgebung ausmacht, nicht in der ursprünglichen Gestalt, da noch Dichter, Weltweiser, Gesetzgeber und Musikus in Einer Person vereinigt waren; sondern so wie uns die Dichtkunst jetzt bekannt ist. Epopeen, Trauerspiele, Idyllen, Voltaire, Shakespear, Virgil, Leonidas, Milton und Klopstock erscheinen alsofort in dem zweiten Buche, und reißen die Menschen aus ihrer Barbarei. Mit allen

*) Siehe die vorige Recension, S. 521—527.
Anm. d. Herausg.

übrigen Wissenschaften, die in
hat es die nämliche Beschaffen
Personen so aufgeführt, wie sie
ausgebildeten Gestalt, welche s
tem Leben nicht haben erlange
Erachtens alle die Unschicklichk
die Hr. Dusch in der Vorre
übergeht.

An einzelnen Schönheiten
Hr. Dusch denkt, und weiß sei
lich zu concentriren. Das gan
der Unsterblichkeit der Seele ge
gefallen. Es reicht freilich nich
Young, in seiner sechsten un
sterblichkeit philosophirt. Wenn
allzu blendende Licht seiner M
sagen, daß noch nie eine Mat
so philosophisch richtig ausgefüh
heiten, die nicht so blenden, ab
Wir begnügen uns, folgende S

Wahrhaftig! ward die Seele,
Die irrdische Behausung, bald
So ist das Laster gut, so seyd
Und Tugend ist ein Traum, v
So ist der Prasser weise, der
Und sich zum Götzendienste des
In Lappen eingehüllt, die nich
Nicht vor dem Sonnenbrand;
Ein sterbendes Gerippe, verfal
Kriecht hier am Stab ein Ir
Hat nicht, womit er eins den
Hat nicht, worauf zu ruhn, s
Nachdem er, Lebensmüde, von
Und Einen kargen Bissen, den
Er hat nicht Einen Freund, d
Ihn kennt der Bruder nicht:
Was hat er, sich zu trösten?
Wenn er ein Sünder wäre, e
Und soll denn dieser Mann zu
Verdammt durch Tugend seyn,
Hat dazu Gott erschaffen, s
Domitian war Kayser, und
Der Fromme leidet Noth, un
Was Tugend haben soll, empf

Der Hochmuth eines Fürsten macht Millionen bloß,
Und wenn Annäus*) blutet, wird Tigellinus groß:
Ein Böser erndtet ein, was ihm der Acker bringet,
Den hundert Redliche mit ihrem Schweiß gedünget.

kann Gott das menschliche Geschlecht zu dieser hoffnungslosen Qual erschaffen haben?

Entsetzlicher Gedank', ein Quäler seiner Kinder!
Wer keinen Gott erkennt, der sündigt zehnmal minder.

Die drei übrigen Gedichte, unter der Aufschrift „Versuche", nd so sehr verändert, daß sich der Leser nicht ohne Mühe innern wird, sie schon gelesen zu haben. Wo wir nicht irren, haben wir einst unter dem Titel: „drei Gedichte", die im ten Stück des ersten Bandes der Bibliothek der schönen Wissenhaften S. 168 u. flgd. angezeigt worden**), etwas ähnliches elesen. Der zweite Versuch wird am besten gefallen. Der Dichter eifert in demselben wider den Mißbrauch der Vernunft n Erfindung üppiger Künste, dadurch der gesittete Mensch seine Bedürfnisse ins unendliche vermehrt hat, und fast unglücklicher eworden ist, als das vernunftlose Thier, das bloß seinem natürlichen Triebe folgt.

Sieh! wie unschuldig froh das Lam im Grünen spielt,
Und um den Hirten scherzt, der Gram im Busen fühlt;
Weil ihn ein Sonnenstrahl, der Stachel einer Fliege
Erinnert, daß sein Herr auf Rosen besser liege!
— — — — — — — — — — —
Vergebens prahlet man, wie vieles sie erdacht:
Unsinn ist die Vernunft, die mehr Begierden macht!

Mit dem Sokrates eifert er über die Vernachlässigung der Selbsterkenntniß:

Der Wohllaut hört im Zwist des Guten und des Bösen,
Vermag der, auch in sich den Misklang aufzulösen?
Der der Natur Gesetz entfaltet, kann der wol
Erfüllen, was er lehrt, und leben, wie er soll?
Statt Eintracht, Maaß und Gang die Leidenschaft zu lehren,
Erforscht er Gang und Maaß, und Eintracht in den Sphären:

---

*) Seneka.

**) Diese Recension war von Moses Mendelssohn selbst; siehe sie in der ersten Abth. des 4ten Bandes dieser gesammelten Schriften S. 210—218. Anm. des Herausgebers.

Schwärmt überall umher, und wird — fruchtloser Fleiß!
Ein Unglückseliger, ein Thor, der alles weiß.

Hierauf ruft er die Vernunft an, und preist ihr Bem
Menschen aus der Barbarei zu ziehn, in einem Staat
binden, und ihnen bürgerliche Gesetze vorzuschreiben:

Doch bleibest du hier stehn? War dies die Gränze? Nein
Die du zu Bürgern machst, ach! lehr sie, Menschen seyn:
Gehorsam, ohne Zwang gebietender Gesetze,
Erhaben ohne Stand, begütert ohne Schätze,
Friedfertig ohne Furcht, treu sonder Eigennutz,
Und sonder Arzt gesund, und ohne Schwerdt in Schutz,
Dienstfertig, brüderlich, als Bürger Einer Erden,
Geschöpfe Eines Gotts; lehr sie, vernünftig werden!

Der dritte Versuch hingegen ist dem Verf. am
gelungen. Er hat ihm die äußere Form ohne die im
richtung eines Gesprächs gegeben. Man merkt es gar
lich, daß das Gedicht vorhin eine andere Gestalt geh
der Dichter sich es nachher hat einfallen lassen, es in
spräch zu verwandeln. Zudem nimmt er in demselben
der Satyre an, der ihm gar nicht glücken will. Seine
sind gezwungen, und seine Ironien meistens ohne Salz
lich auch in den beigefügten Anmerkungen. Die Muse
Dusch scheint unwillig ihre Ernsthaftigkeit zu verläugnen

Karl Wilhelm Ramler's Oden. Berlin, bei Christian Friedrich Voß 1767. 7 Bogen in 8°.

(aus der allg. deutschen Bibliothek Bd. 7. Stück 1. 1768. S. 3—28.)

Vor einigen Monaten erschien, ohne Benennung des Sammlers, des Druckorts und des Verlegers, eine Ausgabe der Ramler'schen Gedichte, an welcher aber Hr. Ramler keinen Theil hat; vielmehr stehen in derselben verschiedene Stellen, die er mißbilligt, und verändert wissen will. Er hat sich also entschlossen, gegenwärtige Sammlung selbst herauszugeben, welche nicht nur neun Stücke mehr enthält als die vorige, sondern sich auch durch viele Verbesserungen unterscheidet.

Wenn sich Deutschland irgend in einer Dichtungsart mit seinen Nachbarn messen kann, so ist es unstreitig in der lyrischen. In dieser sind wir dem Geschmacke des Alterthums ziemlich nahe gekommen; und wir haben in derselben Stücke aufzuweisen, um die uns Engländer und Franzosen mit Recht beneiden können. Man bedenke auch, wie viele gute Köpfe unter uns in diesem Felde gearbeitet haben. Lange hat uns die Außenlinien der horazischen Ode bekannt gemacht. Uz that lachende Bilder, Philosophie und eine gemäßigte Begeisterung hinzu. Cramer milderte den orientalischen Ungestüm in deutsche Stanzen. Klopstock brachte auf die Höhe der Ode eine geistige Phantasie mit, die sich über alles Sinnliche erhebt und bloß für die unsterbliche Seele dichtet. Sein Gesang nähert sich hierin etwas mehr der Hymne. Ramler hat sich die horazische Ode ganz zu eigen gemacht. Er besitzt eine blühende, und wo es der Gegenstand heischt, auch feurige Einbildungskraft; einen glücklichen Schwung, weise Kühnheit in Wendung und Ausdruck, bedeutungsvolle Composition, richtige Zeichnung, wohlgetroffene Wahl in den Worten, Nachdruck in ihrer Stellung, und einen volltönenden Numerus im Flusse der poetischen Periode. Er tritt sehr oft in die Fußstapfen des römischen Dichters und füllt sie aus; aber er weiß sich auch einen eigenen Weg zu bahnen, der ihn eben so glorreich zum Ziele führt.

Man hat an der Ramler'schen Muse einen allzu häufigen Gebrauch der Mythologie, und vornehmlich die Einführung

derselben in die jetzige Geschichte getadelt. Diese Fabeln, sagt man, sind von dem heutigen System unserer Meinungen so weit entfernt, daß sie nicht den geringsten Grad der Wahrscheinlichkeit mehr haben; daher müssen sie die Täuschung mehr stören, als befördern helfen. Wenn der Dichter seinen Leser in die dunkelen Zeiten des Alterthums versetzt, wo alle diese Ungereimtheiten Glauben gefunden haben; so ist der Leser so gefällig, seine aufgeklärteren Zeiten zu vergessen und die Thorheiten eines andern Jahrhunderts anzunehmen, um der Einbildungskraft des Dichters freies Spiel zu lassen. Aber neuere Begebenheiten, die sich vor unsern Augen zugetragen, leuchten in einem allzu hellen Glanze der Wahrheit, als daß sie sich mit den düstern Schatten der alten Fabel vertragen sollten.

Aus dem häufigen Gebrauche der Mythologie soll auch der Nachtheil entstanden seyn, daß Ramler weniger populär ist. Der größte Haufe deutscher Leser ist von dem Fabelsystem der Alten nicht unterrichtet genug, Ramler's Oden zu verstehen; und wenn ihnen auch ein schwacher Begriff von der Mythologie aus den Schulen noch beiwohnt, so kleben sie doch allzu sehr an ihren gegenwärtigen Meinungen, an den Einsichten ihres Jahrhunderts, um sich in andere Zeiten und Meinungen versetzen zu können. Nur geübte Leser, die zum Theil selbst Virtuosen sind, haben den poetischen Glauben so sehr in ihrer Gewalt, daß sie Verläugnen und annehmen können, was sie wollen. Wie kann also Ramler jemals hoffen, der Dichter der Nation zu werden? wie kann er hoffen, von dem großen Haufen gelehrter und ungelehrter Liebhaber gelesen, verstanden und behalten zu werden? — Diese Einwürfe macht man.

Wir wollen uns für's erste über den Gebrauch der Mythologie erklären. Alle Kunstrichter kommen darin überein, daß der lyrische Dichter mit einzelnen Erdichtungen sich nicht begnügen kann, sondern ein ganzes System von Erdichtungen braucht. Seine höhere Begeisterung erfordert eine allgemeine Belebung aller Gegenstände um ihn. Physikalische Ursachen und Wirkungen sind allgemeine Worte, die wir denken, aber nicht fühlen. Die einzige wirkende Ursache, welche wir selbst fühlen, ist Leben; daher muß in der höhern Dichtkunst, wo alles anschauend, d. h. selbst gefühlt seyn soll, auch alles belebt seyn, und der Dichter muß diese allgemeine Belebung, als bekannt und ausgemacht, voraussetzen können. Er muß sich nicht dabei aufhalten, hier

und da etwas zu erdichten, dieſen oder jenen lebloſen Gegenſtand mit Leben und Empfindung zu verſehen; dieſes wäre für die hohe Begeiſterung der Ode zu froſtig. Als wenn er ſich mit ſeinen Leſern über alle dieſe Punkte ſchon vertragen hätte, fängt ſeine Begeiſterung da an, wo etwa der Lehrdichter aufhören würde. Was dieſem wunderbar ſcheint, iſt jenem noch bloße Natur.

Dieſe Grundſätze giebt Jedermann zu; daher man nur ſelten den Vorwurf hört, daß die mythologiſchen Erdichtungen zu bekannt und abgenutzt wären, und man lieber neue vorbringen müßte. In der Anwendung auf die lyriſche Dichtkunſt wäre dieſer Einfall ungereimt; denn dieſe erfordert vielmehr ein ſehr bekanntes Fabelſyſtem, das ſie vorausſetzt und worauf ſich ihre neuen Erdichtungen gründen. Daß die Mythologie für das Bedürfniß des lyriſchen Dichters noch zu wenig bekannt ſei, ſcheint vielmehr ausgemacht zu ſeyn.

Der lyriſche Dichter braucht alſo ein Syſtem von Meinungen, in welchem alle Gegenſtände belebt ſind oder von lebenden Weſen regiert werden. In unſern Tagen findet er einen dreifachen Weg vor ſich. Er kann die Fabellehre der alten Griechen und Römer annehmen; oder (wie Gerſtenberg, und Klopſtock in einer noch ungedruckten Ode und in dem ungedruckten Trauerſpiel „Hermanns Schlacht") die Erdichtungen unſerer Väter, der alten nordiſchen Völker wieder hervorſuchen; oder endlich, wie einige andere glückliche Genies, ſich auf das Syſtem der chriſtlichen Religion und der alten Hebräer einſchränken. Jeder Weg hat ſeine Bequemlichkeiten, aber auch nicht mindere Unbequemlichkeiten.

Das Fabelſyſtem der Griechen und Römer hat dieſes für ſich, daß es von den vortrefflichſten Dichtern dieſer Völker bearbeitet, von ihren Bildhauern in ſichtbarer Schönheit und Grazie dargeſtellt, und von ihren Philoſophen mit weiſen Lehren der Philoſophie, Moral und Politik ausgeziert worden. Es iſt eine Vermiſchung von Weisheit und Thorheit, von Sinnlichem und Geiſtigem, wie ſie der ſchwache Sterbliche braucht, der ſich begeiſtert glaubt. Seine Unbequemlichkeiten ſind im Vorhergehenden angeführt worden.

Das Syſtem der alten nordiſchen Völker hat den Vortheil, daß es ſich mit der Natur unſerer Weltgegend beſſer verträgt, und in unſere, wenigſtens alte Geſchichte mehr Einfluß hat.

Allein von unserm Glauben, jetzigen Sitten, Meinung
Lebensart ist es eben so entfernt als das griechische.
weniger bekannt, und erfordert von Seiten des Dichters
ren Aufwand, um seine Leser in diese unbekannten Wä
locken. Zudem haben diese alten Völker weder so g
Dichter, noch Artisten, noch Weltweise gehabt, die ihre
ausgebildet hätten. Sie sind unfreundlich, wie das Klim
bloße rauhe Natur. Einem Gerstenberg und Klopstock
zum Theil gelungen, diese Schwierigkeiten zu besiegen; a
müssen noch mehrere Dichter viel Genie verschwenden,
dieses Fabelsystem das poetische System der Nation werd

Das orientalische Dichtungssystem hat hinwiederum
Vorzüge. Es ist uns so bekannt als das griechische, und
mehrern Glauben, da es mit der Religion so nahe verwa
Das herrschende System von der Natur der himmlischen
und von ihrem Einflusse und ihrer Mitwirkung auf E
ganz von hebräischen Dichtern entlehnt, und von dem
der griechischen und römischen Dichter himmelweit entfernt.
in den schönen Künsten und Wissenschaften besitzen wir
schen Geschmack; wir lieben attische Feinheit, Richtigkeit
Anlage, Nettigkeit in den Bildern, Grazie im Ausdruck
es ist nicht Jedermanns Sache, diese Eigenschaften m
Kühnen, Erhabenen und Prächtigen der asiatischen Dichtk
zu verbinden, daß der Contrast nicht beleidige. Ein großer
richter will Spuren von dieser Unschicklichkeit sogar im K
angetroffen haben.

Der Dichter, der eins von diesen Systemen wähle
handelt weise, wenn er sein Genie und seine Geisteskr
Rathe zieht, und dasjenige wählt, welches mit diesen am
übereinstimmt. Solchergestalt wird er zwar nicht alle U
lichkeiten vermeiden können: denn dieses ist nach unserer
Verfassung beinahe unmöglich; allein er wird von den
heiten, welche ihm das System darbietet, allen möglichen
theil ziehn, und die Unschicklichkeiten zu verringern oder
bergen suchen.

Freilich kann es mit aller Fabellehre in unsern Tag
völligen Ernst nicht haben, welchen der lyrische Dicht
wünscht. Ein Neuerer, der in seiner Begeisterung von
und Minerva dichtet, scheint dem Leser nicht ernsthafter
Lucrez, der die Venus um Beistand anruft, ein Gedi

schreiben, in welchem er ihr das Vermögen beizustehen abspricht. Allein was ist es überhaupt mit dem Enthusiasmus in unsern vernünftelnden Zeiten? ein bloßes Spiel, Nachahmung, keine Natur mehr. Die Zeiten sind vorbei, da die Statuen angebetet wurden, da noch die Tempel Wohnungen der Götter waren, und die Gedichte zum Unterricht und zur Erbauung einer großen Versammlung vorgesungen wurden. Unsere Tempel sind Häuser, worin sich Menschen zum Gottesdienste versammeln, unsere Bildsäulen stehen zum ergötzen da, oder um eine einförmige Aussicht zu unterbrechen. Wir unterrichten uns in Compendien, erbauen uns in Predigten, und lesen Gedichte zur anständigen Zeitverkürzung, zur edlen Erholung von mühsamen Geschäften und Studien. Unsere Begeisterung ist ein verabredetes Spiel zwischen Dichter und Leser, die sich einander gar gut verstehen, die sich einander gern zu Gefallen vieles nachsehen; daher ist es die Pflicht des Kunstrichters, durch ein unzeitiges Gelächter diese angenehme Mischung nicht zu unterbrechen.

Zu diesem anmuthigen Spiele, das am Ende nichtsdestoweniger lehrreich wird, hat die griechische Mythologie alle mögliche Erfordernisse. Sie enthält einen Schatz von lieblichen Bildern, Allegorien und Anspielungen, die das Gemüth auf die angenehmste Weise unterhalten; ihre Scherze gränzen an hohe Weisheit, und unterrichten den Menschen, wie er unterrichtet seyn will, ohne Vorsatz; und endlich (welches gewiß ihr geringstes Verdienst nicht ist) sie verschwistert die Dichtkunst mit den übrigen ergötzenden Künsten, mit Bildhauerkunst, Malerei, Tanzkunst, Belustigung an Schaumünzen u. s. w., welche von der Mythologie ihre ganze Nahrung haben. Nur durch die Verwandtschaft und Verbindung mit diesen Künsten erlangt die Dichtkunst die wahre Grazie, welche das Herz des Virtuosen mit süßer Zufriedenheit erfüllt. Ohne Beziehung auf bildende Künste kann die Dichtkunst feurig, erhaben, gedankenvoll u. s. w. seyn, aber keinen Reiz haben.

Auch über diese Grundsätze würden Leute von Geschmack und Einsicht einig seyn, wenn nicht öfters ein falsches Vernünfteln den Geschmack auf Irrwege verleitete. Seichte Philosophie ist ein wahres Verderben für den guten Geschmack. Nichts ist leichter, als die Empfindungen der Schönheit durch Scheingründe in Verwirrung zu bringen; nichts ist leichter, als unsere Aufmerksamkeit auf Unschicklichkeiten zu lenken, die nach dem

Erfordernisse der Kunst lieber u
Überschrift auf dem berlinischen
Apollini et Musis hat allgemein
gereimt! kann ein solcher Vernü
Apoll auf einem neuern Gebäude
oder wenigstens ein Anachronismu
schen Säule — wie unnatürlich!
bälke die Akanthblätter zerquetschen
Bildsäulen? alles wider die Nat
Rande des Daches spazieren geh
Philosophie hat man den Gesang,
cation von der Schaubühne vertr
ganze Poesie lächerlich machen w
Malern den Anschlag, so wie sie
so möchten sie ihr Genie anstreng
zuahmen. Auf solche Weise hat
Recht, wenn sie alle Philosophie

Die Philosophie mag in den
schaften die Ursachen der Erschei
ihr Amt. Aber sie wage keine
noch weniger eine ungelegene Erin
gessen will; sonst stört sie muth
gnügen. Wenn ich einen Raml
gessen, daß die heidnischen Gött
meinem Vergnügen haben sie R
seine Gedichte singen höre, so folg
setzen will, bin, was er aus m
über meinen poetischen Glauben
Er mag seine fabelhaften Wesen
zu Anspielungen brauchen, oder
mitwirken lassen. Ich genieße da
gnügen; und meine Vernunft ist
dung die Oberherrschaft einzuräum
suchender Kunstrichter, „er verführt
treffliche Declamation." Es kann
antworten; wenn Ramler Ihre,
läsen, so würden sie mir vielleicht
wissen mehr Leute zu declamiren,
wollen declamirt, und nicht mit d
lesen seyn.

Allein wie viel sind der Leser, die alle Feinheiten der Ramler'schen Muse einsehen? wenige. Sein Publikum besteht aus einer geringen Anzahl von empfindungsvollen Kennern, die hier und da, in Deutschland, in Dänemark, in der Schweiz u. s. w., sehr dünn gesäet sind. Auf die Ehre, ein Lieblingsdichter des Volks zu werden, muß er schon Verzicht thun, und sich begnügen, für die wenigen Edlen zu dichten,

— — — edel im Buch der
Grosen Götter, obgleich nicht auf der Rolle des Censors;

diese sind mit der Muse Ramler's so vertraut, daß sie ihre feinsten Allegorien und Anspielungen verstehen; sie wissen gar wohl z. B., daß die zwölf Arbeiten des Herkules in der Ode „an die Feinde des Königs" (S. 25) eine sehr genaue Beziehung hatten, auf die Umstände im Jahre 1760, und daß keine Zeile ohne Bedeutung ist. Das kriechende Seethier,

Das gieng und wiederkam,

ist ihnen unentbehrlich, um das Gemälde vollständig zu machen; und sie lächeln über den schwachen Kopf, welcher die 5te, 6te, 7te und 8te Strophe dieser wohlausgeführten Allegorie durchstreichen, und statt der vierten folgende elende Reime hineinschieben will:

Als Herkules den Löwen und die Schaaren
Der wilden Ungeheu'r bezwang,
Und mit der Panzerhaut, durch alle zwölf Gefahren
Bis an die lezte drang;

sie schreiben vielleicht auf den Rand des verbesserten Exemplars:

— exemplum grave praebet ales
Pegasus terrenum equitem gravatus.

In der Ode „an die Muse" (S. 61) wissen sie, daß die erste Strophe:

Willst du den allerhöchsten Zevs erhöhen,
Der sein allmächtig Haupt bewegt,
Und den Olymp erschüttert? oder Athenäen,
In diesem Haupt gesiegt,

wissen sie, daß diese Nachahmung des Pindar und Horaz allhier auch eine allegorische Bedeutung hat, und daß die Zeile:

In diesem Haupt gepflegt,

nicht müßig daſtehe. Vielleic
ihres ängſtlichen Ganges, an
lung; aber folgende Stelle w
Pindars würdig, vorzüglich n

Als Jüngling ſchlief er eh
Aoniens, und war die Luſt
Der Muſen; itzt erhöheten ſie
Mit unbewegter Bruſt
Hielt er der Söhne Teut

ein feines Lob des Helden un
Ihnen hat er die Größe ſeine

In der Ode „auf die A
die von aller Mythologie fre
bei der 5ten und 6ten Strop

Fall' an ſein Herz, o Kö
Der Freude; fleuch an ſeine
Amalia, von deinen frommen
Und rede, wenn die Luſt

Dich reden läßt; Vermähl
Küßt ſein friedſelig Angeſicht:
Willkommen! Schutzgeiſt deine
Willkommen! und mehr nicht.

Wer hier den Ausgang der 5
nicht der Strom der Empfin
in die folgende Strophe mi
verdammt, in den Blumen,

Die der offn

eine Unanſtändigkeit zu fin
verbitten.

Wir ſind weit davon en
halten,

Der ohne

oder es übel zu nehmen, wenn
heiten bemerkt. Wir laſſen
muß ſie nicht aus einem Eige
weiß aus welcher unſchicklichen
verwandeln, und dem Publik
die Augen werfen wollen. J
Meinung, daß alles in dieſer

verdiene. Hier und da sind Stellen, wider welche der Kunstrichter noch manches erinnern darf; und so strenge auch ein Ramler sich selbst beurtheilt, so unermüdet er auch verbessert, und so fein und richtig auch sein Gefühl ist: so ist der Geschmack der Menschen doch zu verschieden, als daß er glauben könnte, allen seinen Lesern alle Genüge gethan zu haben. Wir wagen es vielmehr, unsere Anmerkungen und Erinnerungen selbst dem Leser mitzutheilen. Liebe zur Kunst, und Bescheidenheit soll uns die Feder führen, von Schmeichelei und Mißgunst gleich weit entfernt. Irren wir, so hat wenigstens unser Herz keinen Antheil daran. Wir werden uns aber vorzüglich bei den Stücken aufhalten, welche wir jetzt zum ersten Male lesen, und die längst bekannten übergehen.

Die erste Ode, „an den König", im choriambischen Sylbenmaaße, hat den prächtigen Gang des Römers, wenn er nicht mit dem kühnsten Feuer, sondern in einem gemäßigten und desto vollern Tone singt, wie z. E. in seiner ersten Ode. Glaubt man nicht, den Römer zu hören? wenn er anhebt:

> Friedrich! du dem ein Gott das für die Sterblichen
> Zu gefährliche Loos eines Monarchen gab,
> Und, o Wunder! der du glorreich dein Loos erfüllst.

Wer empfindet hier nicht das Horazische in dem so kühn und rund gesagten Beiwort: das für die Sterblichen so gefährliche Loos eines Monarchen? in dem darauf folgenden unerwarteten Gegensatze: und, o Wunder! der du u. s. w.? Wer hört nicht den Römer? der sein Thema ankündigt:

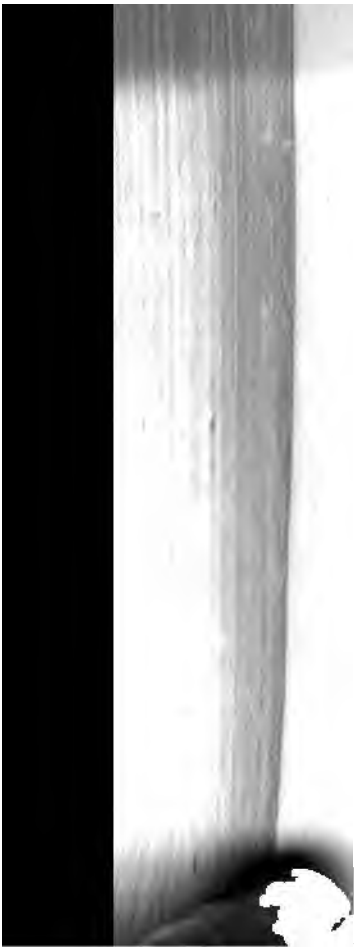
> Siehe! deiner von Ruhm trunkenen Tage sind
> Zwanzig tausend entflohn;

der vom Pindar sagen kann:

> — — Der direäische
> Herold, dessen Gesang weiter, als Phidias
> Marmor, oder Apells athmende Farbe, strebt;

der endlich, nachdem die ganze Ode edel und fein gelobt hat, gleichsam Schlag auf Schlag, Lob auf Lob endigen kann:

> — — Glücklicher Barde, der,
> Nicht den Feldherrn allein, und den geschäftigen
> Landesfürsten in dir, der auch den Vater des
> Hauses, der auch den Freund, der auch den fröhlichen
> Weisen, groß in der Kunst jeder Kamöne, singt!



ohne Zerreißung lieſt, und ein Ohr ha
hören kann, der wird ihn überall hör
der Numerus auf ein mächtiges Wort
Verbindungswort, ſtützt; ihn hören,
einander drängen, und durch Wiederk
ſam Hand in Hand ſchließen; ihn hö
Sinn in ein einziges unerwartetes A
ihn hören, wenn ſich die Bilder ſo in
daß ſie bei der geringſten Trennung z
Allein wir können nicht umhin, auch
zumerken, die man nur an einem Ra

Die „zwanzigtauſend Tage" tre
Alter des Königs zuſammen; und w
von ungefähr gelungen ſeyn ſollte,
ſo geradezu nennen ſollen. Die lyriſ
in ſo große Zahlen finden zu können.

— — ihnen folgt a
Jedes Denkmal von di

Den Tagen, welche entflohen ſind, fol
Ausdruck hat etwas unſchickliches; und
iſt zweideutig. Es kann heißen: jede
auch: jedes dir gewidmete Denkmal.

— — Selbſt der unſterbli
Macedonier, wie lebt er? bewun
Nicht geliebt: denn er fand keine
Herold, deſſen Geſang weiter, al
Marmor, oder Apells athmende
Aber, ſiehe! wie lebt Cäſar Okt
Durch den Edlen in Rom? — —
— ewig geliebt, ewig ein Muſte
Väter jegliches Volks. — —

Diese Wendung ist neu. Horaz sagt: ohne den Dichter bleibt der Held unberühmt. Ramler geht weiter. Malerei und Bildhauerkunst können auch den Helden verewigen, aber nicht den Vater des Volks, nicht den liebreichen Regenten. Sie stellen den Eroberer der Nachwelt zur Bewunderung dar; aber in dem Landesfürsten den Menschenfreund, den Weisen, als einen Gegenstand der Liebe, als ein Muster der Nachahmung darzustellen, ist der Dichtkunst allein vorbehalten, die

— — weiter, als Phidias
Marmor, oder Apells athmende Farbe, strebt.

Schade! daß dieser Sinn in einer etwas getrennten Reihe von Sätzen ein wenig versteckt liegt, und sich dem Leser nicht sogleich anbietet. Die Betrachtung hätte ihrer Neuheit halber verdient in ein stärkeres Licht gesetzt zu werden.

Die zweite Ode, „an den Apoll, bey Eröffnung des Opernhauses in Berlin", in fünf dreizeiligen Strophen, ist des Gottes würdig, an welchen sie gerichtet ist. Nach einer allegorischen Beschreibung der heroischen Oper bittet der Dichter den Gott, welchem der Tempel geweihet ist:

Vergönne doch auch der süßen Cythere
'Den Zutritt! und o! dem freundlichen Amor,
Der leicht gerüstet vor ihr hüpft!

Den Grazien, die der Gürtel entbehren,
Der Suada, mit hold einladenden Lippen,
Und allem jungen Göttervolk!

Komm, Freude, du Kind der Hebe! komm, Lachen,
Die Hände gestemmt in keuchende Seiten!
Und du, schalkhafter kleiner Scherz!

Wem werden diese süßen Bilder nicht gefallen? Wer wird nicht das O! welches den freundlichen Amor ankündigt, wohl aufnehmen? Wer sieht nicht gern den angenehmen Zwist der Bilder, welchen das „gerüstet" und das freundliche „Hüpfen" macht? Wessen Auge wird nicht heiter, „Grazien ohne Gürtel", „die Suada mit ihren holdeinladenden Lippen, und alles junge Göttervolk" im Gefolge der Venus kommen zu sehen? Wer klatscht nicht bei der anmuthigen Einladung: „komm, Freude!" u. s. w. mit in die Hände? und sieht zuletzt den „schalkhaften kleinen Scherz", der unschädlich ist, weil er nur klein ist, auch im Sylbenmaaße nachgaukeln? — Das Lachen,

Die Hände geſtemmt in keuchende Seiten,

hat den Kunſtrichtern mißfallen. Es iſt wahr, di
nur jenes ſüße Lachen, das nach dem Bilde Alci
iſt, als die ſtille See. Allein das zur Perſon umg
in abstracto erfordert ſtärkere und charakteriſtiſchere
die der Maler wählen würde, wenn er es zu ſ
Ein anderes iſt das Lachen als eine Eigenſchaft
Göttinn, ein anderes der kleine muthwillige Knabe
dem ſchalkhaften Scherze ihr nachgaukelt. Zuden
Dichter, welcher alle Gattungen der Opern allegor
die komiſche Oper, die gewiß mehr als ein ſanfte
nicht ganz übergehen; und er hat ihr nur eine Zeile a
Mit mehrerm Rechte findet man den Ausdruck:

Grazien, die der Gürtel entbehren,

etwas ſchwerfällig, und nicht ſo lieblich als das z
solutis.

Das dritte Stück: „Amynt und Chloe", Gemälde in fortgehender Handlung, würde in eine wo die Bewegungen deutlicher in die Augen gef mehr Leben bekommen haben. Die lyriſche Gattung nicht mit der Erzählung, daher der Dichter die ihren Abänderungen nicht hat beſchreiben können. muß ſie errathen und in Gedanken hinzuthun, wodu poſition nicht einem Jeden in ihrem vollen Lich dürfte. — Chloe im Bade geſtört, — ſie erſchrid ſchernd heraus, und flieht nackt — weh! durch ei büſch —; Amynt verfolgt ſie nicht, aus zärtlicher er ruft ihr flehend nach:

Ich bin's, o Chloe! fleuch nicht mit nacketem Fuß
Durch dieſe Dornen! fleuch nicht den frommen Am
Hier iſt dein Kranz, hier iſt dein Gürtel!
Komm, bade ſicher, ich ſtöre dich nicht.

Sieh her! ich eile zurück, und hänge den Raub
An dieſen Weydenbaum auf. — —

Dieſes thut er, und weicht wirklich zurück. Das Mädchen ſieht ſich um, erblickt Niemanden, und keh Kranz und ihren Gürtel zu nehmen. Jetzt ſchlüpft aus ſeinem Hinterhalte hervor:

— — Ach, stürze doch nicht!
Es folgt dir ja kein wilder Satyr,
Kein ungezähmter Cyklope dir nach!

Er ereilt sie, und raubt ihr, was sie nicht geben wollte, — einen Kuß:

Dich, schlankes, flüchtiges Reh, dich hab' ich erhascht!
Nun widerstrebe nicht mehr! nimm Gürtel und Kranz,
Und weihe sie der strengen Göttinn,
An deren ödem Altare du dienst.

Die folgenden beiden Stücke: „Sehnsucht nach dem Winter (1744)" und: „auf einen Granatapfel, der in Berlin zur Reife gekommen war (1749)", sind vielleicht die vorzüglichsten nicht in dieser Sammlung; allein sie werden Kunstverständigen außer einzelnen Schönheiten, welche darin nicht sparsam vorkommen, auch deswegen schätzbar seyn, weil es jugendliche Arbeiten des Dichters sind, die sein Genie im Aufkeimen zeigen. Man sieht darin den sich bildenden Dichter, welcher sich eine Bahn bricht, aber noch auf derselben mit etwas unsichern Schritten fortwandelt. Das erste hebt mit einer stillen Malerei an:

Die Stürme befahren die Luft, verhüllen den Himmel in Wolken,
Und jagen donnernde Ströme durch's Land;
Die Wälder stehen entblößt: das Laub der geselligen Linde
Wird weit umher in die Thäler geführt.

Der Weinstock, ein dürres Gesträuch — — —

Bei Erblickung des Weinstockes geräth die Muse in lyrisches Feuer, und fährt auf:

— — — Was klag' ich den göttlichen Weinstock?
Auf! Freunde, trinket sein schäumendes Blut,
Und laßt den Autumnus entfliehn mit ausgeleeretem Füllhorn,
Und ruft den Winter im Tannenkranz her.

Aber sie kehrt wieder zur Malerei zurück:

Er deckt den donnernden Strom mit diamantenem Schilde, u. s. w.

Am Ende der fünften Strophe befindet sich ein Bild, das allein eine ganze Ode werth ist:

Dann baden die Knaben nicht mehr, und schwimmen nicht unter den Fischen;
Sie gehn auf harten Gewässern einher,
Und haben Schuhe von Stal: der Mann der freundlichen Venus
Verbarg der Blitze Geschwindigkeit drein.

Die Ode „auf den Gra
dungen und Bilder, Nachdr
Grünen Krone, und noch
nicht anders, als einer fehler
lautend gehalten werden. W
krüne Krone und koldne
1749 hatten wir im Deutſc
dieſem Werthe; allein mit der
glichen, ſcheint dieſe Ode ein
Theile falten ſich ſo frei nicht
in ihren Gelenken nicht ohne
Hr. Ramler mit dieſer aus
ſchon bekannten Ode*) vorg
von dem ſichern Geſchmacke
der Fähigkeit eines ſolchen D
gegründet und glücklich; aber
Anlage kann ſelten durch V
Kunſtrichter, welchen dieſe Ode
auf einzelne Schönheiten als
ganze 4te und 5te Strophe z

Urplötzlich ſind der
Zu Tempeln und Palä
Die rund umher der
Noch halb den Steinen
Ihr Götter! prächtig
Erhebt ſich euer Panth
Die Weiſen alle dienen
Die Völker lernen ſchon

Sagt, Sterbliche,
Und lehrt dem wilden
Und wägt den Mond,
Deckt die Geburt des
Und ſteiget an der We
Bis dahin, wo den hö
Zevs an ſein Ruhebette
Zu ſeinen Füßen hieng.

Die 6te Ode heißt: „di
Inhalte, daß der Verf., welch

*) Critiſche Nachrichten aus d
Jahr 1750. Berlin. 4° No. VI.

sich jetzt ganz der allgefälligen Göttinn weihe. Ohne uns nun in den Streit zwischen ihm und seinem Freunde Selim einzulassen, schreiben wir folgende darunter gesetzte Anmerkung hier ab, die allen, welche Ramler bald hier, bald da, und nirgend lieber als in den Litteraturbriefen, haben finden wollen, zur Nachricht dienen mag:

„Der Verfasser hat vor und nach dem Jahre 1750 an keiner einzigen „kritischen Schrift Antheil gehabt: man nehme das Lehrbuch *) aus, „vor welchem sein Name steht."

Die letzte Hälfte der Ode ist allgemein und moralisch; daher stehe sie gleichfalls hier:

— — — O! sich geliebt zu sehn,
Welche Seligkeit! Liebe, dich
Tauscht mein trunkener Geist nicht um das Zeigen mit
Fingern, um der Versammlung
Händeklatschen, des Volks ehrebezeugendes
Aufstehn; dich um Gespräche mit
Großen Königen nicht, noch um die schmeichelnde
Tafel ihrer Gewaltigen.

Und nun können wir einen großen Theil Oden überspringen, und uns mit Anführung ihrer Namen begnügen. Sie sind meistens während des vorigen Krieges erschienen; Liebhaber der Dichtkunst wissen sie schon auswendig. Sie heißen: an die Stadt Berlin; an die Feinde des Königs; Lied der Nymphe Persante; auf ein Geschütz; an den Fabius; an seinen Arzt; an Krause; an die Göttinn der Eintracht; auf die Wiederkunft des Königs; an Hymen; an die Muse; Glaukus Wahrsagung; Ptolomäus und Berenice.

Mit unter läuft eine Ode an Lycidas, die wir zum ersten Mal lesen, und die uns so außerordentlich gefallen hat, daß wir sie gern ganz hersetzten; wir überlassen sie aber dem Liebhaber selbst zu lesen. Man höre die erste und die drei letzten Strophen:

Wen seine Mutter unter den zärtlichen
Gesängen heller Nachtigallchör' empfieng,
Wer ihr in ihren Götterträumen
Nächtlich als Schwan sich vom Busen loswand,

*) Hierunter muß die: „Einleitung in die schönen Wissenschaften, nach dem Französischen des Herrn Batteux, mit Zusätzen vermehrt von C. W. Ramler", 4 Bände, Leipzig 1758. 8° gemeint seyn.
Anm. des Herausgebers.

Ununterwiesen wird er, als Knabe schon,
Die Frühlingsblume singen, und froh bestürz
Sich einen Dichter grüßen hören.
Ihm wird die jüngste der Charitinnen,

Die wohl bewachte Scham, sich zur Führerinn
Entbieten. Ihm wird Pallas die Wolke von
Den Augen nehmen, daß ihr Jünger
Wahrheit und blendenden Trug erkenne.

In Wäldern wird er einsam den Vater der
Natur verehren. Endlich, o Lycidas,
Erwartet er, gleich eines fremden
Mannes Besuche den Tod mit Gleichmut

„Der Triumph" hat ein freies Sylbenm
hat den vollkommensten Wohllaut, aber sie sind
Länge: das einzige Mal vielleicht, daß sich ein Ra
heit erlaubt hat. An wahrer Poesie ist dieses Stü
tens eines der stärksten. Ein wohlgeordneter Pla
Theile; lyrische Wendungen, hohe Gedanken, mä
und pindarische Züge überall. Wir würden zu
zu dem Geschmacke unserer Leser verrathen, wenn
diese Schönheiten einzeln zergliederten. Den Schl
len wir hersetzen, in welchem sich der Dichter von
digung der Schmeichelei gegen seine Helden, mit
Wahrheit (alle seine Zeitgenossen müssen ihm dieses
vor den Augen der Nachwelt rechtfertigt. — Welch

Denn sich selbst mit eines Gottes Zufriedenhei
Ansehn, ist der Triumphe
Allerhöchster. — Und des Dichters
Allerhöchster Triumph ist,
Diesen König besingen.
Drum schweige du nie von ihm, mein Lied,
Stolzer, als der Geïsche
Und der Thebanische Päan:
Keinem Golde feil,
Auch selbst dem seinigen nicht.
Und ob er auch diesen Triumph verlenkt,
Und, deiner Töne nicht gewohnt,
Sein Ohr zu Galliens Schwänen neigt:
So singe du doch den Brennusöhnen
Ihren Erretter unnachgesungen.

Das Gedicht „an Buddenbrock" ist von
Gattung; die Sprache fließend, die Gedanken natür

mehr Vernunftgründe als Flüge der Einbildungskraft, und überhaupt dem ernsthaften Geschmacke eines Mannes in Geschäften angemessen, der die gesunde Vernunft höher schätzt als lyrische Trunkenheit. Es gehört nicht zur Gattung der Ode im strengsten Verstande; allein die Liebhaber sehen die Muse eines Ramler auch gern in dieser leichtern Kleidung.

Der „Abschied von den Helden" singt von dem, was der Dichter noch singen kann; und o! möchte er auch, was er kann, singen und, was er singt, mittheilen!

Noch viele goldne Pfeile ruhn unversucht
Im Köcher eines Dichters, der frühe schon
Sein Leben ganz den liederreichen
Schwestern Uraniens angelobt hat;

Der, hoffend auf die Krone der Afterwelt,
Den bürgerlichen Ehren entsagete:
Der alle Wege, die zum Reichthum
Führen, verließ: ein zufriedner Jüngling.

Verleiht, bevor dieß Haupthaar der Reif umzieht,
Ein guter Gott mir Einen Aonischen
Mit Bächen und Gebüsch durchflochtnen
Winkel der Erde: so sollen alle

Durch alle Winde fliegen, den Weisesten
Ein süßer Klang, dem Ohre des blöden Volks
Unmerklich. — Ungeschwächt soll ihre
Töne der Brittische Barde trinken;

Sie sollen hell den Himmel Ausoniens
Durchwirbeln; (dort war eh'mals ihr Vaterherd!)
Auch Galliens vergnügter Sänger
Höre den Nachhall, nicht ohne Scheelsucht.

Wer wünscht nicht mit uns die Erfüllung dieser Angelobungen, zur Ehre Germaniens?

Vom Anhange, welcher die musikalische Idylle „der May" und die Cantate „Ino" enthält, dürfen wir nichts sagen, da der Verfasser längst als derjenige bekannt ist, welcher der Musik gewidmete Gedichte mit poetischen Schönheiten in vollem Maaße zu verzieren weiß.

Über das Studium des Alterthums. von
Klotz. Halle, bey Joh. Justin. Gebauer
in 8°.

(aus der allgemeinen deutschen Bibliothek Bd. 8.
S. 118—125.)

Dieſes iſt, ſo viel wir wiſſen, von dem
Hofrath, jetzigem Herrn Geheimenrath Klotz
in deutſcher Sprache, da er bis dahin ſich blo
Schriften hervorgethan hatte. Sie ſcheint auch
dem Hrn. Geheimenrath bloß als ein Verſuch
willen aufgeſetzt zu ſeyn; denn der Inhalt kann
keine Koſten geſetzt haben. Nimmt man dasjeni
aus andern Schriftſtellern angeführt wird und w
an den eigenen Gedanken aufgeblaſen hat; ſo bl
das des Ruhmes dieſes Schriftſtellers würdig wä
Seiten lange Declamation wider die Unwiſſenhei
wohl nicht der ſchicklichſte Eingang zu einem fünf
Tractätlein „über das Studium des
Wenigſtens könnte ſie eben ſo füglich vor einer
ſtehen. Wir ſagen Declamation; denn es iſt d
anders, wenn der Verf. anhebt: „Nie hat d
„ihren Muth, welcher ihr den Mangel anderer
„ſoll, ſo ſehr ſinken laſſen, daß ſie ſich nicht bem
„Welt zu überreden, ſie handle nach ſichern und
„Mit edlem Stolz ſcheinet ſie auf alles herabzubli
„Bald drückt ſie ihre Pfeile aus einem verborgen
„los, und iſt, wie der in Nacht verhüllte Apoll
(ei! ei! wie kommt die Unwiſſenheit zu der Ehre,
Apoll verglichen zu werden?), „ein heimlicher Feind
„ſie ſich mit Kühnheit, und erhebt ihre freche Stirn

Hierauf folgen 10 oder 12 Seiten wider d
Alterthumsforſcher. Wir freuen uns, den Hrn.
auf dieſen Gedanken zu finden. Nach ſeiner Hist
contumeliosorum et satyricorum und Historia
sidionalium zu urtheilen, hatten wir ſo manchen
unnützen Anführungen und unwichtigen Unterſuchu
ihm erwartet. In der Folge werden auch die tr

sophen gezüchtigt, und durch das Beispiel des Sokrates, welcher Bildsäulen der Huldgöttinnen geschnitzt *), und des Leibnitz, welchen Voltaire im Tempel des Geschmacks angetroffen, angewiesen, den Musen zu opfern. Die Kritik, sagt der Hr. Geheimerath getrost dem schnöden Franzosen nach, verstattete Leibnitz diesen Aufenthalt, um seine Mitbrüder durch dieses Beispiel menschlicher zu machen. Doch wie? sagt dieses Voltaire? O nein! Voltaire ist wenigstens höflich, wenn er nicht bescheiden ist. Es heißt im Französischen: pour tâcher d'adoucir par cet exemple l'esprit dur de la plupart de ses confrères. Wir begreifen übrigens nicht, wie Hr. Klotz mit Voltaire's Beschreibung vom Tempel des Geschmacks zufrieden seyn könne. Voltaire hat doch wenigstens einen einzigen Metaphysiker darin angetroffen, aber Münzensammler und Alterthumsforscher, so viel wir wissen, gar nicht.

Seit Winkelmann haben diese Herren in Deutschland einen sehr wichtigen Ton angenommen. Dieser große Geist hat eine ungemeine Kenntniß des Alterthums mit Philosophie, großem Geschmack und wahrem Genie verbunden, wodurch er jeder Kleinigkeit hat Ansehen und Wichtigkeit verleihen können. Sein Enthusiasmus für die Kunst der Alten gefiel; denn er zeugte von seiner starken Empfindung des Schönen und Erhabnen. Man mußte dem wohl glauben, welcher, mit solchen Talenten zum Sehen ausgerüstet, selbst gesehen hatte; daher man es ihm gar wohl vergab, wenn er sein Lieblingsstudium über alle menschliche Erkenntniß hinwegzusetzen, und die Betrachtung einer Antike für die höchste Glückseligkeit des Menschen zu halten schien. Unter seinen Nachfolgern aber finden sich welche, die vielleicht keine Antike in ihrem Leben mit Augen gesehen, die alles, was sie von der Kunst der Alten wissen, aus Büchern gelernt oder höchstens aus Kupferstichen abgesehen haben, und die Begeisterung also aus der zweiten, dritten Hand haben. Diese glauben es dem Winkelmann auf sein Wort, daß die Alterthumskunde die Wissenschaft aller Wissenschaften sei; und was den Geschmack betrifft, so sind sie völlig versichert, daß sie ganz allein im Besitze desselben sind. Kaum daß sie den Dichtern die Ehre gönnen,

*) Aus diesem Worte des Hrn. Klotz werden unsre Enkel dereinst schließen, daß die Grazien des Sokrates von Holz gewesen.

ſie neben ſich zu dulden. Sie ſpr
von Grazie, ſtiller Größe, hoher
tung, gefälliger und harmoniſcher
Modewörter mehr, die man im
mindeſten einleuchtenden Begriff
und dieſe ſtolzirenden Kunſtwörter
ſeligkeit aufſtutzen, welche ſonſt
terei erkannt haben würde.

Am Ende kommt Hr. Klotz
Weltweiſe aus dem Studio der
haben hier wichtige Anmerkungen
wechſelſeitigen Einfluß der Weltw
erwartet; denn bis S. 60 haben w
unter dem Alterthume vorzüglich
Aber hier ſchiebt er plötzlich die
beweiſt ſehr gründlich, daß die
„ſamen Geſetze, klugen Anſtalten,
„deren Verbindung Rom ſich zu
„dieſe Königin der Völker dem
„deren Trennung den Verluſt ei
„urſachte, zu welcher kein Reich ſ
daß die Sittenrichter, der Senat,
und noch viele andere Dinge in
weiſen Stoff zu nützlichen Betrac
ein Wort von den eigentlichen Al
allenthalben vorzüglich meint. H
ſo trivialen Anmerkungen nicht
geſtehen, daß uns dieſe unglückl
fremdet hat.

Die Schreibart in dieſer kl
feierlich, für eine ſo kleine Schrif
viladera, ſagt Clarke*) von
wahrhaftig zu gravitätiſch für ein

*) Edward Clarke, letters con
at Madrid during the years 1760 an
über das Königreich Spanien. A. d.
1765. 8°, und eine andre Überſetzun
beſchäftigen ſich vorzüglich mit den Al
ſpaniſchen Litteratur.

rioden, die im ciceronianischen Latein sehr wohl klingen mögen, thun auch im Deutschen lange die Wirkung nicht, und schleppen sich vielmehr sehr ängstlich fort. Wir wollen einige zum Beispiele hersetzen: „Sie" (die Gelehrsamkeit) „ist vielleicht oft gar „unsre Verführerin, sie wird uns eben so schädlich, als der „Reichthum dem, welcher sich dessen nicht zu gebrauchen weiß, „und wenn wir die bey allen ihren Schätzen armen Gelehrten „und ihre unter so vielem Glanze dennoch hervorschimmernde „Dürftigkeit betrachten, finden wir uns verbunden, wenigstens „gegen unsere Freunde den Wunsch zu thun, dessen ein fran„zösischer Schriftsteller erwähnt, der ihn selbst für andern hätte „beherzigen sollen: Gott erzeige ihnen die Gnade, daß sie weniger „gelehrt werden!" Die kleinen Unrichtigkeiten: „sich dessen gebrauchen", „unter vielem Glanze hervorschimmernde Dürftigkeit", und „für andern" statt „vor andern", nicht zu rügen; welchen Leser werden diese Menge der Einschiebsel, diese häufigen Beziehungswörter: dessen, welcher, dem und wem nicht verwirren? Und wie verdrießlich muß der Leser werden, wenn er am Ende findet, daß man ihm in verwickelten Perioden nichts als allgemein bekannte Dinge gesagt hat? So auch folgende Periode: „Sollte „nicht auch jetzt mancher Weltweiser in stiller Einsamkeit den „Musen ein Opfer bringen, welchen sie dadurch belohnen werden, „daß sie seinen Ruhm der Nachkommenschaft erzählen, wenn „unterdessen die Nacht der Vergessenheit die Nahmen derer bedeckt, „welche aus keiner andern Ursache auf den ehrwürdigen Titel „eines Weltweisen Anspruch machen, als weil sie sich der wohl„feilen Gefälligkeit des freygebigen Teutschlandes be„dienet haben."

An einem andern Orte will der Verf. den Grafen Caylus den Alterthumsforschern zum Muster anpreisen; und hierzu bedient er sich folgender Wendung: „Möchte doch eine aufmerksame „Betrachtung dieses grossen Mannes in dem Gemüthe der Ge„lehrten, welche Kenner des Alterthums seyn wollen, eben die „Würkung hervorbringen, welche das Bildniß eines Weltweisen, „das jene Athenienserin bey einem üppigen Schmause von ohn„gefehr erblickte. Dieses Bild der Mäßigung und Enthaltsamkeit „machte einen solchen Eindruck auf sie, daß sie ihre Unwürdigkeit „fühlte, sich nach Hause begab, und aus einem Beyspiele aller „Ausschweifungen ein Muster der Keuschheit und Sittsamkeit „ward." Eben die Wirkung, welche das Bildniß u. s. w.;

hier iſt ein Zeitwort ausgelaſſen. Die ganze Verglei
uns kindiſch, wenn der Hr. Geheimerath das Wor
nehmen will. Was hat ein pedantiſcher Alterthum
einer athenienſiſchen Buhlerinn gemein?

„Freylich", heißt es unmittelbar darauf, „kam
„derjenige leiſten, welcher Genie und Geſchmack vo
„empfangen" u. ſ. w. Wie hängt dieſes mit dem
ſammen? Worauf bezieht ſich das dieſes? auf
rung der athenienſiſchen Dirne oder auf die Pedan
lehrten? Dergleichen Nachläſſigkeiten finden ſich au
ten; und es wäre nicht zu begreifen, wie ſie einem ſo
den uns ſo viele gelehrte Zeitungen, ordentlich als
Einem Munde redeten, als einen Mann von erhabe
ſtem Geſchmacke beſchreiben, — wie dieſem Helde
ſolche elende Stellen entfahren konnten, wenn er n
zu großer Flüchtigkeit arbeitete. Er ſcheint den Ge
genug zu wenden, bis er ſich dem Ausdrucke anp
aus Eilfertigkeit den erſten den beſten Ausdruck zu
cher ſich ihm darbietet. Wenn wir beſſere Proſaiſte
ſollen, ſo müſſen unſere guten Köpfe nicht ſo unacht
Proſa umgehen. Doch vielleicht mögen aber auch d
Schreibart des Hrn. Geheimenraths bloß daher komm
der deutſchen Sprache noch nicht gewohnt genug iſt;
mehrerer Übung wohl richtiger ſchreiben lernen: zum
aus der Erfahrung merken wird, daß ein neuerer
Schriftſteller zwar zuweilen triviale Gedanken in a
Schreibart vortragen und dieß dann durch eine Art
nianiſcher Wendung bemänteln könne, daß aber,
deutſch ſchreibt, dergleichen Fehler allzu bald dem L
ganzen Blöße in die Augen fallen.

Phedon of over de Onsterflykheid der Ziele, in drie t'zamenspraaken, door Moses Mendelszoon, naar den tweeden verbeterden Druk, uit het hoogduitsch vertaald. in's Graavenhaage by Pieter van Cleef, 1769.

(aus der allg. deutschen Bibliothek Bd. 14. Stück 1. 1771. S. 229—230.)

Eine holländische Übersetzung des Mendelssohn'schen Phädons. Der Recensent versteht zwar wenig von dieser Sprache; allein der Übersetzer scheint uns noch weniger von der Sache zu verstehen. Wir können uns nicht vorstellen, daß der Holländer mit sonteinen der Veranderingen den philosophischen Begriff verbindet, welchen der Deutsche mit Quellen der Veränderungen verbindet. Bestimmung, destinatio, Bestimmung, determinatio, und Einschränkung heißt bei dem Übersetzer ohne Unterschied bepaaling. Die ganze Lehre vom Stätigen (S. 87—88 der Übersetzung) muß ihm unbekannt gewesen seyn; daher sehr oft in der Übersetzung gerade das Gegentheil von der Urschrift gesagt wird, wodurch denn freilich diese ganze Stelle in der Übersetzung durchaus nicht zu verstehen ist. Ob das philosophische Kunstwort stätig (continuum) durch geduurig richtig übersetzt sei, zweifeln wir.

Verhandeling over het V
fraeje Wetenschappen
Moses Mendelszo
ligunt, indocti voluptatem.
Voor prekenig van de U
Utrecht, by I. Corn. Te
Abhandlung von dem Erh
nen Wiſſenſchaften.)

(aus der allg. deutſchen Bibliothek

Dieſe kleine Mendelsſo
gehabt, in weit beſſere Hände z
ſehr richtig, und ſcheint auch ſc
ſätze und Anmerkungen geben d
erkennen, der mit ſeinem Verfa
ausgebreiteten Kenntniß der Litte
deutſchen Schriftſteller, verbind
theilungskraft. Wir wundern
Beiſpielen, welche er hinzufügt,
das urſprünglich holländiſch wär

Anmerkungen über einen schriftlichen Aufsatz, die Wunderthaten des berüchtigten Schröpfer betreffend*).

(aus der allg. deutschen Bibliothek Bd. 26. Stück 1. 1775. S. 277—281.)

Daß Schröpfer seine sogenannten Arbeiten nicht in Gegenwart des Hrn. Dr. Crusius hat vornehmen wollen, wundert mich gar nicht. Obgleich dieser Gelehrte das Mitwirken böser und guter Geister anzunehmen pflegt, so würde er dem künstlichen Arbeiter dennoch, durch seinen scharfen Beobachtungs- und Untersuchungsgeist, auf mancherlei Weise beschwerlich gewesen seyn. Die Geister des Schröpfer sollen auch den Hrn. Dr. Erneſti recusirt haben. Wenn dieser Gelehrte nicht ein gar zu guter Naturforscher wäre, so hätte es vielleicht dem Schröpfer noch eher gelingen können, ihn zu überraschen als den Hrn. Dr. Crusius. Jener würde Spott und Verachtung mitgebracht haben; und in dieser Laune kann man zuweilen leichter hintergangen werden, als wenn man die Sache selbst für möglich hält, und die Absicht mitbringt, sie mit aller Aufmerksamkeit und mit dem feierlichsten Ernst zu untersuchen.

Daß die Berichte, welche man von den Arbeiten Schröpfer's hat, nicht in allen Umständen übereinkommen, beweist zwar nichts in Absicht auf die Hauptbegebenheiten; so viel aber läßt sich doch mit Grunde daraus schließen, daß die Nachrichten entweder nicht authentisch sind, oder von Augenzeugen herrühren, welche nicht mit der gehörigen Aufmerksamkeit beobachtet haben. Schröpfer scheint sich Zeugen gewählt zu haben, die entweder die Sache zum voraus gewünscht oder gefürchtet haben. Die Freimaurer,

*) Diese Anmerkungen beziehen sich auf des Dr. Christian August Crusius „Bedenken über die Schröpferischen Geisterbeschwörungen". Über die Person Schröpfer's und seine Gaukeleien findet man einen kurzen Bericht von Fried. Nicolai in der allg. deutschen Bibliothek, Bd. 26. St. 1. S. 272—277. — Der Aufsatz des Dr. Crusius war Moses Mendelssohn von dem Grafen von Lynar zugeschickt worden, mit der Aufforderung, seine Gedanken darüber zu Papiere zu bringen; s. einen Brief Mendelssohn's an den regierenden Grafen Wilhelm zu Schaumburg-Lippe vom Jahre 1775 im 5ten Bande dieser gesammelten Schriften. Anm. des Herausgebers.

an welche er ſich mehrentheils zu
ſagt, in ihren Zuſammenkünften
und Anſtalten auf große Erwart
ganze Seele wird gleichſam auf
glaube bemerkt zu haben, daß,
die Mitglieder dieſer Geſellſchaft
nungen ſind, mit denen ſie ſi
wie ſehr ſich Betrüger eine ſo lie
zu machen wiſſen. Wer leicht

Die Furcht macht die Täu
nung. Das Fürchterliche hat,
mit welchem es in Verbindung
Menſchen. Man kann ſich ka
terlichen Gegenſtand wenigſtens
ſen, der aber zu flüchtig iſt zur
Ähnlichkeit zeigt uns alsdann
Geſtalt. Wir ſehen nicht, was

Der Erzähler, von welchen
ſcheint mir weder von Furcht
zu ſeyn, als er den Schröpfer'ſ
zum voraus geneigt, heißt es,
einem guten Principio herzuleiten
merkte, daß ein Geheimniß der
ſich ein Gewiſſen darüber, ob
Schröpfer'ſchen Künſten ſo oft
entſetzlichen Knall nicht abwarten
verſprach. Dieſe Umſtände zeig
dieſes Zuſchauers nicht uneinge
vielmehr zwiſchen Furcht und H
Er ſpricht, wie von einer äußer
nannten Anmeldung der Geiſte
war, in einem Klange beſtand,
ein Glas ſchlägt; als wenn es
Klang hervorzubringen! und ſetzt
das ganze Zimmer gleichſam zu
aus der belebten Einbildungskraf
zeigt zur Genüge, wie wenig di
damals befand, zum Beobachten

Was mich betrifft, ſo halt
künſtlichen Betrug, ob ich es gl

ten Umstände aus dieser Voraussetzung zu erklären. Hierzu fehlen mir die wichtigsten Data. Wird doch sogar nicht einmal angegeben, ob Schröpfer seine Künste nur in einem dazu bestimmten Zimmer, oder in jedem andern, wo man es verlangt, oder endlich, wie Einige wollen, auch auf freiem Felde habe machen können; ob er sie des Nachts oder an hellem Tage vorgenommen, ob er den Zuschauern gewisse Plätze angewiesen u. dgl. Alle diese Umstände aber müssen sorgfältig untersucht werden, bevor man sich versprechen kann, mit hinlänglicher Gewißheit hinter den Betrug zu kommen. Wenn die übrigen Umstände damit übereinstimmen, so habe ich den Verdacht, daß eine Zauberlaterne vornehmlich dabei gebraucht worden. Wie vermittelst dieser Maschine ein Gespenst kann vorgestellt werden, lehrt Guyot in dem 3ten Theile seiner „physikalischen und mathematischen Belustigungen" (Augsburg 1773 in 8°) (s. die 44ste Belustigung). Ja man kann eben dieselbe Erscheinung in einem Rauche vorstellen, und gleichsam nach und nach aus demselben hervorsteigen lassen; wodurch sie noch fürchterlicher anzusehen seyn muß, weil der Umriß wallend und unbestimmt, und die ganze Figur gleichsam wie schwimmend erscheint. Das Räuchern, dessen sich Schröpfer bediente, wird ihm vermuthlich hierzu gedient haben.

In der Vermuthung einer Zauberlaterne bestärken mich vornehmlich auch folgende Umstände. Die Geister schienen sich zu bewegen, ohne einen Fuß zu regen; sie erschienen nur als schwebend. Durch die Fortrückung des Bildes in der Zauberlaterne kann man die Erscheinung fortschweben lassen, aber den Füßen keine besondere Bewegung mittheilen. Dieser Umstand scheint mir von nicht geringer Wichtigkeit zu seyn. Aus eben der Ursache werden auch wohl die Geister Arme und Hände auf die Brust geschlagen getragen haben, wie in dem Aufsatze erzählt wird. Sie erschienen ferner in verschiedenem Lichte; auch die anwesenden Personen sahen sich in verschiedenem, wunderschönen Lichte. Wie dieses durch eine Zauberlaterne zu machen, ist leicht zu errathen. Die Gesichter der Geister sahen wie ein geformter Dunst aus, welches vermittelst des Rauchs gar leicht zu bewerkstelligen ist. Die beiden Spiegel, in die er öfters hineinzusehen pflegte, geben zu dieser Vermuthung fernern Anlaß. Daß Andere darin nichts entdecken konnten, thut zur Sache nichts; und lehrt der angeführte Schriftsteller, wie dieses vermittelst einer Schnur und einer Rolle gar leicht ins Werk zu richten sei. Der beschworne Stern

am Himmel scheint auch bloß durch gut angebrachte
Hohlspiegel so große und dicke Strahlen geworfen zu

Durch eben dergleichen Hohlspiegel kann man ein
wohin man will, reflectiren lassen, und den Schein her
als wenn eine Antwort, welche eine verborgene Person
einem Bilde gegeben würde. Durch die Reflexion wird
dumpf und hohl, so wie er in dem Aufsatze beschri
und von Schröpfer die Sprache der Geister genannt
Es sind noch viele andere Wege und Mittel bekannt,
dem Schall Gaukelei getrieben werden kann und schon
ben worden ist. Die näheren Umstände müssen an
geben, welcher Mittel sich der künstliche Betrüger bei j
falle bedient habe. Ich begnüge mich, nur Möglichke
geben; und zwar, meines Bedünkens, weit möglichere
keiten, als die bloß metaphysische, welche in dem Aufs
führt wird, daß sowohl gute als böse Geister unmitt
unsere Nerven wirken können. Ich habe nichts wider
physische Möglichkeit, daß der Kaiser von China mit sein
darinen jetzt auf meiner Kinderstube Blindekuh spielte.
aber 10 oder 20 der glaubhaftesten Zeugen jetzt kämen
dieses einbilden wollten, so würde ich versichert sern, s
selbst sich irgend einen Schein haben blenden lassen,
Absicht haben, mich zu täuschen.

Druck von F. A. Brockhaus in Leipzig.

DATE DUE			

STANFORD UNIVERSITY LIBRARIES
STANFORD, CALIFORNIA 94305